Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1874.

Figuren.

Geschichte, Leben und Scenerie

aus

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierte Auflage.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Bayer. Staats-Bibliothek München

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

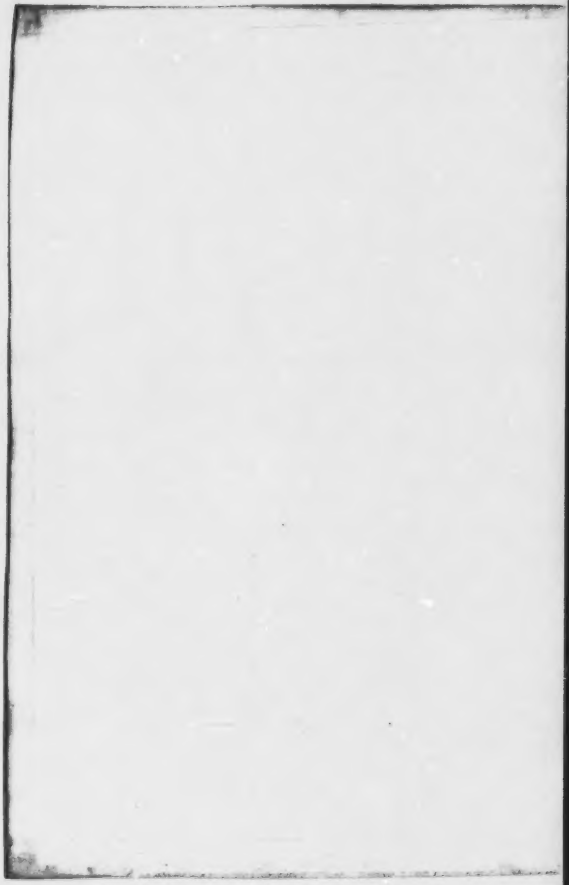
An

Friedrich Althaus

in London.

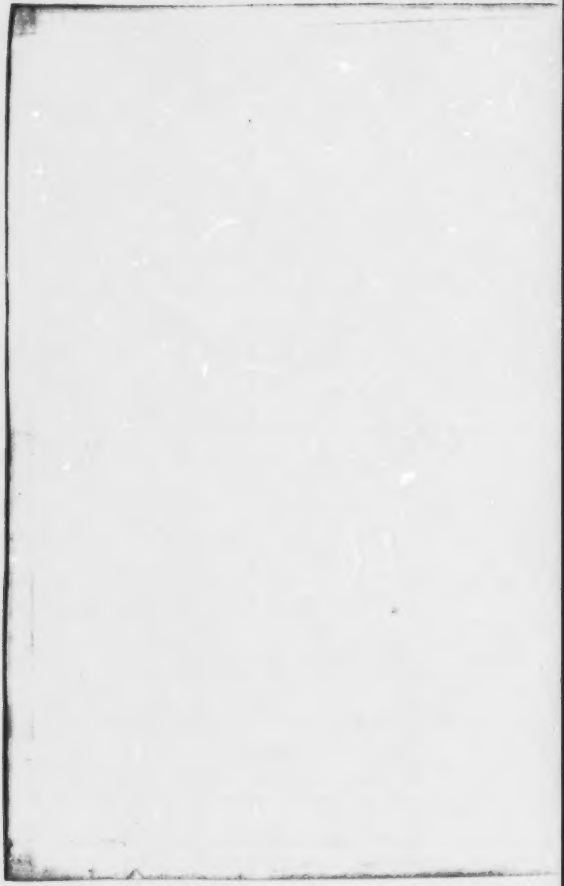
Rom 1855.

Deus nobis haec otia fecit.
Virgil.



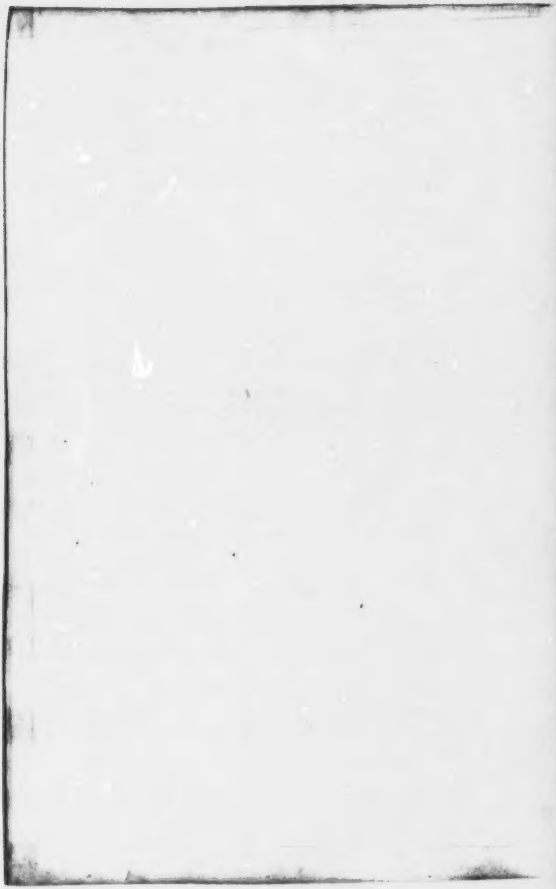
Inhalt.

	Seite
Die Insel Elba	1
Der Ghetto und die Juden in Rom	51
Idyllen vom Lateinischen Ufer	119
Das Cap der Circe	167
Römische Figuren	195
San Marco in Florenz	271
Toscanische Melodieen	303
Die Insel Capri	321



Die Insel Elba.

1852.



Ein mal in der Woche macht zur Sommerszeit das toscanische Staatsdampfschiff „Giglio“ die Fahrt nach Elba, Regierungsdepeschen und Passagiere hinüberzubringen. Sie dauert, von Livorno aus, gegen fünf Stunden, weil sie über Piombino geht, wo das Schiff eine Weile anlegt.

Immer längs der stillen Küste, an den Maremmen hinsegelnd, erfreut man sich der grünen Niederung, die sich zum Meere senkt und nach dem Lande zu durch das Gebirg geschlossen wird, welches die Gegend von Volterra durchzieht. Türme an solchen Stellen, wo ein Landungsplatz sich befindet, wenige kleine Hafenorte, einige Fabrikgebäude und zerstreut liegende Campagnahäuser unterbrechen den einförmigen Strich der Maremmen, welche von Arbutusbuschwäldern und Myrten grünen, und in ihrem Dickicht die reichste Jagd von Wildschweinen hegen.

Zur Zeit der Etrusker standen auf dieser Küste reiche und durch ihre Cultur mächtige Städte von Volaterrä ab bis nach Cäre und bis Veji in die Campagna

von Rom hinunter. Man kommt an dem alten Cecina vorbei, einem noch heute mit demselben Namen bestehenden Ort, hart an der Küste. Weiter südlich lag das berühmte Vetulonia, dann Populonium, eine der mächtigsten Städte der Etrusker, welche ihre Herrschaft auf alle umliegenden Inseln erstreckt hatte. Sie wurde im Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla zerstört, sodaß schon zur Zeit des Strabo von ihrer Größe nichts mehr übrig war als ein alter Turm, einige Tempel und Mauerreste. Ihre Trümmer sieht man auf dem Vorgebirg der kleinen Halbinsel, die das Ufer hier ausstreckt, überwildert von Gestrüpp und Haidekraut; eine kleine befestigte Ortschaft liegt auf ihrer Stelle. Um die Halbinsel von Populonium segelnd, kommt man in den Hafen von Piombino.

Diese kleine Stadt von kaum 1200 Einwohnern war einst die Herrschaft des Hauses Appiani und im Jahr 1805 des Corsen Felix Bacciochi, Herzogs von Lucca und Piombino, und Gemals der Elisa Bonaparte. Nach dem Aussterben der Appiani im Jahr 1631 kam das Fürstentum an Spanien, und 1681 an Hugo Buoncompagni-Ludovisi, dessen Nachkommen es seit 1815 wieder besitzen unter toscanischer Oberhoheit. Die kleinen Gassen der Stadt mit ihren gelben Häusern, das fürstliche Schloß auf der Höhe, schwarze Mauern und ein verwitterter Turm auf einer zerrissenen Klippe am Hafen schauen einsam in das Meer hinab. Die Aussicht von der Stadt ist eines Herrschersitzes wert; ein ganzer Archipel liegt vor den Blicken, schöne Eilande in der blauen Meeresfläche, Giglio, Cervoli Palmarola, Elba und Corsica. Gerade gegenüber, nur eine halbe Stunde

entfernt, erhebt Elba seine mächtigen Bergmassen, die turmgekrönten Inseln Cervoli und Palmarola vor sich.

Je näher man Elba kommt, desto rauher erscheinen seine Felsen; von Ortschaften ist kaum eine Spur zu sehen, außer einem kleinen Hafenort, den man linker Hand liegen läßt. Die Ufer schroff und von einer finstern Majestät. Hoch oben, auf der höchsten Spitze eines Bergs, steht kühn ein grauer und uralter Turm, vom Volk Torre di Giove genannt, ein ehrwürdiges Wahrzeichen für den Schiffer, der auf diese Napoleonsinsel zusteuert.

Nun fliegt das Schiff um ein Vorgebirg, und nicht gering ist die plötzliche Ueberraschung. Denn mit einem mal zeigt sich der große schöne Golf von Porto Ferrajo, ein herrliches Halbrund, amphitheatralisch von hohen Bergen eingefaßt, deren Abhänge bis zum Meer bedeckt sind mit Gartenhainen und Villen, mit Landgütern und Kapellen, unter Cypressen, hohen Aloeblumen, und grünschattigen Maulbeerbäumen. Zur Rechten wird der Golf von einer Halbinsel umzogen, deren Isthmus sehr schmal ist, und auf dieser liegt Stadt und Hafen Porto Ferrajo, das alte Argous und das spätere Cosmopolis, ein schönes Denkmal des glücklichen Cosmus I. aus dem Hause Medici, und das Gefängniß Napoleon's.

Ich betrat die Stadt mit dem Gefühl, in eine historische Idylle einzutreten. Die großen und ernsten Linien des schönen Golfs haben etwas Feierliches, die Stadt auf der Halbinsel, so graziös toscanisch, hat Alles von ländlicher Einsamkeit und weltabgeschiedenem Behagen.

Die Straßen sind zusammengedrängt, doch über-

ſchaulich; die kleinen Plätze und Orangengärten, die ſich frei und luſtig den Berg hinaufziehen, laden zum Bleiben ein. Die ganze Stadt ſchimmert in einer hell gelben Grundfarbe, welche zu dem friſchen Grün der Bäume und dem tiefen Blau des Meeres heiter ſtimmt. Ein paſſender Aufenthalt für entthronte Könige, ihre Memoiren zu ſchreiben!

Auch die Türme und Baſteien dreier Forts, Stella, Falcone und Caſtell' Inglese, ſehen nicht düſter aus. Zu ihren Füßen liegt der kreisrunde Hafen, mit guten Quais eingefaßt, ein Werk des Cosmus von Medici. Durch die Tromba, das prächtige Tor in der Mitte, tritt man in die Stadt, nachdem man mit Befriedigung die vielverheißende Inſchrift geleſen hat:

Templa Moenia Domos
Arces Portum Cosmus Med. Florentinorum Dux II
A Fundamentis Erexit A. D. MDXLVIII.

Alles hat demnach jener glückliche Cosmus hier erbaut, Tempel, Häuſer, Mauern, Burgen und Hafen — und Napoleon zu bauen nichts übrig gelaſſen, als die Luftſchlöſſer eines neuen Kaiſerreichs.

Das Schiff landet an der Treppe, von welcher er ſich einſt mit ſeinen Garden nach Frankreich einſchiffte; eine Scene, die ſich die Einbildungskraft ſofort wiederherſtellt; und wie oft, und wo nicht in aller Welt, haben wir jenes Gemälde betrachtet: Napoleon's Einſchiffung auf Elba? Aber das Auge blickt immer zu der zierlichen Stadt empor und ſucht ihre einzige Merkwürdigkeit, die Wohnung des verbannten Kaiſers.

„Seht ihr's nicht droben liegen, das gelbe freundliche Haus unter dem Stella-Fort? Es ſchaut gerade her zum Hafen; ſeht dorthin, wo die Schildwache an dem Schilderhaus davorſteht.“

„Jenes mit den kleinen Fenſtern? Welches Tuilerienſchloß für einen Pygmäenkönig! Es gleicht einem Gartenpavillon.“

„Das iſt der Palaſt des Kaiſers und heute das Haus des Gouverneurs.“

Eine Barke bringt uns an den Quai, auf dem Bewohner der Stadt ſich neugierig verſammelt haben. Da gibt es keine Zudringlichkeit wie in Livorno, wo man vor Barcarolen und Facchini ſeines Lebens nicht ſicher iſt; Alles iſt ſtill, beſcheiden und zufrieden. Aus dem Tor tritt man durch eine Gaſſe, welche Fiſch- und Gemüſemarkt iſt, auf die Piazza d'arme, einen langen und ſchmalen Platz, an deſſen Ende die Hauptkirche der Stadt liegt. Die lautloſeſte Sonntagsſtille herrſcht hier, eine wahrhaft idylliſche Stimmung und Lebensbehaglichkeit. Die reinlichen Häuſer ſind mit Blumen geſchmückt, und von der Bedürfnißloſigkeit der Bewohner zeugen die kleinen Verkaufsläden, das Kaffeehaus und der anſpruchsloſe Gaſthof L'ape d'oro, in welchem ich mit meinem Reiſegefährten einkehrte. Ein einfaches Speiſezimmer, ein paar ſchlichte, ganz ſchweigſame Tiſchgäſte, ein mittelmäßiger Inſelwein, ein dürftig Mittagsbrot und ein billiger, freundlicher Wirt.

Wir finden keine Ruhe, ehe wir nicht zur Wohnung Napoleon's hinaufgeſtiegen ſind. Sie liegt zwiſchen dem Fort Stella und dem Falcone hoch auf dem Ufer, ſo

daß sie mit der Vorderseite auf den Golf, mit der Hinterseite auf's Meer nach Piombino blickt, und eine sehr schöne Aussicht gewährt. Aber dieser Blick in das sonnige weite Meer und auf die lockenden Küsten Italiens ist für einen verbannten Kaiser zu aufregend.

Das Haus besteht aus einem platten Mittelgebäude von zwei Stockwerken mit vier Fenstern in der Fronte und zwei kleinern Seitenflügeln, welche beträchtlich niedriger sind. Durch diese geht man in das Innere, denn das Mittelgebäude hat keine Thür. Eine Mauer umschließt den kleinen Garten, in welchem Napoleon seine Morgen- und Abendspaziergänge zu machen pflegte. Citronenbäume, Blumen, ein paar Marmorbilder im Grün, das ist der ganze Reichtum des kaiserlichen Gartens von Elba. Napoleon selbst hat ihn angelegt und mit Akazien geschmückt. Mir erschien es sehr charakteristisch, daß ich in ihm Kanonen aufgestellt fand. Da der Garten zum Bereich des Stella-Forts gehört, dient er zugleich als Schanze, und ohne Zweifel standen dort die Kanonen schon zur Zeit Napoleon's unter den Blumen aufgepflanzt; waren sie doch die Lieblingspflanzen des Kaisers, ihm schöner duftend als Rosen und Orangenblüten, und so mag man ihn hier in seinem kleinen Kanonengarten umherwandelnd denken, stillstehend an einer Haubitze, brütend, Entschlüsse abwägend, auf das Meer spähend, wo die Küste Italiens dem Blick greifbar ist, und hinüberforschend nach dem Continent, dem Schauplatz seines Ruhms, welcher ihm seine Thaten zuruft, seine Thatlosigkeit anklagt, und seine Seele beständig anstachelt: Cäsar, du schläfst!

Aber gestehen wir es, das Bild Napoleon's auf Elba

erhebt uns nicht allzu sehr. Die Heldenkraft eines einzelnen Menschen, welcher gegen die Welt kämpft und trotzig das Schicksal herausfordert, ist immer bewundernswert; aber sie läßt kalt, wenn sie nicht mehr den sittlichen Ideen und Zwecken der Geschichte, sondern nur dem eignen und kleinen Egoismus dient. Die Geschichte hatte Napoleon beseitigt; wie er sich von Elba erhob, erschien er als ein Mann, der in der Welt nichts mehr zu thun hatte und von ihren Interessen abgelöst war; sein Kampf war titanisch, wie der des Einzelnen gegen die Weltordnung sein mußte; sie zerbrach ihn, wie ein Rohr, das ein rollendes Rad zerknickt. Dies ist der tragische Sinn von Elba und von den Hundert Tagen.

Napoleon auf Sanct Helena ist wieder eine ganz andere Gestalt. Da erregt er die tragische Wehmut, gleich dem Helden eines großen Trauerspiels, den wir sterben sehen mit einer von Leidenschaften gereinigten und versöhnten Seele.

Wie sonderbar! Es gibt in diesem tyrrhenischen Meer noch ein zweites Felseneiland, welches als Verbannungsort eines Kaisers fort und fort in der Geschichte einen unsterblichen Namen tragen wird. Dies ist Capri, die Einsiedelei des furchtbaren Tiberius. Elba und Capri, Napoleon und Tiberius sind zwei widerspruchsvolle Kehrseiten der Despotie; dort ein Kaiser, gewaltsam auf die kleine Insel verbannt, der aus der unerträglichen Enge wieder in die Weltgeschichte sich zurücksehnt, nimmer satt von Herrschaft oder Heldenthaten; hier ein Kaiser, der unbestritten die Welt besitzt und sie gleichsam mit einem Wink seiner Augenbrauen lenkt, und der sich mit einem

halb ironischen, halb furchtsamen Lächeln freiwillig auf die kleinste Felsenscholle seines Reichs verbannt, als ein Eremit zu leben.

Wahrlich, es war eine kindliche Naivetät der Mächte von 1814, Napoleon nach Elba zu verbannen. Man möchte versucht sein, diesen unschuldigsten Gedanken der größten Politiker Europas aus einer romantischen Anwandelung zu erklären. Wenigstens überkam mich der einzige Sinn, der in Napoleon's Verbannung nach Elba liegt, plötzlich, als ich auf den Eisengruben von Rio stand, und ich sagte mir, daß die hohe Diplomatie von 1814 sehr poetisch gedacht habe, den Schlachtengott Napoleon auf diese Eiseninsel zu verbannen. Aus ihren unerschöpflichen Erzlagern haben sich die Völker seit mehr als 20 Jahrhunderten Waffen geschmiedet, und Rom, welchem einst Porsenna, König jener Etrusker, die zuerst die Erze Elbas verschmiedeten, die Bedingung gestellt hatte, das Eisen fortan nur zum Ackergerät zu verwenden, hat mit dem Eisen dieses Eilands die Welt bezwungen.

Durfte man glauben, daß der Beherrscher von halb Europa, der sich gewöhnt hatte, mit Königskronen zu spielen, urplötzlich in einen pensionirten Offizier sich würde verwandeln können, welcher auf einer idyllischen Insel Kohl pflanzt, Vögel abrichtet, ein paar Grenadiere als erinnerungsvolles Spielzeug gebraucht und Sonntags mit seinen Nachbarn auf die Jagd geht? Dachte man an Diocletian, an Tiberius, an Karl V.? Müde Herrscher legen das Diadem ab, weil es drückend ist, und nachdem sie selbst gesättigt wurden; aber auch die wucht-

vollſte Krone hat noch nie dem Haupt eines Mannes zu ſchwer geſchienen, der ſie als Emporkömmling dem Glück abgerungen hatte. Solche Menſchen können zu herrſchen nicht aufhören, ehe ſie nicht demſelben Schickſal im Kampf erlagen. Wunderlicher Einfall alſo, den corſiſchen Löwen auf dieſes Eiland, ins offene Meer zwiſchen Frankreich und Italien hinzuſetzen, gerade in den Brennpunkt ſeiner Herrſcherleidenſchaften.

Es liegt indeß ein tiefer fataliſtiſcher Sinn in dieſem Ort von Napoleon's Verbannung. Das Fatum, welches große Menſchen ſtürzt, iſt in der Regel von einer tragiſchen Ironie. Es pflegt ſeine Opfer in ihren eigenen Anfang zurückzuſtürzen und dann zu erſchlagen, wenn ſie die Götter des Glücks zum zweiten mal verſuchen. Wenn Napoleon einen jener gewaltigen Berge von Marciana erſtieg, ſo konnte er von ihrem Gipfel Corſica ſehen, nahe vor ſich mit ſeinen Städten, Wäldern und Bergen, mit tauſend Stellen, die ihm ſeine Jugend ins Gedächtniß riefen. Der Anblick mußte ihm ſchmerzlich ſein. So fand er ſich gegen das Land zurückgeworfen, aus welchem er als junger Menſch ausgegangen war, nur erſt ein namenloſer Sohn der Fortuna, mit ungewiſſer Sehnſucht nach großen Thaten. Dies war unerträglich. Er mußte den fataliſtiſchen Ring zerbrechen; aber die Ironie des Schickſals ward er doch nicht los, denn es erſparte ihm nicht, daß er von Elba nach Frankreich wiederum in der Geſtalt des Abenteurers auszog, in welcher er einſt von Corſica in die Welt gegangen war.

Als die Marſchälle Macdonald und Ney Napoleon in Fontainbleau anzeigten, daß er als Souverain Elba

oder einen andern Ort, etwa Corsica, zu wählen habe, rief er heftig aus: „Nein! nein! Ich will nichts gemein haben mit Corsica!" Es gehört wenig Psychologie dazu, hier in seiner Seele zu lesen. „Die Insel Elba! Wer kennt die Insel Elba? Man suche mir einen Offizier, welcher Elba kennt! Man zeige mir Karten, welche mir die Lage Elbas nennen!" Elba — doch — Elba! Und ein Gedanke ging durch seine Seele. Die Günstlinge seiner Schwester Elise von Toscana waren es, welche Elba vorgeschlagen hatten, da es Toscana so nahe lag; und so ging er, als Resultat so vieler welterschütternder Kämpfe endlich die lächerliche Herrschaft einer kleinen Insel anzutreten.

Am 20. April 1814 nahm er von seiner Garde Abschied. Man mag es verzeihen, an Altes und Bekanntes zu erinnern. Ruft man sich doch gern das Bild eines außergewöhnlichen Menschen zurück, zumal in seinem Sturz. Denn an solchem Schauspiel erhebt sich die Seele zur weisern Betrachtung des Lebens und seiner ewigen Ordnung. Wenn kleine Menschen von der Höhe der Großen, worauf sie nicht ureigne Kraft, sondern nur die Schwachheit der Zeit stellte, stürzen, dann gibt es ein Ende mit Schrecken, doch kein tragisches. Vielleicht ist Napoleon's Fall die größte Tragödie der Weltgeschichte.

Was sagte dieser Mann, als er von seinen Garden, das ist von seinem Kriegshandwerk, Abschied nahm? Seine Worte sind gemischt aus Unwahrheit und Wahrheit, aus Politik und Sentimentalität. Die ganze Abschiedsscene ist höchst charakteristisch, weil sie ganz thea-

tralisch ist. Um die Figur Napoleon's hängt überhaupt viel mehr Theaterpomp und Bühnengoldbrocat, als um die des Alexander und die des Pompejus. „Seid treu dem neuen Könige, welchen Frankreich sich gewählt hat", so sagte er zu den weinenden Garden; „verlaßt nicht unser teures, zu lange Zeit unglückliches Vaterland. Weint nicht um mein Loos; ich werde immer glücklich sein, wenn ich weiß, daß ihr es seid. Ich hätte sterben können — nichts war leichter für mich; aber ich will ohne Aufhören dem Pfad der Ehre folgen. Noch habe ich zu schreiben, was wir gethan haben. Ich kann euch nicht Alle umarmen. Doch ich will euern General umarmen. Kommt, General . . . (er schließt den General Petit in die Arme). Man bringe mir den Adler . . . (er küßt den Adler). Teurer Adler! Möchten diese Küsse alle Braven im Herzen fühlen . . . Lebt wol! meine Kinder . . . meine Wünsche werden euch immer begleiten . . . Bewahrt mein Andenken."

Am 27. April langte er, in elender Verkleidung, den Mordanschlägen der Provence entronnen, in Fréjus an, zurücklaufend seines Glückes eigene Straße. Die er einst von Aegypten her als Triumphator durchflogen, hatte er jetzt durcheilt als Postillon, als Lakai gekleidet.

Ein französisches und ein englisches Schiff lagen dort im Hafen bereit. Er wählte das englische. Am 5. Mai landete er in Porto Ferrajo; sieben Jahre später sollte er an demselben Tag auf einer fernen Insel im Ocean, deren Namen er kaum noch gehört hatte, sterben.

Es war 6 Uhr des Abends: ein südlich schöner Tag. Das Volk von Elba, seine Untertanen, standen auf dem

Quai. Arme Menschen in schafwollenen Jacken, die phrygische Mütze in der Hand, erwarteten sie verdutzt, scheu und neugierig den großen Mann, welcher die Welt bezwungen und Länder und Kronen verschenkt hatte, wie andere Könige Ringe und Ordenskreuze verschenken, als ihren eigenen Herrscher, als Fürsten von Elba. Eine Musikbande spielte auf, wie zu einem Schäferspiel. Napoleon blieb mißmutig die Nacht auf dem Schiff. Wie muß er sich nicht beengt gefühlt haben in diesem umzirkelten Golf, welchen die Felsenberge gefangen halten!

Als er das Ufer betrat, empfing ihn der bisherige französische Commandant Dalesme. Ihm hatte er seine Ankunft gemeldet und geschrieben: „General, ich habe meine Rechte den Interessen des Vaterlandes geopfert und mir die Besitzung und die Souveränetät der Insel Elba vorbehalten; macht den Einwohnern bekannt, daß ich ihre Insel zu meinem Aufenthalt wählte, sagt ihnen, daß sie immer der Gegenstand meines lebhaftesten Interesses sein werden."

Elba fortan der Gegenstand seines lebhaftesten Interesses! Eine Austerschale für die ganze Welt!

Der Bürgermeister und die Aeltesten von Porto Ferrajo stellten sich dar mit den Schlüsseln der Stadt. Der Kaiser empfing sie. Es war dieselbe Scene, die er so oft erlebt hatte, vor Berlin, vor Wien, vor Dresden, vor Mailand, vor Madrid, vor Moskau — nur die Schauspieler waren andere geworden . . . ein armer stammelnder Bürgermeister von Porto Ferrajo, und ein paar Aelteste des Städtchens.

Napoleon zog in das Haus des Gouverneurs, und dies eben iſt jener kaiſerliche Palaſt mit dem kleinen Kanonengarten und den kleinen Blumenſtücken. Er fing ohne Säumen den Ausbau an. Ich ſah in ihm einen ſchönen Speiſeſaal und etwa 10 bis 12 kleinere und größere Gemächer, welche gegenwärtig der Governator der Stadt und Feſtung bewohnt. Im Schlafzimmer Napoleon's hängen Kupferſtiche, welche Scenen aus Aegypten darſtellen, und im Arbeitszimmer ſteht noch ſein Schreibepult. Das war nun des Kaiſers Tuilerienſchloß, das Miniaturbild ſeiner Herrſchaft, und im Verhältniß dazu ſtand auch ſein Hof. Großmarſchall des Palaſts war Graf Bertrand; der Graf Cambronne, der Artilleriegeneral Drouot und Andere bildeten den Hof, der im ganzen Haushalt 35 woltitulirte Chargen zählte.

Wahrlich, der Aufenthalt in Elba glich der Villeggiatur eines römiſchen Kaiſers, der ſich dem Ceremoniel des großen Hoflebens in der Hauptſtadt entzieht und mit wenigen Vertrauten und Dienern Luft und Ruhe ſchöpfen geht nach Antium oder nach Bajä. Aber nein, dieſe Luft von Elba war für das Gefühl Napoleon's vielleicht drückender, als jene auf der Scholle von Sanct Helena, die er mit völliger Reſignation betrat.

Man hatte ihm 700 Mann Garde zu Fuß und einige 80 Mann zu Pferde als Spielzeug überlaſſen. Nun denke man ſich dieſes Häuflein von Veteranen beiſammen, wie Schiffbrüchige auf eine Inſel verſchlagen und dort am Strand gelagert. Wer zuhörte, was dieſe rauhen Männer, Franzoſen, Corſen, Italiener, Polen, miteinander redeten, konnte die wunderbarſten Dinge hören und Bilder der

halben Erde an sich vorübergehen sehen, die Pyramiden, die fürchterlichen Eisfelder von Rußland, die Alpen, Leipzig, Marengo, die Sonne von Austerlitz, Eylau und was nicht Alles — Namen wie Ney — o, auch Ney, das schmerzt — Marmont — Bernadotte, das grimmt das alte Kriegerherz — — der falsche prächtige Murat! Was ward aus Murat? O, der ist drüben in Italien noch ein König! Wenn ein Schiff zwei, drei Tage läuft, so kann man ihm die Hand reichen. „Pazienza", sagt der Italiener — „Vive l'Empereur!" ruft der Franzose — „Noch ist nichts verloren", sagt der Pole. Manches mal wird exercirt, der Kaiser hat das Handwerk nicht verlernt. Brav wird mit den Kanonen gefeuert. Aber die Kanonen krummen doch nur in den Wind. Das ist eine schlechte Musik.

Man muß eine Unternehmung ausführen. Der Kaiser von Elba wollte sein neues Reich gleich in der ersten Zeit kennen lernen, und in Begleitung des englischen Botschafters Niel Campbell durchritt er die Insel. Man will wissen, daß er aus Furcht vor Meuchelmord ihn und Bewaffnete mit sich nahm. Er fürchtete besonders den Commandanten von Corsica, Brulart, welcher ehemals Hauptmann der Chouans und Freund George Cadoudal's gewesen war, und jetzt wie zu Napoleon's Hohn Corsica befehligte. In ein paar Tagen hatte der Kaiser sich überzeugt, daß sein Reich nicht groß sei; aber er faßte den Plan, zu bauen, Wege, Wasserleitungen, Verbesserungen anzubahnen. Er wollte Elba verschönern, wie Tiberius einst Capri verschönert hatte. Der unruhige

Geiſt ſchmachtete nach Beſchäftigung, und die Zeit mußte vertrieben werden.

Napoleon auf dem kleinen Elba bauend und Wege in das Geſtein bahnend iſt ein tief gedankenvoller Mann, welcher Figuren und Linien in den Sand zeichnet; er iſt der alte Fritz, nach der verlorenen Schlacht auf der Brunnenröhre ſitzend und mit dem Stock ſo vor ſich hin grabend.

Sein Blick fiel auf die Klippe Palmarola. Vierzig Garden ſchickte er aus, dieſe Inſel zu nehmen, was ihnen Niemand wehrte, da Niemand darauf wohnte. Die alten Garden ſetzten einen Turm darauf, und ſo war das Reich vergrößert.

Auch jene kleine und öde Inſel Pianoſa, wohin einſt Auguſt ſeinen Enkel Agrippa Poſthumus verbannte, welchen Tiberius bald darauf durch abgeſandte Mörder erwürgen ließ, beſetzte Napoleon und bewehrte ſie mit einer Schanze, vielleicht angelockt durch jene alten Kaiſernamen, oder durch das Loos Agrippa's, mit dem er ſein eigenes vergleichen mochte.

Er baute Magazine, Quais, ein paar Pferdeſtälle, eine Waſſerleitung, ein Lazaret, ja ſelbſt das kleine Theater in Porto Ferrajo, wo er ſeine kaiſerliche Loge hatte, ſo gut wie in Paris. Für ſich ſelbſt legte er in der Campagna eine Villa an. Rechts vom Golf führte eine von ihm gebaute Straße zu dieſem Verſailles von Elba. Dahin ging oder ritt der Kaiſer gern und unterhielt ſich oft mit den Landleuten, die des Weges kamen, ihre fruchtbeladenen Eſel vor ſich hertreibend. Das Tal,

in welchem die Villa San Martino steht, und wo einst Scipio Nasica einen Palast gehabt haben soll, ist sehr reizend. Es liegt den grandiosen Bergen im Schoos, die sich nach der corsischen Seite zu erheben. Ein Bach schlängelt sich durch die grüne Tiefe; zu beiden Seiten üppige Fülle von Baumwuchs, viele Häuser im Grün zerstreut, und wohin das Auge blickt, ein reicher Segen von blauen schwellenden Trauben, als stände man auf der Campagna Felice von Neapel. Wer ein zufriedenes Herz hat, mag dort glücklich wohnen. Es gibt das ganze Jahr hindurch Rosen; die Lüfte sind mild und würzig, und wo sich das Tal gegen Porto Ferrajo öffnet, stralen Golf und Meer dem Blick entgegen.

Die Villa gehört heute dem Fürsten Demidoff. Dieser russische Krösus baut sie zu einem Napoleonsmuseum um. Es soll prächtig werden, mit Hallen von Marmor und Feensälen, worin man sämmtliche Thaten des Kaisers an den Wänden al fresco sehen wird. Napoleon selbst, der die Orangenbäume um die Terrasse des Landhauses pflanzte, begnügte sich, den Speisesaal in ägyptischem Stil ausmalen zu lassen; überhaupt war ihm die Erinnerung an Aegypten, wie es scheint, die liebste seines Lebens, denn sie war das romantische Heldengedicht seiner Jugend. Heute hat Demidoff alle erdenklichen Reliquien, die sich auf Napoleon's Geschichte beziehen, gesammelt, und er wird sie in den Zimmern von San Martino aufstellen. Eine lebendige Reliquie Napoleon's, in deren Besitz der Principe gewesen ist, wird er aber in dieser Villa nicht aufstellen, weil er sie, wie man sagt, nicht wol gehalten hat, ich meine seine frühere Gemalin,

Mathilde Bonaparte, Tochter des Exkönigs Jérôme, Reliquie von Westfalen.

Wenn die Reliquien alle aufgestellt sein werden, so wird, sagten mir die Arbeiter an der Villa, der Fürst auf seine Kosten jeden Freitag ein Dampfschiff von Livorno nach Porto Ferrajo abgehen lassen, und dann kann die ganze Welt mitfahren, die schönen Sachen zu sehen. Jetzt aber darf Niemand hinein, und steht das auf der Warnungstafel aufgeschrieben. Und so konnte ich das Innere der kleinen bescheidenen Villa nicht betreten.

Wie ich nach Porto Ferrajo heimkehrte, tröstete mich dafür der schöne Mondschein, welcher viele Dinge zu erzählen weiß. Ruinen, gleichwie Erinnerungen jeder Art, lassen sich am besten beim Mondschein betrachten und bedenken; der Zauber eines zweifelnden Lichts stimmt so wol mit Allem, was vergänglich ist.

Kann man Napoleon lieben? Wird nach tausend Jahren eine Menschenseele auf irgend einem Schauplatz seines Lebens durch die Erinnerung an ihn zu Tränen der Wehmut gerührt werden? Ich weiß es nicht; ich glaube es nicht.

Es gibt einen großen Namen in der Geschichte, welcher zur Hälfte wie Napoleon klingt, er heißt Timoleon. Ich gestehe es, die Erinnerung an diesen Menschen preßte mir eine Träne der Liebe aus, als ich auf dem Theater von Syrakus an ihn zurückdachte. Wie würde sich Napoleon vor diesem Griechen gefürchtet haben, der ihn nach Korinth geschickt hätte, voll strenger Verachtung, wie den Tyrannen Dionys. Andere Zeiten, andere Größen. Napoleon schwärmte in der Jugend für

dieſen Helden des Plutarch; als er ſelbſt Kaiſer geworden war, ſchalt er den Tacitus grämlich, und hielt er dem Tiberius eine Lobrede.

Man hat ihn ſo oft mit dem gefeſſelten Prometheus verglichen, daß dieſes Bild ſchon eine abgebrauchte Phraſe iſt; aber es paßt doch ganz vortrefflich auf dieſen verbannten Heros, der die Ketten von Elba zu zerreißen im Stande war, bis ihn Kraft und Gewalt mit unauflöslichen diamantenen Feſſeln an die Klippe von Sanct Helena ſchmiedeten. Nach welchen Rieſenkämpfen! Blücher und Wellington mußten dies Genie bezwingen, als Kraft und Gewalt gegen einen Halbgott losgelaſſen. Der Huſarengeneral Blücher, in der Hand des Schickſals als Mittel gebraucht, Napoleon zu ſtürzen, oder ſagen wir in niederer Redeweiſe zu „ſchlagen“, denn was konnte ein ſo wackerer Mann wie Blücher anders, als tüchtig zuſchlagen . . . das iſt ein bitterer Hohn. Aber die Natur braucht die größten Kräfte, will ſie etwas bilden und entwickeln, die geringſten, will ſie vollenden und vernichten.

Napoleon mußten die Wochen, die ihm in Elba hinſchlichen, wie Jahrwochen erſcheinen. Er klagte oft bitterlich zu Campbell, und zumeiſt weil ihm Weib und Kind entriſſen ſeien, ihm eine Gunſt verſagt ſei, welche doch dem elendeſten unter den Verbannten aus Menſchlichkeit gewährt werde.

Seine Mutter kam im Sommer. Wie fand Lätitia Ramolino ihren Sohn wieder? Von der Höhe des Glücks war auch das eitle Mutterherz herabgeſtürzt, aber es brach nicht — das edlere Herz Joſephinens war ge-

brochen, 30 Tage nach Napoleon's erstem Fall, in Malmaison. Auch Pauline Borghese, seine Schwester, kam, einst die neue Helena der Welt, eine schöne Hetäre, zu deren Füßen gekrönte Herrscher lagen, jetzt auf der Campagna von Elba verschollen.

Viele Personen kamen und gingen geheimnißvoll. Die sieben Häfen der Insel waren noch nie so belebt gewesen. Während der neun Monate liefen 1200 Schiffe ein, und 800 Italiener und 600 Engländer waren angekommen, den Mann von Elba zu sehen, darunter viele Offiziere in italienischen, englischen, französischen Uniformen, bald von Marseille, von Corsica, bald von Genua und Livorno, oder von Neapel, von Civita Vecchia und Piombino her. Mit allen unterhielt sich Napoleon geistreich und witzig, und ließ sich von Jedem über die Zustände seines Landes oder den Continent Bericht erstatten.

Eines Tags kam eine fremde Dame mit einem kleinen Knaben nach Porto Ferrajo. Der Kaiser empfing sie mysteriös. In der Campagna ward sie einlogirt, und nach wenig Tagen war sie mit dem Knaben nach Italien hinweg, geheimnißvoll wie sie gekommen war. Man sprach Allerlei, nur Wenige wußten, wer die Erscheinung gewesen, aber sie hatte sich den Blicken nicht entziehen können. Man wird sich leicht vorstellen, daß Napoleon auf Elba in der Lage eines interessanten Mannes sich befand, der sich in einer kleinen Provinzialstadt aufhält, und von allen Augen verfolgt und von allen Zungen beredet wird. Jene fremde Dame war eine polnische Gräfin, der Knabe Napoleon's Kind, die Frucht einer zarten Schäferstunde in dem rauhen Polen. Ich

weiß nicht, wie es dem Kinde weiter erging, aber ich glaube, im Monat December 1852 erſchien dieſer Knabe als officieller Botſchafter Frankreichs vor der Königin Victoria von England und zeigte ihr an, wie die Weltgeſchichte trotz Elba und Sanct Helena wieder bonapartiſch geworden ſei, denn acht Millionen Franzoſen hätten Ludwig Bonaparte, Sohn und Reliquie des Exkönigs von Holland, aus Rührung zum Kaiſer Frankreichs ausgerufen.

Es iſt ein Traum. Die Weltgeſchichte träumt, wie der Einzelne, bisweilen von alten Liebſchaften und von alten Schickſalen. Im Jahre 1852 träumte ihr von Napoleon.

Der Kaiſer indeß wurde auf Elba von Tanten und Baſen, wie man ſagt, beſchändet. In ganz Italien ſprach man davon, daß ein gewiſſes Fräulein Bantini ſein Herz erobert habe, daß er ſie in romantiſchen Stunden empfange, auf der Villa wie in ſeinem Palaſt, ja daß ſie bereits einen zweiten jungen Napoleon unter dem Herzen trage und ſich deſſen ſchließlich ſelbſt berühme. Dieſes Fräulein war die Tochter eines Gutsbeſitzers auf Elba, eines Mannes, der ehemals Bürgermeiſter in Porto Ferrajo geweſen war; er war wiederum Schwager eines Herrn Cornelio Filippi von Livorno; dieſes gewiſſen Cornelio Schweſter aber war eine wahre Meſſaline, erklärte Buhſchaft des Engländers Grant, eines Kaufmanns in Livorno, und dieſer Grant war wiederum ein wütender Feind Napoleon's und Helfershelfer des Spions Giunti u. ſ. w. Da haben wir eine Schandgeſchichte aus Elba.

Das Geld fing übrigens zu mangeln an. Napoleon's Einkommen belief sich auf kaum 400,000 Francs. Denn was ihm im Vertrag zu Fontainebleau verbrieft worden war, eine jährliche Rente von 2,500,000 Francs, zahlte Frankreich, dem Vertrag zuwider, nicht. Der Kaiser beschwerte sich, und Lord Castlereagh remonstrirte für ihn; aber die französische Regierung zögerte, und sie zahlte nichts. Sie ahnte wahrscheinlich, daß der Verbannte ihre Gelder zu irgend einem Staatsstreich verwenden könnte, mindestens fürchtete man einen Einfall in Italien; denn daß er eine Landung in Frankreich versuchen würde, fiel Niemanden ein.

Hier auf Elba, in der unmittelbaren Nähe Frankreichs und Italiens, mußten sich dem Geist des gestürzten Kaisers wie von selbst beide Länder als Schauplätze einer möglichen Restauration darbieten. Wie mag er in diesem Garten, in diesem Cabinet und in jener Villa auf- und abgegangen sein, die Hände auf dem Rücken, und in der Wagschale abgewogen haben hier Frankreich und dort Italien, hier die Erneuerung einer alten Laufbahn oder eines Reichs, das er besaß, dort eine ganz neue Laufbahn, eine ganz neue, erst zu stiftende Monarchie.

Verweilen wir einen Augenblick; denn hier ist eine geheimnißvolle Stelle in der Geschichte Napoleon's, die etwas ungemein Anlockendes für die Vorstellung hat, wie jede Möglichkeit von großem Charakter. Eine Minute lang, so kann man sagen, schwebte der Geist einer unberechenbaren Zukunft über Italien, während Napoleon auf Elba saß.

Denn was wären die Folgen gewesen, wenn dieser

Mann seine Richtung auf Frankreich plötzlich aufgab, und er, ein Italiener, in Italien auftrat, in einer neuen Gestalt, als Ordner und Vereiniger dieser schönen Länder, als ein römisch-italienischer Kaiser in der Weltstadt Rom, auf dem Capitol?

Es ist unzweifelhaft, daß ein solcher Plan gefaßt wurde; aber wie weit Napoleon selbst mit den Agenten einer italienischen Union, welche in Turin ihren Mittelpunkt hatten, in Verbindung stand, ist trotz aller Enthüllungen schwer zu ermitteln. Jener Entwurf eines constitutionellen Kaiserreichs in Rom, an dessen Spitze Napoleon zu berufen sei, wie er in den Köpfen der italienischen Unitarier entstand, klingt heute nicht chimärischer, als im Jahr 1814. Es sollte Napoleon römischer Kaiser sein, die Könige von Sardinien und Neapel mit Geld entschädigt werden, die Hauptstädte Mailand, Venedig, Florenz, Neapel, um ihren localen Patriotismus zu befriedigen, zu Vicekönigtümern gemacht werden, die Nationalversammlung ihren Sitz wechseln. Der Papst ward zu einem Phantom erklärt, dessen man sich zu entledigen habe. Dies war das italienische Project; zu seiner Ausführung konnte ein Krieg dienen. Denn Murat, damals noch König von Neapel, sollte in Krieg mit Frankreich verwickelt werden, und Napoleon im Augenblick des Zusammenstoßes erscheinen, wo er dann unfehlbar sich beider Armeen würde bemächtigt, Italien vereinigt und die Bourbons von Frankreich zu seiner Anerkennung gezwungen haben.

Doch genug dieser Träume. Napoleon hielt, wenn er ihnen das Ohr lieh, Italien in Spannung; und in

der That, seine Landung auf der Halbinsel hätte Alles in Taumel versetzt. Ohne Zweifel würde er sich nach Italien geworfen haben, wenn ihm Frankreich keine Aussicht bot. Aber was ihm seine Agenten von dort berichteten, zeigte ihm klar, daß es nur seiner Landung bedurfte, um die bourbonische Restauration wie einen Nebel zerrinnen zu machen.

Unterdeß lebte man im Palast von Elba harmlos; Pauline, die Seele der Gesellschaft, gab bisweilen ein Fest. Aber um Geld zu sparen, ward der Haushalt beschränkt und mancher Bauplan eingestellt, selbst ein Artillerietrain verkauft. Der Kaiser war in Papieren, in Journalen und Berichten vergraben. In seinem kleinen Cabinet sah es aus wie ehedem in den Tuilerien; war der Mann doch derselbe Napoleon, welcher riesige Entwürfe, Schlachtpläne, welterschütternde Gedanken in der Seele umherwälzte.

So saß er in dem kleinen Zimmer von Porto Ferrajo's Gouvernementshaus, von welchem nur das bescheidene Banner von Elba flatterte, weiß und amarant und mit den kaiserlichen Bienen, indeß zu gleicher Zeit die hohe Diplomatie in Wien beim Congresse saß, alle Mächte Europas hinter den grünen Tischen, tausend Federn rührend und tausend Zungen, die ganze Welt ein Protokoll und ein diplomatischer Discours, und alles Dies um den einen kleinen Mann in Elba. Dieser still, verschollen, einsam, wie ein Zauberer in der Felsenhöhle, welcher unsichtbare Geister beschwört, aussendet, empfängt; jene voll Geräusch der Siegesfeste und der Debatten — ein wunderliches Gegenüber! Der kleine

eiserne Mann von Elba steht plötzlich von seinem Tisch auf — der Congreß ist nicht mehr; die Fürsten und die Diplomaten fahren auseinander, und die Welt wird wieder ein tobendes Kriegslager.

Napoleon war von Allem unterrichtet, was in Frankreich und in Wien geschah — am Anfang des Jahrs 1815 drohte Uneinigkeit die Alliirten mit einander in Krieg zu bringen. Oesterreich, Frankreich und England verbanden sich zu einem geheimen Vertrag gegen Rußland und Preußen. Auch verlangte Frankreich die Wiedereinsetzung der Bourbonen in Neapel. Murat's Tron wankte; er bot sich also als natürlicher Verbündeter Napoleon dar, Italien zu jener Union aufzurufen, an deren Spitze dieser hatte treten sollen.

Das schreckliche Wort Sanct Helena war schon zu Napoleon's Ohr gedrungen. Der Entschluß wurde fest in seiner Seele. Er ward immer einsamer; er vermied es, Campbell zu sprechen. Er ließ ihn selten vor und nur dann, wenn der Engländer von Livorno zurückkehrte, wohin er bisweilen hinüberging. Es kreuzte auch ein französisches Kriegsschiff um die Insel, Napoleon zu beobachten, von dem ein Gerücht zu reden begann, er bereite eine Landung in Italien vor; die englische Corvette aber, zu Campbell's Disposition gestellt, segelte beständig zwischen Elba, Genua, Civita Vecchia und Livorno.

Napoleon selbst war als Souverän der Insel im Besitz von Kriegsfahrzeugen, von vier Schiffen; sie durchsegelten häufig, manövrirend, das Meer unter dem neuen Banner von Elba, das selbst die Barbaresken respec-

tirten; denn oft brachten sie den Capitänen elbanischer Schiffe Geschenke, sagend, daß sie die Schuld von Moskau quittirten. Der Kaiser ließ diese Schiffe häufiger in See gehen, seine Absicht zu verbergen; und er versteckte sie so tief, daß nur Bertrand und Drouot um das Geheimniß wußten, und auch diese nur 24 Stunden vor der Abfahrt. Den Frauen ward es nicht mitgeteilt; auf dem nahen Corsica wußte es allein Colonna, der Freund Paoli's und der Vertraute Napoleon's.

Der Entschluß, an Bord zu steigen, endlich aus dieser öden Einsamkeit der Welt und neuen Riesenkämpfen entgegenzugehen, mußte ein fürchterlicher Ruck in Napoleon's Seele sein, gleich jenem Cäsar's, als er den Rubicon überschritt. Es war einer von den verzweifelten Würfen, welche der Erfolg, je nachdem sie fallen, entweder heldenkühn und groß, oder wahnsinnig und abenteuerlich benennt. Solche Augenblicke, wo ein entschlossener Mensch todesmutig gerade auf das Schicksal losgeht, nehmen all unsere Teilnahme in Beschlag, und wenn das Unternehmen gelingt, scheint die Tollkühnheit selbst die Größe des Helden verdoppelt zu haben. Gleich jenem Fernando Cortez, da er die Schiffe hinter sich verbrennen ließ, erscheint nun Napoleon, und in Wahrheit ging er an die Eroberung Frankreichs und in den Kampf mit den Kriegsheeren der europäischen Mächte mit kaum mehr Truppen, als der abenteuernde große Spanier hatte, als es galt, wilde Indianer zu bezwingen. Freilich standen schon zwei seiner größten Heere und Avantgarden in Frankreich: der Zauber seines Namens und der Haß gegen die Restauration.

Es war an einem Sonnabend, den 26. Februar — Pauline gab einen Ball — die Garden und die übrigen Truppen, 800 Mann, ſtehen marſchfertig auf der Piazza d'arme — ſieben Fahrzeuge liegen reiſefertig im Hafen — der Kaiſer iſt voll Unruhe — der kleine Mann geht auf und ab, tritt ans Fenſter, blickt in den Abendhimmel auf den Golf, welcher bewegt iſt und voll rauſchenden Wellenſchlags. Die Garden ſollen ſich einſchiffen! Alea jacta est!

Es war Abends 8 Uhr, als Napoleon vom Quai in die Barke ſtieg.

Hier nun, da der gewaltige Mann in See geht, die Götter zum zweiten mal zu verſuchen, iſt es mir, als riefe eine Stimme hinter ihm drein: „Des Fatums boshaftes und ewiges Geſetz iſt es in allen Dingen, daß ſie, wenn ſie den Gipfelpunkt erreicht haben, ſchneller, als ſie aufſtiegen, wieder zur Tiefe ſtürzen.“ Die Stimme iſt Seneca's Stimme, jenes alten Unglücksvogels, der ein beſonderes Recht hat, dieſen Spruch Napoleon nachzurufen, weil er die Großen der Erde ſchrecklich enden ſah, den Imperator Tiberius, den Kaiſer Caligula, den Kaiſer Claudius, den Cäſar Germanicus, und weil er acht lange Jahre als Verbannter auf Corſica ſaß und Weisheit lernte, und die Natur wie das Ende der Napoleoniſchen Dinge aus gründlichſter Erfahrung kannte.

Aber Napoleon ſegelt von dannen, ungeſehen von der engliſchen Corvette, welche in Livorno war. Das Meer ging hoch. Man hoffte vor Tagesanbruch über Capraja hinaus zu ſein, doch fiel der Wind, und am Tag war

man noch im Angesicht der Insel. Erst um 4 Uhr Abends gelangte man auf die Höhe von Livorno, und bald zeigten sich zwei Fregatten, dann ein französisches Kriegsschiff, der Zephyr, welches heransegelte. Die Mannschaft wollte es entern. Aber Napoleon gebot ihr, sich unter Deck zu legen. Der Zephyr fragte das Schiff an, wie es in Elba aussehe, und Napoleon selbst rief durch das Sprachrohr: „der Kaiser befindet sich sehr wol.“ Glücklich entrann er der Gefahr.

Er hatte schon vor seiner Einschiffung zwei Proclamationen an die französische Armee und das französische Volk abgefaßt; aber weil man sie nicht entziffern konnte, warf er sie ins Meer und dictirte zwei andere. Alles, was schreiben konnte, schrieb sie ab — man saß am Bord umher, man schrieb auf Trommeln, Grenadiermützen, Bänken — eine seltsame Scene auf dem Inconstant. Denn dies war der Name von Napoleon's Schiff, und von seinem Glück.

Die Proclamationen folgen hier beide:

Im Golf Juan, am 1. März 1815.

Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Constitutionen des Kaiserreichs Kaiser der Franzosen.

1. An die Armee.

Soldaten! Wir sind nicht geschlagen. Menschen, die aus unsern Reihen hervorgingen, haben unsere Lorbern, ihr Land, ihren Fürsten, ihren Wolthäter verraten. Dürfen Diejenigen, welche wir während 25 Jahren ganz

Europa durcheilen sahen, um uns Feinde zu erwecken, welche ihr Leben zugebracht haben, gegen uns in den Reihen der fremden Heere zu kämpfen, indem sie unser schönes Frankreich verfluchten, dürfen sie den Ruhm haben, unsere Adler in Ketten zu schlagen und zu meistern, sie, die ihren Anblick nie auszuhalten vermochten? Sollten wir dulden, daß sie die Frucht unserer glorreichen Mühen ernten? daß sie sich unserer Ehre, unserer Habe bemächtigen? daß sie unsern Ruhm verleumden? Wenn ihr Reich dauerte, Alles wäre verloren, selbst das Andenken unserer denkwürdigen Schlachten. Mit welchem Eifer entstellten sie dieselben, suchten sie Das zu vergiften, was die Welt bewundert! Und blieben noch Verteidiger unsers Ruhms übrig, so sind sie unter den Feinden selbst, welche wir auf den Schlachtfeldern geschlagen haben. Soldaten! in meinem Exil hörte ich eure Stimme; ich bin da, über alle Hinderniſſe und alle Gefahren hinweggegangen.

Euer General, durch die Wahl des Volks zum Tron berufen und auf euern Schilden erhoben, ist euch wiedergegeben. Kommt, vereinigt euch mit ihm. Reißt diese Farben herunter, welche die Nation geächtet hat, und um welche sich seit 25 Jahren alle Feinde Frankreichs gesammelt haben. Pflanzt diese dreifarbige Cocarde auf; ihr trugt sie an unsern großen Tagen. Wir dürfen vergessen, daß wir die Herren der Völker waren, aber wir dürfen nicht leiden, daß irgend eines sich in unsere Angelegenheiten mische. Wer wollte sich anmaßen, Herr bei uns zu sein? Wer hätte die Gewalt dazu? Ergreift diese Adler wieder, die ihr trugt bei Ulm, bei

Auſterlitz, bei Jena, bei Eylau, bei Wagram, bei Friedland, bei Tudela, bei Eckmühl, bei Eßling, bei Smolensk, bei der Moskwa, bei Lützen, bei Wurſchen, bei Montmirail. Glaubt ihr, daß dieſes Häuflein Franzoſen, das heute ſo ſtolz thut, ihren Anblick ertragen könne? Sie werden zurückgehen, woher ſie kamen, und dort werden ſie, wenn ſie es wollen, herrſchen, wie ſie ſeit 19 Jahren geherrſcht zu haben vorgeben.

Euer Vermögen, euer Rang, euer Ruhm, das Vermögen, der Rang und der Ruhm eurer Kinder haben keine größern Feinde als dieſe Prinzen, welche die Fremden uns eingeſetzt haben. Sie ſind die Feinde eures Ruhms, weil die Erzählung von ſo vielen heroiſchen Thaten, die das franzöſiſche Volk verherrlicht haben, als es gegen ſie kämpfte, um ihrem Joch ſich zu entziehen, ihr Verdammungsurteil iſt.

Die Veteranen der Armeen der Sambre und der Maas, des Rheins, Italiens, Aegyptens, des Oſtens, der großen Armee ſind erniedrigt; ihre ehrenvollen Narben ſind beſchimpft; ihre Erfolge würden Verbrechen ſein, Rebellen würden die Tapfern ſein, wenn, wie die Feinde des Volks vorgeben, mitten unter feindlichen Armeen die legitimen Herrſcher waren. Die Ehre, die Belohnung, die Liebe kommen Denen zu gut, welche ihnen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben.

Soldaten! kommt, reiht euch unter die Fahnen eures Chefs; ſeine Exiſtenz iſt die eurige; ſeine Rechte ſind die des Volks und die eurigen; ſein Intereſſe, ſeine Ehre, ſein Ruhm ſind euer Intereſſe, eure Ehre und euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmſchritt voraneilen; der

Adler mit den Nationalfarben wird von Turm zu Turm bis zu den Türmen von Notre-Dame fliegen. Dann werdet ihr mit Ehren eure Wunden zeigen können; dann werdet ihr euch rühmen können Dessen, was ihr gethan; ihr werdet die Befreier des Vaterlandes sein.

In eurem Alter werden euch eure Mitbürger umringen und betrachten und mit Achtung horchen, wenn ihr von euren hohen Thaten erzählt; ihr werdet mit Stolz sagen können: Und auch ich, ich gehörte zu dieser großen Armee, welche zwei mal einzog in die Mauern von Wien, in die von Rom, Berlin, Madrid und Moskau; welche Paris von dem Flecken befreit hat, den der Verrat und die Gegenwart des Feindes ihm aufgedrückt haben. Ehre diesen tapfern Soldaten, dem Ruhm des Vaterlandes! und ewige Schande den verbrecherischen Franzosen, in welchem Stand immer das Glück sie geboren werden ließ, welche 25 Jahre neben dem Fremden kämpften, um den Busen des Vaterlandes zu zerreißen.

Gezeichnet Napoleon.

2. An das französische Volk.

Franzosen! Der Abfall des Herzogs von Castiglione lieferte Lyon ohne Verteidigung an unsere Feinde; die Armee, deren Befehl ich ihm vertraut hatte, war durch die Zahl ihrer Bataillone, durch die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe der Truppen, welche sie bildeten, im Stande, das ihr entgegengestellte österreichische Armeecorps zu schlagen und hinter die linke Flanke der feindlichen Armee zu kommen, welche Paris bedrohte.

Die Siege von Champ-Aubert, von Montmirail, von Château-Thierry, von Vauchamps, von Montereau, von Craonne, von Rheims, von Arcis-sur-Aube und von Saint-Dizier; der Aufstand der tapfern Landleute von Lothringen, von der Champagne, vom Elsaß, von der Franche-Comté und von Burgund, und die Stellung, welche ich hinter der feindlichen Armee eingenommen hatte, indem ich sie von ihren Magazinen, von ihren Reserveparks, ihren Convois und all ihrer Equipage abschnitt, hatte sie in eine verzweifelte Lage gebracht. Die Franzosen waren nie auf dem Punkt mächtiger zu sein, und die Elite der feindlichen Armee war ohne Hilfe verloren; sie hätte ihr Grab gefunden in diesen wüsten Gegenden, welche sie so unbarmherzig geplündert hatte, als der Verrat des Herzogs von Ragusa die Hauptstadt auslieferte und die Armee desorganisirte. Die unerwartete Handlungsweise dieser beiden Generale, die mit einem mal ihr Vaterland, ihren Fürsten und ihren Wolthäter verrieten, veränderte das Loos des Kriegs; die Lage des Feindes war der Art, daß er am Ende des Gefechts, welches vor Paris statthatte, ohne Munition war wegen der Trennung von seinen Reserveparks.

In diesen plötzlichen und großen Umständen ward mein Herz zerfleischt, aber meine Seele blieb unerschüttert; ich zog nur das Wol des Vaterlands zu Rate; ich verbannte mich auf meine Felsen mitten im Meer; mein Leben war und sollte euch noch nützlich sein. Ich gestattete nicht, daß die große Zahl von Bürgern, die mich begleiten wollte, mein Loos teilte; ich glaubte, daß ihre

Gegenwart Frankreich nützlich sei; ich führte mit mir nur ein kleines Häuflein von Tapfern, nötig zu meinem Schutz.

Durch eure Wahl zum Tron erhoben, ist Alles, was ohne euch geschah, illegitim. Seit 25 Jahren hat Frankreich neue Interessen, neue Institutionen, einen neuen Ruhm, welche nur durch ein nationales Regiment und durch eine in diesen neuen Umständen geborene Dynastie garantirt sein können. Ein Prinz, welcher über euch herrschte, welcher durch die Gewalt derselben Waffen, die unser Land verheert haben, auf meinen Tron gesetzt wäre, würde sich auf die Principien des Feudalrechts vergebens zu stützen suchen; er würde nur die Rechte einer kleinen Zahl von dem Volk feindlichen Individuen sichern können, welches seit 25 Jahren sie in allen unsern Nationalversammlungen verdammt hat. Eure innere Ruhe und euer äußeres Ansehn würden für immer verloren sein.

Franzosen! In meinem Exil habe ich eure Klagen und eure Wünsche gehört; ihr reclamirtet dieses Gouvernement eurer Wahl, welches allein legitim ist; ihr beschuldigtet meinen langen Schlaf; ihr warft mir vor, meiner Ruhe das Wol des Vaterlandes zu opfern.

Ich habe die Meere mitten in Gefahren jeder Art durchschnitten. Ich bin da, unter euch meine Rechte wieder zu ergreifen, welche die eurigen sind. Alles, was Einzelne gethan, geschrieben oder gesagt haben seit der Einnahme von Paris, ich werde es immer ignoriren; es wird keinen Einfluß auf die Erinnerung an die wichtigen Dienste üben, die sie geleistet haben; denn es ge-

hört zu den Ereigniſſen ſolcher Natur, daß ſie unter der menſchlichen Organiſation ſind.

Franzoſen! Es gibt keine Nation, ſo klein ſie ſei, welche nicht das Recht gehabt hätte, ſich der Schmach zu entziehen, einem Fürſten zu gehorchen, der durch einen momentan ſiegreichen Feind eingeſetzt iſt, und welche ſich ihr nicht entzogen hätte. Als Karl VII. nach Paris zurückkehrte und den ephemeren Tron Heinrich's VI. umſtürzte, erkannte er, daß er den Tron beſitze durch die Gewalt ſeiner Tapfern und nicht durch den Prinz-Regenten von England.

So gebe und werde ich auch euch allein und den Tapfern der Armee immer die ſchuldige Ehre geben.

Gezeichnet Napoleon.

Dies ſind die Proclamationen vom Meer von Elba. Der Geiſt des Soldatentums jener Zeit, wo das Volk zur „Armee" wurde, der Herrſcher zum General, weht uns daraus zum letzten mal in ſeinem Barbarismus entgegen. Wer kann heute dieſe Phraſen von Soldatenruhm und Schlachten, von den Tapfern der Armee und ewig der Armee ohne Mißbehagen leſen?

Am 1. März um 3 Uhr kam die Flotille von ſieben Fahrzeugen in den Golf Juan, um 5 Uhr betrat Napoleon den Boden Frankreichs. — Die Schar barg ſich in einem Olivenhain, bivouakirend.

Wie ſo ganz glich hier Napoleon den romantiſchen Helden ſeiner corſiſchen Heimat. Denn erſcheint er nun auch in der Geſtalt des Abenteurers im Allgemeinen, ſo war dieſe doch weſentlich corſiſch. Die namhafteſten Krieger

seines Vaterlands hatten in derselben Weise versucht, aus dem Exil sich dessen zu bemächtigen.

Im Jahr 1408 landete Vincentello d'Istria mit ein paar Spaniern und Corsen auf jener Insel, sie den Genuesen zu entreißen. Nach glorreichem Kampf ward er gefangen und enthauptet.

Giampolo machte im Jahr 1490 einen Einfall auf Corsica mit vier Corsen und sechs Spaniern, seinem alleinigen Heer. Nach glorreichem Kampf starb er in der Verbannung.

Drei mal fiel der tapfere Renuccio della Rocca aus seinem Exil in Corsica ein, das erste mal mit 18 Mann, das zweite mal mit 20 Mann, das dritte mal mit acht Fremden. Jedesmal zog er, das Banner vorauf und Proclamationen auswerfend, kühn ins Land, auf den Zulauf seiner Anhänger rechnend. Nach glorreichen Kämpfen ward er im Jahr 1511 in den Bergen erschlagen.

Im Jahr 1564 machte Sampiero, der Tapferste der Corsen, eine Landung in seinem Vaterland mit 37 Corsen und Franzosen. Nach glorreichen Kämpfen mit den Heeren Genuas ward er im Jahr 1567 in den Bergen erschlagen.

Mit 500 Franzosen, Garden, mit 900 Corsen, Jägern, und mit 100 Polen, Lanzenreitern, welche, da sie keine Pferde hatten, die Sättel selbst trugen, zog der Corse Napoleon Bonaparte gegen Frankreich und gegen die königlichen Heere aus. Nach glorreichen Kämpfen ward er auf die Insel Sanct Helena verbannt.

Mit einem Häuflein Corsen landete im October 1815

Joachim Murat von Corsica aus in Neapel, ein Königreich zu erobern. Nach seiner tollkühnen Landung ward er erschossen.

Mit ein paar Menschen landete der Corse Ludwig Bonaparte zu unser aller Lebzeiten in Strasburg, ein Reich von 35 Millionen Einwohnern zu erobern. Da der Versuch mißglückt war, überfiel er Frankreich mit ein paar Menschen von neuem in Boulogne. Die Geschichte hat die Pflicht, diese ohne Zweifel abenteuerlichen Einfälle als geschichtliche Voraussetzungen eines Mannes anzuerkennen, der nicht lange darauf wirklich Kaiser der Franzosen wurde. Doch darf man Niemand vor seinem Ende glücklich preisen.

Schnell, so sagt der alte Seneca, stürzen die stürzenden Dinge. Schnell war Napoleon's Flug vom Hafen Juan über Waterloo nach Sanct Helena. Am 2. März war er in Cérénon, am 3. in Barême, am 4. in Digne, am 5. in Gap, am 7. März in Lyon, am 14. in Châlons — am 20. März um 9 Uhr Abends zog er in Paris ein. Am 1. Juni war er auf dem Maifeld ein politisch schon geschlagener Mann. Am 18. Juni stürzte er bei Waterloo. Am 21. Juni kam er flüchtig nach Paris zurück — am 22. Juni dictirte er: „Ma vie politique est terminée, et je proclame mon fils, sous le titre de Napoléon II, empereur des Français."

Am 15. Juli stand er auf dem Bellerophon; am 7. August auf dem Northumberland. Am 16. October landete er auf Sanct Helena.

Dann — es ist das letzte Bild aus der Geschichte dieses wunderbaren Menschen — dann liegt er auf dem

fernen afrikaniſchen Eiland, auf ſeinem Todtenlager, bleich und ſtill, bedeckt mit dem blauen Mantel von Marengo, zu Füßen ihm das Marmorbild ſeines Sohnes, des Königs von Rom, auf den Knien vor ſeinem Lager ſchluchzend Bertrand, Antoumarchi, ſeine treuen Freunde und ſeine Diener. Die Sonne ſinkt gerade ins Meer. Der Prieſter, welcher dem Kaiſer die letzte Oelung gereicht, hebt die Arme empor und ruft: „Sic transit gloria mundi!“

Napoleon überblickte in Sanct Helena ſeine Thaten und ſein Weſen und ſetzte ſeiner Laufbahn gleichſam eine monumentale Inſchrift in dieſen gewichtigen Worten:

„Ich habe den Abgrund der Anarchie geſchloſſen und das Chaos geordnet; ich habe die Revolution geſtillt, die Völker veredelt, die Könige gezügelt. Jeglichen Wetteifer habe ich wachgerufen, jedes Verdienſt belohnt und die Schranken des Ruhms entfernt. All Das war wol Etwas. Nun denn, an welchem Punkt könnte man mich ſo angreifen, daß ein Geſchichtſchreiber mich nicht verteidigen könnte? Etwa bei meinen Abſichten? Da kann er mich wol von der Anklage losſprechen. Mein Despotismus? Aber er wird darthun, daß die Dictatur durchaus notwendig war. Wird man ſagen, daß ich ein Hinderniß der Freiheit war? Er wird darthun, daß die Willkür, die Anarchie, die große Verwirrung noch vor dem Tore ſtanden. Wird man mich beſchuldigen, zu ſehr den Krieg geliebt zu haben? Er wird zeigen, daß ich beſtändig angegriffen war. Daß ich die Univerſalmonarchie anſtrebte? Er wird zeigen, daß es nur das zufällige Zuſammentreffen der Umſtände, daß es nur unſere Feinde

ſelbſt waren, welche mich Schritt für Schritt dahin drängten. Endlich, wird man meinen Ehrgeiz beſchuldigen? Ach! Ohne Zweifel, davon wird man viel in mir finden, aber von dem größten und höchſten, der vielleicht jemals einen Menſchen beherrſcht hat, ich meine den, endlich einzurichten, einzuweihen das Kaiſerreich der Vernunft und die volle Ausübung, den vollen Genuß aller menſchlichen Fähigkeiten. Und hier wird der Geſchichtſchreiber ſich vielleicht zum Bedauern genötigt ſehen, daß ein ſolcher Ehrgeiz nicht befriedigt, nicht erfüllt worden ſei."

So dachte Napoleon auf Sanct Helena von ſeiner eigenen Miſſion. Und wol war er ein Meſſias wie jeder andere große Menſch vor ihm, welchem die Geſchichte auferlegt, eine Zeitlang als Atlas die Welt zu tragen und zum Wol der Cultur die Herculesarbeiten zu verrichten. Und wenn wir auch die menſchliche Natur beklagen, weil ſie eher durch die ſoldatiſche Despotie eines Napoleon als durch die bürgerlichen Geſetze eines Solon und Timoleon umgewandelt wird; wenn wir endlich jenen großen Menſchen ſelbſt anklagen, daß er ſeine Miſſion vergaß und in Egoismus und Herrſchſucht unterging, ſo ſtehen wir doch voll ſtaunender Ehrfurcht vor ſeiner Geſtalt und rühmen die großen Impulſe, die von ihm in das Leben der Völker und in die allgemeine Weltcultur geleitet ſind.

Ich habe nun dem Kaiſer gegeben, was des Kaiſers iſt, und will auch den Elbanern geben, was ihr iſt.

20,000 sind sie an der Zahl, ein friedliches Volk mit ausgeprägt toscanischer Sitte und Sprache und ohne Eigentümlichkeit nationaler Art. Die Insel ist zu klein (sie umfaßt etwas mehr als 7 Quadratmeilen) und liegt zu nahe am Festlande, als daß sich ein selbsteigener Volksgeist in ihr hätte entwickeln können. Man findet keine corsischen Gebräuche auf diesem Corsica so benachbarten Eiland, und von der Blutrache, so versicherte man mir, habe es wol in alter Zeit Fälle gegeben, heute aber sei sie unerhört. Nur in höchster Not flüchtet sich der corsische Bandit nach Elba, wo er sich nicht halten kann. Einen Zug haben beide Inselvölker gemein, die Gastlichkeit.

Folgende Orte zählt Elba: Porto Ferrajo (der Eisenhafen), die Festung Longone und deren Marina Porto Longone, Marciana mit Marina, Poggio, Campo, Capoliveri, Pila, Sampiero, Rio und Marina, Sant Hilaro.

Die Orte sehen braun und finster aus, wie die corsischen, weil sie aus dem natürlichen Gestein gebaut sind. Auch sie stehen auf den Höhen, der Barbaresken wegen, und sind mit Türmen bewehrt. Wo das Meer nah ist, haben sich an den Buchten Hafenörter angesiedelt, welche man eben Marina nennt. Fruchtbar und schön ist das Talland, welches sich von den Bergen von Marciana rechts vom großen Golf bis zum Hafen Longone niedersenkt und, indem es die Insel in beträchtlicher Länge durchzieht, einen herrlichen Gegensatz zu der wilden Großartigkeit der Berge bildet. Denn diese erreichen über Marciana ihre höchste Höhe in dem Cavanna, der so hoch ist wie der Vesuv. Nach der Küste von Italien

senkt sich die Insel. Steht man daher auf dem Ufer von Corsica, so erscheint Elba nur als ein einzelner Felsenberg von prächtiger doppelter Pyramidenform, weil sich die Felsen von Marciana gegen Corsica kehren; von der italischen Küste aber übersieht man die niedrigere gegen Piombino ausgestreckte Hälfte, auf welcher sich die größten Schätze der Insel zusammenfinden, das Eisen und die Früchte.

Die Berge von Marciana haben einen großen Reichtum an Granit und Marmor, an Alabaster, Krystall und andern Steinen. Der Ort Marciana hat die besten Kastanien. Oliven gibt es wenig und schlechte, wie der Holzmangel der Insel überhaupt groß ist. Limonen wachsen überall, besonders gesucht sind die von Campo. Auch der Wein ist in Fülle vorhanden, den besten hat Capoliveri, wo man einen Aleatico zieht, welcher jenem von Toscana gleichkommt. Im großen Tal wächst viel Mais. So fehlt dem Volk nichts zum Leben in seinem reizenden und milden Lande, denn außer dem Fruchtsegen der Gärten und der Felder gab ihm die Erde auch die unerschöpflichen Eisenlager von Rio, und das Meer sein Salz und seine Fische. Bei Porto Ferrajo holten schon Etrusker und Römer Sardellen und Thunfische, welche dort in erstaunlicher Menge gefangen werden. Die Fische und das Eisen machten Elba überhaupt schon im Altertum allen seefahrenden Völkern begehrlich, und wie Corsica wurde die Insel heimgesucht von Phöniziern, Karthagern, Tyrrhenern und Römern. Sie hieß im Altertum Aethalia, dann Ilva, Ilva im Mittelalter, woraus das heutige Elba entstanden ist.

Ein guter Fahrweg führt von Porto Ferrajo durch das Tal über Capoliveri gegen Longone, quer durch die Insel weg an die andere Seite des Meers. Man umgeht den Golf bis nach San Giovanni, einem kleinen Ort mit einer Fischerkapelle, von wo die Barken nach Porto Ferrajo überfahren. Wir setzten uns in eine solche Barke, und mit aufgespanntem Segel fuhren wir pfeilgeschwind durch den bewegten Golf hinüber nach San Giovanni. Von dort steigt man eine Höhe an, welche voll ist von römischem Mauerwerk, und dann ins Tal nieder an die andere Seite des Golfs.

Hier steht am Meer ein Landhaus, die Besitzung eines Beamten Demidoff's, und kaum erinnere ich mich, ein heimlicheres Plätzchen irgendwo gesehen zu haben. Das zierliche Haus ist von einem Blumen- und Orangengarten umhegt, von Rebenhügeln umstellt und sieht auf den schönen Golf und das gegenüberliegende Porto Ferrajo, welches von hier aus ein ungemein freundliches Bild gewährt. Geht man ins Tal hinunter, so ist es wie ein Wandeln im Garten, in einer so reichen und lachenden Landschaft, daß man gern in ihr länger weilen möchte. Ueberall üppige Felder, grüne Berge, blühende Gebüsche, und hie und da das hereinstralende Meer.

Ein Streifregen zwang uns, mitten im Tal von Capoliveri in ein Bauernhaus zu flüchten. Wir fanden dort eine zahlreiche Gesellschaft von Campagnolen, Männer wie Weiber, beschäftigt, Feigen zum Trocknen zu rüsten. Sie setzten uns Brot, Trauben und jungen Wein vor; da uns der Most nicht behagte, holte ein Alter ein großes Steingefäß herbei und schenkte uns daraus einen

ſchwarzen Wein. Es war vortrefflicher Aleatico, an Ort und Stelle gezogen.

Wir ſetzten bald bei dem heiterſten Sonnenſchein (es war September) unſere Wanderung nach Porto Longone fort und erreichten dieſen kleinen Hafen zur Mittagszeit. Die zweite Stadt Elbas liegt an einer kleinen Bucht unter dem ſchroffen Felſen, auf welchem die Feſtung ſich großartig erhebt. Ein paar Straßen ſtehen hart auf dem Strande, über den die Wellen nahe bis zu den Häuſern ſchlagen. Da herrſcht große Stille und Verlaſſenheit; einige Schiffe ſchaukeln auf dem Waſſer, Matroſen oder Fiſcher beſſern umgeſtürzte Barken aus und ſingen ein eintöniges Lied. Ueberall Blumenſcherben vor den Fenſtern und auf den Balconen, und die kleinen Häuſer verlieren ſich weiterhin ganz und gar in den üppigſten Gärten, wie die Häuſer auf dem Eiland Procida. Die Natur erſcheint um Porto Longone ſüdlicher als um Porto Ferrajo. Dort wächſt die Aloe in einer Pracht und Fülle, die mich in Erſtaunen ſetzte; denn eine ganze Allee von Aloeſtauden zu beiden Seiten der Fahrſtraße führt über eine Höhe zum Hafen von Longone. Ihre hohen Blumenſchafte, welche großen Candelabern gleichen, ſtanden in voller Blüte. Noch nie zuvor, ſelbſt nicht in den ſüdlichſten Gegenden Corſicas, hatte ich ſo viele Aloe beiſammen geſehen, und ein gleicher Anblick ſollte mir erſt in Sicilien werden, wo eine Reihe dieſer Gewächſe, in abſichtsloſer Ordnung der wilden Natur, auf den Tempel von Segeſta führte. Auch Palmen wachſen hier.

Zur Feſtung Longone klimmt man auf einem ſteilen Pfade. Sie iſt auf dem Plateau eines mächtigen Felſens

gebaut und sieht mit ihren Mauern und verwitterten Türmen sehr altertümlich aus. Die Spanier bauten sie unter Philipp IV. und V. Es ist eine wunderliche Thatsache, daß dieses kleine Elba zu ein und derselben Zeit unter drei Herren geteilt war; denn während die Insel dem Fürsten von Piombino gehörte, trat derselbe Porto Ferrajo im Jahr 1537 an Cosmus ab, der König beider Sicilien dagegen besaß Porto Longone. Nun fiel im Jahr 1736 Elba sammt Piombino an Neapel, kam aber 1801 an das Königreich Etrurien, bis die Insel im Jahr 1805 mit Frankreich vereinigt wurde.

Weil die Spanier so lange Zeit in Porto Longone lagen, hat sich die Erinnerung an sie dort erhalten, und noch heute gebraucht man das „Don" bei der Anrede.

Die Festung soll stark sein, was ich wol glauben will, da ihre Lage sie unzugänglich macht. Sie schließt die eigentliche Stadt ein, ein wüstes Bild von Zerstörung und Verlassenheit. Ein großer Teil der Werke selbst wurde im Jahr 1815 auf Befehl Napoleon's gesprengt, nachdem er die Insel verlassen hatte. Manchen Sturm hat diese Festung erleiden müssen, als die Franzosen zur Zeit Ludwig's XIV. auch hier die Spanier bekriegten. Ein Offizier der toscanischen Besatzung, in dessen Familie wir einen schönen gastlichen Tag verlebten, zeigte uns was sehenswert war. Er war Rector der Strafcompanie, aus der er die hoffnungsvollsten Sträflinge zu einer Militärschule vereinigt hat. In der Festung fanden wir ein Häuflein toscanischer Veteranen, von welchen einige aus der Napoleonischen Zeit her Deutschland kannten, und die Schönheit seiner Gegenden wie die Reinlichkeit seiner

Städte rühmten. Was uns unſer Wirt von der innern Einrichtung ſeiner Companie, von ihrer Bewirtſchaftung, ihren Verhaltungsregeln, ihrem Code pénal zeigte, war ein wahres Muſter von Soldatendreſſur; da hatte Alles ſein Geſetz, und jedes Ding, bis auf die Eiſen zum Krummſchließen und den fatalen Prügelſtock, ſeinen angewieſenen Ort.

Auch in Longone hatte Napoleon einen ſogenannten Palaſt, ein unanſehnliches Haus, in welchem er abſtieg, ſo oft er aus ſeiner Hauptſtadt hinüber geritten kam. Die Umgebung dieſer Feſtung ſagte ihm beſonders zu. Unterhalb des Bergs pflegte er im Freien zu ſpeiſen, wie Valery in ſeiner Beſchreibung von Elba erzählt, auf einem in den Fels gehauenen Sitz (Canapé genannt), wo er in einem Halbkreiſe Maulbeerbäume gepflanzt hatte. Dort beobachtete er mit ſeinem Fernrohr die Schiffe, welche vorüberſegelten, und die Küſten von Italien.

Dem Golf von Longone gegenüber liegt das Fort Fucardo mit einem Hafenlicht für die einfahrenden Schiffe. Maleriſche Ufer rings umher, und nach der Landſeite zu die ſchroffſten Berge, die an manche Felspartie in Capri erinnern, ohne freilich jene ſüdliche Wärme des Farbentons zu haben. In dieſen romantiſchen Wildniſſen, hart am Wege zu den Eiſengruben von Rio, liegt die Einſiedelei Monſerrato, eine Stiftung der Spanier.

Wir wanderten mit unſerm Wirt die Felſen hinunter, um nach Rio zu gelangen. Der Weg führt durch öde Gegenden, über Haiden und Quellen fort. Eine dieſer Quellen trägt den Namen Barbaroſſa, aber nicht von dem deutſchen Kaiſer, ſondern vom Meercorſaren, der im

Jahr 1544 Porto Longone überfiel und plünderte. Sein Name lebt noch auf mancher Insel des Mittelmeers, vielleicht auf jeder einzigen, denn es gibt wol keine in jenen Gegenden, welche der kühnste aller Piraten nicht heimgesucht hätte.

Ueber manche Haide und manchen Felsenhügel gingen wir also fort, immer erfreut durch wechselvolle Ansichten von Fels, Tal und Meer, bis wir nach Rio hinabstiegen. Hier braust von den Höhen ein Bach hinunter, um sich in den Hafen zu ergießen. Von ihm hat der Ort den Namen Rio. Man sagt von diesem lebendigsten Bach Elbas, daß er nicht auf der Insel entspringe, sondern von Corsica herkomme, wo er in unterirdischen Kanälen unter dem Meer fortströme, bis er in Rio zu Tage kommt. Kastanienblätter und Zweige, die das Wasser mit sich führt, zeigten deutlich seine corsische Herkunft. Wie dem auch sei, diese neue Arethusa scheint sich mit poetischem Sinn auf das Schicksal Napoleon's deuten zu lassen.

Noch eine andere Beziehung knüpft die Eisenminen von Rio an Corsica; hierher flüchtete einst Petrus Cyrnäus, der eleganteste Geschichtschreiber der Corsen, aus dem 15. Jahrhundert, dessen vielbewegtes Flüchtlingsleben einem Roman gleicht; seinem Stiefvater entflohen, kam er als Kind nach Rio und fristete sein Leben in jenen Eisenminen, indem er Eisenerde auf Eseln nach dem Hafen bringen half.

Schon verriet der rote Boden, auf dem wir gingen, daß wir uns auf der eisernen Erde befanden — überall nichts als dieser eiserne Staub, die Hügel ringsum

braun oder rötlich, mit unzähligen Aloestauden überdeckt, welche mit ihren straffen, stahlbläulichen Blättern, die in lange Dornspitzen auslaufen, ebenso viel Bündel von Dolchen oder Schwertern zu sein scheinen. Alles, was uns begegnete, trug diese Eisenfarbe, die Arbeiter von Rio, rot gefärbt an Kleid, Gesicht und Händen, selbst die Hunde, die uns entgegenliefen. Auch der Hafen, zu dem wir hinabstiegen, ist rot von Eisenstaub, und am Ufer liegen Haufen von Eisenerde, welche dort in die Schiffe verladen wird.

Wir suchten den Director der Werke auf. Er ist ein Deutscher, und daß er es war, machte mir eine doppelte Freude. Der Deutsche allein ist der wahre Bergmann unter den Völkern; er allein versteht es, in den Schacht des Lebens zu steigen und in den dunkeln Herzkammern der Natur ihren tiefsten Sinn zu spüren. Da grübt er nach, bis er das lautere Erz gefunden hat, und selbstvergessend versäumt er den schönen Frühling draußen. Manchmal schläft er in der Tiefe wie Epimenides, oder wie der Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser, jener alte deutsche Bergmann mit der goldenen Krone und dem langen, durch den Tisch gewachsenen Bart, oder wie der Tannhäuser im Vennsberg.

Nun trat uns Herr Ulrich entgegen, ein eisenhaltiger deutscher Mann von echtem Schrot und Korn; auch sein Händedruck war eisern, seine Rede kurz und positiv und seine Stimme wahrhaft gewaltig. Er nahm uns als seine Landsleute herzlich auf, führte uns in die Werke und erklärte uns ihre Beschaffenheit. Erst seit kurzem stehen die Eisengruben von Elba, welche eine toscanische

Companie für ihre Rechnung bewirtschaftet, unter seiner Leitung. Er übernahm sie in verwahrlostem Zustande, hat sie aber in wenigen Monaten so weit gefördert, daß schon jetzt der jährliche Gewinn mit Sicherheit auf 35,000 Tonnen berechnet wird, während die Gruben sonst nur 22,000 Tonnen lieferten. Täglich werden 120,000 Pfund Eisen herausgezogen, aber im Sommer stockt die Bewirtschaftung, weil der Ackerbau die Arbeiter größtenteils Männer aus Rio, in Anspruch nimmt. Im Winter werden die Werke eifriger betrieben.

Seit grauen Zeiten ist der Eisenberg von Rio ausgebeutet worden, ohne seine Unerschöpflichkeit zu verlieren; ein Berg von etwa 500 Fuß Höhe, welcher ganz Eisenmaterial ist. In seiner Nähe gibt es noch andere nicht minder reiche Flötze, die von Terra Nera, von Rio Albano, und den Calamita, einen wahrhaften Magnetberg. Schon die Etrusker benteten diese Werke aus: sie schafften das Material nach Populonium, in dessen Gebiet die Insel gehörte, und dort wurde das Eisen herausgeschmolzen. Der Holzmangel in Elba erlaubt hier keine Schmelzwerke, und auch heute wird das Eisen drüben in Fabriken in der Nähe des alten Populonium geschmolzen, oder das Material wird nach Neapel, Genua, Marseille, und nach Bastia verladen.

Herr Ulrich belehrte uns über die verschwenderische Wirtschaft, welche die Alten und ihre Nachfolger mit dem Eisenlager getrieben haben. Ganze Hügel von Eisenerde hat man unbenutzt aufgehäuft und die Erzflötze mit ihnen verdeckt. Diese vergeudete Erde ist aber so stoffhaltig, daß sie immer noch ein vortreffliches Material

gibt. Herr Ulrich griff eine Handvoll Erde von dem Boden auf, über dem wir ſtanden, zeigte ſie uns und ſagte: „Sehen Sie, Erde, die ich hier von der Oberfläche aufgreife, gibt immer noch ein beſſeres Eiſen, als die Franzoſen in der Auvergne aus dem ſchwerſten Erz gewinnen.“ So liegt alſo hier das Mineral eigentlich auf der Oberfläche, und Millien weit in der Runde ſteht und geht man auf Eiſen. Die Minen von Rio ſind reicher als die berühmten Werke Demidoff's in Sibirien, und vielleicht möchte ihres Gleichen überhaupt nicht gefunden werden.

Noch hält ſich der Bau an der Oberfläche, und unterirdiſche Werke gibt es keine als ein paar Galerien; doch ſieht man die prächtigſten Erzlager frei zu Tage ausgegraben. Wer ſich unter den Werken von Rio Bergſchachte und Stollen mit allem romantiſchen Zubehör von Bergknappen und Grubenlichtern denkt, hat ſich Falſches gedacht, wie ich es mir vorſtellte, ehe ich dieſen merkwürdigen Eiſenberg ſah.

Ich warf einen Blick in ſeine Umgebung; weit und breit erſcheint ſie melancholiſch, und die Werke ſelbſt, dieſe rötlichſchwarzen Hügel, der eiſenfarbige Grund, der glitzernde Eiſenſtaub erzeugen das Gefühl des Oeden, wie die Lava- oder Aſchenfelder eines Vulkans. Ein verwitterter Turm blickt düſter vom hohen Gipfel eines Felſens geradeüber auf die Eiſenwerke herab. Das iſt der Turm des Jupiter. Vor dieſen ſchauerlichen Minen, von woher die Furie des Kriegs fort und fort Schwerter, Speere und Kugeln in die Welt getragen hat, und von denen das eiſerne Zeitalter ausgegangen zu ſein ſcheint, wie es die Dichter beſungen haben, ſollte man Napoleon

ein Denkmal errichten, und auf das Piedestal jenen Befehl des Etruskerkönigs Porsenna schreiben, daß fortan das Eisen nur zu Geräten des Landbaus und der Industrie zu verwenden sei.

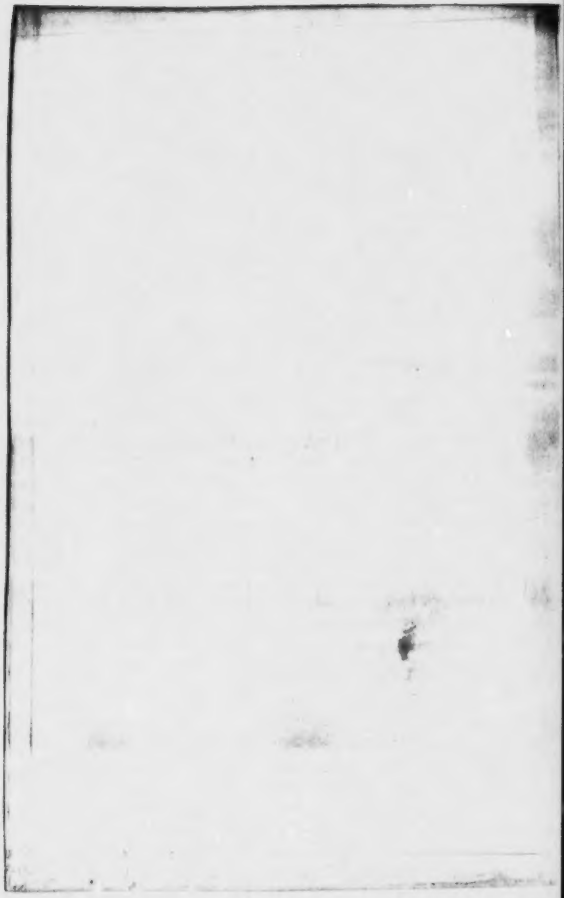
Diese schöne Sage erinnert mich an ein geschichtliches Factum aus dem hellenischen Altertum, an eine andere Friedensbedingung. Als Gelon von Syrakus den Karthagern nach der Schlacht von Himera den Frieden dictirte, war eine seiner Bedingungen diese, daß sie fortan aufhören sollten, dem Moloch zu opfern. Auch dieses Gebot sollte man auf das Piedestal jenes projectirten Eisenkolosses von Elba schreiben, daß die Völker aufhören sollen, dem Moloch Menschenopfer zu schlachten.

Aber ich weiß nicht, ob je ein solches Ikarisches Zeitalter eintreten, und ob die Oliven Elihu Burritt's Wurzel schlagen werden. Denn kaum scheinen mir die Völker moralisch größer geworden zu sein, als sie es zur Zeit des Porsenna und des Gelon von Syrakus waren. Dem politischen wie dem religiösen Moloch zu Ehren schlachten sich die Nationen heute wie gestern, und die Blüte ihrer Jugend läßt sich vom Schwert so ruhig niedermähen, als könnte sich das Menschenleben wie die Hydra hundertfältig erneuen.

Doch scheiden wir von der Eiseninsel; und wahrlich, wir thun es mit einer Anklage an die Menschheit, wenigstens mit einem ironischen Lächeln über die enthusiastischen Lobredner unserer Gegenwart, wenigstens mit dem Ruf Porsenna's: Keine Schwerter und Speere mehr, Industrie, Ackerbau, und keine Menschenopfer irgend einem Moloch!

Der Ghetto und die Juden in Rom.

1853.



Zusammengedrängt in einem dumpfen und traurigen Winkel Roms, welchen der Tiberfluß von Trastevere scheidet, wohnt hier seit alten Zeiten, gleichsam von der Menschheit ausgestoßen, das römische Judenvolk. Mit ihm sollen sich diese Blätter beschäftigen, welche der Verfasser teils aus ältern und neuern Schriften, teils aus mündlichen Mitteilungen der Hebräer zusammensetzte. Er durchwanderte oftmals den Ghetto Roms, und seine Bevölkerung erschien ihm, unter den Ruinen der Stadt als die einzige lebendige Ruine des Altertums, einer aufmerksamen Betrachtung wert.

Der Bogen des Titus am Forum enthält noch Abbilder des Triumfs jenes Zerstörers von Jerusalem. Man sieht dort auf dem Friese die Figur des heiligen Stromes Jordan, der in Greisesgestalt auf einer Bahre einhergetragen wird; im Durchgangsbogen, durch welchen nie ein Jude gehen wird, sieht man die im Siegeszuge aufgeführten Tempelgeräte, den siebenarmigen Leuchter, den goldenen Tisch, die Bundeslade, und die silbernen Trompeten für das Jubeljahr. Beinahe 1800 Jahre

sind verflossen, seitdem dieser Bogen errichtet wurde, und nichts blieb von jenem weltbeherrschenden Rom übrig als Trümmer und Staub, und nicht mehr dem Leben angehörende Symbole des alten Cultus. Wer aber vom Titusbogen nach dem Tiberfluß geht und den Ghetto durchwandert, erblickt hie und da an bewohnten Häusern den siebenarmigen Leuchter in die Wand gemeißelt. Es ist dasselbe Abbild, wie er es eben am Triumfbogen sah, doch steht es hier als ein noch lebendiges Symbol der jüdischen Religion, denn noch heute wohnen hier Nachkommen jener einst von Titus nach Rom geführten Juden. Wenn man die Synagoge der Hebräer betritt, sieht man auf ihren Wänden dieselben Sculpturen, die Bundeslade, den goldenen Tisch des Tempels, die Jubeljahrstrompeten. Ein noch dauerndes und unvertilgtes Judenvolk betet unter diesen Bildern seiner einst von Titus nach Rom gebrachten Tempelgefäße zu dem alten Jehovah von Jerusalem. Der Judengott war mächtiger als der capitolische Zeus.

Da ist die Halle der Octavia. Ihre zertrümmerten großen Bogen und Pfeiler ragen hart neben dem Ghetto auf. Hier war es, wo Vespasian und Titus den Siegeszug über Israel mit festlichem Schaugepränge einleiteten. Hier stand zuschauend ein Jude, Begleiter und Schmeichler des Titus, Flavius Josephus, der bekannte Geschichtschreiber. Er schämte sich nicht, dem Triumf über sein eigenes Volk beizuwohnen, und ihn dann umständlich zu beschreiben. Dem Judenhöfling verdanken wir die Schilderung dieses Schauspiels.

„Nachdem", so erzählt er, „das ganze Heer in Reih

und Glied unter ſeinen Führern bei Nacht herangezogen und vor den Toren, nicht des obern Palaſts, ſondern des Iſistempels aufgeſtellt war (dort brachten die Imperatoren die Nacht zu), traten mit Tagesanbruch Vespaſian und Titus mit Lorberkränzen und im Purpurgewand hervor und ſchritten nach der Halle der Octavia. Dort warteten ihrer Ankunft der Senat und die höchſten Beamten, ſowie die Ritter vom höchſten Range. Vor den Hallen war eine Bühne angebracht, worauf elfenbeinerne Stühle ſtanden; dieſe beſtiegen die beiden Kaiſer und ſetzten ſich; ſogleich erhob das Heer ein Jubelgeſchrei und pries ihre Thaten. Auch die Soldaten waren unbewaffnet, in ſeidenen Gewändern und mit Lorber bekränzt. Nachdem Vespaſian ihren Zuruf empfangen, unterbrach er ihren Jubel und gab das Zeichen zum Schweigen. Sogleich entſtand tiefe Stille. Vespaſian erhob ſich, verhüllte ſein Haupt mit dem Gewande und ſprach ein Dankgebet. Das Gleiche that Titus. Nach dem Gebet richtete Vespaſian an die ganze Verſammlung einige Worte und entließ dann die Soldaten zu dem nach herkömmlicher Sitte von den Imperatoren bereiteten Mal. Er ſelbſt ging nach dem Tor zurück, das den Namen der Porta Triumphalis führt, weil es immer bei dieſen Gelegenheiten durchzogen wird. Dort genoſſen ſie etwas Speiſe, zogen Triumfkleider an, opferten in den an das Tor angebauten Tempeln, und nun begann der Umzug, und zwar mitten durch das Theater, damit das Volk Alles deſto leichter ſehen könnte."

Seiner Schweſter Octavia zu Ehren hatte Auguſtus die ſchöne Halle von zwei Säulenreihen gebaut. Ein

Teil des Vorbaus ist noch erhalten; er stößt an den Fischmarkt, der den Ghetto begränzt; in die Trümmer ist die Kirche Sant Angelo in Pescaria hineingebaut, eine alte Basilika, die sich gleichfalls auf die Juden bezieht, weil sie im Mittelalter gezwungen wurden, hier Predigten anzuhören. Es ist in Wahrheit eine beispiellose Ironie der Geschichte zu nennen, daß an dieser Halle der Octavia, wo Vespasian und Titus ihren Triumf über das besiegte Judenvolk und das zerstörte Jerusalem einweihten, die Nachkommen Israels ihren Sitz in Rom nahmen. Um diesen einst prachtvollen, jetzt in Ruinen liegenden, im Schmutz starrenden Porticus der Schwester des großen Augustus treibt noch heute das Judenvolk seine Geschäfte; auf den Marmorplatten jener Hallen und Tempel bieten noch heute die Nachkommen der Kriegssclaven Jerusalems Fische zum Verkaufe aus, und niemand von ihnen erinnert sich mehr an die Bedeutung, welche dies Local einst in der Geschichte Israels gehabt hat.

Der römische Ghetto ist wegen der historischen Beziehung des Judenvolks zu Rom unter allen israelitischen Gemeinden Europas die denkwürdigste. Andere, zumal die in Spanien und Portugal, und die von dort hervorgegangene Synagoge Amsterdams sind durch ihre talmudischen Schulen theologisch merkwürdiger, aber keine hat das Alter und die geschichtliche Bedeutung der Synagoge von Rom. Denn diese stellt hier in der Hauptstadt der christlichen Welt die uralte Wurzel des Christentums selber dar.

Bedenkt man, daß es Rom ist, wo dieses Judenvolk

sich nun 1800 Jahre lang behauptet hat, so erregt seine Widerstandskraft Erstaunen. Es muß fast rätselhaft erscheinen, daß eine so mishandelte Menschensekte, wenn auch durch frischen Zuwachs erneuert, so doch meist aus demselben verrotteten Familiengeschlecht, in demselben engen Straßenwinkel, in derselben verpesteten Luft sich von Glied zu Glied Jahrhunderte hindurch fortzeugend, als ein lebendiger Organismus sich hat erhalten können. Denn seit Pompejus wohnten die Juden in Rom.

Von den ersten Kaisern mehrmals verjagt, kehrten sie immer wieder zurück; seit Titus behielten sie bis auf den heutigen Tag ihre Wohnplätze in der Stadt und nisteten hier auf der für sie gefährlichsten Stelle der Welt, unter den Augen ihrer Feinde, der Römer, welche Jerusalem zerstört hatten, und darauf der Päpste, der Stellvertreter Christi, den die Juden gekreuzigt hatten. Von Pompejus' Zeit an duldeten sie Schimpf und Verachtung, und endlich als unreine Parias zu einem Ghetto organisirt, klammerten sie sich hier krampfhaft aneinander und überdauerten allen Wechsel der Jahrhunderte und das furchtbare Einerlei ihres Zustandes. Sie lebten hoffnungslos und doch nicht ohne Hoffnung, wie dies der Charakter Israels ist, welchem die Propheten den Messias verheißen haben. Unfähig ihren Feinden etwas abzutrotzen, verschanzten sie sich hinter die mächtigste und traurigste Gegenwehr des Elends, die Gewohnheit, und hinter die Zähigkeit ihres Familiengeistes. Ihre Kraft im Dulden ist um so merkwürdiger, weil sie nicht, wie die christlichen Märtirer, auf einen Lohn im Jenseits hoffen.

Die Natur selbst scheint die traurigste aller Menschen-

sekten mit den heftigsten Lebenstrieben versorgt zu haben. Vielleicht möchte jede andere Nation unter ähnlichen Verhältnissen in Rom ausgestorben sein, unfähig, eine gränzenlose Verachtung zu ertragen; aber die Juden waren dessen fähig, und sie behaupteten sich unzerstörbar im Mittelpunkt der katholischen Christenheit. Ausgeschieden von dem bürgerlichen Verbande der andern Menschen, blieben sie mit ihnen unvermischt; noch ihre spätesten Enkel stehen unter den Christen der Stadt so fremd da, wie ihre frühesten Väter, und sie sind den Römern um nichts näher gerückt, als sie es zur Zeit des Pompejus waren. Damals und unter den Kaisern galten sie, obwol schon verachtet, doch als eine orientalische Sekte neben andern Sekten Syriens, Aegyptens und Persiens; sie standen deshalb nicht so vereinzelt da, wie heute, wo sie aus der großen Menge von Religionssekten des alten Rom die einzige sind, die sich, und zwar unverändert, erhalten hat.

Die Geschichte der Juden Roms ist, soweit sie die ersten Zeiten betrifft, schwierig zu ermitteln, denn nur sparsam sind die Nachrichten römischer Schriftsteller.

Mit dem Einzuge des Pompejus in Jerusalem, wo er aus Neugierde und von den flehentlichen Bitten der Juden nicht zurückgehalten, das Allerheiligste betrat, beginnt eine fortdauernde Verbindung zwischen Jerusalem und Rom. Pompejus scheint die ersten jüdischen Sklaven hierher gebracht zu haben; wenigstens ist es unbestritten, daß seit seiner Zeit jüdische Freigelassene und andere wahrscheinlich aus Handelszwecken herbeigekommene Hebräer in der Stadt wohnten. Sie lebten hier zwanglos nach

den Religionsgebräuchen ihres Gesetzes, während Prinzen und Prinzessinnen ihres Landes, allen andern Königen und Fürsten gleichgeachtet, ab und zu vor dem Senat und dem kaiserlichen Hof erschienen. Denn damals gab es noch jüdische Fürsten. Man sah den glücklichen Herodes mehrmals in Rom, und mit allen Zeichen königlicher Würde mit den Cäsaren verkehren, an ihrer Tafel speisen und im Theater in der Fürstenloge sitzen; man sah Archelaus und die Prinzessin Salome, Antipas und Antipater in der Stadt, und nicht wenige Judenprinzen wurden am römischen Hof erzogen. Der Enkel des Herodes, Agrippa, ein abenteuernder Glücksjäger, war mit Drusus, des Tiberius Sohn, erzogen worden und der Busenfreund des Caligula. Der junge jüdische Wüstling befreite sich kaum aus dem Schuldturm, als ihn Tiberius in den Kerker warf, wo er sechs Monate schmachtete, bis ihn der Tod dieses Kaisers erlöste, und Caligula ihn zum König der Juden machte.

Eine glänzende Rolle spielte in Rom die schöne Prinzessin Beronica oder Berenice, Agrippa's Tochter, Schwester und Geliebte ihres Bruders, des jüngern Agrippa, des letzten Judenkönigs. Sie lebte nach der Zerstörung Jerusalems in den Gemächern des Titus; doch gelang es ihr trotz aller Intriguen nicht, sich zur Kaiserin von Rom zu machen.

Herodes Agrippa war übrigens der letzte Jude, der in Rom ausgezeichnet wurde, und seither sah hier das jüdische Volk keinen Glaubensgenossen mehr geehrt, außer den Baron Rothschild, welchen man zur Zeit Gregor's XVI.

mit hoher Auszeichnung im Vatican behandelte — aus begreiflichen Urſachen.

Während nun jüdiſche Prinzen abwechſelnd in Rom waren, hatten ſich Juden bereits in der Stadt angeſiedelt. Cäſar war ihnen günſtig; dies beweiſt die Thatſache, daß ſie nach ſeiner Ermordung um ihn Todtenklagen ſangen. Auch Auguſtus gewährte ihnen volle Freiheit, in Rom ſich zu bewegen und ihre Geſchäfte zu treiben; daher beklagten ſie dankbar auch ſeinen Tod und weinten um ihn, wie es heißt, eine Woche lang. Damals waren ſie nicht an einen beſtimmten Ort in Rom verwieſen, obwol Philo erzählt, daß Auguſtus ihnen das Quartier Transtiberis gab. Sie wohnten auch an andern Stellen, am häufigſten aber doch in Trastevere, wo demnach ihre älteſte Synagoge ſtand. Der römiſchen Tradition nach kehrte auch der Apoſtel Petrus in Trastevere ein, in der Nähe der jetzigen Kirche Santa Cecilia, weil dort viele Juden wohnten; er ſoll aber auch auf dem Aventin gewohnt haben, im Hauſe der Heiligen Aquila und Priſca, jüdiſcher Ehegatten, die zum Chriſtentum übergetreten waren.

Wie milde Auguſtus mit den Juden verfuhr, geht aus einer Stelle Philo's hervor in ſeiner höchſt merkwürdigen Schrift: „Die Geſandtſchaft an Cajus.“ Der gelehrte Alexandriner ſagt darin, daß der Kaiſer die Juden ſtets freundlich behandelt habe, daß ſie den großen Stadtteil Transtiberis bewohnten und meiſtens Freigelaſſene waren, und daß man ſie nicht zwang, die Gebräuche ihrer Väter zu ändern. — An ſolche jüdiſche Freigelaſſene erinnert noch heute ein Grabſtein auf der Via Appia,

welcher die Namen zweier Juden, Zabda und Akiba, trägt. — Ihm war es bekannt, so fährt Philo fort, daß sie Synagogen besaßen, wo sie jede Woche zusammenkamen, um in den Lehren der Weisheit ihrer Väter unterrichtet zu werden. Er duldete es auch, daß sie das Geld von den Erstlingen nach Jerusalem schickten, damit dort für sie geopfert würde. Und dennoch vertrieb er sie nicht aus Rom, noch raubte er ihnen das römische Bürgerrecht, da er dem jüdischen Volk freundlich gesinnt war; auch änderte er nichts an ihren Synagogen noch an ihren Zusammenkünften. Ja er selbst schmückte den Tempel zu Jerusalem mit kostbaren Weihgeschenken und ließ dort ganze Opfer schlachten; er achtete den Sabbat so sehr, daß er befahl, den Hebräern nicht an diesem, sondern an dem folgenden Tage die Getreideaustheilungen zukommen zu lassen, weil nämlich die Juden an jenem heiligen Tage Geld und Gaben weder empfangen noch geben dürften.

Philo war im Jahre 40 n. Chr. von den alexandrinischen Juden an der Spitze einer Gesandtschaft an den Kaiser Cajus (Caligula) abgesandt worden, um über die grausame Mishandlung Beschwerde zu führen, welche die Alexandriner an den Israeliten begingen, die in jener Welthandelsstadt ansässig waren. Er erzählt, wie Caligula diese Gesandten in seinem Landhause empfing, wo er wie ein Wahnsinniger aus einem Zimmer ins andere lief, bald Befehle zu Neubauten gab, bald alte Bilder aufstellen ließ, während die Juden ihm von Zimmer zu Zimmer folgten, unter beständigem Gelächter aller Anwesenden. Der Kaiser selbst fragte sie spottend, warum

sie kein Schweinefleisch äßen. Der Lärm Derer nun, sagt Philo, die uns anspiffen und mit schallendem Gelächter verhöhnten, war so groß, als stünden wir auf einem Theater. — So haben wir schon in jener Zeit dieselben Scenen vor uns, wie sie später im Mittelalter und bis in die neueste Zeit in Rom gesehen wurden, wenn die Juden am Monte Giordano oder am Titusbogen aufgereiht standen, den neuerwählten Papst zu bewillkommnen, verhöhnt von dem Gepfeife der Straßenjungen und dem schallenden Gelächter des Volks.

Caligula war aus einem besondern Grunde gegen die Juden erbittert. Er hatte nämlich die Idee gefaßt, sich als Gott in einer kolossalen Statue im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem aufstellen zu lassen, da er hörte, daß die jüdische Nation die einzige des Erdkreises sei, welche ihm göttliche Ehre verweigere. Er gab Petronius, dem Statthalter von Phönizien, Befehl, seine Statue dort aufzustellen. Da zog, wie Josephus und Philo erzählen, ganz Judäa nach Phönizien, Greise, Männer, Weiber und Kinder; gleich einer Wolke bedeckten sie das Land, und so groß war ihr Wehgeheul und Weinen, daß selbst, als es stille wurde, noch das Echo davon die Luft durchtönte. Sie warfen sich vor Petronius auf die Kniee und beschworen ihn, sie alle ermorden zu lassen, denn nimmer würden sie es ertragen, daß man das Heiligtum ihres Gottes schände.

Diese Scene ist eine der großartigsten Volkstragödien, die je erlebt worden sind, und dieser moralische Widerstand gegen Caligula einer der erhabensten Züge in der Geschichte der jüdischen Nation, welcher sie mehr ver-

herrlicht als die größten Thaten David's und Salomo's. Petronius war erschüttert, er schrieb abmahnend an Caligula; und nun kam auch des Kaisers Jugendfreund, jener König Agrippa, nach Rom, welcher für sein Volk bittend eintrat. Philo erzählt, sein Entsetzen über jene tempelschänderische Zumutung des Kaisers sei so groß gewesen, daß er ohnmächtig fortgetragen wurde und in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel; er läßt ihn endlich einen meisterhaften Brief an Caligula schreiben, in Folge dessen dieser verrückte Despot, dem die ganze Welt Tempel, Altäre und Statuen weihte, von seinem Gelüsten abstand, sein Bild auch im Heiligtum zu Jerusalem aufzurichten.

Sein schneller Tod schützte die Juden Rom's vor seiner Rache. Aber leider sagt uns Philo nichts von dem Zustande der damaligen Judenschaft in Transtiberis. Sie bildeten hier, wie es scheint, eine Synagoge der Libertiner oder Freigelassenen, denn unter diesem Namen nennt sie auch die Apostelgeschichte (1, 9).

Seitdem die christlichen Mysterien in Rom eindrangen, wurden Juden und Christen als gemeinschaftliche Sekte begriffen, was um so leichter geschehen konnte, als die damaligen Christen größtenteils Judenchristen waren. Sie erlitten daher dieselben Verfolgungen. Im Jahre 51 jagte sie Claudius allesammt aus der Stadt, nachdem sie schon Tiberius auf den Rat Sejan's einmal nach Sardinien vertrieben hatte, um ihrem schmählichen Wucher Einhalt zu thun; dies beweist, daß sie schon damals in Anleihegeschäften ihren Lebensberuf begriffen. Immer kehrten sie wieder und wußten sie sich zu behaupten; ihre

Anzahl wuchs, sodaß man sie unter den ersten Kaisern auf 8000 angibt, was die heutige Judenzahl um mehr als das Doppelte übersteigen würde.

Nun folgte die schmähliche Zerstörung Jerusalem's durch Titus und die Zerstreuung des Judenvolks. Eine Menge jüdischer Kriegssklaven wurde nach Rom geschleppt, von denen ein Teil hingerichtet wurde, der größere aber in der Stadt blieb. Ich setze hier die Schilderung des Triumfs von Titus fort, damit der Leser, welchem Flavius Josephus unbekannt ist, dieses merkwürdige Schauspiel gegenwärtig habe. Ich benutze die Uebersetzung Gfrörer's.

„Es ist unmöglich", so fährt Josephus fort, „die Mannichfaltigkeit dieses Schauspiels und die Pracht in jeder Hinsicht, sei es in Bezug auf die Kunst der Werke oder auf Reichtum und Seltenheiten, zu beschreiben. Alles, was je Menschen einzeln besaßen und was nur selten und kostbar ist, schien an jenem Tage vereinigt, um die Größe des römischen Reichs zu zeigen. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein sah man hier in allen Gestalten, nicht blos etwa als einzelne Prunkstücke des Festzugs, sondern wie in einem Strom daherfließend. Gewänder, teils mit dem feinsten Purpur getränkt, teils mit babylonischer Kunst aufs sorgfältigste ausgestickt, schimmernde Edelsteine, in goldene Kronen gefügt oder in andern Fassungen, wurden in solcher Anzahl vorbeigetragen, daß man es für Irrtum ansah, solche Dinge noch für selten zu halten. Es folgten Götterbilder, an Größe außerordentlich und an Kunst unnachahmlich — alles aus den kostbarsten Stoffen. Auch Thiere verschiedener Art und in den seltensten Verzierungen wurden

vorbeigeführt. Sämmtliche Träger dieser Kostbarkeiten erschienen in purpurner und vergoldeter Kleidung. Besonders herrlich waren die Soldaten geschmückt, die an der Ehre des Triumfs teilnehmen durften. Selbst die Schar der Gefangenen zog die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre bunte Kleidung entzog den Augen der Zuschauer den widerlichen Ausdruck dieser ausgemergelten Gestalten. Das größte Erstaunen erregten die prachtvollen Baldachine. Man mußte unwillkürlich für die Kräfte der Träger fürchten. Einige hatten drei und vier Wölbungen übereinander, und die Kunst der Ausführung war ebenso erstaunlich als angenehm. Viele waren noch mit goldgestickten Teppichen überhangen, an allen funkelten kunstreiche Arbeiten aus Gold und Elfenbein. In allen möglichen Formen und Wendungen stellte sich der Krieg dar. Da sah man eine verheerte Gegend, ganze Reihen gefallener Feinde, Fliehende, Gefangene, unermeßliche hohe Mauern unter dem Stoß der Maschinen stürzen, feste Burgen zertrümmert, die Mauern volkreicher Städte erstiegen, ein in das Innere hereinstürmendes Heer, Blutbad, Hülfeflehende, Wehrlose, brennende Tempel, Häuser, die über ihren Bewohnern zusammenstürzen, endlich nach einer weiten wilden Verheerung hereinströmende Flüsse, nicht um Felder zu wässern oder Menschen und Heerden zu tränken, sondern um den allgemeinen Brand zu löschen. Dies Alles, erzählten die Juden, hätten sie im Krieg erduldet. Die prächtige Ausführung stellte selbst dem Unkundigen Alles wie gegenwärtig dar. Bei jedem der Baldachine standen die feindlichen Befehlshaber, in der Haltung, wie sie gefangen wurden. Nun folgte eine

Menge Schiffe. Andere Kriegsbeute ward haufenweise getragen, doch Alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem: ein goldener Tisch von mehren Talenten an Gewicht, ein Kronleuchter, ebenfalls aus Gold, aber in der Form von den zum Alltagsgebrauch dienenden verschieden; der Schaft in der Mitte war in dem Fuß befestigt und dünne Aeste erstreckten sich auswärts, nach Art eines Dreizacks; oben an jedem befand sich eine eherne Lampe. Deren waren es sieben, ein Symbol der Heiligkeit des siebenten Tages bei den Juden. Hinter diesem wurde das Gesetz Gottes als Schluß der Beute hergetragen. Hierauf kamen Männer, welche Bildsäulen der Victoria trugen, sämmtlich aus Gold und Elfenbein. Zunächst an ihnen ritt Vespasian; ihm folgte Titus; Domitian ritt neben ihm in prachtvollem Gewande und auf einem herrlichen Roß.

„Das Ziel des Triumfzugs war der Tempel des Jupiter Capitolinus; vor diesem angekommen, machten sie Halt. Denn es ist eine alte Sitte, dort zu warten, bis der Herold den Tod des feindlichen Heerführers verkündigt. Simon Bar Giora war es, der auch im Triumfzug mit aufgeführet wurde. Mit einem Strick um den Hals wurde er auf den Felsenrand gegen das Forum gezogen und von seinen Führern mit Ruthen gestrichen. Dort werden nach römischem Gesetz verurteilte Verbrecher hingerichtet. Als verkündigt war, daß er dahin sei, erscholl allgemeiner Jubelruf, und nun begann das Opfer. Nach den Gebeten und den Spenden kehrten die Kaiser zum Palast zurück. Viele zogen sie selbst zur Tafel, für Andere waren zu Hause reiche Male

zubereitet. Die ganze Stadt Rom feierte dieſen Tag als Dankfeſt für den glücklich beendigten Feldzug, für das Ende der Bürgerkriege und für die ſchönen Hoffnungen auf künftiges Glück."

Veſpaſian erbaute hierauf dem Frieden einen herrlichen Tempel. In ihn ſtiftete er die Tempelgeräte Jeruſalems; die Bundeslade aber und ihre purpurnen Vorhänge ließ er im Cäſarenpalaſt niederlegen.

Jener Triumfbogen, in deſſen innerer Wölbung die heiligen Geräte und der feſtliche Umzug mit ſo hoher Kunſtvollendung dargeſtellt ſind, wurde erſt nach Titus' Tode vollendet. Im Mittelalter hieß er wegen ſeiner Bildwerke der Bogen der ſieben Leuchter oder, wie das Buch der Mirabilien der Stadt Rom ſagt: Arcus septem lucernarum Titi et Vespasiani, ubi est candelabrum Moysi cum arca. Die Frangipani, welche das Forum und das Coloſſeum beherrſchten, benutzten ihn als Eingangspforte ihres Caſtells, der Turris Cartularia am Palatin. Erſt unter Pius VII., im Jahr 1821, wurde der Titusbogen ſo hergeſtellt, wie er heute daſteht, eine der merkwürdigſten Antiken der Stadt, doch die modernſte Reſtauration.

Titus hatte es übrigens verſchmäht, ſich nach ſeinem Triumf den Namen „Judaicus" beizulegen — ein Beweis, wie ſehr er die Juden verachtete. Aber er, wie Veſpaſian, duldete die Hebräer in Rom, welche ſich natürlich durch den Zuzug von Sklaven und Freigelaſſenen bedeutend vermehrt hatten. Veſpaſian hatte ihnen freie Religionsübung geſtattet, doch mußten ſie das Kopfgeld von einem halben Sekel, das ſie früher an den Tempel-

ſchatz zahlten, fortan dem Capitoliſchen Jupiter entrichten. Die Juden zahlen ihren Tribut noch heute an das Capitol, an die Camera capitolina.

Unter Domitian wurde dieſer Fiscus judaicus, wie Sueton erzählt, mit großer Strenge eingetrieben. Die Juden wohnten damals noch immer in Trastevere, wurden aber von dieſem Kaiſer ganz aus der Stadt gejagt. Er wies ihnen das Tal der Egeria zum Aufenthalt an, wofür ſie ein Pachtgeld erlegen mußten. Dies ſagt Juvenal in ſeiner dritten Satire:

Hier, wo Numa einſt Umgang pflog mit der nächtlichen Freundin,
Wo nun des heiligen Quells Laubhain und die Stätte der Gottheit
Juden man leiht, die mit ſich führen das Heu und den Tragkorb;
Muß doch jeglicher Baum nun Steuer entrichten dem Volke,
Und weil alle Camenen verjagt ſind, bettelt der Wald ſelbſt;
Hier nun ſtiegen wir ab zu Egeria's Tal und den Grotten,
Welche den ächten ungleich; wol ehrte man beſſer des Springquells
Gottheit, ſäumte mit grünendem Rand Wildkraut noch die Wellen,
Kränkte der Marmor nicht unziemlich den örtlichen Tuffſtein.

Demnach ſah Juvenal, wenn er durch das Capeniſche Tor nach dem Tal der Egeria ging, die Juden, ziemlich

bettelhaft, wie es scheint, mit Heubündeln und Körben ein- und ausgehen und dort Zigeunerwirtschaft treiben. Die Heubündel dienten ihnen zur Lagerstatt, und in den Körben schleppten sie Handelsplunder und Mundvorrat mit sich. Aus den römischen Nachrichten geht hervor, daß sie zu jener Zeit in Art und Geschäft den Juden von heute so ziemlich gleich waren. Die Verachtung der Römer gegen diese unglücklichen Menschen war groß; es galt für schimpflich, in einem jüdischen Bethaus gewesen zu sein, während die Teilnahme am Cultus der Isis, des Mithras, des Priap keineswegs als Entehrung galt. Und so ist es merkwürdig genug, denjenigen Gottesdienst, welcher in Rom von allen Idolen und aller Bilder- und Thierverehrung zu allen Zeiten allein frei blieb, mit grenzenloser Verachtung behandelt zu sehen.

In der vierzehnten Satire beklagt sich Juvenal einmal über den Aberglauben, welcher Römer antreibe, sich ins Judentum einweihen zu lassen:

Einige, denen der Zufall gab zum Vater des Sabbaths Ehrer, beten die Wolken nur an und das himmlische Wesen,
Und sie achten des Schweins Fettfleisch gleich menschlichem heilig,
Deß sich der Vater enthielt, ablegen sie bald auch die Vorhaut.
Aber das Römergesetz zu verachten, sie selber, gewohnt nun,
Lernen sie Judengesetz und befolgen mit heiliger Ehrfurcht,
Was nur immer die Bücher, die mystischen, lehren des Moses.

Zu jener Zeit gaben sich die Juden auch mit Wahrsagerei und mit dem Verkauf von Liebes- und Zaubertränken ab. Auch dies sagt Juvenal in seiner sechsten Satire:

Lassend das Heu und den Tragkorb,
Bettelt die Jüdin, die zitternde, leis in das heimliche Ohr nun,
Die das Gesetz auslegt von Jerusalem, heiligen Waldes
Priesterin sie, die erhab'ne, des Himmels vertrauliche Zeugin.
Sie auch füllet die Hand, doch billig für kleineres Geldstück
Bieten die Juden dir feil, was immer von Träumen du wünschest.

In diesen Versen zeichnet der Satiriker ein so deutliches Bild vom jüdischen Wesen, daß wir ein zigeunerndes Weib, eine Bettel, wie wir sagen, leibhaftig vor uns zu sehen glauben. Und wie damals zu Domitian's Zeit Jüdinnen nächtlicherweile aus dem Egeriatal hervorkamen, sich in das Haus einer wollüstigen römischen Dame zu schleichen, so geschah es auch bis auf die neueste Zeit in Rom. Denn viele Judenweiber aus dem Ghetto trieben als Wahrsagerinnen in der Stadt ihr heimliches Wesen, deuteten vornehmen Damen Träume aus und verkauften ihnen Liebestränke. Ausdrücklich bezieht sich darauf die Bulle Pius V. von 1569, welche beginnt: Hebraeorum gens sola quondam a Domino electa. Dies Decret, wodurch die Juden aus allen Städten des

Kirchenstaats, mit Ausnahme von Rom und Ancona, verbannt wurden, ist ein wichtiges historisches Denkmal; ich führe Stellen daraus an, um sie sofort mit jenen Versen des Juvenal zu vergleichen.

Es heißt darin: „Nachdem dies Volk sein Priestertum verloren, nachdem die Autorität des Gesetzes ihm genommen, ist es aus seinem eigenen Wohnsitz zerstreut, welchen ihm der milde und gütige Gott einst seit dem Ursprung eben dieses Volkes bereitet hatte, als ein Land, wo Milch und Honig fließt; nun irrt es seit so vielen Jahrhunderten über den Erdkreis; verhaßt, mit jeglichem Schimpf und Makel bedeckt, treibt es jede infame und schändliche Kunst, auf was Weise es immer den Hunger stillen mag, nicht anders als die verworfenste Sklavenschaft.“ Nun werden diese Künste angegeben: „Denn um von so vielerlei Art Wucher zu schweigen, mit dem die Juden das Vermögen bedürftiger Christen gänzlich aufzehren, so glauben wir, es sei offenbar genug, wie sie Hehler der Räuber und Diebe sind und Helfershelfer, die allerlei gestolenes und gerafftes Gut, nicht allein profanes, sondern auch dem göttlichen Cultus zugehöriges, entweder für eine Weile zu verbergen, oder an einen andern Ort zu bringen, oder ganz umzugestalten wagen, damit es nicht mehr erkannt werde; sehr viele auch stehlen sich unter dem Scheine, ihnen zukommendes Geschäft zu treiben, in die Häuser anständiger Frauen, wo sie viele in den Abgrund schändlicher Unzucht stürzen, und was das Allerverderblichste ist, sie verführen gar viele Unvorsichtige und Schwache mit Satansblendwerk, mit Wahrsagerei, Zaubermitteln, mit magischen Künsten und Hexereien

und machen jene glauben, daß die Zukunft vorausgesagt, daß Diebstal, Schätze, verborgene Dinge enthüllt und außerdem Vieles offenbart werden könne, von welchem nicht einmal die Fähigkeit der Ahnung irgend einem Sterblichen jemals erlaubt worden ist."

Die Schuld jener in allen Zeiten gleich großen Judenverachtung lag wol im Naturell der Hebräer selbst. Wir sagen dies, ohne weder so viele treffliche und würdige Menschen unter den Juden, noch überhaupt den ganzen Stamm kränken zu wollen. Für den Europäer liegt im echt jüdischen Wesen wirklich etwas Carikirtes, was oft mehr als Lachen erregt. So war schon jener possenhafte Tanz des Königs David vor der Bundeslade höchst lächerlich, und erfüllte selbst Michal mit Verachtung. Dazu kam der Stolz der Juden, das auserwählte Volk Gottes zu sein, ihre Verachtung gegen jeden andern Glauben, und ihre Scheu vor der Berührung jedes andern Menschen. So begann dieses Volk die Strafe seines Hochmuts und seiner kastenhaften Absonderung zu tragen, bis es von den Christen endlich in einen Ghetto gesperrt wurde.

Die Verhältnisse der Juden unter den spätern Kaisern sind dunkel. Nachdem Hadrian Jerusalem zum zweiten mal zerstört, und zahllose Judensklaven auf den Märkten Syriens wie Pferde hatte verkaufen lassen, vermehrte sich die hebräische Gemeinde in Rom durch starke Einwanderung. Sie hatte fortdauernd ihren Sitz in Trastevere, wo sie geduldet wurde. Vor der Porta Portese unter dem Janiculus lag auch ihr Kirchhof; er wurde daselbst im 17. Jahrhundert aufgefunden. Aber außer diesem Cömeterium besaßen die Juden eine zweite Begräbniß-

ſtätte vor dem Appiſchen Tor. Man ſieht dieſe bei San Sebaſtiano in der Vigna Rondanini, wo ſie im Jahr 1857 ausgegraben worden iſt. Es ſind das Katakomben, wie es ſcheint aus dem 3. Jahrhundert, und durchaus den chriſtlichen Roms in der Anlage gleich. Die hebräiſchen Sarkophage haben ſogar bildlichen Schmuck, zumal von Genien; oft ſieht man das Abbild des ſiebenarmigen Leuchters. Die Inſchriften ſind, merkwürdigerweiſe, nie hebräiſch, ſondern lateiniſch oder griechiſch, was beweiſt, daß die damaligen Juden in Rom ſich vollkommen an den in der Stadt herrſchenden Sprachgebrauch anbequemt hatten. Auch mochten die Todten in jenen Katakomben zwei Synagogen Roms angehört haben, der älteren ſeit Pompejus Zeit geſtifteten, und der jüngeren, welche weſentlich alexandriniſch war. Leider iſt die Geſchichte des römiſchen Judentums jener Zeit in Dunkel begraben.

Nachdem nun das Chriſtentum römiſche Staatsreligion geworden war, mochten die Juden in Rom in eine gefährlichere Lage geraten ſein, da ſich zur altrömiſchen Verachtung fortan auch der officielle Chriſtenhaß geſellte. Schon Conſtantin verbot den Hebräern chriſtliche Diener zu halten, und ſeither wurde die Trennung der Juden von der Gemeinſchaft der Chriſten ein religiöſes Princip. Noch ſtrengere Vorſchriften erließ der theodoſianiſche Codex. Er verbot in allen Provinzen des Reichs das Hamansfeſt, wobei die Juden dieſen ihren Feind im Bilde des Gekreuzigten darzuſtellen und unter Schreien und Toben zu verbrennen pflegten.

Als Alarich Rom plünderte, mögen die Juden in Trastevere Schreckliches erlitten haben. Unter den zu-

sammengerafften Schätzen dieses Westgothenkönigs befanden sich auch kostbare Gefäße des salomonischen Tempels, die er in Rom erbeutet hatte. Andere waren ihm entgangen, denn noch Genserich fand heilige Tempelgefäße Jerusalems in Rom vor. Er entführte sie nach Karthago; dort fielen sie Belisar als Beute in die Hände, und wurden sodann von ihm nach Byzanz gebracht. Hier reclamirten sie die Juden, wie Prokopius erzählt, vom Kaiser Justinian, der sie endlich in einer Kirche zu Jerusalem niederlegen ließ.

In Wahrheit, die Geschichte dieser einst von Titus nach Rom gebrachten Tempelschätze ist märchenhaft. Selbst noch im Mittelalter, in der Zeit der Mirabilien der Stadt Rom lebte hier die Sage von ihnen fort; denn man glaubte die Bundeslade, die Stiftshütte, den siebenarmigen Leuchter, und die Gewänder Aaron's als Reliquien im Lateran verwahrt.

In der Gothenzeit wird einmal die Synagoge in Rom erwähnt; das Volk plünderte sie, und der edle Theodorich erließ ein Gesetz zum Schutze der Juden.

Ihre Schicksale in späteren Jahrhunderten sind sehr dunkel. Doch wissen wir, daß die Hebräer als Gemeinde (schola) fortbestanden, daß sie bisweilen den germanischen Kaisern bei ihrer Krönung huldigten und in hebräischer Sprache die althergebrachten Laudes (die Acclamation) sangen.

Sie wohnten stets in Trastevere, aber sie trieben auch Handel an und auf den Tiberbrücken; die Brücke Quattro Capi am heutigen Ghetto hieß deshalb Pons Judaeorum, und selbst die Engelsbrücke wird bisweilen

ſo genannt. Wahrſcheinlich ſtanden auf dieſen Brücken jüdiſche Handelsbuden.

Uebrigens erlitten die Hebräer in Rom, vereinzelte Ausbrüche des Volkshaſſes ausgenommen, keine ſo blutigen Verfolgungen, wie in den übrigen Städten Europas. Rom war nie ein Boden für religiöſen Fanatismus; im römiſchen Volke wenigſtens lebte ſtets die alte Tradition kosmopolitiſcher Duldung und Humanität fort; auch war man hier ſeit vielen Jahrhunderten an die Juden gewöhnt. Selbſt die Kreuzzüge, die überall in Europa die gräßlichſten Exceſſe des Judenhaſſes hervorriefen, hatten, ſo viel wir wiſſen, keine ſolche Folgen in Rom. Nur einmal, und zwar ſchon im Jahre 1020, hören wir von einer römiſchen Judenverfolgung, die durch ein Erdbeben veranlaßt wurde.

Die Päpſte ſelbſt anerkannten ſtets die Synagoge der Juden als berechtigte Körperſchaft der Stadt; ſie ſtand hier den andern Fremdenſchulen der Griechen und Germanen gleich. Auch die Inquiſition, die im Anfange des 13. Jahrhunderts eingeführt wurde, verfuhr in der erſten Zeit mit ihnen ſchonend.

Allmälig gelangten die Hebräer in Rom zu einiger Bedeutung, als Wechsler und Aerzte. Der Geldmarkt und die mediciniſche Wiſſenſchaft kamen meiſt in ihre Hände; ſo begannen ſie ſich ſogar im Vatican notwendig zu machen.

Der Reiſende Benjamin von Tudela zählte zur Zeit Alexander's III. (1159—85) 200 reiche Juden in Rom, geachtete Männer, keinem tributbar, und worunter der Papſt ſeine Diener habe. Hier findet man, ſo ſagt er,

sehr weise Leute, von denen der erste der große Rabbi Daniel ist, der Rabbi Dahiel aber, ein schöner kluger Jüngling, am Hofe Alexander's aus- und eingeht, als des Papstes Minister; und das heißt wol, als sein Banquier.

Merkwürdig ist die Thatsache, daß der Gegenpapst Anaklet II. (gest. 1138), Pier Leone, eines getauften Juden Enkel war. Sein Geschlecht war in Rom eine der angesehensten Patricierfamilien, und durch lange Jahrhunderte. Dies Volk, von Natur und durch den Widerstand, welcher den Witz verschärft, mit Talenten reich begabt, wußte sich also bis in die Aula des Papsttums gleichsam einzuschmuggeln. Während Judenweiber in den Häusern des Adels wahrsagten, gingen Juden bei den geldbedürftigen und verschuldeten Päpsten aus und ein, als ihre Wechsler oder ihre Aerzte.

Man findet alle jüdischen Aerzte der Päpste namentlich aufgezählt in dem Werk Mandosio's: „Degli archiatri pontificj", welches Marini vervollständigt hat (Rom 1784). Der erste in dieser Reihe ist Josua Halorki, Arzt des Gegenpapsts Benedict XIII. (1394), welcher die Juden besonders geliebt zu haben scheint. Halorki ließ sich später taufen und nannte sich Hieronymus de Sancta Fede; unter diesem Namen schrieb er ein Buch gegen die Juden („Hieronimi de Sancta Fede ex Judaeo Christiani contra Judaeorum perfidiam et Talmud tractatus, sive libri duo ad mandatum D. PP. Benedicti XIII."). Er wurde von der Synagoge verflucht.

Auch Innocenz VII., dessen Gegenpapst Benedict war, gab im Jahr 1406 Juden von Trastevere das römische Bürgerrecht, so Elia di Sabbato, Mose di Lisbona,

Mose di Tivoli, welche alle Aerzte waren und Magister hießen. Sie hatten große Vorrechte und waren auch von dem schimpflichen Judaszeichen befreit. Martin's des V. Leibarzt war Elias aus dem Ghetto Roms. Und bis ins 16. Jahrhundert finden sich jüdische Leibärzte im Vatican, trotz aller Bannbullen dieses oder jenes judenfeindlichen Papsts. Als Orientalen, als Verwandte der Araber standen die Hebräer in aller Welt, auch bei Fürsten und Kaisern, im höchsten Ansehen ärztlicher Wissenschaft. Samuel Sarfadi, ein spanischer Rabbiner war Arzt Leo's X., ein grundgelehrter und beredter Mann.

Natürlich fiel ein Schimmer der päpstlichen Gnade, deren sich der jüdische Arzt erfreute, auch auf das Judenvolk in Trastevere zurück. Aber bei der Natur des kirchlichen Regiments, welches persönlich ist, sah die römische Synagoge ihr Loos lediglich vom Charakter der jeweiligen Päpste abhängen, und dieser Wechsel hielt sie in beständiger Aufregung, und gab sie oft einem gesetzlosen Zustande preis.

Viele Concile hatten seit Alters die Trennung der Juden von den Christen anbefohlen und ihnen ein Schandabzeichen auferlegt; dies Gebot erneuerte Innocenz III., der Gründer der Inquisition, im Jahre 1215, und so thaten andre Päpste. Doch solche Edicte umgingen die Juden meistens, oder sie kauften sich davon los. Bald auch stieß ein gnädiger Papst um, was ein ungnädiger verordnet hatte.

Johann XXII. hatte die Juden verfolgt, endlich auch ihren Talmud öffentlich verbrennen lassen. Doch Inno-

cenz VII. war ihnen gnädig, und am meisten schützte sie der Römer Martin V. Er gab ihnen das Privilegium zurück, Aerzte sein zu können, und befahl, daß alle Hebräer im Kirchenstaat zur Carnevalsteuer, welche die Juden Roms ehedem allein aufzubringen hatten, beitragen sollten. Aber schon sein Nachfolger Eugen IV., ein Venetianer und dem handelslustigen Volk Israel feind, beschränkte die Juden wieder. Er verbot ihnen, mit Christen zu verkehren, oder bei ihnen zu wohnen, oder sie als Aerzte zu behandeln. Er untersagte ihnen, in der Stadt umherzustreifen; er verbot ihnen, neue Synagogen zu bauen, oder ein öffentliches Amt zu bekleiden; auch durfte eines Juden Zeugniß gegen einen Christen nicht gültig sein. An die capitolische Kammer hatten sie jährlich 1130 Gulden zu zahlen, außer andern Gefällen und Beisteuern zum Carneval.

Für diese Spiele auf der Piazza Navona, am Testaccio und auf dem Corso hatte sich nach und nach die Sitte festgestellt, die Juden zur Volksbelustigung zu misbrauchen. Nicht allein mußten sie sich der Entehrung unterwerfen, einen Trupp ihrer Aeltesten, in Wämmser gekleidet, der Cavalcade der Senatoren voranschreiten zu lassen, wenn diese den Corsozug eröffneten, sondern sie selbst mußten zur Schau rennen. Der Venetianer Paul II. war es, welcher im Friedensjahr 1468 den Römern zuerst die Corsorennen zum Besten gab und auch die Juden öffentlich rennen ließ.

Noch heute ist es Festsitte in den Städten Italiens, um die Palii zu rennen, das heißt um den Preis von Seidenstoffen, welche der Sieger davonträgt. Als Paul

dieſes Feſt gab, liefen an jedem der acht Carnevalstage Pferde, Eſel und Büffel, Greiſe, Jünglinge, Kinder und Juden. Man gab dieſen, wie man auch ſpäter zu thun pflegte, ehe ſie rannten, reichlich zu eſſen, um ihnen ſelbſt den Lauf beſchwerlicher, dem Volk aber ergötzlicher zu machen. Sie liefen vom Arco Domiziano bis zur Kirche San Marco in voller Furie und unter dem Hetzgeſchrei der Römer, während der heilige Vater auf dem reichverzierten Balcone ſtand und herzlich lachte. Zwar möchte es ſcheinen, daß die allgemeine Teilnahme am Wettrennen, welchem ſich auch Römer unterzogen, das Entehrende davon entfernt habe; doch muß man bedenken, daß daſſelbe Vergnügen, welches von Römern als ein olympiſches Spiel angeſehen wurde, für die Juden als Schimpf galt. Wer je einem Corſorennen in Rom beigewohnt hat, wo jetzt der Lauf der Pferde an die Stelle des ehemaligen Judenlaufs getreten iſt, und wer es geſehn hat, wie das Volk in faſt wüſter Aufregung mit Geſchrei und grellem Gepfeife die hinwegſtürzenden Thiere vorüberhetzt, der mag ſich leicht vorſtellen, wie in jenen barbariſchen Zeiten die durch den Corſo gejagten Hebräer mehr als Spießruten laufen mußten.

Später wollte das Volk den Judenlauf nicht mehr miſſen, und ich finde in Sprenger's „Roma nova" (vom Jahr 1667) die Nachricht, daß die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen mußten, und zwar, ſagt er, rennen erſt die Eſel, dann die Hebräer, hierauf die Büffel, endlich die Berberpferde.

Zwei Jahrhunderte lang erduldeten die Juden Roms dieſe empörende Beſchimpfung, bis ſie nach wiederholtem

Flehen durch päpstliches Edikt davon erlöst wurden. Clemens IX. Rospiglioſi befreite ſie davon im Jahr 1668, und gebot ihnen, ſtatt des Nennens jährlich 300 Scudi zu zahlen, und ſtatt des Vorſchreitens vor der Cavalcade des Senators, in der Tronkammer vor den Conſervatoren Huldigung zu leiſten und ihnen die Carnevalsprämien zu überreichen.

Am erſten Sonnabend des Carnevals pflegten die Häupter der Juden als Deputation des Ghetto vor den Conſervatoren auf dem Capitol zu erſcheinen. Sie warfen ſich vor ihrem Seſſel nieder, und knieend überreichten ſie einen Blumenſtrauß und 20 Scudi, mit der Bitte, dieſe zur Auszier des Balcons zu verwenden, auf welchem der römiſche Senat auf der Piazza del Popolo ſeinen Sitz nahm. Sie gingen auch zum Senator und flehten alter Sitte gemäß um die Vergünſtigung, ferner in Rom bleiben zu dürfen. Der Senator ſetzte ſeinen Fuß auf ihre Stirn, befahl ihnen, aufzuſtehen, und ſagte nach hergebrachter Formel, daß die Juden in Rom nicht aufgenommen, doch aus Barmherzigkeit geduldet ſeien. Auch dieſe Demüthigung iſt geſchwunden; aber noch jetzt kommen die Hebräer am erſten Sonnabend der Carnevalsfeſte auf das Capitol und leiſten hier Huldigung und Tribut für die Pallien, welche ſie zu beſchaffen haben, in Erinnerung deſſen, daß nun Pferde an ihrer Stelle das Volk beluſtigen.

Es fehlte im Mittelalter nicht an andern Ceremonien, die den Juden auferlegt waren. Beim Feſt der Beſitznahme des erwählten Papſts vom Lateran mußten ſie in Deputation ihm entgegenkommen, wie ſie ſchon vor den

römiſchen Kaiſern huldigend erſchienen waren. Wenn nämlich der Kaiſer den Tron beſtieg, brachten die Juden in Jeruſalem Gebete und Opfer für ihn dar; ſo ſagt ſchon Philo in ſeiner „Geſandtſchaft an Cajus", daß ſie drei mal für Caligula Opfer vollzogen hätten, das erſte mal, als er den Tron beſtieg, ſodann, als er gefährlich erkrankte, endlich, für ſeinen Sieg über Deutſchland. Daß auch die Juden in Rom das Gleiche thaten, iſt unzweifelhaft, und ſo erſchienen ſie auch bei den Huldigungsfeierlichkeiten vor dem Kaiſer als Schutzflehende, ihn um Duldung zu bitten, wie ſie ihnen von Auguſtus gewährt worden war.

Als an die Stelle der Kaiſer die Päpſte getreten waren, wechſelten nur die Formen der Ceremonie. Bei jeder Huldigung eines Papſts erſchienen die Abgeſandten der römiſchen Judenſchaft, mit dem Pentateuch auf der Schulter, an einem Ort, wo der päpſtliche Triumfzug vorüberkam. Man betrachtete ſie nach dem Ausſpruch des heiligen Hieronymus als die Bibliothekare der chriſtlichen Religion, weil ſie das Alte Teſtament in ihrer Bundeslade verwahrt gehalten hatten. Indem ſie dem neu erwählten Papſt als Schutzflehende nahten, thaten ſie dies, wie man ſagt, teils weil ihre Väter ſo vor den Kaiſern erſchienen waren, teils weil ſie, auf einen Befreier aus der Gefangenſchaft hoffend, den jedesmaligen Papſt darauf hin betrachteten, ob nicht er es ſei, der ſie von ihrem Joch erlöſen werde.

Seit Calixt II., der im Jahr 1119 von den Juden eine ſolche Ceremonie empfing, haben wir von jeder Huldigungsfeierlichkeit Nachricht. Allen Päpſten brachten

ſie den Pentateuch auf der Schulter entgegen, ſo Eugen III., Alexander III. und Gregor IX. Sie ſangen dabei Lieder zu ihrem Lobe. Cancellieri gibt in ſeinem Werk „Storia de' possessi" (Geſchichte der Beſitznahme der Päpſte) darüber die beſten Aufſchlüſſe aus den Tagebüchern der päpſtlichen Ceremonienmeiſter.

Der Ort, an welchem die Juden ſich aufſtellten, wechſelte. Im ältern Mittelalter war es die Region Parione, wo ſie den nach dem Lateran ziehenden Papſt erwarteten. So erzählt ſchon das alte lateiniſche Gedicht des Cardinals Giacomo Stefaneschi, welches die Huldigungsfeier Bonifacius' VIII. im Jahr 1295 beſchreibt:

Ecce, super Tiberim poſitum de marmore pontem
Transierat, provectus equo, turrique relicta
De campo Judaea canens, quae caecula corde eſt,
Occurrit vocana duci Parione ſub ipso,
Quae Chriſto gravidam legem plenamque ſub umbra
Exhibuit Moyſi. Veneratus et illo figuram
Hanc poſt terga dedit, cauto ſermone locutus.
Ignotus Judaea deus, ſibi cognitus olim.
Qui quondam populus, nunc hoſtis, qui deus et rex
Obnubi patitur, praeſentem temnere mavis,
Quem fragilem reputas hominem, ſperaque futurum,
Et latet ipſe deus — —

Schon damals hatte dies Schauſpiel dieſelben Formen, wie ſie ſpäter beobachtet wurden. Die Juden, Loblieder ſingend, warteten des im Triumfzug daherreitenden Papſts; ſie boten ihm die Geſetzesrolle dar, der

Papſt nahm ſie, las zum Schein einige Worte darin, reichte ſie dann hinter ſich und ſagte: Wir beſtätigen das Geſetz, aber das jüdiſche Volk und ſeine Auslegung verdammen wir. Hierauf ritt er weiter, und die Juden kehrten in ihre Wohnungen zurück, niedergeſchmettert oder zur Hoffnung belebt, je nach dem, was ſie in den Augen des Papſts geleſen hatten.

Oftmals ſtellten ſie ſich am Monte Giordano auf. Obwol dieſer aus Schutt entſtandene Hügel ſeinen Namen von Giordan Orſini, einem Edeln dieſes römiſchen Geſchlechts, empfangen hatte, der dort ſeinen Palaſt baute, ſo wählte man ihn doch vielleicht gerade des Namens wegen für dieſe Judenceremonie. Dort ſtanden die Hebräer, den in Gold gebundenen, mit einem Schleier bedeckten Pentateuch haltend, umringt vom verhöhnenden Volk, bis der Papſt erſchien und ſie ihm knieend das Geſetz überreichten.

Mit der Zeit wurde die Mishandlung der Juden bei dieſer Gelegenheit ſo groß, daß ihrem dringenden Flehen nachgegeben wurde, und ihnen Innocenz VIII. im Jahr 1484 erlaubte, im innern Raum des Caſtells Sant Angelo zu erſcheinen. Die Feierlichkeit beſchreibt der Ceremonienmeiſter Burkhard: „Als der Papſt vorüberkam, hielt er nahe am Caſtell, und die Juden, welche ſich hier an die unterſten Zinnen gegen das Erdgeſchoß zurückgezogen hatten, im Ornat und mit ihrem Geſetze, reichten dem heiligen Vater dieſes zur Anbetung und Verehrung, mit hebräiſchen Worten ungefähr dieſes Sinnes ihn anredend: Allerheiligſter Vater, wir hebräiſchen Männer flehen Eure Heiligkeit im Namen unſerer Synagoge

an, daß Ihr geruhet, uns das Gesetz, welches der allmächtige Gott unserm Priester Moses, auf dem Berge Sinai übergab, zu bestätigen und zu billigen, wie auch andere erhabene Päpste, die Vorgänger Eurer Heiligkeit, es bestätigt und gebilligt haben. Es antwortete der Papst: Wir billigen das Gesetz, aber euern Glauben und eure Auslegung verdammen wir, weil Der, von Dem ihr sagt, er werde kommen, gekommen ist, unser Herr Jesus Christus, wie die Kirche uns lehrt. Nach vollendeter Ceremonie zogen sich die Juden zurück."

Erinnert man sich, daß die Engelsburg das Grabmal Hadrian's war, jenes Kaisers, welcher Jerusalem zum zweiten mal zerstört und die Juden in die Sklaverei verkauft hatte, so stand auch dieser Ort zur Geschichte Israels in einer kränkenden Beziehung.

Ausnahmsweise empfing Pius III. im Jahr 1503, weil er krank war, die Juden in einem Saal des Vatican. Julius II. empfing ihre Huldigung wieder an der Engelsburg, wobei sie einen langen Sermon machten und besonders der spanische Rabbi Samuel, der Leibarzt des Papsts, mit Beredtsamkeit sprach. Der Papst antwortete „pront in libello", das heißt nach Vorschrift des Ceremonienbuchs.

Auch Leo X., dessen Huldigungsfeier im Jahr 1513 die glänzendste war, die je ein Papst erlebte, empfing die Juden am Castell Sant Angelo. Der Ceremonienmeister Paris de Grassis beschreibt diese Scene. Sie standen am Tor des Castells auf einem hölzernen Gerüst, welches mit Goldbrocat und seidenen Teppichen bedeckt war, und worauf acht weiße Wachskerzen brannten. Dort hielten

ſie die Geſetzestafeln. Als der Papſt auf ſeinem weißen Roß vorbeigeritten kam, baten ſie um die gewohnte Beſtätigung. Er nahm das offene Buch aus ihren Händen, las darin und ſagte darauf: Wir beſtätigen, aber wir ſtimmen nicht bei (Confirmamus, sed non consentimus); dann ließ er das Buch zur Erde fallen, und ſetzte ſeinen Zug fort.

Dies war das letzte mal, daß die Ceremonie an der Engelsburg ſtattfand; ſeitdem wurde ſie durch den vorgeſchrittenen Geiſt der Zeit oder durch andere unbekannte Urſachen abgeſchafft.

Dagegen gab man nun den Hebräern auf, einen Teil der Straße, durch welche der päpſtliche Zug ſich bewegte, mit koſtbaren Stoffen zu zieren. Beim Feſt der Beſitznahme Gregor's XIV. (1590) mußten ſie den Abſtieg vom Capitol und den Bogen des Septimius Severus mit Teppichen bedecken. Bald darauf wurde es Regel, daß ſie den Titusbogen und die Straße bis zum Coloſſeum ausſchmückten. So mußten ſie den Schimpf leiden, daſſelbe ihnen verhaßte Triumfthor zu verzieren, welches einſt dem Zerſtörer Jeruſalems zu Ehren erbaut worden war.

Dies geſchah bei den Tronbeſteigungen aller folgenden Päpſte; ſie mußten auf die Tapeten Embleme heften, welche ſich auf den Papſt bezogen und mit lateiniſchen Sprüchen aus dem Alten Teſtament bezeichnet waren. Solche Embleme, in der Regel 25 an Zahl, waren oft höchſt ſinnreich. Es wurde vorgeſtellt der Myrthenbaum, der ſeinen Balſam freiwillig niederträufelt, ohne vom Meſſer geſchnitten zu ſein; dazu der Spruch: „Beatus

rex, qui nobilis est" (Gesegnet sei der Fürst, der edelmütig ist). Ferner der Pelikan, welcher seine Brut mit dem eigenen Leben tränkt: „Er verschwendete und gab's den Armen", Psalm 112, 1. 9. — Eine Palme, von der Sonne beschienen; darüber: „Recht wie die Palme wirst du blühen"; darunter: „Dein Einzug wird gesegnet sein." — Das Rhinoceros, welches sein Horn in eine Quelle taucht — eine offene Meermuschel — der Vogel Phönix und ein Regenbogen — ein fressender Schwan — reifes Korn — Bienenschwärme — der Maulbeerbaum — eine bekränzte Harfe — ein Meer mit singenden Sirenen, darüber der Himmel, gegen welchen viele Nachtigallen fliegen; darunter der Spruch aus dem Jesaias: „Zusammen singen sie."

Diese Bildersprache erinnert an ähnliche Feierlichkeiten der sicilischen Araber, wenn sie ihre Herren, die normannischen Könige, beglückwünschten.

Mit Jammer und Tränen hatten die Juden solche Teppiche gestickt, und wenn sie vom Titusbogen in ihren schmutzigen Ghetto zurückkehrten, reinigten sie sich gewiß mit Gebeten von dieser dem Statthalter Christi dargebrachten Huldigung.

Auch in das Vorstellen des Judentums drang in Rom die antike Mythologie ein, seit jener Zeit der Renaissance, wo die Götter des Olymps wieder erstanden waren. Besonders werden im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter des barocken Parnasses, ihre Embleme mythologisch und ihre Huldigungsgedichte reden von Apoll und den Musen. Indem sich so Antikes und Alttestamentliches vermischt, wird diese Verwirrung um so komischer,

weil es das Volk Iſrael iſt, welches ſolche Embleme einem Papſte widmet.

Die meiſten mythologiſchen Symbole finden ſich bei der Huldigung der Juden an Pius VI. und Pius VII. Man ſah dort Hercules, aus deſſen Mund Goldketten gehen, womit er die Völker anzieht, und darunter den Bibelvers: Die Lippen des Frommen tönen von Anmut; Sprichwörter 10, 32. Man ſah den Parnaß auf der einen Seite und von der andern eine Plattform, bedeckt mit Tapeten, worauf Pferde und Mauleſel Korn fraßen, mit dem Spruch aus Hiob: Vor dem Zugvieh lehrt er uns; die barockſte Zuſammenſtellung, welche denkbar iſt: Parnaß, Mauleſel und Hiob. Man ſah Juno mit einer Lilie, den Atlas, der die Welt trägt, Minerva mit dem Oelzweig, einen Tempel, worin Mercur mit den drei Grazien ſtand, und worunter zu leſen war: Er wird Solche nicht ihres Guts berauben, die in Reinheit wandeln, Pſalm 84, 12. Von allen mythologiſchen Figuren war freilich Mercur, der Rothſchild unter den olympiſchen Göttern, diejenige, welche dem Ghetto die verſtändlichſte ſein mußte. Mehr oder weniger bezogen ſich dieſe Sinnſprüche doch immer auf eine und dieſelbe Vorſtellung, Geld und wieder Geld, daher auch die Hörner der Amalthea, aus denen Goldmünzen, Wein und Brot geſchüttet werden, ſehr beliebt waren.

Dem Papſt Pius VII. verehrten die Juden alle ihre Mottos in einem koſtbaren, in Miniatur gemalten Buche, welches ihm der Rabbi Leone di Leone d'Ebron in V.-nedig überreichte. Die Ueberſchrift des lateiniſchen Huldigungsgedichts im elegiſchen Versmaß lautete:

Pio Septimo P. O. M.
Qua die imperii gubernacula solemniter suscipit
Quod bonum felix faustumque sit
Festivissima Hebraeorum universitas D. D. D.

Die Juden in Rom hatten demnach nicht fruchtlos an der Halle der römiſchen Octavia gewohnt. Ihr Gedicht begann erſt echt jüdiſch mit einem O weh, und ging dann zu Apollo und dem Papſt ſelbſt über:

O me si cithara plectroque juvaret Apollo,
Concinerem summi maxima regna Pii,
Meque peregrinis audiret versibus uti,
Quidquid habet tellus, quidquid et axis habet.
Principis astra super ferrem clarissima facta,
Quein comes it recti non temerandus amor;
Quippe suis, velut illa, polo fulgoribus umbras
Dimovet, e vultu quos radiante jacit.
Aut pro me Pindi veniant et culmine Musae
Quas cecinit vatum fabula Graeca deas.
Hae resona fundant solemnia carmina voce,
Tympana pulsantes, sistra lyrasque manu,
Hae Themidis celebrent servantem jura decorae,
Qua duce subjectis imperat agminibus:
Candoremque sinus dantis cum pace salutem,
Viribus ingenii, pondere consilii.
Magnanimis nitit ille notis, prudentibus aeque,
Ne summum videat gloria tanta diem!
Culmina Gregorium nutu qui celsa creavit,
Sospitet, omnigenis condecoretque bonis.

Edat, ut arbor aquae prope rivos consita, fructus,
Et diadema suum vinciat usque caput.
Hic niteat solusque, ferax sit dactilus ipse:
Adspiciat laetos ire, redire dies.
Gaudeat urbs, precibus nunquam non acribus instet,
Ut sibi sint Pacis munera juncta Piae.

Ein reich gebundenes Buch, worin Embleme und Gedichte aufgeschrieben waren, hatten die Juden von Pietro Paoletti, einem Maler aus Belluno, für Gregor XVI. malen lassen, weil dieser Papst aus Belluno gebürtig war. Er schenkte es dem Kapitel der Kathedrale seiner Vaterstadt.

Auch dem jetzt regierenden Pius IX. wurde ein ähnliches Büchlein überreicht; der römische Rabbi, ein im Schreiben sehr geschickter Mann, wie mir die Hebräer versicherten, hatte darin kunstvolle Sprüche aus der Bibel geschrieben, und es war so schön gebunden, daß es gegen 500 Scudi kostete.

Dies waren die Judenceremonien bei päpstlichen Huldigungen. Aber auch in andern Ländern fand Aehnliches statt. In Korfu, so wird in Moroni's „Dizionario" erzählt, beglückwünschten die Juden jeden neugewählten Erzbischof mit großer Feierlichkeit. Als im Jahr 1780 Francesco Maria Fenzi dort seinen Einzug hielt, sah man ein seltsames Schauspiel von den Hebräern aufführen. Ihren Zug eröffnete ein Jude in italienischer Kleidung, mit einem Feldherrnstab, ihm folgten die drei Erzväter mit langen Stäben; dann zwölf italienisch gekleidete Jünglinge, die zwölf Stämme darstellend, ein

jeder einen silbernen Apfel in der Hand; hinter diesen andere zehn mit dem Mantel Talet über den Schultern, darstellend die zehn weisen Rabbiner, die Conservatoren des mosaischen Gesetzes zur Zeit Cäsar's. Es folgten elf Jünglinge mit Blumen in den Händen, die elf Brüder Josef's, und vier Diener, gleich als gingen sie zum König Pharao. Hierauf acht Männer mit Gefäßen und Palmen, die acht Conservatoren des Gebots der Beschneidung; sodann 24 Juden, die Doppelzahl der Stämme, mit silbernen Geräten und Becken und Handschuhe in den Händen, die Blüte Israels darstellend. Es folgte ein Zug von 48 andern Juden mit Pelzmützen; diesen sechs Vorsänger, die aus Büchern Psalmen sangen. Hierauf vier Juden in großen Perücken mit Stäben; diesen folgten 15 Judenjünglinge mit den Urim und Thummim auf der Brust; weiter ein Zug mit Früchten und Palmen, worauf wieder Vorsänger. Sodann die vier Hohenpriester Moses, Aaron, David und Salomo; ihnen folgten die Leviten. Dahinter die drei Männer aus dem feurigen Ofen. Den Zug schloß der steinalte Großrabbiner, welcher wie das leibhaftige Fasten aussah, in einem langen weißen Gewande, ihm zur Seite zwei Greise, Becken voll von Blumenblättern in den Händen haltend. Hinter ihnen wurde der Pentateuch getragen, behängt mit Schellen, Aepfeln, Kronen und anderm Schmuck von Silber, unter einem weißen Baldachin, welchen vier Großjuden hielten. An sechs Orten der Stadt wurde die Rolle geöffnet, wobei alles Judenvolk ein lautes Geschrei ausstieß und die Blumen aus den Becken über das Gesetz geworfen wurden. Die zur Erde fielen, rafften Judenweiber auf,

und verwahrten sie in ihrem Busen. Der Zug hatte vier Ordner, in Erinnerung der vier Gefangenschaften Aegyptens, Babylons, Roms und der Gegenwart. Der Erzbischof wurde auf einer kostbar ausgezierten Loge neben dem Dom von 16 Juden empfangen; er stand aufrecht mit der Mitra und dem Bischofsstabe; und nachdem ein Jude sich das Haupt mit dem Hut bedeckt und den Talet darüber gezogen hatte, recitirte er ein Compliment, welches Monsignore in ähnlicher Weise erwiderte.

Eine so prächtige Procession in national-jüdischem Charakter konnte wol in Korfu gehalten werden, aber niemals in Rom. Hier, wo das Christentum oder dessen Cultus wesentlich in der Form der Procession auftritt, hätte ein hebräischer Aufzug das Volk belehrt, daß der katholische Pomp in seiner größern Hälfte, wo er nicht altheidnisch oder mittelalterlich-christlich ist, doch nur ein Abbild alter Judenprocessionen sei. Eine jüdische Procession hätten außerdem die römischen Gassenjungen wahrscheinlich gesteinigt. Auch hüteten sich die Juden, Gold und Silber sehen zu lassen, und erschienen sie im Aufzug vor den Päpsten, so trugen sie nur zur Schau Armut und Elend, Angst und Zittern und jammervolle Knechtsgeberden.

Wir kehren zu den Schicksalen der Juden unter den Nachfolgern jenes Paul II. zurück, welcher die Hebräer beim Carneval zuerst rennen ließ. Bald bedrückt, und bald erleichtert, wie namentlich von Paul III. Farnese, einem Römer, verschlimmerte sich ihr Schicksal durch die Gegenreformation, besonders unter der Regierung Paul's IV. Dieser fanatische Neapolitaner aus dem Hause Caraffa,

der Begründer der Marterkammern und der Censur in Rom, ein zelotischer Inquisitor, war kaum auf den päpstlichen Stul gelangt, als er im Jahr 1555 die Bulle Cum nimis absurdum erließ, welche die Stellung der römischen Judenschaft regelte. Er widerrief alle ihre frühern Privilegien; er untersagte ihren Aerzten, Christen zu behandeln, verbot ihnen Gewerbe und Handwerk, den Ankauf unbeweglicher Güter; er vermehrte ihre Tribute und Abgaben. Selbst den Titel Don, welchen einzelne Juden nach spanischer und portugiesischer Sitte sich beilegten, untersagte er. Sie von den Christen ganz zu scheiden, gebot er ihnen, sich nicht anders sehen zu lassen als im gelben Hut und mit gelbem Schleier. „Denn", so sagt die Bulle, „es ist gar zu abgeschmackt und unziemlich, daß die Juden, welche eigene Schuld in ewige Knechtschaft gestürzt hat, unter dem Vorwand, daß die christliche Barmherzigkeit sie aufgenommen habe, sich Frechheiten anmaßen, als mit Christen vermischt zu wohnen, kein Abzeichen zu tragen, christliche Diener zu haben, ja sogar Häuser zu kaufen."

Endlich errichtete Paul IV. den Judenzwinger. Bis auf seine Zeit hatten die Hebräer die, wenn auch nicht ausgesprochene Freiheit, überall in Rom zu wohnen; natürlich wohnten sie selten in der Mitte der Stadt, noch unter Christen zerstreut, sondern sie hielten sich beieinander in Trastevere und an dem Flußufer bis zur Brücke Hadrian's. Nun wies ihnen der Papst, nach Art der Venetianer, ein streng abgesperrtes Quartier an, welches wenige enge und ungesunde Straßen unmittelbar am Tiber umfaßte und von der Brücke Quattro Capi bis zur

Regola reichte. Mauern oder Tore sperrten dies Judenviertel. Man nannte es zuerst Vicus Judaeorum, dann kam der Name Ghetto dafür auf, der wahrscheinlich aus dem talmudischen Wort Ghet gebildet ist, welches Absonderung heißt. Es war am 26. Juli 1556, als die Hebräer Roms in diesen Ghetto zogen, weinend und seufzend wie ihre Vorfahren, da man sie in die Gefangenschaft führte.

So war Paul IV. der grausame Pharao, welcher sie all den Uebeln aussetzte, die aus Mangel an Raum und aus der niedern Lage der Wohnungen am Fluß entspringen mußten, und diese Uebel waren ein ganzes Heer ägyptischer Plagen. Als der finstre Caraffa im Jahr 1559 starb, und das römische Volk seine Wut an dem Todten auszulassen aufstand, das Haus der Inquisition plünderte und die Minerva, das Kloster der Dominicaner, stürmte, sah man auch Juden, furchtsame Menschen, die sich an den Revolutionen selbst zur Zeit des Cola di Rienzo nie beteiligt hatten, aus ihrem Zwinger hervorkommen und ihrem Haß gegen Paul IV. Luft machen. Ein Jude durfte es sogar wagen, der Statue des Papsts auf dem Capitol den gelben Schandhut aufzusetzen; das Volk lachte, zertrümmerte die Bildsäule und schleifte ihren Kopf mit der Papstkrone durch den Kot.

Welchem Schicksal die armen Juden nach Einführung der neuen Ketzertribunale entgegengingen, mag man sich leicht vorstellen. Viele verbrannte man auf dem Platz der Minerva oder dem Campo dei Fiori, wo die Autos da Fé gehalten wurden. Es war die Zeit, da man auch Giordano Bruno verbrannte.

In den Ghetto eingeschlossen, waren die Juden in fremdes Eigentum eingezogen. Denn die Häuser des Viertels gehörten Römern; auch angesehene Familien wohnten daselbst, wie die Boccapaduli. Ausziehend, blieben diese Eigentümer, jene Mieter. Weil sie aber für immer in jene Straßen eingesperrt wurden, mußte sich ein dauerndes Mietverhältniß feststellen; denn ohne dasselbe konnte sich für die Juden zweierlei Not ereignen: Obdachlosigkeit, wenn es dem Eigentümer einfiel, dem hebräischen Mieter zu kündigen; unerträgliche Verschuldung oder Zahlungsunfähigkeit, wenn er darauf verfiel, den Zins zu steigern. So entstand das Gesetz, welches verordnete: die Römer bleiben im Eigentum der an die Juden vermieteten Wohnungen, aber jene haben die Häuser in Erbpacht; niemals darf dem jüdischen Einwohner die Miete gekündigt werden, sobald er den Zins richtig zahlt; niemals darf der Zins erhöht werden; der Jude kann nach seinem Willen das Haus verändern und erweitern.

Man nennt dieses noch heute bestehende Recht das Jus Gazzagà. Kraft desselben ist der Jude im Erbbesitz des Mietcontracts und darf diesen an Verwandte oder Andere verkaufen. Noch heutiges Tags gilt es als eine köstliche Habe, im Besitz des Jus Gazzagà zu sein, und hochgepriesen wird das Judenmädchen, welches ihrem Bräutigam als Mitgift ein solches Document aufzuweisen im Stande ist. So wurde durch dieses wolthätige Gesetz dem Juden ein Dach gegeben, welches er gewissermaßen das seine nennen durfte.

Die Bulle Paul's IV. bestätigte Pius V. im Jahr

1566; er erließ strenge Verordnungen gegen das Herumschweifen der Juden, welchen befohlen wurde, mit der Nacht im Ghetto sich wieder einzufinden. Denn nach Ave Maria schlossen sich unerbittlich die Tore des Zwingers, und Strafe traf den draußen Ergriffenen, wenn es ihm nicht gelang, durch Geld die Wächter zu bestechen. Im Jahr 1569 untersagte derselbe Papst den Juden, in andern Städten des Kirchenstaats zu wohnen als in Rom und Ancona, da sie vordem auch in Benevent und Avignon geduldet waren.

Aber kaum war sein Edict erlassen, als Sixtus V. es wieder umstieß und in den Ghetto einen Schimmer von Menschlichkeit fallen ließ. Dieser große Papst, der Erneuerer Roms, dessen Werke fast jede Straße ins Gedächtniß ruft, fühlte Erbarmen mit dem Volk Israel; er erließ im Jahre 1586 die Bulle Christiana pietas infelicem Hebraeorum statum commiserans, worin er die frühern Privilegien der Juden erneuerte. Er gestattete ihnen frei im römischen Staat zu wohnen, das heißt in den gemauerten Orten, den Städten und Castellen. Er erlaubte ihnen jedes Gewerbe zu treiben, außer dem Weinschank, dem Getreide- und dem Fleischhandel. Er gestattete ihnen den freien Verkehr mit den Christen, sodaß sie selbst christlicher Dienste sich bedienen durften, ohne jedoch christliche Dienstboten zu halten. Er sorgte für größere Bequemlichkeit ihrer Wohnungen; er bewilligte ihnen so viel Schulen und Synagogen, als sie deren bedurften; er erlaubte die Anlegung von hebräischen Bibliotheken. Er untersagte es, die Juden an ihren Festtagen vor Gericht zu laden; er schaffte das Judaszeichen ab;

er verbot, Judenkinder mit Gewalt zu taufen, oder reisende Juden mit außerordentlichen Wegelasten zu plagen. Er setzte den Tribut auf ein geringes Kopfgeld herab, außer den Gebühren, die er ihnen für die carnevalischen Pallii zu zahlen auferlegte. So gab Sixtus der Welt das Beispiel eines christlichen Papsts und segnete sein Andenken für alle Zukunft, sodaß, was er für die Juden aus eigener Großmut that, ein bleibender Ruhm seines Namens ist.

Hier also hatten die Hebräer einmal einen glücklichen Griff in die Tombola gethan; aber weil der Papstwechsel ein Lotteriespiel war, konnte das Blatt plötzlich umschlagen. Und so geschah es auch; denn wenige Jahre nach dem Tode Sixtus' V. hob Clemens VIII. Aldobrandini alle jene liberalen Verordnungen auf; er erneuerte das Edict Caraffa's und stieß die Juden in Trostlosigkeit zurück.

In diesem Elend blieben sie nicht allein das 17. Jahrhundert hindurch, sondern es steigerte sich noch im 18. durch die Edicte Clemens' XI. und Innocenz' XIII. Dieser verbot den Juden jedes Geschäft außer dem Handel mit alten Tüchern, Lappen und altem Eisen, was man Stracci ferracci nannte, und erst Benedict XIV. gestattete ihnen im Jahr 1740 auch den Handel mit neuen Tuchwaaren, welchen die Juden denn auch heute eifrig betreiben. Man sah sie also bis auf diese Zeit mit alten Sachen hausiren gehen, und in den Straßen hörte man sie Hep! rufen, womit sie sich ankündigten und zum Kauf ihres Bettels einluden. Noch heute hört man oft in allen Straßen Roms den melancholischen Ruf des armen Juden,

welcher einen Sack auf der Schulter daherkommt und sein Robbe vè! (robba vecchia) ruft.

Das 17. Jahrhundert, wo die Medici den Juden in Toscana so große Freiheiten gaben, war vielleicht die drückendste Zeit, welche die Ghettobevölkerung in Rom erlebte. Ich finde in einer römischen Schrift vom Jahr 1677 („Stato vero degli Ebrei in Roma, stamperia del Varese") die Angabe, daß die Judenzahl damals sich auf 4500 Menschen belief; darunter befanden sich 200 wolhabende Familien. Der Verfasser sagt, daß der Ghetto im 16. Jahrhundert 4861 Scudi an Tribut aufzubringen hatte, im 17. Jahrhundert aber nur 3207. Obgleich jene Schrift im höchsten Sinn judenfeindlich ist, wage ich doch nicht, sie durchweg der Lüge zu zeihen. Der Verfasser bemerkt, daß trotz der ewig wiederholten Beschwerden der Juden der Ghetto reich sei, daß er nach Bezahlung aller Lasten alle fünf Jahre 19,470 Scudi zurücklege, daß er überhaupt ein Vermögen von einer Million besitze. Ohne Zweifel gab es damals reiche Juden in Rom; unter den Hehlern und Nekromanten des Ghetto saßen die Wucherer und scharrten Zins zu Zins. Kein Papst vermochte diese Bankgeschäfte zu unterdrücken; die verschuldeten Nobili schützten die Juden, und während der Ghetto mit Schimpf und Schmach bedeckt war, empfing der römische Große, der Cardinal, ja der Papst selbst, den gelbbehuteten Wucherer mit verbindlichen Schmeicheleien in seinem Palast. Der Verfasser jener Schrift sagt: 235,000 Scudi hätten sich die Juden von den Christen erwuchert, und es vergehe kein Abend, wo sie nicht mindestens 800 Scudi aus Christentaschen durch die

Bayerische Staats-Bibliothek

Tore des Ghetto in ihre Häuser schleppten. Das verschmitzte Volk wußte mit allen Künsten Geld zu erschwindeln, und dieser Wucher mußte dem Haß der Christen immer neue Nahrung geben.

Johann von Capistrano hatte einst Eugen IV. eine Flotte angeboten, die Juden sammt und sonders aus Rom hinwegzuführen. „Nun er todt ist", so sagt der Verfasser jener Schrift, „wäre es zu wünschen, daß er dem Papst Clemens IX. eine Flotte vom Himmel schickte, um alle diese Diebe aus Rom zu schaffen." Die jüdischen Rothschilde nahmen damals in der Regel 18 Procent. So ist bis auf den heutigen Tag jüdisches Geld eine rächende Macht geblieben; auch der heutige Ghetto leiht auf Zinsen. Um Geld und Erwerb dreht sich hier Alles, und wie sollte es auch anders sein? Als ich eines Tags durch eine Straße des Ghetto ging, rief mir ein elendes Judenweib, welches an Lumpen nähte, nach: „Herr, was befehlen Sie?" Die Geistesgegenwart dieses Weibes zu prüfen, drehte ich mich augenblicklich zu ihr um und rief: „Fünf Millionen!" Hierauf sagte das Weib augenblicklich: „Gut, Herr, vier für mich und eine ist für Euch!" — Ja, Israel kann sich nicht verleugnen.

Mit Strenge hielt man im 18. Jahrhundert darauf, daß die Juden an bestimmten Tagen christlichen Bekehrungspredigten beiwohnten. Schon Gregor XIII. (1572) hatte die Verordnung erlassen, sie sollten jede Woche eine Predigt anhören. Ein Jude selbst hatte diesen Gebrauch eingeführt, natürlich ein bekehrter, Andreas mit Namen, welcher mit hündischer Convertitenseele in den Papst Gregor drang, jenes Edict zu machen. Man sah

also am Sabbat Häscher der Polizei in den Ghetto kommen und die Juden mit Peitschenhieben in die Kirche treiben, Männer, Weiber und Kinder über zwölf Jahre. Es mußten sich mindestens 100 Männer und 50 Weiber, später 300 an der Zahl, zur Predigt einfinden. Am Eingang der Kirche zählte ein Wächter die Eintretenden; in der Kirche selbst überwachte sie Polizei; und schien ein Jude teilnahmlos oder schlaftrunken, so weckten ihn Peitschenhiebe. Ein Dominicaner hielt die Predigt, wobei das Allerheiligste vom Altar genommen war; er sprach über solche Texte des Alten Testaments, welche die Juden an demselben Tag in ihrer Synagoge hatten lesen hören, damit auf die jüdische Erklärung die katholische unmittelbar folge, und der Hebräer im Stande sei, die christliche Wahrheit zu erkennen. Diese Predigten wurden anfangs in San Benedetto alla Regola gehalten, später aber in Sant Angelo in Pescaria.

Mit der Zeit fanden sie nur fünf mal im Jahre statt, und der ganze Gebrauch wollte von selbst erlöschen, als der engherzige Leo XII. Genga (1823—29) ihn erneuerte. Heute ist auch diese Barberei geschwunden; sie ward abgeschafft im ersten liberalen Regierungsjahr Pius' IX., wie man mir erzählte.

Den zum Christentum bekehrten Juden belohnte die Erlösung aus dem Ghetto, das Bürgerrecht und alles Menschenrecht, welches dessen Folge ist. Es ereignete sich nicht selten, daß Juden aus dem Ghetto getauft wurden; dann wurden sie, wie das im Charakter von Convertiten liegt, bekehrungssüchtiger als ihre Bekehrer. So liest man auf einer Kirche gegenüber dem Ghetto an der Brücke

Quattro Capi, auf deren Fronte die Kreuzigung gemalt ist, in hebräischer und lateinischer Schrift den zweiten Vers aus dem 65. Capitel des Jesaias: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist." Diese Mahnung hat dort ein bekehrter Jude aufschreiben lassen.

Nach der mittelalterlichen Sitte empfingen jüdische Täuflinge den Namen ihrer Taufpathen, und weil sie diese unter den angesehensten Männern Roms suchten, geschah es, daß sich Juden in die ältesten Adelsfamilien Roms einschmuggelten. Es gab jüdische Colonna, jüdische Massimi, jüdische Orsini; ja man behauptet in Rom, daß manches stolze römische Fürstengeschlecht, nachdem es ausgestorben, durch Juden aus Trastevere fortgeführt worden sei.

Heute, wo die alten Mishandlungen aus dem Tageslicht geschwunden sind, hat man gleichwol den althergebrachten öffentlichen Act einer feierlichen Juden- und Türkentaufe als Form beibehalten. Sie findet in jedem Jahr am Ostersonnabend in der Taufkapelle des Lateran statt. Man sagt, daß dieses Schauspiel um jeden Preis vollzogen werden müsse, selbst wenn man, im Falle daß ein bekehrter Täufling mangelt, einen Juden oder Türken von auswärts holen sollte. Es ist sogar vorgekommen, daß Juden oder Türken aus Speculation sich mehrmals taufen ließen. Im Jahr 1853 wohnte ich der Taufe einer Jüdin bei. Sie stand in weiße Schleier gehüllt am Taufbecken, eine brennende Kerze, das Symbol der Erleuchtung, in der Hand, und nach vollzogener Salbung

des Haupts und Nackens und empfangener Wasserweihe in jenem Becken Constantin's, in welchem einst Cola di Rienzo sich in Rosenwasser gebadet hatte, wurde sie in Procession nach dem Lateran zurückgeführt. Der Cardinal, der sie getauft hatte, segnete sie vor dem Altar ein, und sprach dann vor dem Volk seine Freude aus, daß ein so göttliches Wunder sich vollzogen habe, da ein eben noch von den Dämonen besessener und der Hölle verfallener Mensch urplötzlich in die Unschuld des Kindes und das reine Himmelslicht sich gekleidet habe.

Ehemals drückte man sich kräftiger aus; denn der Jesuit Stephan Menochio sagt in seinem Buch „Stuore" (Venedig 1662), die Juden stänken am Leibe, verlören aber diesen Gestank gleich nach der Taufe. Sehr naiv erzählt er, daß sich schon der Kaiser Marc Aurel über den Judengestank beklagt habe. Dies sei eine ausgemachte Sache; und so ließen sich die Agarener taufen, um nicht übel zu riechen wie die Hunde.

Leo XII. gab den Juden das Recht, Häuser zu erwerben, wenn sie schon das Jus Gazzagà hatten. Er erweiterte auch den Umfang des Ghetto, indem er ihm die Via Reginella und einen Teil der Pescaria hinzufügte, sodaß derselbe im Ganzen acht Tore hatte, die überwacht und allnächtlich geschlossen wurden. Während der französischen Herrschaft in Rom war die Ghettosperrung aufgehoben, und den Juden alle Freiheit in der Stadt zu wohnen und Gewerbe zu treiben, gestattet worden. Aber Pius VII. schloß im Jahr 1814 den Ghetto von neuem; er blieb in seiner alten Verfassung bis auf den heute regierenden Papst.

Es gereicht Pius IX. zur Ehre, daß er die Ghettoschranken niederriß; dies geschah, wie es mir Juden ausdrücklich selbst bemerkten, nicht in Folge der Revolution in Rom, sondern ein Jahr zuvor, da die öffentliche Meinung und auch die Einsicht des liberalen Papsts dieses Zugeständniß an die Zeit verlangten. Es fielen alle Mauern, welche den Ghetto sperrten. Der Umschwung der Ansichten hatte auch die Folge, daß den Juden erlaubt wurde, überall in Rom zu wohnen, und nicht minder, Gewerbe und Handwerke zu treiben. Der Ghetto ist also als Zwinger aufgehoben, doch besteht er factisch fort als das traurigste Quartier Roms. Auch macht der Jude nicht leicht von seinem Recht Gebrauch, in die Mitte der Stadt zu ziehen, weil, wie man mir sagte, dasjenige was nun das Gesetz freistellt, dennoch durch das unausrottbare Vorurteil erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Als ich eines Tags (es war Sonnabend) am Brunnen der Navona stand, kamen festlich gekleidete Judenfrauen herzu und betrachteten das Brunnenwerk. Ein römisches Weib beschaute sie mit Verachtung, und sagte darauf zu mir: „Seht, seht, sie sind jetzt wie wir Christen."

Die politische Reform des Jahrs 1847 bezeichnet das Ende jener Sklaverei der Juden Roms, welche so viele Jahrhunderte hindurch gedauert hat; so wenigstens hoffen wir, daß die Macht der Meinung sich stärker zeigen werde als das Vorurteil, wenn es sich noch je erneuern sollte, und daß die geringen Freiheiten, welche die Hebräer errungen haben, sich auch so weit ausdehnen werden, daß ihnen ein ungeschmälerter Anteil an allen Gütern der

Civilisation gegeben werde. Die Aussichten stehen freilich in der Ferne, aber sie sind näher gerückt.

Gegenwärtig berechnet man die Gesammtzahl der Ghettobevölkerung auf 3800 Menschen, eine unverhältnißmäßig große Menge, bei dem kleinen Raum des Ghetto, welcher an Flächenausdehnung weniger beträgt als der fünfte Teil irgend eines Städtchens von 3000 Seelen. Die ganze Judenschaft (Università degli Ebrei) steht unter der obersten Congregation der Inquisition; ihr Tribunal ist das Cardinalvicariat. In polizeilichen Dingen übt der Präsident der Region von Sant Angelo und Campitelli die Magistratur im Ghetto aus. Die jüdische Gemeinde hat das Recht, ihre innere Verwaltung durch drei Fattori del Ghetto zu besorgen, welche auf ein halbes Jahr gewählt werden. Diese beaufsichtigen das öffentliche Wesen, verteilen die Abgaben nach dem Vermögen, und sorgen für Kranke und Arme. Im Ganzen beträgt die jährliche Abgabe der Juden an den Staat und an verschiedene religiöse Körperschaften gegen 13,000 Francs.

Wir haben die Geschichte der Juden in Rom zu Ende geführt; nun aber wollen wir den Ghetto in seinem gegenwärtigen Zustande kennen lernen.

Als ich ihn zum ersten mal besuchte, war der Tiberfluß gerade ausgetreten und seine gelbe Flut strömte durch die Fiumara, die unterste Ghettostraße, deren Häuserfundamente zum Teil im Wasser stecken; sie strömte auch am Bogen der Octavia, und bedeckte die untern Räume der am tiefsten stehenden Gebäude. Welch ein melancholischer Anblick, das elende Judenviertel so in den Tiber-

fluten versunken zu sehen! Alljährlich muß Israel in Rom die Sündflut erleben, und der Ghetto schwimmt dann in den Wellen wie die Arche Noah mit Menschen und Gethier. Die Not steigt, wenn der Tiber, von Regenflut angeschwellt, noch durch den Westwind vom Meer zurückgetrieben wird; dann flüchtet sich, was zu unterst wohnt, in die obern Stockwerke der Häuser. Man zeigte mir die Marke des Wasserstandes während der Ueberschwemmung von 1846; die Flut hatte damals alle untern Zimmer bis zur Decke angefüllt. Im verwichenen Herbst und in diesem Frühjahr war der Tiber nur für kurze Zeit ausgetreten, doch war auch diese Not empfindlich genug. Gleichwol soll die Sterblichkeit im Ghetto nicht größer sein, als in andern Vierteln der Stadt; sogar während des Cholerajahrs 1837 war sie nur gering. Berechnet man sie nach den Leichensteinen der Juden, so erscheint die Zahl ihrer Todten sehr klein. Diese weißen Steine mit ihren Inschriften stehen wie ärmliche Denkmäler von Verstoßenen, auf einer classischen Stelle Roms, in einer Ecke des alten Circus maximus, unter wildem Gras und Schierling. Denn dort, in der von Tarquinius Priscus gebauten Rennbahn, liegt jetzt der Judenkirchhof, Orto degli Ebrei genannt. So wandeln sich die Zeiten!

Gibt es nicht eine wunderbare Ironie, welche auch das Oertliche in die Physiognomie von Menschen oder Dingen hineinzieht, so daß sie zu ihrem Symbol wird? Ich habe dieses Gesetz zu oft wahrgenommen, als daß ich es nicht aussprechen sollte. So fiel mir die Physiognomie der Ghettoumgebung als eine solche auf, welche die Atmo-

ſphäre mit traurigen Vorſtellungen durchdringt. Ich meine nicht allein jenen verfallenen Portieus der Octavia, aus deſſen ſchwarzem Bogen man in die Peſcaria tritt, den ſtinkenden, finſtern Fiſchmarkt, wo auf antiken Marmorplatten Fiſche aufliegen. Leſen wir nur den Namen auf der nahe an der Synagoge liegenden Piazza. „Platz des Weinens", ſo heißt er von der Kirche Santa Maria del Pianto. Welcher Name wäre hier paſſender? Denn hat wol je ein Volk mehr geweint, als dieſe Juden hier in Rom?

Am Platz des Weinens ſteht ein großer alter Palaſt zwiſchen zwei Kirchen. Auf der einen ſagt die Inſchrift, daß ſie der Maria del Pianto geweiht ſei, auf der andern ſteht der Name des Erbauers, Francesco Cenci. Er ruft dem Beſchauer die ſchrecklichſte der Tragödien Roms ins Gedächtniß, welche Beatrice Cenci heißt. Jener Francesco war ihr Vater. Der Palaſt des Geſchlechts der Cenci ſteht der Synagoge gerade gegenüber, wo ſich an Feſttagen die Klagelieder der Hebräer hören laſſen.

Noch mehr — in dieſem Palaſt wohnt der Maler Overbeck. Dies örtliche Zuſammentreffen nötigte mir ein Lächeln ab, als ich in das Atelier trat, welches fromme Menſchen wie ein Allerheiligſtes betreten, und wo ein blaſſer Mann mit langem geſcheitelten Haar, liebenswürdig und ſanft, nicht ſprechend, ſondern leiſe Worte aushauchend, die Heiligenbilder auf den Staffeln erklärt. Auch dieſe ſind ſtill und tonlos; ein entſchlafener Joſeph in den Armen des Heilands, eine ſchattenhafte weinende Madonna, ein Chriſtus, den Verfolgern entſchwebend und auf luftige Wolken tretend, geflügelte Engelköpfe, leiblos;

entleibte Menschen, entleibte Kunst, Rede ohne Worte, Bilder ohne Farbe, die Madonna dolorosa, die Passion an der Wand, das Trauerspiel Cenci, drüben der überschwemmte Ghetto, hier die heilige Maria vom Weinen, mitten inne der Beato Angelico der modernen Malerei.

Vor dem Jahr 1847 trennte noch eine hohe Mauer den Platz Cenci von jenem der Juden, welcher auch Piazza delle Scuole heißt. Hier befand sich das Haupttor des Ghetto; Mauer und Tor sind niedergerissen, und der Schutt liegt noch zum Teil umher.

Treten wir nun in eine der Ghettostraßen selbst, so finden wir Israel vor seinen Hütten in rastloser Arbeit. Sie sitzen in den Thüren oder draußen auf der Gasse, die kaum mehr Licht gewährt als die feuchte Kammer, und wusten im Plunderkram oder nähen und flicken mit Emsigkeit. Es ist nicht zu sagen, welches Chaos von Flicken und Lappen (Conci genannt im Italienischen) hier zusammengehäuft ist. Die ganze Welt scheint als Judenplunder in zahllosen Fetzen zerzupft umherzuliegen. Haushoch liegen die Lappalien vor den Thüren, von jeder Art und Farbe, goldiges Franzengeflitter, Stücke Seidenbrocats, Sammetlappen, rote Flicken, blaue Fetzen, orange, gelbe, schwarze, weiße, alte, zerschlissene, zerfaserte, abgeriebene Stücke und Stückchen. Ich habe nimmer ähnlichen Plunder gesehen. Die Juden könnten damit die ganze Schöpfung ausflicken und Rom so bunt belappen, wie ein Arlechino bunt ist. Sie sitzen davor und wühlen in diesem Meer, als suchten sie nach Schätzen, wenigstens nach einem versunkenen Goldbrocat. Denn sie sind so gut römische Altertumsforscher als alle Jene, welche

den Schutt durchwühlen, um einen Säulenstumpf, ein Stück Relief, eine alte Inschrift, eine Münze und dergleichen Plunder ans Tageslicht zu fördern. Jener hebräische Winckelmann im Ghetto legt mit einem gewissen Stolz seine Lappen zum Verkauf aus wie der Händler mit Marmortrümmern. Dieser pralt mit einem Stück Giallo antico — dagegen kann der Jude einen vortrefflichen Lappen gelber Seide halten; Porphyr — hier ist ein schön gemusterter Fetzen von tiefrotem Damast. Verde antico — hier ist ein grünes Sammetstück von ausgesuchtester Antike. Und so gibt es weder Jaspis noch Alabaster, noch schwarzen und weißen Marmor oder Breccia, wogegen nicht der Antiquar des Ghetto seine Altertümer stellen könnte. Die Geschichte sämmtlicher Moden von Herodes bis auf den Erfinder des Paletots, und sämmtlicher Trachten der vornehmen wie der bürgerlichen Welt läßt sich aus diesen Lappen durch geistreiche Hypotheſen kritisch herausstellen, und manche Flicken sind wahrscheinlich historisch und einst getragen worden von Romulus, von Scipio Africanus, Hannibal, Cornelia, Augustus, von Karl dem Großen, Perikles, Kleopatra, Barbarossa, von Gregor VII., Columbus u. s. w.

Es sitzen nun die Töchter Zions bei diesen Lappen und nähen, was nähbar ist. Groß ist ihre Kunst, so rühmt man, im Sticken, Stopfen, Vernähen, und man sagt, daß es keinen noch so fürchterlichen Riß in irgend einer Draperie gebe, welchen diese Arachnen nicht unsichtbar zu machen wüßten. In der Fiumara zumeist, der untersten, am Fluß gelegenen Straße, und in den Winkelgassen, von denen eine delle Azzimelle, d. h. der unge-

säuerten Brote, genannt wird, treiben sie diese Plundergeschäfte. Ich sah ihnen manchmal mit peinlichem Gefühl zu, wenn diese verkommenen Menschen, in sich gebeugt, mit der Nadel emsig arbeiteten — Männer so gut als Weiber, Mädchen und Kinder. Das Elend starrt aus dem wirren Haar und klagt aus dem braungelben Angesicht. Keine Schönheit der Gesichtszüge erinnert an Rahel und Lea, oder Mirjam; nur bisweilen blickt ein tief versunkenes, schwarzes, blitzendes Auge von der Nadel und dem Lappen auf, als wollte es sagen: „Es ist von der Tochter Zion aller Schmuck dahin. Die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weint des Nachts, daß ihr die Tränen über die Backen laufen: es ist Niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste; alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde geworden. Juda ist gefangen im Elend und schweren Dienst, sie wohnt unter den Heiden und findet keine Ruhe; alle ihre Verfolger halten sie übel. Wie hat der Herr die Tochter Zion mit seinem Zorn überschüttet!"

Doch es ist nicht der Zweck dieser Blätter, Ghettomysterien des Elends anzumalen; findet man doch in allen großen Städten der Erde und unter den civilisirtesten Nationen Europas ein gleiches, wenn nicht ein größeres Jammerleben. Auch soll man nicht glauben, daß der Ghetto Roms, was Straßen und Wohnungen betrifft, an sich elender sei als ähnliche Viertel der Armut in Paris, London und Berlin. Ich sage lieber, daß die Juden Roms reich sind an Menschlichkeit unter sich, daß der wolhabende dem elenden gerne hilft, daß sich die

aufopfernde Familienliebe, das dauernde Erbe Israels, nirgends so mächtig zeigt als hier, und daß diese nüchternen und fleißigen Menschen selten um Verbrechen willen gestraft werden. Nur die Enge und der Schmuz dieser Gassen mit ihren hohen und schmalen Häusern ist abschreckend. Die Judenfamilien sitzen darin wie in einem Columbarium übereinander geschichtet. Gerade in Rom ist eine solche Beengung menschlicher Wohnungen auffallend, wo es so ungeheuere Räume, so viel große Paläste und Klöster gibt, die zum Teil öde stehen.

Glücklicher sind diejenigen Juden, welche den obern Teil des Ghetto bewohnen, zumal die Via Rua. Diese breitere Straße mit wohnlicheren Gebäuden ist gleichsam der Corso des Judenviertels; denn auch bei gleichem Loose vor dem politischen Gesetz und selbst in der Sklaverei macht der Mensch das Recht der Ungleichheit geltend. In der Via Rua wohnen die Hebräer, welche das beste Document Gazzagà in der Tasche haben, selbst Häuser besitzen und vermögend sind. Hier findet man Kaufläden mit Tuchwaaren von dem gröbsten Zeuge bis zu den kostbarsten Stoffen. Es gibt auch wolhabende Juden; werden sie reich, so ziehen sie, wie man mir sagte, gern nach Toscana.

Es ist auffallend, daß echt jüdische Namen nirgend auf den Häusern zu lesen sind. Die Juden Roms nennen sich meist nach italienischen Städten, wie Asdrubale Volterra, Samuele Fiano, Pontecorvo, Gonzaga. Auch ihre Sprache ist römisch; niemals hörte ich Juden unter sich hebräisch reden. Ihre Tracht unterscheidet sich nicht von

der des römiſchen Volks, und ſelbſt an ihrem Feſt bemerkte ich kein orientaliſches Coſtüm.

Ein Feſt im Ghetto iſt faſt eine Ironie, wenn man an die Geſchichte und Lage der Judengemeinde denkt; ein ſolches Schauſpiel dürfte aber gerade in Rom lockend ſein, wo ein Feſt auf das andere folgt. Wenn die Plätze und Straßen Roms in Blumen und Teppichen, oder im Glanz der Lichter ſtralen und von Carroſſen und Fußgängern wimmeln, dann ſitzt dunkel und feſtlos Iſrael in ſeinem Ghetto und näht im Schweiße ſeines Angeſichts an den Lumpen, die vor ſeiner Thüre liegen.

Nun aber kommen auch ſeine Feſte. Der arme Hauſirer legt ſeinen Plunder beiſeite, zieht ſein beſtes Kleid an und erhebt ſeine gebeugte Geſtalt. Und gerade hier, ſo glaube ich, iſt die tiefſte Poeſie des Feſts und ſein höchſter Sinn zu finden, weil der feſtliche Menſch aus den Sklavenbanden der Alltagsarbeit und ſeinem Elend ſich erheben und in einen idealiſchen Menſchen ſich verwandeln ſoll, der nicht mehr ſeiner engen Kammer und ſeinem Nahrungsgeſchäft, ſondern dem Univerſum angehört. Dies ſeltſame Volk kommt dann feſtlich zuſammen, und wo ſie nur ſitzen mögen, in welchem fernen und feindlichen Winkel der Erde es ſei, betrachten ſie ſich als das alte Volk Iſrael, als die Kinder Abraham's und die Blüte der Menſchheit, welche Gottes eigene Hand mitten in die Welt gepflanzt hat.

Ich wohnte dem Paſſahfeſt der Juden bei. Zufällig kam ich zu der Kunde vom Tage ſeiner Feier weil ich im Ghetto vor jeder Thüre blankgeſcheuerte Keſſel und an jedem Brunnen die Gefäße reinigen ſah. Man ſagte

mir, es geſchehe um des Oſterfeſtes willen, das in einigen Tagen gefeiert werden ſolle.

Nach den großen kirchlichen Feierlichkeiten der Char- und Oſterwoche in Sanct Peter und in der Sixtiniſchen Kapelle, welche die höchſten Productionen des chriſtlichen Cultus ſind, iſt es ſehr anziehend, in jenem dunkeln Ghettowinkel einer Oſterceremonie beizuwohnen und in der Synagoge die uralten, kaum veränderten Grundlagen für jenen katholiſchen Cultus Roms aufzufinden. Je prachtvoller der Baum ſich entfaltet hat, deſto tiefer begräbt ſich ſeine Wurzel in Nacht.

Die römiſche Synagoge vereinigt fünf Schulen in einem Hauſe, die Scuola del-Tempio, Catalana, Caſtigliana, Siciliana und Scuola nuova. Der Ghetto zerfällt demnach in fünf Sprengel, von denen jeder eine beſondere Art darſtellt, je nach der vorherrſchenden Nationalität der Juden Rom's, deren Väter entweder ſeit Altersher römiſch-jüdiſch geweſen, oder von Spanien und Sicilien herübergekommen ſind. Man ſagte mir, daß der Sprengel del Tempio, vor allen andern Hebräern von den Juden vor Titus abſtamme. Jede Synagoge hat ihre Schule, in welcher die Kinder notdürftig leſen, ſchreiben und rechnen lernen, Wiſſenſchaften aber nicht gelehrt werden, und eine jede ihr Allerheiligſtes, worin der Pentateuch aufbewahrt wird.

Schon von außen gibt ſich das Synagogengebäude nicht allein durch Inſchriften, ſondern durch ſeinen Bauſtil zu erkennen. Die Juden haben ihr Gotteshaus in Rom gleichſam verſtolen und nächtlicherweile ausgeſchmückt. Es ſcheint, als hätten ſie aus der Fülle des römiſchen

Marmors ein paar Säulenſtümpfe, ein paar Capitäler und einige Marmorſtücke geraubt, um ſie in ihr Heiligtum einzufügen. Korinthiſche Pfeiler tragen in der Mitte ein Frontiſpiz; auf dem Fries ſind der ſiebenarmige Leuchter, eine Harfe und Zither in Stucco abgebildet.

Ein Schriftgelehrter hatte mich auf den Abend in den Tempelſaal eingeladen, wo, wie er ſagte, die Vesper ſollte geſungen werden und ich ein gut ausgeführtes Oratorium hören würde. Am Abend drängte ſich das Judenvolk vor dem Eingang der Synagoge. Auch Römer, ſelbſt einige Prieſter waren unter der Menge zu bemerken. Wol eine halbe Stunde ließ man warten, ehe aufgethan wurde; es freute mich nicht wenig zu warten und andre warten zu ſehen, weil dies ein Zeichen von berechtigter Souveränetät war, die hier einmal auch von einer verachteten Menſchenſekte ausgeübt wurde. Als ſich nun die Thüren aufthaten, ging es über enge Stiegen in den Tempelſaal.

Ich ſah die Judenſynagoge Livornos, vielleicht die reichſte in der Welt; doch ſie erſchien mir viel weniger merkwürdig als dieſer Tempel im römiſchen Ghetto. Das Haus in Livorno iſt groß und nüchtern; die Tempelräume in Rom ſind klein, maleriſch, bizarr und fremdländiſch. Die Wände der heiligen Räume waren am Paſſahfeſt mit roten in Gold geſtickten Teppichen behängt, auf denen man Sprüche aus dem Alten Teſtament las. Ebenſo bekleidet man bei Feſten die Kirchen in Rom mit Teppichen und Goldſtoffen, denn dieſer Gebrauch iſt orientaliſch, und geradezu vom Tempel Salomo's entlehnt. Der größere Synagogenſaal ſah würdig und reich aus; er hat eine gefelderte Decke, nach Art der römiſchen

Baſiliken, die jedoch nur mit gemalten Caſſettoni geziert iſt. Rings auf dem Frieſe ſind Reliefs in Stucco angebracht, welche die auf den Cultus bezüglichen Geräte der Juden darſtellen. Da ſieht man den Tempel Salomo's abgebildet nach allen ſeinen Pforten, Hallen und Altären, das eherne Meer, die heilige Lade mit den Cherubim, Prieſtergewänder und die Tiara, Urbilder der biſchöflichen und päpſtlichen Coſtüme. Töpfe, Schüſſeln und Schaufeln, Becken, Löffel, Pfannen und Geſtüle, endlich muſikaliſche Inſtrumente, Pauken, Tambourins, Harfen, Zithern, Flöten, die Jubeljahrstrompeten, die Sackpfeife, Cymbeln, auch das Siſtrum der ägyptiſchen Iſis, wie man es ſo oft auf Iſisbildwerken im Vatican bemerkt, all' dies iſt in Stucco abgebildet; und ſo hat ſich hier die Phantaſie des Juden mit Erinnerungen an den Tempel Jeruſalems umgeben.

In der nördlichen Wand fällt ein rundes Fenſter in die Augen, welches in zwölf Felder verſchiedener Farbe geteilt iſt; dies Symbol ſtellt die Stämme Iſraels dar, und iſt das Bild der Urim und Thummim, eines aus köſtlichen Steinen zuſammengeſetzten Schmucks, den der Hoheprieſter auf der Bruſt zu tragen pflegte.

Weſtwärts ſteht der runde Chor, ein hölzernes Pult für Vorſänger und Sänger; auf ihm der ſilberne Tempelleuchter und andere verwunderliche Gefäße von Silber, die auf den Pentateuch als Schmuck gelegt werden. Gegenüber an der öſtlichen Wand ſteht das Allerheiligſte, eine kleine Tempelfronte mit herausragenden Stangen (als für das Tragen der Bundeslade beſtimmt), auf korinthiſchen Säulen. Ein geſtickter Vorhang bedeckt

daſſelbe. Die Spitze des Ganzen krönt der ſilberne ſiebenarmige Leuchter.

In dieſem Allerheiligſten liegt der Pentatench verſchloſſen, eine große Pergamentrolle. Er wird in Proceſſion durch den Saal getragen und von dem Pult nach allen vier Weltgegenden gezeigt, wobei die Juden die Arme erheben und ein Geſchrei ausſtoßen. Es iſt gleichſam ihre Monſtranz, der gewaltigſte Gott der Erde, welcher noch heute die Welt gefeſſelt hält, nicht das „Wort", ſondern der „Buchſtab", nicht die Liebe, ſondern das Geſetz. Das Judentum iſt die poſitivſte aller Religionen, darum dauert es noch heute. Den zahlloſen Formen und phantaſiereichen Ceremonien der katholiſchen Kirche gegenüber, welche eine neue Mythologie in die Welt eingeführt hat, erſcheint dieſer ſtarre, bildloſe, phantaſieloſe und geſtaltenbare Jehovahdienſt bewundernswürdig in ſeiner abſoluten Einfachheit.

Bedeckten Haupts, Hut oder Mütze auf dem Kopf, ſitzen die Juden in ihrem Tempel wie Pairs vor ihrem Gott, oder als wären ſie auf der Börſe; völlige Ungenirtheit herrſcht beim Singen und Beten, da Jeder ſingt, wann er will, oder mit ſeinem Nachbar plaudert. Der Vorſänger ſitzt dabei auf dem Chor. Mir fiel die Haſt auf, womit alle dieſe Gebete abgeſungen oder abgemurmelt wurden. Die Frauen befinden ſich in einer obern Galerie, hinter einem Gitter, und ſind nicht ſichtbar.

In einem zweiten Saal wurde die Vesper geſungen. Auch er war decorirt und ſtimmerte von Lampen. Nicht platt gedeckt wie der erſte, erhebt er ſich vielmehr ſtockweiſe übereinander in einer bizarren Kuppelform. Auf

dem Chor saßen die Sänger hinter dem Rabbi oder Vorbeter. Dieser trug einen schwarzen Talar und ein hohes schwarzes Priesterberret, von welchem ein weißer Schleier zu beiden Seiten herabfiel. Die Einfachheit des Ornats fiel mir auf, indem ich mir das alte jüdische Priestercostüm vorstellte, dessen Pracht sich noch im päpstlichen erhalten hat. Der Hohepriester im Tempel Jerusalems war, so oft er das Allerheiligste betrat, in einen linnenen Rock gekleidet, über welchen ein hyacinthblaues gefranztes Oberkleid herabwallte. Goldene Glöckchen hingen abwechselnd mit Granatäpfeln an den Franzen. Eine Binde von fünf Gürteln aus Gold, Purpur, Hyacint, Scharlach und Byssus befestigte das Oberkleid. Eine Schulterbekleidung in denselben Farben, doch reich an Gold, von schildförmigen goldenen Spangen mit Sardonychen geschlossen, kam dazu, ferner die Urim und Thummim aus zwölf köstlichen Steinen. Auf dem Haupt trug er eine Tiara aus Byssus, mit Hyacint durchwoben; um diese lief ein goldener Kranz mit den Schriftzeichen „Jehovah". So beschreibt Josephus das Costüm des Hohenpriesters, und man sieht, daß er stattlich genug muß ausgesehen haben.

Die Chorsänger sangen die Vesper ganz vortrefflich, während der Vorbeter pausenweise betete und das Gesicht in den Schleier barg, bitterliches Weinen ohne Tränen ausdrückend. Die Gesänge waren harmonisch, doch nicht von altem Gepräge, sondern im Stil moderner Oratorien. Schöne Knabenstimmen, prächtige Bässe — und so war denn auch in dieser Vesper im Ghetto der Einfluß Roms zu erkennen. Auch das Judenvolk hatte sein

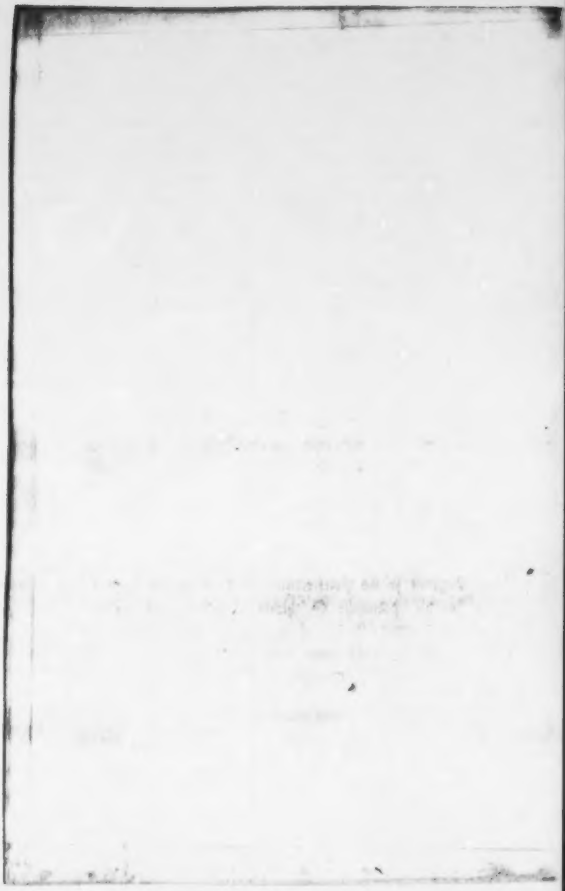
Miserere aufzuweisen. Nicht wenig fühlten sich diese armen Menschen erhoben und glücklich, daß auch sie in ihrem Winkel eine Kunstproduction zu leisten vermochten. Gespendetes Lob wurde mit sichtbarer Freude aufgenommen; der Gast, neben den sich ein jüdischer Jüngling gestellt hatte, hörte mit Vergnügen, wie sein ausgesprochenes Lob von diesem weiter gesagt wurde. „Was hat er gesagt: ‚Herrlich ausgeführt, ben bene, eccellentissime, ihr habt eine Sixtinische Kapelle.‘"

Doch hier brechen wir ab. Diese Blätter mögen dazu beitragen, irgend einen Kundigen zu einer ausführlichen Darstellung der Geschichte der Juden Roms anzuregen. Dieses Stück römischen Altertums ist schreibenswerter als manche unfruchtbare Untersuchung über Antiquitäten. Die Entwicklung des römischen Christentums von der ältesten Zeit her begleitend, möchte eine Geschichte des Ghetto wol geeignet sein, einen Teil der Geschichte der Civilisation überhaupt zu vervollständigen.

Den Verfasser dieser Abhandlung reizte sie zu schreiben nicht die bürgerliche Judenfrage, vielmehr nur die Grellheit des Gegensatzes zwischen dem historischen Christentum und dem historischen Judentum in Rom. Der Charakter dieser Stadt der Städte, wie er sich heute darstellt, trägt das Gepräge der drei großen Culturperioden der Menschheit, des Heidentums, des Judentums und Christentums. Man kann sie kaum mehr scheiden, so sehr hat der christliche Cultus das Jüdische und Antike in sich vereinigt. Von den Anschauungen des Altertums nicht zu sprechen, so durchwandere man doch Rom und seine Herrlichkeiten: überall springt in die Augen Geist

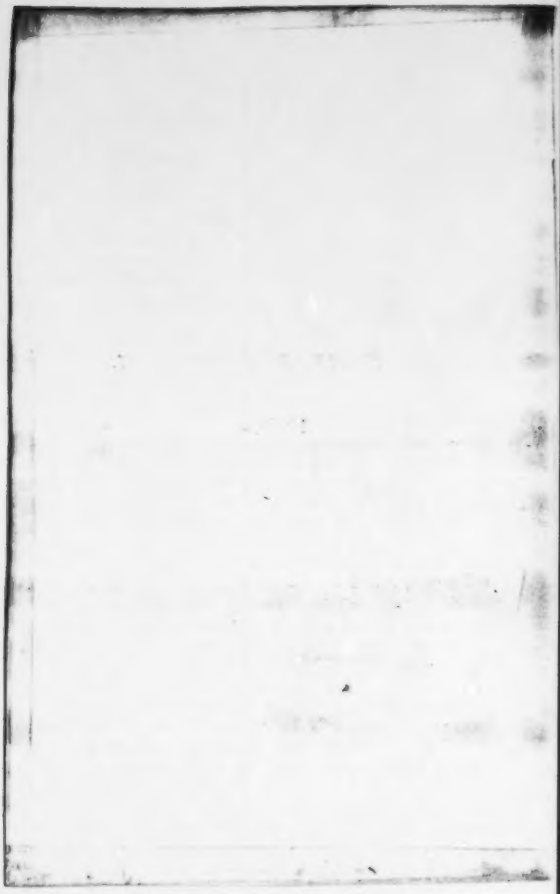
und Geſtalt der Hebräer, ſelbſt auf den Gipfeln der chriſtlichen Kunſt. Iſt es die Sculptur, ſo iſt mit das Höchſte, was das chriſtliche Genie in Marmor ſchuf: der Moſes Michel Angelo's auf dem Grabmal Julius II. Iſt es die Malerei: Stanzen und Loggien Rafael's, die Sixtiniſche Kapelle und ungezählte Kirchen oder Muſeen ſind voll von Darſtellungen aus dem Teſtament der Juden. Iſt es die Muſik: was als Höchſtes und Tiefſtes in der Charwoche geſungen wird, die Lamentationen und das Miſerere, ſie ſind die Klagelieder Jeremiä und die Pſalmen der Juden. Und von dieſem Volk, welchem das Schickſal die Urkunden der Menſchheit anvertraute und dem das Chriſtentum gleichſam von ſeinem Eigentum hinweggenommen hat, lebt hier im Ghettowinkel einer der älteſten und hiſtoriſch merkwürdigſten Reſte, an welchem die Geſchichte eine große tragiſche Ironie vollzogen hat.

Doch hat auch dieſes ſo verachtete Volk ſeine eigene Ironie an der chriſtlichen Welt vollzogen, indem es zu allen andern Symbolen ſeiner Religion und zu allen andern Dogmen ſeines Prieſtertums noch ein anderes mächtiges in die politiſche Geſchichte eingeſetzt hat — ich meine das goldene Kalb, um welches die Welt tanzt, wie das geweiſſagt, geſchrieben und dargeſtellt iſt in den Büchern Moſis, des Propheten.



Idyllen vom lateinischen Ufer.

1854.



Das lateiniſche Meeresufer liegt nur fünf Stunden von Rom entfernt; drei mal in der Woche führt ein Omnibus Gäſte dahin, welche ſich einige Tage in Porto d'Anzio, oder in Nettuno verſnügen wollen, oder ſolche, die dort Bäder nehmen, oder ſich nach Neapel einſchiffen. Wie zu den Zeiten der Kaiſer ſind noch heute jene Ufer Vergnügungsorte der Römer, und es gehört zum römiſchen Leben, einmal nach Antium zu fahren, wie nach Frascati, Tivoli und Albano, um für eine Zeit Rom zu vergeſſen. Denn ſelbſt die herrlichſte Stadt der Erde kann ermüden.

Ich fühlte das recht gegen Ende des Frühjahrs 1854, nachdem der Scirocco, der Plagegeiſt Roms, faſt acht Wochen lang auf der Stadt gelegen hatte, und als ich nun am 24. Juni früh um 5 Uhr aus Rom mich aufmachte, hatte ich das heiterſte Gefühl wirklicher Befreiung. Es war ein ſonniger Morgen, das Volk ſchon auf den Straßen; Blumen in den Händen, zogen ſie nach dem Lateran, wo der ſchöne Platz einem Blumenmarkte glich. Denn heute war das Feſt Sanct Johann, eins der lebhafteſten Roms.

Draußen aber auf der Campagna wehte die weichste Luft über die schimmernde Grasebene und die jüngst gesichelten Weizenfelder, welche dieses Jahr zwanzigfältig getragen haben.

Die Fahrt geht fünf Stunden lang meerwärts unterhalb des Albanergebirges hin. In Fontana di Papa wird gehalten. Dies ist eine einsame Schenke zwischen Weinbergen, und heißt so von einem von Innocenz XII. angelegten Brunnen. Auch pflegt der Papst dort zu rasten, wenn er im Monat Mai an den lateinischen Strand zieht, in seiner Villa zu Porto d'Anzio die Meereskühle zu genießen.

Da herrscht nun das bunteste Leben. Man sitzt an den Tischen umher und verspeist Maccaroni oder vortreffliche Eierkuchen und trinkt den schlechtesten Wein dazu. Alle Augenblicke kommt eine Carrosse oder ein Reiter, ein Trupp Sbirren, welcher den Wald durchstreift hat, und von denen der eine sich laut rühmt, gestern einen Räuber erschossen zu haben. Eben langt von Anzio ein Zug Galeerensklaven an; sie sitzen paarweise gefesselt auf einem Karren, mitunter schöne junge Leute, sauber gekleidet, mit einem Strohhut, weißem Hemdkragen und flatterndem seidenen Halstuch, denn diese Galeoten erden in Rom losgesprochen. Man bringt ihnen Wein und Cigarren, die Sbirren stehen mit geschultertem Gewehr neben ihnen und lassen sich gleichfalls einschenken. Dies sind Scenen aus Fontana di Papa.

Nun geht es zwei Stunden lang durch den Buschwald fort, welcher die potinischen Sümpfe bis gegen Terracina begleitet, meerentlang die Küste bedeckt, und

bevölkert wird vom Eber, vom Stachelſchwein, vom Büffel und Stier, vom Fieber und vom Räuber, der aus dem Wald auf die Appiſche Straße ſtreift, den Reiſenden bei Ciſterna oder bei Forappio, oder unter dem Felſen von Terracina auszuplündern.

Endlich blitzte das blaue Meer auf, und wir grüßten Alle freudig die azurnen Wellen von Antium, jener alten Volskerſtadt, wo der verbannte Coriolan ſeinen Tod gefunden hatte, und auf deſſen Küſte einſt das weltberühmte Kunſtwerk, der Gipfel aller auf uns gekommenen Sculptur, in ſeiner Tempelniſche ſtand, der Apollo vom Belvedere.

Nun ſind es neun Jahre, daß mich jeden Sommer das Meer erquickt hat. Die ſchönſten Stunden meines Lebens und die heiterſten Wanderungen ſind an Meeresſtrand und Welle geknüpft geweſen. Unzählige Bilder und Erinnerungen tauchten mir nun bei jenem erſehnten Anblick des Lateinermeers wieder auf. Aber indem hell und heller vor meine Phantaſie traten die elyſiſchen Küſten von Corſica und von Campanien, die ſchönen Golfe von Palermo und Cefalù, von Syrakus und vom Aetnaſtrand, ſtimmte mich der Anblick der lateiniſchen Küſte ganz herab. An jenen Meeren ſtehen herrliche Felſenufer und Vorgebirge in den edelſten Formen, dort erheben ſich Burgen und Städte kühn auf den Ufern, und Oelbäume, Orangengärten und blühende Granaten hängen ihre Zweige faſt in die Wellen nieder. Wer kann im Anblick des Meers die Zauberwelt von Sorrento vergeſſen, die Gärten von Palermo oder den rebenumſchlungenen, ſagenvollen Strand von Aci reale am Joniſchen Meer? Daß ich es alſo geſtehe, der Eindruck dieſer Ufer und des darauf ſtehen-

den kleinen Anzio machte mir Weh. So weit nur das Auge gegen Ostia hinreicht, sah ich nichts als öde Haide, ein niedriges Ufer aus Thon und Sand, eine kleine Schanze darauf und Heerden, welche weideten. Das Städtchen ist ein Gemisch von Villen im römischen Palaststil, von steinernen Häusern und von strohbedeckten Campagnahütten, welche sich um einen kleinen Golf hinziehen, auf dessen Strand eine Reihe von Barken und in dessen Hafen einige Segelboote sich bemerklich machen.

In seinem Zimmer der kleinen Locanda saß ein talentvoller Landschafter an der Staffel, und frisch gemalte Seestücke an den Wänden bewiesen mir, wie reich seine Ausbeute gewesen war. Ich verschwieg ihm meine Enttäuschung nicht. Er aber zeigte zum Fenster hinaus auf das spiegelnde Meer und die blauen Volskergebirge im Hintergrund. Und kaum war der Tag vergangen, als jene Erinnerungen schönerer Küsten zur Ruhe kamen, und der ganz neue Zauber dieser einsamen und heimlichen Ufer von Antium mich gefangen hatte. Sie sind graziös wie der baltische Strand meiner Heimat, und wenn auch unendlich schöner und von feinerem Wesen, so doch ihm manchmal ähnlich, und mehr als ein mal habe ich an diesen gelben felsenlosen Küsten verwandter Form und Bildung ausgerufen: Das ist ja leibhaftig Neukuhren; Wangen und Saffau! Die baltische Küste und die lateinische verhalten sich so zueinander wie ein schönes, naturfrisches Volkslied zu einer classischen Idylle des Theokrit.

Weder Poussin, noch Claude, noch Salvator Rosa würden hierher kommen, eine Meerlandschaft zu malen. Es gibt hier nichts Episches oder Heroisches von gran-

diesem Stil, nichts Gewagtes oder Bizarr-Phantastisches. Hier ist Alles weite, atmende, sagenvolle Ferne, Stille und Anmut, im eigentlichen Sinn Meeridylle. Weit und breit sind diese Ufer von einer durchaus lyrischen Stimmung. Nun begreife ich recht, was dieses Meer von Antium für das weltgeschichtlich bewegte Rom sein mußte. Jene Römer zur Zeit des August, des Caligula und Nero (und dieser wurde in Antium geboren) liebten es, sich aus ihrer großen Welt zu flüchten, einen müßigen Sommermonat in Antium zu verleben, wie es ja noch heute der Papst thut.

Ja, diese Meereseinsamkeit überschleicht unversehens das Gemüt! Jene feinen, sanften Uferlinien, welche in Meilenweite sich im Duft verlieren, jener weiche und schimmernde Sand, dies wollig rauschende Meer in seinem Farbenspiel, das märchenhafte Cap der Circe drüben, welches als Insel wie ein großer Saphir herüberfunkelt, die fernen kleinen Ponza-Eilande, die ihre blauen Gipfel wie Blumenglocken kaum aus den Wellen erheben, hundert weiße Segel, welche kommen, gehen und dahinschwinden, der melancholische Gesang der Fischer, Flöten- und Harfenklänge — wahrlich! die ganze Welt draußen dürfte mit glühenden Bomben und Raketen beschossen werden, hier spürte man es nimmer. In Rom konnte ich noch vor wenig Tagen die Stunde kaum erwarten, wo die Zeitungen ins Café gebracht wurden, und über den „Monitore di Toscana", die „Gazetta di Genova" oder die augsburger „Allgemeine" fiel ich daher, sobald sie sich nur zeigten. Hierher gelangt keine Zeitung: nicht einmal das „Giornale di Roma", ein Tagesblatt, das so

harmlos iſt wie eine Ekloge des Virgil, wird hier gehalten, und wenn man die Leute fragt: was macht Omèr Pasciá, wie ſteht es mit dem großen Admiral Napieri, und hält ſich noch Siliſtria? ſo zucken ſie die Achſeln und verſtehn es nicht.

Wenn ich im Fenſter meines Zimmers liege, vor welchem die neapolitaniſchen Fiſcher auf dem weißen Sande ſitzen und die Netze ausbeſſern, thut ſich der ganze herrliche Golf vor mir auf, und ich ſehe das lieblichſte Ufer vor mir bis zum Circeiſchen Cap. Auf der Küſte erhebt ſich nahe bei Anzio die edelgeformte Villa des Fürſten Borgheſe in einem wilden Park von Steineichen und Olivenbäumen, weiterhin Caſtell und Stadt Nettuno, braun und pittoresk, ins Meer gebaut, und in aller Welt berühmt durch die Schönheit der Frauen und ihre herrliche Tracht. Die Linie der Ufer wird nun immer ſanfter, feiner und länger ausgezogen; an ihrem Ende ſteht in traumhafter Ferne ein kleines weißſchimmerndes Schloß. Dies Caſtell breitet um Küſte und Meer eine melancholiſche Stimmung aus, wie das Cap der Circe Homeriſche Poeſie verbreitet. Die Blicke jedes Deutſchen zieht es magiſch an und rührt ſein Herz zur Wehmut und Trauer; denn es bezeichnet einen der größten Abſchnitte in der Geſchichte unſeres Vaterlandes. Iſt es doch jener einſame Turm von Aſtura, wo der letzte Hohenſtaufe, Konradin, nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo hinüberfloh, und wo der Verräter Frangipani ihn feſtnahm und in die Hände des blutgierigen Karl von Anjou auslieferte. An jenem Turm ſank die Sonne der Hohenſtaufen in das Meer. Nun blickt das

Schloß Aſtura zu mir herüber in mein Fenſter, gemahnt mich wie ein ſehnſuchtsvoller Klang des fernen Vaterlandes und mehrt mir die heimatliche Stimmung, in die mich die Küſte ſchon an ſich verſetzt. Es hat mir nicht Ruhe gelaſſen, bis ich eines Tags hinüberwanderte und ſein altes Gemäuer durchſuchte, und nun kann ich die blinkenden Zinnen wieder beruhigt anſehen. Und auch dahin wollen wir gehen; denn überall ſtreifen wir hier umher, weil uns doch die Götter dieſe Muße geſchenkt haben.

Als noch die römiſchen Herren nach dem alten Antium gingen, um dort ihre Villeggiatur zu halten, war die Stadt groß und ein blühender Hafen. Nero hatte ihn prächtig ausgebaut, und noch heute ſieht man die Reſte des ſteinernen Molo in den Wellen; ſie ſehen faſt ſo aus wie die ſogenannte Brücke des Caligula im Golf von Pozzuoli. Schon im frühen Mittelalter verfiel und verſandete der Hafen; die Stadt ſelbſt, den Sarazenen zur Beute überlaſſen, verſchwand vom Erdboden, und auch heute iſt Anzio nur ein Dorf zu nennen. Im Jahr 1700 hatte Innocenz XII. den Hafen erneuert, die Wege verbeſſert, einige Häuſer und einen Brunnen gebaut. Seitdem ſind die Päpſte ab und zu hierher gekommen, um in dieſer Stille zu wohnen, ehe die Fieberluft aus den pontiniſchen Sümpfen aufſteigt. Pius IX. hat gegenwärtig die anſehnliche Villa gekauft, welche der berühmte Cardinal Alexander Albani im Jahr 1710 erbauen ließ, und wo Winckelmann manchen Tag in ſeiner und der Prinzeſſin Albani Geſellſchaft zubrachte. Mit den Ausgrabungen, die der Cardinal hier veranſtalten ließ,

trieb er nicht allein überhaupt ein ansehnliches Geschäft, sondern er versorgte auch seine eigene Villa in Rom mit Statuen auf das reichste.

Die Villa von Antium ist ein Palast im Luxusgeschmack jener Zeit, in einem großen, doch verwilderten Garten, welcher an Blumen und Zierbäumen arm ist, aber an Orangen Ueberfluß hat. Hier kann der Papst in einer ländlichern Einsamkeit leben als in Castell Gandolfo; er muß selbst den Anblick der elenden Strohhütten ertragen, in welchen arme Fischerfamilien wohnen, und einen noch schlimmern. Denn hart am Molo liegt der Bagno, ein großes, vom Castell auf der einen und von der Kirche auf der andern Seite umschlossenes Haus, worin die Galeerensklaven bewacht werden. Sie arbeiten alle Tage auf dem Bagger, der den Hafen reinigt; aber verschämt tragen sie ihre Ketten unter den Kleidern, welche meist auch keine Abzeichen haben. Man sieht viele junge Räuber unter ihnen. Diese Galeoten lassen die Industrie von Porto d'Anzio nicht aufkommen, weil sie jedes Handwerk betreiben, dem unbescholtenen Handwerker also das Brot nehmen. Sie sammeln sich ein Ersparniß, leben gut, wissen die Wächter zu bestechen und mancher Freude zu genießen; wenn sie entlassen werden, bleiben sie meist im Ort und heiraten ihre Liebschaft.

Ein Bagno und ein idyllischer Sommeraufenthalt des heiligen Vaters scheint wenig zusammenzustimmen; doch das ist echt römisch, denn irgend ein Widerspruch und Mißton muß sich in dem römischen Leben und mitten in der paradiesischen Natur offenbar machen.

Der Papst will übrigens Antium wieder emporheben; er läßt viele Häuser bauen; er hat gesagt, er wolle den Anblick der schimpflichen Strohhütten nicht länger dulden.

Auch der Hafen wird mit jedem Jahr lebhafter. Seine Lage ist so ausgezeichnet, daß er einen großen Verkehrspunkt abgeben würde, weil er näher an Neapel liegt als Ostia und Civita vecchia. Eine römische Gesellschaft hat bereits ein Dampfschiff gebaut, welches nun zwischen hier und Neapel zwei mal in der Woche fährt und mit der Post in Verbindung steht, die an diesen Tagen Reisende von Rom bringt. Man kann in 13 Stunden das schöne Neapel erreichen und zahlt den Spottpreis von 5 Scudi für die Fahrt. Dieser Verkehr zieht einiges Leben und die Anfänge der Industrie nach Anzio; und auf diese allein sind die Bewohner angewiesen, weil sie das Land fast gar nicht bauen. Es gibt hier weder Weinberge noch Olivenpflanzungen, nur Heerden weiden auf der Küste; die Lebensmittel kommen landwärts herein; Nettuno schickt Wein und täglich sogar das frische Brot, Genzano Oel und Früchte, und selbst vom Volskergebirg kommen aus Cori her Kirschen und Feigen.

Die Gasthäuser sind klein und mangelhaft. Man zahlt hier für ein Zimmer täglich 25 Bajocchi und kann auf römische Art nach der Karte essen; oder man gibt für die ganze Verköstigung täglich 7 Paul, einen Thaler preußisch Geld. Dafür hat man vier Schüsseln zu Mittag und drei Schüsseln zu Abend. Es sind meist die deutschen Maler, welche das Gasthausleben in den kleinen Küsten- und Gebirgsörtern auf solchen Fuß civilisiren,

und vielfach kann man sie als Missionäre der Gasthauscultur betrachten.

Es gibt hier eins vollauf, das sind Fische, die feinsten Seefische und Hummern, welche der Golf täglich spendet. Aber nicht die Bewohner von Anzio fischen hier, denn wie sollten sie sich bis zum Besitz einer Barke emporschwingen, sondern es kommen die beweglichen Neapolitaner auf ihren zierlichen Barken von Pozzuoli, von Bajä, von Portici und von Torre del Greco, rings von allen Küsten ihres herrlichen Golfes, und viele Monate des Jahrs bleiben sie hier und schlafen auf ihren Barken. Andere bewohnen die Strohhütten, und es sind dies meist solche Neapolitaner, welche vor der Conscription geflüchtet sind und ihr Vaterland aufgegeben haben. Weithin an den Küsten des Mittelmeers kann man diese Marinari Neapels, die Fischer aller Fischer, finden, selbst an den spanischen Inseln, selbst an den Ufern von Afrika, wo sie den Korallenfang betreiben; und so durchschneiden ihre bunten, graziös geformten Barken nach allen Richtungen dieses ausgedehnte Meer.

Es war mir eine große Freude, die alten Bekannten hier wieder zu finden. Wie erinnerten sie mich durch ihre lebhafte Gesticulation, ihre Mimik, ihren Dialekt, ihr Costüm an jene Fischerscenen, die man an den Küsten Neapels sieht. Sie sind bis zum Ueberdruß gemalt worden, in der Natur aber, am Meer selbst bleiben sie ewig neu. Drei Schritte weit vor meinem Fenster stehen ihre Barken, gegen zwanzig an der Zahl; eine jede ist zum mindesten mit fünf Mann besetzt und hat einen Führer.

In der Regel gehen die Fischer gegen Ave Maria in See und fischen die Nacht durch. Der Fang wird des Morgens in die strohbedachten Verschließe getragen, Abends aber verpackt, um Nachts auf Karren nach Rom gebracht zu werden. Da gibt es nun eine sehr belebte Scene. Die Schreiber sitzen am Tisch bei einer Laterne und registriren; rings umher sind die Fischer beschäftigt, ihren Fang in Körben herbeizubringen, während andere Eisstücke zerschaben und die Fische auf diesen Eisgrus legen. Die Mannichfaltigkeit und wunderliche Form dieser Meerthiere ist erstaunlich. Da gibt es den langen Grongo, den großen und prächtigen Palombo, die schön gefleckte Murena, den flunderähnlichen stachlichten Rochen, die große Menge von glitzernden Triglien und von Sardinen, und den Merluzzo. Bisweilen kommt auch ein Delphin mit herauf, und an einem Abend sah ich im Fischlager zwei Haifische (pesce cane), welche man eben gefangen hatte. Sie waren 8—10 Fuß lang; ihre schwärzlich-stahlblaue Farbe hat etwas Widerliches. Man fängt sie mit dem Köder, und wenn der Hai angebissen hat, zieht man ihn herauf und erschlägt ihn mit einer Keule. Sein Fleisch, weißlich wie das des Störs, wird gegessen, doch ist es ziemlich hart.

So treiben es die armen Fischer Tag für Tag und führen ein rauhgewöhntes Leben der Entbehrung, welches nur Demjenigen reizend erscheint, der, wie wir, müßig am schönsten Meer dahinschlendert und den tanzenden Barken und schwebenden Lichtern auf dem Wasser zuschaut. Wir kennen es ja auch von unserm baltischen Ufer her. Aber hier zeigt sich der Unterschied des nebel-

feuchten Nordens und des sonnigen Südens. Der neapolitanische Fischer, so armselig er ist, halbnackt, im aufgeschürzten Beinkleid von Linnen und im bloßen Hemd, die rote Beutelkappe auf dem Kopf, lebendig, beweglich, übersprudelnd von Laune, von Witz und gutmütigem Geschwätz, immer sangesfroh und zu Schwänken aufgelegt, macht neben unserm stummen und einfältigen baltischen Fischer eine theatralische, ja selbst ideale Figur. Ich möchte sie gern einmal in einen Kahn nebeneinander setzen, den baltischen und den neapolitanischen Fischer, und möchte sie zwingen, miteinander einen Tag lang zu verkehren; ich glaube, einer würde vor dem andern ins Wasser laufen. Man wird es nicht möglich finden, daß baltische Fischer je eine geschichtliche Rolle spielen könnten wie die neapolitanischen, welche auf Masaniello stolz sein dürfen.

Masaniello war keine große, nur eine seltsame Erscheinung, eine mit dem Sturm vertraute Fischerseele, waghalsig, ehrgeizig, ein Mensch des Augenblicks wie sein Glück, gedankenlos, kopflos, ohne bestimmte Richtung, nur eine sich überschlagende Welle. Unter ähnlichen Figuren der Geschichte möchte ihm durch Stand und phantastische Laune des Glücks am nächsten stehen Johann von Leyden, der gekrönte König von Münster. Er war ein Schneider, und die Schneidergesellen sind bei uns der beweglichste aller Stände, wahre Neapolitaner, Pulcinellen und geborene Abenteurer. Johann von Leyden steht weit höher als Masaniello, weil er in einer Idee schwärmte; das können nur Schneider, Fischer vermögen es nicht. Beide bizarre Figuren passen gut für die Oper. Aber es ist immer ein ernsthaftes Spiel der

Dinge, daß im neapolitaniſchen Land, wo der uralte Stand der Fiſcher zahlreicher vertreten iſt als irgendwo anders, dieſer einmal auch einen König haben mußte.

Ich ſah in der Bildergallerie der Studien zu Neapel Maſaniello's Porträt von ſeinem Zeitgenoſſen Spadaro. Er iſt dargeſtellt im Coſtüm der Lazzaroni, das heißt im Hemd, mit offener, ſonnverbrannter Bruſt, die Kalkpfeife im Mund, und gerade ſo ſitzen vor uns die neapolitaniſchen Fiſcher am Strande. Aber der Maler ſetzte ihm dazu ein ſpaniſches Barrett mit Federn auf den Kopf, und ſo hat er geiſtreich den ſeltſamen Widerſpruch in dem Schickſal dieſes Mannes angedeutet. Sein Geſicht iſt ohne Adel und alles höhern Weſens baar, breit und fleiſchig, von faſt weibiſcher Weichheit. In den Augen liegt etwas Lauerndes und Verſchmitztes. Dies Porträt iſt koſtbar, weil es treu und aus der Zeit iſt; man erkennt darin die echte neapolitaniſche Fiſchernatur, und danach war Maſaniello nicht ſo ein halber Heros und halber König Lear, wie ihn die Oper darſtellt. Von Spadaro gibt es noch andere hiſtoriſche Scenen aus der Zeit Maſaniello's, zum Beiſpiel den Aufſtand im Mercato, wo der Fiſcherkönig als Lazzarone zum Volke redet, im Vordergrund aber wieder als ſpaniſcher Caballero zu Pferde ſitzt, und viel Hängens und Schießens von Adel auf dem Platze zu ſehen iſt. Neuerdings hat Alfred von Reumont in ſeinen „Caraffa von Maddaloni" die Geſchichte Maſaniello's ſehr anziehend behandelt.

Doch uns hat dieſe Erinnerung von den Fiſchern am Strande Antiums entführt. Ihre Barken wollen

noch einen aufmerkſamen Blick. Sie ſind höchſt maleriſch. Der Rand des Bordes iſt jedesmal zierlich mit Arabesken auf weißem Grund bemalt, und da ſieht man Delphine, Sirenen und Sterne, und mitten unter dieſen fabelhaften Geſtalten wieder die Madonna oder den heiligen Antonius, den Schutzpatron der Fiſcher überhaupt. Gegen die Sonnenglut ſich zu ſchützen, ſpannt man ein leinenes Dach über die Barke, und dieſe harmoniſchen Farben von Schwarz, Braun und Weiß, wie das bunte Gewirr von Rudern und Stangen, von Segeln und herabringelnden Netzen, bringen eine ſehr maleriſche Wirkung hervor.

Der Hafen von Anzio wimmelt jetzt von dieſen Fiſcherbarken; aber auch andere neapolitaniſche Fahrzeuge liegen am Molo, kleine Schiffe, welche hier Holz und Kohlen laden. Denn jährlich führt dieſe waldbedeckte Küſte für eine Million Scudi Brenn- und Baumaterial nach Neapel aus. Man ſieht weithin auf dem Ufer von Anzio und Nettuno große Kohlenhaufen, die in den Wäldern gebrannt ſind, und von dort her ziehen ſchwarze Büffel die rieſigen Eichenſtämme an den Strand. Man ſpannt wol 16 Büffel vor einen Zug und ſtachelt ſie dann mit der Lanze weiter. Die Neapolitaner haben große Urwälder in Calabrien, aber es ſcheint, daß ſie lieber das Holz aus den pontiniſchen Sümpfen holen, weil ſich dort die Wälder bis ans Meer erſtrecken und die Küſte flach iſt, alſo die Koſten des Transports bedeutend verringert werden.

In dieſem bunten Ur- und Naturleben der den Strand umlärmenden Fiſcher und Schiffsleute verlieren

ſich nun als einzelne Erſcheinungen die ſtädtiſchen Geſtalten. Hier und da ſitzt ein Maler unter ſeinem großen weißen Schirm und malt ſeine Strand- oder Fiſcherſkizze. Solche Erinnerungen gehören nun ſchon als Charakterſtaffagen zu einer italieniſchen Landſchaft. Wo man auch ſein mag zu ſchöner Frühlings- oder Sommerzeit, man wird einen ſolchen Malerſchirm wie einen Pilz irgendwo auftauchen ſehen. Selbſt in den verlaſſenen Gegenden Siciliens traf ich dieſe Geſtalten, und ich erinnere mich, daß ich, zu einſamſter Stunde den Felſen von Taormina hinaufſteigend, plötzlich lachen mußte, denn ſchon von weitem blickte mir ein Schirm entgegen; ein Landſchafter aus Weimar ſaß darunter. Ich habe an den Küſten des Samlands auffallend ſelten Maler zeichnen geſehen, und doch gibt es dort reiche Schönheiten, ja jene bizarren Ufer von Groß- und Kleinkuhren überwiegen an großartiger Architektur weit Alles, was dieſer lateiniſche Strand beſitzt. Nur fehlt ihnen der Zauber der warmen Farbentöne. Die Farbe der Flut iſt bei uns heftig ſtralend, hart oder ſtumpf; ſie hat nicht den feinen Duft und Lichtnebel, noch die magiſche Spiegelung, noch das reizende Ineinanderſchwimmen zarter, ſchimmernder Lichter, noch dieſe ſmaragdne Aeterhelle. Aber was kann der Maler nicht malen? Was dem Unkundigen bildlos erſcheint, faßt der innerlich bildende Sinn bedeutend auf und dichtet es als ein anmutiges Bild hervor. Es iſt wie mit der lyriſchen Poeſie; Gedanke und beſeelende Stimmung ſind unerſchöpflich. Die Natur will nur recht geſehen und empfunden ſein; es ruhen in ihr zahlloſe Gedanken und Formen, an

denen der unmuſiſche Menſch ahnungslos vorübergeht. So gibt es auch an dieſer ſtillen Küſte wahrhaft geniale Erſcheinungen, aber ſie ſind nicht leicht zu faſſen, weil die Natur hier eine gar feine Seele hat, die mit plumpen Griffen nicht zu entſchleiern iſt.

Nun aber das Skizzenbuch fortgelegt und ins Meer geſprungen! Dieſer narkotiſche Waſſerduft, unendlich durchdringender als bei uns, zieht ja mit Gewalt ins Meer, und die klarſte Welle lockt unwiderſtehlich. Unten iſt der Meeresſand ſchneeweiß und weich wie Sammet, und weithin der Grund flach und ſicher. Man ſieht Badende überall, und hier und da Badehütten aus Laubgeflecht. Die Gäſte kommen aus Rom, aus Velletri, aus den Gebirgen, aber ſelten vor dem Juli, weil der Italiener den Juni zum Baden noch zu kalt findet. Mehr als zwanzig Bäder hält man für ungeſund. Das ſcheint in den klimatiſchen Verhältniſſen allerdings begründet zu ſein, ich habe es auf Capri ſelbſt erfahren. Das Waſſer iſt hier wirkſamer und aufregender als bei uns, und der zu häufige Gebrauch der Bäder bringt um Schlaf und Appetit. Von einem Badeleben und jener reizenden Familiarität geſellſchaftlichen Verkehrs, welche den Sommer an unſerer Küſte zu einem ſchönen Feſt macht, iſt hier nicht die Rede. Jeder Gaſt, jede Familie lebt für ſich, und der Fremde iſt auf das einzige Café am Hafen als Verſammlungsort angewieſen, wo unter dem Zeltdach an einem und demſelben Tiſch in demokratiſcher Weiſe und in jener herrlichen Unterſchiedsloſigkeit der Stände, welche Italien eigen iſt, der Badegaſt neben dem halbnackten Fiſcher ſitzt, der das

Zelt zu benutzen kommt, ohne Kaffee zu trinken, und den Rauch aus ſeiner Kalkpfeife vor ſich hinbläſt.

Einige Offiziere vom Genie, ein alter päpſtlicher Hauptmann, der mich durch ſeinen venetianiſchen Dialekt für ſich eingenommen hat, ſind die Herren, mit denen ich dort plauderte.

Ueber den Juli hinaus bleiben ſelten die Badegäſte in Anzio, denn dann wird die Luft fieberhaft. Auch jetzt, wo die Hitze oft unerträglich iſt und ſchon um 7 Uhr des Morgens beginnt, fällt es nach Sonnenuntergang feucht, und die laue wollüſtige Wärme, welche nun das Meer ausatmet, iſt verräteriſch. Man darf dann nicht ausgehen. Die ſchönen Mondnächte am Ufer, auf dem Waſſer und im Wald, die das Leben an unſerm Strande ſo angenehm machen, darf man hier nur aus dem Fenſter genießen, denn eine einzige ſolcher Mondnächte im Freien brächte das Fieber und nach wenigen Tagen vielleicht auch den Tod. Es iſt hier gefährlich, die Sirenen zu belauſchen. Wir müſſen uns alſo begnügen, im purpurnen Abendſonnenſchein am Strande zu luſtwandeln und die bunten Muſcheln aufzuleſen oder die kleinen flinken Taſchenkrebſe zu haſchen. Dieſe Thierchen ſind höchſtens ſo groß wie ein Viertel der Hand und geformt wie die Spinnen. Sie laufen mit ihren Füßchen wunderbar ſchnell, und wenn man ſie greifen will, ſo verſenken ſie ſich geſchwind in den Uferſand, gerade ſo wie Geiſter auf dem Theater. Die Menſchen, die hier Alles eſſen, Froſch und Igel wie die Nachtigall, nehmen dieſe Krebſe vom Boden auf, beißen die Schale entzwei und eſſen das Lebendige, wie es iſt.

An diesem Strand dachte ich oft des blitzenden Bernsteins, den man daheim auflesen kann. Hier wirft das Meer solche Geschenke nicht aus, aber dafür Stücke köstlichen Marmors jeder Art. Ja, man könnte ganze Karren mit dem glänzenden, von den Wellen geschliffenen Marmor, beladen, der auf das Ufer, so weit man immer gehen mag, ausgespült wird. Da lesen wir Verde antico, Giallo antico auf, den herrlichen orientalischen Alabaster, Porphyr, Paonazetto, Serpentin, blauen Smalto. Wo all das seltene Gestein herkommt, sagt uns ein Blick in die Wellen. Denn aus ihnen ragen noch die Fundamente alter römischer Wasserpaläste, und eine Viertelstunde weit ist das Ufer von Anzio nichts als eine Ruine oder ein fortlaufendes Gemäuer. Anscheinend sind es Felsmassen und umhergestürzte Klippentrümmer, aber sieht man sie genau an, so sind sie römisches Mauerwerk aus Peperinsteinen und dem unzerstörlichen Puzzolankitt, von der saubern römischen Netzarbeit. Nun gähnt die ganze Küste geisterhaft aus Grotten und Hallen alter Bäder und Villen, und oben auf dem Ufersaum ziehen sich die Fundamente von Tempeln und Pälästen hin. Dort standen einst die schönen Marmorvillen der Kaiser. Hier schwelgte Caligula, welcher Antium besonders liebte und sogar den Plan gefaßt hatte, seine Residenz hierhin zu verlegen; hier feierte er sein Hochzeitsfest mit der schönen Lollia Paulina. Hier hielt Nero, der in Antium geboren war und eine Colonie dahin ausführte, seine Bachanalien; mit weißen Rossen zog er hier triumfirend ein, als er von seinen theatralischen Vorstellungen in Griechenland heimkehrte.

Auch früher ſchon war Antium der beliebte Luſtort der Römer; Atticus, Lucullus, Cicero, Mäcenas und Auguſt hatten hier ihre Villen, und wo, in welchem reizenden Gebirg, an welchem lieblichen Strand Italiens hätten die Glücklichen nicht ihre Villen gehabt! Wie muß einſt dieſes Ufer von all dem Geſtein geglänzt haben, das die Welle nun als Scherben der Geſchichte fort und fort und ſchon Jahrhunderte lang an den Strand wirft! Dieſe Trümmer bringen einen ſeltſam elegiſch-geſchichtlichen Zug in die Idylle von Antium, und die erinnerungsvolle Stimme, welche den Wanderer hier überall begleitet, erhöht nicht wenig den Reiz des Ufers. Bei uns iſt es die gänzliche Geſchichtsloſigkeit, das völlige Abhandenkommen von der Menſchenwelt und ihren großen Schickſalen, was unſerm Strand ſeinen Charakter gibt, aber in Italien kann man ſich in keine noch ſo ſtille Einſiedelei der Natur flüchten, ohne daß nicht der ernſte Geiſt claſſiſcher Vergangenheit vor die Seele träte und ſie zum Nachdenken über das große Menſchenleben auffoderte. So ſitzt man denn hier auf einem zertrümmerten Römerpalaſt, den die Wellen umrauſchen, und ſpricht dem Horaz nach:

O diva, gratum quae regis Antium,
Praesens vel imo tollere de gradu
Mortale corpus, vel superbos
Vertere funeribus triumphos!

Und wiederum entführt ein Blick auf das ſchöne Cap der Circe in die Dichtung Homer's, und jenes immer ſichtbare ferne Aſtura in andere Geſchicke und andere Dichtungen,

sodaß mich hier dreifache Weltculturen und Weltpoesien umgeben, Homer, Horaz und der hohenstaufische Wolfram von Eschenbach.

Die Fortuna von Antium hatte hier einen weitberühmten Tempel; auch Apoll, die aphrodisische Venus, Aesculap und Neptun hatten daselbst ihre Tempel. Denkt man ihrer, so belebt sich diese nun von Rinderheerden umweidete nackte Küste mit den herrlichsten Gestalten, und das Bewußtsein, daß hier der Apollo vom Belvedere seine göttlichen Glieder leuchten ließ, gibt dem Ufer eine ideale Weihe. Es war zur Zeit des Papsts Julius II., als man diesen Gott hier aus den Trümmern zog; und wie viel fand man seitdem, was nun dem Vatican, dem Capitol und der Villa Albani zur Zierde gereicht. Hier grub man auch den berühmten sterbenden Fechter aus, viele Kaiserstatuen und Büsten des Hadrian, des Septimius Severus und der Faustina, Satyrfiguren, Athleten, Statuen des Zeus und des Aesculap, schöne Dreifüße und jene merkwürdigen Altäre vom Capitol, welche den Winden geweiht sind. Auf der Uferhöhe, wo jetzt über den Fundamenten eines Tempels eine kleine Strandschanze steht, auf welcher neben einer alten rostigen, riesengroßen Feldschlange aus mittelalterlicher Zeit ein Soldat ins Meer hinauslugt, sieht man noch heute Säulenbasen auf ihrer alten Stelle, und neben ihnen die Schafte von Cipollino und 22 korinthische Capitäler von höchst graziöser Form. Ihre Voluten und die Ornamente unter dem Abacus haben eine besonders phantastische Bildung, wie ich sie sonst nirgends sah; denn sie stellen Muscheln, Delphine und Seekrebse vor.

Der Architekt hat also auf das Local Bezug genommen, und vielleicht war dieser Tempel dem Neptun selbst geweiht.

Ich fand auch in dem kleinen Anzio, wie ich es vermutet hatte, einen Mann, der sich mit den Altertümern beschäftigt. Denn es gibt keinen nur einigermaßen namhaften Ort in Italien, der nicht seinen patriotischen Geschichtschreiber oder Altertumsforscher hätte. In Antium ist es der Canonicus und Hafenpräsident Lombardi. Er wohnt im Bagno der Galeerensklaven auf der obersten Terrasse. Ich fand diesen Herrn eben nachdenklich vor einer zerschlagenen Marmorinschrift, welche die Galeerensklaven ausgegraben hatten. Lombardi hat ein Buch über Antium geschrieben und beschäftigt sich mit einem größern Werk über Geschichte und Ruinen seiner Vaterstadt. Ich las seine sorgsame Schrift mit Dankbarkeit.

Nun bin ich an diesem Strand bis Astura drei Stunden fortgewandert und habe überall Reste alter Villen und Bäder, Marmor- und Mosaiktrümmer gefunden, ja vor dem einsamen Turm Astura selbst fand ich einen noch ziemlich erhaltenen Mosaikboden an der Brücke im Sande. Es ist kaum glaublich, wie viel die Römer und welche Prachtbauten sie hier aufgeführt haben. Das ganze Meeresufer von Toscana bis nach Terracina entlang, von Terracina bis nach Neapel und rings um den Golf, und weiter über Salerno hinaus zog sich eine Reihe von Marmorpalästen, von Bädern, Gymnasien und Tempeln hin, ein fortlaufender Kranz römischer Herrlichkeit. Wie prächtig alle diese Villen waren, welche zum Teil in den Fluten standen, sieht man

noch aus ihren Trümmern. Wer nun damals diesen Strand entlang fuhr und die Menge der Lustanlagen sah, die mit den Städten wetteiferten, der mußte eines schönen Anblicks menschlicher Cultur froh werden. Heute stehen an diesen elysischen Ufern, einsame verwitterte Türme des Mittelalters, welche zum Schutz gegen anlandende Sarazenen gebaut wurden. Sie umkränzen ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeeres und geben diesen Küsten einen sagenhaften und ritterlichen Charakter.

Auch aus jüngerer Zeit gibt es hier Erinnerungen, welche die Phantasie in fremde Länder und Zonen entführen. In jenem stattlichen Palast Mencacci, der sich über einem grünen Tal am Ufer erhebt, wohnte viele Jahre lang in jüngster Zeit ein verbannter König. Am schönen Strom des Tajo hatte er um die Krone gekämpft, im tropischen Amerika hatte er gelebt. Dom Miguel ist dieser verwünschte Prinz von Portugal. Er kam hierher flüchtig und ohne Krone, mit weniger Begleitung. Er lebte lange in dieser Einsamkeit neben den Galeerensklaven und in wahrhaft trostloser Verbannung; denn für einen flüchtigen König muß dies einsame Ufer an den pontinischen Sümpfen, welches uns, die wir nichts abzubüßen haben, idyllisch erscheint, grauenvoll gewesen sein. Er tobte seine Pein aus in dem wilden Walde von Astura als ein waghalsiger Jäger. Eines Tags verschwand er wieder. Man erzählte mir in Anzio, daß er gern mit den Fischern verkehrte und sich auch nicht scheute, von seinem unglücklichen Kampf um die Krone von Portugal zu reden. Und so entfaltet sich hier im Anblick jenes Landhauses das Gemälde der fernen Zonen

Braſiliens und Portugals in ihrer heißen und wilden Geſchichte.

An ſie ſchließt ſich ein anderes Bild. Im Jahr 1848 landeten hier im Hafen jene Spanier, welche der flüchtige Pius zu Hülfe gerufen hatte, den Kirchenſtaat zu retten. Er ſaß damals, ein Verbannter, auf dem Felſen von Gaeta, in dem Kobterz der italieniſchen Emigration von 1848 und 1849, während die Franzoſen auf Rom marſchirten, die Oeſterreicher Bologna beſetzten, die Neapolitaner von Terracina heraufzogen, die Spanier, ſeit ſo langen Zeiten nicht mehr in Italien geſehen, in Anzio landeten. Sie beſetzten alles Land aufwärts zu den Albaner- und Sabinerbergen. Sie waren ſchöne und fröhliche Leute, aber ſchlecht gekleidet und armſelig ausgerüſtet, ſo ſagte man mir. Die Franzoſen löſten ſie ab, und mit großem Herzeleid verließen die jungen Offiziere von Valencia und Barcelona das Albanergebirge, wo die Blüte der Frauen ſie entzückt hatte. Noch heute mag dort manche Schöne an die armen Hildagos aus Spanien ſeufzend zurückdenken.

Porto d'Anzio beſitzt kaum eine Frauenſchönheit und kein nationales Coſtüm, weil es überhaupt erſt eine werdende und zuſammengewürfelte Bevölkerung hat. Aber beides, ſchöne Frauen und eigentümlicher Volkscharakter, zieren jene kleine Stadt Nettuno, welche maleriſch auf dem öſtlichen Ufer ſteht, die ſchwarzen Mauern ſeines Caſtells in die Wellen hineinſenkend. In drei Viertelſtunden iſt man drüben; es iſt von Porto d'Anzio aus ein rechter, wolgemeſſener Spaziergang und der ſchönſte an dieſer Küſte. Das bebuſchte Ufer trägt in der Mitte

zwischen beiden Orten die schöne Villa des Fürsten Borghese, welcher alles Land ringsumher zu Lehn besitzt. Weiter hin steigen die Volskerberge auf, und das Cap der Circe schwebt vor den Augen in seiner leuchtenden Gestalt, so zauberisch in Licht und Schatten gemalt, daß es durch Form und Erscheinung an die schönsten Felsen Europas erinnert, an Capri und den Berg San Pellegrino bei Palermo.

Man geht nach Nettuno auf trefflicher Straße der Villa vorbei, zwischen Kork- und Steineichen, und an manchem römischen Gemäuer vorüber. Ja selbst auf die Landstraße ziehen sich alte Mosaikböden hinunter, die wie natürliche Schichtungen des Bodens aus dem Erdreich hervorragen. Aber noch angenehmer ist der Gang unten auf dem weißen Strand den Wellen entlang. Das Ufer besteht durchweg aus Sand von hochgelber oder glühendroter Farbe, oder aus vulkanischem Tuff. Die bläuliche Stranddistel vom Baltischen Meer wächst hier allenthalben, wie die Scabiose und die Camille, aber statt der Weiden, der Erlen und Buchengebüsche muß man sich die Gewächse des Südens denken, weißblühende Myrten in herrlichster Fülle, den Mastixstrauch, den Erdbeerstrauch, den goldblütigen Ginster, der alle Küsten des Mittelmeers so reizend umbuscht, und den wilden Oelstrauch. Malerisch hängen die Malven mit ihren großen weißen Kelchen und die zartfarbigen Brombeerblüten in überreichen Kränzen von den Büschen und ringeln sich schaukelnd über den Rand der Tuffwände hinunter; prächtig blüht jetzt unter duftigen Kräutern der classische Acanthus, breitet stolz seine schönen korinthischen

Blätter aus und ſtreckt die hohe Blumenpyramide hervor, welche weiß und roſa gefärbte Blumenlappen bilden. Hin und wieder ſtarren an den Ufern Cactus und Aloe, doch erſcheinen ſie hier nur als fremde Gäſte. Noch immer weilt die Nachtigall auf dieſem lyriſchen Ufer. Es iſt nun lange Sanct Johann vorüber, wo die Vögel ſchweigen und der Grille Anakreon's den Geſang überlaſſen, aber ſie kann ſich nicht von dieſem Grün und von dieſer Wellenfriſche trennen; die ganze Seeküſte entlang bis nach Aſtura und am pontiniſchen Sumpf ſchallt fort und fort ihr Lied.

Eine tiefe Stille herrſcht um und in Nettuno, der Stadt des Neptun. Alte Türme aus ſchwarzem Tuff und crenelirte Mauern, welche der Sarazen oft genug beſtürmt hat, umſtellen den Ort von allen Seiten. Kein Fiſcher noch Matroſe macht das ſpiegelglatte Waſſer lebendig, denn Nettuno hat keinen Hafen; es nährt ſich vom Wein- und Gartenbau und von der Viehzucht.

Eine einzelne alte Säule ſteht auf dem Platz, als Wappen und Wahrzeichen der Colonna, denen einſt Nettuno gehörte. Die Straßen durchdufteten Nelken mit ihrem Arom, denn überall ſtehen ſie vor den Fenſtern, ſchlingen ſich wie Winden herab und wiegen die unglaubliche Fülle ihrer roten Blumen in der Luft. So ſchöne Blumen verraten ſchönere Frauen; ja die Nelken ſind hier die Nationalfahnen, welche die Frauen Nettuno's aus den Fenſtern hängen; ihr Tracht iſt ſo flammend rot wie die Nelkenblüte.

Es iſt höchſt merkwürdig, wie auch die kleinſten Orte in Italien ſich nach uralter Weiſe als Republiken für

sich behaupten in Sitte, Volksphysiognomie und Tracht. Da hat ein jeder Felsen- oder Strandort ein eigengeartetes Volk für sich. Man muß die Nettunesen bei ihren Kirchenfesten sehen, um ihre malerische Tracht vollständig vor sich zu haben als Nationalcostüm. An gewöhnlichen Tagen sind es nur Einzelnheiten, die als nationale Merkmale auffallen, wie die schöne Weise, das Haar in der Mitte zu scheiteln und ohne Hinterzopf glatt um den Kopf zu winden, wie ferner die grünen Bandschleifen im Haar, welche dem Mädchen, die roten, welche der Frau, die schwarzen, die der Witwe unerlaßlich sind, sodaß man immer weiß, wer noch zitella ist, oder schon maritata.

Ich habe dort zwei Feste erlebt, Sanct Johann und San Luigi. Am ersten Tag ging eine Procession mit Musik durch die Straßen; das Kreuz war ganz und gar mit Nelken umwunden, und Blumen trugen alle Leute. Der Procession folgten Mädchen und Frauen; es war erstaunlich, so viel herrliche Gestalten in so stralenden Gewändern durch den schwarzen Ort schreiten zu sehen. Die Tracht ist diese: ein gold- und silberstreifiges Tuch liegt auf dem Kopf, in Form eines steifen, nach innen gebogenen Deckels, welcher über das Profil des Kopfes weit vorragt. Ein langes dunkelrotes Kleid von Seide oder Sammet, und breit mit Silber- oder Goldborten gestickt, fließt feierlich herab; darüber sitzt ein Jäckchen von demselben Rot, um Schöße und Aermel mit Brocat gebrämt. Blitzender Schmuck von goldenen Ringen, Ohrgehängen, Korallen und Armbändern vollendet den schönsten Anzug. Die

Farbe der Gewänder iſt aber auch meergrün oder veilchenblütenfarbig, oder ſchwarz oder dunkelblau. Es ſcheint, als zwänge dieſe fürſtliche Tracht ſchon an ſich auch zu einer ſtolzen und edeln Haltung, und wahrlich, ich ſah dieſe armen Nettunenſen durch ihr verwittertes Städtchen einherſchreiten mit der Grandezza der Römerinnen und nicht minder ſchön als ſie, viele mit dem edelſten griechiſchen Profil, rabenſchwarzen Haaren und funkelnden Augen, ein wonniger Anblick, auch das härteſte Herz zu bezwingen. Als ſie nun die unermüdlichen Böller losbrannten und die Kanonenſchläge knattern ließen, welche ſie über eine alte Mauer wie eine Guirlande gezogen hatten, und nun jene edeln Frauengeſtalten in Gruppen hoch auf dieſem ſchwarzen Gemäuer ſtanden und aus den Pulverwolken die goldgeſtickten roten Gewänder hervorſchimmerten, war es anzuſehen wie ein ganzer Olymp idealſter Göttergeſtalten.

Und auch ohne dieſe Tracht ſind die Nettunenſen ſchön. Man ſieht ſie alle Tage an dem gemeinſchaftlichen Waſchbrunnen in patriarchaliſcher Weiſe waſchen, ihrer ſtets eine Schaar beiſammen. Dem Fremden ſtehen ſie nicht Rede, ſie ſind ſcheu wie die Rehe und antworten kaum auf den Gruß, es ſei denn mit niedergeſchlagenen Augen.

Der Tag des heiligen Luigi hatte einen andern Charakter. Er iſt ein Volksfeſt, und lebhaft erinnerte er mich ans Vaterland. Auf dem Marktplatz der Vorſtadt hatte man ein galgenförmiges Gerüſt errichtet und mit Zweigen geſchmückt; vom Querbalken hing eine bewegliche Waſſermulde herab; darunter mußten junge Leute auf Eſeln wegreiten und geſchickt ein Loch im Zapfen

der Mulde mit der Lanze treffen. Ob dies nun getroffen wurde oder nicht, immer drehte sich die Mulde um und übergoß den Reiter. Schallendes Gelächter erntete jeder ein. Wer getroffen hatte, erhielt zwei Paul als Siegerlohn, welche ihm ein kampfrichtender Priester einhändigte. Als dies Spiel und ein Topfschlagen vorüber war, ging es an die Tombola oder Lotterie, ohne welche kein Fest in italienischen Landen bestehen kann. Man verspielte ein Stück Kattunzeug, welches als Fahne auf einem Balcon wehte. Ein Knabe griff die Loose und las jede Nummer und jeden Sinnspruch Desjenigen ab, der das Loos gezeichnet hatte. Die Sinnsprüche erregten oft ein schallendes Gelächter. Alle diese Festlichkeiten vollzog man mit dem gebildeten Schicklichkeitsgefühl, welches dieses fein geartete und glücklich begabte Volk Italiens auszeichnet.

Und so lebt und vergnügt sich die kleine nettunische Nation von kaum 500 Seelen in ihrer großen Abgeschiedenheit, denn Meer und pontinischer Sumpfwald umschließen sie von beiden Seiten, und die Verkehrsstraßen, hier nach Anzio, dort durch die Wildniß nach Velletri, sind wenig belebt. Doch hat Nettuno Gärten und Ackerbau und versorgt selbst Anzio mit Wein; ja täglich sendet es einen Wagen voll weißen Brotes nach dem Hafen, weil hier nur das gröbere Brot gebacken wird. Ich habe auch trefflichen Wein in Nettuno getrunken, und das will in diesen Zeiten etwas sagen, wo der Gott Bacchus von der Pest ergriffen ist. Eines Tags führte uns ein Bürger in seinen Tinello, seinen Weinkeller; höchst geheimnißvoll stieg er in ein Verließ hinunter und kam herauf mit dem

prächtigſten roten Wein, wie ich ihn ſeit Syrakus nicht mehr gekoſtet hatte.

Nun hört aber mit Nettuno die menſchliche Cultur an dieſer Küſte auf, denn gleich hinter der Stadt beginnt die pontiniſche Wildniß. Der Buſchwald zieht ſich bis gegen Terracina hin. Kein Ort ſteht mehr am Strande, nur einzelne Türme ſteigen aus der romantiſchen Einſamkeit hervor, jeder etwa zwei Millien von dem andern entfernt. Die ſchwermutsvolle Verlaſſenheit dieſer Ufer und der Reiz ihrer Urwildniß iſt groß. Man glaubt ſich nicht mehr auf dem claſſiſchen Strand Italiens, man wähnt an den wilden Küſten der Indianer Amerikas zu wandern. Das ſtete Rauſchen der ſeufzenden Meereswellen, die flimmernde Sommerluft auf dem immer flachen, immer weißſandigen Ufer, der endloſe tiefgrüne Wald, der bis auf einige Hundert Schritte nahe fort und fort das Meer begleitet, das Klagegeſchrei der Habichte und Falken, die ſtill und hoch ſchwebenden Adler, das Stampfen und Brüllen wilder Rinderheerden, Luft, Farbe, Ton, Geſtalt von Weſen und Elementen ſind hier von der Stimmung vollkommenſter Urwildniß.

Am 28. Juni machten wir uns auf, der Maler und ich, längs dieſer Küſte drei kleine Wegeſtunden nach Aſtura zu gehen. Es war ein Morgen von kryſtallreiner Friſche; die roſenfingerige Eos blühte eben über dem Meer auf und verklärte jenes Homeriſche Cap der Circe vor uns, deſſen Anblick über dieſe Ufer einen claſſiſchen Hauch ergießt. In Nettuno kauften wir uns Brot und Wein, und ſo wanderten wir von dannen. Auf einem alten Baumſtumpf neben einem großen Kohlenhaufen hielten

wir unſer Frühbrot; es ſchmeckte uns ſo gut, wie es nur dem wandernden Ulyß ſchmecken konnte, als jene Circe ihm das wolbereitete Mal in ihrem Palaſt aufgetragen hatte. Wie iſt es doch herrlich, hier in ſolcher ſeligen Frühe, im Anblick dieſer homeriſchen Ufer, ſich hinzulagern an dem endlos blauenden Meer, welches ſich weiter und weiter in Licht und Roſenduft aufzulöſen ſcheint.

Und bis ſo weit war Alles Herrlichkeit in und um uns. Nun aber hob ein Sorgen an, denn wir waren in die Region gekommen, wo der Buſchwald nahe ans Meer tritt. Wir fürchteten nicht die Räuber, wol aber die Büffel- und Rinderheerden, welche hier in wildem Zuſtande, nicht einmal von Hirten gehütet, umherſchweifen.

Alles Küſtenland bis Terracina iſt mit zahlloſen Heerden bedeckt, mit hoch und prächtig gehörnten Ochſen, Kühen und Stieren von derſelben claſſiſchen Geſtalt, wie man ſie lebend auf der Campagna von Rom ſieht, und in den Opferſcenen am Fries des Parthenon dargeſtellt findet. Ihre Hörner ſind faſt drei Fuß lang, weit auseinander ſtehend, in den kühnſten Linien geſchweift, dick, klar, und ſchön gefärbt. Man ſieht ſolche Hörner faſt in jedem Hauſe im Süden als Amulete gegen den Malocchio, den böſen Blick, und ihre Abbilder im Kleinen trägt der Principe an der Uhrkette, das Fiſcherkind an der Halskette. Die Ochſen ſind ſcheu und wild und höchſt gefährlich, nur der Hirt auf ſeinem Pferde weiß ſie mit der Lanze zu ſchrecken. Aber noch weit gefährlicher ſind die Büffel. Sie leben hier in Gehegen oder

laufen wild umher; gern wälzen ſie ſich in Moräſten wie das Schwein. Sie ſchwimmen mit großer Leichtigkeit. Wenn man die pontiniſchen Sümpfe oder die Niederung von Päſtum durchreiſt, ſo kann man dieſe ſchwarzen Ungeheuer rudelweiſe im Moor liegen ſehen, woraus ſie oft nur die plumpen Köpfe ſchnaufend hervorſtrecken. Der Büffel hält den Kopf ſtets zur Erde und blickt tückiſch von unten auf. Er gebraucht ſein Horn nicht, weil dies wie beim Widder rückwärts gekrümmt iſt. Aber mit der ehernen Stirn ſtößt er den Menſchen um, welchen er verfolgt und erreicht, dann ſenkt er ſeine plumpen Kniee auf ſeinen Leib und zerſtampft ihm die Bruſt, ſo lange er noch einen Odemzug darin verſpürt. Das fürchterliche Thier bändigt der Hirt mit dem Speer. Er zieht ihm den Ring durch die Naſe, und ſo wird es vor den Karren geſpannt, die ſchwerſten Laſten, Steinblöcke und Stämme fortzuſchleppen. Die Büffelkuh gibt aus ihrer Milch die Provatura, den Büffelkäſe, welcher ſchwer verdaulich iſt. Das Büffelfleiſch iſt hart, und weil es verachtet wird, kaufen es die armen Juden im Ghetto zu Rom, deren allgemeine Fleiſchſpeiſe es iſt. Büffelheerden bevölkern die pontiniſchen Sümpfe, jene troſtloſen und fieberfeuchten Reviere von Ciſterna, Conca und Campo morto, wo ſelbſt der Mörder nicht gefahndet wird, wenn er ſich dort hinüber rettet; die Menſchen aber, welche jene Büffelheerden beaufſichtigen, fieberhaft und elend, leben ſelbſt im Zuſtande der Verwilderung, faſt den Indianern der Prärien zu vergleichen.

Vor ſolchen Begegniſſen hatten wir nicht geringe Angſt, und kaum waren wir in jene Region des Buſch-

waldes gekommen, als wir das ganze Ufer von Heerden wimmeln sahen. Allein sich überlassen, haben sie hier ihre althergebrachten Pfade, wie die Regel ihrer Stunden. Mit dem Morgen kommen sie aus dem Buschwald ans Meer, um das Salzwasser zu saufen, dann strecken sie sich am Strand hin oder weiden an der Küste. Sie bleiben dort die heiße Tageszeit über, und wenn die Nachmittagskühle zu wehen beginnt, erheben sie sich vom Sande und wandeln langsam grasend die Küste hinauf und ziehen sich weiter ins Gebüsch, bis sie im tiefen Wald zur Nachtzeit sich niederlegen, um dann Morgens wieder zur Küste hinabzusteigen.

So standen wir zweifelnd bei diesem Anblick der wimmelnden Küste still. Wie sollten wir hindurchkommen, da zahllose Rinder sie bedeckten, uns den Weg abschnitten, und da viele schon in den Wellen standen, um die Flut zu schlürfen. Wenn wir nun auf dem Strande fortgingen, so durchschnitten wir offenbar ihre Richtung, weil sie doch den Zug meerwärts nahmen, und irgend ein wütender Stier schleuderte uns vielleicht nach dem Cap der Circe hinüber. Wir überlegten daher, ob es nicht besser sei, uns in den Buschwald zu schlagen, und „dieser Rat schien den Zweifelnden endlich der beste".

Immer stiegen neue Scharen herab und andere ließen sich im Wald vernehmen, wo sie aus dem Myrtendickicht hervorbrachen. Ein paar herrliche Stiere sahen uns, hoben die schimmernden Stirnen auf, stutzten; wir wandten uns stillschweigend seitwärts nach dem Busch und im Augenblick waren wir darin.

Schwerlich kann ſich die Phantaſie einen Buſchwald denken, der ſich zum Räuberleben beſſer eignete als dieſer Wald von Aſtura. Hier ſind es noch nicht hochſtämmige Eichen, die ihn bilden, ſondern dichteſtes Geſtrüpp von Korkholz, Oleaſter, Maſtix, Arbutus, Schwarzdornen und Myrten. Die Gebüſche ſind von Schlingpflanzen dicht verflizt oder vom Epheu ſo ganz überſponnen, daß ſie hohe Kuppeln nebeneinander bilden, gleich grünen Waldmoſcheen, undurchdringlich für die Sonne oder den Regen. Wir fanden Myrtengebüſche in Baumeshöhe, und rings flog und wehte ein Geruch der Wildniß, welcher alle Sinne durchdrang. Der Boden iſt wellenförmig gehügelt, von Quellen durchrieſelt, oder von Sümpfen durchzogen. Das Stachelſchwein, die Schildkröte und die Schlange wohnen hier. Oft ſahen wir die zerrauften Flügel und Federn eines wilden Huhns am Boden hingeſtreut, Reſte eines Adlermals, deren Anblick die düſtere Poeſie dieſes Ufers noch erhöhte.

Wir vermieden glücklich die Heerden, und ſo oft ein Nachzügler herabſtieg, hielten wir uns ſtill im Buſch, bis er vorüber war. Nachdem wir kreuz und quer über Quellen und Gräben und Hecken geſtiegen waren, gelangten wir endlich wieder ans Ufer, ſahen den Strand frei und ruhten behaglich an einem Gemäuer am Meer, von dem eine Verzämmung quer über den Strand gezogen war, die Abteilung einer Heerde zu bezeichnen. Auch dies Gemäuer gehörte zu einem alten römiſchen Palaſt, wie uns ein Stück Moſaik deutlich überzeugte.

Wir hatten nun Aſtura eine Stunde weit vor uns, und indem wir auf dem traurigen Strande den melan-

choliſch rauſchenden Wellen entlang gingen, überſchlich mich ſelbſt eine Traurigkeit, wie ſie die menſchliche Seele an Gräbern großer Vergangenheit zu rühren pflegt. Es iſt nicht die Erinnerung an das tragiſche Ende des jungen Konradin und des Hohenſtaufengeſchlechts allein, welche dieſen Ufern ihre wehmüthige Seele gibt und die das deutſche Gemüt mehr als ein anderes ergreifen muß; es iſt auch der Charakter der Gegend ſelbſt. Ich wünſchte, ihn ſo ganz ausdrücken zu können, wie es mein Gefährte in ſeiner Zeichnung vermochte, und es iſt mein Wunſch, daß er die Blätter, die er hier entwarf, bald veröffentlicht. Ueberhaupt ſollte irgend ein artiſtiſches Inſtitut Deutſchlands ein Hohenſtaufen-Album herausgeben.

Laubhinein ſchließt hier die Gegend der wilde Sumpfwald, über welchem die Volskergebirge aufſteigen und in ernſten Formen ſich zum Meere niederſenken; ſeewärts erhebt ſich inſelartig das blaue Cap der Circe; im Mittelgrunde zieht der ſtille, ſchneeweiße Strand hin und endet in einer ins Meer laufenden Düne. Auf ihr ſteht einſam und traurig eine kleine Kapelle, und wenige Schritte weiter erhebt ſich mitten in der Flut das Schloß Aſtura, ein kleines Viereck von crenelirten Mauern, aus deſſen Mitte ein Turm ragt. Kapelle und Schloß ſind die einzigen Gebäude, die man in dieſer weiten, grenzenloſen Einſamkeit erblickt. Weit und breit ſahen wir keine andere lebende Seele als ein paar dunkle Geſtalten auf den Zinnen der Burg, und zwei graue Fiſcher ſaßen am Gemäuer ſchweigend und wie verzaubert in der glimmernden Sonnenwärme und flochten ſtill vor ſich hin ein Trugnetz von Binſen, den Fiſch zu um-

garnen, während ihre Barke auf den ſmaragdenen Wellen ſchaukelte.

Es war in den letzten Tagen des Auguſt 1268, nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo, als über dieſen Strand geſprengt kamen fliehend und angſtvoll der junge Konradin, Friedrich, Prinz von Oeſterreich, der Graf Galvan Lancia mit ſeinen Söhnen und die beiden Grafen della Gherardesca, Verwandte des unglücklichen Ugolino von Piſa, welchen Dante unſterblich gemacht hat. Sie waren von Rom gekommen, denn ſo erzählt der Chroniſt Saba Malaſpina, daß ſie nach der Schlacht in jene Stadt geflüchtet waren, wo Guido von Montefeltro als Vicar des Senators Heinrich von Caſtilien zurückgeblieben war. Konradin war dort eingezogen „mit abgelegtem Pomp der Macht, nicht wie ein Oberhaupt, ſondern wie Einer, der ſeine Beute im Stich gelaſſen und entflohen, heimlich, verſtörten Sinnes“ (latenter ingreditur mente captus). Aber zugleich waren ſeine Feinde Johann und Pandolf Savelli und Berthold und viele Guelfen vom Schlachtfeld her nach Rom gekommen und wiegelten die Stadt auf: da rieten dem Jüngling ſeine Freunde, ſchnell zu entfliehen. Sie flohen gegen das Meer, um von dort Piſa zu erreichen und dann nach Sicilien zu gelangen. Sie ſuchten ein Schiff, das ſie fortbrächte; die Leute im Schloß Aſtura gaben es ihnen, und alſo ſtachen ſie in See. Aber Johannes Frangipani, der Herr von Aſtura, erhielt davon Kunde, und indem er aus den Kleinodien, welche Konradin hergegeben hatte, erkannte, daß die Flüchtlinge vornehme Herren ſein müßten, bemannte er ſogleich ein anderes Schiff, ſetzte ihnen nach

und führte ſie in das Schloß zurück. Vergebens beſchwor ihn Konradin, ihn und die Seinigen durch die Flucht zu retten, ſie nicht in die Hände des blutgierigen Karl zu liefern; er mahnte ihn an die Dankbarkeit, die er dem Schwabenhauſe ſchulde, denn die Frangipani hatten vom Kaiſer Friedrich große Lehen und Johann ſelbſt den Ritterſchlag erhalten. Konradin verſprach ihm den reichſten Lohn; es heißt, er verpflichtete ſich ſogar, Frangipani's Tochter ſeine Hand zu geben. Der Herr von Aſtura ſchwankte, vielleicht gerührt von der Jugend, von der Anmut und dem Unglück Konradin's, hauptſächlich aber, wie es auch die Chroniſten ſagen, ungewiß, wo er größern Gewinn zu ziehen habe, von Konradin oder von Karl von Anjou.

Während ſie ſo im Schloß hin und her unterhandelten, erſchien Robert von Lavena, Capitän der Galeeren Karl's, vor dem Caſtell und forderte Frangipani auf, ihm die Flüchtlinge auszuliefern. Man lieſt bei Saba Malaſpina, Frangipani habe die Unglücklichen in ein anderes Caſtell in der Nähe hinübergebracht, um nicht wider ſeinen Willen und ohne Ausbedingung des Lohns von Robert zur Ueberlieferung Konradin's gezwungen zu werden. Aber dies Caſtell, wol ein noch feſterer Turm von Aſtura ſelbſt, wird nicht benannt.

Bald darauf erſchien auch von der Landſeite her der Cardinal Jordan von Terracina, Rector der campaniſchen Grafſchaft für den heiligen Stul, mit Volk zu Fuß und zu Roß vor Aſtura und forderte die Auslieferung. Da gab der feige Verräter die edeln Herren, welche das Gaſtrecht bei ihm angeſprochen, um ſchnöden Judaslohn in

die Hände der grauſamen Feinde. Man führte ſie durch den Wald in die Gebirge von Paleſtrina und von dort weiter durch die ſchönen Gefilde, welche Konradin kurz vorher ſiegreich durchzogen hatte, nach Neapel. Schon am 29. October fielen die Edeln alle auf dem Schaffot, Konradin zuerſt, dann Friedrich, die tapfern Grafen della Gherardesca, der hochherzige Galvan Lancia, der Bruder jener ſchönen Blanca, welche dem großen Kaiſer Friedrich Manfred geboren hatte, und ſeine beiden jungen Söhne Galeotto und Gherardo, die man in des Vaters Armen zuvor erwürgte.

Am Turm Aſtura und auf dem einſamen Ufer kamen mir nun wieder alle jene fernen Stätten, welche die Geſchichte der Hohenſtaufen geheiligt hat und die ich, Italien durchwandernd, beſuchte, in die Erinnerung. Da trat auch vor mich die ſchöne, blondgelockte Geſtalt Manfred's vom Feld von Benevent, wie ſie Dante ſah mit doppelter Wunde auf Stirn und Bruſt und traurig klagend: „I' son Manfredi, Nipote di Costanza imperadrice!" Ich ließ erinnerungsvoll die Blicke über das Meer ſchweifen, dorthin, wo das ſchöne Sicilien liegt, und wo unter immer blühenden Gärten am ſeligſten Geſtade der Welt jenes Schloß von Palermo ſteht, in dem einſt Friedrich als Jüngling gelebt und geſungen und die italieniſche Poeſie erweckt hatte. In der Erinnerung ſtand ich wieder im ſchönen Dom Palermos, in jener dunkeln Kapelle, wo in blutroten Porphyrſarkophagen Heinrich VI. und Friedrich und die beiden Conſtanzen ruhen, die Kronen auf dem Haupt und angethan mit der

seidenen Dalmatica, deren Saum sarazenische Inschriften verzieren.

Wir gingen ins Schloß. Eine gemauerte Brücke verbindet es mit dem Land, und eine Zugbrücke führt in das Innere. Aus dem kleinen Hof erhebt sich der achteckige Turm, und oben läuft um ihn her eine Terrasse, auf welcher eine einzige verrostete Kanone stand. Die Besatzung, acht Mann Artillerie, exercirte eben im Hofraum, und Don Pasquale, Leutenant von Astura, sah von der Terrasse nieder wie Einer, der gern irgendwo anders, nur nicht hier sein möchte. Er führte uns in sein kleines Turmgemach; er selbst malt gut und getröstet sich seiner schauervollen Einsamkeit mit Zeichnen von pompejanischen Arabesken. Der Leutenant sagte uns, daß jeder dieser Küstentürme acht Mann Besatzung habe mit einem Marschall oder Offizier, und daß die Küstenwacht, aus Furcht vor Mazzinistischen Handstreichen, nun strenger gehandhabt werde.

Wir besahen die kleinen Räume des Schlosses, traurige Turmzimmer, an deren Wänden die Spinne ihre Netze webt und in deren Ritzen der giftige Scorpion sich eingegraben hat; aber die Aussicht nach allen Fernen in die grüne Wüste landhinein und in die stralende Meeresweite, über welche die Wanderschiffe dahingleiten, ist ergreifend, ja ich möchte sagen, sie ist berauschend. Es ist ein Turm für einen Barden, hier die Harfe zu schlagen und mit einem Schwanenliede zu sterben, wenn die niedersinkende Sonne das Cap der Circe ganz in Purpur malt. Dann, in dieser sirenischen Stille, wandelt es über das Meer, ein Schein, nicht in Worte zu fassen, ein Geist

der Beruhigung, ohne Namen; es iſt, wie wenn Schlaf und Tod über See ſchweben, und jenes eilende Schiff, das um das Cap der Circe geiſterhaft zu kreiſen ſcheint, trägt vielleicht den Gott des Traumes, welcher Schlummer und Ruhe über die Wellen ſtreut.

In ſanften Uebergängen wechſelt hier die Stimmung. Wenn jenes Cap der Circe fort und fort an die homeriſchen Sagen erinnert und odyſſeiſche Geſtalten vor die Seele führt, erhebt auch der einſame Turm von Aſtura ſeine Stimme und redet von ebenſo großen und weit tiefſinnigern Sagen. Was verknüpft er nicht mit den Namen der Hohenſtaufen und Karl's von Anjou aus der Provence! Ehe man es gewahr wurde, iſt man ſchon tief in den „Parzival" Wolfram's von Eſchenbach verſenkt, und Konradin wird zum Parzival, der in die Welt hineinreitet, die heilige Blutſchale vom Graal zu finden, Eliſabeth von Baiern aber wird zur Herzeleide, zu ſeiner Mutter, die ihn nicht will ziehen laſſen, und ſo kommen auf und ab Gottfried von Anjou, der Ritter Gawein und Feirefiz, Arthur und Titurel, das Graalſchloß im wilden Walde, die Sarazenen, Harfner, Büßer, Pilger und tiefſinnige Weiſe des Morgenlandes.

Aſtura iſt die Warte der Romantik, der deutſche Poetenturm in Italien. Es gehört den Romantikern wie die blaue Grotte von Capri. In der Stille habe ich von ihm in ihrem Namen Beſitz genommen und dies Sagenſchloß für deutſches Nationaleigentum erklärt.

Aus der Zeit der Frangipani iſt nur der Turm allein, alles übrige Gemäuer ſpätern Urſprungs, denn ſchon im Jahr 1286 kamen die Sicilianer, welche den

Fall Konradin's durch die Vesper an dem Wüterich Karl so blutig gerächt hatten, unter ihrem Flottenhauptmann Bernardo da Sarriano vor das Schloß, zerstörten es bis auf den Turm und erstachen auch den Sohn Frangipani's. Heute sieht man an der Außenmauer das Wappen der Colonna, denn diese mächtigen römischen Herren, Ghibellinen, besaßen einst das Schloß. Nach den Frangipani war es Lehn der Gaëtani geworden, dann hatten es nacheinander besessen die Malabranca, die Orsini, die Colonna, welche es im Jahr 1594 an Clemens VIII. verkauften. Heute ist Astura ein Feudum der Borghese.

Aber auch ältere historische Erinnerungen knüpfen sich an dies Astura. Schon vor der Schloßbrücke war mir ein Marmormosaikboden aufgefallen, welchen der Ufersand nur leicht bedeckt, und bald sah ich auch, daß dies Castell mitten in den Wellen auf den Fundamenten eines großen römischen Palasts steht, welche noch von allen Seiten, und um Vieles umfangreicher als das Schloß, unter der Flut heraufspiegeln oder frei hervorragen. Auf einer Sandbank war dieser Palast aufgebaut; vielleicht nennt deshalb Plinius Astura, die Colonie von Antium, eine Insel, denn so bezeichnet er den alten Ort als Fluß und Insel. Strabo nennt den kleinen Fluß Storas (Στόρας ποταμός); Plutarch den Ort Astyra (τὰ Ἄστυρα), und er ist es, der von einer andern tragischen Flucht erzählt, die hier ihre Scene hatte, von der Flucht Cicero's. Fürwahr, es sollen meine Leser nicht wenig erstaunen, wie viel andere dunkle Erinnerungen dies einsame Astura verbirgt, und wie es schon lange vor Konradin ein verhängnißvoller, den Eumeniden geweihter Ort gewesen ist.

Cicero beſaß hier eine Villa. Er nennt ſie oft in ſeinen Briefen und ſchreibt einmal von Aſtura aus an Atticus: „Est hic locus amoenus et in mari ipso, qui et Antio et Circaeis aspici possit.“ (Es iſt hier ein angenehmer Ort und im Meere ſelbſt, den man von Antium und Circēi erblicken kann.) Er wohnte gern in dieſem Landhaus, das ihm mehr als jede andere ſeiner köſtlichen Beſitzungen Einſamkeit und Muße gab. Kurz vor ſeinem Ende hielt er ſich hier auf, ja Aſtura ſelbſt brachte ihm das Verderben. Als er im Frühling vernahm, daß er auf die Proſcriptionsliſte geſetzt ſei, flüchtete er nach Aſtura; Plutarch erzählt, er habe hier ein Schiff beſtiegen, um nach Macedonien zum Brutus ſich zu retten. Aber er ſchwankte in ſeinem Entſchluß, er kehrte wieder um. Indem er nun nach Rom wollte, das Herz Octavian's zu erweichen, verließ er Aſtura in der Richtung auf die Stadt, doch nach zwölf Millien Wegs kehrte er plötzlich, von Furcht bewegt, wieder um. Nun ließ er ſich in einer Sänfte gegen Gaëta tragen; unterwegs aber ereilten ihn an der Stelle, die man noch heute bezeichnen will, nachfolgende Reiter und gaben ihm den Tod.

Wunderbar! Derſelbe Octavian holte ſich nach Sueton's Angabe in demſelben Aſtura den Todeskeim. Er kam hierher vor ſeinem Ende und auf ſeiner letzten Reiſe nach Campanien. „Und nachdem er ſeine Reiſe begonnen hatte, gelangte er nach Aſtura, und wie er von hier wider ſeine Gewohnheit zur Nachtzeit ausfuhr, den günſtigen Wind zu benutzen, zog er ſich den Grund ſeiner Krankheit zu aus einer Dyſenterie.“ Er ſtarb

bald darauf in Nola, nachdem er kurz vorher in Capri geweſen war.

Aber hier endet der dämoniſche Einfluß von Aſtura noch nicht. Auch Auguſtus' Nachfolger Tiberius erkrankte in demſelben Aſtura kurz vor ſeinem Tod. Dies ſind die Worte des Sueton: „Er kehrte eilig nach Campanien zurück und verfiel in Aſtura ſogleich in eine Krankheit. Er erholte ſich ein wenig und ſchiffte dann nach dem Cap der Circe.“ Hier wurde er kranker, hielt ſich jedoch aus Furcht aufrecht, ſchiffte nach Miſenum, da er Capri nicht erreichen konnte, und fand dort ſeinen Tod.

Und was ſoll man nun dazu ſagen, wenn eben dies Aſtura ſeine dämoniſche Gewalt auch an Tiberius' Nachfolger Caligula geltend macht? Denn kurz vor ſeinem Tode landete auch Caligula hier, und Plinius erzählt: „Ein Fiſchchen, Remora genannt, hängte ſich an den Maſt des Fünfruderers, welcher den Caligula von Aſtura nach Antium führte, und das betrachtete man als eine Vorbedeutung ſeines nahen Todes.“

Astura mala terra, maladetta! Und auch uns, harmloſe Wanderer, ſollte der verhängnißvolle Turm noch in atemloſe Flucht und in ſchimpfliche Todesangſt verſetzen.

Als wir Aſtura verließen, beſchloſſen wir, nicht wieder den Weg am Meer entlang zurück zu nehmen, ſondern durch den wilden Urwald zu gehen, von deſſen Pracht wir ſo viel gehört hatten. Der wegewirren Wildniß nicht kundig, nahmen wir mit uns einen Soldaten aus dem Turm, einen ſchönen, athletiſch gebauten

jungen Mann, der uns einige Millien begleiten und zugleich als Beistand nicht gegen Räuber, wol aber gegen Büffel und Stiere dienen sollte. Wir schlugen uns rechts hin, eine Weile am Strand entlang gehend, wo wir auf dem Ufer die prächtigsten schwarzen Stiere sahen, von so herrlicher Gestalt, daß Jupiter keine andere wählen durfte, als er die schöne Europa durch das Meer trug. Bald umgab uns der Wald. Wir gingen zwischen duftigen Myrtengebüschen und unter riesengroßen breitwipfeligen Eichen auf Waldpfaden fort und ergötzten uns an der Sonnendämmerung, welche überall durch die Wipfel wehte und ihre Lichter weit und breit spielen ließ.

Der Wald von Astura ist sehr schön. Ich dachte an den heimatlichen Küstenwald und an seine hochstämmigen Eichen, durch die das blaue Meer scheint, und konnte mich ganz in die Vergangenheit zurückversetzen. Dort ist es auch schön zu wandern und Reh und Hirsch zu belauschen, wenn sie im Busche stutzend und neugierig ihr gekröntes Haupt hervorstrecken; hier blickt aus dem Waldesschatten statt ihrer manchmal das schwarze diabolische Haupt eines Büffels oder die hochgehörnte Stirn ein wilden Rindes, und lange schöngefleckte Schlangen schlüpfen über den Pfad.

Die Pflanzenvegetation hier ist von einer tropischen Pracht; der Epheu umschlingt die Riesenstämme der Eichen, Stamm neben Stamm, und bewundernd stand ich vor dieser noch nie in solcher Herrlichkeit gesehenen Erscheinung. Denn die Epheuranke hat hier selbst einen Stamm so dick wie ein Baum; so umstrickt sie die majestätische Eiche, ringelt sich mit Gewalt um sie, gleich der Schlange

Laokoon's, zieht sich zusammen, als wollte sie den ungeheuern Stamm mit den Wurzeln dem Boden entreißen und in herculischer Umarmung ersticken, und tausend grüne Aeste, Zweige und tanzende Ranken läßt sie bacchantisch niederhängen, und windet und knüpft ihre Schlingen durch alles knorrige und laubige Eichengeäst fort bis zum sonnigen Wipfel, den der Flügelschlag wilder Waldvögel umwittert.

Wir waren so in immer angespannter, froher Betrachtung einige Millien hingegangen. Der Soldat von Astura hatte uns auf den Weg gebracht, der nun wieder an die Küste hinabführte, und verließ uns da, wo der Wald lichter wurde. Bald, so sagte er, würden wir in niedriges Gebüsch kommen und das Meer sehen. Wir gingen nun allein fort zwischen Myrten und Oelgesträuch in der heitersten Stimmung. Plötzlich sahen wir vor uns eine Heerde, wol mehr als hundert Stück beisammen. Wir blieben stehen. Ein Stier stutzte, hob die Stirn auf, sah uns mit majestätischem Ernst an, löste sich von der Heerde ab und kam gegen uns. In diesem Augenblick machte mein Gefährte den verdammten großen weißen Malerschirm zu, und kaum hatte er das gethan, als der Stier wild wurde und einen Sprung that; sogleich setzte sich die ganze Heerde gegen uns in Bewegung. Eine Staubwolke erhob sich im Walde, und wie wir in wilder Flucht davonsprangen, in großer Angst immerfort umschauend, war es ein grauser und schöner Anblick, im wirbelnden Staube diese mächtigen Geschöpfe daherstürmen zu sehen. Wir nun sprangen ins Dickicht, und über hohe Gebüsche setzten wir hinweg und schlüpften

wieder durch die Myrtenſträucher und ſprangen weiter, an den Händen von den Dornen blutend, die uns zerriſſen, hinter uns die wirbelnde Staubwolke und die herausblitzenden Hörner und das Gekrach der brechenden Büſche.

Ich ſah niemals ſo die lebendige Phyſiognomie des Entſetzens als auf dem Angeſicht meines Gefährten, und mein Schreck war um nichts geringer. Endlich wurde es ſtill, wir waren im dichten Wald und nichts mehr war zu ſehen. Die wilde Heerde war meerwärts fortgeſtürzt.

Wir holten ein wenig Odem und gingen tiefer in die Wildniß hinein, immer nach den Stieren umſchauend, bis wir endlich gegen die Küſte kamen und, da wir dieſe frei fanden, auf den Strand ſprangen. Und nie habe ich die Meereswellen mit ſolcher Freude begrüßt. So mußte ich denn in Aſtura, auf den Spuren Konradin's, ſelbſt erfahren, was atemloſe Flucht und Todesangſt ſei. Es war, als hätte irgend ein ironiſcher Geiſt, der Dämon dieſes Ortes, weil er mich von Erinnerung ſo tief bewegt geſehen, mir von des armen Konradin Flucht ein lebendiges Nachgefühl geben wollen. Doch waren die Stiere der Wildniß barmherziger, als es einſt die Menſchen geweſen.

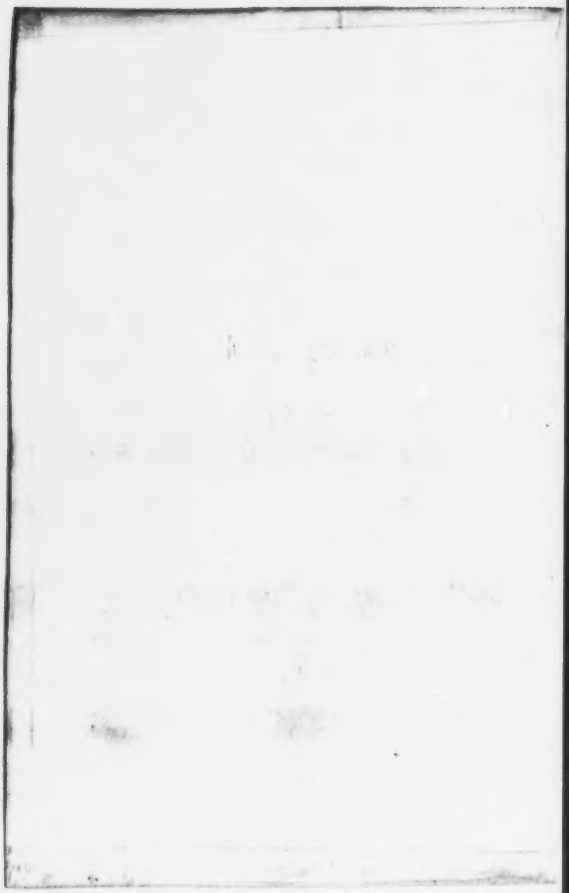
So wanderten wir weiter und ruhten wieder an den Trümmern des alten Palaſts eine Stunde vor Aſtura, deſſen melancholiſches Schloß nun ſchöner und ſchöner die ſinkende Sonne umſtralte. Neue Sorge erfaßte uns, als wir hierauf den ganzen Strand bis Nettuno hin mit Heerden erfüllt ſahen. Einige lagerten noch am Meer,

andere zogen ſich ſchon aufwärts, denn es kam die Abendkühle, wo ſie wieder zu Walde gingen. Als wir nun vorwärts ſchritten, war es wie ein Spießrutenlaufen an hundert und aber hundert ſpitzen Hörnern vorbei; aber die herrlichen Geſchöpfe thaten uns kein Leid, weil wir hinter ihrer Richtung an den Wellen blieben; auch kamen zwei ſtattliche Hirten, die erſten, die wir ſahen, mit ihren Lanzen das Meer entlang geſprengt und flößten uns guten Mut ein.

Glücklich erreichten wir Nettuno und betrachteten nun von hier aus freudigen Gefühls die zurückgelegte Straße und das Schloß Aſtura, welches nun wieder in traumhafter Weite wie ein Schwan auf den abendlichen Wellen zu ſchwimmen ſchien.

Das Cap der Circe.

1873.



Von Terracina aus, wo ich die Oſtern zubrachte, wollte ich nach dem Cap der Circe hinüber, wenn auch nur zu einem flüchtigen Beſuch. Es liegt drei Stunden von dieſer Stadt entfernt, obwol die Transparenz der Luft es weit näher erſcheinen läßt. Wie an einem Bande ſcheint das herrlich geformte Vorgebirge an der langen Düne zu ſchweben, und dieſe läßt überall einen Strandſaum frei, auf welchem man wie über einen Teppich von Sammet fortſchreiten kann.

Es lockte mich ſehr dies zu thun und zu Fuße nach dem Cap zu gehen. Aber Fiſcher in Terracina beredeten mich dieſen Plan zu ihren Gunſten aufzugeben, und dies that ich nur aus dem Grunde, weil ich nicht darüber gewiß war, daß der Strand von Büffelheerden wirklich und an allen Stellen frei ſei.

Dieſe Fiſcher waren eben über einen ſeltenen Fang erfreut: ſie ſtanden am Ufer mit anderm Volk, und alle folgten ſie mit den Blicken einem Gegenſtande, der ſich von Weile zu Weile aus dem Waſſer erhob, und augenſcheinlich mit einem Seil zuſammenhing, welches an einem

Pflock befestigt war. Es war eine gewaltige Meerschildkröte, die sich in den Maschen des Netzes verfangen hatte. Das arme Thier war mit einem eisernen Haken tief verwundet worden, dann hatte man es, einem Pferde gleich, an einem Bein mit dem Strick umbunden und so an dem Pfahle festgemacht. Nun strebte es gewaltsam sich loszureißen, und pausenweise hob es Kopf, Hals und einen Teil seiner dunkelroten Schale empor, um Luft zu schöpfen. So ließ man es die Nacht über in seiner Qual, und noch am Morgen sah ich diese Tartaruga an demselben Ort, als ich in die Barke stieg um nach dem Cap zu fahren.

Vier kräftige Ruderer befanden sich in ihr und ein Diener des Gasthauses, den ich mit mir nahm weil er in dem Ort San Felice auf dem Vorgebirge gelebt hatte, und daselbst mein Führer sein konnte. Die Barke faßte nur sechs Mann.

Es war 4 Uhr in der Morgenfrühe als wir einstiegen. Der helle Mond stand am westlichen Himmel, und warf noch, mit dem Nachtgrauen kämpfend, einen breiten goldenen Schimmer über die leise bewegte See. Dichte Nebel lagerten ostwärts über den Maremmen von Fundi, und verhüllten den Felsen von Sperlonga wie die Vorgebirge von Gaëta und von Mondragone. Auch das Circecap trug noch einen Schleier, aus welchem nur die höchsten Zacken hervorragten.

Nur wer zwischen Mondesuntergang und Sonnenaufgang auf See gefahren ist, empfand was die „heilige Frühe" ist, dieses ahnungsvolle Werden eines neuen Lebenstages. Wie der Urhauch der Schöpfung ist dieser

tief aufſtrömende Meeresodem aus dem quellenden, endlos flutenden Element. Warum erweckt in uns das Meer, ja nur ſein Anblick in der Ferne, oder nur das Rauſchen ſeiner Welle, die ſich in rhythmiſchen Zügen am Strande bricht, eine ſo tiefe Sehnſucht, wie ſie auch die erhabenſte Alpennatur nicht erregen kann? Vielleicht, weil da dieſes unſer kleines Ich, die perſönliche Notwendigkeit, das in einem Punkt zuſammengepreßte Bewußtſein der Natur, unmittelbar mit dem Unendlichen und Ewigen ſich berührt, was nicht Geſchichte und Zeit, nicht Gränze und Geſtalt hat.

So fuhren wir in der friſchen und belebenden Morgenluft ſchnell dahin, „von Wind und Ruder ſanft geleitet", und immer deutlicher entfalteten ſich das dunkle Cap, der weiße Ort auf ſeinem Vorberge und ein grauer Turm zu ſeinen Füßen am Meer. Nun aber will ich, ehe wir an jenem Wachtturm landen, ein paar Worte über die Geſchichte dieſes Mons Circeus oder Monte Circello ſagen.

Seit alten Zeiten wurde das Local der Circeſage auf das ſchöne Borgebirge verlegt, welches in ſeiner faſt inſelartigen Abgeſchloſſenheit, mit ſeinen dichten Waldungen, ſeinen von balſamiſchen Kräutern erfüllten Abhängen auf der Landſeite und ſeinen Tropfſteingrotten am Meer, ein wenigſtens nicht unpaſſendes Local für das Zaubermärchen antiker Seefahrer darbot. Der Mons Circeus war in vorhiſtoriſchen Zeiten offenbar eine Inſel, wie es heute die ihm naheliegenden Ponzaeilande ſind, und wie es einſt auch der Soracte geweſen iſt. Erſt allmälich, aber ſicherlich ſchon unvordenklich lange vor den Odyſſeiſchen

Zeiten, verband sich diese Insel mit dem Land und wurde zum Cap. Die alten Geographen berichten, daß auf ihm eine Stadt lag mit dem Circetempel und dem Altar der Minerva, und daß man dort den Becher der Circe zeigte, aus welchem Odysseus getrunken habe. Auch der Grabhügel Elpenor's mit daraus entsproßten Myrten wurde den Besuchern gezeigt.

Diese Stadt Circeji oder Circëum war volskisch, wie Anxur, das heutige Terracina. Die Römer eroberten sie und verpflanzten in sie eine Colonie. Sie konnte niemals groß und mächtig sein, aber sie war durch ihre Lage eine der schönsten Festungen und zugleich ein reizender Aufenthalt. Lucull legte am Fuße des Caps seine Fischereien an und baute sich eine Villa, und Lepidus wohnte in Circeji als er vom Triumvirat zurücktreten mußte.

Die antike Stadt ging in ungewisser Zeit unter, vielleicht wurde sie von den Gothen zerstört. Auf ihren Trümmern entstand der heutige Ort San Felice, dessen Kern wol ursprünglich die alte Burg mit ihren mächtigen Cyklopenmauern sein mochte. Denn diese Arx Circaea, oder Rocca Circeji, wird in Urkunden und Geschichten des Mittelalters öfters genannt, und erst später erscheint der Name San Felice. Es gab in diesen Ort noch im 8. Jahrhundert einen Bischof. Die Circeburg galt als die festeste der ganzen pontinischen Maritima. Um ihren Besitz stritten daher die Gemeinde Terracina, die Grafen von Gaëta und die von Fundi, während sie die Päpste als Oberherren beanspruchten.

Im Anfange des 12. Jahrhunderts, wo die Normannen-Herzoge Süditalien beherrschten, bemächtigten sie

sich auch der Circeburg, doch nur vorübergehend, denn die Päpste hüteten mit Eifersucht die Rechte der Kirche auf die Grenzstadt Terracina und das von dieser abhängige Cap. Am Ende desselben Jahrhunderts wurden die römischen Frangipani, welche Astura und viele andere Ländereien am lateinischen Meer besaßen, Herren der Circeburg, welche sie der Gemeinde Terracina zu entreißen wußten. Sie besaßen die Rocca Circeji lange Zeit. Oddo und Robert Frangipani verliehen sie an Roland Guidonis de Leculo, von welchem sie Innocenz III. an die Kirche zurücknahm.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts erscheinen hierauf die Tempelherren als Besitzer dieses Vorgebirges, wo noch immer die Sage von dem Sonnenkind Circe fortlebte, und wo man einst die Schale des Odysseus gezeigt hatte, den Graal dieses antiken Zauberberges. Eine Urkunde vom 3. Mai 1259 besagt: daß Petrus Fernandi, Ordensmeister der Templer in Italien, aus Vollmacht des Meister-Generals Thomas Berardi „den Ort Sancti Felicis auf dem Monte Circego, welcher dem Orden durch Rechtstitel zugehöre", mit Genehmigung des römischen Ordenshauses der Templer auf dem Aventin (des heutigen Priorats von Malta) in Tausch gab an den Vicekanzler Jordan für das Casale Piliocta (heute Cechignola an der Via Arduatina). Dies war derselbe Cardinal Jordan der als Rector der Campania und Maritima neun Jahre später mit Kriegsvolk vor Astura erschien, um im Namen der Kirche die Auslieferung Konradin's von den Frangipani zu verlangen, was er, wie bekannt, zum Unglück des letzten Hohenstaufen nicht durchsetzen konnte.

Jordan war ein Edler von Terracina, aus dem mächtigen Hause der Peronti. Durch ihn mochte die Circeburg wieder an Terracina zurückgebracht sein, oder in seiner Familie verbleiben bis sie gegen das Ende des 13. Jahrhunderts an die römischen Anibaldi kam. Diese behielten das Cap bis zum Jahre 1301, wo es in den Besitz der Gaëtani überging.

Die Macht dieses Hauses hatte eben Bonifacius VIII. gegründet; sein Nepote Petrus besaß bereits die volskischen Städte Sermoneta und Norma und einen großen Teil des pontinischen durch Viehzucht reichen Sumpflandes von Ninfa bis ans Meer. Diesem herrlichen Besitz, dessen sich seine Nachkommen noch heute erfreuen dürfen, gab Petrus Gaëtani durch den Erwerb des Circecaps den Abschluß. Er kaufte dasselbe mit allen Ländereien die zu ihm gehören, und noch heute den Titel „Feudum von San Felice" tragen, sowie auch mit dem fischreichen See von Paola, von Richard Anibaldi, dem Herrn des Turms der Milizen in Rom, um 2000 Goldfloren. Seither besaßen die Gaëtani die Circeburg durch 400 Jahre. In dieser langen Zeit wurden sie nur einmal daraus vertrieben, und nur für zwei Jahre, als ihnen nämlich Alexander VI. alle ihre Kirchenlehen entriß und dem Sohne seiner Tochter Lucrezia schenkte, dem kleinen Rodrigo von Biseglia. Damals erhob er Sermoneta zum Herzogtum. Doch schon nach seinem Tode setzten sich die Gaëtani wieder in den Besitz ihrer Güter. Da sie zugleich Grafen von Fundi waren, welches auf der andern Seite von Terracina und nur wenige Millien entfernt liegt, so bildete das feste Circeschloß den Grenz-

stein ihrer Herrschaft am lateinischen Meer. Vom Söller ihres Palastes in San Felice überblickten sie in dem Ringe dieses schönen Panoramas ihr eigenes ausgedehntes Landgebiet von Fundi bis gegen Astura, von den Cyklopensteinen Norbas bis zum pontinischen Strande.

Erst im Jahre 1713 veräußerten sie das Cap; der Herzog Michel Angelo Gaëtani verkaufte es damals den Ruspoli in Rom, zugleich mit dem gaëtanischen Palast am Corso, welcher seither Palast Ruspoli heißt.

Hierauf ging das Cap im Jahre 1718 an die Orsini über, als Mitgift von Donna Giacinta Ruspoli; weil sich aber die päpstliche Regierung den Rückerwerb dieses alten Kirchenlehens vorbehalten hatte, mußten es die Orsini schon im Jahre 1720 der apostolischen Kammer um 100,000 Scudi abtreten. Diese behielt es fortan 88 Jahre lang, bis sie dasselbe im Jahr 1808 an den Fürsten Stanislaus Poniatowski verkaufte. So wurde ein polnischer Magnat, der letzte seines berühmten Hauses, Herr des Caps der Circe, und blieb es 14 Jahre lang. Die päpstliche Kammer erstand es von ihm wieder im Jahre 1822. Mit dem Fall des Kirchenstaates wurde es endlich eine italienische Staatsdomäne.

Dies ist die kleine Chronik des Mons Circeus, und darüber ist die Sonne hinter den Bergen von Gaëta aufgegangen und der Mond verblaßt. Das Cap liegt jetzt vollkommen entschleiert vor uns. Die Morgensonne bescheint es mit einer fast nüchtern zu nennenden Klarheit, so daß all der magische Duft von ihm hinweg geweht ist.

Die wenigsten Dinge in der Welt vertragen zu große

Annäherung, oder vielmehr das Verhältniß unserer Einbildungskraft zu ihnen verträgt sie nicht. Berge wie Menschen und ihre Thaten, die Größe und der Ruhm, bedürfen meist einer Hülle von Luft und Licht, welche sie für die Phantasie geheimnißvoll macht und das kritische Bewußtsein ferne hält; sie werden oftmals minder groß und minder schön sein, wenn ihre Legende durch unmittelbare Nähe zerstört und das Medium der Illusion aufgehoben ist. Nicht grundlos ist das Bild der Isis in Schleier gehüllt.

Wie zauberhaft erscheint nicht den Blicken dieses Circecap wenn man es von Astura, von den lateinischen oder volskischen Bergen, selbst noch von Terracina aus betrachtet, zumal im Abendglühen! Nun sah ich es vor mir, grau und grün von Farbe, und der Berg war wie mancher andere auch; was in der perspectivischen Weite als Inselgestalt sich darstellte, war dies nicht mehr, sondern es senkte sich jetzt in einen breiten Landrücken nieder und verzog sich in die pontinische Ebene. Die schönen Formen verschwanden; dichter Wald bedeckt das Cap bis zu den Gipfeln, während es von ferne gesehen aus nackten Felsmassen zu bestehen scheint, die von Lichtreflexen stralen.

Ich landete am Wachtturm Vittoria, wo sich der Fuß des Vorgebirgs in einen Strandsaum herabsenkt, ohne jedoch einen hafenähnlichen Landungsplatz zu haben. Es gibt daher keine Fischer und keine Barken am Cap. Der Turm ist ein viereckiger Bau und wol von den Gaëtani aufgeführt. Seine Besatzung ist wie die aller andern Strandtürme der Maritima seit dem Ende der

päpstlichen Herrschaft eingezogen. Er dient jetzt den Doganabeamten zur Wohnung. Ein solcher kam auch sofort die hohe Treppe herab, die ihm bekannten Fischer zu begrüßen und ihren Fahrtschein an sich zu nehmen.

Ich ließ die Barcarolen am Strande, und stieg mit dem Führer nach San Felice hinauf. Die Lage dieses kleinen Orts und der schmale Weg der zu ihm emporführt, erinnerten mich an Capri; doch hat das Cap sonst nichts oder nur wenig was sich mit jenem Eiland vergleichen ließe. Nach einer Viertelstunde mühelosen Steigens über den von Myrten und Lentiscussträuchern bedeckten Abhang, an einigen Trümmern vorüber, erreichte ich den Ort, dessen Lage wahrhaft schön ist.

San Felice steht auf einem natürlichen Flächenraum von ziemlicher Breite; hinterwärts ragen darüber die waldigen Wände des Caps auf, vorwärts breitet sich die sonnige Ferne aus und unten in der Tiefe das blaue Meer. Das Städtchen hat nur wenige und geradlinige Straßen, welche das Baronalschloß und die neben ihm stehende unansehnliche Kirche überragt. Vor dem Palast liegt der Platz oder die Hauptstraße. Die Häuser sind meist einstöckig und ohne jede monumentale Architektur. Ich war daher nicht wenig erstaunt, einen so alten und vom Weltverkehr so ganz abgeschiedenen Ort als einen offenen Borgo von indifferentem Charakter zu finden. Denn daß San Felice die Stelle des alten Circeji einnimmt, kann nicht bezweifelt werden, weil es sonst nirgends auf dem Cap ein gleich großes Plateau gibt, wo eine Stadt gebaut werden konnte.

Alle antiken Reste sind hier verschwunden. Zwar

nimmt der Palaſt der Gaëtani offenbar die Stelle einer mittelaltrigen Burg ein, die wol ſchon vor der Herrſchaft jener Barone von irgend einem ihrer Vorgänger angelegt war, aber dieſes Baronalſchloß war nicht die alte Arx Circeji. Denn dieſe lag über der heutigen Stadt auf einer hohen Felſenmaſſe, wo noch Reſte von cyklopiſchen Mauern aus fünf Fuß dicken und ebenſo langen Steinen erhalten ſind. Ich kam darum dieſe Reſte zu ſehen, wegen meiner falſchen, vorgefaßten Meinung, daß der Palaſt Gaëtani auf den Trümmern der alten Arx erbaut worden ſei.

Dieſer Palaſt bildet ein großes Viereck mit einem geräumigen Hofe, welcher ehemals Burghof war. In ſeiner Mitte ſteht eine prächtige Gruppe von hohen Oleandern und Myrtenbäumen. An einer Mauer liegen ſechs marmorne Säulenbaſen, die einzigen Alterthümer die ich in San Felice wahrnahm. Vergebens ſuchte ich nach Wappenſchildern und Inſchriften des Mittelalters über den Thüren, von denen nur eine einzige gothiſche Form zeigte. Von dem älteren Schloßbau ſtammt noch der viereckige Turm her, an welchen ſich das Hauptgebäude anlehnt, aber auch er iſt modernisirt. Der Umbau dieſes Baronalſchloſſes gehört einer ſpäten Epoche der Gaëtani, welche ſich wol im 17. Jahrhundert hier gemächlicher einrichteten, um ab und zu einige Wochen in dieſem Schloſſe zuzubringen. Die gründlichſte Modernisirung erfuhr daſſelbe hierauf durch Poniatowski.

Er hat das Innere neu ausgebaut, Säle und Zimmer angelegt und mit Malereien ſchmücken laſſen. Die jetzt öde Wohnung war ſicherlich ein reizender Sitz, und kein

schöneres Asyl konnte der Neffe des Königs von Polen wählen als dieses Circecap. Er kam oft hierher, von Rom, wo er die Villa vor der Porta del Popolo besaß, die noch seinen Namen trägt. Er scheint ein Wolthäter dieses kleinen Orts gewesen zu sein; er verbesserte ihn, legte eine Fontäne und einen Weg zum Strand an, und lohnte reichlich die ihm geleisteten Dienste und Arbeiten.

Neben dem Städtchen erbaute er sich auch ein Castno, welches jetzt wie der dazu gehörige Garten in gänzlichem Verfalle liegt. Es steht am Rande des Plateaus hoch über dem Meer, und ist deshalb das herrlichste Belvedere, welches man sich denken kann.

Wie ich gesagt habe, verkaufte Poniatowski das Cap im Jahre 1822; bald darauf verkaufte er auch seine Villa und Antikensammlung in Rom, und zog nach Florenz, wo er im Jahre 1831 starb.

Das Volk von San Felice zählt 1200 Seelen. Seine Beschäftigung ist Weinbau und Ackerbau auf den fruchtbaren Feldern zu Füßen des Caps. Es gab früher einige Industrie, namentlich in Gefäßen von Thon, auch gaben die Alabastergruben Beschäftigung. Diese Nahrungszweige sind eingegangen. Doch schien mir die Bevölkerung nicht gerade Mangel zu leiden, oder in bettelhafter Misere zu leben. Es gibt hier nur eine Herberge sehr primitiver Natur, die Kaffeeschenke auf dem Platz, und dort hätte ich übernachten müssen, wenn ich den Gipfel des Caps besteigen wollte, wie es wol mein Wunsch war, weniger um die antiken Gemäuer zu sehen, welche dort oben als Reste des Circetempels gezeigt werden, als um die

unvergleichliche Aussicht zu genießen. Denn in klarer Luft, so sagte man mir, sieht man von der Spitze des Caps, welche etwa 1900 Fuß beträgt, das Kloster Camaldoli oberhalb Neapel und die Peterskuppel von Rom.

Von San Felice kann man am bequemsten zum Gipfel des Berges steigen, denn dorthin führen Felsenpfade durch das dichte Waldgebüsch. Man braucht jedoch viele Stunden um sich emporzuarbeiten. Ich begnügte mich dem ganzen Cap entlang zu gehen, und dies kann man nur auf der Landseite thun, denn auf der Meeresseite fallen die Felsen so schroff ab, daß sie keinen Strandsaum übrig lassen. Die Entfernung von San Felice bis zu dem Punkte, wo der breite Landrücken des Caps wieder das Meer trifft, also beim Canal von Paola, beträgt drei Millien, und dies ist auch die Länge des Caps, während seine Breite auf eine Millie oder weniger berechnet wird.

Ich ging von San Felice erst eine kurze Strecke auf einem bequemen Wege fort, und stieg dann über den Felsenabhang in die bewaldete Ebene nieder. So wanderte ich am Fuße des Caps fort, dessen ganze Gestalt ich stets vor Augen hatte. Es ist eine mächtige Pyramide, deren höchste Spitze am äußersten Ende nach Westen zu sich emporstreckt. Bis zum Kamm hinauf ist der Berg landwärts mit Eichenwäldern und andern Gebüsch bedeckt, aus dem hier und da schroffe rote Steinmassen hervortreten. Die Wände erheben sich oft perpendiculär, und scheinen ein Dach zu tragen, auf dessen First man zum höchsten Punkte gelangen kann. Das ganze Cap scheint überhaupt wie ein einziges schräg absinkendes Dach sich bis zum Gipfel fort zu erstrecken, doch unterscheidet

man zehn Berge oder Gliederungen des Vorgebirges, welche ihre besondern Namen tragen. In den Ritzen des Felsgeklüftes wächst wild die Zwergpalme; von dort pflegen sie die Gärtner Roms zu holen. Viele Palmen dieser Gattung, welche den Pincio zieren, sind auf diesem Circecap gewachsen.

Ich kam erst durch ein Gebüsch von Myrten, Lentiscus und Erica, die hier baumartig aufstreben; dann folgten hohe Korkeichen, immergrüne und deutsche Eichen. Die nordische Eiche, welche bei uns am spätesten zu grünen beginnt, ist in diesem Klima einer der frühesten Bäume. Ich fand sie längs des Canals der Linea Pia schon im vollentwickelten Schmuck ihres Laubes, während der Ulmbaum noch nicht so weit vorgeschritten war. Der schöne Wald am Cap trägt den Namen Selva Plana. Zahlreiche Heerden von Schafen und Rindern weideten in ihm, und sie gaben dieser stillen Landschaft den Charakter einer großen Idylle.

Wenn man überhaupt auf diesem Cap eine Stelle für das Tal und den Palast der „hehren melodischen Göttin" Circe suchen will, so gibt es dafür entweder nur auf dem Plateau von San Felice selbst oder an diesen Abhängen ein passendes Local. Denn hier sind, wenn auch nicht eigentliche Täler, so doch breite Flanken des Berges, wo das Homerische Zauberschloß zugleich in schattiger Waldeinsamkeit und in „weitumschauender Gegend" gedacht werden kann. Eine unerschöpfliche Flora wuchert hier. Vielleicht blüht darunter auch das heilsame Kraut Moly, welches Hermeias dem duldenden Odysseus darreichte.

Schwarz war die Wurzel zu schauen und milchweiß blühte die Blume.

Weil aber der Held selber sagt, daß es den sterblichen Menschen zu graben schwer sei, so werden die Botaniker darauf verzichten müssen es ohne eines Gottes Beistand aufzufinden.

Die Phantasie des Volks hat übrigens auf dem Cap keinen eigentlichen Ort als Wohnung der Circe festgestellt. Die Sage selbst lebt hier mehr als Name der Maga Circe, denn als Fabel fort. Ihre Existenz ist eine künstlich archäologische. Man scheint sich die Maga als eine Loreley zu denken, welche Schiffe an sich zog und stranden machte. Man sagte mir, daß sie endlich durch ein fremdes Schiff überlistet worden, welches ganz aus Krystall gebaut gewesen sei. Dorthinein habe man die Zauberin gelockt und dann entführt. Seither sei ihre Spur verschwunden. Ich glaube kaum, daß die Einbildungskraft dieses nüchternen und hart arbeitenden Volkes auf dem Cap an dem schönen Circemärchen weiter dichtet. Und vielleicht machte sich mein Führer nur ein Vergnügen daraus mir zu erzählen, daß in der Zeit seines Aufenthaltes in San Felice eines Morgens ein Wachtposten am Turm del Fico bewußtlos aufgehoben wurde, weil er des Nachts einen Hund mit feurigen Augen magische Kreise um ihn her hatte schlingen sehen.

Als ich aus dem prächtigen Walde trat, lag der See von Paola vor mir zur Rechten, links der Meeresstrand und über ihm am Ende des Caps ein großer Turm, die Torre di Paola. Der See zeigte sich als ein grauer melancholischer Wasserspiegel, zwischen flachen Ufern, ein

wahrer Maremmensee. Er zieht sich landwärts mehrere Millien weit fort. Zwei kleine sehr alte Kirchen stehen an ihm, San Paola und Santa Maria della Surresca genannt. In alten Zeiten hing er mit dem Meere zusammen und bildete einen Hafen. Nachdem er sich geschlossen hatte, wurde seine Verbindung mit jenem durch einen Canal hergestellt.

Lucull hatte dort eine Villa und seine berühmten Fischereien. Auch im Mittelalter betrieb man daselbst Fischfang und Entenjagd (die wilde Ente heißt hier Folaga), so daß die alte Canalisirung des Sees wol nur zeitweise in Verfall geriet. Innocenz XIII. ließ das stattliche Casino und die Kirche aufführen, die noch am Canal stehen, doch verwitternd und verlassen, und andere Häuser unmittelbar am Seeufer, Wohnungen für Fischer und Aufseher oder Magazine. Heute hat ein Speculant aus Sperlonga die Fischerei des Sees gepachtet, für die geringe Summe von 7500 Lire jährlicher Abgabe.

Die warme Mittagssonne flammte auf diesem bleifarbenen See in der tiefsten Wildniß von Sümpfen und Wald. Kaum regten sich die hohen Binsen und die Tamarisken an seinem Ufer; kein Nachen war auf ihm sichtbar: diese düstere versumpfte Stille rings umher hatte etwas Märchenhaftes.

Wir schritten auf die Häuserreihe am Ufer zu, einem ummauerten Garten entlang, der von Poniatowski angelegt wurde und jetzt ganz verwildert ist. Am Eingang eines Hauses saß ein Fischerweib mit ihren Kindern, die keineswegs fieberkrank, sondern frisch und blühend aussahen, unter weit umhergestreuten Netzen, Stangen und

anderm zum Fang dienenden Geräte. Nun kamen auch Männer hervor und mit ihnen der beglückte Fortsetzer der Lucullischen Geschäfte, jener Speculant aus Sperlonga. Dieser Mann befahl einem jungen Knecht mir die Fischbehälter zu zeigen. Wir bestiegen demnach einen Sándalo.

Ich sah hier zum erstenmal das Fahrzeug, welches so genannt wird, und hörte hier zuerst diesen Begriff in der lebenden Sprache. Denn er ist alt; ich kannte ihn bereits aus Urkunden, welche das pontinische Sumpfland betreffen. So wird in einer solchen vom Jahr 1223 der Abtei Grotta Ferrata das Recht verliehen, zu halten duos sandalos ad piscandum in Lacu Folianensi: zwei Sandalen zum Fischen im See von Fogliano. Der Sándalo ist das Fahrzeug für Sumpfwasser, viereckig und platt; die Größe richtet sich nach dem Bedürfniß. Er ist Lastschiff und Reisekahn zugleich. Von den ältesten Zeiten herab hat sich demnach Name und Gebrauch dieses Bootes erhalten, welches ohne Zweifel von seiner Form so genannt wird. Auf solchen Sandalen fuhren wol schon in Römerzeiten die Reisenden, wenn sie beim Forum Appii auf dem Canal Decemnovius eine Strecke im Kahn zurücklegten.

Die Fischbehälter befinden sich in der Nähe des Ufers; sie bilden einen Zusammenhang von Kammern, die mit Geflecht umzogen sind. Ich hatte gehofft hier das seltenste Aquarium zu sehen, aber meine Täuschung war groß; denn weder in diesen Behältern noch in den gemauerten antiken Bassins, welche noch heute benutzt werden, bekam ich auch nur einen einzigen Fisch zu sehen.

Ich ging vom See längs des Canals zurück, um an

das Meer zu gelangen. Dieſer Canal von römiſcher Anlage iſt etwa 30 Fuß breit, und zu beiden Seiten aus Backſteinen aufgemauert. Innocenz XIII. ließ ihn im Jahr 1721 wiederherſtellen. Maſſive Schleuſen ſperren ihn gegen den Meeresandrang; man öffnet dieſelben um die Fiſche hereinzulaſſen, deren ich dort auch einige ſah. Das eine der Schleuſenwerke dient zugleich als Brücke. Ich fand auf dieſer eingemauert das Wappen der Conti, den Campagnaadler mit Schachbrettwürfeln, und darunter folgende Inſchrift, das Denkmal jenes Papſtes vom Hauſe Conti: Quod Inter Mare Tyrrhenum Lacumque Circejum Pristino Aquarum Restituto Commercio Carolo Collicola Aerario Ac Rei Marittimae Praefecto Piscatorio Urbis Foro Fisci Rationibus ac Publicae Utilitati Providerit Anno Pont. Primo.

Mitten in der circeiſchen Wildniß, am äußerſten Ende des alten päpſtlichen Landgebietes, mutete mich dieſe Inſchrift auf dem bleichen Marmorſtein mit ſo hiſtoriſcher Kraft an, als gehörte ſie einer viel längern Vergangenheit, ja als ſtände ſie in gleicher Zeitlinie mit der berühmten Inſchrifttafel im Gemeindehauſe von Terracina, die das Andenken der Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe durch den großen Gothenkönig Theodorich verewigt. Der Zeitraum von zwölf Jahrhunderten, welcher zwiſchen beiden Tafeln liegt, umfaßt beinahe die ganze Entwicklung des Abendlandes ſeit dem Falle des Römerreiches; er erſcheint deshalb ſehr groß — aber was ſind im Weltleben zwölf Jahrhunderte? In Wahrheit nur ein Geſtern und nichts mehr. Auf andern Localen wird man ſich der vielen und langen Umwandlungen des menſch-

lichen Geistes deutlicher bewußt, aber in diesem pontinischen Sumpfe scheint die Zeit als eine unterschiedlose gleichgültige Fläche sich auszudehnen.

Ich empfand niemals so sehr, wie schnell die menschlichen Dinge legendär werden, als vor dieser Inschrift. Das weltliche Reich der Päpste, welches erst vor kaum drei Jahren für immer zu Falle kam, dünkte mich hier schon eine Mythe, auf deren Geschichtlichkeit man sich besinnen muß, wie auf die Herrschaft der Gothen. Viele unauslöschliche Spuren haben die Päpste dem Land eingedrückt, welches sie von Etrurien herab bis zum Circecap beherrschten. Wenn die gesammte historische Gestalt des Christentums wird vergangen sein, wenn die Dogmen und der Cultus der Kirche für die kommenden Geschlechter nur noch eine culturgeschichtliche Bedeutung haben werden, wie sie heute für uns der Tempeldienst des Ptah und des Osiris hat, so wird man die Wappenschilder, die Inschriften und Denkmäler der mächtigsten aller Priesterkönige, die man Päpste nannte, mit noch größerer Wißbegierde aufsuchen als heute die Monumentalinschriften des Altertums; und die Ruinen des Sanct Peter und des Lateran werden für den Betrachter und Forscher Gegenstände tieferer Teilnahme sein als die Riesenmassen des Colosseums und die Trümmer der Tempel und Thermen Roms.

Die Päpste haben vieles mit großem Römersinn zu schaffen vermocht. Selbst diese Sümpfe hier bezeugen es. Denn seit jenem Gothenkönig Theodorich waren es zuerst wieder Sixtus V. und Pius VI., welche die Via Appia und das pontinische Canalsystem herstellten. Jetzt hat die Regierung Italiens mit ihrem Erbe auch die Aufgabe

übernommen Begonnenes fortzuführen und noch Größeres zu leiſten. Die Zeit, welche ſeit dem Untergang des Dominium Temporale verfloß, iſt noch zu kurz, als daß man jener einen Vorwurf daraus machen könnte, daß ſie noch nicht an die Vollendung des Hafens von Terracina gedacht hat. Dringender aber als dieſe wäre der Ausbau deſſen von Brindiſi, da er dem ganzen Süditalien ein neues Leben und den Handel mit dem Orient zurückgeben würde.

Ein Blick auf die Bucht Paola am Circecap, wie ſie ſich hier unter dem Schutze des Vorgebirges als Ankerplatz darbietet, lehrt daß auch ſie noch eine Zukunft haben wird. Hier iſt die einzige Stelle am Cap wo man landen kann. Dort ſtieg alſo Odyſſeus aus:

Dort mit dem Schiffe gelangt an den Felsſtrand, lenkten wir heimlich
Zur herbergenden Bucht, und ein Gott war unſer Geleiter!

Dort landete Tiberius als er von Aſtura herkam; dort die Saracenen, welche mehrmals das Circecap plünderten. Noch dauert der von den Gaëtani erbaute viereckige Küſtenturm, Torre di Paola, ein ſchartiger und verwitterter Held, welcher manchen grimmigen Kampf mit den Meerpiraten beſtanden hat.

Er ſteht auf einem Felſenvorſprung unmittelbar am Cap, welches hier ſeinen höchſten Gipfel emporſtreckt. Das Meer und der Canal ſind nur wenige Schritte entfernt.

Dieſe Stelle am Turm war das ſchönſte Ziel meiner Wanderung. Es iſt eine köſtliche, von der Homeriſchen

Sage durchdrungene Meereseinsamkeit. Die Saracinesca ist zerfallen; Fenster und Thüren sind zugesperrt, so daß ich vergebens einzudringen versuchte. Das bleiche Salbkraut wächst auf dem grauen Gemäuer, und vom bittern Seewind verdorrte Halme wilden Korns schwanken ringsumher, während die Felsen droben von purpurroten Moosen glühen. Alles ist hier wie in Schlummer versenkt. Die Meereswelle rauscht an dem stillen Ufer in gleichförmigen Tacten, welche alles Gegenwärtige in Schweigen begraben und ferne Bilder und Erinnerungen in der Seele wachrufen. Manchmal fliegt aus dem Myrtendickicht am Ufer ein Falk auf, einen hellen Jagdruf ausstoßend, dann zieht er seine geisterhaften Kreise weiter über Sumpf und See.

Die blendendweiße Düne umfaßt das blaue Meer in meilenweiter sanft gebogener Linie, bis wo sie sich nach Astura hin in Duft verliert. Hinter ihr liegen Wälder und Sümpfe, als schwarze Massen. Sie verdecken andere Marenmenseen, den Lago di Crapolace, bei Monaci und Fogliano, welche eine ähnliche Beschaffenheit haben wie der See von Paola, aber hafenlos sind.

Soweit mein Blick diesem schönen Strande folgte, sah ich ihn vollkommen leer; nicht Hirt noch Heerden entdeckte ich auf ihm. Keine Barke war irgend am Ufer sichtbar; nur drei oder vier weiße Segel schwebten auf dem Meer in der Richtung von Astura. Aus der Ferne flimmerte ein Turm, entweder die Torre di Fogliano oder das größere Schloß von Astura. Man kann bis dorthin, ja bis Ostia am Strand entlang wandern oder reiten. Im Altertum aber ging hier hinter den Dünen entlang

die Via Severiana bis zum Cap, und um daſſelbe herum nach Terracina. Ihre Stationen waren von dieſer Stadt aus: Ad Turres, Circejos, Turres Albas, Cloſtra Romana, Aſtura und Antium.

Von der Höhe über dem Turm Paola blickt man in das weite ſtralende Meer, aus welchem Iſchia und die Ponzainſeln deutlich auftauchen. Unter ſich hat man die ſchroffſten Felſenabſtürze von grauen oder rötlich glühenden Maſſen, ſo daß man hier durchaus an den Monte Solaro von Capri erinnert wird. Ich ſtieg wieder zum See hinab, und kehrte dann auf derſelben Straße nach San Felice zurück.

Nach zehnſtündigem Faſten, nach der Meerfahrt, dem Wandern und Klettern in der ſchon wirkſamen Sonnenwärme labten wir uns, mein Führer und ich, mit Wolbehagen an den herrlichen, durſtſtillenden Orangen dieſes Landes. Das Zimmer der Kaffeeſchenke war von Bewohnern des Caps angefüllt, zum Teil großen und ſchönen Männern, doch ohne beſonderes Coſtüm. Man zeigte mir einige von ihnen mit der Bemerkung, daß ſie beim Papſt gedient haben, was unter den jetzigen Verhältniſſen als etwas Beſonderes, und zwar Ehrenvolles betrachtet zu werden ſchien. Man ſagte mir auch, daß bis zur letzten Umwälzung die Beſatzung aller Strandtürme von Terracina bis nach Porto d'Anzo aus San Felicianern beſtanden habe.

Ein Fiſcher war heraufgekommen meine Rückkehr zu erwarten oder zu beſchleunigen; denn wie ich ſchon vom Turm Paola aus beobachtet hatte, war mittlerweile der Wind ſtärker geworden und das Meer mit Wellenſchaum

bedeckt. Beim Gedanken an eine mehrstündige Fahrt gegen Wind und Wogen war mir dies ein nicht gerade erfreulicher Anblick.

Wir stiegen an einer andern Stelle des Abhangs herab zum Strande, wo sich einige antike Trümmer zeigten. Es würde wol belohnend sein hier einige Tage zu verbringen, auf den Felsen umherzuklettern, die schönen Höhlen zu sehen und die Türme del Fico, Cervia und Moresca zu besuchen, welche dort auf vorspringenden Rändern des Caps stehen. Auf dem Strande fortschreitend gelangten wir wieder zum Turme Vittoria und bestiegen die Barke.

Alle sie stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend,
Saßen gereiht, und schlugen die grauliche Woge mit Rudern.

Wir blieben eine Millie weit vom Strand entfernt. In Wahrheit nur wie eine Nußschale erschien mir die Barke auf dieser wogenden Flut, bald über die Linie des Horizonts und die Berggipfel im Hintergrunde hoch aufsteigend, bald tief unter dieselbe herabtauchend. Dies machte mir großes Vergnügen, weil ich das bewegte Meer nicht fürchte und niemals auf ihm seekrank werde. Die Ruderer arbeiteten mühsam, und mit fehlloser Kunst vermieden sie hier und benutzten sie dort jeden stärkeren Wellenzug. Ich sah dort in der That was „ein gleichschwebendes" Meerschiff sei, denn unsere Barke hing fest und sicher in ihren vier Rudern, welche ihre Arme und Anker zugleich zu sein schienen. Es war indeß eine harte Arbeit vorwärts zu kommen, und schon hatten sich die Ruderer mehr als zwei Stunden lang angestrengt, als

wir uns erſt dem Turme von Badino gegenüber befanden.

Dieſer Turm und ein Caſino neben ihm bezeichnen die Stelle, wo ſich der Portatore, ein Arm des pontiniſchen Canals, ins Meer ergießt. Molen ſind daſelbſt aufgeworfen. Die Fiſcher beſchloſſen hier unter Wind zu kommen und, ſtatt die ermüdende Seefahrt fortzuſetzen, auf dem Canal nach Terracina zu fahren.

Die Brandung wälzte ſich in hohen grauen Wogen in die Mündung des Portatore; die Barke taumelte darüber hinweg, und wir fuhren alsbald unter einer Zugbrücke in den mehr als ſtillen, völlig todten, ſumpfſchwarzen Waſſerarm ein. Aus ihm gelangten wir bald in die Linea Pia, welche in gerader Richtung nach Terracina führt. Sie iſt auf beiden Seiten mit hohen Ulmbäumen eingefaßt, und um ihre Ufer blüht der reichſte Flor von gelben Waſſerlilien. Stellenweiſe war der Canal verſumpft oder mit wucherndem Pflanzenwuchs buchſtäblich ausgefüllt. Es ſtiegen daher drei Ruderer aus der Barke, und zogen dieſe, auf dem Lande fortgehend, an einem Seil weiter.

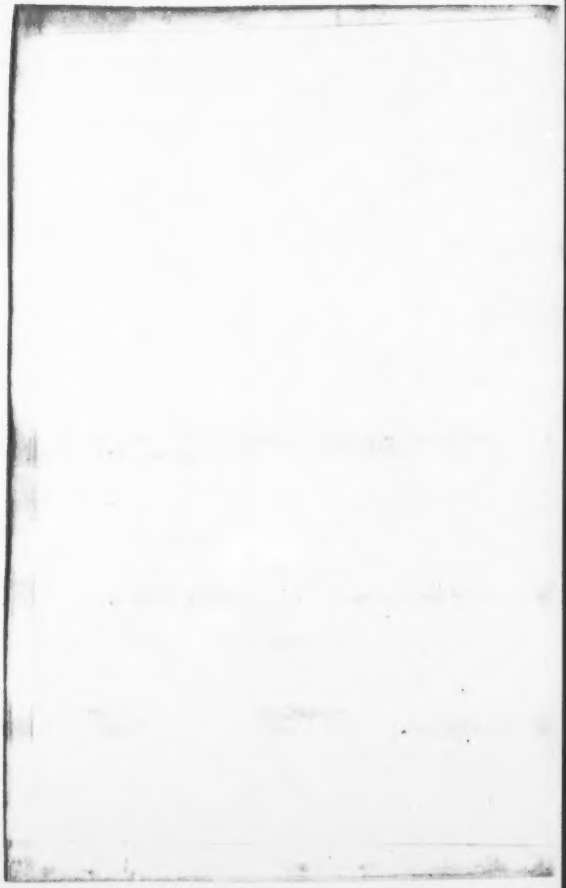
Zu jeder Zeit im Jahr wird die Linea Pia ſtreckenweiſe gereinigt, und ebenſo ſchnell füllt ſie ſich wieder mit dem dichten Gefaſer der Sumpfgewächſe. Die Reinigungsmethode iſt ſehr einfach: man treibt nämlich von Stelle zu Stelle ein Rudel von Büffeln in den Canal, und läßt von ihnen das Sumpfkraut niederſtampfen. Dieſe Thiere ſtreben natürlich ſich zu befreien und das feſte Land zu gewinnen, nicht weil ſie das Waſſer ſcheuen (ſie ſind im Gegenteil Sumpfthiere), ſondern weil die Arbeit des

Stampfens und Zerreißens so dichter Pflanzengewebe auch ihre gewaltigen Kräfte bald ermüdet. Aber die sie begleitenden Treiber stoßen sie mit langen Lanzen in das Wasser zurück, und hinter dem Rudel fahren noch andere Peiniger auf dem Sándalo, den Speer in der Hand. So sah ich folgenden Tags an der Appischen Straße bei der Station Mesa diese wilde Sumpfscene, und nichts Sonderbareres kann man sich vorstellen als jene im Canal zusammengedrängten schwarzen Unthiere, welche Nilpferden ähnlich scheinen, ihre mächtigen Häupter mit zurückgewendeten Hörnern schnaubend aus dem Wasser heben, und so schwimmend und stampfend dahergezogen kommen.

Je mehr wir uns Terracina näherten, desto belebter wurde der Canal. Viele belastete Sandalen fuhren auf ihm daher; auf manchen saßen Männer in guter bürgerlicher Kleidung, welche Reisende zu sein schienen und wol pontinische Landbesitzer sein mochten.

Wir stiegen aus dem Boot an der Brücke beim großen Militärhospital. Ich ging sofort zum Ufer, neben dem Gasthaus, um zu erfahren was aus der Riesenschildkröte geworden sei. Sie lag jetzt auf einem zweirädrigen Karren mit Stricken umbunden und sorgsam in eine Hülle von Bast gewickelt, wie als wollte man sie vor Erkältung schützen. Viel Volk stand umher sie zu betrachten. Ihre starke Schale war vom schönsten Braun mit schwarzen Flecken; ihr Kopf wie eines Adlers Kopf, selbst das Maul hatte Schnabelform. So lag sie noch lebend, und blickte aus geöffneten Augen mit stoischem Gleichmut die Gaffer an. Vielleicht wollte sie sagen:

ein wie viel gräulicheres Geſchöpf als ich, biſt du, o Menſch, tauſendmal grauſamer und gefräßiger als der Hai, da du ſelbſt die Ungeſtüme des Meeres ihrer Tiefe entreißeſt, um ſie dann in deinem Magen zu begraben, dem großen Schlund und Abgrund der lebenden Welt! Nachts ſollte die Schildkröte ihrem letzten Schickſal entgegengeführt werden, nach Piperno nämlich im Volskergebirg, wo man ſie als Faſtenſpeiſe verkaufen wollte.



Römische Figuren.

1853.

Diese mustischen Blätter werden so bunt aussehen wie ein Carneval und wollen eigentlich als ein Kaleidoskop betrachtet sein. Indeß werden wir versuchen, die wirre Figurenwelt durch einige systematische Ordnung im Zaum zu halten, und deshalb sollen todte und lebende Bilder, Puppen, mimische Tänze, Kinderpredigten, Volkstheater und andere ausgeflitterte Herrlichkeiten in aufsteigender Linie vor uns spielen.

Das erste Stück spielt, wie billig, unter der Erde.

Eines Abends lockte mich, da es die Todtenwoche war, der Lichterschein in das Pantheon des Agrippa. Ein Priester predigte hier über das Purgatorium und ermahnte die Zuschauer fleißig zu beten, denn dies seien eben die Tage, wo das Fegefeuer geleert würde, und fromme Bitten vermöchten viel. „Che qui per quei di là molto s'avanza", sagt ja auch die Seele des Königs Manfred im Purgatorium. Der Priester sprach mit großer Wärme, mit sonorer Stimme und in der theatralischen Weise, wie italienische Geistliche zum Volke reden. Im Pantheon des Agrippa machte seine Predigt einen

geſchichtlich überzeugenden Eindruck. „Denn“, ſagte der Mann, „wir wandeln hier auf lauter Staub; gedenkt nur der unzähligen Chriſten, welche einſt Nero, Domitian, Decius und Diocletian den Thieren vorwarf, ans Kreuz ſchlagen und erwürgen ließ.“ Die Stimme des Prieſters hallte in der großen, halbdunkeln Rotonda mächtig wider, und das Echo ſchmetterte von dem Gewölbe: Nero! Domitian! Decius! Diocletian! daß es ſchien, als riefen dieſe ſchreckenden Namen die Geiſter Roms ſelbſt herunter. Ich ſaß am Grabe Rafael's, und indem ich durch das Dämmerdunkel auf die knieenden Gruppen und die weiße Geſtalt des Predigers blickte, erſchien mir der Mann wie ein Todtenbeſchwörer.

Dieſe Pantheonſcene bewog mich, die unterirdiſchen Grüfte Roms zu beſuchen. Nun gibt es in der römiſchen Todtenwoche die Rappresentazioni oder Darſtellungen von Märtyrergeſchichten und bibliſchen Scenen auf einzelnen Kirchhöfen, welche merkwürdig genug ſind. Die Kapellen dieſer beſtehen in der Regel aus einer Oberkirche und dem eigentlichen Todtengewölbe. In der obern Kirche pflegt während der Todtenwoche ein ſchwarzbehängter Sarkophag zwiſchen Cypreſſen und Candelabern zu ſtehen, worauf ein Crucifix und ein Todtenſchädel liegen. Prieſter ſingen Bittpſalmen, Trauernde oder Neugierige ſtehen, knieen und drängen ſich umher, Weihrauch umlagert ſie wie eine Wolke.

Da iſt die Todtenkapelle alla Morte am Ponte Siſto, und in deren Unterkirche wollen wir hinabſteigen. Wir ſehen hier verwunderſame Dinge. Alle Wände und Decken derſelben ſind mit den ſonderbarſten Reliefs bekleidet, mit

phantaſtiſchen Arabesken und Moſaiken bedeckt. Hier ſind zierliche Blumen angebracht, dort Roſetten, hier Sterne und Quadrate, Kreuze und allerlei Ornamentik, wie ſie nur morgenländiſche Phantaſie erfinden mag. Alles iſt auf das ſauberſte gearbeitet, zuſammengeſetzt aus — Menſchenknochen. Man möchte ſeinen Sinnen nicht trauen. Man denke ſich nur eine unterirdiſche, von Kerzen hell erleuchtete Kapelle gleichſam aus Schädeln und Gerippen erbaut, die mit Todtenknochen ganz und gar überkleideten Wände aber rings beſetzt mit einer Guirlande von lebenden, atmenden Menſchen, meiſt von Mädchen und Frauen und in Seide gekleideten Damen, welche reihenweiſe auf Stillen umherſitzen, blühende Geſichter, lachend, kichernd, angelehnt an Moder und bleichendes Gebein, in einer von Fäulniß durchzogenen Atmoſphäre und umwallt von dumpfen Weihrauchwolken.

Ich ſetzte mich neben ein junges Mädchen, welches gerade unter einem grinſenden Gerippe ſaß und mit ihrer Nachbarin fröhlich und von ſehr lebendigen Dingen plauderte; nachdenklich und faſt erſchreckt betrachtete ich den Knochenmann und ſeine junge Beute, über welcher er beide Hände ausgeſtreckt hielt, denn das Mädchen ſaß ſo, daß es ſchien, es wäre dem Skelett geradezu in die Arme geſunken. Dies hier alſo iſt der Todtentanz unſers Holbein in ganz wirklicher Lebendigkeit.

Ganze Gerippe ſtehen in den Niſchen der Kapelle. Ein jedes hält in ſeinen Knochenfingern eine Schrift, einen moraliſchen Spruch von der Eitelkeit des Lebens, oder eine Bitte an die Lebendigen, der Seelen im Fegefeuer eingedenk zu ſein.

Die ſaubere Kunſt und der peinliche Fleiß, womit die Knochen zur Decoration verwendet ſind, ſind ganz erſtaunlich. Hier hat man einen Teil der Wand mit Kinderſchädeln, dort wieder mit größern Schädeln bedeckt; hier ſind lauter Schulterblätter zuſammengeſetzt, dort Bruſtknochen, Schlüſſelbeine, Rippen, Fingerknochen, Gelenkknöchelchen zu Arabesken geordnet. Alles hat man ausgeleſen, geſondert und zu Moſaikfiguren verwandelt. Selbſt die Candelaber ſind aus Menſchengebeinen phantaſtiſch zuſammengefügt.

Es iſt merkwürdig, wie künſtleriſche Form und äſthetiſches Geſetz das natürlich Schauderhafte beinahe überwunden haben. Aber daß hier die Kunſt ſolche That gethan, daß ſie aus Dem, was dem Lebendigen als das Grauſigſte erſcheint und was die Erde in wolthätiger Nacht begraben halten will, formenreiche Bildwerke und graziöſe Arabesken geſchaffen hat, iſt doch gar zu abſchreckend und abſtoßend. Es ſcheint mir dies der höchſte Gipfel fanatiſcher Verachtung des Lebens zu ſein, die bizarrſte Phantaſtik vom Triumf über den Tod und ſeine Schrecken. Wäre es möglich, daß ſich eine ſolche Todtenkapelle des Jahres 1853 nach Chriſti Geburt unter der Erde ſo lange Zeit erhielt, wie ſich Grabgewölbe der Etrusker und der Aegypter erhalten haben, und vermöchte man ſie nach 3000 Jahren wieder aufzugraben, ſo würde ſie dann ohne Zweifel ein wichtiges culturgeſchichtliches Denkmal ſein, aus welchem die Nachwelt ihre Anſichten über den chriſtlichen Cultus ſich verſinnbildlichen könnte. Aber auch uns lebenden Menſchen iſt ein Blick in eine ſolche chriſtlich-römiſche Todtenkapelle

lehrreich genug; es ist ein Blick in das Wesen des Christentums selbst.

Die Aegypter trugen die Mumien ihrer Anverwandten bei Gastmälern umher, auf daß der Fröhliche des Endes aller Dinge sich bewußt bleibe; sie gelten bei uns als dasjenige Volk, welches mehr als alle andern Nationen der Erde die Schrecken vor dem Tode überwunden hatte, und ihre Religion nennt auch unsere Philosophie die Religion des Todes. Aber schwerlich haben jene düstern Aegypter Aehnliches zu schaffen oder zu ertragen vermocht, als sich in diesen christlichen Kapellen zeigt. Auch das Christentum ist die Religion des Todes oder des Triumfes über ihn. In keiner mythischen Vorstellung der Religionen hat der Tod eine gleiche Rolle gespielt; die Passion, die Kreuzigung, die Kreuzesabnahme, die Grablegung, die Auferstehung und die lange Reihe von Märtyrern im Gefolge jener Christenverfolgungen des Nero, Domitian, Decius, Diocletian und anderer Kaiser, haben dem christlichen Cultus dies leichenhafte Gepräge aufgedrückt, die Lebensansicht der Christen bestimmt und ihre Kunst, Musik, Bildnerei und Malerei gleichfalls mit Todesanschauungen durchdrungen. Der melancholische Tiefsinn des deutschen Gemüts, welches Alles zu höherem Geistesleben zu verklären sucht, hat aus diesen Anschauungen die Todtentänze Holbein's geschaffen, die plastische Spruchweisheit Salomonis.

Wer aber mag zuerst auf den Gedanken gekommen sein, aus menschlichem Gebein Mosaik zu machen? Wenn ich diese Todtenkapelle betrachtete, so war es mir, als hätte die verrückte Phantasie unsers Hoffmann sie

gedichtet. Oder ich bildete mir ein, einen wahnſinnig gewordenen Kapuzinermönch zu ſehen, welcher in dunſtiger Mitternacht beim trüben Schein einer Lampe dieſe Menſchenknochen zuſammenſetzt und jedesmal ein Gelächter ausſtößt, wenn ihm eine Arabeske gelang. Ein Gerippe hilft ihm dabei. Es iſt das Gerippe eines ſchon im Leben wahnſinnigen Künſtlers. Da ſitzen ſie nun beide und ſticken emſig die Knöchelchen zuſammen und grinſen und ſchlagen eine Lache auf, wenn ein bleiches Menſchenknochenbild fertig geworden iſt — wenn nicht überhaupt all dies phantaſtiſche Knochenwerk ein paar wahnſinnige Gerippe in wüſten Nächten gemacht haben, was wol das Wahrſcheinlichſte iſt.

Ich ſagte zu einem neben mir ſtehenden Kapuzinermönch: „Padre, wenn einſt alle dieſe Schädel und Gebeine ihr Zubehör ſuchen müſſen, welche Verwirrung!“ — „Ja“, entgegnete der Mönch ernſthaft, „am Jüngſten Gericht, wenn die Todten auferſtehen, wird hier ein großes Raſſeln ſein.“

Auch die Todtenkapelle der Kapuziner auf der Piazza Barberini iſt ähnlich verziert wie jene am Ponte Siſto. Nur gelang es dort der Kunſt minder gut, das Schreckliche der Natur zu überwinden. Man hat hie und da Gerippe mit Kapuzinerkutten bekleidet, was einen fürchterlichen Eindruck macht. Ein nacktes Skelett iſt weniger ſchrecklich, weil es immer natürlich bleibt, ein aus der Kutte grinſender Schädel iſt ganz entſetzlich geſpenſterhaft. Ich ſah an der Decke des Gewölbes zwei Gerippe ſchwebend angebracht, wie man wol an Kirchendecken liebliche Engel ſchwebend darſtellt. Es waren Kindergerippe, einſt

Prinzeſſinnen des Hauſes Barberini. Die Todtenerde, wie es heißt, aus Jeruſalem gebracht, ſoll die Leichen ſchnell verzehren.

Von der Oberkirche unſerer Kapelle am Ponte Siſto ſchallt nun das Domine! Domine! und Miſericordia der oben ſingenden Prieſter dumpf und ſchauerlich, wie Stimmen aus dem Purgatorium von abgeſchiedenem Volk „cantando Miserere verso a verso“. Auf einmal kamen ſie herunter, mit ſchwarzen Fahnen, mit ſchwarzen Kreuzen, in ſchwarzen Kapuzen, mit Kerzen und Weihrauchfäſſern, ſtellten ſich zu zwei Reihen in der Kapelle auf und ſangen das Miſericordia. Der Kerzenſchimmer und die Dampfwolken ſchienen, indem ſie flackerten und wallten, den Gerippen Leben und Bewegung zu geben, und ſelbſt ſchienen nun dieſe beinernen Todten den eintönigen Klagegeſang zu ſingen: „In te Domine speravi — Beati, quorum tecta sunt peccata“; ich weiß nicht, was ſie ſangen, aber es erſchreckte die ſchon lange beängſtigte Seele. Einige Frauen in ſchwarzer Trauer ſah ich weinen, di pentimento che lagrime spanda — nach Luft und Leben ringend wühlte ich mich hervor und trat aus dem Purgatorium heraus, „aufs neu zu ſchaun die ſchönen Sterne“.

Und nun ſeid gegrüßt, freundliche, lebenſpendende Sterne! Wie ſtehen ſie in ſtiller, klarer Nacht unverwandelt und ewig am Himmel Roms und ſchauen in dieſe öde Katakombe der Geſchichte hinunter, als die alleinigen Götter, welche hier dauerten. Welchen religiöſen Taumel und Wahnſinn ſahen ſie nicht einſt in dieſen Straßen — Iſispriester, Melittapriester, Korybanten und

Gallen, Klageproceſſionen des Adonis, Chöre des Mithras, Juden, Chriſten, zum heiligen Feſt nach den Katakomben wallend, oder brennend in den Gärten des Nero, wo nun die Kuppel Sanct-Peter's zum Himmel anfragt.

Ich ſah in der dunkeln Straße ein einſames Licht auf mich zuwandeln. Ich erwartete, was es ſei. Es war ein goldlockiger Knabe von vier Jahren, der, eine kleine Wachskerze in der Hand, gegangen kam. Er ging, das Licht vergnügt anblickend, an einen Palaſt, wo ein Haufen von Holzſpänen zuſammengekehrt war, und dieſen zündete er an. Das Kind ſprang mit dem Kerzchen an dem Feuer umher und ſchürte fröhlich das flammende Geſpän zuſammen. Es war ein gar reizendes Nachtbild. Ein Fremder kam hinzu und gab dem Kind einen Bajocco. Aber der Kleine ließ ihn fallen und wiederholte ſtets: „Nein, das iſt meine Candela! ich will euch meine Candela nicht geben.“ Er hatte keinen Begriff davon, daß man Geld ſchenke, und als wir ihm ſagten, er könne beides behalten, das Geld und die Kerze, nahm er den Bajocco und ſtreckte uns zugleich zögernd und weinerlich ſeine Candela entgegen. „Welch ein rührendes Kind“, ſagte der Fremde, „es iſt die Unſchuld ſelbſt.“ Ja, es iſt ein kleiner Lichtgeiſt, der mich aus dem ſchauerlichen Purgatorium geführt und mich von den Phantomen befreit hat.

In einem Teile der Oberkirche jener Kapellen, oder auch im Hofraum in eigens dazu aufgeſchlagenen Gerüſten pflegen Wachsfiguren irgend welche Heiligen- und Märtyrergeſchichte oder eine bibliſche Begebenheit darzuſtellen. Das Volk ſtrömt zu dieſen Rappreſentazioni mit der-

ſelben Neugierde und mit demſelben Vergnügen, als man bei uns zu Lande in die Wachsfigurencabinete geht, welche in alten Zeiten größtenteils auch Scenen aus der bibliſchen Geſchichte darſtellten, wie vor allen Dingen das ganz volkstümliche Urteil Salomo's. Iſt die Hauptperſon ein Heiliger oder Märtyrer, ſo fehlt es nicht an Andächtigen, welche dort ihr Gebet verrichten und um Fürſprache für die Erlöſung ihrer Verſtorbenen aus dem Fegefeuer bitten. Mancher Bajocco und mancher Groſſo fällt in die zinnerne Schale, die der Thürſteher an dem Wachsfigurencabinet neben ſich ſtehen hat. In der Regel geht ein Chorknabe vor den Wachsfiguren auf und ab, eine große Büchſe in der Hand, in welcher er die klappernden Groſchen ſchüttelt, um zu Geldſpenden einzuladen.

In der Kapelle alla Morte hatte man eine Scene aus der Geſchichte der heiligen Agnes dargeſtellt. In transparenten Wolken erſchien dieſe blondgelockte Märtyrin, in einem Kleid von äteriſcher Gaze herabſchwebend; vor ihr knieten verehrend die Glieder ihrer Familie. Die Gruppirung der Figuren, die maleriſche Gewandung und die roſige Beleuchtung zeigten, wie viel Fleiß die Bruderſchaft auf dieſe Repräſentation verwendet und wie ſie ihre Ehre darein geſetzt hatte, hinter andern Darſtellungen nicht zurückzubleiben, ſondern ſie alle zu übertreffen.

In der Todtenkapelle der Santa Maria in Trastevere hatte man die Begegnung Moſis mit Jethro in der Wüſte als ein vortreffliches idylliſches Stück dargeſtellt und mit landſchaftlichem Zubehör von Felſen und Palmen, wie mit einer guten Staffage von Schafen aus-

geſtattet. Aber die Krone aller Rappreſentazioni war das Wachsfigurencabinet auf dem Kirchhof am Sanct Johann vom Lateran.

Dort wurde der heilige Erasmus und ſein Martyrium gezeigt. Der Heilige liegt rücklings auf einem Geſtell mit aufgeſchnittenem Bauch, die Eingeweide heraus, welche zwei Henkersknechte aufhaspeln und um eine Garnwinde winden. Erasmus ſieht und hört nichts mehr, denn ſein Kopf ſinkt ſchon erſterbend zur Erde. Neben ihm ſteht ein Prieſter des Zeus, das Haupt bekränzt, in ſchönſter Gewandung, und zeigt mit liebevoller Geberde auf das Jupiterbild in der Ecke, vor welchem eine Opferflamme brennt. Auf keine Weiſe iſt dieſer Heidenprieſter als fanatiſcher oder diaboliſcher Menſch vorgeſtellt, ſondern ſeine ſanftmütige Miene ſagt offenbar: „Siehſt du, mein Freund Erasmus! jetzt werden dir die Eingeweide herausgehaspelt, weil du dieſem höchſten Jupiter nicht haſt opfern wollen; darum beſchwöre ich dich, o mein Sohn, kehre um, ſolange es noch Zeit iſt, und Alles ſoll vergeſſen ſein.“ Dagegen iſt der höchſte Jupiter als eine Art von fratzenhaftem Kobold aufgefaßt. Die ganze Märtyrerabſchlachtung, vor deren Gräuel man nur durch Ironie ſich retten kann, geſchieht vor dem Tron des Kaiſers Hadrian, welcher ihr ruhig und in majeſtätiſcher Haltung zuſchaut, zwei lanzenhaltende Kriegsknechte neben ſich. Er trägt einen ſchönen kohlſchwarzen Bart und den Lorbeerkranz. Ich war nicht wenig erſtaunt, dieſen im Ganzen chriſtenfreundlichen Imperator hier in Rom als handelnde Perſon bei einer ſo kannibaliſchen Scene wiederzufinden, und muß nun zu ſeiner Ehre er-

klären, daß er ſolchen japaniſchen Hofvergnügungen, als wie das Bauchaufſchneiden iſt, niemals ergeben war.

Uebrigens waren die Figuren mit viel maleriſchem Verſtand und offenbar von einem Künſtler drapirt; ich erinnere mich kaum, beſſere Wachsfiguren geſehen zu haben. So unmenſchlich auch die Scene war, ſo beleidigte ſie doch das Gefühl weit weniger als das entſetzliche Gemälde des Nicolas Pouſſin in der vaticaniſchen Bildergallerie, welches denſelben Gegenſtand darſtellt. Denn dort macht der Betrachter keine Anſprüche an ein äſthetiſches Kunſtwerk. Dieſes Bild aber iſt wol das Aeußerſte von Mishandlung der Kunſt und von Verhöhnung aller ihrer ſittlichen Geſetze; es ſetzt voraus, daß der Beobachter entweder ein Gladiator oder ein Metzger ſei.

Die barbariſche Luſt der alten Römer an der Qual ſterbender Thiere und Menſchen ſcheint ſich vielfach in die chriſtliche Malerei hinübergezogen zu haben, nur noch ekelerregender und frivoler. Denn was kann die menſchliche Empfindung mehr beleidigen als ſolches Gemälde, oder die in San Bartolomeo auf der Tiberinſel dargeſtellte Abſchindung dieſes Heiligen, oder endlich jene Fresken in Santo Stefano Rotondo, welche die Todesarten von Märtyrern in blühenden Farben und guter Zeichnung mit himmelſchreiender Wahrheit vorſtellen. Würde ein Grieche die Bildermuſeen des heutigen Italien und deſſen Kirchen durchwandern, ſo möchte er das Urteil fällen, daß er zu einem Volk menſchenfreſſender Cyklopen von ganz kannibaliſcher Religion gekommen ſei, welche ſich mit der Zeit auf Malerei verlegt hätten, daß aber unter ihnen

auch ebenſo viel Bilder zu finden ſeien, welche die Grazien ſelbſt gemalt zu haben ſcheinen.

Der Sinn der Römer für Figuren und jederlei ſceniſche Darſtellung oder Gruppirung iſt groß und allgemein. Es gibt kaum ein Feſt, wo man ihn nicht gewahrte. Die bibliſchen Scenen, Legenden, Weihnachts- und Paſſionsvorſtellungen ſieht man in vielen Kirchen. Es erſtreckt ſich das bis in die Buden der Fettwaarenhändler und der öffentlichen Straßenküchen. Auch dieſe haben ihre Heiligen und Patrone und ihre Feſte, an denen ſie miteinander wetteifern, ihre Buden mit Blumen, mit Buntwerk, Ampeln und Figürchen auszuſchmücken.

Sobald die Faſtenzeit vorüber iſt, verwandeln ſich die Läden der Pizzicaroli, der Verkäufer von Käſen, Würſten, Schinken und andern fetten Dingen, in kleine Tempel, in denen irgend eine köſtliche Wurſt als Wurſtgottheit, als mythiſche Göttin Salami verehrt zu werden ſcheint. Wie in den Todtenkapellen die Wände mit Schädeln und Menſchengebein überkleidet ſind, ſo macht der Pizzicarolo ſeinen Laden zu einer graziöſen Wurſtkapelle. Symmetriſch aufgeſchichtete Käſe bilden etwa die eine Wand, die andere wieder mächtige Speck- und Schmeerſeiten, die weißen Kanten, welche mit Arabesken von Gold- und Silberpapierſtreifen überkleidet ſind, zierlich herauskehrend. An der Decke hängen zahlloſe Wurſtmoſaiken, und Würſte ſchweben hier phantaſtiſch unter zwiſchengeſteckten Blumen-, Lorbeer- und Myrtenzweigen, nicht minder graziös als die ſchwebenden Bacchantinnen auf Fresken von Pompeji oder die reizenden Jahreszeiten des Giulio Romano. Es ſind ohne Zweifel höchſt geſchmackvolle Wurſtfresken. In

der Mittelwand wölbt ſich eine myſteriöſe Grotte, und darin dreht ſich zwiſchen Schinken und Würſten die Paſſion Chriſti. Sie iſt in einem Tempelchen vorgeſtellt, welches umkreiſend alle bezüglichen Figuren und Figürchen auf das beſte ſehen läßt. Ueberall flimmern Ampeln und Lichter, und von Freude, von Stolz und Fett ſtralend ſteht der kunſtreiche Wurſtbildner hinter ſeiner Fleiſchbank und ſcheint der hereindringenden Menge die großen Worte zuzurufen: „Anch' io sono pittore!"

Glückliches, kindlich heiteres, aber auch kindiſches Volk! Haben ſie doch Alles, die ganze Weltgeſchichte und den Pulcinella, die Kunſt und die Sonne des Südens, Blumen, Früchte und Wein in unerſchöpfter Fülle. Seht alſo dieſen Fetthändler, wie er die große Menſchheitstragödie, das Weltleiden zu einem Puppenſpiel travestirt und zwiſchen den Schinken ſich drehen läßt, und was er für ein großer Triumfator über den Tod iſt!

Dies Rom iſt eine wunderliche Figurenwelt. Die ganze Entwicklungsgeſchichte der Erde iſt hier in Figuren zu finden, von den Muſeen des Vatican und des Capitol und den Kirchen herab bis auf die Springbrunnen des Bernini und die Marionettentheater. Wenn alle dieſe Figuren lebendig würden, ſo möchten ſie das römiſche Volk austreiben, und es ſollte eine luſtige Geſellſchaft ſein, die dann Rom bewohnte, vom Apollo im Belvedere bis zu dem kleinen Pagliazzo auf der Montanara und dem armen Erasmus, dem die Eingeweide aus dem Leibe gewunden werden. Aber das iſt keineswegs ein burlester Spaß für die Phantaſie, ſondern es iſt für den Denkenden. Denn alle dieſe Figuren und Figürchen, Götter-

geſtalten, Menſchengeſtalten und Thierbilder ſind ebenſo viel geſchichtliche Geſtalten des Menſchen ſelbſt und alle aus ſeinem innerſten Weſen durch große Proceſſe von Entwicklungskämpfen vieler Zeitalter herausgeſchaffen; und am Ende kann ſich die Marionettenpuppe neben Laokoon ſtellen und ausrufen: „Auch' io sono Laocoonte!“

Gegenwärtig ſpielen in Rom zwei Marionettentheater (Teatri delle marionette oder dei burattini), eins auf der Piazza Montanara, das andere auf der Piazza Sant' Apollinare. Jenes iſt das echt volkstümliche Theater für die unterſte Claſſe der Bevölkerung, dieſes hat ſchon civiliſirte Puppen, welche auch im Leibrock und in Glacéhandſchuhen ſpielen und ihre Vorſtellung jedesmal mit einem prächtigen Ballet endigen. Die Puppen auf der Montanara dagegen ſind noch nicht von der Cultur ergriffen, ſondern gehen in mittelalterlichem Coſtüm, und ihre Art ſich zu betragen iſt recken haft und von einer wilden Ungeberde. Sie tragiren faſt durchgehends alte Ritterſtücke, bisweilen auch ein Stück vom Aeneas und vom König Turnus, in der Regel aber ſpielen ſie die mittelalterlichen Romanzen und den ganzen Arioſto von A bis Z, ſodaß ſie die romantiſchen Sagen im Volk lebendig erhalten, was kein kleines Verdienſt iſt.

Am heutigen Tage hängt am Arco dei Saponari, wo das Marionettentheater aufgeſchlagen iſt, ausnahmweiſe ein großes papiernes Aushängeſchild, auf welchem in langen Buchſtaben zu leſen iſt, daß man ſpielen wird den Criſtoforo Colombo, wie er die Indien entdeckt hat, nämlich im Jahre 1399, wie ſolches der Wahrheit gemäß der Zettel beſagt.

Die Piazza Montanara, eher Straße als Platz zu nennen, gegen den Fuß des Tarpeiſchen Felſens gelegen und zwiſchen ihm und dem Tiber, iſt einer der Sammelplätze des römiſchen Volkslebens, namentlich für die unterſten Schichten und für die vom Lande kommenden Campagnolen. Alles ſieht hier erbärmlich und unſauber aus; die Bedürfnißartikel, welche dort auf den Bänken feilgeboten werden, zeigen, daß hier für Quattrini gehandelt wird. Wer wird jene zahlloſen Cigarrenſtummel kaufen, welche die Jungen von den Straßen aufgeleſen haben und die nun in hölzernen Kiſten zum Verkaufe ausliegen? Der arme Mann und der Arbeiter von der Campagna kauft ſie für ſeine Pfeife oder als Kautabak. Es fehlt auch nicht der Straßenſchreiber, welcher an der Ecke jenes Hauſes hinter ſeinem Tiſche ſitzt, Papier und Feder vor ſich und das großmächtige Tintenfaß, aus welchem er mit derſelben Geläufigkeit Liebesbriefe, Drohbriefe, Contracte, Beſchwerden und Bittgeſuche aufzuſetzen weiß. In dieſer Gegend hat alſo das Marionettentheater ſein paſſendes Local gewählt; es findet ſein Publicum an den Straßenjungen, an den Bettlern, Arbeitern und Handlangern, welche Abends ſich am Arioſto zu ergötzen ein Recht haben.

Nun thut ſich das gähnende Tor der Seifenſieder auf, in welchem es dunkel und ungeheuerlich iſt, und ſchon dringen durch dieſe Höle Stimmen von lärmenden und quäkenden ſtreitbaren Jungen, welche vor der Billetverkaufsbude und vor der ſteinernen Treppe des Hauſes lungern und ſich drängen. Da es heute noch obenein Carnevalstag iſt, ſo wird das Publicum ſehr zahlreich

sein. Das schmutzige alte Haus steht in einem kleinen Wolfswinkel, welchen eine Lampe erhellt, wenn der Mond nicht hineinscheint. Unten findet sich ein zimmerartiges Loch, worin die Billets verkauft werden. Wir können dreierlei Plätze haben: im Paradiese für 2 Bajocchi, im Parterre für 1 Bajocco und auf dem Palchettone für 3 Bajocchi. Da wir vermögende Leute sind, bezahlen wir den besten Platz.

Nachdem nun das Billet gelöst ist, gilt es, sich ins Haus zu schieben. Dies aber ist kein geringes Unternehmen, denn die enge Treppe ist von Schaulustigen, namentlich von Jungen, vollgepfropft, von denen jeder der erste sein will, und ein ohrenzerreißender Lärm wird verführt. Hundert Füße und Hände sind im Aufruhr, und keine anständige Tasche ist vor Fingerübungen sicher. Man wird also durch eine enge Thüre in das Haus hineingeschoben, denn es geht hier Alles im Schub hinein, und ebenso werden die Zuschauer nach Beendigung des Spiels, da Alles hinausstürzt, im eigentlichen Sinne des Wortes im Schub wieder an die Luft gesetzt. An der Thüre aber steht gedankenvoll ein päpstlicher Jäger und bemüht sich um die Drangsale der Menschen, so oft es ihm einfällt.

Wir haben uns jetzt über einer Hühnerstiege auf den Palchettone gerettet, eine um die Wände laufende ganz enge hölzerne Balustrade, und dort haben wir auf wackelnden Holzbänken Platz genommen. Wir beschauen jetzt das Haus in der Nähe. Ein Vorhang mit mythologischen Figuren, Apollo und einige Musen, welche nur noch halb kenntlich und in der elendesten Verfassung sind, ver-

schleiert die Geheimnisse der Bühne. Von der Decke hängt ein halber Bretterverschlag, der von den Lampen angeschmaucht ist und in dessen Ritzen zahllose Düten hineingesteckt sind, die uns rätselhaft erscheinen: In diesem Verschlag trampeln die Zwei-Bajocco-Menschen umher, denn das ist das irdische Paradies. Unter uns liegt auf dem Boden das Parterre. Wenn Hercules, als er nach Rom kam, den Riesen Cacus auf dem Aventin zu erschlagen, dieses Parterre gesehen hätte, so hätte er wahrscheinlich eine Arbeit daran gewendet, und wir würden heute in der Schule nicht lernen: siebentens, er hat die Ställe des Augias gereinigt, sondern: siebentens, er hat das Marionettentheater auf Montanara ausgefegt. Denn dies Parterre hat wol, solange es existirt, niemals weder die Ehre noch die Wolthat eines Besens erfahren. Auf seinem erdigen Boden liegen Tausende von weißen Kürbiskernhülsen, Fruchtschalen und Papierfetzen, welche nun eine natürliche Mosaik bilden. Auf den Bänken sitzt eine zerlumpte Jungenschaft, Roms Sprößlinge von der Wolfsmilch genährt, die raubsüchtige Brut des Romulus.

Betrachtet man die Physiognomien der Erwachsenen, diese bronzefarbenen, schwarzhaarigen Kerle, so glaubt man wahrlich in das Banditen- und Räuberasyl des Romulus gekommen zu sein. Indessen so irrevolutionär auch der Lärm ist, welcher von unterwärts aufsteigt, so friedlich ist der Zweck dieser Versammlung, denn sie Alle wollen sich von Puppen schöne Dinge vorspielen lassen, also ein höchst unschuldiges und kindliches Vergnügen genießen. Es hat die ganze Versammlung einen Marionettenanstrich; denn nun kommen vom Carneval her

Masken ins Parterre, Pulcinelle, Pagliazzen mit Peitschen und aufgeblasenen Schweinsblasen, Wunderdoctoren und Charlatane. Sie nehmen unter Gelächter Platz; ein Zug von infernalischer Heiterkeit, ein ganz Höllenbrueghelischer Charakter ist über das Parterre ausgegossen. Die Gesellschaft bedarf einiger Erfrischungen. Und siehe da, ein Verkäufer schlüpft mit Geschick durch die Bänke, auf beiden Händen einen Korb balancirend, in welchem Pfefferküchelchen, kleine Pasten und die beliebten Kürbiskerne in Düten zu haben sind. Bald beginnt das ganze Parterre Kerne aufzuknuppern und die Mosaik des Bodens zu vermehren, während die Düten von den Jungen in die Ritzen des Paradieses gesteckt werden, wo sie wie Tropfsteinbildungen in einer Höle herabhängen. Der Lärm ist wahrhaft sinnbetäubend.

Es haben sich nun auch einige Damen, Wölfinnen und tarpejische Nymphen, auf dem Palchettone eingefunden; es ist Zeit zum Beginnen. Man ruft: „Anfangen! Anfangen!“ Die Musik beschwichtigt. Welche Musik! In der Ecke des Palchettone sitzen eingedrückt drei Musikanten, erzdurchtönende Mämer, langausatmende Tubabläser. Wenn sie nicht von den Posaunisten Jerichos abstammen, so stammen sie sicherlich von den alten pelasgischen Tyrrhenern, welche die ersten Tuben nach Italien in die Stadt Tarquinii gebracht haben. Ihre Musik ist niederreißend, wahre Ruinenmusik. Trotz des Heulens, Pfeifens, Schreiens und trotz all dem schrillen Spectakel blasen die Musikanten mit unerschütterter Standhaftigkeit, und es fährt bisweilen durch das Chaos der Töne ein armstarker schrecklicher Trompetenstoß.

Nun werden die Puppen ſpielen, und wir können die herrlichſten Geſchichten ſehen, den Kaiſer Karl und die Paladine, den Orlando, den Medoro, den Lancelot, den Zauberer Malagis, den Sultan Abdorrhaman, die Meliſſandra, den Ruggero, den König Marſilio und die Königin Ginevra; wir können ganze Völkerſchaften von Mohren und Sarazenen und die ſchrecklichſten Bataillen anſtammen.

Heute ſpielen ſie die ſchöne Geſchichte „Angelica e Medoro“ oder „Orlando furioso e li Paladini“. Es geht der Vorhang auf und die Puppen erſcheinen. Da kommt der tapfere Orlando und ſein Schildknappe Pulcinella mit einem Schwung und gleichſam durch die Luft; jener iſt vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert, und das Schwert Durandal iſt an ſeiner Hand befeſtigt. Der Pulcinella trägt die weißen Hoſen, den weißen weitärmeligen Rock und die ſpitze weiße Kappe. Die Puppen ſind zwei Fuß und darüber hoch, ihre Glieder ſind höchſt gelenk und leiſten alle menſchenmöglichen Bewegungen mit einer burlesk-komiſchen ſteifen Grandezza, wobei das Klopfen ihrer hölzernen Beine, auf welchen ſie beſtändig balanciren, um ſich aufrecht zu halten, das Aufhüpfen und Auffpringen und die puppenhafte Geberdung zu dem Pathos der von obenher unſichtbar declamirenden Stimmen eine ganz ergötzliche Wirkung hervorbringt.

Allmälig gewöhnt ſich das Auge an die Maße dieſer Gliederchen, indem es die natürlichen Verhältniſſe herabſtimmt, und wenn nun eine Marionette nicht gehorchen will und plötzlich eine nachhelfende Menſchenhand herunterfährt, ſo erſcheint dieſe dem Auge als die

ungeſchlachte Hand eines Rieſen und als etwas Unnatürliches.

Während die Puppen ſpielen und in bombaſtiſchen Ritterreden einander auffordern oder ſich verliebte Herzensergießungen machen, geſchieht es bisweilen, daß es einem Jungen im Parterre einfällt mitzuſpielen, und daß er ein Stück Holz auf die Bühne unter die Marionetten ſchleudert. Ich ſah eines Abends, da man die Geſchichte des böſen Ganelon gab, einen Jungen dieſem ſchändlichen Verräter ein Stück Holz nach dem Kopfe werfen, und ich glaube, der Junge that das aus demſelben heroiſchen Mitgefühl, welches den edeln Ritter Don Quixote ſo weit fortriß, alle Puppen eines Marionettentheaters mit ſeinem tapfern Degen zuſammenzuhauen, weil ſich ſeine Ehre dagegen ſträubte, zu dulden, daß ſchändliche Verräter eine edle und tugendſame Dame auf ihr Schloß gefangen führten. Der Anteil an dem Stück zeigt ſich immer auf das lebhafteſte, und es fehlt nicht an kritiſchen und witzigen Bemerkungen, welche beweiſen, daß der Zuhörer mit dem Gegenſtande beſtens vertraut iſt.

Den höchſten Jubel rufen immer die furioſen Scenen hervor, die ſich natürlich häufen. Als Orlando über die Untreue Angelica's in Raſerei gerät, ſchüttelt er ſich mit einer ſo beiſpielloſen Wut, daß ihm Panzer, Beinſchienen und Helm Stück für Stück abfallen, und er wie Amadis von Gallien im Büßerhemde daſteht. Hierauf ſchlägt er mit dem Degen eine Hirtencapanne, zwei Bäume und einen Felſen nieder, immer brüllend: à terra, à terra! Dazu brüllt auch Pulcinella: à terra, à terra! und rüttelt aus Leibeskräften an der Capanne.

In den Kampfscenen, deren so viel als möglich in jedem Stück vorkommen müssen, wird hinter den Coulissen stets die Trommel gerührt. Die kämpfenden Paladine oder Ritter und Mohren schlagen wol drei Minuten lang mit unbeschreiblicher Tapferkeit aufeinander; die Puppen werden dabei in der Luft mit großer Geschicklichkeit gegeneinander geschwenkt und ihre Arme an den Gelenkfäden so geschickt bewegt und gegeneinander geschlagen, daß die Degenklingen sich beständig treffen und ein fürchterliches Getöse machen. Ich sah Orlando mit immer gleicher Tapferkeit zehn Hirten erschlagen und ungezählte Mohren niederstechen. Ist es eine Schlacht, so rennen sich die Heere stoßweise an und hauen wütend ein; der unterliegende Teil stirbt jedesmal paarweise. Denn es fallen je zwei Puppen; auf diese fallen wieder zwei und so weiter, bis ein gräuelvoller Leichenhaufe aufgeschichtet liegt, worauf sich dann der Paladin triumfirend oder der Pulcinella einen Witz machend hinstellt.

Der Pulcinella, welcher in einem gurgelnden Tone spricht, der zur komischen Rolle vortrefflich passend ist, liebt es, in der platten Mundart von Trastevere zu reden. Die Ausgelassenheit dieses Volkshumors ist so groß, wie oftmals die Feinheit der Einfälle. Er ist ein unveräußerliches Eigenthum der romanischen Völker, der Italiener und der Spanier. Er zeigt, wie im Wesen der Volkspoesie das Tragische und das Komische zusammengehen. Auch der Leporello ist nichts Anderes als der Pulcinella. Calderon hat die komische Volksfigur ganz vortrefflich und weit volkstümlicher aufgenommen als irgend ein anderer Tragödiendichter, vor allem in

seinem Faustischen Stück: „Der wunderthätige Magus". In unserm Puppenspiel „Faust", das vor dem Volk leider selten geworden ist, erscheint auch der Pulcinella leibhaftig, wenn auch im deutschen Kittel; im Goethe'schen „Faust" hat Wagner den ursprünglichen Charakter verloren und ist eine dem Volk unverständliche scholastische Figur geworden. Der Pulcinella ist eigentlich zum Mephistopheles erweitert, und namentlich ist der Teufel in der parodistischen Gartenscene ganz pulcinellenhaft. Es besteht aber das Wesen der italienischen Figur nicht in der Ironie, sondern in der Parodie, welche hier wieder nur ein ganz bewußtloser Zug des ausgelassenen Humors überhaupt ist.

Die schöne Geschichte vom Cristoforo Colombo spielt das Puppentheater bereits seit 14 Tagen unausgesetzt dreimal am Abend. Es ist ein ausgesuchtes Spectakelstück und reizt die Neugierde besonders durch die unerhörte Erscheinung der Indianer. Die Fabel ist aus allen zu einem Ritterstück erforderlichen Bestandteilen auf das beste zusammengesetzt. Diese Dinge sind: schändlicher Verrat, Liebe und Eifersucht, ritterliche Aufforderung und Kampf, und so viel Schlachterei als möglich. Der schändliche Verräter im Stücke ist Roldan, die einzige geschichtliche Person neben dem Colombo in diesem trefflichen Drama. Roldan war zu den Indianern übergegangen, man sah ihn sogar auf einem Tron sitzen, über und über mit Federn ausstaffirt, sodaß er einem Paradiesvogel ähnlich sah. Die Indianer waren ebenfalls mit prächtigen Federbüschen gekrönt, und trugen mitunter auch Federn an den Beinen, nach Art des Mercur.

Roldan redete ſie Soldati an. Sie waren übrigens gut einexercirt und erſchienen in der Schlacht mit Flinten und Schießgewehren. Colombo dagegen trug einen ſtattlichen ſpaniſchen Rock mit einer Halskrauſe und ein ſchwarzes Barett. Man hatte ihn nicht als Paladin aufgefaßt, ſondern als Admiral; daher war ihm der Degen nicht an der Hand befeſtigt. Er handelte gar nicht, deſto mehr aber ſeine Ritter Piſandro, Glorimondo und Sannazaro. Vor ſeinen Augen fordern ſich zwei edle Damen, welche nach Arioſtiſcher Weiſe Panzer tragen, zum Kampf, worauf die beleidigte Martidora ihre Feindin und deren Gemal erſchlägt. Der Pulcinella iſt Colombo's Schildknappe. Ein Engel erſcheint ihm und gibt ihm einen Ring, mit welchem er Roldan und die Indianer ſo verzaubert, wie Ritter Hyon den Sultan von Babylon und die Heiden mit dem Horn verzauberte. Die gefiederten Indianer fahren beim Anblick des Rings in die Lüfte, aber Roldan bleibt regungslos an den Boden geheftet ſtehn. Hierauf erſcheinen zwei gräuliche Prügelgeiſter, welche ihn auf Befehl Pulcinella's grauſam durchprügeln. Dieſer Act der Gerechtigkeit erregte ein unglaubliches Jauchzen unter dem Parterre, welches vor moraliſchem Wolbehagen nicht anders ſchrillte als eine Wolke von grillen Mauerſchwalben; dazu wurde auf der Trommel der Gerechtigkeit geraſſelt, und ein Hornbläſer hauchte in erſchütternden Tönen ſeine Seele aus. Ich ſah wieder einige Jungen dem ſchändlichen Verräter mit Papierdüten nach dem Kopfe werfen, um ihm ſo die gründlichſte Verachtung des Parterre kund zu geben.

Nun folgt ein Zwischenact. Wer niemals einen solchen auf der Montanara erlebt hat, kann sich keine Vorstellung von Lärm machen. Man glaubt in der Arche Noah zu sein und alle Thiergeschlechter schreien zu hören. Es ist das nächtliche Thierleben im Urwald, wie es Humboldt beschreibt, und dieses Gezeter von 300 Jungen begleitet mit einer wahrhaft göttlichen Ruhe ein pflichtschuldiger Hornbläser. Vom Parterre kriechen nun beständig Jungen nach dem Palchettone empor, um sich dort einzuschmuggeln: sie klettern wie Marder, wie Wiesel und Eidechsen. Sieht sie der wachthabende päpstliche Jäger auf dem Palchettone, so schlägt er ihnen mit der Faust auf die Köpfe, daß sie hinunterpurzeln. Hat er sich weggedreht, so sind sie wieder oben. Kaum aber ist der Vorhang zum Zwischenact gefallen, so kriechen einige Jungen an die Bühne und heben ihn von unten auf, um zu sehen, ob es nicht bald wieder losgeht.

Der Schluß des Cristoforo Colombo war eine der glänzendsten Schlachtscenen; denn beide Heere, Indianer wie Spanier, rückten mit Feuergewehr an, welches losgebrannt wurde. Auch eine Kanone wurde abgefeuert, worauf die Indianer alle paarweise, doch erst nach heldenmüthigem Kampfe, niederfielen. Dies Schießen, Trommeln, Hornblasen, das Klappern der im Kampf zappelnden Marionetten und das gellende Kreischen des Parterre war das ausgesuchteste Schlachtgetöse, das je auf einer Bühne gehört worden ist.

In der Regel spielen die Marionettentheater drei mal des Abends. Sie beginnen mit Ave Maria; das

erſte Stück iſt das kürzere, dann folgt ein größeres, welches man Camerata lunga nennt. Wir wollen nicht mehr zur Camerata lunga bleiben, ſondern nach dem zweiten Marionettentheater auf Piazza Santo Apollinare gehen.

Da führt uns der Weg über den Sant' Euſtachio-Markt mitten in ein unabſehbares Gewühl von Menſchen und in einen Orkan von ſchrillenden, pfeifenden, knarrenden und ſchnarrenden Tönen, die das Ohr zu zerreißen drohen. Nicht wie bei uns zu Lande beſchenkt ſich hier die Welt am Chriſtabend, ſondern ſinnvoller am Tag, da die drei Magier dem Chriſtkind die Beſcheerung brachten. Dieſer Begebenheit zu Ehren wird mit dem 6. Januar hinter dem Pantheon jener Markt eröffnet. Mehrere Straßen hindurch gibt es nichts als Ausſtellungen von Spielwaaren jeder Art, welche oft auf das ſinnreichſte zuſammengeſetzt ſind. Es ſcheint davon ſo viel vorhanden zu ſein, daß man die ganze Kinderwelt verſorgen könnte. Nun wogt durch dieſe Straßen eine Flut von Menſchen; man trommelt auf kleinen Trommeln, man bläſt auf Muſchelhörnern, man kreiſcht mit Schnarren, und beſonders wird auf kleinen Pfeiffen gepfiffen, welche die Form von Kinderſpielzeug haben, als Pulcinelle, Springmännchen, Hündchen und Vögelchen von Thon. Buben, die als Pulcinelle herausſtaffirt ſind, gehen bandenweiſe mit ſolchem Gepfeife durch die Straßen. Es iſt ein dämoniſcher Lärm. Er ſteckt an, Alles pfeift und kreiſcht, und ſelbſt mancher feingekleidete Herr widerſteht nun dem Drange nicht länger und ſetzt nun auch die Pfeife an den Mund. Dieſe Tauſende von ſchrillen

Tönen bringen eine Wirkung hervor, welche die Seele im Leibe zu einer miauenden Katze verwandelt. Seltſam! dieſelbe Neigung, die den Menſchen bisweilen plagt, ſich in eine fremde Maske zu werfen, treibt ihn auch, ſeine Stimme und Sprache zu maskiren und in die wunderlichſten Laute ausbrechen zu laſſen. Wie der im Zorn kreiſchende Menſch will er aus ſeiner Haut fahren.

Wir ſind in Sant' Apollinare angelangt. Dieſes zweite Marionettentheater, ehemals Teatro Fiano und in der Zeit der jüngſten römiſchen Republik durch die ſarkaſtiſche Figur Caſſandrino beliebt, welche ſich jetzt in den politiſch unſchuldigen Pulcinella verwandelt hat, iſt, wie ich ſchon geſagt habe, das civiliſirte Puppentheater. Die Puppen ſpielen hier vor einem anſtändigen Publicum auf einer kleinen, zierlich ausgeſtatteten Bühne, welche ſauber gemalte Couliſſen jeder Art aufzuſtellen vermag und mit einem vollſtändigen Bühnenapparat ausgerüſtet iſt. Der Zuſchauerraum in einem kleinen Saal beſteht aus dem Parterre und dem Palchettone. Für einen Sitz in jenem zahlt man 3, für den Palchettone aber 5 Bajocchi. Der Preis verwehrt alſo der unterſten Claſſe den Eintritt. Man ſieht die mittlere und die halbgebildete Welt, welche das Vergnügen eines Marionettenſpiels nicht verſchmäht. Das Proſcenium hat ſogar Lampen, vor denen ein kleines Orcheſter in den Zwiſchenacten ſpielt, und der Vorhang iſt neu und elegant.

Man gibt hier wol auch Ritterſtücke, wie den bekannten Volfango ſioro, aber in dem ſchönſten Coſtüm, da die Ritter vergoldete Harniſche, die Damen ſammtene und ſeidene Schleppkleider tragen; doch meiſt ſpielt man

Leibrockſtücke in Glacéhandſchuhen, Converſationsdramen, Localpoſſen und Heiratsgeſchichten, in denen bisweilen reiche Engländer herhalten müſſen. Der Pulcinella hat daſſelbe Coſtüm wie ſein Zwillingsbruder auf der Montanara, und iſt gleich ſeine Natur dieſelbe, ſo hat er ſich doch in höherer Geſellſchaft Lebensart angeeignet. Ganz erſtaunlich iſt ſeine Gelenkigkeit, denn ſitzend weiß er ſogar die Beine übereinander zu ſchlagen und mit den Füßen zu ſchlenkern wie ein Engländer. Bei Hochzeiten oder bei andern feſtlichen Gelegenheiten laſſen ſich Herren und Damen des Stücks mit Anſtand auf die Polſter nieder und ſchauen einem Ballet zu, welches das Orcheſter mit Muſik begleitet. Außerdem wird jedes Stück mit einem Ballet geſchloſſen.

Die Kunſtfertigkeit und Grazie, wozu es dieſe Puppen im Ballet gebracht haben, iſt bewundernswürdig; denn nicht allein tanzen ſie die ſchwierigſten Tänze ebenſo feenhaft und anmutig, als die Cerrito oder die Pepita ſie tanzt, ſondern auch der Anſtand ihrer Bewegungen und die huldreichen Mienen, mit welchen ſie ſich verneigen und grüßend die Arme bewegen, ſind hinreißend. Man vermißt hier nichts, was einem Ballet der Oper zukommt. Dieſe Puppen tanzen mit den ausgeſuchteſten Beinſchwenkungen, und bald ſchweben ſie in luſtiger Polka, bald wiegen ſie ſich wie Schmetterlinge, bald drehen ſie ſich auf der äußerſten Zehſpitze, bald knien ſie zur Attitude nieder, und jedesmal endigen ſie ihr Ballet mit einer großartigen maleriſchen Gruppe, zuweilen in bengaliſchem Feuer. In allem Ernſt, es iſt das non plus ultra von Gelenkſamkeit, wozu es Puppen gebracht haben.

Wir haben alſo geſehen, daß dies melancholiſche und düſtere Rom in ſeiner Phyſiognomie auch einen kindlichen Zug zeigen kann, und daß der Pulcinella auf all dieſen Trümmern, Katakomben und Todtenſchädeln luſtig ſein Weſen treibt, und ſo fröhlich iſt wie das Heimchen auf dem Graſe der zerſtörten Kaiſerpaläſte und die grüngoldene Eidechſe, welche an dem Grabmal der Cäcilia Metella ſich emporſchlängelt.

Ich wollte nun meine Freunde in das Volkstheater auf die Piazza Navona führen, aber ich höre die Stimme eines predigenden Kindes, und dieſe lockt uns in die alte ſchöne Baſilika von Ara Celi auf das Capitol. Dort predigen Vormittags und Nachmittags kleine Kinder, Buben und Mädchen, mehr als eine Woche lang bis zum Feſt der heiligen drei Könige, an denen die Kinderpredigten endigen. Aus einem Marionettentheater iſt es kein weiter Sprung zu einer Predigt kleiner Mädchen von ſechs oder acht Jahren. Auch iſt der Mittelpunkt dieſer Schauſpiele eine Puppe, eine mit Edelſteinen und flimmernder Krone reich gezierte, der heilige Bambino von Ara Celi.

In einer Kapelle dieſer Kirche iſt die Grotte von Bethlehem und die Verehrung der drei Könige vom Morgenland auf das zierlichſte dargeſtellt; es ſind Wachsfiguren mit Staffagen von Schäferei und landſchaftlichem Zubehör. Die Jungfrau ſitzt in der Grotte und hält auf ihrem Schoos den Bambino, welchem die Könige die Geſchenke knieend darreichen. Draußen kniet am Pfeiler eine ſtattliche Figur im ſcharlachnen Mantel, mit türkiſchen Pantalons und einem Kopfbunde; anbetend hält ſie die Arme zum Bambinello erhoben. Ihr gegenüber ſteht

an dem andern Pfeiler ein großes und erhabenes Weib, welches dem knieenden Halbtürken das Jeſuskind zu zeigen ſcheint. Dieſer Halbtürke iſt kein Anderer als der Kaiſer Auguſtus, und das Weib iſt die Sibylle. So hat man hier die Sage dargeſtellt, daß die Sibylle Auguſtus in einer Viſion das Jeſuskind gezeigt habe, welches in die Welt gekommen ſei, ſie zu beherrſchen. Sie iſt eine der tiefſinnigſten Legenden des Chriſtentums.

Der Grotte gegenüber ſteht auf der andern Seite des Kirchenſchiffs ein Predigtpult, auf welches Kinder im Alter von ſechs bis zu zehn Jahren ſteigen, eins nach dem andern, jedes etwa fünf Minuten lang predigend; und das geht etwa zwei Stunden vor einigen Tauſend Menſchen ſo fort.

Ein kleiner hübſcher Junge ſtieg zuerſt auf das Pult, ſchlug ein Kreuz und fing nun mit Geberden, wie Kinder handbewegend zu declamiren pflegen, eine wolgeſetzte Predigt von dem in die Welt gekommenen Heile an. Sein Nachfolger, ein größerer Knabe im Chorhemd, verſtand es noch beſſer. Er ſchrie mit komiſchem Pathos, donnerte ſeine Predigt gleich einem Kapuzinermönch herunter und geſticulirte trotz einem tragiſchen Schauſpieler. Man ſah ihm an, daß er ein angeborenes Talent zur Mimik beſaß; kam in ſeiner Predigt das Wort Kopf vor, ſo faßte er nachdrucksvoll nach dem Kopfe, Auge, nach dem Auge, Ohr, nach dem Ohre. Als er einmal Harfenſpiel ſagte, machte er ſofort mit beiden Händen die Griffe eines Harfenſpielers. Dieſe kindliche Art, mit der Mimik die Dinge ſelbſt in ihrer Leiblichkeit zu geben, fand den leb-

haftesten Beifall bei allen Zuhörern, welche die Predigt teils andächtig hinnahmen, weil Kinder die Wahrheit sagen, teils sich an ihr vergnügten wie an einem Marionettenspiel.

Keins der Kinder war im mindesten verlegen, die meisten schienen stolz zu sein, daß sie vor Tausenden sprechen durften, und mit dem zunehmenden Sicherheitsgefühl nach überwundenem Anfang schwoll ihre Stimme immer höher und wurden ihre Geberden immer theatralischer. Mancher Redner vor dem Parlament würde sich die Unbefangenheit eines solchen predigenden Kindes zu wünschen Ursache haben, und nur wenige Redner möchten ein so großes, aus so vielen Nationen zusammengesetztes Publicum vor sich sehen, als hier in Ara Coeli sich beisammenfindet.

Auf die Knaben folgten Mädchen, zierliche kleine Fräulein mit Locken, im Federhütchen und im atlasnen Jäckchen. Sie machten einen Knix, schlugen ein Kreuz und begannen ihre Predigt. Es ist seltsam genug zu hören, wenn ein so kleines Ding von der Sünde Adam's spricht, die der Herr von uns genommen hat, von dem Glauben an das Heil und an das Wort, welches Fleisch geworden ist durch Jesum Christum, und von dessen Opfertod, wodurch er die Menschheit gereinigt hat. Es ist nicht anders, als ob die Puppen auf der Montanara zu reden anfangen, und die kleinen Marionettenpaladine mit dem ernstesten Pathos ungeheuere Dinge sagen, zur Ehre Christi gegen die Mohren das Schwert ziehen und die gesammte Heidenschaft herausfordern, oder als ob die Marionettendämchen in Federhut und Mäntelchen in die

herzbewegendsten Declamationen ausbrechen und bei den Sternen ewige Liebe schwören.

Betrachtet man diese predigende Kinderwelt, so möchte man glauben, daß auch ihre Predigten und die Dinge, welche sie darin sagen, marionettenhaft fein müßten, und daß es sich hier um einen ganz kleinen Puppencultus und kleine Gefühle handelt, die der Zuhörer mit dem Mikroskop besehen müßte. Aber dem ist keineswegs so; es sind vielmehr sehr gewichtige Predigten im großen Stil, und keiner fehlt der grundgelehrte Anstrich der Citate. Und so hört man fast ein jedes Mädchen, unter denen auch Kinder von sechs Jahren predigen, einzelne Glaubenswahrheiten durch Anführung von Kirchenvätern bekräftigen und sagen: so sagt der heilige Paulus, così dice San Bernardo, dice Sant Agostino, und so sagt der heilige Tertullian.

Ich glaube, irgendwo steht geschrieben: „Wenn die Propheten schweigen, werden die Kinder reden, und wenn die Kinder schweigen, werden die Steine sagen: Amen!" Geschahen doch selbst Wunder in Bremen, wo die Tische anfingen zu wandeln. Aber der ernste und wahrhaft religiöse Mensch wendet sich mit Erstaunen von diesem Kindercultus in Ara Celi und überdenkt die Metamorphosen des Christentums. Was würden Paulus und Petrus sagen, träten sie in jene Kirche und sähen sie, was aus ihrer Predigt geworden ist!

Eins bemerke ich noch, daß Madame Harriet Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Uncle Tom's Cabin", welche die menschliche Natur in unserm ohnehin schon frühlebigen Jahrhundert so weit gesteigert hat, daß sie

die fünfjährige Evangeline zu einer Methodiſtenpredigerin, ja zu einem Genius des Chriſtentums machte, in Ara Celi zu Rom in einer einzigen Stunde mindeſtens zwölf kleine Evangelinen ſehen könnte, welche noch obenein ſämmtliche Kirchenväter ſtudirt haben.

Die Kinder nun, die das Jeſuskind im Schooſe der Maria, wie ein Püppchen anlächelten, knieten am Schluß ihrer Predigt nieder und richteten ein Gebet an den Bambinello. Ein kleines Mädchen betete alſo: „Allerliebſtes kleines Knäbchen, ſchlag' doch deine kleinen Augen auf und wirf auf uns Sünder einen Blick der Gnade.“

Das Anſehen, welches der Bambinello von Ara Celi in Rom genießt, iſt ſehr groß; es hängt mit einer Legende zuſammen. Eines Tags, es war vor vielen Jahren, verliebte ſich eine junge Engländerin in den Bambino bis zum Sterben. Täglich beſuchte ſie die Kirche, täglich wuchs ihre Sehnſucht, endlich beſchloß ſie, den Kleinen zu entführen. Sie verfertigte heimlich einen ähnlichen Bambino, einen Wechſelbalg, trug ihn in die Kirche und vertauſchte ihn mit dem echten Bambinello, welchen ſie mit ſich nach Hauſe nahm. Aber in derſelben Nacht fingen alle Glocken im Kloſter und in der Kirche Ara Celi von ſelbſt zu läuten an, die Mönche ſtürzten heraus und fanden den entführten Bambino mit gebogenem Kniee an der Thüre ſtehen, im Begriff, ſie aufzuſtoßen, denn er hatte ſich aus den Gemächern der Engländerin auf und davon gemacht. Dies iſt die Legende vom Bambino von Ara Celi. Seitdem kam er in große Liebe, und oft genug kann man ihn in ſeiner Kutſche fahren ſehen, wenn er Krankenbeſuche macht. Auch in der jüngſten Revolu-

tion Roms ſpielte er eine Rolle. Das Volk hatte nämlich die Wagen der Cardinäle zertrümmert und verbrannt, es ſchleppte ſelbſt den koſtbaren Wagen des Papſts aus ſeinem Verſchluß und wollte ihn vernichten. Einige gemäßigte Männer, oder ſolche, die von den Prieſtern bearbeitet waren, erhoben ſich dagegen. Sie wollten die Prachtkutſche des Papſts retten, ſie machten alſo den Vorſchlag, ſie dem heiligen Bambino von Ara Celi zum Geſchenk zu machen. Niemand von den Republikanern wagte dieſem Vorſchlag zu widerſprechen, und feierlich wurde der Bambino in Beſitz des Wagens geſetzt. Zum Beweiſe, daß er factiſch davon Beſitz ergriffen habe, führten ihn eines Tags die Mönche in dem Papſtwagen öffentlich auf dem Corſo ſpazieren.

Seht, die große Proceſſion ſetzt ſich in Bewegung, ſie holt den Bambino aus dem Schoos der Mutter Gottes, führt ihn durch die Kirche und auf die große Treppe, wo er dem Volk gezeigt wird, und dann kehrt ſie zurück, um den Bambinello zu verſchließen. Es ſind prächtige Köpfe unter den Franciscanern von Ara Celi, Phyſiognomien, die in der Kutte ſtecken, wie ein halb eingeſunkener Grabſtein von römiſchem Travertin in der Erde ſteckt mit verwiſchter Lapidarſchrift; andere ſind eherne Köpfe, Dickköpfe wie Claudius, und Fettgeſichter gleich Nero.

Die Kinderpredigten ſind zu Ende.

Wir aber gehen in das recitirende Volksſchauſpiel, das Teatro Emiliani, das unterſte von allen römiſchen Theatern für das Drama. Die dramatiſche Geſellſchaft Emiliani hat ihrem Repertoire gemäß, gleich der Ma-

rionettenbude auf der Montanara, ein passendes Local gewählt, nämlich die Piazza Navona. Auf diesem großartigen, schönsten Platze Roms, ehemals das Stadium Domitian's, werden im August die Wasserlustbarkeiten gefeiert, da man die Brunnen verstopft und den Platz unter Wasser setzt, worauf dann das Volk in Wagen umherfährt oder nach Vergnügen darin watet. Die Mitte des Platzes ziert der phantastische Springbrunnen Bernini's, ein ausgehölter Felsen, auf dessen Ecken die Flußgötter Ganges, Nil, Donau und Rio de la Plata in kolossaler Größe liegen, während seine Spitze der Obelisk vom Circus des Maxentius krönt. Zwei andere Springbrunnen sprudeln auf jeder Seite des Platzes. Um den Obelisk nun und zwischen den Brunnen, über die ganze Länge der Navona tummelt sich vom Morgen bis zum Abend das Volk; denn hier haben die Gemüsehändler, die Kastanienröster, die Fruchtverkäufer, Wirker, Strumpfer und Händler mit alten Eisenwaaren ihre Posten, und der Mittelstand kauft hier seine Bedürfnisse ein. Die große Volksmenge zieht deshalb Charlatane, Spielleute, Menageriebesitzer auf den Platz, und jener Trompeter dort sagt, daß man hier auch ein recitirendes Schauspiel genießen könne. Er kommt von Zeit zu Zeit weit in den Markt hinein, stößt in die Trompete und ruft mit hallender Stimme: „Ai biglietti, ai biglietti!" Vor dem Theatergebäude, welches sich von den andern Häusern nur durch einen großen Theaterzettel unterscheidet, sitzen Verkäuferinnen von Pfefferkuchen und von Kürbiskernen, welche hoch aufgeschichtet auf den Tischen liegen. Das Volk strömt nach der Kasse. Es ist der Mittelstand,

der Handwerker und der Kleinbürger, die im Stande sind, drei oder fünf Bajocchi für einen Theaterabend auszugeben.

Das Haus hat ganz dieselbe räumliche Einrichtung wie jenes in der Montanara, nur in etwas größerm Maßstabe. Auch hier ruft das Gebaren der Zuschauer im Parterre, welche die krächzende Musik mit Fußstampfen und Pfeifen zu begleiten pflegen, oder mit den Händen auf den Banklehnen den Takt schlagen, bisweilen die Montanara ins Gedächtniß. Indeß ist die Frauenwelt zahlreich vertreten, und nach löblicher italienischer Sitte überschreitet die Heiterkeit niemals die Grenzen des Schicklichen. Man kann Frauen auf den Bänken sitzen und geruhig ihre Kinder säugen sehen, während sie mit aller Lebendigkeit der Handlung auf der Bühne folgen.

Der Vorhang, mit einer Scene von Satyrn um den trunkenen Silen ausstaffirt, geht in die Höhe, und da wir nicht wissen, was heute gespielt wird, müssen wir es erraten. Es tritt ein alter Wucherer auf. Er gewinnt die Marketenderin eines Regiments, um deren Hand sich ein Cadet und ein Sergeant bewerben, zum Ehebersprechen. Hierauf erscheint auch der Sergeant, die lustige Person; er betrinkt sich nach und nach in Aquavita. Wie er nun auf der Scene allein bleibt, kommt ein blasser Mensch von ziemlicher Leibeslänge mit Schnauz- und Knebelbart und in hohen Reitstiefeln herein. Bei Seite sagt er, er sei gekommen, seine Soldaten zu beobachten, und das bringt uns auf den Gedanken, daß er, wenn nicht gar ein berühmter König, so doch mindestens ein großer Feldherr sein müsse. Indem er martialisch seinen Schnauz-

bart dreht und mit den Reitstiefeln umherpoltert, zieht er auffallend oft eine große Dose hervor, und fast unaufhörlich schnupft er Taback, welcher bereits die Aufschläge seiner Montur bedeckt. Der rätselhafte Mensch gibt sich dem Sergeanten für einen verarmten Veteran aus und fragt ihn, wie er es mache, wenn er in Geldverlegenheit gekommen sei. Hierauf zeigt ihm jener im Vertrauen seine Säbelklinge; die eiserne, sagt er, habe er versetzt und sich dafür eine hölzerne einsetzen lassen. Unterdeß kommt der Wucherer. Der alte Fritz — denn kein Anderer ist jener martialische Veteran mit Schnauz- und Knebelbart — verkauft ihm endlich seine goldene Dose für den Spottpreis von einem Friedrichsdor.

Im folgenden Act sitzt der betrunkene Sergeant eingeschlafen auf einem Stuhl: ein Tambour geht um ihn herum und erweckt ihn mit Trommelschlägen. Nun marschiren sechs päpstliche Jäger auf, welche den Wucherer arretiren; dann erscheint der alte Fritz in königlicher Uniform mit demselben Schnauz- und Knebelbart, mit einem großen Dreimaster und ungeheuern gelben Rockaufschlägen. Der betrunkene Sergeant hat sich zwar in Reih' und Glied gestellt, taumelt aber mehrmals auf den König, was vom Publicum mit großem Gelächter bemerkt wird, der alte Fritz aber zu ignoriren scheint. Indeß verhängt er sowol über den Wucherer als über den Sergeanten die gebührende Strafe. Jenem soll auf der Stelle der Kopf abgeschlagen werden, und zwar soll diese Execution der Sergeant mit seinem eigenen Säbel vollziehen. Während nun der Wucherer nach vielen flehentlichen Geberden sich in sein Schicksal ergeben hat und niedergekniet ist,

den Todesstreich zu empfangen, hat auch der Sergeant nach vielem Sträuben sich in das Unvermeidliche gefügt. Er bringt das Schlachtopfer zuerst in die passende Lage, besieht dessen Hals und merkt sich die Stelle, in welche er einzuhauen hat, dann wirft er sich auf die Kniee und bittet die Madonna um Beistand bei dieser schrecklichen Action. Sobald er endlich zum Schlag ausholt, ruft er plötzlich aus: „Miracolo! miracolo! Sehet, die Madonna hat meine Säbelklinge in Holz verwandelt!“ Es folgt die großartige Verzeihung des alten Fritz; doch muß der Wucherer zur gerechten Strafe das Regiment drei Tage lang auf seine Kosten verpflegen.

Der alte Fritz wurde mit Ungestüm gerufen, erschien und bat in wohlgesetzter Rede das verehrungswürdige Publicum, zum nächsten mal wiederzukommen, wo man die Ehre haben würde, den Artaxerxes, König von Persien, zu spielen, was denn mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Dieses schöne Schauspiel lehrt, in wie mythischer Gestalt der große König im Gedächtniß des italienischen Volks lebt, welches noch heute die Deutschen unterscheidet als Austriaci und als Prussiani. Die Prussiani kennt es nur aus der Geschichte des alten Fritz, von welchem gesagt wird, daß er ein zweiter Attila gewesen sei und die Austriaci bezwungen habe.

Die Schauspieler auf der Navona sind sehr mittelmäßig. Man findet wol auf den kleinsten wandernden Bühnen Deutschlands nicht schlechtere, als hier agiren, und namentlich ist das Frauenpersonal ausgezeichnet durch Häßlichkeit.

Jede Vorſtellung im Teatro Emiliani ſchließt entweder ein Ballet oder eine Pantomime und ein lebendes Bild, wie Abel's Tod, Ahasver, die römiſche Virginia, Salvator Roſa unter den Banditen, und andere Darſtellungen.

Eines Abends kündigte der Theaterzettel ein beſonders vielverſprechendes Stück an, deſſen Name iſt: Ravanello spaventato da un morto parlante (Der durch einen redenden Todten erſchreckte Ravanello). Das mußte alſo eine außerordentliche Begebenheit ſein und eine ergötzliche Vorſtellung werden. Es war die Geſchichte des Don Juan im volkstümlich romaniſchen Gewande. Wie im Spaniſchen, und wie auch ſein eigentlicher Name lautet, heißt er hier Don Tenorio, der Leporello aber heißt Ravanello. Donna Anna, Don Octavio und der Commendatore ſind Figuren wie bei uns. In dieſer volkstümlichen Faſſung iſt Don Juan keineswegs ein Fauſt der Sinnenluſt, ſondern ſchlechthin ein gottloſer und frivoler Lebemann. Sein Charakter wird nur in einer Handlung entwickelt. Er tödtet den alten Comthur aus Rache, nachdem er deſſen Zimmer Nachts erſtiegen hat. Wenn er ſich ſpäter auf dem Kirchhof findet, folgt dieſelbe Scene der Einladung der zu Roß ſitzenden Statue, wie ſie in unſerer Oper vorgeſtellt wird, nur fehlen die herkömmlichen Witze des Leporello.

Der Commendatore erſcheint zum Banket. Er iſt vorgeſtellt als ein weißer Mehlteufel und höchſt gräuelvolle Geſtalt. Der erſchreckte Don Juan ladet das Geſpenſt ein, Platz zu nehmen und ſich zu bedienen. „Ich eſſe keine Speiſe", ſagt der Geiſt. „Willſt du Muſik

hören?" fragt Don Tenorio. „Ja", sagt der Geist. Nun spielt die Musik einige Minuten lang, während Don Tenorio und das Gespenst sich sprachlos gegenüberstehen. Diese Scene ist von einer tiefen Wirkung und, wie man erkennen wird, höchst sinnreich, da die Musik gleichsam als himmlische Macht, als die übersinnliche Stimme Gottes und die Posaune des Gerichts Don Tenorio in die Seele dringen soll. Sobald sie schweigt, ladet der Comthur Don Tenorio seinerseits zu sich, das heißt in das Todtengewölbe zum Banket, und da jener als ächter Caballero diese Einladung nicht ausschlagen darf, sagt er zu, sein Gast zu sein.

Er geht also in die Todtengruft, worin er sich allein befindet. Unter Särgen und Monumenten steht ein schwarzbedeckter Tisch, auf welchem man Teller und Flaschen sieht; das Gedeck ist mit Todtenschädeln decorirt. Plötzlich kündigen, wie in der ersten Gespensterscene, laute Stöße unter dem Boden das Erscheinen des Gastgebers an, und die weiße Gestalt tritt, feierlich schreitend, auf. „Iß!" sagt der Geist. Der schaudernde Don Tenorio wendet sich hinweg. „Ich mag nicht essen", ruft er mit bebender Stimme. „Willst du Musik?" „Ja!" sagt Don Tenorio. Wieder eine wirksame Pause, da nur die Musik spielt. Die Musikanten, vier Hornbläser und ein Bassist, thaten ihr Möglichstes, um etwas ganz Infernalisches von Tönen zusammenzubringen, und so erkannte man deutlich die Wirkung der Scene auf die Gemüter der Zuhörer.

Sobald die Musik schwieg, begann der Geist seine Stimme zu erheben und nach Art eines Kapuzinermönchs

eine eindringliche Ermahnungsrede an Don Tenorio zu richten, indem er ihn aufforderte, in sich zu gehen, das Heil seiner Seele zu bedenken und sich zu Gott zu wenden. Der aber verweigert die Bekehrung in cavaliermäßigem Trotz. Nun folgte der Handschlag, das Ergreifen und Festhalten der Hand Don Tenorio's, und es öffnete sich augenblicks eine Fallthüre, aus welcher schreckliche Flammen von Kolophonium hervorbrachen. Nicht so bald ersah Don Tenorio diese Fallthüre, als er auf sie zuschritt und mit der Tapferkeit des römischen Curtius sich mitten in das Kolophonium hineinstürzte.

In der letzten Scene sieht man die Hölle selbst mit bengalischen Flammen, oder den in großer Fürchterlichkeit aufgesperrten Höllenrachen. Jetzt stürzt Don Tenorio herein; halbnackt, an den Armen gefesselt und mit gesträubtem Haar, wälzt er sich am Boden, während ihn einige Kobolde von der höllischen Inquisition zwicken. In solcher Pein ruft der Verdammte: „Schon tausend Jahre schmachte ich hier, ist keine Rettung?" Hinter der Scene brüllen die Dämonen: „Keine! keine!" Der Vorhang fällt.

Dies ist Don Juan in seiner volksthümlichen Behandlung; aller Nachdruck geht auf die moralische Wirkung, das Possenhafte verschwindet fast gänzlich, und der Ravanello ist eine ganz unbedeutende Figur geworden; denn die Färbung von Humor, welche das Stück anfangs zeigte, verliert sich schon in seiner Hälfte.

Wir sehen, daß dieses Teatro Emiliani ziemlich interessante Dinge von tragischem Kaliber vorzuführen im Stande ist, und so wollen wir es uns nicht nehmen

laſſen, die erſchütterndſte Tragödie der italieniſchen Poeſie auf ihm ſpielen zu ſehen, nämlich „Francesca da Rimini“.

Die weltberühmte Epiſode des Dante'ſchen Gedichts hat, wie die Malerei, ſo auch die Dichtung zur Behandlung gereizt und auch dramatiſche Verſuche veranlaßt, welche ſich alle als undramatiſch erwieſen haben. Selbſt Byron ſagt in ſeinen Tagebüchern, daß er den Gedanken faßte, eine Tragödie „Francesca da Rimini“ zu ſchreiben. Es iſt zu bedauern, daß er es nicht that; wenn er auch kein Bühnenſtück geliefert hätte, ſo war er doch der Poet dazu, große Leidenſchaften groß aufzufaſſen. Die Einfachheit der Handlung erſchwert den dramatiſchen Fortſchritt ſie fordert einen großen Dichter, welcher ſich auf die Dialektik der Leidenſchaft verſteht. Silvio Pellico iſt der Einzige, der ihr nahe gekommen iſt. Seine „Francesca da Rimini“ hat eine gute innerliche Entwicklung bei ſehr edel gefaßten Charakteren, wenn auch die dramatiſche Wirkung nicht groß iſt. Das Stück iſt in Italien claſſiſch und wird auf kleinen wie auf großen Bühnen geſpielt. Hier in Rom ſpielten es in dieſen Tagen zwei Theater nebeneinander, Valle als ernſtes Trauerſpiel, und Teatro Emiliani als Traveſtie.

Sehen wir es alſo auf der Navona. Die Schauſpieler tragiren es hier im römiſchen Dialekt, das iſt in der platten Mundart von Trastevere. Es wird traveſtirt oder trasteverirt. Es iſt, als gäbe man die „Iphigenia“ plattdeutſch, oder den „Fauſt“ in der niederländiſchen Ueberſetzung des Bleeſchhauer. Bei uns wäre eine ſolche Caricatur des Tragiſchen unmöglich. Wo würde ſich wol

eine noch ſo kleine Bühne finden, welche es wagen ſollte, „Maria Stuart“ als lacherregende Traveſtie vor dem Volk zu ſpielen? Man traveſtirt bei uns die Tragödien nur durch ſchlechtes Spiel, nicht aber aus Abſicht zu ergötzen.

Auf der Ravona traf Alles zuſammen, um die größtmögliche Lächerlichkeit zu erregen, der platte Dialekt und das ſchon von Natur entſetzliche Spiel der Schauſpieler, namentlich der Franceſca ſelbſt. Indem ſie die tragiſchen Rollen, welche der Dialekt lächerlich machte, ernſt ſpielten und von dem Kothurn immer wieder auf die Socken fielen, glichen ſie jenen Schauſpielern von Pyramus und Thisbe. Der alte Guido von Ravenna hatte ſich einen Buckel gemacht und ſpielte in ſammtenen Hoſen und in Hemdärmeln als Kobold. Die unglückliche Franceſca glich einer von Geſundheit ſtrotzenden Milchmagd, und Lanciotto und Paolo hatten Figur und Art von zwei ledernen Raufbolden, welche ſchimpfend und ſchreiend die Plempen ziehen. Sie ſpielten jedoch mit vollem Ernſt und in unveränderter Handlung des Stücks, nur war jede erhabene Sentenz ins Trasteveriniſche nicht allein dem Wortlaut, ſondern auch dem Gedankenausdruck nach herabgeſtimmt. Dieſelbe Tragödie war ſtehen geblieben, aber ſie war nach dem Recht des Carneval in eine Hanswurſtjacke geſteckt, und die Muſe der Tragödie hatte ſich gleichſam das Geſicht beſchmiert und ſich mit Kohlen einen Schnurrbart angemalt.

Der Fremde, welcher in die Unterſchiede des reinen Italieniſch und des Trasteveriniſch nicht eingeweiht iſt, lacht nur über die Verhunzung des Tragiſchen ſelbſt, der

Römer aber lacht über den Dialekt. Es iſt ein ganz localrömiſches Vergnügen. Als einmal der alte Herr von Ravenna zur Francesca ſagte: „State mosca!“ brach das Publicum in ein ſchallendes Gelächter aus. Ich fragte einen neben mir ſitzenden jungen Menſchen, der ſich in Lachkrämpfen wand: „Warum lacht ihr denn eigentlich?“ „Mosca“, ſagte er, „o mein Gott! ſo ſagen ſie ja in Trastevere ſtatt zitto (ſtille).“ Statt niente (nichts) ſagt der Dialekt nientaccio, wie überhaupt das accio und uccio ein vorherrſchendes Anhängſel von Trastevere iſt, und jedesmal erregte das ein ſchallendes Gelächter.

Der Dialekt liebt, wie jede platte Mundart Italiens, das ne anzuhängen und die Verbalendungen are und ire zu verſchlucken, er ſagt deshalb andane und partine, ſtatt andare und partire. Ebenſo verwandelt er das l gern in r, und ſagt alſo ſtatt del teatro: der teatro. Indeß verſtellte man auch die Ausdrucksweiſe ins Platte; es ſagte Lanciotto einmal zu Paul: „Warte, ich will dich zerhacken wie eine Wurſt.“ Bei Silvio Pellico ſchließt das Stück: Es iſt genug Blut, daß die Sonne, wenn ſie wiederkehrt, ſchaudert; im Dialekt hieß es: daß die Sonne, wenn ſie wiederkehrt, das Zipperlein kriegt. Die Stelle im Dante, wo Francesca und Paul die Liebesgeſchichte von Lancelot und Ginevra leſen, wurde ſo traveſtirt, daß geſagt wurde: „Wir laſen eines Tags die ſchöne Geſchichte von Chiarina und Tamante.“ Dies iſt nämlich eine Liebesgeſchichte aus Corſica, welche als fliegendes Blatt durch ganz Italien verbreitet iſt und hier überall verkauft wird, wie bei uns die neuen Lieder.

„Was würde wol Dante und Silvio Pellico dazu ſagen, wenn ſie dieſe Tragödie auf den Brettern in ſolcher Form ſähen?“ ſo fragte ich einen meiner Nachbarn. Der Mann ſah mich verwundert an, und nachdem er begriffen zu haben ſchien, was ich meinte, ſagte er: „Eh! si vuol ridere.“ Ich habe nun in Wahrheit kaum etwas Lachenswürdigeres geſehen als jene Scene, in welcher Lanciotto den Bruder und ſein Weib erſticht, und wie dieſe beiden Liebenden nun niederfallen, Paul zur Franceſca, welche hier Checca heißt, ſagt: „Checca, verzeihe mir — ach, ſie iſt caput! — nun bin ich auch caput“, und wie der Signor von Ravenna, buckelig, in ſammtmancheſternen Hoſen und in Hemdärmeln an den Leichen ſteht und zu Lanciotto ſagt: „Genug Blut, daß die Sonne, wenn ſie wiederkehrt, davon das Zipperlein kriegt.“ Der Vorhang fällt.

Man kann im Theater Emiliani auch Medea im dialetto romanesco vorſtellen ſehen, oder ſich an der „Didone abbandonata“ ergötzen, worin Aeneas als der mythiſche Ahnherr der Römer dem Volk mit heroiſchen Erinnerungen ſchmeichelt. Doch ſei deſſen genug.

Damit aber der Leſer die trasteverîner Sprache vor ſich habe, gebe ich hier den Anfang des Theaterzettels:

Teatro Emiliani
In Piazza Navona
Invito Strasordinario

Per la sera der giorno de Giuvedine 27 Gennaro der mille ottocento cinquantatrene. A Benefiziamento della

prima donna Pantomimica assoluta Marietta Descarsi. Man wird, wie der Zettel sagt, geben den

Purcinella Impicciato in tra' una Mucchi de Sorci, dopo na nova pantomimica tutta de spettacolo, fadica d'un regazzino granne de 5 anni e questa se chiama Er Naufragiamento de Tom-Pusse.

In der Camerata Lunga wird man an demselben Abend geben das erste Stück von neuem, dann ein Balletto in punta é tacco, hierauf den Capo d'Opera der Sor Pietro Metastasio Didone abbandonata, endlich die Pantomimica er balletto. Darum, so schließt der Zettel, kommt und lacht und macht auch die Schauspielerin lachen, deren Benefiz es ist, und sie wird euch zum Lohn Alles geben, was sie in der Brust verschlossen hat (tutto quello che tie chiuso nder petto).

Dante nennt in seinem Buch „De vulgari eloquentia" den römischen Dialekt den häßlichsten von allen Dialekten Italiens.

Die beiden Marionettentheater auf der Montanara und auf Sant Apollinare und das recitirende Theater Emiliani sind also die eigentlichen römischen Volkstheater mit ganz localem Gepräge. Dazu kommt noch im Winter das große Theater Alibert für Spectakelstücke und mit dem Beginn der schönen Jahreszeit das Volkstheater im Mausoleum des August.

Alle übrigen Theater haben nichts eigentlich Nationelles mehr. Nur Capranica steht noch in der Reihe der Volkstheater, macht aber schon den Uebergang zu den größeren. Man gibt hier Tragödien und Komödien, Ritter- und Räuberstücke, Singspiele, Pantomimen, Ballete

jeder Art. Die ſtehende luſtige Perſon iſt der Stenterello, eine toscaniſche Figur ohne ſtereotype Maske, überhaupt nur der Luſtigmacher, welcher auch in den Rührſpielen nicht fehlen darf. Er iſt der Pulcinella der recitirenden Volksſchauſpiele in ganz Ober- und Mittelitalien, und ſelbſt das Teatro Emiliani hat ihn neben dem Pulcinella aufgenommen. Einen guten Stenterello haben, gilt für das toscaniſche Volkstheater Daſſelbe, was ein erſter Tenor und eine Primadonna für die Oper gelten. Die Theaterzettel kündigen ihre Stücke jedesmal mit dem Zuſatz con stenterello an, wie auf den Marionettentheatern die Stücke immer angekündigt werden: con pulcinella.

Außer Capranica ſpielen noch die Theater Torre d'Argentina, Valle, Tordinona oder Apollo. Das Apollotheater iſt das Opernhaus; in der Winterſaiſon brachte es den „Trovatore“ von Verdi. Valle iſt das größte Theater für recitirendes Schauſpiel; eine gute turiner Geſellſchaft ſpielt hier ſeit Oſtern und begeiſtert das Publicum durch die im tragiſchen Fach ausgezeichnete Signora Riſtori. Man ſpielt hier, wie bei uns, viele franzöſiſche Bühnenſtücke, bisweilen auch Dramen Kotzebue's, und höchſt ſelten gehen Goldoni, Silvio Pellico und der cenſurwidrige Alfieri über die Bühne. Alle dieſe Theater entziehen ſich dem Bereich der Figurenwelt dieſer Blätter.

Wir wollen alſo den Vorhang fallen laſſen und die Puppen ſammt und ſonders wieder in die Schachtel legen. „Ebenſo“, ſagte einſt Don Quixote, „geht es in der Komödie und in der Darſtellung dieſer Welt, wo

Etliche Kaiſer ſpielen, Andere Päpſte, und kurz, ebenſo viele Figuren, als nur in der Komödie auftreten können; wenn es aber zu Ende iſt, wenn das Leben nämlich aus iſt, zieht der Tod allen die Kleider aus, nach welchen ſie ſich unterſcheiden, und in ihren Gruben ſind ſie alle einander gleich."

Und ſo ſehet hier, meine Freunde, eine römiſche Figur, die ihre Rolle ausgeſpielt hat, und jetzt auf dem Paradebette zwiſchen brennenden Kerzen öffentlich ausgeſtellt daliegt, ſtarr und todt, neugierig begafft von dem herzudrängenden Volk, von Menſchen des niedrigſten Standes, die, als jener Mann lebte, ihm nicht in die Augen zu ſehen wagten und ſcheu den Hut zogen, wenn er in ſeiner Prachtcarroſſe vorüberfuhr. Es iſt ein Cardinal. In einem Zimmer des Palaſts der Conſulta liegt er über dem Paradebette an der Wand in ſeiner roten, fürſtlichen Gewandung. Wie wenig Prunk um dieſen Mann, der einſt den römiſchen Staat gelenkt hat und deſſen Lebensgeſchichte mit den größten Weltereigniſſen ſich verzweigte.

Das Zimmer iſt klein und nicht zu ſauber. Betrachtet die Behänge ſeines Paradebettes, ſie ſind von ſchwarzem Tafft, ſie haben ſchon manchem Cardinal gedient, denn ſie ſind alt und abgebraucht, ſchmuzig, zerriſſen und hie und da geflickt. Ein paar Kerzen brennen. Ein Prieſter murmelt an einem Pult Gebete. Ab und zu ſtrömt das Volk herein: Arbeiter von der Straße, Weiber und Kinder, und ſie gaffen dem Todten mit dumpfer Gleichgültigkeit ins blaſſe Angeſicht. Er liegt da wie eine rote umgeſtürzte Porphyrſäule eines Tempels. Sein Haupt

iſt groß und wie aus Stein gehauen, ſteinalt und von ſpärlichem Haar umſilbert; ſeine bleichen Züge drücken noch feſten Willen und ruhige Ergebung aus.

Ueber dieſem Haupt ſchwebte im Jahr 1846 die Papſtkrone, der Gegenſtand langgenährter Hoffnung. Als Gregor XVI. geſtorben war, zweifelte Niemand an der Wahl dieſes berühmten Staatsmannes, des Miniſters von Gregor, Erzbiſchofs von Genua, Großpriors der Malteſer und Abts von Farfa, der einſt Nuntius in Paris geweſen war. Viele Cardinäle waren ſeine Creaturen, ſein Anhang in Rom ſehr groß. Als nun das Conclave beiſammen war und man zur erſten Abſtimmung ſchritt, fielen auf ihn die meiſten Stimmen. Er zweifelte nicht an ſeiner Wahl, in der Stille ſeines Herzens trug er ſchon den Namen, den er ſich als Papſt hatte geben wollen. Aber die Papſtwahl iſt wie das Spiel einer Lotterie, und jener Cardinal zog eine Niete. Ein Mann, welcher einſt an ſeine Thüre in Genua geklopft hatte, demüthig um ſeine Gnade und ſeine Beförderung bittend, der arme Graf Maſtai Ferretti, gewann die Papſtkrone, und der Greis Lambruſchini fiel vor ihm auf die Kniee und küßte die Füße Seiner Heiligkeit.

Da liegt nun Lambruſchini, der ſtolze unbeugſame Genueſe, der einſt Niemand neben ſich geduldet und eigentlich ſtatt Gregor's geherrſcht hatte, ein Mann von großer Energie und eine despotiſche Natur, von der unerbittlichen Strenge eines Mönchs, unzugänglich den Leidenſchaften der Welt, nur auf die Herrſchaft der Kirche bedacht, noch einer der Wenigen aus der alten Zeit und alten Schule. Fünf Päpſte hatte er erlebt, der ſechſte nahm ihm die

Krone. Und welche Stürme der Geschichte von der französischen Revolution bis auf die jüngste von 1848 hatte er nicht erfahren, welche Erscheinungen, welche Personen, Kaiser, Könige und Fürsten, Gewaltherrscher und Entronte waren nicht einst an ihm vorübergegangen. Im Papismus alt und grau geworden, das Haupt der Kirchenabsolutie, mußte er auch noch die letzte Revolution erleben, die Pio Nono mit den Reformen selbst hervorrief; wie ein Verbrecher mußte der alte Mann, schon an der Schwelle des Grabes, aus Rom entfliehen. Ich sah ihn oft bei Kirchenfesten, wenn er vor Alter zusammengesunken, gebeugt und zitternd, ehrwürdig wie ein Patriarch, in der Procession einherwankte oder in die Sixtinische Kapelle geführt ward. Aller Augen waren dann auf ihn gerichtet und es lief ein Murmeln durch die zuschauende Menge: „Das ist Lambruschini!"

Hier nun steht der zerlumpte Bettler und Handlanger von der Straße frank und frei an seinem Paradebette und gafft ihn an: „Ecco Lambruschini!" So liegt er, ein gleichgültiger Gegenstand, von den Weltdingen und der Geschichte abgetrennt, eine Figur, die ausgespielt hat und nun zu den andern Puppen gepackt wird, schon vergessen. Diese Oeffentlichkeit, diese gleichgültige Beschau einer Leiche hat etwas Erschreckendes, sie zwang mich, dem todten Cardinal im stillen Nachsinnen eine Leichenrede zu halten, indem ich an seine hohe Stellung, an seine große Thätigkeit und an sein großes Zeitalter zurückdachte und sein greises Todtenantlitz mit Ehrfurcht betrachtete.

Aber was kümmert sich auch das Leben um Kaiser

Könige, Päpſte und Cardinäle, und was bedeuten ſolche Erſcheinungen in Rom! Hier unter den Ruinen der Weltgeſchichte wird Alles, was draußen durch Größe blendet, fahl und bleich oder klein wie ein Marionettenſpiel; denn hier modert eine Welt von Purpur, und die Luft iſt voll von Namen todter Kaiſer und todter Päpſte.

Alſo weiter in das Puppenſpiel des Lebens! Aber wohin ſoll ich meine Freunde nunmehr führen? Auf den Corſo, wo rote und goldgeſtickte Teppiche aus allen Fenſtern hängen, wo tauſend ſchöne Frauen von den Balconen herablachen und einen ganzen Frühling von Blumen herunterſtreuen, wie Pfirſichbäume, wenn ſie der Zephyr bewegt und ihre Blüten umherſtreut? Oder ſollen wir nach Sant Antonio in die Diocletiansthermen, wo die langen Züge von buntbebänderten Pferden geweiht werden, wo wir die Equipage des Papſts und ſein ſchönes weißes Maulthier bewundern, oder die Carroſſe des Herzogs Buoncompagni-Ludoviſi anſtaunen können, deren herrliches Geſpann, 16 Roſſe zumal, der Wagenlenker vom Bock regiert? Doch nichts von alle Dem, ſondern hier drängt ſich uns mit unabweisbarer Allgegenwart die glänzende Erſcheinung auf, welche Graſſo Lucido heißt.

Aber nein! unſere Aufmerkſamkeit nimmt jener wunderliche Zug von Weſen in Beſchlag, welche paarweiſe und feierlich daherſchreiten und dem tiefſten Mittelalter anzugehören ſcheinen, wie deſſen Geſtalten von Giotto oder Ghirlandajo und Sandro Botticelli gemalt ſind. Dieſe Männer ſind von Kopf bis zu Fuß in ein langes rotes Gewand gekleidet; eine Kapuze, welche ſpitz zuläuft,

verhüllt ihr Haupt und läßt nur die Augen wie durch die Augenlöcher einer Maske ſehen. Alle ſind ſie barfuß. Ein Strick umgürtet ihre Lenden; einige tragen Kreuze, aber jene beiden roten Geſpenſter, die den Zug eröffnen, halten vor ſich in beiden Händen einen Menſchenſchädel und Menſchenknochen. So ſchreiten ſie einher und murmeln Gebete. Es iſt die Brüderſchaft der roten Sacconi. Wahrlich, ihr Anblick iſt von unſaglicher Bizarrheit und verſetzt in die älteſten Jahrhunderte zurück. Aber es gibt auch Brüderſchaften von andern Farben, und wenn wir Abends Rom durchwandern, können wir wol mehr als einem Zuge ſolcher Art begegnen, dieſe in ſchwarzen Kapuzen, jene in himmelblauen, andere in weißen oder gelben Gewändern. Das ſind römiſche Figuren, die man täglich ſieht, und wenn ſie jene menſchenöden und altertümlichen Stadtviertel Roms, die Regionen Monti, Campitelli oder Trastevere durchſchreiten, oder wenn die Kapuziner ſelbſt in ihren braunen Kutten und ſilbergrauen Bärten mit angezündeten Wachskerzen feierlich hinter dem Kreuz oder einem Sarge voraufgehen, erfüllen ſie die öden Plätze und Straßen mit ſchauerlicher Schwermut.

Der Cultus Roms, ja das ganze innere Leben der Stadt hat weſentlich den Charakter der Proceſſion, denn Rom iſt die Stadt der Proceſſionen. Und ſelbſt wenn es nicht kirchliche Umzüge ſind, die zumal im Sommer mit dem Mai und Juni ihren Anfang nehmen, ſo ſind es ungezählte andere Züge von Genoſſenſchaften, welche paarweiſe über die Plätze hinwandeln und überall ein feierliches Weſen verbreiten.

Seht, dort ziehen Mädchen, von Nonnen geführt, paarweiſe durch die Straße. Sie alle tragen ein ſchwarzes Kleid und ein weißes Bruſttuch, ein weißes Kopftuch mit ſchwarzem Bande; vorauf gehen die Kleinen, dann in aufſteigender Linie geht es ſo fort bis zu Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Es ſind Zöglinge irgend eines Inſtituts, welche ſpazieren gehen. Sie begegnen ſich mit einem Zug von Jünglingen, welche von Geiſtlichen ſpazieren geführt werden. Auch ſie ſind paarweiſe in aufſteigender Linie geordnet. Alle tragen ſie ſchwarze Leibröcke und einen ſchwarzen Hut, ſelbſt die kleinſten ſind alſo ballmäßig angezogen, und wol 30 bis 50 Knaben ſieht man beiſammen, ein komiſcher Anblick, da Leibrock und Hut ihnen ein zwerghaft veraltetes Anſehn geben. Wenn ſich jene ſchwarzen Mädchen und dieſe ſchwarzen Jünglinge begegnen, werfen ſie ſich ſehnſüchtige Blicke zu und gehen ſtumm aneinander vorüber. Denn ach! ſie ſind ſtumm und ihre Ohren hören nicht, nur mit den Augen und mit den Händen telegraphiren ſie ſich ihre Unglückszeichen.

Es iſt unmöglich, alle dieſe Vereine und Körperſchaften zu nennen, welche ſo paarweiſe und in ſocialer Uniform Rom durchſchreiten. Es ſind Hunderte von pädagogiſchen Provinzen in dieſer Stadt des geiſtlichen Socialismus, Hunderte von kirchlichen Phalanſterien, welche die Phantaſie Goethe's oder Fourier's zu Schanden machen.

Seht, da kommt wieder ein anderer Zug von Jünglingen, ſchwarz uniformirt in kaftanartigen Röcken mit aufſtehenden Kragen, welche ein roter Streifen verziert.

Ein paar Mohren aus Afrika sind darunter, andere haben dunkelgelbe Gesichter. Sie sprechen in diesem Zuge Sprachen aus allen Zonen, europäische und asiatische wie afrikanische, sie reden chinesisch, persisch, hindostanisch, malabarisch, abyssinisch, koptisch und orangutisch. Das sind Schüler der Propaganda, spazierende junge Missionäre. Aber die dort, die rotgekleideten, flachshaarigen Jünglinge, welche eben vorüberkommen, paarweise wie die andern, sprechen alle deutsch, denn es sind Zöglinge des Collegium Germanicum. Und so sehen wir noch andere Collegien, bald hellblau gekleidete Jünglinge, bald weißgewandige und bald schwarze, Engländer oder Schotten, Nazarener und Nobili — wer möchte sie alle benennen!

Fürwahr, dieser Grasso Lucido, welcher uns schon einmal und immer wieder begegnete, ist doch gar zu zudringlich; aber er gedulde sich noch eine Zeit, denn wir haben noch ein wunderbares Schauspiel zu sehen. Folgt mir, Freunde, nach dem Lateran, und denkt euch, es sei der sonnengoldigste Junitag. Dort wird eine der größten Processionen über den Platz ziehen, alle Mönchsorden werden erscheinen und viele Körperschaften sich beteiligen, viele reizende Mädchen mit kleinen silbernen Kronen auf dem Haupt und mit Gewändern und Busentüchern, die nicht genäht, sondern mit tausend Stecknadeln zusammengesteckt und gleichsam in Mosaik gestickt sind, werden in der Procession auftreten; auch das riesengroße Kreuz werden Kuttenmänner tragen, ohne es mit Händen zu berühren, sondern es wird auf der Brust des Trägers in einem ledernen Behälter stehen und so ge-

ſchickt balancirt werden, als wäre dies die Production einer Kunſtreiterbude. Dieſe unermeßliche Proceſſion wird mitten durch jenes Lazaret am Lateran ſchreiten, mitten durch die Reihen von Betten gehen, in welchen kranke Frauen und Mädchen liegen, und dieſe werden den Segen empfangen. Habt ihr je ſo etwas geſehen oder nur gehört, meine Freunde? daß kranke Mädchen Beſuche empfangen, nicht von einzelnen guten Freunden, ſondern vom römiſchen Volk und allen Quiriten? Seht, es ſtehen die Thüren des Lazarets ſperrweit offen, grüne Buxuszweige und Blumen ſind davor geſtreut. Schweizerhellebardiere ſind am Eingang aufgepflanzt, ſtattlich und rotgelb wie Königskerzen und wie Feuerlilien. Aber ſie wehren den Eintritt Niemand, und ſchon ſtrömen Hunderte hinein und wir mit ihnen.

Welch ein Anblick! und wo ſind wir? Wir treten ſanft auf; wir dürfen uns an keinem Bette aufhalten, ſondern nur vorüberſchreiten. Seht, wie luſtig und ſchön iſt der Saal und wie reich iſt er ausgeſchmückt. Heute feiert die Krankheit ihr Feſt und borgt von der Freude und von der Geſundheit Schminke und Putz; denn in dieſem Rom will Alles einmal Figur machen, der Glückliche und der Reiche, der Bettler und der Krüppel, ja ſelbſt die Todten müſſen ihre Feſte haben. Seht die Betten zu beiden Seiten in langer Reihe, wie ſind ſie ſauber und weiß, mit purpurroten Teppichen und Goldfranſen und künſtlichen Blumen ausgeziert! Jedes Bett ſieht aus wie ein Gedicht von Matthiſon oder von Geibel. In jedem ſitzt aufrecht oder liegt ſchmachtend eine Frau oder ein Mädchen, ſchneeweiß angethan mit der ſauberſten

Krankenjacke. Viele ſehen aus — zum Davonlaufen, aber viele zum Krankwerden ſchön. Seht dort das Mädchen, wie ihr Geſicht von Geneſung verklärt iſt, und von dem unwiderſtehlichen Zauber der Ermattung glänzt! Ihre ſchwarzen Augen funkeln wie illuminirt von Erinnerungen. Bald werden es wieder Blitze ſein. Ihr wollt ſtehen bleiben, gute Freunde? Das iſt nicht erlaubt, denn ſeht, an dieſem Bette ſteht der ſchmuckſte junge Ritterſporn mit geſchultertem Gewehr als Ehrenhold, und er ſieht aus, als ſtünde er an einer Pulvermine Schildwache. Und dort wieder, wo das junge Mädchen aufrecht ſitzt, deſſen Wangen roſige Fieberröte ſo ſchön anhaucht und deſſen Blicke wie Feuerfliegen in die Irre ſchweifen, dort ſtehen gar alte gelbgekleidete Hospitaldienerinnen wie Parzen Schildwache. Fort alſo, fort, denn dieſer Aufenthalt iſt gefährlicher als die Malaria in der Mondnacht. Das war eine Lazaretſcene aus dieſem wunderbaren Rom!

Wer kann aber nun dem Grasſo Lucido entrinnen? Eine Volksgruppe ſteht auf irgendeiner Straße, eine declamirende Stimme erſchallt aus ihrem Kreiſe. Wir eilen herbei: was gibt es hier? Il legittimo Grasso Lucido. Ein ganz friſcher, blutroter Maueranſchlag dort an der Ecke — wir eilen ihn zu leſen, denn was mag es geben? Il legittimo Grasso Lucido. Wir ſitzen im Café Nuspoli — ein Zettelträger verteilt Zettel — was gibt es? Il legittimo Grasso Lucido. Dieſer legitime Grasſo Lucido hat alſo auch ein unbeſtrittenes Recht, die Augen aller Welt auf ſich zu ziehen, ja er iſt nichts Geringeres als die im Jahr 1850 nach Chriſti Geburt mit einer ſilbernen Medaille patentirte Glanzwichſe, welche

gar keine corroſiven Zumiſchungen von Vitriol oder andern Säuren enthält, ſondern jedes beliebige Leder nicht allein im höchſten Maß geſchmeidig, ſondern auch in einer ganz wunderbaren und unglaublichen Weiſe dauerhaft macht.

Sehen wir alſo einer ſolchen Vorſtellung des Graſſo Lucido unter dem Obelisk vor dem Pantheon zu. Dort ſtehen neben einem Tiſch, welcher mit blechernen Wichsbüchſen überladen iſt, zwei dieſer Straßenſophiſten und reden ſtundenlang in nie endendem Redefluß über die Vortrefflichkeit des Graſſo Lucido. Sollte man dem größten Philoſophen die Aufgabe ſtellen, etwas zum Lob einer Glanzwichſe zu ſagen, ſo würde er in ein paar Sätzen damit zu Ende ſein; aber dieſer Mann dort, in ſchmierigem Rock und langer Sammetweſte, welche beide gleichſam mit Glanzwichſe überzogen ſind, ſpricht über die Materie des Graſſo Lucido ohne Aufhören mehrere Stunden fort, immer zur Sache und immer mit ganz neuen Argumenten und genialen Anſichten von Dem, was eigentlich der Graſſo Lucido ſei und was er für ein Verhältniß zur Oekonomie, zur menſchlichen Geſellſchaft, zum verſchiedenartigſten Leder, zur Cultur, zur Witterung, zur Sonne und zu den Sternen habe, und welches ſein Einfluß auf das menſchliche Gemüt ſei.

In der erſten halben Stunde fallen dem Zuhörer die Schuppen von den Augen, er wird von der Vortrefflichkeit des Graſſo Lucido beinahe überzeugt; allmälig aber beginnt er die Einzigkeit und ungeheuere Wichtigkeit des Graſſo Lucido zu begreifen und gerät in Verwunderung, wie er bisher ohne ihn nur habe exiſtiren können. Immer-

fort aber perorirt der Sophist vor dem Pantheon. Gorgias, Protagoras und Karneades sprachen nie schöner über die Gerechtigkeit, als dieser Mann über den Grasso Lucido. Er verdient, daß man ihm in Padua einen eigenen Katheder über den Grasso Lucido stifte; er selbst nennt sich bereits Professor und wahrscheinlich auch Mitglied mehrerer gelehrten Akademien, und seinen Collegen desgleichen; denn, sagt er, seht diesen Professore, er hat elf Bände über den Grasso Lucido geschrieben. „Nicht wahr, Professore, hast du es nicht in deinem zehnten Bande auseinandergesetzt, daß dieser ächte und in ganz Europa einzige Grasso Lucido eine so wunderbare Eigenschaft habe, daß er selbst das härteste Ochsenleder durchdringt und so weich macht wie ein Stück Sammet?" Der Professore bejaht es, daß er dies im neunten Bande von dem Grasso Lucido geschrieben habe, und ergießt sich nun, da jener heiser geworden ist, von neuem in das Lob dieses erstaunlichen Products.

Er demonstrirt zuerst, was der Grasso Lucido an sich sei. „Man will behaupten", sagt er, „daß in diesem Grasso Lucido vernichtende Säuren und corrosive Substanzen enthalten seien — ich frage euch nun, kann ein lebendiger Mensch Vitriol verschlucken? Glaubt ihr wirklich, daß es einen Mann gebe, der sich mit Schwefelsäure den Magen anfüllen könne? Seht her, ich will euch den Beweis liefern, denn ich will vor euern Augen diesen Grasso Lucido essen, und er wird mir weder den Tod geben, noch Uebelkeit zuziehen, vielmehr einen solchen Wolgeschmack erregen, als wäre es die allersüßeste Polenta." Hierauf verschlingt der Professore vor Aller Augen

eine ziemliche Quantität von Grasso Ludico, die Zuhörer aber sind bis in die Eingeweide hinein überzeugt, daß in diesem Präparat kein Vitriol enthalten sei. „Kauft also", ruft der große Philosoph, „profitirt von diesem höchst ökonomischen, genießbaren, unschuldigen und einzigen Grasso Lucido, das Schächtelchen nur zu 13 Bajocchi. Sagte ich 13? Nein, nehmt es für 12. Sagte ich 12? Seht, ich gebe es für 10."

Um nun zu beweisen, daß der Grasso Lucido alle ledernen Dinge blank mache, und zwar ohne Anstrengung, nimmt er zuerst ein Stück Papier und wichst dasselbe mit der äußersten Gemächlichkeit und mit einem Lächeln des Wolbehagens; dann ergreift er einen Jungen und wichst ihm unter beständigem Declamiren einen Stiefel. Der Junge strahlt im Antlitz vor Freude, denn es ist ihm noch nicht passirt, daß ihm Jemand die Stiefel gewichst hat, noch hat er überhaupt, solange er lebt, gewichste Stiefel getragen. „Seht", sagt der Professore, „dieser Stiefel war eben erst gleichsam der Stiefel eines Schweins, und jetzt erglänzt er wie das reinste Silber, ja, ein kaum geborenes Kind könnte ihn mit leichtester Mühe blank machen." Der Junge geht mit einem gewichsten und einem ungewichsten Stiefel von dannen, und drei Straßen entlang läßt er kein Auge von seinem blanken Stiefel und scheint sich und sein Glück darin zu spiegeln.

Dies war eine Vorstellung von dem Grasso Lucido, welcher uns in den Stand setzt, nicht allein in der feinsten Gesellschaft anständig zu erscheinen, sondern geradezu auf einen Ball zu gehen.

Der Ball wird weder beim Duca Torlonia, noch

beim Duca Braschi gegeben, sondern ist weit mehr interessant und sehenswert als ein Tanz in fürstlichen Prunkgemächern und im Costüm der Zeit Ludwig's XIV. Es ist ein sogenannter Modellball in einem großen wüsten Saal in der Via Claudiana.

Es gibt in Rom eine eigene Menschenclasse, deren Leben so absonderlich und seltsam ist, daß es den Novellisten vielleicht mehr reizen sollte als das Leben jener Blumen-Marien und Grisetten von Paris, welche die französische Literatur gegenwärtig zu Idealen der schönen Weiblichkeit und zu Musen der Poesie erhoben hat. Die römischen Figuren, welche hier einen Ball halten werden, sind nämlich Modelle der Künstler, Männer und Mädchen, die das traurige Loos erdulden, viele Stunden des Tags als Figuren leblos dazusitzen. Sie erwerben ihren Unterhalt durch die schönen und charakteristischen Formen ihres Leibes. In allen nur denkbaren Gestalten erscheinen sie. Heute ist das Mädchen, welches Modell steht, die Venus von Medici, morgen Diana, Ariadne, Madonna, eine Bachantin, eine büßende Magdalena, eine Psyche, eine Göttin, eine Sklavin, eine Mirjam, eine Vestalin; heute nackt und morgen sittig verschleiert, mit bunten Gewändern drapirt, bald als Türkin, bald als Griechin, wieder im Costüm von Albano, im Costüm der Campagna und als Römerin. Immer ist das arme Geschöpf eine Figur, deren Aufgabe es ist, so sehr Statue zu sein als möglich, und in der vom Künstler vorgeschriebenen Stellung auszuharren; denn einer Puppe gleich werden dem Modell Lage und Stellung des Leibes und der Glieder angeordnet, versucht, geändert, aufs neue

gerichtet, bis die Figur in die regelrechte Poſition gekommen iſt.

Es gibt außer den größern Akademien, in denen zu beſtimmten Tagesſtunden Act gezeichnet wird, auch Privatakademien, welche Beſitzer von geeigneten Sälen eröffnen und wo gegen ein Eintrittsgeld Modelle gezeigt werden. Der berühmteſte dieſer Modellväter iſt Nicola in der Via Claudiana, ein Mann, welcher eine erſtaunliche Fertigkeit im Modellſtehen beſitzt und in der Kunſt der plaſtiſchen Darſtellung jeder beliebigen Figur es mit dem beſten Schauſpieler aufnehmen darf.

Ein Modellſaal gewährt einen ſonderbaren und fremdartigen Anblick; ich habe ein Bild davon noch niemals angetroffen, und doch ſollte eine ſolche Scene in guter Ausführung ein gar intereſſantes Genregemälde liefern. In einem öden Saal ſitzt auf erhöhtem Poſtament das Modell, ſei es Mann oder Mädchen, gleich einer Statue regungslos. Um ſie her ein drei- oder vierfaches Amphitheater von Zeichnenden, ihrer vielleicht hundert, Menſchen aus allen Ländern, Franzoſen, Engländer, Deutſche, Amerikaner, Polen, Ruſſen, Dänen, Belgier, Italiener. Ein jeder hat einen kleinen Tiſch und eine kleine Lampe vor ſich. Ein jeder zeichnet das Modell, je nachdem er ſitzt oder ſteht, von vorn oder von hinten oder von der Seite; der zeichnet es in Blei, dieſer in Kreide, jener in Aquarell, der eine ſchülerhaft, der andere ſtümperhaft, der dritte vortrefflich. Der eine zieht es ins Gemeine, der andere idealiſirt es, und ſo verhundertfacht ſich mit einem mal die Schaupuppe gleich einer Schrift in einer Abſchreibereiofficin. Man erinnert ſich wol unwillkürlich

an eine Druckerei, wo in einem gleicherweiſe wüſten und angeraucht en Saal die Setzer niedergebeugten Kopfes, ein jeder an ſeiner Lampe, ſtehen und abwechſelnd zur Schrift aufſchauen, abwechſelnd zum Satz niederblicken. Indem nun die tiefſte Stille herrſcht und alle dieſe Zeichnenden dieſelbe ſtumme auf- und niederſchauende Bewegung des Kopfes machen, aller Blicke aber auf das bunt aufgeputzte leblos-lebendige Modell gerichtet ſind, welches wie ein Götzenbild daſitzt, entſteht in dem unbeſchäftigten Zuſchauer eine gemiſchte Empfindung von Lächerlichkeit und Mitleid mit dem gequälten Geſchöpf. Denn dieſes ſcheint von hundert Blicken gleichſam unabläſſig durchbohrt zu werden und zu einer neuen und unerhörten Todesſtrafe verdammt zu ſein, nämlich ſich zu Tode ſehen und zu Tode zeichnen zu laſſen.

Schon zwei Stunden ſitzt das Schlachtopfer in derſelben Stellung; das Geſicht iſt von Anſtrengung gerötet, die Züge ſind erſchlafft, die Augen matt, ihr Auf- und Niederſchlagen verrät allein die atmende Seele. Was denkt dieſer aufgeputzte Körper? Gar nichts. Indeß manchmal fliegt ein Lachen über ihren Mund, ſie beißt die Lippen zuſammen, um nicht in ein unſterbliches Gelächter auszubrechen und ihre ganze Poſition über den Haufen zu werfen. Sie kommt ſich ſelbſt lächerlich vor, oder die Zeichnenden kommen ihr im höchſten Maße albern und lächerlich vor; vielleicht hat ſie einen blondhaarigen Pfuſcher geſehen, welcher in einer komiſchen und ungeſchlachten Stellung mit Begeiſterung zeichnet, und deſſen Figur und Erſcheinung der jungen Römerin lachenerregend iſt.

Solchen Modellen zu Ehren gibt der Beſitzer der Akademie in der Carnevalszeit einen Ball, auf welchem ſie im Coſtüm erſcheinen und wozu Künſtler und Bekannte eingeladen werden, und auch der Fremde eine Karte erhalten kann.

Wenn man die römiſchen Nationaltänze in aller ihrer Mannichfaltigkeit und Anmut kennen lernen will, ſo muß man ſie auf einem Modellball von Mädchen und jungen Männern tanzen ſehen. Der Reiz wird noch erhöht durch den Wechſel der Coſtüme, die man hier beiſammen ſieht, und unter denen das Campagnacoſtüm, das von Albano und das reichſte von allen, die Tracht von Nettuno, beſonders in die Augen fallen. Dazu wirkt auch die Muſik, Mandolinen und Tamburins, eigentümlich national. Man ſieht die Jugend Roms auch im October in den Oſterien und auf dem Felde ihre Nationaltänze tanzen; denn zur Zeit der Weinleſe ziehen Scharen von Mädchen und jungen Männern vor die Tore, beſonders die Porta Angelica, und man ſieht ſie dort auf der ſchönen Aue unter dem Monte Mario, auf Wegen und in Schenken das Tamburin ſchwingen und tanzen. Abends kehren dieſe Mädchen mit Geſang heim. Indem ſie dann durch die Straßen fahren oder zu Fuß einherkommen, einen blumenbekränzten Thyrſusſtab voraustragen, ein gellendes und ſehr lebhaftes Lied ſingen, und einige auch Fackeln in den Händen halten, möchte man wähnen, einen Zug von Mänaden oder Bacchantinnen vorüberziehen zu ſehn.

Nun finden wir in der Via Claudiana einen großen Saal, welchen der Ballgeber mit beſonderm Fleiß decorirt

hat. Von der Decke herab läuft in vielen Gewinden nach allen Richtungen eine Blumenguirlande zu den Wänden hin; ſie trägt einen Kronleuchter. Es fehlt nicht an Gold- und Silberpapierſtreifen und allerlei buntem Ampelwerk. Die Decoration hat etwas Ländliches; der Boden des Saals iſt ſchwarz wie die Erde und ziemlich ungleich. Auf einem kleinen Orcheſter ſtimmen ſchon die Muſiker Mandoline und Hackebret, rings an den Wänden ſitzen die Modelle, diesmal in höchſter Regſamkeit und in Feſtfreude. Viele kamen eben vom Corſo, wo ſie in demſelben Coſtüm auf gemieteten Stühlen an den Paläſten ſaßen und Blumenſträußchen empfingen oder austeilten. Die Mütter begleiten ihre Töchter auf den Ball als Schutzgeiſter; wie überhaupt kein unverdorbenes Mädchen unter den Modellen (denn es gibt deren auch ſolche), ohne die Mutter neben ſich zu haben, im Privatatelier Figur macht.

Die Ballgeſellſchaft iſt ziemlich bunt, denn auch Masken untergeordneter Art finden ſich vom Corſo ein, und bald wird der Saal von Fremden jedes Landes angefüllt, welche die Modelle wollen tanzen ſehen. Der natürliche Anſtand und die gefällige Weiſe des Benehmens dieſer armen Mädchen iſt überraſchend; der von Natur feine Takt des italieniſchen Volks erſtreckt ſich durch alle Schichten der Geſellſchaft. Wenn dieſer Ball, auf dem in ausgelaſſener Luſt Modelle tanzen, bis an die helle Morgenſonne währte, ſo würde der Zuſchauer ſich niemals durch eine Frivolität beleidigt, noch überhaupt die Schranken des Wolanſtändigen überſchritten ſehen.

Es herrſcht die volle friſche Tanzluſt der Jugend,

welche allein dieſe jungen Leute zu beſeelen ſcheint, und es iſt ein Genuß, ihren graziöſen Bewegungen wie dem Ausdruck von Leidenſchaft und höchſter Tanzesſeligkeit zu folgen. Wer noch keinen ſüdländiſchen Nationaltanz ſah, ſondern nur die charakterloſen modiſchen Tänze oder die Abgeſchmacktheit der Ballete kennt, erfreut ſich an dieſer Pantomimik eines lebendigen Tanzes, wie ihn das Volk tanzt. Die gut zuſtimmende Muſik der Mandolinen mit ihren etwas capriciöſen, krauſen Klängen, das bunte Coſtüm von Purpur und Gold, von Grün und Rot, die ſchönen jugendlichen Formen der Tänzer und Tänzerinnen, die edelgebildeten klaren Römergeſichter — das alles gibt eine vortreffliche Zuſammenwirkung, und oft ſind dieſe verſchlungenen Tanzarabesken, dieſes Verketten und Auflöſen, dieſe anmutigen Neigungen, dieſes Winken, Enteilen, Sichſuchen, dieſes Hinſchweben mit wechſelnder Stellung gleich einem reizenden Figurenrelief anzuſehen.

Man tanzt vielerlei Tänze, einheimiſche wie fremde. Der römiſche Nationaltanz iſt der Saltarello, welcher nur von einem Paar zugleich getanzt wird. Er bewegt ſich nicht in großen Linien, ſondern in kleinen ſehr raſchen Schwingungen und wird beſonders mit dem Oberkörper getanzt. Er hat eine große pantomimiſche Lebendigkeit und etwas Bacchantiſches, weniger Grazie in der Bewegung als Leidenſchaft in den Schwingungen eines hüpfend ſich drehenden oder einen Halbbogen beſchreibenden Tanzes. Die Mädchen tanzten auch die in aller Welt verbreitete Polka und verſuchten ſich ſelbſt im Schleifer, welcher ihnen niemals gelang, denn der deutſche Tanz bewegt ſich in horizontalen Linien, während das italie-

nische Tanznaturell viel eher die aufhüpfende und sprungweise Bewegung liebt. Der deutsche Tanz ist ein Tanz der Gemeinschaft und des Nebeneinander, der italienische eine Darstellung der schönen Körperform, ein Gegenübertanz und darum dramatisch.

Während also die jungen Römerinnen in einer ihrer schönsten Pantomimen tanzen und eine gelungene Attitude bilden, wollen wir schnell die Girandola aufsteigen lassen, um so auch unsern ganzen bunten Figurentanz, welcher doch mit einem Todtentanz begann, wie sich gebührt, mit einem bengalischen Feuerwerk zu beschließen.

Ehedem stieg die Girandola am Tag nach der Beleuchtung des Sanct Peter vom Mausoleum des Hadrian auf, jetzt aber vom Monte Pincio, über der Piazza del Popolo, gegen welche die Façade dieses herrlichen Spaziergangs gekehrt ist. Man sagt, daß sie auf dem hohen Castell einen weit prächtigern Anblick gewährt habe, und das ist wol glaublich, weil sie von dort aus gleichsam über die Stadt selbst sich erhob. Indeß macht die Girandola auch auf dem Monte Pincio eine über alles Vorstellen zauberische Wirkung.

Sobald ein Schuß vom Castell das Zeichen gibt, donnern die Kanonenschläge auf dem Pincio, und es schießt, nachdem erst einige Raketen aufgestiegen sind, rauschend und sausend, wie eine vulcanische Eruption, unvermutet und gewaltsam der Feuerstrom der Girandola hinter der Façade des Spaziergangs hervor. Eine Riesengarbe oder eine ungeheuere Palmenkrone sprühenden Feuers fliegt, von der Erde gleichsam ausgestoßen, zischend und knallend auf, breitet sich fächerartig über den Himmel

aus, und ſcheint ihn halb bedecken zu wollen. Das geblendete Auge hat nicht Zeit, in dieſem Stralenphänomen das Spiel der Einzelnheiten zu verfolgen, die ganze erhabene Erſcheinung rauſcht ſchon zu Häupten des Betrachtenden, der am Obelisk der Piazza del Popolo ſteht, und indem ſie ſich auflöſt, ſcheint der Himmel in Myriaden Sterne zerfahrend niederzuregnen. Es iſt kaum ein Betrachten zu nennen, es iſt eine urplötzliche Flammenviſion, welche dahinfährt und in kürzeſter Zeit verſchwindet; die Erinnerung hält ſie nur wie die Magie einer Traumerſcheinung feſt.

Die Girandola iſt verſchwunden — der Nachthimmel glänzt wieder von Sternen tief und klar, und die Dampfwolke wallt langſam über die Porta del Popolo. Nun beginnen einzelne Stoß- und Knallraketen hinter den Bäumen des Pincio aufzuplatzen, lichtlos und gleichſam nur als geiſterhafte Ankündigungen neuer Erſcheinungen. Eine knallt hinter einer der marmornen Sphinxe, welche am Eingange des Monte Pincio liegen, und indem bei dieſen heftigen Schlägen einzelne Blitze aus dem Dampfgewölk aufzucken, erſcheint die dunkel und geheimnißvoll hingelagerte Sphinx wie ein dämoniſches Weſen, das aus der Tiefe heraufbeſchworen iſt.

Bengaliſches Feuer zündet jetzt die Façade einer gothiſchen Kirche oder eines Tempels an, welcher mit erleuchteten Conturen, als ein Zauberpalaſt feenhaft über den ſchwarzen Pinien des Pincio ſchwebt. Der Tempel verlöſcht nach und nach; dumpf fliegen Raketen, Leuchtkugeln, Sterne in blauem, rotem und weißem Licht ſonder Aufhören empor und zerplatzen zum Sternregen. Ohne

Ende ziſchen die Feuerſchlangen in den Lüften und erhellen den Platz, und in dem Widerſchein all dieſer ſauſenden Lichter ſteht der Obelisk des Seſoſtris, einſt in dem fernen Heliopolis der Sonne geweiht, fremd und ſeltſam und zeigt die Hieroglyphen ſeiner wunderlichen Bilderſchrift. Es iſt ein trefflicher chaldäiſcher Apparat für die Magie dieſer Feuererſcheinungen, welche die Sphinxe und der Obelisk hergeben, und aus den durchglühten Dampfwolken ragen, zauberiſch beleuchtet, die Pinien und die Cypreſſen und die bunten und bizarren Figuren des Pincio, die Säulen mit den Schiffsſchnäbeln, die melancholiſchen daciſchen Kriegsſklaven mit den phrygiſchen Mützen, die ſpeerhaltende Roma und ſo viele andere im Lichtnebel hervorſchimmernde Marmorfiguren. Nun iſt die Roma ganz von Raketen umrauſcht und von Kanonenſchlägen umdonnert, und ganz übergoſſen mit purpurner Flammenglut, ein ſchönes Bild des ewigen Rom, welches unter allen Kämpfen der Geſchichte in ſeiner Majeſtät ſich behauptet hat, von der erſten Eroberung durch die barbariſchen Gallier bis auf die jüngſte durch ihre Nachkommen.

Ein neuer überraſchender Zauber — Feuercascaden ergießen ſich von den Seiten der Façade den Monte Pincio hinunter, es ſind rauſchende, phosphoreſcirende Wellen, es iſt das wirkliche Getön eines Waſſerfalls, es ſind die Cascaden von Tivoli — wie prächtig und wie natürlich! Auch ſie ſind erloſchen; doch enden nimmer die Sternraketen, welche angenehm unterhalten und das Auge beſchäftigen, und nun folgen wieder Feuerräder, Sprühlichter, Garben; das ſauſt, ziſcht, knallt,

knattert, zilngelt, raſchelt — die ganze Atmoſphäre iſt in feurigen Dampf gehüllt, und die Geiſter des Elements ſcheinen als Tauſende von Feuerkobolden, als geflügelte Lichtdrachen, Feuereidechſen, Feuerfliegen, Leuchtkäfer, Feuerſchlangen den tollſten Hexencarneval in den Lüften zu halten, oder auf feurigen Beſen durch den Himmel zu fahren.

Nun wieder Stille und Nacht. Auch die Façade der gothiſchen Kirche iſt mit all ihren bunten Lichtarabesken ganz erloſchen. Jetzt ſteigen neue ſonderbare Weſen aus den märchenhaft ſchwankenden Pinien und Cypreſſen, Lorbern und Blumengebüſchen des Monte Pincio auf — es ſind leuchtende Geſchöpfe, die ſich langſam erheben, es ſind Fiſche, die allmälig aufſchweben und über die Porta del Popolo den Sternen zuziehen. Dieſe wunderlichen Luftballons, in denen Lichter brennen, ſteigen zu dreien, zu fünfen, einzeln, gruppenweiſe aus dem Gebüſch auf und ſchweben in verſchiedenen Richtungen fort, einige hoch, daß ſie Sternen gleichen, andere träg und niedrig; ſo durchſchwimmen ſie das ſmaragdene Luftreich. Hie und da haſcht ein Luftgeiſt einen Fiſch und trägt ihn in die Weite; hier wieder fängt einer Feuer und verlodert. Auch dieſe Erſcheinung geht vorüber — die letzte Salve von Kanonenſchlägen donnert hinter der Roma, eine kleinere, letzte Girandole von Raketen — ein Kanonenſchuß, und Alles iſt erloſchen.

Aber wer kann nach Hauſe kehren, in das dumpfe Gemach ſich einzuſperren, da der Mond in ſeiner Fülle an dieſem transparenten Himmel ſchwebt und dieſe ernſten

Rieſenmaſſen der ewigen Stadt mit magiſchem Lichtnebel geiſterhaft beleuchtet!

Man muß Rom im Mondenſchein durchwandern, da beſchwört man die Todten; ſie ſprengen dann ihre Gräber und beginnen alle Ruinen zu beleben und zu umwandeln, Könige und Kaiſer, Helden und Poeten, Päpſte und Tribunen, Cardinäle und Nobili des Mittelalters.

Steigen wir noch auf die Kaiſerpaläſte hinauf, deren gigantiſche Pfeiler, Bogen und Splitter aus dem ſchwankenden Buſchwerk gen Himmel ragen. Zu Füßen liegt im Mondzauber das Coloſſeum, das Symbol der koloſſalen Kaiſergeſchichte, wie eine rieſige Schale von Stein, in welche dieſes Rom das Blut der Welt aufgeſammelt hat, neben ihm der Triumfbogen des Konſtantin, die Grenzmarke zwiſchen Heidentum und Chriſtentum, weiter der Triumfbogen des Titus, der Grenzſtein zwiſchen Judentum und Chriſtentum, und wie weit der Blick dringe, überall tauchen Trümmer der Geſchichte auf — Alles iſt ſtill, wie gebannt und wie gefeit. In den Ruinen der Kaiſerpaläſte ſchreit die Eule. Was geſchah hier im Lauf der Zeit! Wer wandelte hier in dieſen Kaiſerhallen? Auguſtus, Tiberius, Caligula, Nero, Domitian, die Antonine, Heliogobalus — die Götter der Erde und ihre Dämonen. Hier ward aufgeführt jegliches Schauſpiel der Leidenſchaft, Tugend und Laſter, Großmut, Narrheit, Weisheit, teufliſche Bosheit, jede Empfindung, für welche die menſchliche Bruſt Raum enthält, hat hier Geſtalt gewonnen. Hier ward die Welt regiert, verſchwelgt, verpraßt, in einer Nacht vergeudet. Jedes Alter und jedes Geſchlecht hat hier

geherrſcht, Greiſe und Weiber, Männer und Kinder, Sklaven und Eunuchen haben hier Geſetze dictirt. Nun iſt Alles todt und ſtill, bis auf den Klagegeſang der Eule, die um die wilſten Steinbogen flattert. Auf der andern Seite blickt man in die ewige Stadt hinab — tauſend Lichter funkeln in ihr, aber ſie ſchweigt. Hundert Kuppeln, Türme, Säulen, Obelisken ragen aus der blauen Mondnacht gen Himmel — dann und wann regt ſich die Stimme einer Glocke — zauberiſche tiefe Stille, wie als wölbte ſich die Zeit über dieſem Rom in eherner Ruhe.

Aus dem Labyrint der Häuſer ragen zwei Säulen in die Nacht auf und heben über die Stadt zwei Figuren von Erz, die Herrſchergeſtalten Roms, ſeitdem die Kaiſer todt ſind. Das ſind die Apoſtel Sanct Paul und Sanct Peter, die ſich auf jene kaiſerlichen Säulen des Antonin und des Trajan niedergelaſſen haben, der eine mit dem Schwert in der Hand, als Eroberer der Erde, der andere mit den beiden Schlüſſeln in der Hand, als Eroberer des Himmels, deſſen Pforten er öffnen und ſchließen kann. So ſtehen dieſe beiden Zionswächter Roms in der ſtillen Nacht auf ihren luftigen Höhen, und halten über allen Trümmern und Paläſten der Stadt ihren Dialog.

Vielleicht ſinnen ſie jetzt auf eine feierliche Rede oder einen Marienlobgeſang, denn bald werden ſie nicht mehr allein über Rom wegragen, bald wird ſich vor ihren Augen eine dritte Säule und auf ihr eine dritte Figur erheben, eine ſchöne Jungfrau mit der Stralenkrone über dem halben Monde ſchwebend. Denn ſeht,

auf dem ſpaniſchen Platz liegt ſchon die alte heidniſche Säule, überbaut von einem Bretterhauſe. Schon ſind ihre Fundamente gelegt und feierlich geſegnet; ſchon arbeiten die Künſtler an dem Schaft, ihn zu glätten, und andere in den Werkſtätten an der Figur der Madonna Immaculata, welche Pius IX. auf jene Säule wird erheben laſſen.

Es war am 8. Dec. 1854, als Rom ſich plötzlich in Nicäa verwandelte. Zweihundertfunfzig Biſchöfe und Prälaten, aus allen Ländern der Welt zuſammengeſtrömt, gleichſam ein Volk von Greiſen, eine Verſammlung von Patriarchen katholiſcher Chriſtenheit, Männer gleich Methuſalem und Noah, waren nach Rom gekommen. Und wo man ging und ſtand, wandelte man wie unter wieder aufgeſtandenen Apoſteln, Kirchenvätern, Heiligen und Päpſten. Ja, wer wenige Jahre zuvor die Tricoloren der jungen Freiheit in den Straßen wehen ſah und nun plötzlich in dieſe überall auftauchenden ſteinalten, ſilberhaarigen Meduſenhäupter der Erzbiſchöfe von Portugal und Spanien, von Braſilien und Irland, von Oeſterreich und Indien, von Frankreich und von Schottland blickte, der mußte glauben, ein Zauber ſei ihm angethan, und er ſei plötzlich über viele Jahrhunderte hinweg in ein lateraniſches Concil zurückverſetzt worden.

Da war es am 8. Dec. 1854, daß Pius IX. ein Dogma verkündete, jenes der unbefleckten Marienempfängniß. Dies war der jeſuitiſche Abſchluß der Reformen des einſt geiſtreichen und liberalen Papſts. Ueber dieſen Reformen von 1847 und über der Revolution, welche ſie hervorriefen, wird nun jene Säule und jene Jungfrau

aufſteigen, der Nachwelt zum Denkmal, wie ſchnell ſich im Leben Alles wandelt.

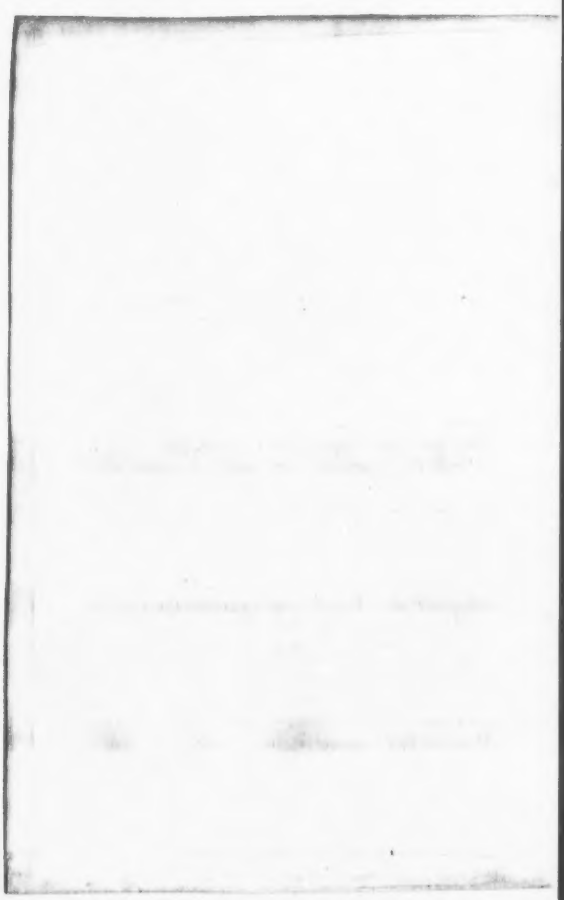
Die Madonna vom Spaniſchen Platz, vor dem Palaſt der Propaganda, wird ſich bald zu jenen beiden Apoſtelfiguren geſellen und ihnen viel zu klagen und zu berichten haben. Iſt ſie doch die jüngſte Madonna und gleichſam eine Stieftochter der Revolution. Aber ich vergaß, ihre ältere Schweſter ſteht bereits auf einer der herrlichſten Säulen Roms, faſt drittehalb Jahrhunderte lang mit jenen Apoſteln befreundet. Das iſt die Madonna von Santa Maria Maggiore, auf der großen korinthiſchen Säule vom alten Friedenstempel. Sie iſt die Tochter der Reſtauration der katholiſchen Chriſtenheit, aufgerichtet im Jahr 1614, eine ſtattliche Frau von Erz, die den Dreißigjährigen Krieg geſehen hat. Wie wird ſie ſich wundern, wenn ihre jüngſte Schweſter vor ihr aufſteigen wird in einer ſo ſchutzflehenden Geſtalt!

Ich habe nun mein Verſprechen gelöſt. Ich verſprach meinen Freunden ein buntes Figurenſchauſpiel Roms in aufſteigender Linie, und ſiehe da, höher hinauf können wir nicht mehr, oder wir müßten denn mit jenen Männern und Frauen, welche Pius IX. in dieſen Jahren ſelig geſprochen hat, auf Wolken und Engelflügeln gen Himmel ſteigen. Doch ein ſolcher Ikariſcher Flug iſt gefährlich. Darum bleiben wir bei Sanct Peter und Sanct Paul, denn ihr luftiges Reich auf jenen Säulen iſt doch immer feſter und ſicherer, als es Wolken ſind.

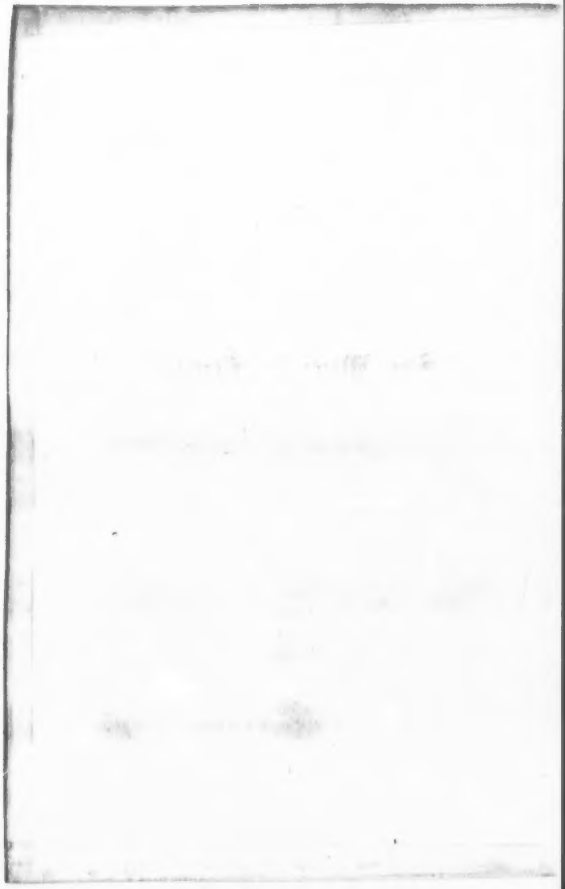
Aber, ſo fragte mich ein Freund, was meint ihr wol: wird dereinſt eine Zeit erſcheinen, wo Sanct Peter und Sanct Paul von ihren Säulen herabſteigen und aus

den Toren Roms entweichen, und wo dann ihnen der Heiland begegnen und zurufen wird: „Domine, quo vadis?“ Welche Torheit, das zu fragen, und welche größere, darauf zu antworten. Denn man muß, ſo ſagte der weiſe Apollonius von Tyana, dem Sophokles glauben, der am ſchönſten geſagt hat:

„Nicht älter werden nur die Götter,
Und ſterben nicht, da alles Uebrige
Die allgewalt'ge Zeit verzehrt.“



San Marco in Florenz.



Das Dominicanerkloſter San Marco in Florenz hat außer ſeinem hiſtoriſchen Intereſſe noch ein künſtleriſches in hohem Grade. Das erſte verdankt es Savonarola, das andere zwei vorzüglichen Meiſtern in der Malerei, Fra Beato Angelico von Fieſole und Fra Bartolommeo. Der Platz, auf welchem es liegt, iſt auch noch heute wie zu den Zeiten Lorenzo's von Medici einer der Sammelpunkte des florentiner Kunſtlebens, der dritte neben den Uffizien und dem Palaſt Pitti; denn dort vereinigt ſich die Gallerie der Akademie der ſchönen Künſte mit der berühmten Schule der Kupferſtecher.

Zur Zeit Lorenzo's ſtand in der Gegend von San Marco jener Garten der Medici, in welchem ſich die erſte Sammlung von Antiken befand, unter der Aufſicht des alten Bildhauers Bertoldo. Es verſammelten ſich dort die hervorragendſten Talente von Florenz, und Alles was in Künſten oder Wiſſenſchaften aufſtrebte oder bereits groß war und die Gunſt Lorenzo's genoß. Wie die Maler in die Capelle Brancacci gingen, um nach Maſaccio's Fresken zeichnen zu lernen, ſo kamen die Bildhauer in den Garten

Medici, um die Antiken zu ſtudiren, und mit Angelo Poliziano, mit Pico von Mirandola und Marſilius Ficinus Geſpräche zu führen. Aus dieſem Garten ſah man oftmals Lorenzo, den Perikles von Florenz, in das Kloſter San Marco gehen, um ſich dort in eine der Zellen einzuſchließen und des ſüßen Heidentums zu entnüchtern. Da wurde das geiſtreiche Geſpräch über die Weltſeele Platon's mit einer heuchleriſchen Betrachtung über die Nachfolge Chriſti vertauſcht. Savonarola aber hielt ſich murrend in ſeiner Zelle und kam nicht zum Vorſchein, wenn ihn Lorenzo rief.

Das Kloſter war den Mediceern wert; ſie hatten es eigentlich geſchaffen. Seine Geſchichte iſt in Kürze dieſe. Dominicus, der Gründer des Dominicanerordens, ſchickte im Jahre 1220 zwölf Schüler nach Toscana; von ihnen wurden Convente errichtet, deren angeſehenſtes das von Fieſole, der alten Mutterſtadt von Florenz, war. Von ihm ſtammt das Dominicanerkloſter San Marco. Urſprünglich war dieſes von Silveſtrianern im Jahr 1299 gegründet worden, aber zur Zeit der großen florentiner Peſt in Verfall geraten. Nach San Marco zogen Dominicaner von Fieſole, und zwar auf Veranlaſſen Coſimo's dei Medici, welcher kurz zuvor aus ſeiner venetianiſchen Verbannung heimgekehrt war. Coſimo rief aus Fieſole den berühmten Prior Antoninus, einen heiligen Mann, ja den größten Heiligen ſeiner Zeit. Antonin war der Sohn des florentiniſchen Advocaten Nicolò Pierozzi, und im Jahr 1389 geboren. Schon in ſeinem ſechzehnten Jahre war er in den Orden der Dominicaner von Fieſole getreten und geraume Zeit darnach Prior geworden. Coſimo

bewog ihn nach San Marco überzuſiedeln, was auch im Jahr 1436 geſchah, nachdem Michelozzo Michelozzi mit dem Umbau des alten Kloſters der Silveſtrianer beauftragt worden war. Er riß es faſt ganz nieder bis auf das Refectorium und die Kirche, und führte einen ſtattlichen Neubau auf. Auch für Coſimo wurden hier zwei Zellen eingerichtet wie für einen Mönch; man zeigt ſie noch heute wie die Zelle Savonarola's als hiſtoriſche Merkwürdigkeit. „In dieſer Einſamkeit", ſo ſagt der Padre Marcheſe, „ließ Antoninus Pierozzi mit der Freiheit eines Freundes und mit dem Anſehen eines heiligen Lebens den ehrgeizigen Alten jene Wahrheiten hören, welche die Schmeichelei den Mächtigen immer verſchweigt; und ſicher iſt es dem Heiligen zu danken, wenn Coſimo Medici nicht ein gemeiner Despot wurde."

Im Jahre 1443 wurde der Bau beendigt, und Coſimo gründete die berühmte Bibliothek von San Marco. Antoninus wurde drei Jahre ſpäter Erzbiſchof von Florenz. Er ſtarb, von aller Welt wegen ſeiner Tugenden bewundert, und nachdem er ſich um die Reform des Klerus eifrig bemüht hatte, ſchon im Jahr 1459. Man kann ihn wegen dieſer Reform als den Vorgänger Savonarola's anſehen.

Zwei weite Kloſterhöfe zieren San Marco. Ihr Lünetten ſind al fresco gemalt und enthalten Darſtellungen aus dem Leben Antonin's, von Gherardini, Dantini, Poccetti und andern Malern. Doch der größte Schatz des Kloſters beſteht in den Wandmalereien Fieſole's, des älteſten Meiſters aus der Schule von Giotto, eines der liebenswürdigſten der florentiniſchen Malerei überhaupt.

Faſt alle Zellen, der Capitelſaal, die Corridore und einige Lünetten in den Höfen enthalten Gemälde von ſeiner Hand.

Mit Fra Angelico begannen die merkwürdigen Reactionen, welche das im Reformiren ſo eifrige Kloſter gegen den modernen Geiſt der claſſiſch-italieniſchen Malerei unternahm. Die Lebensgeſchichte des berühmten Malers iſt aus Vaſari bekannt. Einſichtiger hat ſie Vincenzo Marcheſe beſchrieben, ein Dominicaner von San Marco, und warmer Anhänger Savonarola's. Dieſer Gelehrte wurde wegen ſeiner Schriften, hauptſächlich wegen ſeines Buchs: „Nicht herausgegebene Briefe des Fra Girolamo Savonarola und Documente denſelben betreffend", von einigen inquiſitionsluſtigen Brüdern ſeines Ordens des Liberalismus angeklagt, und da man ihn nach Rom zu ſchicken drohte, ging er im Jahr 1851 nach Genua. Seine Schriften zeugen von Bildung und geſundem Urteil, beſonders in Beziehung auf die Künſte, worin er gründliche Studien gemacht hat. Er ſteht an der Spitze der Geſellſchaft, welche die neue Ausgabe Vaſari's in der „Raccolta artistica" beſorgt.

Marcheſe's Hauptwerk erſchien im Jahr 1845. Es ſind „Die Denkwürdigkeiten der ausgezeichneten Maler, Bildhauer und Architekten der Dominicaner mit Beifügung einiger Schriften, welche die ſchönen Künſte betreffen". Zu dieſem Werk gab wahrſcheinlich Razzi Veranlaſſung, Verfaſſer einer Biographie Savonarola's, im 16. Jahrhundert. Denn ſchon er ſchrieb eine Geſchichte der berühmten Dominicaner, welche auch das Leben einiger Maler, Bildhauer und Baumeiſter dieſes Ordens enthält.

Marchese scheint diese Idee wieder aufgenommen und selbständig ausgeführt zu haben. Die Lebensbeschreibungen, welche er in seinem Werk gibt, beginnen mit Fra Ristoro und Fra Sisto, berühmten Architekten des 13. Jahrhunderts, welche die schöne Dominicanerkirche von Santa Maria Novella in Florenz erbauten. Am ausführlichsten hat er das Leben der Maler Fra Angelico und Fra Bartolommeo beschrieben. Das Werk schließt mit einem Capitel über das Unternehmen Savonarola's, die Künste zu reformiren.

Im Zusammenhang damit steht jenes Prachtwerk der florentiner Kupferstecherei, unter der Leitung Perfetti's begonnen: „San Marco, Convent der Väter des Predigerordens in Florenz, illustrirt und gestochen, hauptsächlich in den Malereien des Beato Giovanni Angelico mit dem Leben desselben Malers und einem historischen Abriß desselben Convents vom Padre Vincenzo Marchese, Dominicaner" (Florenz, auf Kosten der Artistischen Gesellschaft, 1850).

Hier betrachtet Marchese Fra Angelico wie einen Propheten, welchem die große Aufgabe gestellt war, die absterbende religiöse Malerei zu regeneriren. Durch seine Gemälde sollte er dieselbe moralische Reform des Menschengeschlechts erzielen, welche Antonin und Savonarola durch ihre Schriften und ihr öffentliches Wirken bezweckt haben.

Man weiß nicht genau, wo Fra Angelico geboren war. Marchese meint, er sei beim Castell Vicchio im Mugello zu Hause gewesen, einige Millien von Vespignano, dem Vaterlande Giotto's. Er nimmt als Geburtsjahr 1387 an. Sein Name war Guido. Zuerst lernte er

in Florenz in Miniatur malen, wie sein Bruder Fra Benedetto, welcher in dieser Kunst vorzüglich geschickt war. Sehr bald entwickelte sich bei ihm eine entschieden religiöse Richtung, welche sich im Gegensatz zu den realistischen Bestrebungen der florentiner Kunst immer mehr ausbildete. Marchese vergleicht ihn kühn mit Thales, der durch die Inspiration seiner Verse und Rhythmen Lykurg den Weg zu seiner Gesetzgebung bahnte; denn so habe Fiesole seinem Freunde Antonin durch seine Bilder den Weg zur Reform gebahnt.

Im Jahr 1407 traten beide Brüder in den Dominicanerorden von Fiesole und lebten hier einige Zeit, bis der päpstliche Zwiespalt auch diesen ergriff. Guido oder Fra Giovanni, wie er nun hieß, wanderte deshalb nach Foligno und Cortona, wo er Vieles in der Richtung des Giotto, des Spinello und des Simon von Siena malte. Nach etwa vierjähriger Abwesenheit kehrte er nach Fiesole zurück.

Dann wurde er im Jahr 1436 nach dem neugegründeten Kloster von San Marco gerufen, um dieses mit Malereien auszuschmücken. Das geschah, sagt Marchese, in derselben Zeit, als Masaccio die Kapellen in der Kirche del Carmine malte, als Brunelleschi die Domkuppel baute, Ghiberti die Thüren des Battisteriums fertigte, und Donatello und Luca della Robbia miteinander in der Bildhauerkunst wetteiferten.

Weil Fra Giovanni, obwol er im Malen bereits eine große Fertigkeit hatte, noch Zeichnung, Perspective und Ausbildung im Helldunkel fehlten, studirte auch er zuerst die Malereien Massaccio's und lernte von diesem

genialen Künſtler, der um ſo Vieles jünger war als er ſelbſt.

In dieſe Zeit fällt das große Wandgemälde, welches er im Capitelſaal von San Marco malte. Es iſt eins der herrlichſten, die im 15. Jahrhundert überhaupt gemalt ſind, Angelico's Meiſterwerk, die letzte Blüte der Schule Giotto's, welche durch ihre tragiſche Einfalt oft bewundernswürdig groß iſt. Der Gegenſtand iſt die Paſſion und zu beiden Seiten verehrende Heilige. Ganz trefflich iſt die Kunſt der Individualiſirung, beſonders in den beiden Schächern. Der Kopf Chriſti hat etwas gelitten, und ſeine Züge ſind nicht mehr ganz kenntlich. Seine Geſtalt iſt ſtreng in dem noch traditionellen Charakter Giotto's gehalten. Zu Füßen des Kreuzes ſteht links eine Gruppe von der ergreifendſten Erhabenheit: die Mutter, welche in Ohnmacht ſinken will, die Arme und das Haupt herunterhängend; Magdalena kniet vor ihr und faßt ſie mit beiden Armen um die Bruſt, die blonden Haare lang aufgelöſt über den Rücken. Johannes und eine der Frauen unterſtützen Maria. Schwerlich möchte der höchſte tragiſche Affect einfacher dargeſtellt werden. Das Erhabene wirkt hier unmittelbar durch die Größe der innern Natur. Man findet weder bei Perugino noch bei Francia, Meiſtern, welche durch tragiſche Einfalt ihre Nachfolger überragen, eine gleiche Hoheit. Die Alten ſind überhaupt darin nicht mehr zu erreichen. Ihre naiv große Auffaſſung des Seelenlebens iſt ihr bleibender Ruhm; ſie ſind epiſch und volkstümlich, die ſpätern muſikaliſch und dramatiſch. Die Darſtellung der Leidenſchaften wird ſpäter immer reicher, aber auch immer heftiger und

einseitiger. Auch die übrigen Figuren sind bedeutend; ganz naiv und verbindungslos zu beiden Seiten aufgestellt, wirken sie, ohne Scenerie von Landschaft oder Staffage, allein durch den persönlichen Ausdruck. Es sind Heilige, welche die Passion verehren, Kirchenväter und Bischöfe oder Stifter von Orden, wie Dominicus, Bernard, Franciscus, Ambrosius, Thomas von Aquino, Augustin. Die Farbe ist sehr geistig, wie das der Charakter Angelico's ist.

Obwol er noch viele andre treffliche Gemälde ausgeführt hat, so hat er doch in keinem mehr eine solche Größe und Kraft erreicht; denn diese fehlt seinen Empfindungen, welche durch zu große Zartheit bisweilen schwächlich werden. In der Accademia delle belle arti, die eine sehr beträchtliche Anzahl von Bildern Fiesole's besitzt, gelten zwei als die vorzüglichsten: die Kreuzesabnahme und das Jüngste Gericht. Jene ist herrlich durch Tiefe des Gefühls und Lieblichkeit der Farben, dieses aber ist eine nicht bedeutende Composition. Am schwächsten ist Angelico in der Darstellung der Hölle, denn seine Natur war zu kindlich, als daß er diabolische Gestalten hätte schaffen können. Seine Teufel erregen nur Lachen, nicht Grauen. Er stellte die Hölle in sieben Abteilungen dar nach Dante, und malte auch in der Tiefe Lucifer, welcher mit seinen drei Rachen Judas, Brutus und Cassius zerreißt. Auch Angelico malte noch unter dem Einfluß Dante's, des Genossen Giotto's, und des Giotto der Poesie.

Die „Göttliche Komödie" hat überhaupt alle Maler von Giotto an begeistert; ihr Einfluß ist sehr groß gewesen. Sie entzündete die Phantasie der Künstler und erfüllte sie mit erhabenen Anschauungen und dichterischen

Gedanken; ihre Gemälde waren ſchon in den Compoſitionen des Dante'ſchen Gedichts vorgezeichnet und jene Scenen der „Hölle", des „Fegefeuers" und des „Paradieſes" durften nur in Farben übertragen werden, um wirkſame Bilder zu ſein. Ich möchte behaupten, daß ohne Dante's Göttliche Komödie die religiöſe Malerei Italiens weder ſo ſchnell noch zu ſolcher Höhe ſich hätte entwickeln können.

Die Herrſchaft dieſes Gedichts über die Malerkunſt dauerte das ganze 14. und 15. Jahrhundert hindurch, ſolange als die religiöſe Malerei blühte. Auch Michel Angelo, der enthuſiaſtiſche Bewunderer Dante's, richtete ſich nach ihm, wie er ihm Luca Signorelli in ſeinem Jüngſten Gericht im Dom zu Orvieto, welches ſchon Fra Angelico dort zu malen angefangen hatte. Man findet Darſtellungen nach Dante von vielen Meiſtern und in vielen Kirchen, wie namentlich die Hölle und das Paradies Orgagna's, in der Kapelle Strozzi der Santa Maria Novella. Nächſt der Göttlichen Komödie haben aber auch die Triumfe Petrarca's einen großen Einfluß auf die Malerei gehabt; das zeigt unter vielen andern Bildern derſelbe Orgagna in ſeinem Triumf des Todes, im Campo Santo zu Piſa.

Fieſole malte in einer Zelle von San Marco auch die Herabkunft Chriſti in den Limbus, aus welchem er die Patriarchen herausholt, ein Bild von großer Farbenzartheit. Nicht minder merkwürdig iſt ſeine Verehrung der Magier, eins der wenigen Gemälde von ihm, worin er eine gewiſſe weltliche Heiterkeit und Mannichfaltigkeit entwickelt. Dieſer Gegenſtand iſt unendlich oft und mit der größten Liebe behandelt worden. Es gibt auch für

religiöse Maler wenige Stoffe, welche ihn an Reiz übertreffen, an Reichtum des poetischen Lebens geht er allen vor. Indem er Heiliges und Weltliches vereinigt, befreit er den Betrachter von jenem Widerwärtigen, was das ewige Einerlei der heiligen Familien, der Kreuzigungen und anderer trostloser Geschichten erregen muß. Die Gegensätze sind überraschend, heiter und naiv: das Kind eines Handwerkers in einem Stall, Ochs und Esel an der Krippe — diesem Kinde kommen die Herrscher der Erde zu huldigen, ausgerüstet mit aller orientalischen Fürstenherrlichkeit, lange, reichgeschmückte Züge von Trabanten und Edelknappen hinter sich, welche Gold und Juwelen tragen. Einer dieser Könige ist immer ein Greis von ehrwürdigstem Ansehen, und indem dieser vor dem kleinen Kinde kniet, wird die Poesie der Scene noch durch den Contrast der Lebensalter verstärkt. Der zweite König hat in der Regel ein Mohrengesicht, der dritte eine jugendlich schöne und ritterliche Gestalt, sodaß die alten Maler in allen Dreien die Weltteile repräsentirt zu haben scheinen. Dazu kommt die geheimnißvolle Ferne, aus welcher diese fabelhaften Könige gekommen sind, das Dunkel der Nacht, der Stern, welcher oftmals Veranlassung gibt, dem Zuge noch ein Paar Astronomen hinzuzufügen, die Pracht von goldnen Schalen und Juwelen, und so wird das Ganze zu einem phantastischen Märchen aus dem Orient, an welchem man den Einfluß der Kreuzzüge verspürt.

Die toscanische Malerei ist reich an Darstellungen dieser Art. Zwei solche herrliche Bilder sind von Domenico Ghirlandajo und von Filippino Lippi in den Uffizien; zwei andere, Meisterwerke von der höchsten Schönheit,

verdanken wir den Schülern Angelico's, Gentile da Fabriano und Benozzo Gozzoli. Das Bild Gentile's befindet sich in der Accademia delle belle arti, das Benozzo's in der Kapelle Medici im Palazzo Riccardi. Dort malte Benozzo Fresken, die neben seinen bewunderten Gemälden im Campo Santo von Pisa zu den besten Leistungen seiner Zeit gehören. Seine seltene Universalität erkennt man schon hier; er umfaßte alle Richtungen der Malerei, Landschaft, Architektur, Genre und Thierleben, was Alles er in seinen Gemälden verbindet. In jener Kapelle Riccardi malte er die prächtigen Züge der Könige; zu Roß, zu Fuß oder auf dem Kameel ziehen sie in unabsehbaren Scharen durch lachende Gefilde, über Berg und Tal.

Fiesole, von welchem Gentile und Benozzo lernten, steht in seinem Bilde hinter ihnen zurück. Es hat nicht jene festliche Pracht und heitere Fülle, welche seine Schüler darzustellen wußten. Doch erfreut es immer das Auge. Viele andere Bilder, welche er in San Marco malte, möchten noch genannt sein wollen, wie sein Gebet im Garten, seine Taufe, seine Krönung der Jungfrau, worin man wieder den Einfluß Dante's erkennt, sein Christus als Pilger; doch mag dessen genug sein. Sie zeigen alle dieselbe Schlichtheit der Mittel, dieselbe Kindlichkeit des Gemüts, die tiefste Religiosität. Man möchte selbst ihre Farben, ein vorherrschendes Weiß, lichtes Blau und sanftes Rot, kindlich nennen. Angelico erfreut sich gern an den bunten blumenhaften Contrasten. Seine reizendsten Bilder sind oft die im Kleinen, fast miniaturartig ausgeführten; sie sind von großer Zierlichkeit und bewundernswürdiger

Feinheit, wie unter andern die Engelgestalten auf einem Altaraufsatz in den Uffizien und die Figuren auf dem Reliquarium in S. Maria Novella zeigen.

Fra Angelico starb in Rom am 18. März 1455; Nicolaus V., der ihn dorthin gerufen hatte, um im Vatican zu malen, ließ ihm ein Monument in der Kirche della Minerva errichten. Die Inschrift vergleicht ihn mit Apelles, mit dem sehr viele Maler verglichen zu sein die Ehre haben. Er war der letzte große Meister aus der Schule Giotto's gewesen. Die Naturalisten Maselino und Masaccio machten dieser ein Ende und schufen die moderne Richtung der Malerei. Die Antike führte zur Darstellung des Nackten und zum Wohlgefallen an den natürlichen Formen der Menschengestalt, die durch Tizian, Giulio Romano, Correggio und Michel Angelo ihren vollendeten Ausdruck finden sollten.

Da ging von demselben Kloster San Marco, welches in Fiesole einen so begeisterten Verfechter der religiösen Malerei gefunden hatte, noch einmal eine Reaction gegen die Modernen aus. Dies geschah durch Savonarola.

Savonarola bekämpfte die Mediceer, welche den Sinn für die Antike mächtig gefördert hatten, gerade mit ihren eigenen Waffen. Sie hatten eben die Platonische Akademie gegründet, und waren voll von Bewunderung des Heidentums, aber auch Savonarola war ein platonischer Mystiker, wie Lorenzo, Pico, Polizianus, Marsilius Ficinus und wie es überhaupt Italien seit Petrarca war. Der Prior von San Marco hielt platonische Predigten über das Wesen des Schönen und donnerte gegen die Nacktheiten der Kunst von jener Kanzel herab, der gegen-

über nun die Grabsteine seiner Freunde liegen, des Pico di Mirandola und des Angelo Poliziano. Marchese führt in dem Capitel seiner Schrift, welches von dem Unternehmen Savonarola's, die Künste zu reformiren, handelt, eine Rede desselben an, worin er das Schöne ganz platonisch als die Seele und die Idee des Guten darstellt. Kraft dieser Theorie erhob er einen fanatischen Krieg gegen die Antike und die auf das Weltliche gerichteten Künste, die nach seiner Meinung das Menschengeschlecht verderben; er schien darauf auszugehen, eine christlich-platonische Republik wiederherzustellen. Die Gewalt seiner Rede beugte viele Künstler, die bisher heitern Mutes gemalt und gemeißelt hatten, und man sah den trefflichen Sandro Botticelli, Cronaca, Robbia, Bartolommeo, Lorenzo di Credi und viele andere reuig zu den Füßen des Priors von San Marco ihr Heidentum abschwören. Nur Mariotto Albertinelli und der bizarre Piero di Cosimo ließen sich's nicht anfechten, sondern blieben Heiden und eifrige Gegner Savonarola's und seiner moralischen Sekte.

Man weiß von der Procession am 21. Februar 1497. Sie war eine fanatische Verirrung des Volkstribunen in Florenz. Da trug man in feierlichem Aufzuge mit Pauken und Trompeten alle Sinnbilder der Weltlust auf den Platz der Stadt. Dort erhob sich ein vielarmiger, pyramidalisch zugespitzter Baum; aufgehängt waren daran die Porträts der schönsten Florentinerinnen, Meisterwerke der Malerei, schöne Nacktheiten, Sculpturen von Göttern und Göttinnen, Notenbücher, Harfen, Lauten, Cymbeln und Geigen, Karten, Kleider von Sammet und von Seide, die köstlichsten Arbeiten von Gold und Elfenbein, auch die

Gedichte Petrarca's und Boccaccio's sah man an den Zweigen hängen. Die Diener jenes jüngsten Gerichts, das hier über die Wollust ergehen sollte, hatten die Häuser durchsucht, oder man hatte im Eifer, Buße zu thun, Kunstwerke und Kostbarkeiten jeder Art freiwillig ausgeliefert. Ein venetianischer Kaufmann der gerade in Florenz anwesend war und über das moralische Wesen des Schönen niemals nachgedacht hatte, kam auf den vernünftigen Gedanken, daß es besser wäre, diese vortrefflichen Handelsgegenstände zu verkaufen als zu verbrennen. Er bot also für die gesammte Welteitelkeit die mäßige Summe von 20,000 Scudi. Hierauf ließ die Signorie den Mann ohne weiteres ergreifen, auf einen Stul setzen und von einem platonischen Maler abconterfeien; sein Porträt wurde auf die Spitze des Scheiterhaufens gestellt. Also verbrannte man diesen Baum mit allen seinen Schätzen unter dem Jubel des Volks. Das geschah auf demselben Platz, auf welchem der große Schwärmer selbst ein Jahr später verbrannt wurde.

Der Tod Savonarola's machte die Künstler seines Anhangs trostlos. Viele gaben das Malen auf, unter ihnen namentlich Baccio della Porta, welcher aus Gram der Welt entsagte und im Jahr 1500 die Kutte von San Marco anzog. Sechs Jahre lang blieb Baccio oder Fra Bartolommeo, wie er sich nannte, in Schmerz versunken und rührte keinen Pinsel an. Dann ermannte er sich wieder und begann auf das ausdrückliche Zureden seiner Ordensbrüder seine religiösen Malereien. Es war das um die Zeit, als Rafael zum zweiten male nach Florenz kam. Er schloß Freundschaft mit Fra Barto-

lommeo und lernte von ihm Zeichnung und Farbe; unter dessen Einfluß entstand seine nicht vollendete Madonna del Baldachino, welche den Charakter Bartolommeo's deutlich erkennen läßt. Dieser bildete sich besonders nach Michel Angelo und nach Leonardo da Vinci, und weit gefehlt, daß er in der sanften und zärtlichen Art des Fiesole malte, wurde er das gerade Gegenteil seines Vorgängers in San Marco. Denn die Schule Giotto's war überwunden. Bartolommeo zeigt, wie sehr das Studium der Plastik die Malerei beeinflußt hatte; seine Figuren sind oft grandios wie die des Michel Angelo und beinahe statuenhaft, wie namentlich sein Evangelist Marcus in der Gallerie Pitti.

Er starb im Jahr 1517. Das Epigramm auf seinen Tod vergleicht ihn natürlich mit Apelles, in der Farbe wenigstens, mit Buonarotti in der Zeichnung. Er hat uns auch ein Porträt Savonarola's hinterlassen, welches die fanatische Beschränktheit dieses Propheten der Renaissance charakteristisch wiedergibt. Denn einen so hohen Flug auch die Gedanken dieses merkwürdigen Menschen nahmen, blieb er doch stets ein Mönch, und zwar ein Dominicaner.

Zu derselben Zeit, als Fra Bartolommeo in San Marco war, saß dort in einer Klosterzelle ein anderer glühender Verehrer Savonarola's gefangen, der Miniaturmaler Fra Benedetto. Man weiß nichts von den Malereien dieses sonderbaren Menschen; aber er hat uns ein originelles Gedicht hinterlassen, welches er in der Einsamkeit seines Gefängnisses verfaßte. Es ist das älteste epische Gedicht auf Savonarola, dessen Leben und Tod

es erzählt. Sein Titel ist: „Die Ceder des Libanon.“ Marchese hat es neuerdings herausgegeben: „Cedrus Libani, oder Leben des Girolamo Savonarola, geschrieben von Fra Benedetto von Florenz im Jahr 1510.“ „Viele Zeitgenossen“, so sagt Marchese, „haben das Leben Savonarola's beschrieben, wie Burlamacchi und der Graf Francesco di Mirandola; aber obwol sie Savonarola kannten, durften sie doch nicht seinen nächsten Umgang und seine innige Freundschaft genießen, wie sie dem Fra Benedetto in den drei Jahren vergönnt war, die er mit dem Meister in San Marco zubrachte. Savonarola selber hatte ihm das Dominicanerkleid angezogen, und dieser sein Schüler litt und that viel für ihn und vertheidigte ihn nach seinem Ende mit einer Liebe und einer Beharrlichkeit, welche ihm zuerst das Exil und dann viele Jahre der Gefangenschaft in seinem Convent zuzogen — eine merkwürdige Persönlichkeit, deren Typus allein in jenen Paladinen des Mittelalters ohne Furcht und Tadel zu suchen ist, die mit unsterblichen Versen Ariosto und Tasso besungen haben.“

Mit Recht legt Marchese diesem Gedicht eine historische Wichtigkeit bei, weil es die Ereignisse getreu und treuherzig erzählt, deren größten Teil der Dichter mit eigenen Augen gesehen hatte. Ich halte es deshalb der Mühe wert, aus ihm einige Stellen zu übersetzen, will aber zuvor vom Leben des naiven Dichters selbst Kunde geben.

Fra Benedetto war im Jahr 1470 in Florenz geboren. Sein Vater Paola war Goldschmied, seine Mutter, wie er selbst sagt, eine witzige und mutige Frau. An-

fangs führte er ein lockeres Leben, dann wurde er durch Savonarola's Predigten so begeistert, daß er in den Orden von San Marco trat. Savonarola selbst nahm ihn darin auf, im November 1495. Drei Jahre lebte er nun im Kloster, bis sich am 8. April 1498 der wütende Volkssturm gegen den Reformator erhob. Fra Benedetto kämpfte neben andern Mönchen und Anhängern Savonarola's mit großer Tapferkeit. Zufällig befand sich auch Baccio della Porta an jenem Abend im Convent; erschreckt durch das Geschrei des Volks und das Toben des Kampfes versteckte sich dieser in den geheimsten Winkeln des Klosters. Benedetto aber hatte sich auf das Dach der Kirche gestellt, in die man Feuer warf, und schmetterte mit Steinen so viel Feinde zu Boden, als er bezwingen konnte. Savonarola erblickte ihn und rief ihm zu, vom Kampf abzulassen und die Waffen wegzuwerfen; auch als sich der Prophet freiwillig den Feinden ergab, wollte Benedetto mit Gewalt sein Schicksal teilen, doch Girolamo wandte sich zu ihm und sagte ihm: „Bruder Benedetto, aus Gehorsam folge mir nicht, weil ich und Bruder Dominicus zu sterben haben aus Liebe zu Christus. Und in diesem ward er seinen Söhnen aus den Augen gerissen, welche alle weinten; es war schon 9 Uhr in der Nacht."

Nun erzählt Fra Benedetto, daß unter den Anhängern seines Meisters Malatesta Sacromoro da Rimini den Verräter machte. Denn dieser bewog Savonarola sich dem Volk auszuliefern, nachdem jener ihm vergebens geraten hatte, Paulus nachzuahmen, an einem Seil sich herabzulassen, und seine Rettung in der Flucht zu suchen.

Man schleppte Savonarola und Dominicus in den Palast der Signoren, Silvestro aber hatte sich im Kloster verborgen. Aber auch diesen verriet Malatesta am folgenden Tage. Alle Drei wurden am 23. Mai verbrannt. Auf der Stammtafel der berühmtesten Männer des Ordens liest man noch heute in einer Zelle von San Marco die Note: „Im Jahr 1498 am 23. Mai starben die Väter F. Girolamo Savonarola zugleich mit Dominico und Silvestro durch falsche Anklagen unschuldig an einem Galgen in der Stadt Florenz."

Benedetto Varwich zuerst nach Viterbo, darauf empfand er Gewissensbisse, Savonarola's Andenken auch nur eine Weise lang verleugnet zu haben; er kam nach Florenz zurück und begann nun den Namen und die Lehren seines unglücklichen Meisters muthig zu vertheidigen, obwol er die Rache der Gegenpartei auf sich laden mußte. Er schonte Niemand, selbst den Papst Alexander VI. griff er mit Kühnheit an. Die Folge davon war, daß man ihn zuerst aus dem Kloster stieß und dann wieder darin einkerkerte. Ob er hier bis an sein Lebensende schmachtete, ist ungewiß. Er schrieb im Gefängniß Vertheidigungen Savonarola's, theologische Schriften und die „Ceder des Libanon".

Dieses Gedicht ist in Terzinen geschrieben und in elf Capitel getheilt. Man erwarte keine poetischen Schönheiten von ihm; es besitzt eine gewisse burleske Einfalt und große Schlichtheit der Darstellung, welche an alte Chroniken erinnert. Noch merkwürdiger ist es als historisches Document durch die Treue, womit es die Zustände zeichnet und ein Bild des Lebens jener Zeit entwirft.

Die Kataſtrophe ſelbſt iſt lebendig und zweifellos wahr geſchildert.

Nach einem gebetartigen Eingange erzählt das erſte Capitel die Lebensumſtände des Verfaſſers:

Von nied'rem Stamm und in der Stadt der Blume
Ward ich geboren tauſendvierhundertundſiebzig,
Im Viertel della Croce unſ'res Herrn.
Mein Vater übte eine heil'ge Kunſt,
Metall'ne Baſen ſchön er machen konnte.
Paul war ſein Nam' und Jahre hatt' er achtzig.
Domenica, ſo hieß die Mutter mein,
War eine Frau von Witz und Mannesmut,
War fromm und haßte alles müß'ge Ding.
Sothaner Baum und ſogenannter Stamm
Erzeugeten vollkomm'ner Pflanzen neun,
Die jüngſte war ich und die ſchlechteſte.
Natur und Himmel hatten mich erſchaffen
Geſchickt zur Muſica auf Inſtrumenten,
Im Singen luſtig und gewandt im Spielen.
Wollt' ich erzählen nun, wie viel und was
Ich hab' genoſſen jugendlich Vergnügen
Bei Tanz und Hochzeit und bei Jagd von Thieren,
Mit tauſend Worten könnt' ich das nicht ſagen.
So war's von aller Art und wenn auch ekel,
Daß tauſendmal mein Herz der Welt ich gab;
Zum Dienen flink und ſcherzig im Geſpräch,
Die Luſt von Dieſem und die Luſt von Jenem,
Von Körper klein, doch kühn und wol verwegen.
Mein' Kunſt war das Miniiren mit dem Pinſel;
Nicht mocht' ich was die Ordensbrüder ſchätzen
Und den Religioſen gern mich widerſetzen.

Darauf beſchreibt Benedetto die Verdorbenheit der Zeit: Friede herrſchte in aller Welt, aber der Dämon

fäcte Uebel aus, das Volk war voll von schändlichen Lastern, Wucher und Gewaltthätigkeit herrschten überall. Es regierte Alexander VI., groß durch Habsucht und Wollust, und jeder Pfaffe nahm ihn zum Muster:

Da hat der Herr in dieser Zeit gesendet
In meine Stadt hin einen treuen Diener,
Von Namen Hieronymus genennet.
So groß war seine Wissenschaft und Liebe,
Daß Jeder blieb nachdenklich im Gemüte,
Und rechtlich wandelte und voller Scham.
Der Mann entsprossen von Ferrara war,
Und war vom Orden der Predicatoren,
Sein Hafen waren Kreuz und Crucifixus.

Der Dichter erzählt weiter, daß ihn eines Tags seine Mutter, von Savonarola's Beredsamkeit ergriffen, aufforderte, dessen Predigten anzuhören. Obwol ihm ein solches Ansinnen hart ankam, gab er doch endlich nach und ging in die Kirche San Marco. Da setzte er sich ganz beschämt und still unter die Zuhörer und erregte die Verwunderung des Volks, welches den lustigen Vogel hier nicht vermutete. Er läßt jetzt Savonarola auftreten und eine Predigt halten, wie Lenau in seinen Savonarola-Romanzen thut.

Als mein Prophet nun kam, Savonarola,
Stieg auf die Kanzel er bescheidentlich,
Und achtsam stund ich da bei seinem Worte.
Der waffnete sein Haupt wol mit dem Kreuz
Und rief: Solang ihr dies habt, sollt ihr wandeln,
In Reue kleide sich nun männiglich.
Doch ihr, die ihr die ganze Welt betrachtet

Und sehet sie in Friedenswonne tronen,
Gebt Acht! auf ihre Ruhe nicht vertrauet.
Denn diese Zeit wird bald der Sturm durchtoben.
Ich seh, Italien, ob deiner Sünden
Auf dich das Wasser und die Pest schon zielen.
O Rom! o Priester ihr voll böser Lust,
Durch dich, o Klerus, kommt der grimme Sturm.
Des Uebels Form, das ist der Mönch und Pfaffe.
Thu' Buße nun, dies fordert jetzt der Herr
Von dir, durch mich des Herren niedern Diener.
Italien schläft und Rom will nicht erwachen.
Erwache denn von meinem großen Schrei'n,
O Sündenmensch — mein Wort ist ohne Trügen,
Nach deinem Wohle dürst' ich wie der Hirsch
Nach Wasser dürstet. Bald siehst du ertränket
All' die Tyrannen, schimpflich bald erobert
Italien, mit Schande, Hohn und Schmach.
O Rom, bald wirst du fein gefangen,
Auf dich seh ich das Rachebeil schon fallen;
Die Zeit ist kurz und flieht mit jedem Tag.
Siehst du dich nicht vom Schwelgen hingezogen,
Habsüchtig Stolze, in den Höllengrund?
So wein' um deine Schuld und seufz' von Herzen!

In diesem Ton geht es weiter fort. Es ist die Predigt über die Arche Noah. Benedetto dringt sie so ins Gewissen, daß er gleich den Weg zwischen die Füße nimmt und an einen von Menschen verlassenen Ort sich begiebt. Da hebt er ein Zwiegespräch mit sich selbst an, welches sehr naive Selbstanklagen enthält —

Und weinend ging ich fort, und wie ein Wind
Nahm ich von mir mein leichthin loser Wesen,
Und warf dahin mein windig Saitenspiel.

Seine bisherigen Spießgesellen verspotten ihn und nennen ihn einen Hypochonder. Sie fordern ihn zu Lustbarkeiten auf, sie zeigen ihm, daß er von aller Welt geliebt sei, viele Freunde habe, und daß ihm zum Leben nichts fehle. Nicht genug, daß seine Kameraden ihn peinigen, da kommen endlich auch seine in Gefahr gebrachten Sinne, welche er als Personen auftreten läßt:

Das Auge sprach: Ich weiß nicht was du denkest;
Zu schweifen frei, so hast du mich gewöhnt,
Und Freiheit will ich, denn die paßt mir wol.
Sprach das Gehör zu mir: Ich bin gewöhnet
An Spiel und Sang und lustiges Parliren,
Als wie an süße Düfte dein Geruch.
Drum uns zu lassen ist fürwahr nicht klug.
Geh' besser denn zu Rat mit deinem Sinne,
Gar übel ist's der Knechte Knecht zu werden.
Oft hört' ich sagen den Geschmack zu mir:
Wenn du ein wenig meine Art verstehst,
Wird dir die Mönicherei zum Ekel sein.
Sprach das Gefühl: Nicht besser kann ich sein
In Zukunft, als ich bin. Drum laß mich so,
Denn leider ach! ich fühl' mich stets versengt.

Aber Savonarola stärkt Benedetto in seiner Bekehrung. Der macht nun den Anfang eines heiligen Lebenswandels damit, daß er einige Monate lang das Amt des Krankenpflegers und Todtengräbers im Hospital übernimmt. Die Dämonen quälen ihn zwar unausgesetzt, doch bekämpft er sie wacker, und tritt endlich im fünfundzwanzigsten Jahre seines Lebens in den Orden ein.

Wie Bartolommeo Savonarola in Farben gemalt hat, so zeichnet Benedetto seine Gestalt in Versen:

Von Körper war er klein, doch gar gesund,
Von Gliedern war er zart in solchem Maße,
Daß seine heil'ge Hand ihm leuchtend schien;
Stets freundlich war er, nie verstört,
Von wachen Blicken und durchdringend schön,
Das Aug' gesenkt und dunkel angenehm,
Und dunkel war sein Haar, sein Bart war dicht,
Der Mund gar fein und länglich sein Gesicht,
Die Nas' ein wenig ihm gebogen war.

Es folgen die Prädicate seiner Seele, die man sich schon denken kann, und eine kurze Angabe seiner Wirksamkeit; darauf eine ganz Klopstockische Episode, worin der Dichter die Teufel gegen Savonarola sich verschwören läßt:

Der stolze Lucifer, der Fürst der Hölle,
Wie er ersah, was Frucht der Priester fand,
Da bellt er laut als wie ein reißend Thier,
Und brennend in dem grimmen Höllenpfuhle,
Mocht' also gute Werke er nicht leiden,
Und heult' und schrie und sprach gewaltiglich
Also: Auf mein Geheiß sei nun bereit
Vor meinem Blicke schnell jedweder Teufel,
Wenn baldig nicht mein Reich vergehen soll.
Auf dieses Wutgeschrei und dieses Ruf
Die Teufel horchten dem Gebot in Eile,
Und vor ihn tretend sprachen sie: O Herr,
Gehorsam sind wir dir, und sind zur Hand,
So sprich: Wer darf zertrümmern deine Macht?

Lucifer erzählt hierauf, was Alles er seit seinem Sturz aus dem Himmel verübt habe, wie er Adam um das Paradies gebracht und alle Creaturen unter seine Herrschaft gebeugt habe, wie das Volk des Moses auf sein

Veranſtalten der Götzendienerei ſich ergeben, wie er, nachdem Chriſtus in der Welt erſchienen, alle Teufel ausgeſendet habe, um den Glauben auszurotten:

Und ihr, o Lügner, ſchmutz'ge Hundebrut,
Habt mir den Glauben nicht erſtickt. Es ſagt
Der Ein': heut' thu' ich's noch, der And're morgen!
Nun eben hör' ich, wie man in Florenz
Savonarola glaubt, dem großen Mann,
Der in dem Worte Gottes herrſcht und lehrt.
Es war Florenz, ach! unſ're Dienerin,
Von Sodom voll, von Wucher und von Spiel,
Nun ſiegt's, Dank eurer Wachſamkeit, gen Himmel.
Geht eilig denn, ihr dummen Teufel, hin
Und tilgt mir aus den Prieſter und ſein Licht.

Auf Lucifer's Befehl fahren die Teufel mit erſchrecklichem Halloh von dannen. Ihr Werk zeigt ſich bald in der Verfolgung des heiligen Mannes, beſonders von Seiten der Minoriten von Santa Croce, welche ihm auf jede Weiſe die Predigt ſtören und das Volk gegen ihn verhetzen. Darauf beſchreibt Benedetto den Sturm auf San Marco am 8. April 1498:

Am heil'gen Sonntag war's, dem Tag Palmarum,
Da hob Florenz ſich auf mit wildem Schrei'n,
Zu ſah'n den Prieſter lebend oder todt,
Und mit Gewaffen tobten ſie in Wut,
Zum Kloſtertempel ſeine Feinde kamen,
Tod dem Verräter! ſchrieen ſie. Viel waren
Der Freund' in dieſen Tempel und Convent,
Der heil'gen Pflicht gewohnt, wie ſtets gekommen,
Die Veſper anzuhören. Kaum erkannten ſie
Des Feindes Menge wie ſein gräßlich Wüten,
Als Einer hier, der And're dort entfloh.

Ach! alle faſt verließen den Propheten;
Und dieſer war zum Sacrament gegangen
Mit vielen Brüdern. Doch kaum war es Nacht,
Da fiel mit Waffen ein die ganze Schar,
Achthundert, die zu Raub die Schwerter trugen,
Und ihnen folgt' der wilde Pöbel nach,
Der ſackt' ſich ein das beſte Kloſtergut.
Noch ſangen des Propheten treue Kinder
Beim Sacrament getroſt die Litanei,
Erwartend ihren Marterlod — und ich,
Beim großen Schrecknis war ich auch zugegen.
Viel eh' wollt' ich den Todesſtoß ertragen,
Konnt' ſich des Tods der Meiſter nur entſchlagen.

Er erzählt weiter, wie nur einige zwanzig Freunde Savonarola's die Anſtürmenden zurückſchlugen, den Führer tödteten und die ganze Rotte drei mal hinauswarfen. Drei mal kehrte das wütende Volk wieder.

Und Feuer legten an der Kirche Pforten
Und an die Kloſterpforten jetzt die Feinde.
Umſchloſſen dicht war der Prophet; umgeben
Von ſeinen Brüdern mit dem Sacrament,
Und jeden zwang das Weh zu bittern Tränen.
Da wandt' er ſich zu den verzagten Seinen
Und ſprach: Zu fürchten wahrlich iſt nicht Not,
Denn Alle wird der Herr uns hier beſchirmen.
Einſtürmt indeß der Schwarm mit Lanz' und Schwertern,
Gewaltſam in die Kirche ſprangen ſie
Den Leuen gleich und grauſam wilden Thieren.
Und ich, mit wenig Andern noch, vom Dache
Hinunter ſtürzten wir das Hochgemäuer,
Und ihr Gewaffen brachen wir und Schilde,
Daß Steine ſchien der Himmel ſelbſt zu regnen,
Und ſo zurücke warfen wir das Volk.

Nicht wußt' der Prieſter, daß ich widerſtand
Den Feinden noch mit der bewehrten Rechten,
Noch daß ich, ihn zu ſchirmen, kühnlich ſtritt.
Hinunter ſtieg ich von dem Dach zu Tale,
Mich ſah der Heil'ge da, der betend ſtund
Und tadelt mich mit ſanftgeſprochnem Wort.
Mein Sohn, ſo ſprach er, höre mein Gebot,
Nimm du das Kreuz und wirf das Meſſer fort,
Denn ſolches Thun, nicht ſiegt's in meinem Sinn.
Und ich, wie ich die Rede angehört,
Ob jener Feinde, war's mir bitter leid,
Weil ſie ihn ſuchten lebend oder todt.
Da ließ ein Jeder ab von ſeiner Wehre,
Denn Niemand wollt' dem Heil'gen widerſtehn —
Der rief an einen Ort die Brüder alle,
Und ſo verſammelt wie ſie alle waren,
Erhob zu ihnen er die milde Rede.

Es folgt die Troſt- und Ermahnungsrede des Reformators, welcher den Brüdern ankündigt, daß er ſich freiwillig in die Hände ſeiner Feinde geben wolle, nachdem Malateſta da Rimini mit falſchen Worten ihm dazu geraten hatte.

Ich ſah mit eig'nem Aug' wie er ſich gab
Mit dem Genoß Dominicus dem Feinde,
Und wie er freudig ſtand mit ſanfter Miene,
Bedräut vom grimm'gen Volk mit wildem Hohn!
Denn mit Geſchrei ward er hinausgeſtoßen,
Mit Feuerfackeln war er dicht umgeben,
Mit Lichtern, Lanzen, Schwert und Schild und Bogen.
— — — — — — — — — — —
Nicht weiß ich, ob ſo groß der Hölle Lärmen
Als das war jener Nacht, in welcher man
Ihn führte nach Florenz zur Signorie.
Drauf es geſchah, daß an dem andern Tage

Der Malateſta gab den ſchon geſuchten
Silveſtro auch dem Feinde in die Hände.
Und weil entzündet war der Grimm der Böſen,
Jeronimus, Dominicus, Silveſter
Tortur und Marter mußten ſie erdulden.
Geſtattet hat der himmliſche Regierer,
Daß ſie begriffen nicht des Dieners Rede,
Dem ſie mit Hohn anthaten übles Leid.
Der folgte ganz des Amos Art und Weiſe
Und ſprach, da ihn die Uebelthäter fragen:
Biſt du Prophet? — Prophet, das bin ich nicht.
Von mir iſt ſein Proceß mit Fleiß berichtet
Im Trialog, den ich vordem geſchrieben,
Zehn Jahre ſind's: nun hab' ich ihm erwählt
Zum neuen Titel: Das Razionale.
Da deckt' ich auf die ungeheuren Lügen,
Und ſo ausführlich bin ich dort geweſen,
Daß mir die Schrift der Qual genug bereitet.
In jenem Büchlein hab ich wollen nennen
Die Böſewichter ſonder Scheu mit Namen,
Denn wiſſen ſoll die Welt von ihrer Tücke.
Und ward ich gleich um dieſer Rede willen
Verfolgt und eingekerkert und verſtoßen,
Doch will, ſolang ich athme, ich nicht ſchweigen.

Nun erzählt Benedetto, wie nach dem Tode Savonarola's ſeine Anhänger ſein Andenken abſchworen und ſchimpflich ſeine Fahne verließen.

Nicht Einer blieb fürwahr in ſeiner Treue,
Ich ſelber auch zu wanken hab' begonnen.
Mein Froſt war kurz und wieder kam die Glut.
Beſtürzt war ich geblieben noch drei Tage,
Dann wie die Droſſel, die dem Hanf entgangen,
Wich gen Viterbo ich mit bitt'rem Schmerz.

Da war zur Ruh' gekommen mein Gemüt,
Und in der Brust entglomm ein heftig Feuer,
Das gab der dunkeln Seele wieder Licht.
Und war ich sonder Wert und sonder Wissen,
Doch für den Meister, den ich so geliebt,
Setzt' ich entgegen mich gleich scharfem Dorn,
Und stach die Wölfe jedes Orts und Ranges.
Die haben sich voll Wut auf mich gekehret
Und Netze viel und Stricke ausgebreitet,
Doch immer biß ich sie mit meiner Zunge.
Nie konnt' der Feind mein mutig Herz besiegen,
Doch mit den Martern, die sie reichlich gaben,
Den Leib zu bänd'gen macht' ihm wol gelingen.
Der muß durch Schuld von meinem Sündenleben
Verlassen nun in Kerkernacht vertrauern,
Dem Ziel der Pfeile ist er gleich zu achten.
Doch halt' die Wahrheit nimmer ich verborgen,
Und preise den Propheten in dem Herrn,
Deß Prophezeien nun sich klar erfüllet.
Ein jeglich Leid will ich getrost erdulden
Um meine Schuld und den verbrannten Meister.

Das letzte Capitel enthält eine Lamentation über das Ende des Propheten und erzählt die Art seines Todes. Dann schließt das Gedicht, dem ohne Zweifel noch ein anderer Teil folgte, mit einem Anruf an Savonarola, seines Versprechens sich zu erinnern und des armen Verfassers sich anzunehmen.

Marchese, welchen wir die Herausgabe jenes alten Gedichts verdanken, hat keine besondere Geschichte Savonarola's geschrieben, aber so hat sein Leben dem schon genannten Prachtwerk der Fresken von San Marco beigefügt. Es ist von Interesse, zu wissen wie ein heute

lebender Dominicaner von San Marco über den ehemaligen Prior ſeines Kloſters ſpricht. Er ſagt am Anfang: „Der Leſer wird ſehen, wie ein Mann den ſchrecklichen Untergang fand, welcher vielleicht der größte ſeiner Zeit und vieler andern Zeiten war. Er wird erkennen, wie ihn weder der Adel ſeines Geiſtes und die Heiligkeit ſeines Lebens, noch die Hoheit ſeines Zweckes zu ſchützen vermochten. Er wird erfahren, welche Hoffnungen mit ihm ſtarben, und welches die bittern Früchte ſeines Todes waren, und wie Galgen und Scheiterhaufen nicht genügten, in den Gegnern den heftigen Durſt nach Rache zu löſchen, welche noch gegen ſeinen Leichnam und ſein Andenken wütete. Und dennoch leuchtet ſein Name heute, da der Neid niedergeſchlagen iſt, zur Stunde noch in Ehren und iſt allen Denen teuer, welche unzaghafte Freunde der Wahrheit ſind. Dieſer große und unglückliche Mann iſt Fra Girolamo Savonarola.“

Wichtig als Beitrag zu einer Geſchichte Savonarola's ſind die von demſelben Marcheſe veröffentlichten Briefe und Documente, welche dieſen Reformator betreffen. Man findet darunter einige an ſeine Mutter, Elena Buonaccorſi, an ſeinen Freund Dominicus, an ſeine Schweſter Beatrice, an Pico di Mirandola. Unter den Documenten befindet ſich auch das Schreiben Ludwig's XII. an die Signorie von Florenz, worin dieſer König um Aufſchub des über Savonarola verhängten Urteils bittet.

Am Schluſſe ſeiner Einleitung in die Sammlung ſagt Marcheſe: „Hier ſchließen wir unſere geduldigen Forſchungen über das Leben und den Tod Savonarola's mit dem Wunſche, daß endlich ein gewichtiger, fleißiger, maßvoller

und ſtreng katholiſcher Geſchichtſchreiber aufſtehen möge, welcher frei von allem Unweſen politiſcher und religiöſer Secten, uns einmal das wahre und männliche Angeſicht jenes Großen zeigen möge, welcher in einer ſchwierigen und verderbten Zeit einen Ruhm erlangte, den die Verleumdung von vier Jahrhunderten nicht vermindern konnte."

Der Wunſch Marcheſe's iſt in Erfüllung gegangen, indem Pasquale Villari, Profeſſor der Geſchichte in Piſa, ſein vortreffliches Werk: „Die Geſchichte des Girolamo Savonarola und ſeiner Zeit" (2 Bde., Florenz 1859 und 1861) veröffentlichte.

Toscanische Melodieen.

(Nach Texten aus dem Volk.)

An ***

diese Feldblumen.

Wir ſind Kinder der Secunde,
Und vergehen bald;
Ueber Woche nicht und Stunde
Haben wir Gewalt.

Holde Geiſter ſind wir jener
Freude die erblüht,
Als die längſten Freuden ſchöner,
Wandernd im Gemüt.

In des Lebens Pilgertume,
Seinem Leid und Glück,
Iſt ja auch die ſchönſte Blume
Nur der Augenblick.

Rom, 10. April 1863.

I.

Ich ſchick' dir die Vögel als Boten,
Denn and're Diener hab' ich ja nicht;
Sie ſetzen ſich auf die Bäume und Roſen;
Sie ſind ſo milde von all' dem Fliegen;
Sie ſetzen ſich auf die Bäume von Piſa;
Ich ſchick' dir viel Grüße, du ſchönſte der Roſen;
Sie ſetzen ſich auf die Bäume von Livorno,
Ich laſſe dich grüßen, du Blumengeſicht.

II.

Wenn dein Bildniß wäre gemalet,
Und zum König der Heiden geſandt,
Mit ſeinen Schätzen hätt' er's bezahlet,
Er gäb' dir die Kron' in die Hand;
Und ließe verkünden die Lehren
Vom Herren Jeſu in ſeinem Reich,
Und daß ſie ſich ſollten bekehren,
Und dich lieben zugleich;
Alle Heiden ſich ſollten bekehren,
Und dich lieben zugleich.

III.

O Sonne, o Sonne, du zieheſt
Wol über die Berge und Höh'n,
So grüße mein herziges Liebchen,
Ich hab's heut' nimmer geſeh'n.

O Sonne, dort drüben am Hauſe
Zwei Weiden, zwei Weiden weh'n;
Vor ihrem off'nen Fenſter
Zwei Lorbeerroſen ſteh'n.

O ſcheidende Sonne, du zieheſt
Wol über die Berge und Höh'n,
So grüße mein herziges Liebchen,
Die dunkeln Augen mir ſchön.

IV.

Ich gehe des Nachts, wie der Mond thut geh'n,
Ich ſuche, wo den Geliebten ſie haben;
Da hab' ich den Tod, den finſtern, geſeh'n,
Er ſprach: ſuch' nicht, ich hab' ihn begraben.

V.

Ich bin klein, und hab' noch nicht zehn Jahre,
Bin geſchrieben ſchon in's Buch der Liebe.
Nahmen mir das Kleid, das ſchöne, klare,
Gaben ein braun Kleid mir gar zu trübe;
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber.
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wären gleich von ihr viel hundert Arten.
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber;
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wenn von ihr gleich tauſend Arten wären.

VI.

Ich will ein Haus mir bauen,
Das ſoll von Seufzern ſein;
Den Kalk mit Tränen löſch' ich,
Mit Tränenflut allein.

In's Haus will ich mich ſchließen,
So lange wohn' ich da,
Bis meine erſte Liebe
Ich wiederkommen ſah.

Und will in's Haus mich ſchließen,
Und klagen ungeſtört,
Will alle Sterne zählen,
Bis Er mir wiederkehrt.

VII.

Liebe Schwalbe, kleine Schwalbe,
Du fliegſt auf und ſingſt ſo früh,
Streueſt durch die Himmelsbläue
Deine ſüße Melodie.

Die da ſchlafen noch am Morgen,
Alle Liebende in Ruh',
Mit dem zwitſchernden Geſange
Die Verſunk'nen weckeſt du.

Auf! nun auf! ihr Liebesſchläfer,
Weil die Morgenſchwalbe rief;
Denn die Nacht wird den betrügen,
Der den hellen Tag verſchlief.

VIII.

Klagen iſt der Mond gekommen
Vor der Sonne Angeſicht.
Soll ihm noch der Himmel frommen,
Da du Glanz ihm nahmſt und Licht?

Seine Sterne ging er zählen,
Und er will vor Leid vergehn:
Zwei der ſchönſten Sterne fehlen,
Die in Deinem Antlitz ſtehn.

IX.

Ich ſah am Fenſter drei Mädchen,
Die Blicke mir zugewandt;
Sie haben mir plötzlich drei Pfeile
Der Liebe hinunter geſandt.

Die eine traf mir die Stirne,
Die and're das Haupt mit Schmerz;
Das allerſchönſte der Mädchen,
Es traf mich mitten in's Herz.

Einen Glückwunſch ſend' ich der Guten,
Und ſchönen Dank zurück;
Der Aelteſten aber der Schweſtern
Empfehl' ich mein Herzensgeſchick.

X.

O Roſe, o Roſe, o Roſe ſo klar,
Wie dich ſo ſchön doch die Mutter gebar!

Sie gebar dich ſo ſchön, ſie ſteckt' dir in's Haar
Eine Blume, und ſtellt' dich an's Fenſter,
An's Fenſter, um Liebe zu koſen.
Sie gab dir in's Haar eine Roſen,
Eine Roſe in's Haar, und ſtellt' dich an's Fenſter,
Den Bräutigam dir zu erloſen.

XI.

Er.

Sprich, o Mädchen, wer wird erben
Deine Schönheit vor dem Sterben?
Laß mich dieſen Schatz erwerben,
Weil ich doch ſo lieb dich habe.

Sie.

Keiner, keiner ſoll ihn erben,
Mag die Schönheit nur verderben,
Und zergehn in lauter Scherben,
Will ſie tragen bis zum Grabe.

XII.

Eh' du, Liebliche, die Augen
Lachend zu den meinen lenkſt,
Eh' du wieder ſie mit einmal
Auf den Buſen ſinnend ſenkſt:
Woll's mit Zeichen mir verkünden,
Daß ich mag mein Herze binden,
Und mit Kraft es zügelnd halten;
Denn es möchte ſonſt vor Luſt,
Vor den großen Liebgewalten
Mir entſpringen aus der Bruſt;
Daß derweil ich's möge binden,
Eh' mir's jauchzend will entſchwinden.

XIII.

Ich ſah ein lichtes Wölkchen
In blauen Lüften weh'n,
Das that aus Liebe wandern,
Zur Sonne reiſen geh'n.

Und ſeh' ich dich, o Jüngling,
Spazieren dort und hier,
So denk' ich auch, du thuſt es
Allein aus Lieb' zu mir.

Und trittſt du aus dem Hauſe,
Dann werfen dir im Nu
Die Roſen auf der Straße
Dir Blumenſchlingen zu.

XIV.

Willſt du todt ſeh'n deinen Sklaven,
Laß dein Haar unaufgerollt,
Laß es fließen um die Schulter,
Lockenſtröme wie von Gold.

Goldne Fäden ſind die Locken,
Schön das Haar, und wer es trägt,
Goldne Fäden, feine Seiden,
Schön das Haar, und wer es ſtrählt.

XV.

Steht mein Liebſter auf dem Hügel,
Komm' ich, bellt ſein Hund nach mir;
Hündchen, Hündchen, laß dein Bellen,
Komm' zum Herrn, und nicht zu dir.

Deinen Herren will ich haben,
Liebes Hündchen, sei nur gut;
Haben will ich deinen Herren.
O was bellst du so in Wut!

XVI.

Zwei herbe Limonen hab' ich geseh'n,
Sie reiften durch Liebe der Sonnen;
Zwei Schlangen sah ich durch's Wasser geh'n,
Sie schwammen in Liebe und Wonnen.

Durch's Wasser wollt' ich wol schießen,
Als wie der bewegliche Aal;
Für einen von deinen Grüßen,
Da grüß' ich dich tausend Mal.

XVII.

Und ob du mich ließest
So Nächte wie Tag,
Und ob du mich fliehest,
Ich folge dir nach.

Und ob du auch eilest,
Und wanderst so sehr,
Weit über dem Meere,
Ich folg' dir auf's Meer;

Mit Nöten und Kummer
Durch Meere und Welt,
Durch Welten und Meere,
Wohin dir's gefällt.

XVIII.

Ob du, Täubchen, deinen Flug genommen
Durch die Lüfte, bis zum Himmelszelt;
Ob du schweifest durch die weite Welt,
Mußt doch einmal in die Hand mir kommen.

XIX.

Wenn's die Bäume könnten klagen,
Wenn die Blätter Zungen wären,
Und die Welt Papier zum schreiben,
Tint' das Wasser in den Meeren,
Federn Blumen nicht zu zählen,
Möchte doch manch Blatt mir fehlen,
Meine Liebe dir zu sagen.

XX.

Will dich lehren was von Liebe,
Stehe auf am Morgen früh,
Eine Lilie aus dem Garten
Von dem Stengel breche sie.

Setz' an's Feuer sie ein Stündchen,
Laß sie länger kochen nicht:
Und dann wasche mit den Händchen
Dir dein liebes Angesicht.

XXI.

Junger Knabe, der du gehest
Auf und ab am Fenster hier,
Laß dein Wandern nur, o Knabe,
Denn ich singe nicht zu dir.

Meine Weise gilt dem Liebsten,
Der ist gangen aus dem Tal;
Seine Schönheit blühet schöner,
Als die deine tausend Mal.

Heller blühet seine Farbe,
Als die Au, die er verließ;
Auf die Erde ist er kommen,
Und er kam vom Paradies.

XXII.

Richten will ich Tisch und Gastmal,
Laden die unselig lieben;
Und mein Herz geb' ich zu essen,
Und zu trinken ihnen Tränen.
Seufzer, Klagen sind die Diener,
Die Verliebten zu bedienen;
Und der Schenk soll schwarzer Tod sein;
Weint ihr Steine, seufzt ihr Mauern!
Heil'ger Tod, das soll der Schenk sein;
Steine, seufzt, und rufet Ach! nur.

XXIII.

Die Turteltaube ist blieben allein,
Nun sucht sie den Bulen der Liebe;
Kommt sie an's Bächlein, taucht sie darein,
Ist es ein klares, macht sie es trübe.

Dann schlägt sie das Herz mit den Flügeln,
Und eilet hinweg, und klaget: o Liebe!
Und schlägt sich an's Herz mit den Flügeln,
Und jammert und klagt: unselige Liebe!

XXIV.

Blaues Sternlein, du sollst schweigen,
Das Geheimniß gib nicht kund,
Sollst nicht allen Leuten zeigen
Unsern stillen Liebesbund.

Mögen and're stehn in Schmerzen,
Jeder sage, was er will;
Sind zufrieden unsre Herzen,
Sind wir beide gerne still.

XXV.

Am ersten Tage des Maien
Der Blumen ging ich mich freuen;
Ein Vöglein kam den Busch entlang,
Von Liebe das Vöglein sang.

O Vöglein, du kommst von Firenze,
So sag' mir von Lieb' in dem Lenze:
„Die Liebe beginnt mit Schallen und Tönen,
„Die Liebe, sie endet in Jammer und Tränen."

XXVI.

Streust du Dornen auf die Gassen,
Gehe nicht mit nackten Füßen;
Klagen soll nicht hören lassen,
Wen Verstand und Sinn verließen.

Ist der Winter angekommen,
Tau des Himmels ist gefallen;
Doch mir Armen kann nicht frommen
Keine Jahreszeit von allen.

Erde hat ihn aufgesogen,
Fiel herab der liebe Segen;
Nur für mich kommt nichts geflogen,
Weder Tau, noch Blumenregen.

XXVII.

Fensterlein, Nachts bist du zu,
Thust auf dich am Tag mir zu Leide;
Mit Nelken umringelt bist du;
O öffne dich, Augenweide!

Fenster aus köstlichem Stein,
Drinnen die Sonne, die Sterne da draußen;
O Fensterlein heimlich und klein,
Sonne darinnen und Rosen daraußen.

XXVIII.

Seh' ich die Straße dich kommen, Geliebte,
Deine Schritte dann zähl' ich zumal.
Du machest die Schritte, ich mache die Seufzer,
So Schritte, so Seufzer, und Zahl um Zahl.

Sage, Geliebte, sind ihrer mehre,
Die Schritte der Füßchen, die Seufzer der Brust?
Sage, Geliebte, sind ihrer mehre,
Die Seufzer der Qualen, die Seufzer der Lust?

XXIX.

Briefchen schrieb und warf in den Wind ich,
Sie fielen in's Meer, und sie fielen auf Sand.
Ketten von Schnee und von Eise die bind' ich,
Die Sonne zerschmilzt sie in meiner Hand.

Marie, Marie, du ſollſt es dir merken:
Am Ende gewinnt, wer dauert im Streit;
Marie, Marie, das ſollſt du bedenken:
Es ſiegt wer dauert in Ewigkeit.

XXX.

Selig iſt das Sternlein drüben,
Das dem Mond zur Seite geht;
Wol ein Engel mag es lieben,
Der in ſeinen Dienſten ſteht.

Traurig iſt's, zu ſein geboren
Freudenlos und ohne Glück,
Von den Menſchen nicht erkoren,
Und verſtoßen vom Geſchick.

O du Schickſal; ohne Liebe!
Welche Hand iſt's, die mich hält?
Nicht geliebt von keiner Liebe,
Als vom Unglück in der Welt.

XXXI.

Eine Quelle ſprudelt nicht zwei Flüſſe,
Kann nicht zwei auf einmal machen fließen;
Eine Kerze brennt nicht in zwei Flammen,
Kann nicht zwei auf einmal lodern machen.

Eine Glocke hallt nicht in zwei Klängen,
Kann nicht zwei auf einmal machen klingen;
Eine Schöne brennt nicht mit zwei Herzen,
Kann nicht zwei auf einmal ſelig machen.

Selig machen kann sie zwei Verehrer,
Den durch Worte, diesen durch Gewährung;
O so mache selig denn, Geliebte,
Ihn durch Worte, mich durch die Gewährung.

XXXII.

Liebe Rose, Blume der Rosen,
Willst du mich meiden, so sag' es mir klar;
Dich liebt' ich seit frühesten Tagen,
Ich liebt' dich durch Monden und Jahr.

Ich liebt' dich durch Stunden und Monde,
War es in Trauer, war es in Scherz;
Liebe Rose, Blume der Rosen,
Nun gib mir zurück mein Herz.

Dich liebt' ich durch Monden und Jahre,
Mit Herz, mit Mund und mit Blick;
Liebe Rose, Blume der Rosen,
Nun gib mir die Jahre zurück.

XXXIII.

Amor, Amor, lieber Seemann,
Mir dein Schiffchen leih'st du schon,
Auf die Meerflut muß ich fahren,
Denn mein Mädchen ist entfloh'n.

Wenn ich sie ersegelt habe,
Sie gefangen nehm' ich mir;
Um den Nacken will ich grimmig
Eine Kette binden ihr.

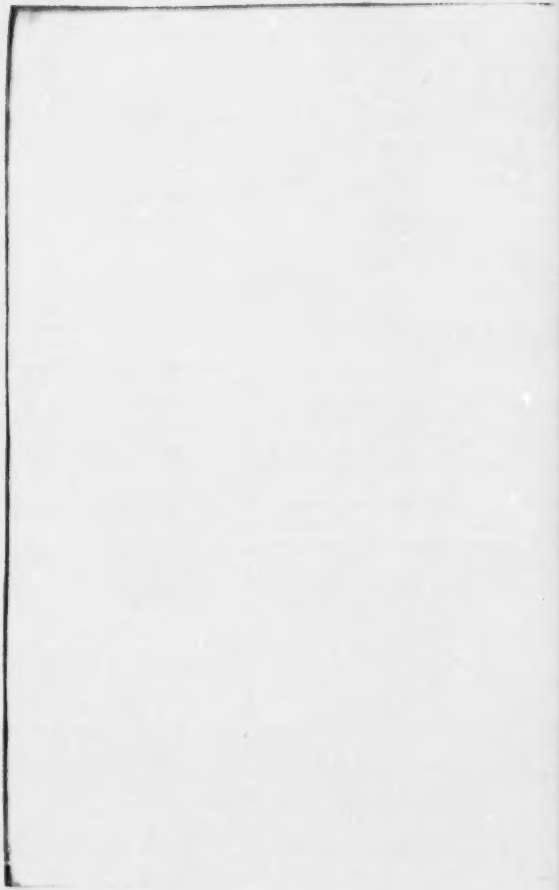
Um den Hals will ich ihr knüpfen
Schöne Dinge hier zur Hand:
Eine Lilie, vier Sterne,
Und ein Kreuzchen von Demant.

XXXIV.

Wenn ich wüßt', du wirdſt mein eigen,
Ein Matroſe wollt' ich werden,
Wollt' dich malen auf die Segel,
Und dich zeichnen auf mein Schiff.

O was ſagten die Matroſen,
Säh'n die Liebe ſie des Schiffers
Abgemalt auf allen Segeln?

O was ſagten dann die Leute,
Gingen ſie vorbei und ſähen
Abgemalt des Schiffers Liebe
Auf der dunkeln Segelbarke?



Die Insel Capri.

1853.

Votum fecit, gratiam recepit.

Einen ganzen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meers. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Bildererscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festland betrachtete, wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; darinnen aber liegt Tiberius. Und so reizte mich dies klassisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit, und die düstern Erinnerungen an jenen Kaiser Roms.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel, und Alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der Schroffheit der steilen

Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Castelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit verrosteten Kanonen, die schon der Ginsterstrauch mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen, wild und schartig, in den Aether hinaufgreifend und von Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Aeschylus sagt; Hölen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer Kirchenkuppel; unten an der schmalen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereihte Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein Fischermädchen, die Holzbank haltend, welche sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land kämen. Wie ich ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause. Alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach der Stadt Capri.

Tritt man in dieselbe, über einer hölzernen Brücke und durch das alte Thor, so hat man gleich das originellste Bild von Frieden, Bedürfnißlosigkeit und Kindlich-

keit vor ſich. Denn dort ſitzen auf den ſteinernen Stufen der Kirche auf einem ganz kleinen Platze Bürger in ihren Feſtkleidern und plaudern, hier ſpielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz ſelbſt ſieht aus, als hätten ſie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuſer ſind klein, mit platten und in der Mitte gewölbten Dächern; faſt über jedes ſchlängelt ſich ein Rebenſtock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein Palmenbaum ſeine majeſtätiſche Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die ſtillſte Einſiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit Stab und Muſchelhut.

Kaum waren wir in unſer Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Geſang wieder auf die Gaſſe trieb. Es war Sonntag, und eine Proceſſion durfte nicht fehlen. Aber wie bizarr und fremd war ihr Anblick! Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, dieſe in weißen Schleiern, hinter dem Kreuz einher. Um die Kapuzen hatten ſie einen grünen Kranz aus den Zweigen des Brombeerſtrauchs gewunden, und auch der Strick auf der Schulter zeigte, daß es um Pönitenz zu thun war, denn die Proceſſion galt der Traubenkrankheit. So zogen ſie mit Geſang durch die Straßen, und ſo heidniſch ſahen dieſe dornbekränzten Geſtalten aus, daß es ſchien, es ſei dies eine Proceſſion von Bacchuspriеſtern, die zu einem Tempel des Dionyſos zogen. Faſt alle Männer trugen dieſe Kränze und auch ſolche, welche nicht in der Kapuze der Brüderſchaft gingen. Vor allen fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit ſilberweißem Haar und

Bart auf, der unter dem Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen so enge sind, daß nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Procession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das war mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage, und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, in allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden ist, so will ich es mit diesem Inselbilde machen wie dankbare Schiffer, die eine Votivtafel stiften und darunter schreiben: Votum fecit, gratiam recepit.

Die Insel hieß bei den Griechen und Römern Caprea oder Capreä. Man will den Namen aus dem Lateinischen erklären, wo er Ziegeninsel bedeutet. Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Capraim Zweistadt heißen soll. Den Griechen galt die Insel als ein Sireneneiland, und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des Homer, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Caps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land, die Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golf

von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiß nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhielt. Vielleicht waren es oscische Nachbarn vom Festland, die sich hier zuerst niederließen. Daß sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man für gewiß an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte geteilte Insel hatte wol schon vor Zeiten zwei Orte; Strabo sagt: „Capri hatte ehemals zwei kleine Städte, nachher nur eine."

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und ließen sich an den Küsten und auf den Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, Männer akarnanischen Stamms, wie Tacitus und Virgil sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird Telone genannt.

In jener Periode, etwa im achten Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen von Posidonia und Neapel an, sie erbauten Cumä und Neapolis, und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meers. Dem höchstgelegenen Ort in Capri gaben sie den noch dauernden Namen Ana-Capri, oder die Oberstadt. Horcht man auf die Sprache der heutigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut zu hören meinen, und blickt man in die kleinstirnigen, edelgeschnittenen Gesichter der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen wollen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haars noch ver-

stärkt wird. Aber die Griechen, obwol auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch sehr ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf der Insel, von denen keine Spur blieb. Noch Augustus erfreute sich an den gymnastischen Spielen der Jünglinge Capris, denn zu seiner Zeit hatte diese Insel noch hellenisches Wesen. Er liebte Capri. Er trat den Neapolitanern, welchen sie damals gehörte, das Eiland Ischia ab und tauschte dafür diesen classisch geformten Felsen ein. Als er nämlich einst am Strande Capri's aus dem Schiffe stieg, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen habe. Dies erfreute den Kaiser so, daß er jenen Tausch beschloß.

Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsformen wie der griechische Charakter des Volks behagten Augustus; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus stand nach dem Glauben der Altertumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des Tiberius nennt.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen Augustus das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er hier in Gesellschaft des Tiberius und des Sterndeuters Thrasyll vier heitre Tage zu, wie Sueton erzählt. „Als er zufällig dem Golf von Puteoli vorbeifuhr, war eben ein alexandrinisches Schiff gelandet;

Reisende und Mannschaft legten weiße Gewänder an und bekränzten sich; sie opferten Weihrauch, erhoben sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das erfreute ihn so sehr, daß er unter seine Begleiter 400 Goldstücke verteilte; sie mußten ihm zuschwören, dies Geld nicht zu andern Dingen verwenden zu wollen, als von den Alexandrinern Waaren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen verteilte er Geschenke, Togen und Pallien, und befahl, daß die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Uebungen der Epheben (in Capri) zu, von denen noch aus dem alten Institut eine Anzahl übrig geblieben war. Er gab ihnen einen Schmaus und erlaubte ihnen Aepfel und Nachtisch und zugeworfene Geschenke scherzend sich aus den Händen zu reißen, einer dem andern. Und keine Art von heiterm Vergnügen schloß er aus. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtsthuns Derer, die aus seinem Gefolge dahin sich entfernten. Einen von seinen Lieblingen, Masgaba, pflegte er, gleich als wäre er der Gründer des Eilands, Ktistes zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses Masgaba, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem großen Schwarm mit vielen Lichtern besucht sah, sprach er mit lauter Stimme den improvisirten (griechischen) Vers:

»Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es.«

Er wandte sich dabei an Thrasyll, den Begleiter des Tiberius, der ihm gegenüberlag, und fragte ihn, von

welchem Dichter er wol glaube, daß der Vers ſei. Als dieſer ſtockte, ſetzte er einen zweiten hinzu:

„Schauſt du den Masgaba mit Fackelſchein geehrt?“

Auch um dieſen Vers fragte er. Jener antwortete nun, die Verſe, von wem ſie auch ſeien, wären vortrefflich. Auguſtus aber brach in ein Gelächter aus und ſtrömte von Scherzen über.“

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu ſterben. Dies iſt, was Sueton von dem letzten Aufenthalt des Kaiſers in Capri erzählt. So wenig es iſt, ſo viel iſt es doch wert, dies heitere Bild des greiſen Auguſtus, welcher mit den Bewohnern des Eilands fröhlichen Scherz treibt. Und doppelt anziehend wird dieſe menſchliche Erſcheinung durch den Gegenſatz zu Tiberius. Denn nun folgt: der greiſe Tiberius auf Capri.

Die kleine Inſel war elf Jahre lang Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greiſen geworden wie der Eremit dieſer Felſenklippe, die Weltgeſchichte nur ein düſterer Monolog dieſes ſchrecklichen Mannes.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtauſende verwiſchen ſie, denn das Böſe dauert im Gedächtniß der Menſchen länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Timberio, und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall ſieht man die Tigerſpuren des Tiberius. Selbſt den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier „Tränen des Tiberius“, wie jener vom Veſuv „Tränen Chriſti“ heißt. Sehr hoch, ſo glaube ich, muß im Preiſe der Natur die Träne ſtehen, die ein Mann wie Tiberius geweint hat.

Ich begegne hier einem seltsamen Volksglauben, der mich nicht wenig überrascht hat. Das Volk behauptet nämlich, daß tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, dieser Kaiser auf einem bronzenen Rosse sitze, er selbst von Erz, mit brillantenen Augen, und auch sein Roß habe Augen von Demant. Ein Jüngling, der in einen Bergspalt gekrochen, habe ihn so sitzen sehen, aber die Spur des Orts bald wieder verloren. Ich hörte diese Sage aus dem Munde des alten Franciscaners, der nun als Eremit auf der Villa einsiedelt, und fand sie auch im Buche Mangone's über Capri. Sie erinnert an den Kaiser Rotbart im Kyffhäuser; aber schwerlich wird das Volk die Wiederkehr des Tiberius ins Leben wünschen.

Er kam auf die Insel im Jahr 26 nach Christi Geburt und lebte hier elf Jahre lang, bis er, bei kurzer Abwesenheit, am Berg Misen erstickt wurde. Er hatte das Eiland zu einem prachtvollen Lustgarten umgestaltet. Seine zwölf den Obergöttern geweihten Villen nebst andern herrlichen Gebäuden müssen Capri in Verbindung mit den großartigen Felsen ein schönes Ansehen gegeben haben. Heute ist die Insel mit Trümmern von Bauten überstreut, und viel birgt noch die Erde unter den Weingärten.

Als Tiberius todt war, blieb das schöne Theater seiner Lüste verödet; die Pracht von Capri verfiel. Das Volk erzählt, daß Römer auf die Insel kamen und ihre Gebäude niederrissen. Zwar weiß die Geschichte nichts davon, aber sie sagt auch nicht, daß die Nachfolger Tiber's Capri besuchten. Caligula war noch mit ihm auf der

Insel gewesen, hatte hier zum ersten mal den Bart abgelegt und die Toga genommen, und sich in der Schule seines Oheims gebildet. Auch der Schwelger Vitellius lebte als Jüngling in Capri. Später duldeten zur Zeit des Commodus Crispina, sein Weib, und seine Schwester Lucilla die Verbannung auf diesem Eiland, wie Dio Cassius erzählt und ein im vorigen Jahrhundert auf Capri gefundenes Relief es bestätigt, welches beide Fürstinnen in der Gestalt schutzflehender Trauer darstellt.

Nachher teilte die Insel das Loos der naheliegenden Küstenländer. Sie geriet nach dem Falle Roms in Besitz erst der Barbaren, dann der Griechen, wie Neapel selbst. Sie wurde Eigentum des griechischen Herzogs von Neapel, und fiel im neunten Jahrhundert an die blühende Republik Amalfi, welche sie als Geschenk vom Kaiser Ludwig erhielt.

Mit dem Beginn der normannischen Herrschaft in Süditalien kam Capri in den Besitz des tapfern Roger von Sicilien, der die Insel den Amalfitanern entriß, und so wurde sie seither von den Normannen, den Hohenstaufen, den Anjous, und Aragoniern besetzt und durch Capitäne regiert.

Im Jahr 1806 entrissen sie die Engländer den Neapolitanern; sie besetzten sie im Namen des Königs Ferdinand von Sicilien, befestigten sie stärker und gaben ihr zum Commandanten jenen Hudson Lowe, welcher später als Kerkermeister von Sanct Helena unsterblich werden sollte. Fast drei Jahre behaupteten die Engländer Capri, bis die Muratisten durch einen kühnen Handstreich sich des Eilands bemächtigten. Es war der Geschichtschreiber Colletta, damals Ingenieur unter Murat, welcher Capri

zuvor auskundschaftete und die Stelle bezeichnete, wo das Felsenufer könnte erstiegen werden. Am 4. October 1808 wurde die Insel nach heftigem Kampf erobert, Hudson Lowe aber als Gefangener nach Neapel abgeführt.

Diese Nachrichten mögen hinreichen, uns über die historischen Schicksale Capris aufzuklären. Eindrucklos, bis auf die letzten Ereignisse, sind sie am Erinnern des Volks vorübergegangen. Es lebt hier allein das Gedächtniß an den grausamen Timberio, und oft war es mir wundersam, den fürchterlichsten Namen der Geschichte aus dem Munde spielender Kinder zu hören. Aller Orten hört man ihn, weil er mit dem Local verwachsen ist. Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernst seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für Den, welcher für dunkle Scenen in der Natur und Geschichte empfänglich ist.

Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem seltsamen Contrast. Das lachende grüne Tal stößt hart an schroffe Felsenwände, welche das heitere Pflanzenleben zerreißen und nackt und gigantisch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armut und Frömmigkeit verschönert und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer wieder sich aufdrängenden Vorstellung des Tiberius, des Menschen der absoluten Unnatur.

Die wunderbare Weise, in welcher die Natur hier Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größern

Flächen den Eindruck trostloser Oede hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Todten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün, und so stellt sie ein Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt, und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form graziös bezwungen ist. Berge, Klippen und Täler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Aehnlichkeit der Natur Capris mit der von Sicilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie dieses großen Inselandes, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen, und selbst wegen des Pflanzenwuchses.

Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesäet, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit Wolgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden; Brombeeren und Epheuranken, wie die Gewinde der Clematis umschlingen Trümmer und Klippen, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Aber der schönste Strauch Capris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist

nicht das Caprifolium oder Geisblatt, sondern der Capernstrauch; er hängt sich an alle Gemäuer und an alle Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer lilafarbiger Staubfäden.

Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen gewann, Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeder Baum Campaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark und fruchtgesegnet der Oelbaum; sparsam die Cypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Kraft findet, und deren Früchte oft die Größe eines Kindeskopfs erreichen. Die Rebe wächst hier zwar nicht so üppig, wie in Campanien, aber sie trägt schwere Trauben, deren berühmten Feuerwein die Sonnenglut auskocht. Was den Landschaften der kleinen Insel vollends den Charakter Siciliens verleiht, ist die Fülle von Cactusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wol zu der Dürre der Felsen und ihrer Farbenglut.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz harmonisch, dies Eiland gebildet hat, so scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in einem phantastisch-idyllischen Charakter seine Häuser zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist sehr originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes

Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiberius. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und die schönsten Blumen, blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander reich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Thüre die Pergola oder Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; denn weil sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, so gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Diese von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arcaden eines Tempels; sie erinnern mich an die Säulen der Häuser von Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capris der Palast zu nennen ist.

Auch außerhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern zerstreut in ihren Masserien, um die Höhen oder an den Füßen der Felsen. Ein jedes dieser Landhäuser scheint reizend wie das Asyl der Glückseligkeit und des Friedens.

Die Capresen, etwa 2000 an Zahl, sind in der That das friedlichste Volk der Welt, milde von Sitten, bitter arm und emsig thätig. Sie sind Acker- und Weinbauern

oder Fischer, und nur diese besitzen im Allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die Andern sind in der Regel nur Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören.

Der Pächter zahlt jährlich 80 — 120 neapolitanische Ducaten Zins, die er sammt seinem Unterhalt aus dem Wein, dem Oel und den Früchten erzielen muß. Schlägt die Weinlese fehl, wie nun schon seit drei Jahren, so muß er verarmen, und es ist wahrlich ein Jammer, diese von der Traubenseuche verödeten Weinberge zu sehen und die Klagen der armen Weinbauern anzuhören. Ich fand Frauen, welche mir sagten, daß sie all ihren Halsschmuck, Ringe und Ohrgehänge verkauft hätten, und dies ist das Zeichen sehr großer Not, denn nur äußerste Verzweiflung entreißt dem Weibe seinen Goldschmuck. Sie tragen ihn hier beständig, sodaß es ein auffallender Widerspruch ist, ein Mädchen elende Lastarbeit verrichten zu sehen, welches lange Ohrgehänge von Gold und auf der Brust ein goldenes Herzchen trägt. Das ist ihr Kleinod, oft ihr einziges Vermögen, aber der Schmuck ist weder vom stärksten noch vom feinsten Golde.

Die Viehzucht Capris ist gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Festland ausgeführt und auch der Käse der Insel läßt sich rühmen. Im Herbst und im Frühjahr nähret die Inselbewohner die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln aus dem Norden rückkehrend oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptsächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungastlichen Felsen von ihrer Reise aus, und werden dann in Scharen ergriffen oder in

Schlingen gefangen. Capri hat sonst keine Jagd und kein jagbares vierfüßiges Thier, weder Fuchs noch Marder, nur eine große Menge von Kaninchen, welche Nachts aus den Felsenritzen hervorhüpfen und in die Felder laufen, von der Armut des Landbauern ihr ärmlich Teil zu rauben.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die Murena, vor allen die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders Nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Thier krallt sich dann in die vielen Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stabes und wird so heraufgezogen.

Der Fischer liegt die ganze Nacht auf See, er kehrt erst mit der Sonne wieder; dann geht es ans Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolles Leben, das Meer oft trügerisch, und nicht ein paar Carlin wert, was eine ganze Fischergesellschaft in dem Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Der Strand ist hier kurz und schmal, vor dem Wogenschlage nicht sicher, und gibt nicht Raum genug. Deshalb werden

die Barken beim Sturm in gemauerte Schuppen hineingezogen.

Es gibt etwa hundert Barken auf diesem Strande und drei große vermitteln den Verkehr zwischen der Insel und dem Festlande. Jeden Dienstag und Freitag kehren diese aus Neapel zurück, wohin sie Tags zuvor abgegangen waren. Dann gibt es das bunteste Leben auf dem Strande, weil auch Mädchen und Frauen von Ana-Capri die große Felsenstiege herabkommen, um Das in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Taue und Ruder zu, es vermindert sich die Last des Schiffchens, da Einer nach dem Andern über Bord springt. Jene zu Land ziehen das Fahrzeug mit lautem Geschrei am Tau, und die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zur fieberhaftesten Thätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strande harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Gemüse, Melonen, Zwieback, oder Kleidung und sonstiger Hausbedarf. Auch mancher Blumenstrauß von Napoli wird mitgebracht, und manche neu gedruckte Canzone vom Quai Santa Lucia. Der Fremdling aber setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus derselben Barke ausgeschifft worden ist.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern von Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Denn die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel

vom Meere abgesperrt. Dagegen gehen viele junge Männer Ana Capris und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa 200. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meerenge von Bonifazio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im October wieder: dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude und zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und plötzlichen Tod. Wenn sie hundert Ducaten gewonnen haben, heiraten sie ihren Schatz. Denn in Capri gelten 100 Ducati als Erforderniß zum Heiraten. Mir erzählte ein Maler, daß er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht 100 Ducati? Der Maler: Ja, ich habe 100 Ducaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt 100 Ducati und heiratet nicht? — Lebhaft wurde ich eines Tags an jene heimatlosen Korallenfischer erinnert, als mir auf der Stiege von Ana-Capri ein junges Mädchen einige arabische Münzen anbot. Ihr Bruder hatte sie ihr verwichenes Jahr mitgebracht als Geschenk von den „Heiden". Ich kaufte sie mir zum Andenken und als Zauberpfennige.

Auch an den Strand von Capri treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh und thun in sie hinein rote Korallen, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und

bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, sodaß du es wol kaufen wirst.

Ja, Alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidencultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowol droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webstüle sind dort thätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen Homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Thun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meeres sieht man gerne zu.

Es gibt in Capri ein einsames Haus auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zu Damenhüten. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri, ihr Stübchen ist der Gesellschaftssalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirt aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tags bei ihnen saß, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webstul geheftet hatte. Es war eine Epheuranke darauf gemalt und der Vers des Sophokles darein geschrieben, mit welchem der „Oedipus Tyrannos" beginnt:

„Ω τεκνα Καδμου του παλαι νεα τροφη"
(O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut).

Die Weberin bat mich, ihr zu erklären, was die fremde Schrift sage, denn ein Engländer wäre da gewesen, der hätte das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hießen also: „O Kind, du bist am Tag mein Basilicum, und des Nachts bist du mein Stern." Sie lächelte und war zufrieden.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivetät des Volks erfreut, aber mich dünkt, nirgends ein naiveres gefunden zu haben als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Milde seiner Sitte bewahrt und den Zauber der Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Civilisation, es gibt nur Frieden, Armut und Thätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch, und wahrlich, einen grellern Gegensatz als den zwischen der Welt von Capri und jener von Neapel kann es nimmer geben.

Die Mädchen von Capri sind weniger schön als graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau. Die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und

blickte ein solches, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webstul in der dunkeln Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten Perugino's und Pinturicchio's ähneln, und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mucadore wie einen Feß auf, und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capris und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen von Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen, oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge, oder Körbe voll Erde, oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen von Capri ist das eigentliche Lastthier der Insel. Man sieht die lieblichsten Kinder von 14 bis 20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Teresa, und so viele andere, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfchen tragen.

Es kam vor 14 Tagen ein neapolitanisches Schiff

und lud auf der Marine eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämmtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unversehrt zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten Mädchen, etwa 30 an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein.

Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit den Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehn mal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notirte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: Gabriele hat zweimal zehn Steine im Brett des Schicksals, aber die schöne Costanziella ach! nur zehn. — Ihr Lohn war 10 Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Contract gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würden,

so sagten sie: „Wir glauben, einen Carlin täglich, oder Brot von Castellamare für ebenso viel. Sonntag wird die Zahlung sein."

In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herculanum von schöner grauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Mucadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Aegyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer. Mich dünkte, nie ein schöneres Bild menschlicher Armut gesehen zu haben. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen in einem Kreise auf dem Boden sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaums ihre Malzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter, an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, so würde ich sie darstellen in der Gestalt der schönen Costanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends in der kleinen Thür ihres

Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenencantaten aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat noch zu benennen weiß. Das Alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen kicherten, und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Concert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Cactusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten mit Nahrungsmitteln. Costanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber aß sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Oel. Sie lachte einmal laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

Allgemein ist in Capri das Bitten um einen „Gran" oder Bajocco oder la Butiglia, wie sie sagen. Es sind besonders Kinder und Mädchen, welche so bitten, ich will

nicht sagen betteln, denn es geschieht in keiner bettelhaften Weise. Weil sie arm sind, so ist es natürlich, daß ihnen andere geben, welche haben, und gibt man ihnen nichts, so machen sie doch ein fröhliches Gesicht und sagen: „Addi Signoria.“ Auf jedem Schritt und Tritt wird man angesprochen. Als ich eines Tags in die Schule von Ana-Capri trat, rief die ganze Schuljugend von den Bänken: „Signore, la butiglia“, und es fehlte wenig, so hätte es auch der Schulmeister selbst gerufen. Geht man in ein Haus, so ist man sicher, daß ein Mädchen eine Blume Basilicum oder eine Nelke entgegenbringt. Dafür muß man etwas geben. Es ist ein Betteln durch die Blume, doch nicht immer, denn auch ohne dies bitten sie sich frank und frei den Gran aus. Man kann sie glücklich machen, wenn man ihnen bei Gelegenheit von einem Hausirer Kleinigkeiten kauft, sie freuen sich über bunte Dinge wie Kinder; und hier wünscht man die Schätze nur eines Freigelassenen des Tiberius, um sie unter dieses freundliche und dankbare Volk zu verteilen.

Gegenwärtig macht eine Heirat viel von sich reden. Ein reicher Engländer verliebte sich in ein armes Mädchen von Capri so sterblich, daß er um ihretwillen katholisch geworden ist. Das schöne Kind befindet sich in einem Kloster Neapels; im Herbst aber kehrt sie als große Dame zurück in ihr neu aufgebautes Haus am Berge Tuoro. Das Glück der schönen Annarella erregt keinen Neid, noch erscheint es hier als etwas Außerordentliches. Es hat sich auf Capri bereits ein anderer Engländer niedergelassen, welcher seine Heimat aufgab, um in diesen Bergen zu einsiedeln.

Capri ist fürwahr ein rechter Ruheort für lebensmüde Menschen, und ich wüßte keine andere Stelle in der Welt, wo Jemand, der im Leben Schiffbruch gelitten, seine Tage so wol beschließen könnte. Das lehren auch die Invaliden, welche hier leben.

Dreihundert verstümmelte oder altersschwache Soldaten wohnen nämlich in ihrem Quartier am Ende der Stadt. Sie geben der Insel vollends den Charakter eines Asyls, weil man sie überall sitzen oder herumwandern sieht und ihre Lieder hört. Einige sind noch Veteranen Napoleonischer Zeit, andere datiren ihr Schicksal von den Revolutionskämpfen des Jahres 1848. Es sind Menschen aus allen Provinzen des Königreichs. Die meisten sind blind. Weil es nun auf der Insel nicht Lastthiere noch Wagen gibt, so laufen die Blinden keine Gefahr. Ohne Führer gehen sie in den Straßen umher, den Weg mit einem Stab sich erfühlend; ja kaum merkt man, daß sie erblindet sind. Beim Fest der heiligen Anna sah ich ihrer eine Schar die Procession eröffnen; aneinandergereiht wankten sie in die Kirche, und mir fiel bei ihrem Anblick der Bibelvers ein: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“ Am Abend aber genossen sie das Feuerwerk auf dem kleinen Platz, indem sie die Raketen und Schwärmer wenigstens prasseln hörten. Welch ein Loos, auf Capri blind zu sein, wo das entzückendste Gemälde der Welt in wunderbarem Farbenspiel rings verbreitet liegt! Hier ohne Sehkraft spazieren zu gehen, ist eine bittere Ironie. Und doch spazieren die armen Blinden viel und gern; sie haben auch einen Lieblingsspaziergang, den einzigen, welcher etwas eben ist,

nämlich den schönen Feldweg am Rand des Tals Tragara unter den Olivenbäumen. Gern sitzen diese Alten auf den steinernen Bänken innerhalb des Tors, den Schritt der Hereinkommenden behorchend, oder draußen vor dem Tor selbst, wo der Blick auf den Golf, auf das ferne Neapel und den Vesuv bezaubernd schön ist.

Auch Musik machen die Blinden gern; alle Abend geben sie ihr Concert. Es sitzen dann zwei Invaliden auf der Terrasse des Soldatenquartiers; der eine spielt die Guitarre, der andere bläst dazu auf dem Kamm. Wahrlich, es ist die sonderbarste Musik, die man hören mag, sie schallt hell und fremdartig in die Nacht hinaus, oft von den melancholischen Klagetönen einer Arie begleitet. Mit derselben Musik ziehen die Invaliden auch des Morgens auf den Platz, Blinde und Sehende, Krumme und Gerade, alle vergnüglich hinter ihrer Regimentsmusik her, nämlich hinter dem Guitarrenspieler und dem Kammbläser. Und so erscheint auf dem harmlosen Eiland sogar das physische Unglück wie die Armut heiter ergeben und schicksalversöhnt.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit, und selbst in den schönen Greisengesichtern mancher Männer und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter den Kindern gibt es viel bildschöne Mädchen und Buben, und obwol sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen. Alle tragen ein Amulett am Halse, die ganz kleinen geweihte Hörnchen gegen den bösen Blick, die größern eine Marienmünze oder ein kleines auf Zeug gesticktes Bild der Madonna del Carmine.

Ich sah einmal die Leiche eines Kindes in der Kirche ausgestellt. Sie lag unter einem weißen Schleier, mit Blumen und gezuckerten Mandeln überstreut; schwerlich hatte das Kind im Leben solches Naschwerk gekostet, man gibt es den armen Fischerkindern zum Spielen erst, wenn sie todt sind. Man trug das Kind ohne Ceremonie in die Kirchengewölbe, wo hier noch alle Todten nach alter Sitte begraben werden. Nur wer kein Cristiano, das heißt kein Katholik gewesen, bekommt ein einsames Grab an irgend einer schönen Stelle über dem Meer.

So also ist das Volk von Capri, und weil der enge Raum Alles zusammenhält, dringt der Fremde schon nach wenig Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Gefühl der Fremde, daß man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem Platz am Tor drängt sich alles Oeffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, die ganz der Bedürfnißlosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchentagen und das tägliche Vergnügen der Muße und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Fremden, welche im Gasthause Don Michele's einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen, und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen

mit der Weinlaube, bald einen Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Es gibt nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am Meer zu spazieren, wo die Wellen wolig rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wol kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Meere zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel umher, denn gar wol bin ich dort zu Hause. Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, seit es die Sarazenen zerstörten. Aber dort, wo die schroffen Felsen von Ana-Capri plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Ueberrest der alten Stadt, die Kirche San Costanzo. Sie war die Parochie der Insel und Sitz des Bischofs; denn Capri war seit dem zehnten Jahrhundert ein Bistum unter der Hoheit des Erzbischofs von Amalfi, und blieb es bis auf das Jahr 1799; seitdem wurde der bischöfliche Stul nicht mehr besetzt, sondern die Kirche von Capri als Collegiat unter das Erzbistum von Sorrent gestellt.

San Costanzo ist klein, plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen

großen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben wurde. Seit man die Altertümer der Insel überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste teils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, teils von Agenten an Privatpersonen fortgegeben, teils heimlich bei Seite gebracht. Vieles raubten die Engländer während ihrer dreijährigen Anwesenheit, und nur das Wenigste hat man nach Neapel für das Museum gerettet. Nirgends in der Welt, so scheint es, ging man mit Altertümern so liederlich um als in Neapel.

Erst die Ausgrabungen von Pompeji lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auch auf Capri. Der Erste, welcher die Insel durchsuchte, war, soviel ich weiß, Luigi Giraldi von Ferrara im Jahr 1777, dann folgten ihm Hadrawa, und im Anfang dieses Jahrhunderts Romanelli, dann Giuseppe Maria Secondo und der Graf della Torre Rezzonico, welche Alle Schriften über Capri veröffentlicht haben. Noch 1830 wurde Frola mit Ausgrabungen auf der Insel beauftragt und lebte daselbst längere Zeit. Man deckte also die Trümmer auf und fand an vielen Orten noch ziemlich erhaltene Gemächer und manches Kunstwerk aus der besten römischen Epoche. Aber weil der Insulaner den Boden brauchte, warf er die Ausgrabungen wieder zu, verwischte ihre Spuren und pflanzte über den Altertümern seine Gärten. Auch liegt an manchem Ort die Erde, was noch nicht ans Tageslicht gezogen ist. Viel Marmor sieht man im Pflaster der Wege Capris und in Ana-Capri auf der Ebene Damecuta. Auch findet sich hie und da eine Marmorplatte mit zer-

störter Inschrift als Schwelle an Hausthüren benutzt. Fundamente alter Gebäude aber gibt es viel, und wo man wandern mag, unterbricht Träumerei und Nachdenken irgend ein antiker Ueberrest.

Nicht weit von San Costanzo stand eine der alten Villen des Tiberius hart am Meer. Hadrawa ließ sie im Jahr 1790 ausgraben, fand ihren größten Teil bereits verwüstet, aber doch noch immer ansehnliche Reste, darunter zwei schöne Säulen von Cipollino, zwei von Porta Santa, ein herrliches korinthisches Capitäl, welches heute im Museum von Neapel steht, zwei prächtige Fußböden, von denen einer an einen Engländer, der andere an die Gräfin Woronzow kam, endlich einen Altar der Cybele, welchen der Ritter Hamilton an das britische Museum zu bringen wußte. Heute ist der Palast das Bild der wüstesten Zerstörung. Große Massen von Gemäuer sind ins Meer gestürzt, andere bedecken den Küstenabhang, doch erkennt man noch eine Reihe von Gemächern und einen gemauerten Halbcirkel, vielleicht einst der Tempel der Gottheit, welcher die Villa geweiht gewesen. Eine zerbrochene Säule von orientalischem Granit ragt aus dem Schutt hervor.

Noch dürftiger sind die Reste der Villa, die einst jenen schönen Hügel Castello krönte, der sich hart über der Stadt am südlichen Ufer erhebt. Von der Seeseite zeigt er sich als schroffe Felsenwand, welche mittendurch eine Grotte zerreißt. Nach der Landseite zu umgeben ihn Weingärten, oben aber trägt er das am besten erhaltene Castell Capris, ein kleines Fort mit crenelirten Mauern und Türmen, welches der Insel einen mittel-

alterlichen Charakter gibt. Dort grub Hadrawa im Jahr 1786 nach und entdeckte Bäder und Kammern in großer Zahl, doch schon verwüstet, und fand Pavimente, Bildsäulen, eine schöne Vase von weißem Marmor, ein Relief, das den Tiberius opfernd vorstellt, eine Gemme mit dem Bild des Germanicus und andere Figuren von Marmor und von Stuck. Man verschleuderte auch diese Gegenstände an Hamilton, an den Maler Tischbein, an den Fürsten Schwarzenberg, an unbekannte Russen und Engländer. Im Jahr 1791 schüttete man die Ausgrabungen wieder zu. Doch was sind alle Raritäten des Altertums gegen diesen Blick vom Hügel Castello in das Meer Siciliens, in den blauen Golf von Neapel, und auf die majestätische Felsenbildung Ana-Capris. Auch die schroffsten Abstürze des südlichen Ufers übersieht man hier und jene drei hochragenden Klippen, welche Faraglioni heißen.

Dem Hügel zu Füßen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein winziger Strand auf der südlichen Seite, in wüstes Gestein eingebogen, dessen schwarze Blöcke das Ufer bedecken und im Meer eine kleine Halbinsel bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort wie Klausen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken notdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capris. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln, Küsten und Segeln ist entschwunden, und vor dem Blick dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika

beisammen liegen. Dort sitzt man und blickt in die endlosen Wasser und läßt Phantasieschiffchen nach Palermo und Cagliari und nach Karthago abschwimmen, eins nach dem andern. Wild und schauerlich ist Alles umher, eine öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Hölen hoch im Ufer selbst, zur Rechten das Cap Marcellino, eine kolossale braune Bergmasse, ins Meer hineingelagert, zur Linken gezackt und gezinnt wie ein Schloß das Cap Tragara, und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über hundert Fuß hohe, unersteigliche Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen gleich Pyramiden im See von Möris. Sie sind konisch, die eine wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie melancholisch, aber die Mitte der einen Klippe durchbricht eine Höle in prächtiger Bogenform, so daß die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwanken im Seewind Zwergbäume und verwilderte Gräser, und es sitzt dort die Möve oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge übend.

Wenn du hier sitzest, so wird dir die Stelle aus dem „Gefesselten Prometheus" des Aeschylus einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranwitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in der heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene, harfenstim-

mige Laute ausstoßen, die man nicht hören kann, ohne in eine märchenhafte, elementarische Stimmung zu geraten. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen und erweckt wie die verschwebenden Accorde der Aeolsharfen eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne.

Es waren auf den Faraglioni, wie ich wol weiß, auch Möven zum Besuch aus der Insel Ustica und von der Grotte Alghero aus Sardinien; wenn ich nun noch zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, so hätten sie mir den Gefallen gethan, mich über Meer nach jener seltsamen Grotte zu tragen, oder in den schönen Orangenwald von Milis auf Sardinien, wo 500000 Orangenbäume beisammen stehen und ihre Millionen Blüten und Goldfrüchte tragen, und die Nachtigallen alle diese Blüten und Goldfrüchte Tag und Nacht besingen. Dort hätten sie mich eines Morgens abgesetzt unter dem größten Orangenbaum Europas, der so groß ist wie eine Eiche, und unter welchem der Marchese Boyl seine Gäste zu Nektar und Ambrosia einladet.

Siehe da, ein Phantasieschiffchen, welches abgeschwommen ist!

Aber in Wahrheit, wer kann an der kleinen Marina von Capri liegen ohne solche Träumereien? Die Wildheit dieser Uferscenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft, und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Hölen schlürfend Welle um Welle hinunterziehen, oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und die dunkeln Caps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sternengleich und wie Meteore in den Wellen bald

verſchwinden, bald wieder aufglänzen, eins und das andere, das dritte und das vierte und hier noch eins und dort am Cap wieder eins um das andere.

Man ſieht hier Fiſcher auf den weißen Kieſeln des Sandes ſitzen, ihre Netze ausbeſſernd, und mitten in dieſer klippenſtarren Oede hat ihre ſtille Geſchäftigkeit etwas Seltſames. Sie ſcheinen geheimnißvoll, als wüßten ſie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein ſchroffer Fels über dem kleinen Strand heißt auch die Klippe der Sirenen. Die Phantaſie des Volks wählt immer die paſſendſten Bezeichnungen für ein Local, und keins in Capri iſt ſo ſireniſch als dieſes.

Man kann hier wol ſtundenlang, wie vom Meeresduft betäubt, auf den Klippen liegen und das grüngoldene Waſſer anſehen; das wogt und wallt unten, flimmert und atmet, ſauſt von Fittigen in ſtiller Luft, und unausgeſetzt tönt das ſommerliche Singen der Cicade, deren Lieder die Luft zu durchſchillern ſcheinen, wie fliegende Sonnenſtäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felſen. Luft, Licht und Duft durchdringen alle Sinne.

Zwiſchen den Faraglioni und der kleinen Marina wölbt ſich über Kalkſteinblöcken eine der geräumigſten Grotten dieſer an Hölenbildungen ſo überaus reichen Seeküſte. Sie heißt La grotta doll' arsenale. Das Waſſer bedeckt ſie nicht, ſie iſt eine Erdhöle. An ihren Wänden klebt noch römiſches Mauerwerk, und es zeigen ſich auch Spuren von Kammern. Nun lehrt der Name der Höle wol richtig, daß ſie einſt ein Vorratshaus für die Marine war, wenn nicht auch eine Schiffswerft für

die Galeeren des Tiberius, denn sie ist hoch genug, und an ihrem Eingang sieht man auch manche Spur des Eisens, welches das Gestein bearbeitet hat. Der Ort heißt L'unghia marina. Manche Reste alter Gemäuer zeigen sich hier, am steinigen Ufer wie auf der Höhe. Auch am Cap Tragara, um welches die Faraglioni und die Klippe Monacone im Wasser stehen, erblickt man antikes Gemäuer. Wol befand sich hier zur Zeit des Tiberius ein kleiner Port. Vielleicht führte ein bedeckter Gang von der darüber gelegenen Villa des Bergs Tuoro zu dem Hafen, wo für Fälle der Not gerüstete Galeeren lagen. Denn auch auf dieser Inselscholle schwebte der Tyrann in steter Furcht und hatte alle Anstalten getroffen, daß er zu jeder Zeit seewärts entfliehen konnte.

Man kann am Cap Tragara aus der Barke steigen und zum Hügel Tuoro grande hinaufklimmen. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capris. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, daß fast auf jeder Bergspitze des Eremitenlandes ein Einsiedel wohnt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weißen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr und in dem andern auch eins. Nun sitzt der Telegraphos, ein ganz kleiner altertümlicher Mensch, dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tisch vor einem großen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit philosophischer Seelen-

ruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder an die Fenster und vor die Fernröhre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Thüre aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana-Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sicilien, ob und welche „segelbeschwingte" Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berg Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirg der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Castellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Castell Sant Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von Sant Elmo befördert die Kunde in das königliche Schloß zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon" von Aeschylus ein, wo der Wächter auf dem Atreusschloß nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme von Troja melden soll:

Θεοὺς μὲν αὖτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πόνων

(Die Götter fleh' ich an ums Ende meiner Müh'n) — und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer stammenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost

beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstral wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstral über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstral auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Aeschylus gekommen, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe, „Heute nichts Neues", sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine sieben Sachen zusammen, winkte seinem Hunde und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri, und jeden Abend muß er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen herabgestiegen, und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis auf einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es mathematisch berechnen, daß dieser merk-

würdige Mann schon hundertfache Chimborassohöhen erstiegen hat. Dreißig Groschen aber bekommt er täglich.

Außer diesem Aeschyleischen Wächter habe ich gar keine Altertümer auf dem Berg Tuoro gefunden. Doch hat auch auf ihm eine Villa des Tiberius gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Tal Tragara, welches von Reben und Oelbäumen grünt. Auf seinem Rande steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein nun verlaßnes Kloster. Es nimmt einen großen Raum ein; seine originelle Architektur, seine Arcaden, geschnörkelten Glockenstüle und Terrassen, und die Reihe von gewölbten Dächern heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrund des blauen Meers so grotesk hervor, daß dieser Anblik zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke turmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capris, welches ein gothisches und mit roten Ziegeln gedecktes Dach hat. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich an dem großen, von Arcaden umschlossenen Raum. Die Zellen nun gar, die kleinern Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrint.

Die Certosa wurde im Jahr 1363 von einem edeln Capreser, Giacomo Arcucci, gegründet. Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohn verhelfen würde. Eilig that dies der Himmel und nahm den Mann beim Wort; da baute er ein Gotteshaus nach dem Plan jener herrlichen Certosa San Mar-

tino, welche auf dem Vomero von Neapel steht. Mit der Zeit wurde dies Kloster reich, die besten Aecker Capris fielen ihm zu. Aber die Parthenopeische Republik hob dasselbe und noch zwei andere Klöster in Capri auf, und ihre Güter fielen an den Fiscus. Heute sind sie der Kathedrale von Ischia zugewiesen, und so erleidet die arme Bevölkerung Capris das große Unrecht, daß ihre besten Ländereien ihr entzogen sind, um die faule Priesterschaft einer fremden Insel zu nähren. Zur Zeit der englischen Besetzung Capris war das Kloster das Hauptquartier Hudson Lowe's und auch unter der Herrschaft der Franzosen zu militärischen Zwecken eingerichtet; man baut es gegenwärtig zu einem Militärlazareth aus.

Auch im Tal Tragara sieht man antikes Mauerwerk, und hier wollen die Archäologen die Stelle der alten Ephebenschule und die Fundamente der Villa Julia erkennen, welche Augustus zu Ehren seiner verliebten Tochter soll gebaut haben. Auch die Sellaria des Tiberius verlegt man hierher, jenes schändliche Lusthaus, von welchem Sueton erzählt, daß es mit den frivolsten Bildern ausgestattet war. Indeß was jene Trümmer waren weiß man nicht, und selbst von den großen Mauerresten, die über der Tragara bis Tuoro grande in einer gebogenen Linie fortlaufen, kennt man die ehemalige Bestimmung nicht. Man nennt diese Mauer Camerelle, wie einen ähnlichen Ueberrest in der Hadrianischen Villa zu Tivoli. Sie ist teils aus Kalkstein, teils aus Ziegeln fest und stark aufgebaut und zeigt an ihrer Außenseite nebeneinander gereihte Kammern, deren Wölbungen noch zu erkennen sind. Die Meinung Rosario's Mangone, diese

Camerelle hätten eine Straße getragen, die zur Villa Tiber's hinaufführte, mag wol richtig sein. Die Straße teilte sich dreifach; die eine wird nach dem Berg Tuoro, die andere nach der Villa auf San Michele, die dritte zu der des Zeus geführt haben.

Ueber den Camerelle erhebt sich der schöngeformte Hügel San Michele, eine der reizvollsten Höhen des Eilandes, von der man die herrlichste Ansicht auch der unten liegenden Stadt genießt. Ueber sie ragt das Fort Castello, hoch über diesem stehen die schroffen Felsen des Solaro, zu beiden Seiten grüne Täler und das blaue Meer. Daß auf dem Gipfel von San Michele einer der schönsten Paläste des Tiberius stand, sagt schon die Lage dieses Orts. Man sieht schon am Fuß des Berges mächtige Trümmer, Reihen von gewölbten Kammern, ohne Zweifel die Unterbauten der sanft ansteigenden Straße. Oben auf dem Plateau stehen Gärten und Vignenhäuser auf hohem Boden, der unter den Füßen klingt und anzeigt, daß unten Gewölbe liegen. Man sieht auch römische Mauerungen in Netzarbeit und mehrere alte Gemächer. Das eine zeigt Spuren einer Kapelle, die dem heiligen Michael geweiht war, und von ihm hat der Berg den Namen. Heute steht ein Kirchlein dieses Heiligen ganz einsam am Berge und zieht durch seine originelle Architektur den Blick auf sich.

Man grub auch auf San Michele Manches aus, betrieb jedoch die Nachforschungen hier nicht so eifrig. Der Bauer hat den ganzen Berg nach der Landseite zu terrassirt und mit Oelbäumen bepflanzt; es stoßen aber die Häuser der Stadt hart an die Felsen, sodaß man

vom Berge auf die Dächer steigen kann. Eines Abends nahm ich auch so meinen Rückweg in die Stadt, denn mir selber einen Pfad suchend, stieg ich zuletzt von dem Berg auf ein Dach, vom Dach durch das Zimmer auf die Straße.

Die nahe Ostküste der Insel steigt zur Höhe von 970 Fuß auf, und stürzt senkrecht ins Meer, sodaß auf dem höchsten Uferrand die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Tal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einem Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da blickt man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der blauen Grotte ist er die überraschendste Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der Himmel, rings rotbraune Klippen, über dem Meer der magische Anblick des Caps der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und Salerno.

Hier führt eine schroffe Stiege hinab, wo mitten im Ufer eine tiefe, schöne Grotte sich aufthut, die rätselhafte Matromania. Sie hat ungefähr 55 Fuß Breite und 100 Fuß Tiefe. Ein Werk der Natur, wurde sie doch von Menschenhand erweitert; schon am Eingange sieht man römisches Gemäuer, und im Innern klebt noch Mauerwerk an den Wänden. In der Tiefe erheben sich im Halbkreise zwei Aufmauerungen gleich Sitzen über-

einander; mitten hindurch führten Stufen, wahrscheinlich zu der Nische des Gottes, dessen Bildsäule hier aufgestellt war. Alles spricht dafür, daß man die Zelle eines Tempels vor sich habe.

Der Name Matromania, den die Grotte führt und das Volk in bewußtloser Ironie zu Matrimonio verdreht hat, als ob Tiberius hier seine Hochzeiten vollzogen hätte, wird erklärt aus Magnae Matris Antrum oder aus Magnum Mithrae Antrum. Dies Heiligtum war dem Mithras geweiht; denn man fand in der Grotte eins jener zahllosen Reliefs, welche das Mithrasopfer darstellen. In den Studien zu Neapel sah ich zwei dieser Vorstellungen; das eine Relief wurde in der Grotte des Posilip gefunden, das andere in der Matromania. Sie stellen Mithras in persischer Tracht vor, knieend auf dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stößt, während Schlange, Skorpion und Hund den Stier verwunden. Zu dem mystischen Sonnendienst war diese Grotte Capris wol geeignet; sie schaut gen Osten, und wer aus ihrer Tiefe Helios aufsteigen sieht und das Purpurglühen der Berge und des Meeres betrachtet, der wird hier wahrlich zum Sonnenanbeter.

In dieser Höle machte man einen geheimnißvollen Fund, eine Marmortafel mit griechischer Grabinschrift, welche also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,

Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die Herrschergewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ich's ahnte.
Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so manches der Cäsar,
Aber er hat nun mir, und den Aeltern vernichtet die Hoffnung.
Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
Ach! und ich schaue das Licht nicht mehr des erleuchtenden Tages.
Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an, mein Bruder,
Aeltern, ich flehe zu euch: O weint nicht länger, ihr Armen!

Von welcher schrecklichen That spricht in so mysteriösen Worten diese Grabschrift eines Knaben? Hier ist ein Roman von Capri angedeutet. Des armen Hypatos Loos ist verschollen, doch ich weiß es. In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höle, hier vor dieser Zelle. So opferte später Hadrian den schönen Antonius dem Nil. Denn damals waren Menschenopfer, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch in der Gewohnheit, und am meisten brachte man sie dem Mithras dar.

Ja, könnte diese Höle den Mund aufthun, und wollten diese starren Klippen zu reden anfangen, grause Fabeln des Altertums würden sie zu berichten haben.

Die Ueberlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des Tiberius verlegt. Es ist die schauerlichste Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrand höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiber, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuß tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkt, so sagt die Ueberlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab, und daß es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit Sueton's als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt kaum einem Zweifel. Bei Sueton heißt es: „In Capri wird der Ort seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurteilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ. Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf daß in keinem ein Lebenshauch überbliebe." Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen von diesem schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen.

Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto liegt jetzt ein kleines Haus, über dessen Thüre das Wort Restaurant zu lesen ist. Im Zimmer steht zu jeder Stunde ein gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit Flaschen voll Tränen des Tiberius. Derselbe Wirt, der dies Tischchendeckedich eingerichtet hat, ließ auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen, und so bietet er dem Fremden das Gräßliche gleichsam auf einem Präsentierteller dar.

Man geht durch dieses Haus, um zu dem alten Faro von Capri zu gelangen, welcher kaum 30 Schritte vom Salto entfernt steht. Bis auf die mächtigen Unterbauten aus gebranntem Stein ist er zerfallen, auch schlug vor einigen Jahren der Blitz den obern Teil der Trümmer herunter. Rings umher liegen Stücke des Gemäuers, und weit bis in die Weinberge hinein bedecken sie den Boden. Sie und die noch stehenden Reste, welche auch Spuren von gewölbten Gemächern sehen lassen, bezeugen es, daß der Leuchtturm einst ein großartiger Bau war. Er wetteiferte mit dem Faro von Alexandria, mit den Türmen von Ravenna und von Puteoli. Der Dichter Statius nennt ihn in einem Verse den Nebenbuler des nachtdurchschweifenden Mondes. Nach Sueton stürzte derselbe Faro wenige Tage vor der Ermordung des Tiberius ein, erschüttert durch ein Erdbeben, doch wurde er wieder aufgerichtet, sonst hätte ihn Statius nicht preisen können. Seine heutige Höhe beträgt kaum 60 Fuß. Im Jahr 1804 veranstaltete Hadrawa auch neben dem Faro Ausgrabungen; er fand dort Spuren einer unterirdischen Stiege, vielerlei Marmor und auch jenes Relief, welches die flehenden Gestalten der Crispina und Lucilla darstellt.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärts steigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach Sueton war sie der eigentliche Wohnsitz des Tiberius, und ausdrücklich sagt er, daß der Tyrann nach der Hinrichtung Sejan's aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich darin eingeschlossen hielt. Es ist zweifellos, daß die Reste auf dem höchsten Nordostufer

der Insel, dem Capo, zu jener Villa gehören. Denn dafür spricht die Bestimmtheit der Ueberlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palasts, dessen Ruinen die größten Capris sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was sich von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrint von Gewölben, Galerien und Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Capitäler, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern haben noch Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihre Mosaik von weißen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung, und hie und da sind die Stiegen zu den untern Sälen noch wol erhalten.

Die Villa scheint mehrere Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Teil überrascht durch den noch ganz erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgibt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Alles, was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaisersitz war, muß sie, ehe Nero und Hadrian bauten, alle andern Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah Tiberius Alles, was auf der Insel vorging, und sah auch die Schiffe, welche von

Hellas, von Asien und Afrika in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Schön aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Minervacap und betrachtete man dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die Tempel. Denn Tiberius sah auf jenem Vorgebirg, dessen Spitze heute ein Turm krönt, noch die weitberühmten Tempel der Minerva und der Sirenen, und den des Herakles.

Ich saß manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das Eiland bedeckt mit Tempeln, Arcaden Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man alles dies von dem Hof eines Kaisers belebt.

Man sieht in Neapel schöne Büsten und Kolossalfiguren von Tiberius, die trefflichsten aber besitzt das vaticanische Museum. Ich habe bemerkt, daß jene in Neapel ihn eher im Alter, diese in Rom in jüngern Jahren vorstellen, wahrscheinlich weil die meisten Büsten des Kaisers, welche in Herculanum und Pompeji ausgegraben wurden, seiner capriſchen Periode angehören. Im Vatican steht seine kolossale Figur, die in Veji gefunden wurde, aufgestellt in der Gallerie Chiaramonti; sie stellt ihn in idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist geistvoll und edel geformt, der Mund fein und schön; in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja weibisch zu nennen.

Dies moralische Ungeheuer war, wie Cäsar Borgia

zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden; von allen Kaisern Roms übertrifft ihn nur Augustus an classischer Schönheit. Man vergißt den Kopf des Tiberius nicht mehr, wenn man ihn einmal sah; man erwartete das verzerrte Antlitz eines Dämons zu erblicken und ist überrascht von der Feinheit seiner Züge, die einem Sardanapal so wol entsprechn würden. Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis, und der Ausdruck bekommt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt ihn der kolossale Kopf in Neapel, und so ihn seine Büste im Capitol.

Tiberius war der erste eigentliche Monarch nach August, der noch in den Formen der Republik regiert hatte. Er erbte eine schon sklavisch gewordene Menschheit. An der Schlechtigkeit der Welt ging er selbst zu Grunde. Caligula wurde bei dem Gedanken wahnsinnig, Herrscher der Erde zu sein, und dauerte nur wenig Jahre. Das ist kein Wunder. Denn diesen Menschen warf eines Tags der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und nach Augustus trat eine Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottete. Augustus war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte; seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreichs gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn

auch der Genuß wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnſinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero ſteckte Rom in Brand und ſpielte dazu die Zither, er machte Verſe und wollte wenigſtens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener Periode der Welterſchlaffung finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geſchichte ſtille hielt. Beiſpiellos teufliſch wäre die Natur, ſchaffte ſie ſolche Ungeheuer nacheinander, grundlos und als ein abgeſchmackter Zufall.

Aber man würde dem Charakter des Tiberius Unrecht thun, würfe man ihn mit ſeinen Nachfolgern zuſammen. Dieſe waren plumpe, nackte Böſewichte, die ihre beſtialiſche Natur offen zur Schau ſtellten. Tiberius, ſeiner Zeit an Geiſt überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Heuchlers Auguſt. So fein, verhüllt, ſtill herauslauernd und vorſichtig ſpähend iſt auch ſein Antlitz, zumal der jeſuitiſche Zug um den Mund, und ſchwerlich hat die Natur einen vollkommenern Diplomatenmund geſchaffen. Scharf geſchloſſen ſagt er das Wort Talleyrand's, daß die Sprache dazu da ſei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wiſſen aus dem Tacitus, welcher Art die Kunſt des Tiberius im Sprechen war. Die Grammatik und Logik der Diplomaten hat Tiberius erſchaffen. Dieſer Mann verſprach nicht, noch ſchwor er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. Wie plump erſcheinen gegen dieſen feinen, claſſiſchen Despoten Herrſcher der neuern Ge-

schichte, Abenteurer, die sich auf einen Thron hinaufgelogen, und Könige, welche offenbar die Eidschwüre brachen. Tiberius würde sie unter seine Freigelassenen verweisen, mit verächtlichem Lächeln. Dieser Mann ließ niemals ahnen, was er thun würde, denn auch das Gegenteil war gewiß. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Staatsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie Helldunkel zweifelhaft. Man lese nur die meisterhafte Geschichte vom Sturze des Sejan.

Der Mann von Elba hat einst den Charakter des Tiberius warm verteidigt und gegen die Urteile des Tacitus und der Geschichte in Schutz genommen.

Nachdem nun Tiberius die Diplomatie August's zu dem System des Jesuitismus verfeinert hatte, zog er sich in diese Villa zurück, um lebensekel sich im Genusse zu betäuben. Er erschöpfte jede Wollust, aber die menschliche Natur ist so dürftig organisirt, daß sie nur einen winzigen Teil von Lust genießen kann. Das lehrt die Felsenscholle Capri und diese Villa des Zeus, in welche sich der Herrscher der Welt verbannte, der diese selbst nur als ein Exil zu betrachten gelernt hatte.

Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von lydischen Flöten und von dem Lachen der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des Tiberius: Epheu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Cinerarien, Granatenbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern durcheinander, und im Winde tanzen die Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die

Geister jener Hetären, welche einst hier den Cancan um Tiberius getanzt haben.

Oben steht eine Kapelle, Santa Maria del Soccorso, auf der höchsten Höhe der Villa und über ihren Ruinen. Dort wohnt ein Eremit. Kein Ort in der Welt ist zum Büßen so passend als die Ruine dieser Villa des Tiberius, unter dessen Regierung und während dessen Aufenthalt in Capri Christus ans Kreuz geschlagen wurde. Die Kapelle steht hier wie das Christentum selbst auf den Trümmern der heidnischen Welt, deren Buße es war. Dies Zusammentreffen ist seltsam, und ich meine, hier ist eine der tiefsinnigsten Stellen, an denen man verweilen mag. Denn hier steigen vor dem Blick zwei ungewöhnliche Gestalten auf, Zeitgenossen, Repräsentanten zweier Weltperioden: hier im Westen der greise Dämon Tiberius, der Beherrscher der Erde, der Repräsentant der untergehenden heidnischen Welt und das Ebenbild ihres sittlichen Elends; dort im Osten der junge ideale Mensch Jesus, an das Kreuz geschlagen, aber umringt von begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings. Diese beiden Gestalten stehen sich gegenüber wie Ahriman und Ormuzd, der Gott des Lichts, und der Finsterniß.

In solchen Betrachtungen über die Jugend des ersten Christentums stand ich auf diesen Trümmern, und siehe, da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jener idealen Religion entgegen, in der Gestalt des schmutzigen Franciscanereremiten, und fast wich ich vor dem Manne zurück: ein alter Mönch mit langem weißen Bart, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuß, hinkend, häßlich, mit habgierigen Augen. Da war es mir, als sah ich Tibe-

rius als Mephistopheles vor mir, und mit satirischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Dies ist die Geschichte des Christentums!“

Der Klumpfuß hinkte mir voran in seine Zelle. Ich suchte unter seinen Büchern und las auf deren einem diesen Titel: „Legendarium der heiligen Jungfrauen, welche für unsern Herrn Jesus Christus sterben wollten.“ Auch der Eremit Tiberius las auf derselben Stelle Bücher von Jungfrauen, aber nicht von solchen, die für seinen Zeitgenossen sterben wollten, sondern es waren die Schriften der griechischen Hetäre Elephantis, welche die Kunst der Wollust behandelten und damals in Rom Mode waren. Sueton erzählt, daß er diese Bücher in Capri bei sich gehabt habe. Indeß auch Lascivitäten fand ich bei dem jetzigen Einsiedler. Er zeigte mir die Copie eines Reliefs, welches man im Museum zu Neapel sehen kann. Es stellt einen ältlichen nackten Mann zu Roß dar; vor ihm sitzt auf dem Sattel ein nacktes Mädchen mit einer Fackel, ein nackter Jüngling führt das Roß gegen die Statue eines Gottes. Die Aehnlichkeit des Reiters mit Tiberius ist so auffallend, daß man glaubt, jenes Relief stelle eine nächtliche Scene aus seinem Leben in Capri dar, etwa ein Opfer vor dem Priap; aber die Halskette, welche die Gestalt trägt, ist genau dieselbe, die der sterbende Fechter und andere Gallier zu tragen pflegen, sie paßt also nicht für Tiberius. Der Eremit hatte das Relief in Wasserfarben mit sichtbarem Behagen am Nackten copirt; es gehört nämlich zu seinem Local, weil es unter den Trümmern der Villa ausgegraben wurde.

Zwei mal wurden diese durchsucht, doch jedesmal un-

vollständig, im Jahr 1804 von Hadrawa, von Feola 1827. Man fand schöne Pavimente von Marmor, wovon eins sich in der Hauptkirche Capris vor den Altar gerettet hat, auch viele köstliche Säulen, darunter eine kleine von Lapis Lazuli, welche ein Engländer erstand, Bildsäulen, die man verschleuderte, Mosaiken, welche das Museum von Neapel aufbewahrt.

Kein Kaiser in der Welt kann sich rühmen, im Besitz eines Hauses von gleich schöner Aussicht zu sein, als dem Eremiten seine merkwürdige Klause gewährt. Aus seinen Fenstern überschaut er die Golfe von Neapel und Salerno und die schönsten Küsten und Inseln Italiens. Nichts gleicht dem Blick auf das nahe Vorgebirg der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die Bergreihen des Sant Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und Salerno in der Verkürzung aufgereiht, wie Coulissen eines ungeheuern Theaters. In klarer Luft sah ich Pästum weit über Meer, dann das Castell Baro und die Punta Licosa in meilenweiter Ferne. Bei Sonnenuntergang ist das Irisspiel der Farben über den Bergen hinreißend wie eine Phantasmagorie, und oft war es mir, als wäre, was ich sah, nicht Wirklichkeit, sondern das strahlende Bild einer Vision.

Eines Abends saß ich auf den Ruinen der Villa und weidete mich an dem großen Anblick jenes Cap, da fiel mein Blick auf die silberweiße Haut einer Schlange, die, jüngst abgestreift, mir zu Füßen lag. Ich nahm sie auf wie ein göttliches Geschenk, das für mich selbst mit vergangenen Tagen in einer gewissen ominösen Ver-

bindung ſtand. Mir fiel aber auch ein, daß Tiberius hier eine Lieblingsſchlange gehalten hatte, die er fütterte und mit der er zu ſpielen pflegte. Ich ſtieg mit meinem Fund den Berg hinunter. Da kam mir Mephiſtopheles auf einem Eſel nachgeritten. Ich zeigte dem Mönch die Schlangenhaut und erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß dieſer geheimnißvolle Menſch auch Schlangenzauberer ſei. Er erzählte mir, daß er Schlangen fange und zwar lebendige, zu jeder Zeit und jede, welche er wolle. Ich fragte ihn hierauf, wie er das mache. „Ich greife ſie", ſagte er, „wenn ich ihnen befohlen habe, ſtille zu liegen; ſie wickeln ſich ſogleich um meinen Arm, dann ſperre ich ſie in ein Gefäß und ſchicke ſie nach Neapel zum Apotheker." — „Wie aber könnt Ihr ihnen befehlen, ſtille zu liegen?" Er antwortete mit einem ſataniſchen Lächeln: „Ich ſage ihnen einen Spruch vor und den Namen Sanct Paul, dann liegen ſie gleich ſtill." — „Könnt Ihr mir den Spruch nicht geben", fragte ich, „damit ich auch den Schlangen befehlen könne?" — „Nein", ſagte er, „ich habe ihn von einem andern Einſiedler und dem mit heiligem Schwur gelobt, ihn nicht wegzugeben."

Als ich fragte, warum im Spruch der Name Sanct Paul vorkomme, ſo entgegnete er, daß der heilige Paulus der Patron der Schlangen ſei, und daß alle Thiere ihre Patrone hätten. Wie mir nun der Mönch das geſagt hatte, ſo fragte ich ihn nach den Patronen von Allem, was da kreucht und fleucht. Von den Eidechſen iſt die Patronin die heilige Gertrude; dies nimmt mich für ſie ein, denn die Eidechſen liebe ich gar ſehr; ſie haben etwas Graziöſes und Mädchenhaftes, auch liſpeln ſie mit dem

Jünglein auf die allerliebste Weise. Sanct Antonius ist der Patron der Fische, die heilige Agathe die Patronin der Löwen, die heilige Agnes die der Lämmer.

So hatte ich also richtig geahnt, daß dieser Eremit ein Schwarzkünstler sei, und ich glaube, er treibt noch andere dunkle Sachen im Mondschein auf den Ruinen und an den Klippen mit Kräutern, Wurzeln und schädlichem Gewürm.

Wir haben wahrlich vergessen, daß es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana-Capri, gibt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter-Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo die gleiche Sonderbarkeit geben, daß zwei Städte auf einem und demselben Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde betragen würde, so gänzlich voneinander gesondert sind, daß ihre Bewohner nur selten miteinander verkehren, an ihren Festen selten teilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

Die Liebe, so erzählt die Sage, war die Gründerin von Ana-Capri. Ein junges Paar entfloh in alten Tagen aus der Unterstadt, erstieg die schroffen Felsen der obern Insel und baute sich dort im Gebüsch hoch oben am Fuße des Solaro eine Einsiedelei. Seitdem folgten andere Verliebte, und so entstand mit der Zeit dieser Colonie der Liebesgötter, welche jetzt Ana-Capri heißt.

Und auch heute fliegt der beschwingte Amor wie ein Bergfalke herüber und hinüber von Capri nach Ana-Capri und leiht dem Jüngling seine Flügel, welcher eins jener wilden und schönen Mädchen liebt, die oben in ihrem kleinen Hause unter Rebenranken am Webstuhle sitzen, seidene Bänder weben und Lieder singen, wie Circe in der Odyssee.

So ist also Ana-Capri von der untern Insel geschieden, daß nirgends ein Weg nach oben führt, als jene 560 Stufen hohe Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten Formen über dem untern Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem Dach einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Senkung das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana-Capri trägt, gleichsam ein Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsenrand aufwärts und endet oben an der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Unterstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Wegs steht heute die kleine Kapelle des heiligen Antonius, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne entatmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuern Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der

Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen sieht, und unter sich den Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospect in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Solaro, von wüstem grauen Gestein überdeckt, noch einige Hundert Fuß empor, und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Castells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte.

Sobald man wenige Schritte auf der Plattform weiter geht, breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Der Berg Solaro, das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich hier steil empor; er ist ganz öde, und mit zahllosen Felsblöcken wie mit Trümmern bedeckt. Gegen Westen und Norden senkt er sich zur größten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange liegt hoch über dem Meer, unter grünen Bäumen und blühenden Gebüschen, Ana-Capri.

Die kleinen, originell gebauten Häuser dieses Städtchens liegen in Gärten zerstreut; und hier gibt es viel Oelbäume und sehr viel Reben, die sich nach campanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der schiefen Ebene. Blickt man auf diesen malerischen Ort, auf diese seltsame sonnverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meers in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewol sagend seine Eremitenzelle bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht

nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Thüre am Webestul sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen, oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken, oder solche, die mit dem Wasserkrug auf dem Kopf daherkommen. Weil die Männer draußen sind und, da es Sommer ist, viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Corsica gezogen sind, sieht man hier fast nur Frauen. Es scheint, wir seien zu den Weibern von Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe webend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von Neapel heimkommen, fand ich bisweilen über der Stiege eine Schar von Mädchen sitzen, oft mehr als dreißig, viele von seltner Schönheit. Plaudernd saßen sie um die Felsen und spähten den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und blickte nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weiße Schiff, ob es mir einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauß in der Hand oder einen Zweig Basilicum, durch die Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauß vor sich von Basilicum, Nelken, purpurroten Rosen und Myrten, mit einem bunten Band kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauß wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen von Ana-Capri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe.

Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und

sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre ältere Schwester webte neben ihr weißes Baumwollenband, sie aber ein buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maultrommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie die Handpauke. Ihre Brüder waren draußen auf dem Meer.

Der Fleiß dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webestul, und mit wenig Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang, und so das ganze Jahr hindurch. Freilich sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt, wie ihre Schwestern in Capri; nur wenn das Regenwasser in den Cisternen ausgeht, müssen sie die Treppe hinuntersteigen und in Krügen das Wasser von Capri holen, wo vier dürftige Quellen fließen. Goldnes Geschmeide und Korallenschmuck, auch silberne Pfeile in den Haaren tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besäße.

Es gibt im Ort einen Campo Santo, voll von Cypressen und Blumen; der größte Stolz der Ana-Capresen aber ist das sogenannte irdische Paradies, nämlich der Fußboden ihrer Kirche, auf dessen Fliesen in Smalto das Paradies dargestellt ist, eine Arbeit aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier ist die Architektur bizarr und maurisch. Es gibt Masserien, die mit ihrer Pergola reizend genug aussehen.

Wenig tiberische Ruinen sind in Ana-Capri aufzufinden; der Weinbauer hat sie hinweggetilgt, auch standen hier weniger Gebäude als auf Capri. Die meisten Reste

von Altertümern hat die Ebene Damecuta, ein fruchtbares Land, welches zur Küste sanft niedersteigt und in dessen Ufer die blaue Grotte liegt. Es ist eigentümlich, daß Ober-Capri trotz seiner Höhe doch niedrigere Küsten besitzt als Unter-Capri; denn der hohe Berg senkt sich lang hingestreckt nach Westen wie nach Norden in's Meer, aber dennoch ist das Ufer weder der Barke noch dem Menschenfuß zugänglich, strandlos, hafenlos und dem Schiffbrüchigen Verderben bringend.

Der Turm von Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue Grotte liegt, das Wunder Capris, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun todt, nur Michele weiß von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel Pagano's, Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuch abzustehen, denn die Höle sei der Aufenthalt böser Geister und viele Seeungeheuer hausten in ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie nun in der Grotte waren, und zumal, sagte er, war Fries wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und

mit Jauchzen. August Kopisch hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so that er ab und zu. Pagano bewahrt ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat Kopisch unter dem 17. August 1826 folgendes Entdeckungsdocument hineingeschrieben:

„Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach den Angaben unsers Wirts Giuseppe Pagano mit ihm und Herrn Fries entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtsamer Aberglaube Jahrhunderte lang nicht zu besuchen wagte. Bis jetzt ist sie nur für gute Schwimmer zugänglich; wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wol, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefährlich, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meeres ihren weiten Raum blau erleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrund führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Damecuta, wo der Sage nach Tiber Mädchen verschlossen haben soll, und es ist möglich, daß diese Höle sein heimlicher Landungsplatz war. Bis jetzt ist nur ein Marinaro und ein Eseltreiber so herzhaft, diese Unternehmung mit zu wagen, weil allerhand Fabeln von dieser Höle in Umlauf sind. Ich rate aber Jedem, sich vorher mit diesen beiden des Preises wegen zu verständigen. Der Wirt, welchen ich seiner Kenntniß der Insel wegen empfehle, will einen ganz kleinen schmalen Nachen bauen

laſſen, womit dann bequemer hineingefahren werden könnte. Bis jetzt will ich es nur guten Schwimmern raten. Sie iſt des Morgens am ſchönſten, weil Nachmittags das Tageslicht ſtärker und ſtörender hineinfällt und der wunderbare Zauber dadurch gemindert wird. Der maleriſche Eindruck wird noch erhöht, wenn man, wie wir, mit flammenden Pechpfannen hinein ſchwimmt."

Der treffliche Kopiſch hat ſich auf dieſem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt, und mir iſt es, als wäre die wunderbare Grotte deutſches Eigentum und deutſches Symbol. An dieſer Stelle verweben ſich mit jenem Dichtermaler viel Erinnerungen auch an Tieck, an Novalis, an Fouqué, an Arnim, an Brentano, die nun Alle heimgegangen ſind bis auf Eichendorff, und bis auf Heine, den letzten verwunſchenen Prinzen dieſer Dichterſchule. Wir wollen denn als Grabesſpender aus dem blauen Feuerwaſſer von Capri einen Weiheguß auf die Gräber jener todten Dichter gießen. Denn von dieſer Grotte haben ſie alle geträumt, und wahrlich, es konnte der Preis ihrer Auffindung auch nur einem Maler und Dichter zukommen, aus der Zeit Derer, welche die blaue Wunderblume der Poeſie ſuchten bei den Undinen in der Tiefe, bei der Frau Venus im Berge und in den unterirdiſchen Grotten der Iſis. Sie waren alle liebenswürdige kleine und große Kinder, Knaben mit dem Wunderhorn. Ihr Hoherprieſter Novalis ſieht aus wie ein ſchöner, bleicher Knabe, der ſich in das lange Predigergewand ſeines todten Urgroßvaters geſteckt hat und myſtiſche Weisheit redet, von der Niemand weiß, wie das

Kind dazu gekommen sei. Ihre Muse aber ist eine Sirene. Sie wohnt in der blauen Grotte von Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings Tiberius. Sie haben alle ihren herzbewegenden Gesang gehört, und keiner hat sie gefunden, sie haben sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume alle gestorben. Goethe hat es ihnen prophezeit in dem „Fischer“: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn.“ Und nun, da die blaue Wunderblume, nämlich die blaue Wundergrotte, denn das war das unbekannte Mysterium, gefunden ist, ward der Zauber gelöst, und kein Lied der Romantiker wird mehr gehört werden in deutschen Landen.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, in die man sich als Kind hineinlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da Niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß

hinabspringen, und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder.

Ja, ich glaube wol, daß Tiberius hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems umherschwamm, wie Sueton erzählt. In dieser wollüstig strömenden Phosphorflut glühten dann die Mädchenleiber wie strahlende Leiber von Meerfeien, und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsagbaren Wollustbade zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene gemalt, ein wunderliebliches Wesen, das hebt beide lilienweiße Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerflut herauf, schlagen die Erzbecken zusammen, kichern und tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.

Man muß über den Reichtum dieses Eilands an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viele, daß man nicht alle kennen lernen kann. Ich bin in mehr als funfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffecte der Grotta azurra zeigt. In andern findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weißlichem Feuer phosphoreseirend, zumal in der Grotta verde, der herrlichsten Capris durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur andern.

Einige dieser Grotten haben Namen, wie die Marmolata, die Marinella, andere sind namenlos. Ich machte mir das Vergnügen, alle die namenlosen, die ich besuchte, zu benennen, ohne den Ruhm eines Hölenentdeckers zu beanspruchen. Und so weiß ich nur allein, wie schön es ist in der Grotte Stella di Mare, in der meerblumengeschmückten Grotte Euphorion, in der Grotte der Meerspinne, deren Wände gelb sind und deren Gestein, wo es die Welle benetzt, rosig, sammtgrün und weißlich schimmert. In einer Grotte war es ein Wogenschlürfen und ein anapästisches Wellenschlagen, sodaß ich sie den Eumeniden geweiht habe. Alle liegen sie vom Ufer des Solaro bis hinaus über die Faraglioni, unscheinbar außen, da ihre Mündung oft dem oberflächlichen Blick entgeht, drinnen hochwölbig, dunkel, wellenstill, von Meerspinnen, Seeigeln, Meersternen bewohnt, eine zauberische Geistereinsiedelei.

Es ist höchst belohnend, die ganze Insel zu umfahren. Man braucht dazu drei Stunden und kann in dieser Zeit auch einige Grotten besuchen. Die Westküste hat die Hölenbildung nicht, denn hier sinkt das Ufer vom Solaro nieder zwischen beiden Caps Punta di Bitareto und Punta di Carena. Es sendet dort drei niedrige, doch schroffe Spitzen aus, Campetiello, Pino und Orica, welche mit Schanzen bewehrt sind. Und hier war auch die Stelle, wo die Muratisten bei Nacht die Felsen erklommen. Rudert man aber um die Carena, so wird das Südufer plötzlich Furcht erregend hoch und steil; die gigantischen Felsen steigen senkrecht vom Wasserspiegel auf bis in das Gewölk, welches ihre Gipfel umspinnt. So

geht die Südküste fort bis zur Punta Tragara, und nicht minder erhaben, bizarr und wild zugleich ist die ganze Ostküste bis zum Lo Capo, dem Nordostcap der Insel. Hier ist das Ufer voll von stalaktitischen Hölenbildungen.

Nun noch hinauf zum Gipfel der Insel, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam empor, so gelangt man zum Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Solaro auf der Höhe selbst sich tief einsenkt und eine dürre braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Haideland geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme von Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rand dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meer die Klause des Eremiten von Ana-Capri, und nimmer sah ich noch eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Ich fand alle Thüren offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette der heilige Antonius von Padua, ein geweihter Oelzweig und ein Rosenkranz; in seiner Vorratskammer die Madonna dolorosa, grade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen unter ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Ich sah im Campo Santo zu Pisa jenes phantasiereiche Frescogemälde von Ambrogio und Piero Lorenzetti, welches das Leben heiliger Eremiten in der Wüste darstellt, und fand einen Zug daraus hier lebend wieder. Ich glaube, der alte Eremit predigt hier jeden Freitag den Fischen, gleich dem heiligen Antonius, den man auf

einem Bilde in Rom sehen kann, wie er auf einer Felsenklippe steht und in das Meer hinunterpredigt. Es strecken aber die dummen Fische ihre Köpfe heraus und sperren alle die Mäuler weit auf. Wie ich nun in der Klause umherging, kam der Alte, ein Laienbruder. Er trug ein Bündel Reisig auf der Schulter. Sehr froh einen Gast zu finden, entschuldigte er sich, daß er keinen Wein habe. Schon 32 Jahre klaust er oben in der Felsenwüste, und auch er hinkt vom Klettern, doch nicht mephistophelisch wie der Tiberius-Eremit, sondern nur sanft wie Heilige und wie die indischen Götter, wenn sie die Erde der Sterblichen berühren.

Ueber seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capris und, wie ich schon sagte, die Warte eines Telegraphen. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so genießt man endlich den Lohn des Hercules. Denn hier liegt zu Füßen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit.

Dies ist der Horizont, den hier das Auge umfaßt: südwärts endloses Meer, nach West und Nord die Ponzainseln, Ischia, das Eiland Vivara, Procida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaëta und Terracina mit dem Cap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, an deren Fuß Tiberius ermordet wurde, die elysischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä, mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge von Capua, dann das Ufer von Neapel, ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco;

der rauchende Vesuv über Pompeji, hinter ihm hervor die Berge von Sarno und Nocera, vielgegliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Cap von Sorrento und dem der Minerva, dahinter der hohe Sant Angelo, weiterhin die sirenusischen Klippen und die Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus in der Ferne die bleichen Berge von Calabrien, der Ufersaum von Pästum und Cap Licosa in Lucanien.

Auf solcher Höhe und in solcher Weite des Gesichtskreises fühlt man einmal auch Sonnenweiten menschlicher Existenz. Denn fürchterlich eng ist das Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, sodaß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größern Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrößerung; ihr herrlichster Lohn ein Blick von Höhen der Cultur, wo sich die Künste und Wissenschaften, alles Geschaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung, schön und weit zu einem kosmischen Ringe schließen.

Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an Humboldt. Ich glaube, um dessen Geist liegt die Welt so schön und klar gegliedert; und auch an Plinius dachte ich hier, den Humboldt der Römer, wie ich den Berg Misen und den Vesuv sah; und an Aristoteles, den wahrhaft kosmischen Geist und Ordner des menschlichen Wissens.

Doch wir, schon zufrieden, nur mit dem leiblichen Auge eine so große Ordnung der Natur einmal angeschaut zu haben, steigen jetzt herab; denn es sinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Meer im

Westen von dunklem Purpur, und der Fels von Ponza, der sich aus der Flut emporhebt, schön und fern, als läge er in einer andern Sphäre des Raums und Lichts, ist ganz durchglüht und erschimmert in durchsichtigem Purpurbrande. Also lebe wol, du schönes Eremitenciland Capri!

Bayerische Staats-Bibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1874.

Lateinische Sommer.

Von

Ferdinand Gregorovius.

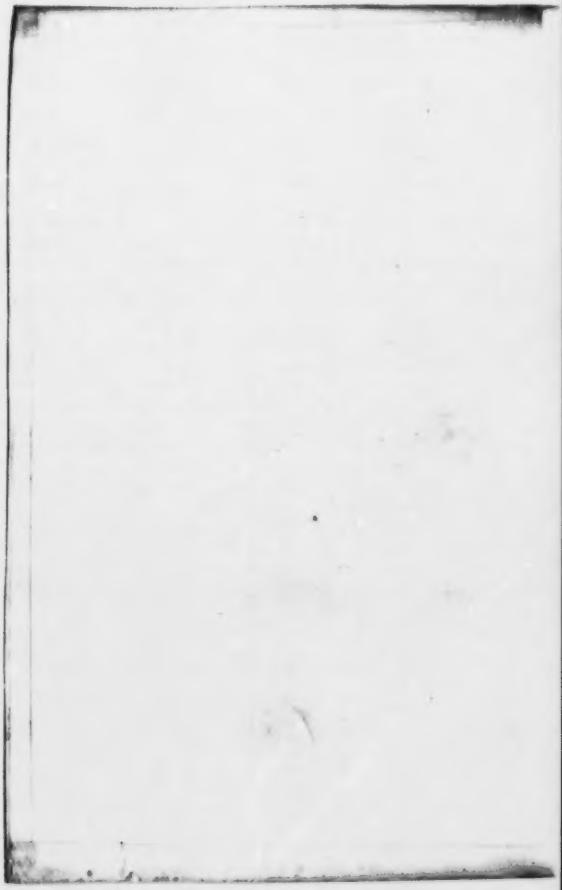
Dritte Auflage.

Leipzig
F. A. 2[illegible]

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

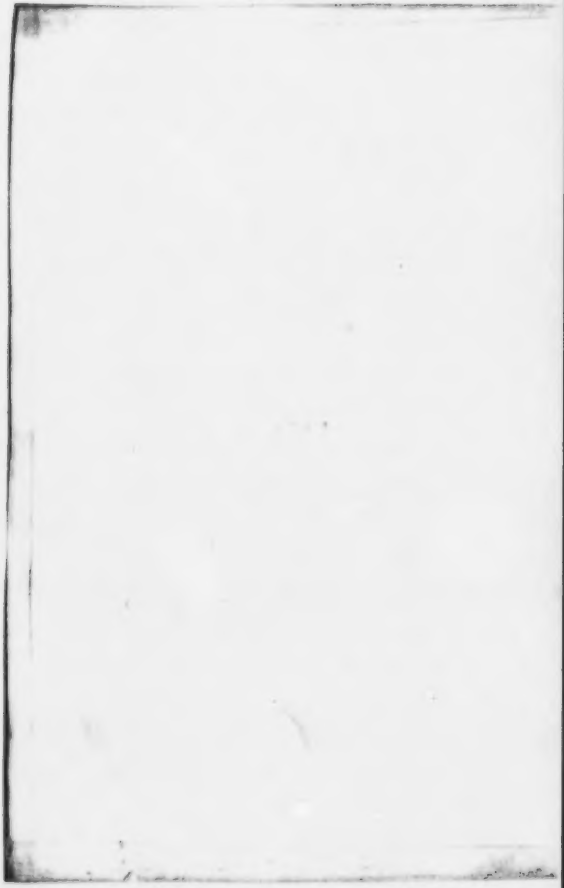
	Seite
Subiaco, das älteste Benedictinerkloster des Abendlandes	1
Aus der Campagna von Rom	41
Aus den Bergen der Herniker	117
Aus den Bergen der Volsker	161
Von den Ufern des Liris	205
Die römischen Poeten der Gegenwart	255
Avignon	291



Subiaco.

das älteste Benedictinerkloster des Abendlandes.

1858.



Vierundvierzig Millien von Rom entfernt liegt in einem der schönsten Bergtäler der Campagna, welches der „immerkalte" Anio durchfließt, die berühmte Benedictinerabtei Subiaco. Die Apenninen entsenden hier eine Bergkette, die simbrivinischen Höhen, und scheiden den Kirchenstaat von dem Königreich Neapel, dessen angrenzende Provinz das alte Land der Marsen ist, heute Marsica, ein zu den Abruzzen gehöriger District. Der Anio entspringt an ihrer Grenze, oberhalb Filettino, und mit großer Gewalt herabstürzend, bildet er ein langes und zum Teil schmales Tal, welches von Oliven- und Kastanienwäldern beschattete Berge bis nach Tivoli hin einschließen. Auf den Gipfeln dieser Hügel erheben sich längs dem Lauf des schönen Bergstroms braune Castelle des Mittelalters: Filettino, Trevi, Jenna, Subiaco, Agosta, Cerbara, Marano, Anticoli, Roviano, Cantalupo, Saracinesca, Vicovaro, S. Polo, Castell' Madama und Tivoli. Dies ist auch zum größten Teil das Gebiet jener alten Benedictinerabtei, ein merkwürdiger Schauplatz des noch wenig bekannten Mittelalters des römischen

Latium, und vor allen Dingen die Wiege des Mönchthums im Abendland.

Aus dieser wilden Einsamkeit unfruchtbarer Berge sind die Klöster hervorgegangen, welche sich als Colonien der Hierarchie Roms über Italien und Sicilien, über Deutschland, Frankreich und das ferne Britannien verbreiteten. Die Mönche halfen diese Länder an Rom ketten, und mitten in die Barbarei finstrer Jahrhunderte warfen sie (ihr bleibendes Verdienst!) Keime der Civilisation, erhielten die classische Wissenschaft, copirend, sammelnd und forschend hinter der Nachtlampe dumpfer Zellen, wenigstens am Leben, und bewahrten endlich als Aufschreiber ihrer verworrenen Zeitereignisse in Chroniken und Documenten uns unschätzbare Kunden des Mittelalters. Es ist wahr, Menschen, welche von dem Treiben der Welt grundsätzlich entfernt lebten, wurden die Väter der Geschichtschreibung — eine seltsame Thatsache, die indeß aufhört es zu sein, wenn man bedenkt, daß die Klöster in jenen Jahrhunderten zu dem politischen Leben in fortdauernder Beziehung standen.

Ich will in diesen Blättern die Geschichte einer der merkwürdigsten Abteien in ihren Hauptzügen geben. In wissenschaftlicher und historischer Hinsicht wird Subiaco freilich von Monte Casino weit überragt. Dies Kloster aber ist die älteste Tochter von jenem, im nahen Grenzland des Liris, das ganze Mittelalter hindurch ein einsamer Leuchtturm der Wissenschaft, und noch heute durch die Schätze seiner Archive wie durch Fleiß und Gelehrsamkeit seiner Mönche ausgezeichnet. Doch ist die Geschichte Subiacos für die Kenntniß der mittelalterlichen Zustände im römischen Lande wichtig, und zugleich als

Bild des geiſtlichen Feudalismus lehrreich. Indem ſich um dies Kloſter nach und nach ein kleiner ihm untertäniger Lehnsſtaat bildete, tritt es als mächtiges Fürſtentum in der römiſchen Campagna auf, deſſen König der Abt, und deſſen gewaltthätige Barone die Mönche waren, welchen Städte, Ritter und Landvolk lange Zeit pflichtig und gehorſam blieben.

Die Gründung der Abtei fällt in die Zeit, als der Heldenſtamm der Gothen unter Theoderich Italien und Rom beherrſchte und den Untergang der römiſchen Cultur durch weiſe Geſetze noch für ein halbes Jahrhundert verhinderte. Aber der Sturz des römiſchen Reichs war bereits vollzogen. Indem ſich die alte Ordnung der Welt auflöſte, und alle bürgerlichen und ſtaatlichen Bande der Geſellſchaft zerriſſen, bemächtigte ſich der Menſchen, ähnlich wie am Anfang des 4. Jahrhunderts, der Trieb zur Flucht aus der Welt und zum Anachoretenleben. Benedict begründete das abendländiſche Mönchthum und wurde neben ſeinem jüngern Zeitgenoſſen, Gregor dem Großen, der zweite Stifter der römiſchen Hierachie. Was dieſe ihm verdankte, hat jener Papſt gleich erkannt: er ſelbſt beſchrieb im zweiten Buch ſeiner Dialoge die Thaten ſeines Waffenbruders von Subiaco, der das Abendland von der Herrſchaft der byzantiniſchen Ordensregel befreite, eine national-römiſche Regel aufſtellte und ſeine Zöglinge in die Länder ſandte, ſie Rom zu unterwerfen.

Benedict, um das Jahr 480 zu Nurſia in der Valeria geboren, kam mit 14 Jahren nach Rom, dort in den Studien der Humanität ſich auszubilden. Aber plötzlich von Sehnſucht nach der Einſamkeit ergriffen, wan-

derte er in die Wildniß der simbrinischen Berge, und lebte hier, in schwärmerische Betrachtungen versenkt, in einer Felsenhöle. Der Ort hieß Sublacus; er war dem Plinius bekannt, als köstliche Villa des Nero, wo dieser Kaiser durch Aufdämmung des Anio drei künstliche Seen hatte anlegen lassen, um in goldenem Netz Forellen zu fangen. Die letzteren sind noch heute so wolschmeckend wie zu Nero's Zeit, aber die Seen verschwanden im Mittelalter.

Als der junge Einsiedler an jenem Ort lebte, bestand die Stadt Subiaco noch nicht; nur auf den Ruinen der neronischen Villa hatte sich bereits ein Kloster St. Clemens angesiedelt, und es war einer der Mönche desselben, Romanus mit Namen, welcher dem Jüngling Speise in die Höle zu tragen pflegte. Benedict, von seiner frommen Schwester Scholastica ermuntert, trat endlich wie Mohamed aus der Grotte hervor: der Ruf seiner Heiligkeit war schon verbreitet, und indem sich an den begeisterten Anachoreten viele Römer anschlossen, entwarf er die Ordensregel und verteilte die Brüder in zwölf kleine Klöster. Sie standen alle in demselben Tal, in der rauhen Felsenwildniß. Blickt man in diesen Kreis ernster Berge, die bald nackt und steil in den blauen Aeter hinaufgreifen, bald mit grünen Büschen bedeckt sind, in denen die Nachtigall am Wildwasser ihr Lied erschallen läßt, so muß man den Natursinn des jungen Schwärmers loben. Keine der entzückenden Fernsichten, an denen die Campagna Roms so reich ist, lockt hier den Sinn in das sonnigwarme Leben, sondern der Horizont wird durch Felsenrings abgesperrt.

Nordwärts lagern sich, gigantischen Vorgebirgen ähnlich, zwei große Berge, zwischen denen der wilde Anio herabstürzt; seine von Felsblöcken behinderte Straße mit Gewalt sich bahnend, wälzt er seinen Silberstrom durch schattige Schluchten und wiegt durch sein unabläßiges und melancholisches Brausen die Seele des einsamen Wanderers in Schlummer. Hier nun an den Felsenwänden über dem Fluß saßen in zwölf Klöstern die Heiligen Roms, gleich den Bergraben, versammelt, und das Tal von Subiaco mochte einem jener öden Felsentäler Aegyptens gleichen, wo ehemals Athanasius und Antonius zahllose Schwärme der östlichen Mönche um sich her geschaart hatten.

Indeß der Neid eines Priesters aus dem nahen Vicovaro (Varia) vertrieb den Patriarchen von Subiaco. Pelagius versuchte eines Tags jene Klöster durch schöne Mädchen in die Luft zu sprengen, welche er gegen die Zellen der Mönche auszusenden die Bosheit hatte. — Benedict verließ den entweihten Ort, wo er viele Jahre gelehrt hatte, bekümmert und ungewiß, wohin er sich wenden solle, und von drei jungen Raben begleitet, die er erzogen hatte. Er ging nach Monte Casino, wo er im Jahre 529 das berühmte Kloster stiftete.

In Subiaco waren jedoch seine Anstalten aufrecht geblieben, und er selbst hatte dort Honoratus als seinen Nachfolger und Abt eingesetzt. Aber die Geschichte der zwölf Klöster wird seitdem dunkel; es scheint, daß der Vernichtungskrieg der Gothen ihr Gedeihen hinderte. Honoratus hatte das Hauptkloster erbaut und es den Heiligen Kosmas und Damianus geweiht: es ist eben das heutige, welches den Titel Santa Scholastica führt, das einzige

von den urſprünglichen zwölf Klöſtern, welches übrig blieb. Denn die Langobarden zerſtörten dieſe bereits im Jahr 601; die verjagten Benedictiner hatten Mühe, ſich nach Rom zu retten, wo ihnen der Papſt das Kloſter S. Erasmus auf dem Cöliſchen Berge einräumte.

Gregor der Große war der Stifter der weltlichen Macht der Abtei von Subiaco; man ſchreibt ihm nämlich eine Urkunde vom Jahre 599 zu, worin er ihr eine Menge von Gütern und Privilegien ſchenkte, und dies gefälſchte Pergament iſt die Baſis von vielen Rechten geworden, welche ſich die Benedictiner von Subiaco aneigneten. Das Original der Schenkungsurkunde iſt nur in einer ſogenannten beglaubigten Abſchrift vom Jahr 1654 erhalten. Es gibt übrigens noch andere Urkunden dieſer Art, Schenkungen Gregor's IV. und Nikolaus' I., und der Könige Hugo und Lothar aus dem Jahre 941, die kein Einſichtiger für echt halten wird. Auch hatten ſich die Fälſchungen im Kloſter ſo ſehr angehäuft, daß Leo IX. im Jahr 1051 mit eigener Hand viele Documente dort verbrannte.

Die Abtei Benedict's blieb 104 Jahre lang verlaſſen, bis ſie Johannes VII. im Jahr 705 neu bevölkerte. Aber die Sarazenen zerſtörten ſie um 840, worauf ſie unter dem Abt Peter I. gegen die Mitte deſſelben Jahrhunderts wieder aufgebaut wurde. Noch einmal, durch die Ungarn im Jahr 938, verwüſtet, wurde Subiaco endlich unter Benedict VII. im Jahr 981 von Grund aus hergeſtellt, und dieſer Papſt weihte am 4. December die Kloſterkirche unter dem Titel Sanct Benedict und Sancta Scholaſtica. Seither erfuhr die Abtei keine Beſchädigung mehr durch

Feindeshand, sondern durch wirkliche und unbestrittene Schenkungen bereichert, begann sie aufzublühen.

Die Chronisten erzählen übereinstimmend, daß die Feudalmacht der Abtei mit dem 11. Jahrhundert begann, in der Zeit, als überhaupt in allen Ländern die Feudalität sich entwickelte. Das Ansehen von Subiaco war so groß geworden, daß mächtige Barone der Campagna Castelle und Besitzungen St. Benedict schenkten; unter andern war es der Marsengraf Rainald, welcher den Mönchen Arsoli, Anticoli und Roviano verlieh, und mehrere Castelle erwarben sie zu ewigem Lehn. Um diese Zeit wurden demnach die Aebte wirkliche Barone. Aber es ist auffallend, daß sie Subiaco selbst, einen Ort, der sich seit ältern Zeiten im Schutz des Klosters gebildet und vergrößert haben mußte, nicht unterjochten. Im Klosterhof der Sta. Scholastica sieht man einen Stein, in die Wand neben der Eingangsthüre der Kirche eingemauert; er enthält eine Inschrift vom Jahr 1052, dem vierten Leo's IX., welche besagt, daß der ehrwürdige Abt Hubertus den Klosterturm zu Ehren Christi, seines Bekenners Benedict und dessen Schwester Scholastica erbaut habe; sie zählt alle Besitzungen des Klosters auf, voran die Grotte Benedict's, die damals noch bestehenden zwei Seen, den Fluß Anio sammt dem Mühlen- und Fischrecht und 24 Castelle im Aniogebiet; Subiaco aber befindet sich nicht unter ihnen. Erst nachdem der Abt Johannes V. im Jahr 1068 die Burg über dem Ort erbaut hatte, mochte, wie ein Geschichtschreiber der Abtei behauptet, Subiaco dem Kloster untertan werden. Diese Burg nebst abtlichem Palast erhebt sich noch heute, freilich in verwandelter Ge-

stalt, auf dem pyramidenförmigen Berge, um dessen Abhänge her die heutige Stadt aufgebaut ist.

Johann V., Cardinaldiaconus von Sta. Maria in Dominica zu Rom, ein kräftiger und kriegslustiger Abt, scheint der eigentliche Gründer der weltlichen Herrschaft Subiacos gewesen zu sein. Volle 59 Jahre regierte er wie ein Fürst; er führte glücklich Kriege mit den Baronen der Umgegend, und nachdem er sein Kloster mit Reichtümern erfüllt und über der Grotte Benedict's (dem Sacrum speco) zu seinem bleibenden Denkmal eine Kirche erbaut hatte, starb er im hohen Greisenalter, im Jahr 1121.

Seit dieser Zeit traten die Benedictineräbte als kriegerische Fürsten in der Campagna auf, angesehen und gefürchtet, wie die Orsini und die Colonna, mit denen sie wetteifern durften. Die Vasallen der Abtei, das Landvolk und die Bewohner der hörigen Castelle, seufzten unter einem feudalen Despotismus, der um so schrecklicher war, weil er von Menschen ausgeübt wurde, die, in ihren Leidenschaften durch keine bürgerliche Rücksicht gemildert, oft schonungsloser waren, als weltliche Barone. Sie selbst waren Knechte des Despotismus des Klosters und der wenigstens anfangs unumschränkten Gewalt des Abts, welchen sie wählten; aber sie hielten sich dafür durch die Herrschaft über die Vasallen schadlos, indem sie Zolleinnehmer, Castellane und Richter über Leben und Tod waren. Der Abt sandte in jedes Castell einen Mönch als Castellan, welcher dort die barbarische Justiz ausübte, und erst im Jahr 1232 bestimmte Gregor IX. zur Erleichterung der Vasallen, daß jene Burgvögte, so oft sie Gericht hielten,

einen Rechtsanwalt aus der Bürgerschaft zuziehen sollten. Man nannte ihn nach dem Gebrauch der Zeit buon' uomo, später aber Castellan. Denn endlich wurde den Mönchen die Gerichtsbarkeit entzogen, und während sie Verwalter und Zinseintreiber blieben, oder die Türme bewachten, übte der vom Abt bestellte Castellan unabhängig von jenem, doch in seinem Namen, die Justiz aus.

Die Untertanen der Abtei zerfielen in drei Klassen: Freie, welche nicht die Verpflichtung hatten, als Klostersoldaten zu dienen, weil sie keine Güter von den Mönchen zu Lehn trugen; Milites, welche in ihrer Eigenschaft als Lehnsträger des Klosters ihm mit den Waffen dienen mußten; und endlich die leibeigenen Bauern oder Servi. Alle diejenigen Vasallen, die als Milites in einem Castell wohnten, standen unter einem Connetabel. So gebot der Abt über ein kleines Heer dienstpflichtiger Untertanen; er besoldete später auch Banden, wie alle andern Barone, und wenn er ein kriegerischer Herr war, führte er seine Truppen zu Roß, mit Schild und Schwert, selbst in den Kampf. Die beständigen Fehden mit den angrenzenden Bischöfen von Tivoli, von Präneste und Anagni, oder die Streitigkeiten mit den umwohnenden Baronen gaben zu Waffenthaten oft Gelegenheit. Man gab den Aebten selbst in die Gruft das Schwert an die Seite.

Sie gehörten auch hie und da den angesehensten Adelsfamilien der Campagna an, wie unter andern der kampflustige Lando, Neffe Innocenz' III., aus dem berühmten Geschlecht der Conti von Segni. Er starb im Jahr 1211. Indeß schützte weder die eiserne Gewalt, welche diese Aebte ausübten, noch die geregelte Verfassung das Kloster vor

zufälligen Verwirrungen der heillosesten Art. Die Zustände des Papsttums in Rom wiederholten sich im kleinen auch in der Abtei von Subiaco. Die Mönche waren von wilder Parteiwut ergriffen, und der freche Ehrgeiz einzelner unter ihnen spottete aller Gesetze Benedict's. Nach dem Tode des Abts im Jahr 1276 überfiel der Mönch Pelagius mit bewaffneten Anhängern das Kloster, sich hier zum weltlichen Gebieter aufzuwerfen; er verjagte die Mönche, und nachdem er den Schatz geplündert hatte, zog er sich nach Cervara, einem wilden Felsennest oberhalb Subiaco, zurück, wo er sich vier Jahre lang mit den Waffen behauptete, während welcher Zeit die Abtei leer stand. Der Papst hatte jedoch einen neuen Abt gewählt und mit einem Heerhaufen ausgesandt: aber nur nach schwieriger Belagerung gelang es diesem, den Rebellen zu überwältigen.

Die Zustände verschlimmerten sich in der Zeit des avignonischen Exils, sodaß die Abtei viele Jahre hindurch unbesetzt blieb; wenn aber ein Papst aus Avignon einen Abt nach Subiaco schickte, brachte er Mönche wie Vasallen durch sein tyrannisches Regiment in Verzweiflung. Bartolomäus aus Monte Casino, im Jahr 1318 zum Abt in Avignon geweiht, führte das ausschweifendste Leben und hielt sich auf dem Burgpalast einen Harem von schönen Mädchen, während die Mönche seinem Beispiel folgten. Das Kloster drohte sich aufzulösen, und nur der Strenge des Franzosen Ademar mochte es seine Erhaltung zu verdanken haben. Dieser kleine Tyrann war Abt um das Jahr 1353. Man mag sich vorstellen, welcher Art der dortige Zustand war, wenn Ademar sich nicht scheute,

eines Tags ſieben auſſätzige Mönche an den Beinen aufzuhängen und durch langſames Feuer zu erſticken. Er war erklärter Ghibellin; er ſchlug einſt die Truppen des Biſchofs von Tivoli, des Anhängers des Papſts, am Anio vor dem Tore von Subiaco. Noch heute zeigen die Bürger dieſes Orts dem Fremden die aus einem Bogen gewölbte und mit einem kleinen Turm bewehrte Brücke, welche dort über den Anio führt: dieſelbe, die Ademar aus der Beute und durch die Gefangenen von Tivoli hatte erbauen laſſen.

Die Verwirrung ſtieg aufs äußerſte. Ein Abt nach dem andern wurde zur Abdankung gezwungen, und da keine Erlaſſe der römiſchen Curie noch wiederholte Reformen fruchteten, beſchloß Urban VI. dem Unweſen durch einen Gewaltſtreich ein Ende zu machen. Durch ſeine Bulle vom Jahr 1386 entzog er den Mönchen von Subiaco das alte Recht, den Abt zu wählen. Sie hatten ſeit dem Beſtehen des Kloſters der Reihe nach ſchon 57 Aebte gewählt, ſtolz auf die Privilegien ihres kleinen Wahlreichs, welches an ehrwürdigem Alter die Königreiche der Welt übertraf. Sie beugten ſich murrend dem Machtgebot des Papſts, und ſeither begann der Glanz dieſer Benedictinerabtei mehr und mehr zu ſchwinden.

Nun wählten die Päpſte die Aebte, und man nannte dieſe ſo eingeſetzten Kloſterfürſten Mannales, weil ſie aus den Händen des Papſts ihr Amt empfingen. Der erſte in dieſer Reihe war Tomaſco von Celano, ein warmer Anhänger der Partei Urban's, ein Mann von rühmlichen Eigenſchaften. Dieſe Ordnung der Dinge beſtand bis zum Jahr 1455, wo die Aebte, noch immer mit der vollen

Lehnsgewalt über ihr Gebiet ausgerüstet, auch dieses Recht verloren.

Man erzählt, daß die fortdauernde Tyrannei, welche sie gegen ihre Hörigen verübten, Veranlassung zu diesem Verlust wurde. Indem ihr Regiment wie ein Fluch auf den armen Untertanen lag, welche die Kerker anfüllten, und nicht selten in den unterirdischen Brunnen der Burg hinabgestürzt wurden, war die Erbitterung des Volks aufs höchste gestiegen. Ein Zufall gab zum Losbruch das Zeichen. Im November des Jahrs 1454 geschah es, daß 15 junge Leute zwei Mönche auf der Straße verhöhnten und endlich mit Hunden hetzten. Die Klosterbrüder klagten beim Abt: in der Nacht sandte dieser seine Häscher nach den Häusern, wo die Jünglinge, unter ihnen einige von angesehenen Familien, wohnten, und als die Sonne aufging, erblickte die Bevölkerung alle jene 15 Unglücklichen am Galgen hängen. Der Hügel, wo dies geschah, wird noch heute Colle delle forche genannt. Da erhob sich das Volk in Wut, es stürmte das Kloster, ermordete die Mönche oder stürzte sie aus den Fenstern in die Tiefe, und verwüstete die Abtei. In Folge dieses Vorganges erhob Calixtus III. am 16. Januar 1455 Subiaco zu einer Cardinalscommende; er verordnete, daß ein Cardinal die reiche Pfründe unter dem Titel eines Abts zu verwalten habe. Er verlieh sie dem gelehrten Spanier Juan Torquemada, Cardinal von Sta. Maria in Trastevere, und befahl ihm, die Verfassung der Abtei und aller ihr zugehörigen Castelle zu reformiren. Es wurde hierauf ein neues Statut entworfen, und festgestellt, daß der jedesmalige Abt zuerst vor dem Gemeindekörper

von Subiaco das gerechte Regiment zu beschwören habe, worauf ihm dann erst die Untertanen den Eid der Treue leisteten. Denselben ersten Cardinalabt Torquemada und dieses Kloster ziert der schöne Ruhm, das erste außerhalb Deutschland in Italien gedruckte Werk ans Licht gefördert zu haben. Es waren die Buchdrucker Konrad Schweinheym und Arnold Pannartz, welche, ehe sie die römische Druckerei im Palast Massimi einrichteten, in der Abtei Subiaco gastliche Aufnahme fanden. Sie vollendeten daselbst am 30. October 1465 den Druck der Institutionen des Lactantius, und hierauf im Jahr 1467 Augustin's Werk: „De civitate Dei". Diese besten Denkmäler der Mönchsherrschaft, zugleich ehrwürdige Monumente unsers deutschen Vaterlandes, bewahrt noch heute die Klosterbibliothek der Sta. Scholastica.

Torquemada starb zu Rom im Jahr 1467. Sein Nachfolger war gleichfalls ein Spanier, Roderich Borgia, nachmals Alexander VI.

Sein Andenken wird nicht durch gelehrte Druckwerke wie das seines Vorgängers gefeiert; aber im Palast der Burg lebt sein Name fort. Er baute dort im Jahre 1476 einen Flügel aus, und setzte darüber den noch bestehenden viereckigen Turm. Den Stier seines Wappens sieht man auf der Außenmauer, und die Inschrift sagt, daß der Cardinal Roderich die Burg von Subiaco befestigt habe, den Mönchen und der Abtei zum Schutz und den Grenzen der römischen Kirche zur Sicherheit. Sechszehn Jahre später wurde er auf den päpstlichen Tron erhoben. Er bezahlte die Stimme des Cardinals Johann Colonna im Conclave, indem er ihm die Abtei verlieh, deren Commende

er bisher genossen hatte. Aber die Freundschaft zwischen Alexander VI. und den Colonnesen dauerte nur kurze Zeit: die mächtigste Familie Roms begann die ausschweifenden Pläne der Borgia zu durchkreuzen, welche sich anschickten, mit List und Gewalt, auf Kosten der großen Barone, eine weltliche Herrschaft zusammenzuraffen. Johann mußte nach Sicilien entfliehen, und seine Commende ward ihm entrissen. Während der Dauer des Pontificats Alexander's wurde sie von Luigi de Aspris, einem Palermitaner, verwaltet.

Kaum war jedoch Alexander VI. todt, als dessen Nachfolger Julius II. jenen Colonna wieder in die Abtei einsetzte. Im Jahr 1508 hinterließ er sie seinem berühmten Neffen Pompeo. Dieser galante Cardinal verführte dort, wie erzählt wird, die schöne Marsilia, die Tochter des Attilio Corsi. Mit gezücktem Dolch drang eines Tags der Vater in die Zimmer des Prälaten, aber von den Dienern ergriffen, wurde er in das unterirdische Verließ hinabgestürzt. Pompeo hatte sich bereits mit Julius II. überworfen, weil dieser die Abtei Subiaco mit der von Farfa vereinigte. Dies dritte der alten Benedictinerklöster war im 6. Jahrhundert auf der sabinischen Campagna gegründet und dann von den Langobardenherzögen Spoletos, in deren Gebiet es lag, erweitert und ausgestattet worden. Die Verbindung beider Abteien gab seither zu fortdauerndem Streite Grund. Denn eine Partei unter den Mönchen begehrte die Vereinigung mit Monte Casino, welche auch im Jahre 1514 durchgesetzt wurde; die andere, deutsche Partei bestand auf der Verbindung mit Farfa. Farfa führte den Titel einer kaiserlichen Abtei und zählte

viele Deutsche unter den Klosterbrüdern. Sie erhoben daher wiederholte Beschwerde vor dem Kaiser; und mehrmals wurden die Benedictiner vom Monte Casino vertrieben, mehrmals durch die Päpste wieder eingesetzt.

Pompeo Colonna, von Julius II. excommunicirt, von Leo X. wieder eingesetzt, trat die Commende seinem Neffen Scipio ab. Die Colonna, in der lateinischen Campagna mächtig, wo sie aus Städten der Volsker und Herniker sich ein kleines Reich gebildet hatten, trachteten danach, auch Subiaco ihren Besitzungen dauernd einzuverleiben, und indem die Cardinäle dieses Hauses es bei den Päpsten durchsetzten, die Commende an ihre Neffen noch bei Lebzeiten abtreten zu dürfen, konnten sie Subiaco in der unglaublich langen Zeit von 116 Jahren beherrschen. Denn solange blieb die Abtei in den Händen jener Familie, trotz aller Zerwürfnisse und Kriege mit den Päpsten. Clemens VII. erlitt sogar eine empfindliche Niederlage. Seine Truppen zerstörten im Jahre 1527 die Rocca von Subiaco, aber sie wurden am 28. Juni des folgenden Jahrs unter der Führung Napoleon Orsini's geschlagen. Das Banner des Papsts wurde erobert; es hängt noch heute als Trophäe in der Klosterkirche der Sta. Scholastica, und an demselben Schlachttag feiert noch alljährlich Subiaco eine Procession zum Andenken an den Sieg über einen Papst. So hartnäckig sind hier im Land historische Erinnerungen.

Die Herrschaft der Colonna war ein Baronalregiment von gesetzloser Willkür, wie es Manzoni in seinem Roman auf lombardisch-spanischem Gebiet geschildert hat. Diese

Cardinäle auf der Klosterburg sahen in dem Purpur, den sie trugen, nichts als das Fürstengewand; ihre besoldeten Banditen, schon damals mit dem Namen Bravi bezeichnet, führten ihre Winke getreulich aus, und weder Eigentum noch Ehre der Familien waren vor den Söldlingen sicher, die im Hof der Felsenburg lagerten. Während noch die Händel wegen Farfa und Monte Casino lebhaft waren, geschah es sogar, daß in einer Nacht Scacciadiavolo, der gefürchtete Bravo Pompeo's, mit 44 Bewaffneten das Kloster Sta. Scholastica überfiel, es plünderte und alle Mönche herauswarf. Man sagte sich, daß der Cardinal seine Hand mit im Spiel gehabt habe; und wirklich wurde er vom Papst entsetzt, um bald wieder hergestellt zu werden. Die Geschichte jener Zeiten ist reich an Gewaltthaten dieser Art, und es gibt in Subiaco Orte genug, welche dunkeln Erinnerungen geweiht sind. Man zeigt noch den Platz unter der Burg, wo mancher Bürger lebendig in die Erde eingegraben wurde. Unter andern Scenen erlebte Subiaco auch jenen schrecklichen Muttermord, welcher die Begnadigung der Familie Cenci verhinderte. Ein Sohn des Hauses Santa Croce aus Rom hatte im Jahre 1599 seine eigene Mutter in Subiaco erwürgt, und auf die Nachricht von dieser Schandthat unterzeichnete der Papst das Todesurteil der Beatrice Cenci, ihrer Stiefmutter, und ihres Bruders.

Unterdeß wanderte die Abtei aus der Hand des einen Colonna in die des andern; die angesehensten Namen dieser Familie sind mit der Geschichte des Klosters verbunden; so Marcantonio Colonna, so Camillo, endlich Ascanio, der letzte Cardinalabt dieses Hauses. Ascanio lebte auf

der Burg mit seiner Geliebten Artemisia so rücksichtslos, daß er dieses schöne Weib zu seiner Stellvertreterin in Angelegenheiten der Abtei machte, so oft er nicht anwesend war. Das allgemeine Aergerniß bewirkte, daß den Colonna die Commende entzogen wurde. Denn nach Ascanio's Tode im Jahr 1608 verlieh sie der Papst seinem eigenen Neffen Scipio Caffarelli Borghese, welcher sie bis 1633 behauptete.

Die Colonnesen haben in Subiaco kein gutes Andenken hinterlassen. Der Ort selbst verdankt ihnen wenig, und man zeigt nur die mit ihren Wappen geschmückten Gemächer, welche sie im Burgpalast ausbauten und mit Malereien verzierten.

Wie im frühern Mittelalter bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts Colonna und Orsini Herren der römischen Campagna gewesen waren, traten seit dem 17. Jahrhundert die jüngern Nepotenfamilien Borghesi und Barberini an ihre Stelle. Sie erwarben die schönsten Güter von Latium und behaupten sie noch heute. Die Städte dieses Landes weisen noch ihre massiven und weiträumigen Landpaläste auf, an deren Wänden die Porträts aus jener Zeit hängen. Man findet sie oft, und selbst in der kleinen Bergstadt des Hernikerlandes, wo ich diese Blätter schreibe, sitze ich unter Familienporträts alter Cardinäle und stattlicher Damen des 17. Jahrhunderts, und unmittelbar vor dem wohlbehäbigen Antlitz Scipio Borghese's. Es erschien das Zeitalter des galanten und sämtlich breiten Absolutismus in der gepuderten Perücke und in seidenen Strümpfen, dessen Charakter weichlich und intrigant, und abstoßend profaisch war. Die in Erz gepanzerten Barone des

Mittelalters verwandelten sich in gemächliche Prinzen, welche auf den Polstern liegend, die Früchte genossen, die der zitternde Frohnvasall ihnen auf den Felsenpalast trug. Wenn die Cardinäle von Subiaco ihren Einzug hielten, um von der Pfründe Besitz zu nehmen, kamen sie an der Spitze eines kleinen Heers von Söldlingen und gefolgt von dem Troß übermüthiger Diener, und sie empfingen am Tor aus den Händen des Magistrats herablassend die Schlüssel der Stadt.

Aus Subiaco wurden die Borghese indeß von den Barberini verdrängt. Urban VIII., Stifter dieses reichen Nepotenhauses, verlieh die Commende seinem Neffen Antonio im Jahr 1633, und seither wußten die Barberini das Beispiel der Colonna mit Glück nachzuahmen; denn 105 Jahre lang blieb die Abtei im Besitz ihrer Familie. Antonio erweiterte sogar die Gewalt des Cardinalabts: er fügte der Baronalgerichtsbarkeit auch die bischöfliche hinzu, welche bisher die angrenzenden Bischöfe von Tivoli, Anagni und Palestrina in den betreffenden Castellen ausgeübt hatten; so war der Commendatar von Subiaco Baron und Bischof zugleich, ein Schrecken des armen Landvolks. Die Gesetze waren so schonungslos, daß selbst der Fang einer Wachtel oder eines Fasans mit 10 Jahren Galeere bestraft wurde. Die Regierung der Barberini hinterließ jedoch einiges Gute. Subiaco, durch seine Lage an einem wasserreichen Bergstrom von Natur auf den Betrieb von Fabriken angewiesen, verdankt dem ersten Barberini solche in Papier-, Baumwolle und Farbestoffen, die einige hundert Menschen beschäftigen und ernähren, aber nicht zu größerer Cultur sich aufschwingen

können, weil alle Industrie ein Regal der Cardinalscommende geblieben ist.

Während nun die Abtei fortfuhr, eine solche Commende zu sein, hatten die Mönche es nicht vergessen, daß sie einst hier Feudalherren gewesen waren. Sie nahmen den Augenblick des Todes von Francesco Barberini im Jahre 1738 wahr, um ihre Rechte wieder zu erobern. Sie ernannten aus eigener Macht ihren damaligen Abt zum Vicar. Bernardo ließ sich in die Kirche der Stadt führen, nahm dort vom Gonfaloniere der Bürgerschaft den Eid der Untertanentreue ab, beschwor die Statuten der Gemeinde und wurde dann nach vollzogener Ceremonie der Besitznahme in Procession auf einem Sessel durch Subiaco getragen — eine Nachahmung der Besitznahme und des Umzugs eines neugewählten Papsts. Gleich als wäre er einer der Aebte des 13. Jahrhunderts, erließ er Edicte, setzte Beamte in die Castelle ein, begnadigte, rief Exilirte zurück und führte die Sprache eines Fürsten. Das Edict seines Regierungsantritts beginnt mit diesen pomphaften Titeln: „Wir Don Bernardo Eretoni vom Orden St. Benedict's, Mönch und Profoß des heiligen und kaiserlichen Klosters der Sta. Maria von Farfa und gegenwärtig von Gottes Gnaden Regularabt des heiligen Klosters der Sta. Scholastica, und durch die Gnade des heiligen apostolischen Stuls sowol im Geistlichen wie im Weltlichen Vicegerens für denselben heiligen Stul." Doch der dreiste Abt fand den hartnäckigsten Widerstand an dem Volk, welches die Rückkehr unter die Despotie der Kutte verabscheute, und ein gleiches Hinderniß an der Eifersucht der städtischen Weltgeistlichkeit. Man wandte sich an den

Papſt; er gab die Commendatur dem Cardinal Spinoza, deſſen Bevollmächtigter endlich Beſitz von Subiaco nahm.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Haß gegen alle feudale Inſtitutionen überall hoch geſtiegen; das geſammte Mönchtum, ſoweit es mit der bürgerlichen Verfaſſung der Staaten in Widerſpruch gekommen war, ſollte ſeine Wirkung empfinden. In Subiaco hatte man eine Verſchwörung gegen die Benedictiner organiſirt; man ſang Spottlieder auf die Mönche, und Vorleſer in den Straßen reizten das Volk durch eine Geſchichte des Kloſters auf, welche in grellen Zügen die Leiden der Bürger unter der Despotie der Aebte ſchilderte. Die Mönche hatten einen Aufſtand am 13. Mai 1752 nicht erdrücken können, und riefen deshalb römiſche Truppen zu Hülfe. Eine Compagnie Corſen rückte in Subiaco ein, mit ihnen kam ein päpſtlicher Unterſuchungscommiſſar. Als hierauf die Commiſſion erkannte, worin die Wurzel des Uebels liege, entſchloß ſich Benedict XIV., die Feudalrechte der Benedictiner aufzuheben. Ein Papſt, welcher Benedict's Namen trug, hatte den Mut, ihn zu verleugnen, und indem er eins der älteſten geiſtlichen Fürſtentümer der Welt vernichtete, ging er ihr auf jenem Weg der Reform voran, auf dem ihm dann ſein unglücklicher Nachfolger folgte. Er hob am 7. November 1753 die weltliche Jurisdiction des Cardinalabts von Subiaco für immer auf, und ließ ihm nur gewiſſe Titel oder Einkünfte feudaler Natur, die größtenteils noch heute beſtehen und noch drückend genug ſind. Das weltliche Fürſtentum wurde zum Staat geſchlagen und durch einen Gouverneur und Richter verwaltet, welche die Sacra Con-

sulta ernannte. Die Cardinalcommende blieb eine blos geistliche Pfründe; ihr erster Eigentümer in dieser veränderten Stellung war Giovanni-Battista Banchieri.

Dies war das Ende der mittelalterlichen Abtei Subiaco, und seither verliert ihre Geschichte den Reiz. Doch tritt unter ihren Cardinalcommendatoren einer glänzend hervor, der im Sinn der neuen Zeit für die Cultur jenes Ländchens wolthätig gewirkt hat. Es war Pius VI. Braschi. Im Jahr 1773 zum Cardinalabt bestellt, blieb er es auch als Papst, und erfüllte Subiaco mit Wolthaten. Außer manchen Bauten, wie der Hauptkirche der Stadt, eines großen Seminars, der Erneuerung des Palasts und anderer Werke, ist sein bester Titel auf die Dankbarkeit jener Gegend die treffliche Fahrstraße längs des Anio nach Tivoli. Er verband durch sie die Abtei mit der Hauptstadt. Die Sublacenser errichteten ihm deshalb einen Triumphbogen nach dem Modell des Bogens des Titus; er ist eine Zierde des Orts, den derselbe Papst zur Stadt erhoben hatte. Pius VI. zog durch diese Ehrenpforte im Mai 1789 in Subiaco ein.

Aber bald darauf warf die französisch-römische Republik das Bestehende nieder; zweimal hob sie sogar das Kloster auf, bis es Pius VII. im Jahr 1814 wiederherstellte. Die Verhältnisse der Abtei sind seitdem geblieben, wie sie seit 1753 geordnet waren; der Cardinalabt ist im Besitz einer der trefflichsten Pfründen der Kirche; die Mönche, nicht mehr Gebieter über Castelle und Vasallen, sind doch Herren von vielen Gütern und Colonen; ihre an Wein und Oel reichen Besitzungen erstrecken sich bis zum Fuß der Volskerberge. Der Reinertrag des jähr-

lichen Zinses, welcher dem Kloster noch heute zufällt, wird auf 8 — 10,000 Scudi geschätzt. Die Abtei selbst umfaßt gegenwärtig 21,000 und mehr Einwohner, welche 16 Orte und Castelle bewohnen: Subiaco, Trevi, Jenna, Cervara, Camerata, Marano, Agosta, Rocca di Canterano, Canterano, Rocca di Mezzo, Cerreto, Rocca di Santo Stefano, Civitella, Rojate, Afile und Ponza. Unter ihnen sind Trevi und Afile alte römische Colonien.

Man überblickt dieses Land, das obere Berggebiet des Anio, am besten von einer der Höhen des Bergs Serrone, welcher das Aniotal von dem breitern lateinischen Tal des Sacco scheidet. Die Orte der Abtei stehen, mit Ausnahme des am tiefsten gelegenen Subiaco, auf den scharfen Felsenkanten der Gebirge, grau wie das um sie her aufragende Kalkgestein. Ihre bizarre Bauart, ihre Einsamkeit in der romantischen Wildniß, Tracht, Sprache und Sitten der Bewohner machen sie sehr merkwürdig. Aber die Armut dieser Bergbewohner ist erschreckend; ihre Nahrung, oft nur auf das schlechteste Maisbrot beschränkt, ist unsicherer als die der Thiere des Feldes, für welche die Natur reichlicher gesorgt hat. Ich sah nie in Italien ein größeres Elend als in einigen jener Orte. Man muß in die wüsten Steinhütten dieser Bergcolonen dringen, oder sie sehen, wenn sie unter dem melancholischen Gesang ihrer Ritornelle die Erde graben, oder über die Felsen, angestrengter als das Maulthier, ihre Lasten tragen, um sie zu beklagen. In ihren Lumpen und auf den fieberblassen Gesichtern liest man die Geschichte des Feudalismus der Mönche und der Barone deutlicher, als sie der Geschichtschreiber aus Chroniken dürftig zusammenstellen kann.

Erquicklicher als die politische Geschichte des Klosters wird dem Leser eine Schilderung von dessen Merkwürdigkeiten sein, welche den Blick von dem Elend des Volks entfernen und in andere Richtungen hinüberziehen. Denn während der Vasall frohndete und Hunger litt, saß der wolgenährte Mönch in seinem Kloster und schmückte dies mit kunstvollen Gebilden, Denkmälern alter Zeiten, wofür wir ihm manches zu gut halten müssen.

Es gibt zwei Klöster in Subiaco, welche beide unter demselben Abt stehen und eine einzige Körperschaft ausmachen. Das erste führt den Titel der Sta. Scolastica, das zweite ist vorzugsweise Benedict geweiht, und heißt auch „die heilige Grotte" (sacrum specu). Beide liegen außerhalb der Stadt hoch über dem rechten Ufer des Anio, in der Wildniß der Berge. Das Kloster Sta. Scolastica, das man zuerst ersteigt, ist das älteste, eine bizarre und malerische Masse von Gebäuden. Ein viereckiger Turm, vom Abt Humbert im Jahr 1053 errichtet, erhebt sich über denselben. Das Gemisch von römischer und gothischer Stilart in Fenstern und Nischen läßt verschiedene Epochen des Baues erkennen; aber im ganzen gibt es nur noch einige Reste der ältern Zeit, namentlich in den Höfen. Denn das Kloster wurde mehrfach erneuert, und seine heutige Kirche ist ein Bau des vorigen Jahrhunderts. Aus ihm schreibt sich auch die Façade des Convents her, und der zweite oder innere Hof von römischen Bogen und Pfeilern gehört dem 17. Jahrhundert an. Einige moderne Malereien auf Wänden oder Pfeilern im schlechten Zustand und von mittelmäßiger Kunst erinnern an die Geschichte der Abtei; es sind die lebensgroßen Figuren von

Päpsten und Fürsten, die einst das Kloster besucht haben; unter letztern der Kaiser Otto III. und die Kaiserin Agnes. Inschriften enthalten das Register aller Orte, die einst die Abtei besaß.

Von hier tritt man in einen kleinen Zwischenhof, unmittelbar vor dem Eingang in die Kirche. Er ist durch einige Reste gothischer Architektur merkwürdig, namentlich durch einen großen gereiften Bogen aus Stein, welcher mit vielen kleinen Figuren und Schnörkeln verziert ist. Hier fand ich auch das älteste Denkmal, was überhaupt die Sta. Scholastica besitzen mag: ein rohes Marmorrelief aus dem Jahr 981, der Periode der deutschen Ottonen und der tiefsten Barbarei Roms. Es ist ein Viereck von einigen Fuß Breite und Höhe, und enthält folgende im Mittelalter in ähnlicher Weise hie und da angewandte Vorstellung. Auf einem Pflanzenschaft erhebt sich eine Vase; zwei langohrige Thiere sind mit allen vier Füßen von jeder Seite an den Schaft aufgestiegen, aus dem Gefäß zu trinken. Ihr Aussehen ist so rätselhaft, daß ich mir nicht zu entscheiden getraue, ob sie Wolf und Hirsch, oder Fuchs und Hund, oder andere Thiere vorstellen. Auf dem Rücken eines derselben sitzt ein pickender Vogel. Das Ganze umgeben rohe Steinverzierungen. Der Leib eines der Thiere enthält eine Inschrift, welche sagt, daß Benedict VII. die um seine Zeit erbaute Klosterkirche am 4. December 981 geweiht habe:

EDIFICATIO UIUS ECLE SCE SCOLASTICE TEMPORE DOMNI BENEDICTI VII. PP. AB IPSO PPA DEDICATA Q. D. S. AÑ AB INCARNATIONE DÑI CCCCCCCCLXXXI M. DECB. D. IIII. INDICTIONE VIII.

Ueber dem Relief befindet sich eine zweite verstümmelte Inschrift, von der ich den Anfang nicht habe entziffern können. Ihm gegenüber liest man, neben der Kirchenthüre, jene Inschrift aus der Zeit des Papsts Leo IX., von der ich schon gesprochen habe.

Die Kirche selbst (ihr ursprünglicher Bau war von Benedict VII. geweiht worden) hat nichts Altertümliches mehr. Aber zu ihrer rechten Seite tritt man in den eigentlichen Klosterhof, einen viereckigen Raum um einen Brunnen, von jenen kleinen Säulenstellungen und Rundbogen, wie sie mehrere Klöster Roms aufweisen: ein Werk aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, das Denkmal des mächtigen Abts Laudo und der berühmten römischen Künstlerfamilie der Cosmaten. Die Hexameter über dem Haupteingang sagen:

Cosmus et Filii Lucas et Jacobus alter
Romani Cives in Marmoris arte periti
Hoc opus explerunt Abbatis Tempore Landi.

Diese würdigen Meister waren jedoch glücklicher in ihren Grabmonumenten und Tabernakeln als in dieser Architektur, die keineswegs die reizenden Verhältnisse des Klosterhofs der Benedictiner von S. Paul bei Rom hat. Die Säulen (je eine gewundene Doppelsäule zwischen zwei einfachen) sind kunstlos und roh, ihre Capitäler schlecht und balkenartig, und weder Mosive noch Steingebilde verzieren irgend Bogen und Gesims. Die Kunst scheint sich hier der Campagna anbequemt zu haben.

Und dies sind überhaupt die einzigen oder bedeutendsten Altertümer des Klosters, ein dürftiger Ueberrest so

langer und reicher Vergangenheit, aber durch die häufigen Verwüstungen erklärlich. Die Klostergebäude, im Innern geräumig, mit vielen Corridoren, Zellen, Gemächern und Sälen des verschiedenartigsten Gebrauchs, sind zum Teil neu. Ich betrat mit Verlangen nur das Archiv und die Bibliothek der Benedictiner. Die wolregistrirten Schränke, die jenes anfüllen, bergen reiche Schätze aus dem Mittelalter von Latium. Einige stehen der Benutzung frei, andere sind unzugänglich, und selbst Muratori's Zauberrute vermochte diese Fundgrube nicht zu öffnen. Von hohem Wert ist das Regestum insigne veterum monumentorum Monasterii Scholastici, in Pergament, eine Sammlung von Documenten vom 9. Jahrhundert abwärts. Aeltere Urkunden fehlen. Keine der Chroniken von Subiaco ist dem Druck übergeben, mit Ausnahme jener anonymen, welche nur bis 1390 reicht und von Muratori edirt ist. Man verwehrte ihm den Druck der ausführlicheren Chronik, die ein Deutscher von Trier im Jahr 1629 zusammenschrieb: Chronicon Sublacense P. D. Cherubini Mirtii Trevirensis anno Dni 1629. Die Mönche verstatten die Einsicht in dies Werk. Es ist umfassender als die ältere, ebenfalls ungedruckte Chronik des Wilhelm Capisacchi von Narni aus dem Jahr 1573, aber keineswegs eine ausgezeichnete Arbeit, vielmehr nur Compilation, ohne Urkunden-Apparat. Die Geschichte der Abtei liegt daher noch in jenem Archiv begraben; sie schrieb freilich neuerdings der Kanonikus Jamucelli, aber auch dies Werk ist unwissenschaftlicher Art. Mir kam indeß im Orte selbst ein Manuscript vom Jahr 1833 in die Hände, welches eine ziemlich genaue Geschichte der

Abtei enthält. Der Verfasser ist Livius Mariani, ein Bürger von Subiaco, der vor kurzem in Griechenland starb. Er schöpfte aus jenen Chronisten und benutzte einige Documente, und auch dies im liberalen Geist geschriebene Werk von 492 Seiten ist nur in einem einzigen Manuscript vorhanden. Ich verdanke ihm die meisten Nachrichten, die ich oben gegeben habe.

Die Bibliothek ist klein, aber durch jene ältesten deutschen Drucke merkwürdig, von denen ich schon berichtete. Ich nahm die ehrwürdigen, sehr gut und klar gedruckten Folianten mit Freude aus den Händen eines Landsmanns, eines jungen deutschen Benedictiners. Am Schluß des Lactantius steht: Lactantii Firmiani de divinis institutionibus adversus gentes libri septem, nec non ejusdem ad Donatum de ira Dei liber unus, una cum libro de opificio hoïs ad Demetrianum finiunt. Sub anno Dni MCCCCLXV pontificatus sauli papae. Anno ejus secundo. Indictione XIII. die vero antipenultima mensis Octobris. In venerabili monasterio Sublacensi. Deo gratias — ein schlichter Freudenausruf der trefflichen Buchdrucker, welche aus Bescheidenheit nicht einmal ihre Namen nannten. Er erinnerte mich an den guten alten Spruch, womit Griechen wie Lateiner des Mittelalters die Mühe ihrer Arbeit am Schluß der Manuscripte zu krönen pflegen:

> ὥσπερ ξένοι χαίρουσι πάτριδα βλέπειν,
> οὕτως καὶ οἱ γράφουσι τέλος βιβλίου.

S. Scholastica zählt noch heute gegen 70 Brüder, darunter mehrere Deutsche. Der gegenwärtige Abt Don

Petro Casaretto hat die Ordenszucht strenge reformirt, und man sagte mir, daß die Mönche auf magere Kost gesetzt seien. Indeß habe ich auch in die ansehnliche und hochgewölbte Küche hineingesehen, und ein lieblicher homerischer Fettgeruch, der daselbst verbreitet war, schien mir nicht gerade nach der pythagoräischen Regel Benedict's zu duften, welche die animalische Speise verboten hatte.

Wir steigen jetzt zu dem eigentlichem Heiligtum der Benedictiner empor, jenem kleinern und zweiten Kloster, welches um die Mitte des elften Jahrhunderts über der Grotte Benedict's erbaut wurde und deshalb il sacro speco genannt wird. Die Mönche von Monte Casino haben im Jahr 1688 die Straße angelegt, die über die Felsen zur Grotte hinaufführt, ein steiler Weg, aber reich an entzückenden Aussichten. Indem man über dem in der Tiefe rauschenden Anio emporklettert, blickt man dort auf das schöne Tal von Subiaco hinunter, hier aber in die große Schlucht des Anio; in der Ferne, wo sich dieselbe zu schließen scheint, sieht man das Felsenstädtchen Jenne, den Geburtsort Alexander's IV. und des Abts Lando aus der Familie der Grafen von Segni. Unmittelbar vor der heiligen Grotte tritt man in einen schwarzen, schattigen Eichenhain, der vielleicht schon den Einsiedler Benedict umfangen hatte, und welcher nun wie ein Götterhain der Alten die Nähe eines Mysteriums verkündigt.

Die kleinen Gebäude und Kirchen, nach und nach über der Grotte errichtet, sind an der schwindelsteilen Felsenwand angeklebt, ein originelles Gemisch verschiedener Stile, und schon von außen hie und da mit Gemälden geziert. Man geht über eine gemauerte Brücke, die im Mittel-

alter als Zugbrücke benutzt werden mochte, und tritt hierauf in eine lange Galerie, welche in das Innere führt. Sie ist mit Bildern der Evangelisten aus jüngerer Zeit geschmückt. Auf einer Wand liest man diese guten Distichen:

Lumina si quaeris Benedicte quid eligis antra?
Quaesiti servant luminis antra nihil.
Sed petge in tenebris radiorum quaerere lucem,
Nonnisi ab obscura sidera nocte micant.

Darunter: D. O. M. ordinis S. Benedicti Occidentalium Monachorum Patriarchae cunabula.

In Wahrheit, ich glaubte in das geheimnißvolle Wesen jener merkwürdigen Zeiten tief versenkt zu sein, als ich aus der Galerie in die erste Kirche trat und mich plötzlich in einem kleinen Dom mit reizender gothischer Säulenarchitektur befand, und von Wänden und Decke das Gewirr bunter, hie und da schon geschwärzter Fresken herabschimmerte. Unsichtbare Mönche im Chor sangen eben die Vesper; ihre kraftvollen Baßstimmen schallten feierlich und gemessen durch das Dämmerdunkel der Kirche, und die Pausen ihrer Litaneien wurden durch das heisere Gekrächz von Raben ausgefüllt. Denn drei junge Raben ernährt man hier im Klosterhof zum Andenken an S. Benedict; es scheint, daß die Zahl dieser lebendigen Symbole des Ordens nicht überschritten wird.

Eine Beschreibung des Klosters, welches durch seine Gemälde berühmt ist, zu geben, ist schwer. Der kleinen Tempel und Kapellen sind viele und von labyrintischer Anlage, weil diese sich dem Bau der Felsenhöhlen anbequemt. Sie sind teils in und aus den Grotten selber

erbaut, deren nacktes Gestein bisweilen sichtbar wird, teils hat man sie an die Felsenwand angelehnt. Man steigt von einer Kirche in die andere auf Stufen hinab und glaubt sich in den wunderlichsten Bergkatakomben zu befinden, welche, mit Farben überladen, von Altarkerzen funkeln. Man sieht keine Decke oder Wandfläche in diesen Krypten, die nicht mit Fresken verziert wäre. Sie stellen das Leben Benedict's dar, beziehen sich auf die Geschichte des Klosters und enthalten Scenen anderer Heiligen oder allegorische Darstellungen.

Die Geschichte des Mönchtums hat im Leben Benedict's ihr Heldenepos aufgestellt, und dies liegt den romanischen Ritterſagen parallel. Nicht schrecklich wie die Legenden der Märtyrer des mit dem Heidentum kämpfenden Christentums, sondern von einer milden Phantasie durchdrungen, durch Zeit und classische Lokale bedeutend und anziehend, entfaltet es einen Reichtum von angenehmen Bildern. Ich finde sogar, daß die Wunder Benedict's mehr Poesie haben, als die meisten andern Thaten der Heiligen. Die Liebe zwischen Bruder und Schwester mildert den Egoismus eines weltabgeschiedenen Einsiedlerlebens; sie stellt sich schön in Benedict und Scholastica dar, und ihre Abenteuer, Einsamkeit, Wanderung über die Berge, Zerstörung alter Heidentempel, der Bau von Klöstern bieten einen reichen Wechsel dar. An den Meister schließen sich edle Jünger, vor allen Placidus, der Apostel Siciliens, und Maurus, der Apostel Frankreichs; sie leiten die Phantasie aus der engen Anachoretenwildniß in eine bedeutende geschichtliche Ferne. Das Leben Benedict's eignete sich daher wol zu malerischer Behandlung; und

ſo hat dieſe große Romanze des Mönchtums (ſie wirkte wol auf die Poeſien vom Graal und vom Titurel ein) in Subiaco ihre claſſiſche Darſtellung gefunden.

Ganz Latium hat nichts aufzuweiſen, was jenen Gemälden gleichkäme, außer, in gewiſſem Betracht, die Malereien in der Krypte des Doms zu Anagni. Für die Geſchichte der Kunſt iſt ihr Studium von Nutzen, weil dieſe Fresken verſchiedenen Stilen angehören, dem ſtrengen Byzantinismus, der Zeit Cimabue's und Giotto's, und dem 15. wie dem 16. Jahrhundert. Ich werde nur Einzelnes herausheben.

Die erſte kleine Kirche im gothiſchen Stil, nach einer dortigen Inſchrift vom Abt Johann V. um 1116 ausgebaut, wurde von Johann VI. um das Jahr 1220 mit Fresken geſchmückt. Sie bedecken im eigentlichen Sinn des Worts die Wände. Obwol ſie hart und in der Zeichnung ungeſchickt ſind, zeigen ſie doch ein auffallend friſches Leben naiver epiſcher Volkskraft des Chronikenſtils in der Malerei, wenn man dieſen Ausdruck geſtatten will. Zur Rechten und Linken ſtellen ſie in ungeteilter Zuſammenſtellung viele Scenen aus dem Leben Chriſti dar, darunter ſeinen Einzug in Jeruſalem, ein Gemälde von figurenreicher Compoſition, ferner ſeine Leiden und die Begebenheiten nach ſeinem Tod. Sie ſind zum Teil gänzlich geſchwärzt, doch glücklicherweiſe durch Reſtauration viel weniger verdorben als die Gemälde, welche ſich auf Benedict beziehen. Unter dieſen ſtellt ihn eins vor, wie er ſich in Dornen wälzt, die lockende Erſcheinung eines ſchönen Weibes zu verſcheuchen, und in einem andern ſieht

man ihn in der Grotte die Regel ſchreiben, und lieſt dabei dies alte leoniniſche Tetraſtichon:

Hic mons est pinguis, multis claruit signis,
A Domino missus sanctus fuit Benedictus.
Mansit in cripta, fuit hic nova Regula scripta.
Quisquis amas Christum talem sortire Magistrum.

Eine kleine Tribüne, die durch das nackte Gewölbe des Felſens gebildet wird, ſchließt dieſe Vorkirche; vor ihr ſtehen, am Ende des Kirchenſchiffes, drei Spitzbogen auf den zierlichſten Säulen, gleichſam den Triumphbogen bildend, deſſen Lunette die Porträts der Aeltern Benedict's, des Probus und der Abundantia, zieren. Dahinter ein kleiner Altar ſammt Tabernakel, die einzige alexandriniſche Arbeit, die ich im Kloſter fand, wo das Muſiv, im Widerſpruch zu jener Zeit, von der Frescomalerei völlig verdrängt worden iſt.

Eine Reihe von ſehr kleinen Kapellen führt ſodann in das tiefer gelegene Innere; ſie bilden einen kurzen und ſchmalen Gang, gleichſam das Querſchiff der Kirche. Auch hier ſind alle Wände mit Gemälden bedeckt; aber leider hat man ſie vor kurzem ſo ſchonungslos reſtaurirt, daß ſie ganz grell und bunt heraustreten. Es ſind Einzelbilder oder kleinere Compoſitionen. Man ſieht Benedict mit ſeiner Schweſter ſpeiſen, den Tod dieſer Heiligen, den Tod des Placidus und des Maurus. Auch findet man dort einen antiken Kindersarkophag, welchen anmutige Reliefs von Vögeln umgeben, über einer kleinen Säule als Waſſerbecken aufgeſtellt.

Eine Treppe führt in die beſonders merkwürdige

Unter- oder Mittelkirche. Auch hier sind alle Wände mit Gemälden bedeckt, und einige Inschriften haben uns sowol Epoche als Namen der Maler aufbewahrt. Man liest in gothischen Charakteren: Magister Conxolus pinxit hoc opus; anderswo: Stamatico Greco Pictor perfecit A. D. MCCCCLXXXIX. Conxolus malte am Anfang des 13. Jahrhunderts, also noch vor Cimabue, und ehe sich die italienische Malerei von dem typischen Charakter des byzantinischen Stils lossagte. Vielleicht war er derselbe Maler, welcher die Vorhalle von S. Lorenzo vor Rom unter Honorius III. mit Wandgemälden schmückte; denn beide Arbeiten, sowol in Subiaco als in Rom, gehören derselben Zeit und Art an. Die Gemälde von Conxolus, und es rühren wol die meisten Fresken in jenem Kloster von ihm her, haben noch die griechische Manier, aber keineswegs in ihrer ganzen Strenge und steifen Magerkeit. Man findet unter ihnen ganz vortreffliche Gestalten von edlen Formen und einer Einfachheit der Gewänder, die ans Antike streift. Jedenfalls ist dieser alte Meister, dessen Name (von κομψός?) einen Griechen zu verraten scheint, von Bedeutung, und vielleicht malte er, wie die Cosmaten, seine Namensverwandten (κοσμᾶτης) und Zeitgenossen meißelten, in Rom, in Subiaco und in der Krypta des Doms von Anagni.

Es gibt in jener Unterkirche Gemälde der verschiedensten Vorstellung; die meisten aber beziehen sich auf die Geschichte des Klosters. Unter der Treppe sieht man Innocenz III. dem Abt Johann VI. ein Diplom überreichen; und Gregor I., welcher dem Abt Honoratus die Schenkungsurkunde einhändigt. Auf das Leben Benedict's

beziehen sich mehrere: eins, welches ihn mit seiner Amme darstellt, ist durch die anmutige Gestalt des Weibes und die sehr gute Gewandung besonders ausgezeichnet. Ein anderes stellt seinen Tod höchst originell vor: der Heilige liegt in schwarzer Kutte auf dem Lager: aus seinem Munde führt ein Lichtstral auf die kleine und nackte Puppengestalt seiner Seele, welche ein geflügelter Engel bereits in den Händen hält. Der Engel ist von gutem Ausdruck, mit streng griechischem Profil und den mandelförmig geschlitzten Augen. Die sanfte Neigung der Häupter, schon lange vor Giotto ein charakteristischer Ausdruck des Graziösen, erinnert lebhaft an die besten Katakombengemälde. Dies merkwürdige Bild von brauner Mittelfarbe ist glücklicherweise nicht retouchirt worden. Ihm ähnlich an kindlicher Naivetät sind noch mehrere andere Gemälde, die ich übergehen muß. Nicht alle sind von demselben Meister, und es finden sich auch einige, die ohne Zweifel schon dem 11. Jahrhundert angehören, da sie den schlechtesten Byzantinismus der Formen festhalten; so die kolossalen Deckengemälde, Apostel und Heilige vorstellend, welche zu den Fresken auf den Wänden in grellem Widerspruch stehen. Sie sind obenein auf das ungeschickteste angefrischt worden.

In derselben Mittelkirche befindet sich auch die Grotte Benedict's. Sie erinnerte mich lebhaft an die berühmte Grotte der heiligen Rosalia auf dem Berg Pellegrino bei Palermo. Denn hinter einem reichgeschmückten Altar sieht man die marmorne Figur des jungen Benedict im Gebet vor dem Kreuze knien; sie ist ein nicht schlechtes Werk aus der Schule Bernini's und obenein wird ihre

Wirkung durch das Halbdunkel der Höle erhöht. Freilich hat hier alles einen ſpielenden Charakter; die Kleinheit und Zierlichkeit dieſer flimmernd bunten Kirchlein, Kapellen und Grotten gleicht einem Phantaſieſpiel, wie ich es in ähnlicher Weiſe auf dem Gebiet religiöſen Vorſtellens nicht wieder gefunden habe. Es iſt ein illuſtrirtes Bilderbuch von Legendenpoeſien, welche unblutig und ſchmerzlos, aber phantaſtiſch ſind, wie das Leben von frommen Anachoreten in der Wildniß und unter den Vögeln des Feldes. Die Religion tritt hier als Märchen auf, und bringt nur eine dem entſprechende Stimmung hervor. Dies iſt entſchieden der Charakter jenes Kloſters, inſofern höchſt merkwürdig und vielleicht einzig in ſeiner Art. Nirgends wird hier der Geiſt zum Ernſt geſtimmt; nicht einmal in jener heiligen Grotte kann ſelbſt das gläubigſte Gemüt des Katholiken von Ehrfurcht durchdrungen werden. Die Künſtler, welche dieſe etwa durch einige ſchwermütige Gemälde erregen wollten, wurden um die feierliche Wirkung ſofort betrogen, und die reizende Spielerei des Ganzen um ſie her ſcheint ihre Phantaſie ſelbſt geneckt zu haben.

Dies merkte ich an zwei Frescobildern, welche ſich dort an den engen Wänden gegenüberſtehen, wo neben jener Grotte eine Treppe in die unterſte Kapelle hinabführt. Sie ſtellen den Triumph des Todes nach den bekannten Canzonen des Petrarca dar: der auf einem Pferde reitende Tod ſprengt über Leichen fort und erſchlägt mit dem Schwert einen Jüngling, der ſich mit ſeinem Gefährten unterredet. Gegenüber drei offene Särge; in dem erſten liegt ein ebenverſtorbenes junges Weib; in

dem andern erblickt man ihre Leiche in ekelhafter Verwesung; in dem dritten endlich ist sie als Skelett dargestellt. Ein Greis deutet auf diese Stufen des Nichts, indem er drei schöne Jünglinge zu belehren scheint, welche, in vornehmer Tracht und Falken auf den Händen, mit trauervollem Ernste dastehen. Der Meister dieses merkwürdigen Gemäldes (es hat leider sehr gelitten) ist nicht bekannt; es scheint, daß er der Zeit Ghirlandajo's angehört. Von derselben Hand mag der bethlemische Kindermord über eben derselben Treppe herrühren. Die Handlung ist auf das einfachste und schönste so entwickelt: eine Gruppe von Müttern, ihre Säuglinge in den Armen, ängstlich und liebevoll sie an die Brust drückend; es bewegen sich gegen sie Krieger, lebhaft mit gezücktem Schwert. Ich habe diese greuelvolle Scene, einen Lieblingsgegenstand der Malerei aller Epochen, nie so fein und mit so künstlerischem, ja dramatischem Gefühl behandelt gefunden; und man lobe den Verstand des Künstlers in Erinnerung an die schonungslose Metzgerscene des Kindermords, wie sie auf den Tapeten im Vatican abgebildet ist. Der Maler in Subiaco wußte, daß er nur dann rühren konnte, wenn er das Unmenschliche ahnen oder fürchten ließ. Die Ausführung des Bildes ist sehr im kleinen.

Ich fand noch einige andere originelle Vorstellungen, besonders zwei Figuren von S. Stephan und Laurentius. Der erste Heilige wird gesteinigt; wunderlicherweise hat der Maler oder ein späterer Restaurator wirkliche Steine in das Gemälde eingefügt, und er scheint in solchen Eifer geraten zu sein, daß er sich selbst den Nimbus des Heiligen materiell vorstellte, indem er ihn durch einen derben Stein-

wurf zerſchlug. Laurentius iſt eine anmutige Jünglingsgeſtalt; mit ſeiner reichen Diakonengewandung bekleidet hält er die Palme in der Rechten, das Buch in der Linken, und er ſteht aufrecht auf dem Roſt.

Ich füge noch hinzu, daß man aus der ebenbeſchriebenen Kapelle in die letzte, ſehr kleine Grotte hinabſteigt. Man ſagt, Benedict habe daſelbſt ſeine Schüler in der Schrift unterwieſen. Ihre Wände ſind mit Stuck bekleidet und zeigen noch Reſte ſehr alter Malerei.

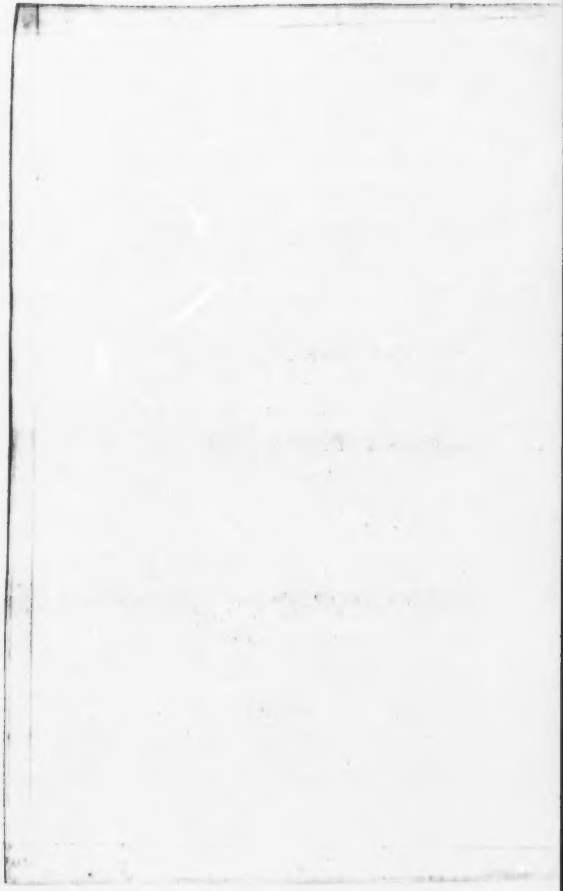
Dies ſind die hauptſächlichſten Merkwürdigkeiten jenes Kloſters. Doch wollen wir nicht vergeſſen, uns noch den obern Hof anzuſehen. Denn von hier hat man den beſten Anblick der gigantiſchen Felswand, unter welcher alle dieſe Heiligtümer aufgebaut ſind. Sie fällt lotrecht herab, ja ſie ſcheint über das Kloſter herſtürzen zu wollen; es ſteht aber glücklicherweiſe im Hof die Figur des Heiligen, welche die Rechte abwehrend gegen dieſen Fels ausſtreckt und die Worte ausruft: Ferma, o rupe, non danneggiare i figli miei! Stehe ſtill, o Fels, beſchädige meine Kinder nicht! Als ich in dieſen Hof trat, fand ich zu Füßen der Figur ſämmtliche drei Raben ſitzen und kläglich krächzen. Dieſe unheimlichen Vögel mit ihren Baßſtimmen und ihren ſchwarzen Benedictinerkutten erſchienen mir als originelle Attribute des Heiligen, wie in der Mythologie der Alten andere Vögel andern Göttern beigeſellt ſind. Die Raben ſpielen mehrfach eine Rolle in der Geſchichte Benedict's; ich habe ſchon geſagt, daß ſie ihn auf ſeiner Wanderung von Subiaco nach Monte Caſino begleiteten, und der Leſer mag wiſſen, daß ſie ihm zuvor das Leben retteten. Denn als der Feind Bene-

dict's ihm einst einen vergifteten Kuchen schickte, trugen sie diesen in die Felsenwüste fort. Es schien mir überhaupt der Vergrabe ein wahrer Mönchsvogel zu sein, und jedenfalls ist er ein besseres Attribut als der Hund mit der Fackel im Maul, welchen sich die Dominicaner zum Symbol erwähl. haben.

Ich wurde noch an einer andern Stelle an das Alterthum oder vielmehr an einen berühmten Namen erinnert. Es gibt nämlich am Kloster ein Felsengärtchen, welches voll von Rosen ist. Ehedem waren sie Dornen, und ebendieselben, in welchen sich Benedict nackten Leibes wälzte. Als im Jahr 1223 der berühmte Gründer des Franciscanerordens Subiaco besuchte, pfropfte er jenen Dornen Rosen ein, und deren Nachkommen stehn noch heute in üppiger Blüte. Man entdeckte mit der Zeit an diesen Rosen Wunderkräfte. Ein Mönch sagte mir ernsthaft, daß sie, zu Pulver gerieben und verschluckt, jede Heilung von Krankheit oder Zauberei bewirkten. Ob sie auch die köstliche Eigenschaft der Rosen des Apulejus besitzen, sagte mir der treffliche Mönch nicht, und es war auch sonst nicht wahrzunehmen.

Aus der Campagna von Rom.

1858.



Das Land, welches mit dem Namen Campagna von Rom bezeichnet wird, hat einen engern oder weitern Begriff, je nachdem man es geographiſch beſchränkt oder ausdehnt. Zunächſt nennt man Campagna jene öde und großartige Landſchaft, welche ſich rings um die Mauern Roms verbreitet, und vom Tiber und Anio durchfloſſen wird. Man dürfte ihren Umkreis durch folgende bekannte Punkte obenhin bezeichnen: Civitavecchia, Tolfa, Rocciglione, der Soracte, Tivoli, Paleſtrina, Albano, Oſtia. Im weitern Sinn dehnt ſich die Campagna bis gegen das Königreich Neapel und ſeine Gränze, den Liris oder Garigliano, aus, von welchem Fluß weiter bis zum Sarnus, der ſich bei Pompeji in das Meer ergießt, jene andere Campania gerechnet wurde, heute die ſchöne Provinz Campanien mit der Hauptſtadt Capua.

Die Campagna von Rom iſt alſo nichts anders als das Land Latium, welches durch den Tiber von Tuscien geſchieden wurde. Seit Conſtantin dem Großen kam der Begriff Latium außer Gebrauch, indem ſich der Name Campania dafür an die Stelle ſetzte, und dieſer bezeichnete im Mittelalter einen großen Teil des ſogenannten Ducatus Romanus.

Dies Land wird seit mittelalterlichen Zeiten in zwei Hälften geteilt, die Campagna, welche das Innere, und die Maritima, welche die Strecke längs des Meeres bis Terracina begreift. Von Natur sondert es sich durch Gebirge und Ebenen in bestimmte Gliederungen. Es sind darin drei Ebenen zu unterscheiden: die eigentliche Campagna der Stadt, welche Tiber und Anio durchziehen, die Sabiner und Albaner Gebirge, die Berge von Ronciglione und das Meer begränzen; ferner die große Ebene zwischen den Albaner- und Volskerbergen auf der einen, dem Meer auf der andern Seite, worin die pontinischen Sümpfe sich befinden; endlich tritt die innerste dieser Campagna-Ebenen hervor. Sie ist das Tal des Sacco, der zwischen den Bergen der Volsker und der Aequer und Herniker fließt, und nach kurzem Lauf bei Isoletta unterhalb Ceprano in den Liris mündet.

Aus diesem herrlichen Land Latium will ich meinen Freunden erzählen, von denen manche, wenn sie, statt die Straße über Terracina nach Neapel zu wählen, den Weg über Frosinone und San Germano gemacht haben, der Schönheiten dieses Sacco-Tals und der es einschließenden Gebirge sich erinnern werden. Zwei Orte in demselben will ich auswählen, um die Schilderungen daran zu knüpfen: Genazzano, einen berühmten Wallfahrtsort am Eingang des Tals, und Anagni, die alte Residenz vieler Päpste aus dem Mittelalter. Ich verlebte viele friedliche Wochen in Genazzano, und benutzte diese Zeit, die lateinische Campagna kennen zu lernen, und ihre Oerter und Gegenden für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter mir deutlich zu machen. Ich befand mich

also in einem Mittelpunkt dieser Geschichte, im Erbland jener großen Familie Colonna, welche darin so bedeutend aufgetreten ist, und wie schon gesagt, in einer der Residenzen mittelalterlicher Päpste, von denen es genügt, den Namen Bonifacius VIII. zu nennen, um für das Local sofort ein lebhafteres Interesse zu erwecken. Aber es fürchte der Leser nicht, daß ich ihn mit allzuviel Namen oder Untersuchungen belästigen werde. Freilich verdienten jene Gegenden einmal eine genauere und angenehmer zu lesende Darstellung als wir sie von Gell oder von Nibby haben; und sie würden jede Mühe reichlich belohnen, wenn man die Streifzüge bis Anticoli, bis Alatri und Veroli, bis Sora und Arpino, dem Vaterland des Cicero und Marius ausdehnt, und alle jene wilden und schönen Berge und Täler darin begreift, die unter dem Namen des Ciociaren-Landes verstanden werden.

Man fährt von Rom nach Genazzano auf dem labicanischen Wege, aus der Porta Maggiore, von welcher ehedem die alten Straßen Labicana und Pränestina ausgingen. Von ihnen hat sich nur die Labicana behauptet, eine große Straße, die im Altertum unterhalb Anagnium in die Via Latina mündete, und also das Tal des Sacco (Trerus) durchziehend bei Ceprano (dem alten Fregellä) über den Fluß Liris fortging. Wer heutigen Tags aus jenem ehrwürdigen Tor Roms hinausfährt, wird eines neuen Schauspiels genießen; denn dort liegt der provisorische Bahnhof der eben erst eröffneten ersten Eisenbahn Roms oder des Kirchenstaats, welche nach Neapel führt. Seine unansehnlichen Gebäude verstecken sich an den gigantischen Bogen der alten Claudischen Wasserleitung. Es

ist, als scheute sich die modernste Erfindung der Cultur neben diesen riesigen Ruinen des Römerthums aufzutreten, welche sie doch selbst an Genie so weit überragt, daß sie ein Plinius und Trajan mit demselben Erstaunen würde betrachtet haben, mit dem heute ein Schafhirt Latium's eine schnaubende Locomotive fortrennen sieht. Wenn man die schönste Eisenbahnstrecke der Welt, jene von Neapel nach Pompeji ausnimmt, so gibt es kaum einen auffallendern Gegensatz der Culturepochen als jenen, welchen die erste Eisenbahn Roms darbietet, wo man den Bahnzug an den moosigen Bogen der Aqua Claudia, und über die melancholische Campagna zwischen alten Römergräbern und einsamen Türmen des Mittelalters dahinjagen sieht.

Links drei Millien von Rom Torre Pignatara, das Grab der Helena, der Mutter Constantin's; sechs Millien weiter die Brücke über den Bach Marrana (Aqua Crabra) und dabei Torre Nuova, Castell und Landgut des Fürsten Borghese, mit majestätischen Pinien, wohin die Archäologen Papinia, die Villa des Attilius Regulus, zu versetzen sich die Freude machen — eine Freude, die wir ihnen nur durch ein Lächeln verkümmern, sonst nicht rauben wollen. Lacus Regillus — ja, dies ist wirklich der Regillische See, und deutlich läßt sich der Geist des Königs Tarquinius sehen, welcher uns selbst diese Wahrheit versichert. Heute ist kein Wasser darin, sondern der vulcanische Krater liegt trocken: eine nicht bedeutende kreisrunde Austiefung, die man il Laghetto, den kleinen See nennt. Es folgt die erste Station, Osteria della Colonna, am sechzehnten Meilenstein, eine einzelne Schenke unterhalb eines vom Albanergebirg abgetrennten Hügels, auf

dem ſich der heutige Ort Colonna erhebt, im Mittelalter die Wiege der Familie dieſes Namens. Station ad Statuas, heute San Ceſario, eine einzelne Oſterie zwiſchen Weinbergen, in einem zerriſſenen Terrain, welches wegen ſeiner althergebrachten Räuberanfälle berüchtigt iſt. Denn hier pflegen die Banditen den Diligencen in einem Hohlweg aufzulauern, oder herauszuſpringen (saltar fuora, wie der techniſche Ausdruck ſagt). Bei San Ceſario enthüllt ſich aus dem Grün der üppigen Weinberge der Ort Zagarolo, ein altes Feudum der Colonna, deren Gebiet wir mit dieſem Städtchen betreten haben. Es iſt oder ſoll das alte Pedum ſein, deſſen Name den Freunden des Horaz aus der vierten Epiſtel an Albius Tibullus bekannt ſein wird:

> Albi, nostrorum sermonum candide judex,
> Quid nunc te dicam facere in regione Pedana?

Von hier erreicht man, immer höher hinaufſteigend, nach wenigen Millien den ziemlich großen Ort Paleſtrina, das alte berühmte Präneſte der Römer, wo ſich noch eine Strecke weit das polygoniſche Pflaſter der antiken Straße erhalten hat.

Hier allerdings müſſen wir eine Weile Halt machen, weil meine Leſer mich tadeln würden, wenn ich ſie blos an dem Namen einer ſo alten und merkwürdigen Stadt vorüberführte. Doch wollen wir kurz ſein.

Präneſte, deſſen Nachfolgerin Paleſtrina wir als eine graue Maſſe von Häuſern auf der ſchiefen Ebene eines Kalkſteinbergs vor uns liegen ſehen, war einſt die Gebieterin von Latium, älter als Alba Longa und Rom.

Davon geben noch heute die cyklopischen Mauern Zeugniß, die sich über der gegenwärtigen Stadt in zwei Linien erhalten haben, und einst die Arx befestigten. Denn diese lag auf dem höchsten Gipfel des Pränestischen Berges, in einer von Natur außerordentlich geschützten und kaum einnehmbaren Höhe, wo auch das Castell des Mittelalters seinen Platz nahm. Die Gründung der alten Stadt wird in die Zeit der Fabeln versetzt, und dem König Cäculus zugeschrieben, welchen Virgil (Aeneide VII, 678) mit einer ländlichen Legion auftreten läßt, unter der sich auch die Völker vom Anio, vom Hernikerland und vom reichen Anagni befinden.

Präneste beherrschte die Campagna von Latium weit und breit, bis sie den Römern unterlag. Später wird sie mehrmals in der Geschichte genannt; Pyrrhus von Epirus eroberte sie, und machte hier vor Rom Halt; noch wichtiger wurde sie zur Zeit des Sulla, als sich der jüngere Marius dort zu behaupten suchte. Als Sulla nach schwieriger Belagerung Präneste eingenommen hatte, ließ er alle männliche Bewohnerschaft niedermetzeln, verpflanzte an ihre Stelle seine Veteranen, und vergrößerte den Tempel der Fortuna, eins der berühmtesten Heiligthümer Latiums, mit solcher Pracht, daß er einen Raum einnahm, der dem Umfang der heutigen Stadt gleichkommen mochte; denn diese ist auf den Fundamenten jenes Sullanischen Tempels aufgebaut. Augustus führte neue Colonisten nach Präneste, und er, wie sein Nachfolger Tiberius, wohnten in ihrer kaiserlichen Villa auf dem Gebiet der Stadt gern und oft, weil die Lüfte hier rein und heilsam sind. Die Villa Claudia war noch in den Zeiten

der spätern Kaiser ein beliebter Sommersitz, wie auch die Stadt sich im blühenden Zustand lange erhielt, bis sie in der barbarischen Zeit verfiel, und endlich ihren Namen in Palestrina änderte.

Es gibt eine Schenkungsacte vom Jahr 970, worin eben dieses Palestrina vom Papst Johann XIII. an die Senatorin Stefania als Lehen gegeben wird. Deren Enkelin Emilia (Imilia nobilissima comitissa) vermälte sich um 1050 mit dem Besitzer von Colonna, und vielleicht war ihr Sohn Pietro de Colonna, mit dem die Herrschaft der Colonnesen auch in Palestrina beginnen mochte. Wenigstens ist so viel unbestritten, daß diese Familie mit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts in jenem Gebiet mächtig wurde, und ihre Besitzungen von den lateinischen Bergen bis zum Volskergebirg und zu den Bergen der Aequer und Herniker ausdehnte. Was Palestrina betrifft, so wissen wir sein Schicksal vom Jahr 1298: Bonifacius VIII., der erbitterte Feind der Colonna, nahm ihnen diese Hauptstadt mit Gewalt, oder die darin eingeschlossenen Cardinäle jener Familie, Jacopo und Pietro und ihre Verwandten, übergaben sie ihm, ohne den letzten Sturm abzuwarten, worauf der Papst ihre Mauern und Häuser, mit einziger Ausnahme der Kathedrale des Sanct Agapitus, niederreißen, über die Trümmer Salz streuen und den Pflug führen ließ. Es stellte sich aber Palestrina wieder her; doch nur um zum zweitenmal zerstört zu werden. Dies geschah im Jahr 1436, als der Patriarch Vitelleschi, im Krieg mit den Colonnesen begriffen, die unglückliche Stadt eroberte und auf den Boden warf, ohne die Kathedrale von diesem Schicksal auszunehmen.

Zwei Jahre später wurde auch die Burg auf dem Gipfel des Bergs niedergerissen.

Ich erwähne nicht späterer Plünderungen Palestrinas. Die Stadt, wie sie heute besteht, reicht nicht über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinauf. Es führen die Colonnesen fort sie als ihren Hauptsitz, neben Pagliano, zu beherrschen, ja, sie erlangten sogar im Jahr 1571 von Pius V. den Fürstentitel für Palestrina, verkauften die Stadt aber im Jahr 1630, Schulden halber, an Carlo Barberini, den Bruder Urban's VIII., für die Summe von 775,000 römischen Scudi. Der letzte Colonna von Palestrina war Francesco, der im Jahr 1636 starb.

Der heutige Ort ist terrassenförmig auf der Senkung des Bergs errichtet, von düsterm Ansehen, bis auf die Hauptstraße, welche, eben fortlaufend, mehrere palastähnliche Häuser besitzt. Seine Höhe nimmt der heutige Palast Barberini ein, ein großer, doch nun gänzlich wüst stehender Prachtbau, im Charakter des siebenzehnten Jahrhunders, und im Halbcirkel errichtet, so daß er an den Plan des alten Sullanischen Fortunatempels erinnern sollte. In diesem Baronalpalast gibt es bei so viel geräumigen Sälen, Zimmern und Logen heute nichts was des Betrachtens wert wäre, als das große Mosaik, welches, als würdiges Seitenstück zur pompejanischen sogenannten Alexanderschlacht, in einem Saal aufbewahrt wird. Es stellt Scenerien aus Aegypten im ländlichen Genre und auf den Cultus bezüglich dar, in trefflicher Behandlung, sowol was die Gruppen von Priestern und Priesterinnen, von Opfernden, Kriegern, Fischern, Hirten und Jägern,

als was die Darſtellung von Tempeln und Landhäuſern, oder Thieren betrifft. Die Zeit ſeiner Ausführung mag jene des Sulla ſein, auf welchen man das Moſaik hat beziehen wollen, oder die ſpätere eines römiſchen Kaiſers. Man fand dieſes ſeltene Kunſtwerk im Jahr 1638 in den Trümmern des Tempels der Fortuna, wo es eine Niſche ausgeſchmückt zu haben ſcheint. Die Familie Barberini hatte es in ihren Palaſt nach Rom gebracht, dann aber nach Paleſtrina zurückführen laſſen, um den dringenden Bitten der Stadt zu willfahren, die ſich ihres beſten Kleinods würde beraubt geſehen haben.

Was übrigens den Palaſt von Paleſtrina noch mehr auszeichnet, als dieſes Altertum, iſt ſeine unvergleichliche Lage auf der Höhe, wo eine immer bewegte, friſche und balſamiſche Luft weht, und der Bewohner aus dem Fenſter eine Ausſicht genießt, deren Schönheit ſich nicht ſagen läßt. Hier liegt vor dem Blick der größte Teil von Latium auf der einen, und von Tuscien oder dem Patrimonium des Sanct Peter auf der andern Seite ausgebreitet, eine große und claſſiſche Ebene, aus der ſich die Berge der Lateiner und Volsker erheben, zwiſchen ſich ein weites Gefilde öffnend, bis zu dem in der Ferne ſtralenden Meer. Dort taucht die Weltſtadt Rom aus blauen Dünſten auf; dort ragt einzeln der Soracte; neben ihm ziehen die gewaltigen Ketten der Apenninen, weiter die Maſſen des Sabinergebirgs in das Land hinein; links zu den Füßen das tiefe, ſchöne Tal des Sacco, über dem die flimmernden Berge von Montefortino und Segni emporſtralen; weiter die Höhen der Serra, und die luftigen Häupter aller jener Gebirge, die vielgeſtaltig

über Anagni und Ferentino in der sonnigen Bläue sich verlieren. Man denke sich diese Ebenen und Hügel bedeckt mit Städten und Oertern, von denen die meisten an Erinnerungen reich sind, und bald die Vorgeschichte Roms, bald die Kaiserzeit, oder das Mittelalter ins Gedächtniß rufen, und man denke sich Umbrien, die Sabina, Latium, das Aequerland, das Hernikerland, Etrurien, die Volsker, die Albanerberge, und das Meer in einem einzigen Panorama zusammengefaßt, so mag man sich die Größe dieses Anblicks vorstellen. Wenn die Colonna im Mittelalter aus den Fenstern des alten Palasts oder Castells blickten, durften sie, indem sie ihre Besitzungen überschauten, sich als die reichsten und mächtigsten Fürsten Latiums empfinden.

Bei dieser erhabenen Landschaft, diesem azurnen Himmel und seinen klaren Lüften, mag man sich gern erinnern, daß Palestrina der Geburtsort eines der größten Genien der Musik gewesen ist.

Noch weiter wird der Horizont, steigt man über dem Palast zur uralten Burg empor. Sie krönt den Pränestischen Berggipfel; man erreicht sie auf steilem Pfade über dem nackten grauen Kalkgestein mühsam, in einer kleinen Stunde. Es war ein heißer Augustmittag, als ich diese luftige Höhe erklomm, und obwol die Sonne heftig brannte, fühlte ich mich dennoch frisch und wol. Auf diesem Gipfel hat sich ein kleiner Ort, San Pietro, angesiedelt, schon seit alten Zeiten, da schon im sechsten Jahrhundert hier ein Kloster erwähnt wird. Ihm zur Seite erheben sich die schönen Trümmer der mittelalterlichen Burg, von der noch Mauern und zersplitterte

Türme aufrecht ſtehen, faſt erſtickt von der Fülle des wilden Gineſters, und überſponnen von üppig wucherndem Epheu. Bonifacius VIII. hatte dies Castrum Montis Penestrini, die alte Burg der Colonneſen und das Centrum ihrer Campagna-Herrſchaft, niederreißen laſſen. Wir leſen noch die Beſchwerde der Colonna vom Jahr 1304, wo ſie klagen: „auch das Caſtell des Peneſtriniſchen Bergs hat er gänzlich zerſtört; darin war eine herrliche Burg (Rocca nobilissima), und waren ſchöne Paläſte, und ſehr alte Mauern Saraceniſcher Art (Saracenico opere), und aus prächtigen Steinen gebaut wie die Stadtmauern, und ferner war darin eine ſehr anſehnliche Kirche des Sanct Petrus, einſtmals ein Kloſter; all dies hat er mit allen übrigen Paläſten und Häuſern, deren es im Caſtrum etwa 200 gab, ganz und gar vernichtet.“ Indeß der berühmte Stephan Colonna ſtellte Stadt und Rocca wieder her, und noch heute lieſt man auf den Trümmern der Burg über dem Tor und unter dem colonniſchen Wappen dieſe Inſchrift:

MAGNIFICVS DNS STEFAN DE COLVMNA REDIFICA VIT CIVITATEM. PENESTRE CV MONTE ET ARCE ANNO 1332.

Die Burg von Präneſte iſt eine der älteſten hiſtoriſchen Stellen Latiums, und ſie mag denn der Sitz des fabelhaften Cäculus ſein, deſſen Name wie eine Umbildung jenes ſagenhaften Königs Cocalus von Agrigent erſcheint, der aus der Mythe des Dädalus bekannt iſt. Der Blick von hier in die ziemlich nahen Sabiniſchen Berge, welche

ſich als eine mächtige Steinwildniß darſtellen, iſt groß und hinreißend.

Ich halte meine Leſer nicht damit auf, ſie noch in die Ruinen Präneſte's zu führen, die unterhalb der heutigen Stadt in den Weinbergen überall, als Labyrinte von Gewölben und Kammern, zu Tage kommen, und noch eine reiche Ausbeute von Alterthümern verſprechen; denn ſolche Unterſuchungen ſind ermüdend, und in der Regel nicht fruchtbar.

Paleſtrina hat übrigens zwei namhafte Geſchichtſchreiber, den Cecconi und den Petrini, deſſen Memorie Prenestine für die Geſchichte des römiſchen Mittelalters und der Campagna von großem Wert ſind.

Gleich unterhalb der Stadt führt der Weg durch eine ſchöne Bergſchlucht im herrlichſten Grün von Caſtanien fort; es iſt das Bett eines Bachs, zu beiden Seiten von Bergwänden eingeſchloſſen, welche dem Blick keine Freiheit geben. Endlich öffnet es ſich nach drei Millien des angenehmſten Wegs auf eine große und maleriſche Brücke, die über einen der Quellflüſſe des Sacco führt, und vor uns liegt auf ſchwarzen Tufwänden der finſtere Ort Cave auf hohem Hügel, welchen rings Weinberge und Gärten umkränzen, und von wo das Auge frei über die Volskerberge und die Sacco-Ebene ſtreifen kann.

Auf dem Markt von Cave ſteht eine Säule als Wahr- und Wappenzeichen der Familie Colonna, deren altes Feudum der Ort iſt. Das Volk von Cave redet einen Dialekt, welcher der mittelalterlichen Sprache der Chroniken, dem Romanesco, ja ſelbſt dem Calabriſchen ſehr nahe kommt, weil er die Vocale in Diphthonge aufzulöſen

liebt. Statt si sagt man dort sei, oder auch mit dem bekannten Anhängsel des gemeinen Mannes: seine; statt signor, signaure; statt muratore, murataure; statt Roma, Rauma. Dagegen findet man in Palestrina manchen Anklang an das Lateinische; so sagte dort mein wackerer Winzer Agapito, wenn er mich in seinen Weinberg einlud: venite in vigna mea (und nicht mia), worüber die Winzer von Genazzano, als über eine falsche Aussprache, den Palestrinesen gern zum besten hatten.

Noch haben wir drei Millien bis Genazzano auf der herrlichsten Hochebene am Berg von Cave entlang zu gehen, und immer den Blick in das entzückende Tal des Sacco gerichtet, aus welchem vor uns in der Ferne der zweite Hauptsitz der Colonna, Pagliano, mit seinem weißen Castell, und dahinter im blauen Duft des Horizonts das alte Anagni auf einem Hügel hervortreten.

Und nun senkt sich die schöne Fahrstraße plötzlich nieder, und führt uns in ein prachtvolles Gelände von Hügeln und Tälern, die im buntesten Wechsel sich darstellen, ein Bild ländlichen Glücks; hier graue Olivenhaine, dort schattige Castaniengebüsche, Korn- und Maisfelder, Gemüsegärten, und überall Weinberge, deren Reben mit breiten und dunkeln Ranken sich über die kleinen gegabelten Ulmenbäume schlingen. Auf dem langgestreckten Felsenhügel, welcher diese kleine umschlossene Campagna beherrscht, steht Genazzano, in einer schmalen Linie, schwarz und grau von Aussehen, wie die Tuffelsen, auf denen es gelagert ist. Diese Häuser scheinen in Procession zur Kirche der Santa Maria del buon Consiglio, dem größten Heiligtum der lateinischen Campagna, aufzuklimmen, oder

jenem schönen Baronalschloß der Colonna, welches die Spitze des Orts einnimmt, als Vasallen zuzuziehn.

Ein Tor mit Zinnen schließt das Städtchen nach unten zu; sobald man eingetreten ist, fällt der Blick auf ein rohes Frescogemälde an der Wand eines Hauses, worauf man das heilige Bild der „Madonna vom guten Rat" in den Händen der Engel schweben sieht, während Pilger ihm verehrend entgegenziehen. Wüste Straßen führen zu dem Hauptplatz (Piazza imperiale); die Häuser scheinen wenig einladend, wenn nicht der Blick hie und da auf die halbrunden und schwarzen gothischen Fenster dieses oder jenes Gebäudes fiele, welche durch ihre moreske Rosettenarbeit auffallen, und an eine untergegangene Blüte des Mittelalters erinnern.

Wenn man in einem abgelegenen Ort für längere Zeit Wohnung nimmt (ich wohnte in Genazzano erst drei Monate mit den ländlichen Musen, dann kehrte ich noch zweimal in zwei Sommern dahin zurück), so ist die nächste Frage, außer der häuslichen Einrichtung, nach dem Raum für angenehme Bewegung, nach den Spaziergängen und Plätzen, wo es Luft und Schatten zum Ruhen, Lesen und Nachdenken gibt. Da überzeugte ich mich bald, daß Genazzano so recht ein Ort für ländliche Neigungen sein müsse. Im Städtchen kann man nicht spazieren, weil es nicht eben und gar zu klein ist; nirgend kann man dort im Grün sitzen; aber ringsumher sind schattige Castanienbüsche und Weinberge mit allen Ergötzungen der Einsamkeit. Auch ist gleich eine ebene Straße zum Lustwandeln am Ort. Diese zu erreichen, muß man den Palast Colonna durchschreiten. Durch ihn hindurch kommt man an

eine Brücke, welche über einen Abgrund hinwegführt, auf Steinbogen ruhend, die der Römer nicht ganz unwürdig scheinen. Auf den Palaſt ſelbſt iſt eine Waſſerleitung gerichtet, gleichfalls ein Werk dieſer Familie, doch nun zerfallen, aber außerordentlich maleriſch mit ihren zertrümmerten Bogen im Grün des ehemaligen Parks, der nicht minder zerſtört iſt.

Am Aquäduct geht die Straße für Fußgänger entlang bis zu dem Kloſter San Pio, einem verlaſſenen Convent des Mittelalters. Und ſo haben wir gegeneinanderüber zwei verödete Denkmäler, den Baronalpalaſt und jenes Kloſter, zwiſchen denen wir hin- und herwandeln können, immerfort an den zerbrochenen Bogen der Waſſerleitung entlang gehend — ein recht nachdenklicher, ja träumeriſcher Spaziergang, beſchattet von einzelnen Cypreſſen, oder von Lorbeerbäumen.

Ich erinnere mich noch mit Luſt des erſten Tags, als ich, auf Entdeckung meiner künftigen Spaziergänge ausgehend, dieſen Weg von San Pio weiter fortſetzte. Die Fahrſtraße geht hier aufwärts zwiſchen Weinbergen und Gebüſchen fort; aber plötzlich öffnet ſich die Landſchaft zur rechten Seite, und man blickt über wellenförmig abgeſenkte Weinberge in die tiefe und ruhige Ebene des Sacco, in die herrlichen Bergreihen zu ihren Seiten, in eine meilenweite Gegend von majeſtätiſchem Stil, deſſen vollendete Schönheit erhebt und beruhigt. Es gibt an jener Straße einen Weinrebenhügel, Fagnano genannt, auf deſſen Abhang alte Olivenbäume einen Steinblock beſchatten; dort machte ich mir ungezähltemale das Vergnügen die Vita nuova des Dante zu leſen, oder des

Boethius Troſtbuch der Philoſophie, und nach jedem Capitel im Anblick dieſer ernſten Landſchaft auszuruhen. Dort überſchaut man ſie am beſten: ein grünumbuſchter, großer Vorgrund, hinter ihm das braune, durch eine ſchwarze Waldpartie unterbrochene, meilenlange Tal, von blauem Duft und ſonniger Wärme überzittert, links und rechts prächtige Bergketten. Jene zur Linken iſt die Serra, ein Gebirgszug, aus welchem als Hauptform die rieſige Pyramide des Serrone klar und ſchön hervortritt, andere Berge in abſinkender Linie der Perſpective neben ſich, alle zu ihren Füßen einen Teppich von grüner und brauner Farbe ſanft hingebreitet, auf welchem die Caſtelle ſtehen, die ſich in ihrem Schatten aufgeſtellt haben. Hügel laufen von der Serra, friſch und anmutig, in die Ebene hinein, gegen den Fluß ſich vorziehend, und ſie tragen auf ihren grünen Gipfeln Burgen und ſchimmernde Städte. Ihnen entgegen kommen von der andern Seite herrliche Hügel, doch minder weit ſich vorwagend, Auswanderer des Volskergebirgs, welches rechts in ſtundenweiter, und doch nicht allzu langer Ferne der Serra gegenüberſteht, mit andern Formen das Gemälde belebend, nicht als Pyramiden, ſondern in kühnen Wölbungen geknppelt.

Viele Oerter auf den ſonnigen Höhen, oder in den dunkeln Falten der Gebirge; Burgen, Klöſter und Städte wie ſpielend in die Luft gehoben. Eine epiſche Ruhe überall. Die Linien dieſer Gebirge am reinſten Blau des Himmels ſind ſo ſcharf und klar, daß ſie das Auge bezaubern; man möchte hinüber, auf den leuchtenden Kanten und ſanften Flächen in der Friſche jener hohen Himmelszone einherzuſchreiten. Ueber den Senkungen der

Serra hebt sich hie und da ein beschneites, sanft violenfarbenes Berghaupt aus der Wildniß der Abruzzen, noch eine andere Ferne ahnen lassend; im Hintergrund tauchen aus Silbernebeln Berggipfel auf, fern und ferner, schattenhaft, vielförmig, einige wie Obelisken, andere wie Dome geformt, und sie rufen die Phantasie in die unbesuchten Gegenden des Sandalenlands, oder an die Ufer des schönen Lirisstroms.

Wer malt diese lateinische Landschaft, wenn alle Berge im purpurnen Irisspiel des Abends erglühen, und unten die weite Talgegend dunkler und dunkler wird? Dann kriecht die Nacht langsam auf die breiten Felsenwände der stralenden Serra, und scheint jene Städte auf den Gipfeln mit ihrer dunkeln Hand zu haschen, eine nach der andern, bis sie alle in Finsterniß begraben sind. Dort funkeln noch die rosenhellen Sonnenstralen in den Fenstern des fernen Orts Serrone, dort in Rojate, jetzt drüben in Piglio; nun verlöscht eins nach dem andern; auch das Castell Pagliano ist schon verblaßt; aber hinter ihm flimmert die Abendsonne noch in den Fenstern einer dunkeln Stadt, die in meilenweiter Ferne auf einem Hügel zu erkennen ist, und welche, indem sie ihn mit ihren Massen bedeckt, ansehnlicher als alle übrigen Städte der Campagna zu sein scheint. Es war gleich am ersten Abend, daß ich jene Stadt so erblickte; aus dem Charakter der Gegend erkannte ich, ohne mich zu irren, daß sie Anagni sein müsse, die Vaterstadt Bonifacius' VIII.; und ich begrüßte ihren lang gewünschten Anblick mit den Versen Dante's:

Veggio in Alagna entrar lo fiordaliso,
E nel vicario suo Cristo esser catto.

Der Eindruck eines großen Landschaftsgemäldes erhöht sich für den Denkenden, wenn er es mit der Geschichte zu verbinden weiß, oder wenn es überhaupt von dieser belebt wird: dies lateinische Tal zu unsern Füßen ist nun aber der Schlüssel zum Königreich Neapel; es ist die Heerstraße der Völker des Mittelalters. Gothen und Vandalen, Franken und Langobarden, Belisar, die Ottonen, die Hohenstaufen, selbst Schwärme von Saracenen, Franzosen und Spanier, kurz ungezählte Völker waren es, deren Pferde aus den Wellen des Sacco getrunken haben, als sie diese virgilischen Gefilde durchzogen, um sich über den Liris hinab in die Paradiese von Neapel zu versenken.

Im Uebrigen ist Genazzano keine Stadt antiken, sondern nur mittelaltrigen Ursprungs. Ihr Name allein mag alt sein, da man ihn von der Gens Genucia herleiten will, welche dort den Fundus Genucianus besaß. Erst im Anfang des elften Jahrhunderts wird ein Castell Genazzano in mittelaltrigen Pergamenten erwähnt, und dieser Ort gehörte den Colonna von Palestrina, in deren Diöcese er liegt. Er gab einem eigenen Zweig der Familie Sitz und Namen. Man sagt, daß der einzige Papst, welchen dies große Geschlecht Rom gab, in Genazzano geboren wurde. Dies war Martin V. Oddo Colonna, gewählt zu Constanz im Jahr 1417, mit dem sich das avignonische Schisma der Kirche schloß. Wenigstens stammte dieser berühmte Mann aus dem Zweig der Colonnesen von Genazzano, und er wohnte gern in der entzückenden Einsamkeit seiner Familiengüter. Er liebte den Ort; er baute hier Kirchen, und erweiterte wahrscheinlich den Palast, den seine Nepoten verschönert haben. Von den Co-

lonna rührt auch die Wasserleitung her, und die malerischen Reste von Bädern in einer Schlucht vor dem Stadttor lehren durch ihren Stil, daß sie der Luxuszeit dieser Barone zuzuschreiben sind. Ihr Palast oder Feudalschloß war einst groß und schön; aber heute ist es im Verfall, wie alle andern Paläste der Campagna. Sein Hof von edelm Geschmack, in doppelter Säulenstellung, anmutig und leicht erbaut, erinnert fast an die Periode Bramante's. Zwischen den Säulen stehen jetzt alte, kopflose Marmorstatuen, die gut zu dem verödeten Palast stimmen; sie erinnerten mich an Schilderungen von verkommenen Feudalschlössern, wie sie Walter Scott bisweilen beschreibt. Ehemals hatten die Colonna auf der Wand einer Loge des Palasts die Abbilder der Städte malen lassen, welche ihr reiches Haus besaß; die Bilder sind verblichen, wie die Titel und Rechte auf jene Städte. Durch die hohen und leeren Säle schleicht jetzt ein ausgedienter, greiser Arzt mit silberweißem Bart, daselbst Einwohner, wie ein Magus oder Zauberer.

Wir haben sonst in Genazzano nichts aufzusuchen, uns nicht mit Altertümern und ihrem archäologischen Wust zu quälen, sondern unsre Freude ist es, ganz der Natur zu leben, und mit dem Landvolk uns zu beschäftigen. Ich will daher gleich von den Weinbergen reden, und zwar als Landmann, weil wir uns doch nicht immerdar mit himmelblauen Aussichten, oder mit mittelaltrigen Familiengeschichten speisen können, sondern auch nachsehen müssen, was wir werden zu essen und zu trinken haben. Es scheint nicht viel zu geben, weil der Wein noch immer krank ist, und der Mais in Gefahr schwebt

zu verdorren, da seit zwei Monaten nicht ein Tropfen Regen fiel.

Eines Tags war ich in einen Weinberg gegangen, einem verwilderten Pfad zwischen Brombeerhecken nachgehend, und nachdem ich ein sehr schönes einsames Plätzchen unter Oelbäumen gefunden hatte, setzte ich mich dort nieder, zog ein in Pergament gebundenes Buch aus der Tasche, und vertiefte mich ins Lesen. Mein Hund Moringa, mein beständiger treuer Begleiter, der mir immer die schönsten Gegenden zeigte, murrte plötzlich zu meinen Füßen; ich sah auf, und erblickte eine gut gekleidete Frau, welche etwa fünf Schritte von mir mit allen Zeichen scheuer Furcht mir zusah.

Buon uomo, sagte sie hierauf, was machst du da? (In der Campagna geben sich die Menschen das Du, wie in den Abruzzen.) Warum, fragte ich, gute Frau, fragst du das? Ich meine, sagte sie, du thust nicht gut, und sie zuckte verächtlich und erzürnt die Achseln; es ist auch nicht anständig, setzte sie hinzu. Ganz erstaunt fragte ich das Weib, was ihr denn so sehr an mir auffalle, und ob sie in ihrem Leben noch nie einen Menschen habe in einem Buch lesen sehen. Es mag sein, sagte sie, aber es schickt sich nicht, und wer weiß was du vorhast . . Mit diesen Worten entfernte sie sich, indem sie sich mehrmals ängstlich und scheu nach mir umsah. Ich fuhr fort zu lesen, doch erhob ich mich bald, über den sonderbaren Auftritt nachdenkend. Abends erzählte ich davon in meinem Hause. Wißt, sagte meine Wirtin lachend, jene Frau hat sich eingebildet, daß Ihr ein Magus und Zauberer seid, und aus dem pergament-

nen Buch die Weinreben ihr habt verhexen wollen. Hier mußte ich herzlich lachen, indem ich an die Möglichkeit dachte mit jenem Buch Zauberei zu treiben, welches des Platina Lebensgeschichte der Päpste war.

Der Wein erholt sich allgemach, und weil es das erste Jahr ist, daß die Krankheit weicht, so ist die Traube, wie die Leute sagen, eine cosa santa. Während meines Aufenthalts in Genazzano wurden in der Umgegend fünf Menschen ermordet, alle weil sie Trauben genascht hatten. Ich verschweige nicht den einen Fall, weil er in die Zustände der Justiz ein helles Licht wirft. Ein reicher Mann, Schwager des Prior oder Bürgermeisters von Olevano, erschlug eines Tags einen armen Traubenfrevler an der Landstraße; auf die That flüchtete er sich in seinen Weinberg, welcher neben jenem meiner Wirtin liegt. Seine Freunde zogen ihm bewaffnet zu, denn die erwachsenen Söhne des Erschlagenen waren sofort mit ihren Flinten herabgestiegen, den Vater zu rächen. Die Justiz rührte sich nicht während mehrerer Tage; endlich hieß es, die Wittwe habe durch einflußreiche Gönner die Gerechtigkeit in Bewegung gebracht, und die Häscher von Olevano seien beordert, den Mörder zu greifen. Diese aber rührten sich nicht, weil sie, wie man sagte, bestochen waren. Die Wittwe setzte ihre Hoffnung auf die Häscher von San Vito, aber auch diese bewegten sich nicht. Unterdessen waren vierzehn Tage verstrichen. Schöne Gerechtigkeit übt ihr in der Campagna, so sagte ich eines Tags zum Apotheker von Genazzano, in dessen Laden wie in jenem seines Collegen in Hermann und Dorothea die geselligen Zusammenkünfte des Orts stattfinden. Hierauf sagte der

Sohn des Äskulapios, seiner schönen Tochter Sofia minder schöner Vater: O Signore, was denkt Ihr? Dieser todte Mann ist keineswegs von dem Schwager des Prior erschlagen worden, denn seht, unser Medichino, der kleine Doctor, und der Chirurg haben die Section gemacht; es hat sich gezeigt, daß der Mensch aus Schreck von einem Abhang gestürzt ist, und sich die Milz in zwei Stücke zerfallen hat. So ist es, sì, signore, egli si è ben vero, sagte hierauf der Erzpriester von Santa Maria del buon Consiglio. Ich schwieg. Glaubt doch nicht, sagte mir Abends meine Wirtin, daß er sich die Milz ausgefallen hat, sondern — und sie zählte mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand beliebige Geldsummen in ihre Linke. —

Die Fülle der Weinreben ist hier erstaunlich groß. Sie bedecken, so weit das Auge reicht, alle die anmutigen Hügel dieser Campagna. In langen Reihen ziehen sie sich in die Täler herab, entweder an Stäben von Holz und dem starken italienischen Rohr, oder über kleine gegabelte Ahornbäume (ornello) und Ulmen sich rankend. Der Freund des Virgil wird wissen, daß schon der römische Landbau die Weinberge in solche zwei Gattungen unterschied. Es ist ein hoher Genuß mitten in den Vignen des modernsten Menschengeschlechts das Georgikon Virgil's zu lesen, das herrlichste Denkmal der lateinischen Poesie, nicht in Bezug auf die Kunst der Composition, welche mittelmäßig ist, sondern auf die reine, prägnante und ganz unnachahmliche Sprache. Ich las dieses Gedicht wieder und wieder unter den Reben von Genazzano, und überzeugte mich, daß alle seine Bemerkungen, Regeln

und Lehren so durchaus giltig sind, daß sie für die heutige Bodencultur der Campagna geschrieben zu sein scheinen.

Der Weinberg ist hier alles in allem; er vereinigt die drei Götter des Feldes, Bacchus, Ceres und Pomona. Denn zwischen den Reben wird das Weizenkorn gesäet, zwischen ihnen erhebt sich graziös und schlank der Mandelbaum, die Lerche unter den südlichen Bäumen, weil er mit dem ersten leisesten West des Frühlings zu blühen beginnt; ihn verherrlicht sinnreich eine der Cento novelle antiche, die ihn von Amor als sympathischen Baum der Liebe am Grabe des Narciß gepflanzt sein läßt. Es taucht zwischen den Reben der nicht minder graziöse Oelbaum auf, mit feingefaserter, kunstvoll geflochtener Rinde von silbernem Grau, und den feinen Blättern, die in dem wechselnden Licht bald wie Silber, bald wie dunkles Erz erglänzen; und gern sieht man ihn über dem Korn hervorragen, für dessen schmackhaftes Brod er das Oel verheißt. Da steht auch der Pfirsich, der Apfel- und Birnbaum, und der feurige Granatbaum, der Wallnußbaum, die Castanie und der Feigenbaum von Amelia mit seinen honigsüßen Früchten. Und alle diese Bäume bilden eine segensreiche Kette der Jahreszeiten, so daß, wenn der eine seine Frucht dargegeben hat, der andere sie anbietet, und der dritte sie verspricht. Da ich den ganzen Sommer auf der Campagna zugebracht habe, so haben sie mir, mit alleiniger Ausnahme des spätesten der Bäume, der Olive, alle ihren Tribut der Reihe nach dargebracht, und es ist mein Nachtisch nie von wechselnden Gaben leer gewesen.

Meine Wirtin besaß drei Weinberge, einen bei Palestrina, und die andern in der Vergwildniß von Olevano, 3 Millien weit von Genazzano. Dort steht auf einem Hügel ein einsames Winzerhaus mit offener, blumengeschmückter Veranda, von Feigenbäumen und Castanien beschattet, und rings umher den Blick auf die majestätischen Berge der Serra und die Sacco-Ebene frei lassend. Dort lohnt es wol Tage lang hinzubringen in einer reinen und aromatischen Luft, und sich von den Früchten zu nähren. Welche zuerst brechen, und von welchem der Bäume, das bringt uns in Verlegenheit, denn ihre Menge ist groß, und ihrer Früchte sind unzählbare und gleich herrliche. Was soll ich gar von den Trauben sagen? denn keine Weinkrankheit hat diese in der ganzen Gegend berühmte Vigna verheert; die Reben sinken unter der Last, sie sind hie und da gestützt, und die Trauben mit starken Fäden aufgebunden — Trauben deren Gewicht, und Beeren deren Größe ich nicht angeben werde, weil man mich der Unwahrheit beschuldigen könnte. Hier sind goldig-helle Muscatellertrauben, die in der Sonne durchsichtig funkeln, dort die Gattung der buntfarbigen, hier die weißlich klare Traube, buon vino genannt, dort die blauschwarze schwere Traube, welche den starken blutdunkeln Wein gibt. Also genährt und gelabt, setzen wir uns in den Castanienhain am Fuß des Hügels nieder, zwischen hohen Myrtengebüschen, unter dem Farrenkraut des Virgil, angeduftet von der Menthe und dem Serpyllum, welches überall wuchert, und dort lesen wir den Horaz, oder was wir sonst mit uns genommen haben. Die Menthe ist das wahre Campagnakraut; das ganze Gefilde von Rom duftet

von ihr. Wenn ich fern bin in Toscana, oder in Oberitalien, und irgendwo auf dem Feld Menthe finde, so erweckt mir ihr Duft immer die heißeste Sehnsucht nach der Campagna von Rom.

Sollte man glauben, daß mitten unter der Fülle von Producten das Landvolk arm sei? Ueberblickt man diese Gegend, so scheint sie ein Eldorado glücklicher Bewohner zu sein; aber lebt man mit diesen, so tritt uns aus dem Paradies der Natur nur zu oft der hungerleidende Mensch entgegen. Alle diese Früchte (man kauft hier 20 Feigen, wie 20 Wallnüsse für einen Bajocco, und in guten Jahren für dasselbe Geld eine Flasche Wein), nähren den Landmann nicht; er würde verhungern, hätte er nicht das Mehl des türkischen Korns, das seine einzige Nahrung ausmacht. Die Schuld dieses Mißverhältnisses liegt an den agrarischen Zuständen. Von vornherein muß man wissen, daß der dortige Landbesitzer den vierten Teil des Ertrags dem Prinzen Colonna als Zins schuldig ist. Es ist der alte Fluch der Latifundien, welcher das Volk verarmen läßt; zwar gibt es wenige Landleute, die nicht einen kleinen Weinberg besitzen, aber er genügt nicht die Familie zu erhalten. Der Wucher ist unbeschränkt; selbst vom Aermsten werden zehn Procent genommen. Bei dem geringsten Unglück, bei Mißernten, wie sie nun schon seit Jahren auf einander folgten, verschuldet er. Borgt er Geld oder Getreide, so erdrücken ihn die Procente; der habgierige Reiche wartet auf den Augenblick der Not, um dem kleinen Besitzer sein Landeigentum für einen Spottpreis zu entreißen. Barone und Klöster werden reich, der Bauer wird ihr Vasall und ihr Winzer. Ich habe diese Zu-

ſtände viel zu beobachten Gelegenheit gehabt. In der Regel geſchieht der Verkauf alſo: es verkauft der Verſchuldete nur den Boden allein; die Bäume (gli alberi, worunter man auch die Rebſtöcke begreift) bleiben ſein, und indem er fortfährt den Weinberg zu cultiviren, genießt er für ſich entweder die Hälfte oder auch drei Viertel des Ertrags. Kaum vergeht ein Jahr, ſo erſcheint derſelbe Winzer vor dem Käufer ſeines Bodens und bietet auch die Bäume zum Verkauf an. Er wird nun zum Bauer ſeines Herrn, bewohnt mit ſeiner Familie den Weinberg, und hat für deſſen Cultur weiter zu ſorgen, indem er einen Anteil der Producte empfängt. Iſt dieſer auch gleich jenem des nunmehrigen Beſitzers, oder ſelbſt größer, ſo wird er doch fort und fort ſich in der Verſchuldung befinden, und einen nicht geringen Teil ſeines Gewinns dem Herrn vorweg abliefern müſſen.

Auf dem Weinberg meiner Padrona, einer durch ihre Rechtlichkeit geachteten Venetianerin, lebte unter ähnlichen Verhältniſſen eine Winzerfamilie von 8 Perſonen. Wie ſie mir ſagte, hatte ſie dieſe Menſchen, verarmt und im elendeſten Zuſtand in ihren Weinberg als Pächter geſetzt, ihnen Vorſchuß zur Bekleidung und zur Beſchaffung des Hausrats gegeben, und ſie in den Stand gebracht, ſich zu erhalten. Aber ſie lebten in ſo bitterer Armut, waren endlich durch Anſtrengung und ſchlechte Nahrung ſämmtlich fieberkrank geworden, daß wir ihnen die Lebensmittel aus dem Ort beſchaffen mußten. Erſt nach der Weinleſe haben ſie Ausſicht ſich für eine kleine Zeit Erleichterung zu geben, ſo lange nämlich das Geld hinreicht, welches ſie aus dem Verkauf des Weins gewinnen.

Der Wein spannt die Nerventhätigkeit an, aber er nährt nicht die Muskeln. Der Landmann trinkt ihn von der schlechtesten Sorte, einen Wein vom zweiten Aufguß; nun muß er Brod haben. Der Weizen ist zu kostbar; er pflanzt oder kauft die Polenta, das Mehl des türkischen Korns. Wie in der Lombardei und in den Marken bedeckt die Campagna von Latium die schöne Pflanze des orientalischen Korns, deren große goldgelbe Kolbe die Natur wie ein köstliches Juwel zu betrachten scheint, denn sie hat dieselbe mit neunfacher Einhülle umwickelt. Alles Landvolk genießt die Polenta, entweder als Brei, oder als Kuchen, Pizza genannt. Wenn ich jemand auf dem Weg fragte: was hast du heute zum Frühstück gegessen? so antwortete er: la pizza — was wirst du des Abends essen? la pizza. Ich habe sie selbst am Herde des Volks gegessen. Man bereitet sie so: der gelbe Mehlbrei wird zu einem Fladen geformt, und dann auf einem platten Stein über Kohlenfeuer gebacken. Glühend heiß wird der Kuchen verschlungen. Die ganze Familie sitzt um ihn her, und genießt in ihm ihre Malzeit. Abends gibt es einen Salat vom Felde mit Oel dazu, bisweilen eine Wassersuppe aus Cichorien und andern Kräutern oder Gemüsen bestehend. Oft fehlt das Oel, wie es in diesem Jahr fehlen wird, wo die Oelbäume, nachdem sie im verwichenen Jahr überreich getragen hatten, auch die geringste Frucht versagen — ein Bild menschlicher Thätigkeit, oder auch des Glücks und aller Freude, welche flutet und ebbt.

Man kann sich denken, mit welcher Aufregung das Landvolk der Ernte des türkischen Korns entgegensieht. Am Ende des Julius wölbt sich die Kolbe an der Pflanze,

dann verlangt sie Regen. Es fiel keiner; eine glühend heiße Luft lag auf der Campagna. Das Volk geriet in Angst; man beschloß den Himmel um Regen anzuflehen. Tägliche Processionen am Nachmittag; indem sie mich an die heidnischen Gebräuche erinnerten, an jene Rubigalischen Feste, an den Regenstein des alten Rom, den man auf der Via Appia umhertrug, an das votisque vocabitis imbrem, konnte ich sie nicht ohne Erstaunen betrachten. Es ist wahrhaft befremdend, sich unter einem Volk zu befinden, welches noch in unsrer Zeit den naiven Glauben hegt, daß die unerschütterlichen Gesetze der Natur durch Gebet und Geschrei um Gnade können aufgehoben, verändert oder beschleunigt werden. Jeden Abend zogen die Frauen Genazzano's durch den Ort, paarweise, mit ihren roten Kopftüchern, welche schleierartig herabfallen, und stets getragen werden wenn das Weib die Kirche betreten will; vor ihnen die Geistlichkeit mit einem Heiligenbild. Erreichten sie murmelnd und singend den Hauptplatz, so schrieen sie mit einer an Raserei gränzenden Inbrunst drei- und mehrmal: Grazie, Grazie, Maria! und dieser Schrei, von hundert und aber hundert hellen Stimmen zugleich ausgestoßen, hallte in den Lüften wieder. Et Cererem clamore vocant in tecta (beim Virgil). Jeden Tag ein anderer Heiliger: aber einer war tauber oder trockener als der andere. Meine Wirtin — sie war bis zu einem gewissen Grad aufgeklärt und besaß obenein kein mit Mais bepflanztes Ackerland — sagte eines Abends, da wir am Tisch saßen und plötzlich vor unsrer Thür jenes rasende Geschrei Grazie, Grazie, Madonna! erschallte: warum sturbiren sie doch die Heiligen im Himmel?

sie werden sie so lange quälen bis sie böse werden und gar nicht regnen lassen! Ich selbst war von dieser fieberhaften Aufregung angesteckt, und wünschte sehnlich den Regen herbei; ja, ich besuchte die Maisfelder alle Tage; sie waren dem Verschmachten nahe. Endlich trug man Sanct Antonius von Padua in Procession umher; indem man ihn nach jenem Kloster San Pio brachte, predigte ein Augustiner von der Treppe desselben, unter Fackelschein, während alles Volk die Straße bedeckte, und Zuhörer selbst auf die Bäume geklettert waren — eine sonderbare Scene: der gesticulirende Mönch, das Heiligenbild, die schwarzen Kreuze, die weißen Sottanen der Chorknaben, die roten Schleier der Weiber, grelle Streiflichter der Fackeln, dunkle Bäume, und die herrlichste Bläue über so mächtiger Landschaft; und alles dies, um Regen vom Himmel herabzuziehn. Endlich bewölkte sich am dritten Tag der Himmel; es donnerte und ein tropischer Regen entstürzte mit heftiger Gewalt.

Es scheint daß die Götter, oder die Heiligen, welche nun ihre Stelle vertreten, nichts schenken, ohne ein Opfer zu verlangen. So geschah es hier; mit dem Regen kam eine Wolkentromba, ein herrliches Phänomen, welches ich reitend beobachtete; es zog von den Volskergebirgen, blauschwarz, über das Tal, und indem es zerplatzte, verwüstete es durch Hagelgüsse einen Strich von Weinbergen. Alle Nachmittage Gewitter in den Bergen, Wolkenbrüche, Donnerschläge und Blitze. Dann läutet man mit allen Kirchenglocken, aus Angst. Eines Tags bewegte sich der Ort, alles Volk strömte auf die Gassen; es hieß, vier Personen seien vom Blitz erschlagen worden. Das Gerücht

bestätigte sich. Man brachte die Todten in ein Winzerhaus, wo die Polizei durch 24 Stunden lang Wache hielt. Am folgenden Tag stieg das wollöbliche Gericht auf die Esel, und der medichino, der kleine Doctor, und der Chirurg mit ihm, die Section zu vollziehen. Diese Todten waren zweifelsohne vom Blitz erschlagen. Gegen die Nacht holte man sie herein; sie lagen auf einem Karren, bedeckt mit schwarzen Teppichen; ihnen vorauf ging die Geistlichkeit mit Kreuzen, und es begleitete sie die Todtenbrüderschaft in schwarzen Mänteln, Windfackeln in den Händen. Der Anblick war ergreifend. Das Volk harrte draußen vor dem Tor. Als der feierliche Zug mit dem Gesang des Todtenpsalms heraufkam, und das Tor erreichte, streckten alle in unsäglicher Aufregung die Hände empor, und stießen ein Klagegeheul aus, so wild, furchtbar und ängstigend, daß es auch das härteste Gemüt würde erschüttert haben. Die vom Blitz Erschlagenen werden nämlich mit Scheu betrachtet, als von Gott hingeraffte Wesen, von denen man nicht weiß ob sie zur Verdammniß bestimmt seien. Da rissen sich Verwandte, Frauen und Kinder aus der Menge los; ein Weib rang in verzweifelter Anstrengung mit den Umstehenden, welche es festhielten, willens sich auf die Bahre zu stürzen. Als nun die Leichen einzeln nach der Kirche gebracht wurden, wo sie auf dem Boden die Nacht durch liegen blieben, dieselben Scenen und dasselbe Klagegeschrei. Dies finstere Bild kann ich nicht mehr vergessen.

Die Gefühle dieses Landvolks drücken sich in primitiver Weise aus, und vielfach sind die einfachen Naturzustände hier bestehen geblieben.

Auffallend war mir stets die fast an den Orient erinnernde Zurückhaltung beider Geschlechter von einander. Es gilt dort der Grundsatz: Männer haben mit Männern, Frauen mit Frauen zu verkehren. Man findet es lächerlich, wenn der Ehemann seine Frau am Arm führt, und das Mädchen hält ihren Ruf für gefährdet, wenn sie von einem jungen Mann auf öffentlicher Straße angesprochen, oder gar von ihm des Wegs begleitet wird. Dem Geliebten wird nur der discorso gestattet, das heißt das Zwiegespräch am Fenster oder an der Hausthüre, jenes alte Liebesgeschwätz, die lenes sub noctem susurri des Horaz. Man bringt Serenaden auf der Guitarre; und oft hörte ich Schäferständchen von Gesang und klagenden Tönen der Sackpfeife, welche des Nachts melodisch und trauervoll die Luft durchschweben. In schönen Weisen singt das Volk hier die einfachen, langausgedehnten Ritornelli, und es ist angenehm im Weinberg Frage und Antwort zweier Liebenden zu hören, welche unermüdlich, wie die Cicaden des Sommers, sich singend zurufen.

Man heiratet hier sehr früh, der junge Mann von 21 Jahren nimmt ein Weib, das oft nicht mehr als fünfzehn Jahre zählt. Ein wirkliches Liebesverhältniß und Verkehr längerer Zeit (was man überall far amore nennt) ist eher bei dem gemeinen Mann, als bei den wolhabenden und höhern Ständen zu finden, wo die Heirat gewöhnlich ein Geschäft ist. Ich erlebte davon ein Beispiel. Ein junger Abate von 21 Jahren, Sohn einer begüterten Familie des Orts, ging mit dem Gedanken um in den weltlichen Stand zurückzutreten. Eines Tags kam ein Franciscanermönch von Civitella (die Fran-

ciscaner sind in jener Gegend die Mittler in allen Familienangelegenheiten) zur Mutter jenes Abaten, und sagte ihr: in dem Ort Pisciano befinde sich ein Mädchen von ungefähr achtundzwanzig Jahren, welches einen Mann suche; sie habe 1000 Scudi Mitgift, und sei aus der besten Familie. Wenn nun sie, die Mutter, zu dieser Partie zustimme, möge sie den Sohn befragen. Der junge und törichte Mensch ging auf den Vorschlag ohne Besinnung ein; er setzte sich am folgenden Tag in seiner geistlichen Kleidung aufs Pferd, und ritt nach dem Wohnort des Mädchens, um dasselbe zu sehen und sich mit ihm zu verloben. Nach geschlossener Verlobung ward der Schneider gerufen, aus dem geistlichen Rock einen weltlichen zu machen; die Schwester nähte in Eile ein Paar graue heiratsfähige, weltliche Hosen, und weil dem jungen Mann eine Weste fehlte, so schickte dessen Mutter in der Heimlichkeit zu mir, mich um eine solche für ihren Sohn zu ersuchen. Also ausgerüstet, präsentirte er sich zum zweitenmal seiner Braut in einem Winzerhaus, wo der Ehecontract gezeichnet wurde. Nach Verfluß von drei Wochen kam sie in einem Wagen angefahren, zwei große Säcke voll von Kupfermünzen mit sich führend, und es wurde die Trauung auf der Stelle vollzogen. Der junge Ehemann hatte seine Lebensgefährtin vor dieser Zeit nur zweimal, und dies nur auf Stunden gesehen. Ein Stübchen im Hause der Eltern war dem Paar eingerichtet, oder vielmehr nur ein kolossales Ehebett darin aufgestellt worden, sonst aber hatte dieses Ereigniß keine Veränderung hervorgebracht.

Ich will bei dieser Gelegenheit einer sonderbaren Sitte

Latiums nicht vergessen. Eines Abends erhob sich auf dem Platz der Stadt ein fremdartiges und ohrenzerreißendes Getöse von allerhand nicht bestimmbaren Instrumenten; ich trat hinaus, und fand die große wie die kleine Jugend Genazzano's vor einem Hause versammelt, wo sie allem Anschein nach eine Katzenmusik darbrachte. Nie, selbst nicht auf deutschen Universitäten, hörte man eine genialer erfundene Disharmonie von Instrumenten. Denn diese stießen schauderhafte Töne aus der gewölbten Meermuschel, die aus dem Kuhhorn, jene klapperten mit Winzermessern, Spaten, eisernen Pfannen; dieser hielt ein Bündel von altem Eisen an einem Faden, welches er mächtig schüttelte, und jener rasselte über dem Straßenpflaster mit einer alten Casserole, die er im Halbkreis an einem Strick hin und her schleifte. Ihrer zehn oder zwölf läuteten mit Kuhglocken auf das allervergnüglichste. Sagt, so fragte ich einen Herrn, welcher dem lärmenden Haufen lachend zuhörte, was bedeutet dieses sonderbare Wesen? In dem Hause dort, so antwortete er, wohnt ein Wittwer, welcher eben geheiratet hat; man bringt ihm die Scampanellata. So heißt der ziemlich barbarische Gebrauch von dem Ausläuten der Kuhglocken. In ganz Latium herrscht diese alte Sitte, einem Ehepaar, dessen einer oder der andere Teil vorher verwittwet war, durch drei Abende vor dem Haus eine Katzenmusik zu bringen. Und so thaten sie's dreimal in Genazzano, indem sie nach vollbrachtem infernalischem Spectakel durch den Ort zogen, voran auf einer Stange eine Kürbiß-Laterne tragend, und es setzte die Procession ungestört durch alle Straßen diese höllische Musik fort, nicht anders als zöge eine Schaar von Dä-

menen und Teufeln, die Nacht durchschwärmend, durch dieses friedliche Städtchen.

Denn friedlich ist Genazzano wahrlich, und es scheint daß seine Bewohner, sanftmüthiger und auch abergläubischer als die Nachbarn, diese Gemüthsart der Bedeutung des Orts mit verdanken, welcher ein so berühmter Wallfahrtsort ist, daß seine reiche Kirche heute in Latium die Stelle des Tempels der Fortuna von Präneste und jener von Antium vertritt. Ich habe das berühmte Fest der Madonna von Genazzano am 8. September mit erlebt, und kann daher davon erzählen. Vorher jedoch berichte ich von der fabelhaften Geschichte ihres Bildes, welche ein Seitenstück zu der Sage vom heiligen Hause zu Loreto ist.

In Scutari in Albanien erschien in derselben Zeit, als die Santa Casa von Nazareth nach Loreto durch die Luft getragen wurde, ein heiliges Bild der Muttergottes, sei es vom Himmel herab, oder aus einem unbekannten Ort, vor den Türken flüchtig. Man nannte es die Madonna del buon' Offizio, d. h. vom guten Dienst. Nun geschah es, daß im Jahr 1467 zwei Pilger, welche den Türken entweichen und nach Italien gehen wollten, vor dieses Heiligenbild traten, um für ihre Wanderung Schutz zu erflehen. Aber zu ihrem Erstaunen sahen sie an Stelle des Bildes eine weiße Wolke, und diese sich gegen Abend fortbewegen. Sie folgten ihr bis an die Küste des adriatischen Meers, und weil das Gewölk seine Reise über Meer fortsetzte, überschritten auch die Pilger trockenen Fußes die Wellen, weiter und weiter nachfolgend, bis die glänzende Wolke in der Nähe Roms ihren Blicken verschwand. Hier hörten sie alsbald, es sei in Genazzano

ein Bild der Madonna erſchienen; ſie eilten nach dieſer Stadt, und fanden hier das Bild von Scutari wieder.

Seit dieſer Zeit begann die Madonna von Genazzano, welche „vom guten Rat“ genannt wurde, Wunder zu thun; eine Kirche wurde ihr erbaut, nebſt daranſtoßendem Kloſter; es ſetzte ſich der Orden der Auguſtiner in Beſitz dieſer wunderthätigen und heiligen Revenue, welche nicht minder, wenn nicht mehr, einträglich iſt als die Madonna des Auguſtinerkloſters von Rom. Denn dieſe Gottheit von Genazzano genießt durch ganz Latium eines Rufs, welcher dem alten Orakel der Heiden völlig gleichkommt. Zweimal im Jahr, im Frühling und im Sommer, wird ihr Feſt gefeiert, und alſo eine doppelte Ernte von Opfergaben gehalten; nicht zu zählen ſind außerdem ſonſtige Geſchenke an Geld und Koſtbarkeiten, welche Opfernde darbringen. Und weil auch der ärmſte Landmann ſein Scherflein auf den Altar des Bildes niederlegt, ſo darf man ſagen, daß dieſe eine Madonna die ganze lateiniſche Campagna ſo gut beſteuert, wie der Staat ſelbſt es thut. Man ſagte mir, daß die Opfergaben durch Genoſſenſchaften aufgebracht werden, welche in der Campagna beſtehen; jeder Teilnehmer legt in die gemeinſchaftliche Kaſſe monatlich 5 Bajocchi, und ſo geſchieht es, daß eine wandernde Compagnie bisweilen 100 Scudi mitbringt. Die jährliche Rente der Wallfahrtskirche ſchätzt man auf 7500 Thaler.

Das Bild ſteht in einer ſauber geſchmückten Kirche, in einer Capelle, welche Lampen erhellen. Den unmittelbaren Zutritt verwehrt eine Umſchirmung von Eiſenſtäben, und auch ſonſt iſt es für gewöhnlich mit einer

Decke von gelber Seide verschleiert. Man rühmt von ihm, daß es, von Engeln durch die Lüfte getragen, auch in jener Kirche nicht ausruhe, sondern von unsichtbaren Händen schwebend erhalten werde. Ich sah es mehrmals enthüllt, konnte indeß seinen überirdischen Zustand nicht erkennen.

Schon zur Vigilie des Fests kommen die Pilgerschaaren an; dann beginnt sowol der Ort als die ganze Landschaft sich schön und seltsam zu beleben, und die Luft vom Gesange der Litaneien unabläßig zu erschallen. Alle Straßen zieht es entlang, bunte Schwärme, doch geordnet; sie kommen von den Abruzzen, aus dem Sandalenland, von Sora, vom Liris her, und die meisten eben aus dem ganzen Gebiet der lateinischen Campagna. Es scheint sich das Fest des Jupiter Latialis vor unsern Augen zu erneuern, so viele sind dieser Tausende, die heranziehen, so verschiedenartig ihre Kleidung und ihr Dialekt. Sie mit dem dunkeln Gesang des „Ora" von den Hügeln herabwandern zu sehen und zu hören, in so großartig stilisirter Landschaft, dort die breite Straße herab, hier am Fluß entlang, auf Feldpfaden, und drüben und dorten wieder und wieder andere Pilgerschaaren in bunten, roten, grünen und blauen Farben, die hohen Pilgerstäbe (bordoni) in den Händen, ist ein Schauspiel, welches dem Künstler, dem Poeten oder dem Historiker gleich merkwürdig sein wird.

Ich war hinausgeritten an dem Tag da die ersten Schaaren ankommen sollten, um mir für die geschichtliche Anschauung des Mittelalters diese große und alte Scene zu gewinnen. Die Comarca von Rom, in welcher noch

Genazzano liegt, endigt zwei Millien weit oſtwärts von der Stadt an einem Arm des Sacco, über welchen eine ſteinerne Brücke, der Ponte Orſini führt, ehedem berüchtigt als Räuberſtation. Jenſeits beginnt die Legation von Froſinone. Hier ſenken ſich Hügel gegen den Fluß, ſanft und anmutig niederſteigend, und vor den Augen entfaltet ſich das herrlichſte Gemälde der Ebene, der Volskerberge, der Serra, und der Höhen von Olevano, zu deren Füßen im Vorgrund ſchöne Baumpartien die Landſchaft kraftvoll durchgliedern. An jener Brücke iſt es ein paſſender Ort, die Pilger zu erwarten; indem ſie mit ihr das Weichbild des Wallfahrtsorts betreten, halten ſie dort eine kleine Raſt, und ſie überſchreiten ſie mit inbrünſtigem Chorgeſang und auf den Knieen rutſchend. So ſah ich ungezählte Schaaren die Brücke paſſiren; die Weiber knieend an der einen, die Männer knieend an der andern Seite derſelben. Als Chorführerin diente häufig eine alte Frau, und ſie erhob, wenn ſie das Ende der Brücke erreicht hatte und nun aufſtand, ein helles „Evviva Maria!“ worin der Chor einſtimmte. Dann zog die Proceſſion weiter, und obwol ſie der anhaltende Geſang mochte ermüdet haben, hob doch wieder entweder ein Mann oder ein Weib die Litanei zu ſingen an. Dieſer einförmige Geſang, einfachſter Ausdruck des religiöſen Gefühls in der klagenden Tonart des Volks, und hin und her ſtrömend wie das monotone Rauſchen der Wellen, übt eine bezaubernde Gewalt auf die wandernden Menſchen aus. Die Proceſſion ſcheint ſich in dieſer trauervollen Harmonie ruhig und ſicher fortzutragen. Sie ſcheint ſie wie ein ſittliches Element zu durchdringen, und

sowol die Schritte der Füße wie die Empfindungen der Seele zu leiten, indem sie dieselbe beständig auf das Wanderziel gerichtet hält. Ich habe bei allen jenen Zügen bemerkt, daß die Pausen nach dem Gesang auffallend kurz waren, und daß, wenn sich durch das Schweigen die Gemüter herabspannten, und die Wandernden durcheinander zu reden begannen, die Chorführerin sofort wieder den Gesang erhob.

Eine Wallfahrt wird selbst auf denjenigen, der sich nicht zu der Kirche bekennt mit welcher sie zusammenhängt, einen Reiz ausüben, zumal wenn die Illusion nicht durch die Uebel gestört wird, die von einem gemischten Wanderzug immer unzertrennlich bleiben. Ihrer sind weniger bei den Wallfahrten im Süden, als bei denen im Norden; der heitere Himmel, die Nüchternheit und Bedürfnißlosigkeit des Südländers entfernen von selbst viele Unordnungen; die Schönheit der Form, in welcher die südliche Procession auftritt, die herrlichen Costüme der Frauen, ihre Wolgestalt und natürliche Grazie erhöhen sie, und scheinen sie der Gemeinheit zu entrücken; endlich findet die Sitte in dem angebornen Tact des Wolanständigen, welcher dem italienischen Volk eigen ist, ihre beste Schutzwehr. Unter all diesen Tausenden, die mir vorübergingen, unter allen Processionen, denen ich mich bei der Rückkehr nach vollendetem Fest anschloß, streckenweise mitwandernd, um das Volk, sein Vaterland, seine Gestalt und Sprache kennen zu lernen, bemerkte ich nie einen Zug von Rohheit.

Man denke ferner, daß dieses Volk, in solcher Form des religiösen Lebens erzogen, nichts höheres hat als eine

Wallfahrt nach einem ſeiner Heiligtümer. Wenn es ein langes Jahr in Mühe geduldet, und alle ſolche Schickſale und Verſchuldungen ſich jahrdurch ihm aufgehäuft haben, welche ſeine moraliſche Welt verwirren und ſein Gemüt belaſten, dann greift es für ein paar Feſttage nach dem Wanderſtab. Von ſeiner harten Scholle in den Bergen ſich lostrennend, und von ſchwerer Arbeit ausruhend, bewegt es ſich einmal wieder und fühlt ſich frei in Gemeinſchaft ſeiner Dorf- und Stadtgenoſſen, mit denen es ein gleicher Zweck vereinigt.

Und da wandern ſie den Sacco entlang, und von den Hügeln herab, come i grù, che van cantando lor lai, wie die Kraniche, die ihre Lieder ſingend ziehn. Es zieht das Mittelalter vorüber; ich gedachte jener Schaaren von Wallfahrern, welche zum Jubeljahr nach Rom pilgerten, und mehr als einmal ſprach ich bei ſolchem Anblick jene ſchönen Verſe des Pilgerſonetts der Vita Nuova aus:

Deh! peregrini, che pensosi andate
Forse di cosa che non v'è presente,
Venite voi di si lontana gente,
Com' alla vista voi ne dimostrate?

Sie ziehen zu 10, 20, zu 50, zu 100 und mehr Perſonen. Jedes Alter erſcheint unter ihnen; der Greis wandert noch an demſelben Pilgerſtab, der ihn wol ſchon fünfzigmal die Straße geführt hat, und vielleicht zieht er ſie heute zum letztenmal; es wandert die Matrone mit ihren Enkeln; die blühend ſchöne Jungfrau, der rüſtige Jüngling, der Knabe; ſelbſt der Säugling wandert mit

auf dem Kopf seiner Mutter. Denn so sah ich in einem dieser Züge ein junges Weib daherschreiten, welches auf dem Kopf einen Korb trug, worin ein lachendes Kind lag, die Augen munter aufgethan, wie als freute es sich des schönen Sonnenscheins. Es tragen wol die meisten dieser Weiber einen Korb mit Mundvorrat, oder ein Bündel mit Kleidern auf dem Kopf, was die Schönheit der Erscheinung noch mehr erhöht. Wer nun gar von den Seelen den Schleier heben könnte, der würde die verdeckte Blutschuld neben der Unschuld gemeinsam pilgern, und Laster, Reue, Schmerz und Tugend im bunten Wechsel an sich vorüberschreiten sehen.

Es ist wie ein großer, schöner, doch ernster Maskenzug, was sich auf der herrlichsten Scene der Natur vorüberbewegt, in immer neuen Costümen und Farben, auch in verschiedenen Physiognomieen. Da kommen die von Frosinone, die Anagnesen, dort das Volk von Veroli, die Arpinaten, die von Anticoli, die von Ceprano, hier die Neapolitaner von Sora.

Seht die Schaar von Sora! olivendunkle Gesichter vom schönsten Oval! Die Frauen phantastisch aussehend, wie Weiber Arabiens; dicke Korallenschnüre oder goldene Ketten schlingen sich um den Hals, schwere goldene Ohrgehänge schmücken sie; ein weißes oder braunes Kopftuch mit langen Fransen umwölbt als tief herabhängender Schleier madonnenhaft Haupt und Nacken; der Busen ruht in einem weißen, in zahllose Falten zusammengezogenen, doch weiten und losen Hemde, das eine niedrige purpurrote Büste umschließt. Kurz ist das Kleid, die Farbe brennend rot oder blau, und der Saum ist

gelb. Und diese großen und dunkeln Augen, unter schwarzen kühngezogenen Brauen!

Die Pilger von Ceccano! Die Weiber in amarantfarbigen Miedern, mit langen Schürzen gleicher Farbe; das weiße Kopftuch mit weit nach hinten überhangendem Ende; in Sandalen gehend. Die Männer im Spitzhut, mit amarant'ner Jacke; ein Gürtel um den Leib, aus buntem Band geflochten.

Pilger von Pontecorvo! Die Weiber in purpurroten, schön verbrämten Kleidern; ein roter Kopfbund; prächtig und majestätisch.

Die Pilger von Filettino: schwarzes Sammtmieder; einfachste Gewandung; sauber und schön.

Ciociaren! Die Männer und Weiber vom Sandalenland! Vielleicht aus einem Ort bei Ferentino oder weiter hinweg von den neapolitanischen Gränzen des Liris und Melfa. Es ist ein Land schöner Bergwildnisse, welches von Ferentino aufwärts sich weit ins Neapolitanische erstreckt. Dort trägt das Volk die Ciocie, eine sehr einfache Fußbekleidung, wovon auch das Land la Ciociaria genannt wird. Ich fand schon vor Anagni dieses Schuhwerk im Gebrauch. Ein primitiveres läßt sich nicht erfinden, und vielleicht darf man sagen auch kein bequemeres. Wenigstens habe ich die Ciociaren aufrichtig darum beneidet. Der Schuh wird einfach aus einem viereckigen Stück der Esels- oder Pferdehaut hergestellt. Man bohrt Löcher in dieselbe, zieht einen Bindfaden durch, und umschnallt mit diesem Pergament den Fuß so, daß die Sandale nach der Fußspitze sich formt, und selber in eine gebogene Spitze ausläuft. Das Bein wird bis zum Knie

herauf mit grober grauer Leinwand fest umwickelt, und mit vielfachen Binden von Stricken oder Fäden umschnürt. So bewegt sich der Ciociare frei und bequem auf dem Feld und über den Felsen, wo er das Land gräbt (zappar la terra), oder als Hirt mit dem Dudelsack, in einen grauen kurzen Mantel, oder in Felle gehüllt, die Schafe und Ziegen treibt. Man sieht, jene Sandalen sind classisch, und Diogenes würde sie, wenn er nicht baarfuß ging, getragen, Chrysippus oder Epiktet in einer Abhandlung über die Bedürfnißlosigkeit des Weisen sie verherrlicht haben. Ist dies Schuhwerk wol hergerichtet, und zumal die leinene Beinschiene noch neu, so sieht es gut aus, aber schlecht und lumpen- oder bettelhaft, wenn sich diese Beinbekleidung zerfasert. Und da dies häufiger der Fall ist, gibt es dem Sandalenvolk den ausgeprägten Charakter der zerlumpten Armut, und sein Name wird mißachtend, ja bisweilen als Schimpfwort gebraucht. Als mir eines Tags ein Bürger von San Vito das schöne Panorama der Campagna zeigte, sagte er: Seht Herr, dort, dort liegt die Ciociaria, und er lächelte mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung.

Die Ciociaren tragen lange, brennendrote Westen und einen spitzen schwarzen Filzhut, an welchem selten eine bunte Feder, eine Schleife oder Blume fehlt. Ich fand unter ihnen, wie überhaupt in der Campagna von Rom, auffallend viele Menschen mit blonden Haaren und mit blauen Augen. Sie scheeren das Haar kurz am Hinterkopf wie die preußische Landwehr, und lassen an den Schläfen lange Büschel niederhängen. Noch einen grauen, zerlumpten Regenmantel, oder ein weißes oder schwarzes

Schafsfell hängen wir dem Ciociaren ult.r, und so ist der Sandalenmann fertig; aber eine Flinte geben wir ihm nicht in die Hand, sonst wird er als Räuber im Paß von Ceprano uns anfallen und zurufen: Facia in terra! und mit erstaunlicher Behendigkeit unsere Taschen ausleeren. Auch das Weib trägt die Sandalen, einen kurzen bunten Rock, eine bunte schräg oder quer gezogene Wollenschürze, ein weißes oder auch rotwollenes Kopftuch, und endlich den busto, das Hauptstück der weiblichen Kleidung überhaupt in ganz Latium. Dies ist das Mieder von steifer gesteppter Leinwand, hart wie ein Sattel, breit und hoch, und an Achselbändern auf den Schultern ruhend. In ihm wiegt sich und stützt sich die Brust, es scheint als Bollwerk die Tugend zu schirmen, als ein so gar fester Panzer umgibt es den Busen, doch lose und weit abstehend, so daß es gleichsam noch als Tasche dient.

Mit der Vigilie werden die Pilgerzüge häufiger; man hört bald nichts mehr, als den melancholischen Gesang der Processionen, welche eine nach der andern in der Stadt anlangen, die engen Straßen durchschreiten und nach der Kirche ziehen. Hier am Wanderziel angelangt, scheinen diese Menschen aller Müdigkeit zu vergessen; ihre Gesichtszüge beleben sich von Inbrunst und Exaltation. Sie werfen sich vor der Kirche auf die Kniee, die Hände an dem Pilgerstab gefaltet, ihre Bündel noch auf dem Kopf, und mit lautem Gesang singen sie die Litanei, dann erheben sie das gellende Geschrei: Grazie, Maria! Sie rutschen auf den Knieen die Stufen der Kirchentreppe empor; hie und da sieht man Weiber jede Stufe küssen

oder mit der Zunge belecken — ein ekelerregender Anblick, der dadurch nicht gemildert wird, daß man sich erinnert, wie auch Karl der Große in so bigotter Weise die Stufen des Sanct Peter hinaufrutschte.

Schreckenerregende Scenen fehlen nicht; ich sah einen Menschen wie einen Hund auf den Vieren schleppen; an einem Tuche wurde er so in die Kirche geführt, während er wie ein Wärwolf heulte. Man sagte mir in der That, daß er diese Krankheit des Wärwolfs habe, was man in Latium Lupomanaro nennt. Ich hörte ein Weib stundenlang vor dem Gitter der Marienkapelle heulen; man sagte mir, daß sie besessen sei.

Fortdauernd rutschen Pilgerzüge durch das Seitenschiff der Kirche vor jenes Eisengitter, singend, betend, und mit Ekstase um Gnade schreiend. Dieser Schrei „Grazie, Maria!" gellte mit schrecklicher Kraft, und die fieberhafte, ja rasende Inbrunst, mit welcher er ausgestoßen wird, machte mich tief erschaudern.

Die Lichter brennen; es ist Nacht geworden; die Pfeiler der Kirche werfen tiefe Schatten über den Boden und auf die Menschengruppen, während andere Gestalten in magischem Helldunkel sich herausheben, andere den vollen Lichtreflex empfangen. Schöne Scenen sieht man nun. Denn rings an den Säulen, um die Altäre, auf dem Marmorgetäfel des Bodens, vor den Capellen sitzen die müden Pilger in Gruppen beisammen, und ihre Costüme, der Wechsel der Lebensalter, der psychologische Ausdruck ihrer Gesichtszüge geben ein lebendiges Gemälde, welches zum Anschauen wie zum Nachforschen reizt.

An kleinen Tischen sitzen zu gleicher Zeit die Augustinermönche, Ablaßzettel oder Messen verkaufend, und sie scharren mit stumpfer Ruhe das Geld des Armen ein.

Vor der Kirche dieselben Gruppen auf der nackten Erde, und unabläßig neue Pilgerzüge, welche ankommen. Sie enden weder Nachts noch Tags; indem sie die ganze Nacht hindurch, welche dem eigentlichen Fest vorangeht, herbeiziehen, einer dem andern folgend, und die feierlichen Klänge des lateinischen Hymnus fort und fort die Stille durchschweben, verbreiten sie eine mystische Atmosphäre von tiefer Schwermut um den Ort. Und doch hat dieser religiöse Strom, welcher Tausende aus der Ferne in einem und demselben Zuge fortträgt, wieder etwas Beruhigendes, wie jede harmonische Bewegung der menschlichen Geister, selbst im Schmerz.

Der Ort konnte die Pilger nicht fassen. Als es tiefere Nacht wurde, sah man diese hartgewöhnten Menschen auf dem rauhen Steinpflaster allerwegen in Schaaren sich niederlegen. In allen Straßen, um die Brunnen, auf den Plätzen lagen sie, eine Nachtrast haltende Völkerwanderung im kleinen. Aber es ist ein altes Gesetz des Himmels, daß es regnet, wenn eine festtägige Menschheit beisammen ist, denn es gibt keinen größern Spötter als dieser Himmel ist, wenn er auf das seltsame Treiben der Menschenkinder herunter sieht. Und kaum lagen die Pilger — ein Knäuel von Hunderten — als Regen fiel. Jetzt Flucht, Verwirrung und Wehklagen, und das Zusammendrängen der Bedauernngswürdigen unter irgendeinem vorspringenden Dach oder der Halle eines Hauses. Und wie viele, ermüdet von der Wanderung, mochten obenein, sei

es aus Armut, sei es um des Gelübdes willen, ohne Speise geblieben sein!

Am Morgen des Festtags Gottesdienst, und Meßkram. Man verkauft goldenen Schmuck, Heiligenbilder und Rosenkränze; am Eingang der Wallfahrtskirche aber viele Hunderte von Fläschchen in Fingerhutgröße, welche Oel aus den Lampen enthalten, die vor dem Madonnenbilde brennen. Das Volk kauft sie begierig für einen Bajocco das Stück, als unfehlbares Heilmittel für alle Krankheiten.

Nachmittags Concert einer Musikbande, die niemals fehlende Tombola oder Lotteria, und am Abend Feuerwerk. Dann tanzen wol auch die Pilger fröhlich unter den Eichen des Parks; doch die meisten ziehen schon wieder heim, sobald sie ihre Gebete verrichtet und ihre Gaben dargebracht haben; und man sieht nun dieselben Menschen in geordneten Zügen, mit Gesang, hinauswandern, geschmückt mit den Sträußen von gemachten Rosen oder Nelken, welche im Süden bei solchen Festen verkauft werden. Auf dem Punkt der Straße, wo man Genazzano zum letztenmal erblickt, knieen sie nieder, und die Hände an den Pilgerstäben faltend, verrichten sie das stille Abschiedsgebet — eine Scene unter freiem Himmel, die mir von allen die schönste erschien; ich sah gern den Frauengestalten zu, wenn sie mit graziöser Bewegung niederknieten, die Augen nach dem Heiligtum gerichtet, von dem sie getröstet Abschied nahmen.

Auch wir verlassen Genazzano, um weiter nach Pagliano und Anagni zu reiten.

Pagliano, eine Stadt von 3700 Einwohnern, liegt sechs Milien von Genazzano entfernt, auf einem von Baumwuchs und Weingärten beschatteten Felsenhügel, welcher sich einzeln über der Campagna erhebt. Eine gute Straße führt dorthin, Maisfelder durchschneidend; man hat links neben sich die große Pyramide des Monte Serrone, welcher dieser ganzen Gegend einen grandiosen Charakter verleiht.

Noch angenehmer ist der Feldweg, wo man über Wildnisse bequem fortreiten kann, bis man den Felsenhügel erreicht. Auf seinem Gipfel steht die kleine, aber starke Festung, ehedem wichtig und oft bestritten, zumal in den vielen Campagnakriegen, oder in jenen Fehden, welche die Colonnesen mit den Päpsten geführt haben. Hoch und steil, ist sie schwer mit Geschütz zu dominiren. Gegenwärtig dient sie zum Bagno oder Gefängniß von mehr als 200 Galeoten, welche eine Abteilung päpstlicher Jäger bewacht. Die Stadt selbst liegt unter dem Castell, um welches sie einen Ring bildet. Die Straßen sind enge, die Häuser schwarz und unansehnlich, wenn man wenige palastähnliche Gebäude ausnimmt; nirgend wird man anderer Regsamkeit gewahr als jener der Landleute, die aufs Feld ziehen oder von ihm heimkehren.

Nur der Palast der Colonna, deren eine Linie sich von Pagliano nennt, und der Hauptzweig des berühmten Geschlechts geblieben ist, kann uns hier beschäftigen. Er ist ein schönes Gebäude aus schwärzlichem Tuf, in regelmäßigem Viereck gebaut, von nur zwei Stockwerken Höhe, aber geräumig, und gleich am Eingang der Stadt auf dem Rand des Hügels gelegen, von wo man der köst-

lichen Aussicht nicht satt werden kann. Der elegante Stil gehört dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, in welchem der Palast muß restaurirt worden sein.

Wenn man die berühmten Personen der Familie Colonna kennt, und weiß wie tief dieses Herrschergeschlecht in die Geschichte Roms und Italiens eingegriffen hat, so wird man ihren Sitz von Pagliano mit nicht geringem Interesse betreten. Es ist daher passend, hier von der Geschichte dieser Familie wenigstens die Umrisse anzugeben, um dem Leser ihre hervorragendsten Persönlichkeiten ins Gedächtniß zu rufen.

Neuerdings hat sich der Römer Antonio Coppi, als Fortsetzer der Annalen Muratori's rühmlichst bekannt, durch seine „Memorie Colonnesi" (Rom 1855) um die Geschichte des Hauses Colonna und des römischen Mittelalters verdient gemacht. Dieses Buch liefert gute Materialien, und verdankt sie dem Hausarchiv der Colonnesen. Coppi, wie dem andern Geschichtschreiber dieses Geschlechts, dem Grafen Litta von Mailand, stellte Don Vincenzo Colonna von Rom dies Archiv zur Verfügung.*) Unter den Geschichten der Adelsgeschlechter, deren es in Italien so viele gibt, daß sich mit ihren Annalen Bibliotheken anfüllen, verdienen die Denkwürdigkeiten jenes Hauses um ihrer historischen Wichtigkeit willen die größte Beachtung. Unruhig, kriegerisch und ehrgeizig, diente es als ein beständig bewegendes Princip in der Geschichte der Stadt

*) Der ehrwürdige Greis Don Vincenzo Colonna starb im October 1867 im Schloß zu Marino. Ich verdanke ihm die jahrelange, völlig unbeschränkte Benutzung jenes Archivs und mancherlei Aufklärung über römische Verhältnisse.

Rom. Reich geworden durch den Besitz von Gütern, konnte es doch nicht wie andere und jüngere Geschlechter, zumal im Norden Italiens, zu einem selbständigen Fürstentum gelangen, weil seine Besitzungen im Gebiet der Päpste lagen; daher ewiger Krieg mit diesen und die Anhänglichkeit an die römischen Kaiser. In Waffen ist dies Haus größer und berühmter gewesen als in Thaten des Friedens, wenngleich es einen Papst, Martin V., welcher das Schisma beendigte, und viele Cardinäle unter seinen Söhnen zählt. Cultur und Wissenschaft verdanken ihm im ganzen nicht viel; der Name Colonna verstummt in dieser Beziehung in Rom vor einzelnen, zum Teil fremden Päpsten und ihren Familien, die zu nennen überflüssig ist. Nur vorübergehend sind einzelne Erscheinungen in diesem Hause, welche mit der Blüte der Wissenschaften und Künste zusammenhängen, wie Petrarca's Verhältniß zum alten Stephan Colonna und dessen gebildeten und ritterlichen Kindern, und wie endlich die gefeierte Dichterin Vittoria Colonna, Zeitgenossin jener beiden schönen Frauen Julia Gonzaga und Johanna di Aragona, welche in dieses Haus hineingeheiratet hatten.

Der Ursprung der Familie ist ungewiß, aber wol stammt sie von jenen Grafen von Tusculum, welche im zehnten Jahrhundert Rom beherrschten. Nach dieser Ansicht wäre als Stammvater der Colonna der Markgraf Alberich, Gemal der berüchtigten Marozia, anzusehen, welcher im Jahre 924 starb, und von dessen Nachkommen fünf den Stul Petri fast ununterbrochen besessen haben. Der Name Colonna tritt indeß erst am Anfang des zwölften Jahrhunderts auf, mit Pietro de Columna, von dem

wir schon geredet haben. In dieser ersten Periode des Geschlechts finden wir die Städte Colonna, Zagarolo und Monte Porzio in seinem Besitz. Ob nun die Colonnesen jenes alte Haus der Grafen von Tusculum, welches mit der Zerstörung dieser Stadt durch die Römer (1191) verschwand, wirklich fortsetzten oder nicht, gleich viel, sie kamen von jenen Bergen, und zogen sich weiter und weiter in die Campagna hinüber; sie reichten von Monte Fortino, das heißt vom Volskergebirg, bis zu dem Aequer- und Hernikergebirge, selbst bis in die Sabina; Palestrina wurde ihr Hauptsitz, und sie eigneten sich alles umliegende Land an.

Im dreizehnten Jahrhundert begann ihre Macht und ihr größerer Einfluß in Rom, wo sie seit alten Zeiten einen Palast neben der Kirche Santi Apostoli, in der Region Via lata besaßen. Cardinäle dieses Hauses spielen in jenem Säculum eine große Rolle, und die Geschichte der Hohenstaufen nennt die Colonnesen als eifrige Ghibellinen in Rom. Wer endlich kennt nicht den Antheil, den sie am Sturz Bonifacius' VIII. hatten?

Im vierzehnten Jahrhundert, in der Zeit des Exils der Päpste in Avignon, stritten sie um die Herrschaft der Stadt mit den mächtigen Orsini, seither ihren geschwornen Widersachern und Freunden der Päpste. Damals glänzte Stephan der ältere als ihr Haupt. An ihn richtete Petrarca Sonnete und Briefe.

In demselben Jahrhundert trennten sich die Linien von Palestrina und von Pagliano.

Im fünfzehnten vergrößerte sich die Macht des Hauses durch die Gunst des Königs Ladislaus von Neapel; ferner

durch Johanna II., und endlich durch den Umstand, daß Otto Colonna als Martin V. den päpstlichen Stul bestieg. Seit dieser Zeit erlangten die Colonnesen viele Lehen auch im Königreich Neapel, zumal das Herzogtum der Marsen (wovon ihr Titel Marsorum Dux) und die Grafschaft Celano, zusammen 44 Städte und Castelle.

Zur Zeit Sixtus' IV. waren sie im Krieg mit dem heiligen Stul; Girolamo Riario, Neffe jenes Papsts, belagerte Pagliano, ohne es jedoch zu erobern, da der Papst plötzlich starb. Nicht minder führten sie mit Alexander VI. Krieg, und es vergingen überhaupt wenige Jahre, ohne daß die Campagna verheert wurde. Hier war es der Zweig von Pagliano, welcher alle bedeutenden Männer in sich faßte. Ich nenne nur Fabricius, den ersten Connetabel aus dieser Familie, und seine zwei Kinder Ascanius (1522—1553), Gemal der Giovanna di Aragona, und Vittoria, Gemalin des Marchese von Pescara, Fernando d'Avalos. Ascanio's Sohn war Marcantonio, berühmt als einer der Sieger von Lepanto. Welchen Anteil schon vorher Pompeo Colonna an dem Unglück Clemens' VII. und dem „Sacco di Roma" hatte, ist allen bekannt, welche von jenen Ereignissen irgend gelesen haben.

In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts drohte den Colonna großes Unheil, da sie, mit Paul IV. zerfallen, von diesem leidenschaftlichen Papst ihrer Besitzungen, wie zur Zeit Bonifacius' VIII., beraubt wurden. Das geschah durch eine Bulle vom 4. Mai 1556. Pagliano erhob er hierauf zu einem Herzogtum, und verlieh es seinem Neffen Johann Caraffa, demselben, welcher bald

darauf die eigenmächtige Hinrichtung an ſeiner Gemalin vollzog. Marcantonio, das Haupt der Colonneſen, vertheidigte ſich, und in Gemeinſchaft mit dem Herzog Alba durchzog er die Campagna, ſeine Städte wieder zu gewinnen. Dies iſt der berühmte Krieg Paul's IV. mit dem König von Spanien, welcher auch der Campagnakrieg genannt wird. Er wurde im Jahr 1557 durch den Frieden zu Cave (bei Genazzano) unter Vermittlung Alba's und des Cardinals Carl Caraffa beendigt. Aber erſt nach dem Tode Paul's gewann Marcantonio ſeine Güter wieder; jene die ſie ihm entriſſen hatten, fanden ein ſchreckliches Ende: Johann, Herzog von Pagliano, wurde in der Torre di Nona zu Rom enthauptet, und der Cardinal Caraffa in der Engelsburg erwürgt.

Marcantonio iſt mit Recht der letzte große Colonna zu nennen. Er wurde in Pagliano begraben im Jahr 1584. Seither änderten ſich die Zeiten; die Barone führten mit den Päpſten keine Kriege mehr; ihr Beſitzthum ſchmälerte ſich durch Verkauf, zu dem ſie aus Verſchuldung gezwungen wurden. Der Ruhm von Lepanto war koſtbar. Don Vincenzo ſagte mir, daß Marcantonio aus dem Vermögen des Hauſes eine Million für jenen Krieg hingegeben hatte, und daß ſich die Familie ſeither nicht mehr erholte. Schon 1622 verkaufte ſie ihre uralten Beſitzungen Colonna und Zagarolo; im Jahr 1630 ſogar Paleſtrina, wo nun die Barberini Herren ſind. Das Haus ſank von ſeiner Größe für immer herab, doch beſteht es noch im Zweige von Pagliano fort, deſſen Haupt gegenwärtig iſt Giovanni Andrea, Gemal der Iſabella Alvarez von Toledo. Von Rom hat es ſich indeß

nach Neapel hinübergezogen, wo die Colonna in der Regel leben. Die größere Zahl ihrer Feuda liegt auch dort; Philipp III. Colonna († 1818) besaß im Kirchenstaat 27, im Königreich Neapel 62, in Sicilien 8 Lehen, zusammen mit 149,403 Vasallen. Die Güter im Kirchenstaat sind folgende: Anticoli, Arnara, Castro, Cave, Ceccano, Collepardo, Falvaterra, Genazzano, Giuliano, Marino, Morolo, Pagliano, Patrica, Piglio, Posi, Ripi, Rocca di Papa, San Lorenzo, Santo Stefano, Sgurgola, Serrone, Sonnino, Supino, Trivigliano, Vallecorsa und Vico.

Die Feuda waren Majorate, und der größere Teil der Güter blieb fideicommissarisch, je nach den örtlichen Gesetzen. Aber die französische Revolution änderte dies System. Im Königreich Neapel wurde die Lehnsgerichtsbarkeit im Jahr 1806, in Sicilien 1812 abgeschafft; im Kirchenstaat verzichtete der größere Teil der Barone darauf im Jahr 1816, nach dem Beispiel des Prinzen Colonna. In Neapel wurden die Fideicommisse teilweise abgeschafft im Jahr 1807, und gänzlich im Jahr 1809. Zur Zeit des Todes Philipp's III. waren sie in Sicilien (wo sie am 2. August 1818 aufgehoben wurden) noch in Kraft, und ebenso im Kirchenstaat, wie sie es noch gegenwärtig sind. Deshalb wurde die Nachfolge nach den verschiedenen Gesetzen geregelt, und das väterliche Erbe geteilt.

Philipp, der Abkomme Marcantonio's in gerader Linie, hinterließ nur drei Töchter, Maria (vermält mit Giulio Vante della Rovere), Margareta (vermält mit Giulio Cesare Rospigliosi), und Vittoria (vermält mit Francesco Barberini); den Stamm pflanzte sein Bruder Fabricius fort.

Dies ist was ich von einem so berühmten Geschlecht

habe berichten wollen, ehe ich den Leser in den Palast von Pagliano führte. Aber dieses Schloß, einst durch Pracht und Glanz belebt, ist heute, wie hundert andere Baronalschlösser Italiens, nur ein ödes und stilles Haus, durch welches ein mürrischer Castellan den Besucher führt, leere Wände zeigend, und bedauernd, daß die alte schöne Waffensammlung der Familie, Trophäen von vielen Schlachten, nicht mehr vorhanden, und daß die kostbaren Gemälde verkauft oder anderswohin fort gebracht seien.

Mit Vergnügen durchwandern wir alte Adelsschlösser, wo jetzt die Stammbäume als dürre Pflanzen an der Wand hängen, und die Tapeten zerfasern wie die Diplome, welche der Vasall endlich zerrissen hat. Wie gespensterhafte Schatten erscheinen noch einige geschwärzte Ahnenbilder, in vergoldeten Rahmen, Porträts von Kriegern oder Cardinälen, und von schönen Frauen, deren Stuartkragen ihr Zeitalter kenntlich macht. Freilich fand ich ihrer wenige, kaum dreißig Porträts, von denen mir der Castellan nichts zu sagen wußte. In seinem Kopfe sah es noch wüster und leerer aus als im Palast seiner Herren, und alle Erinnerungen der Vergangenheit waren im Bewußtsein dieses modernen Menschen ausgelöscht. Was hätte ich nicht gegeben, vermochte er mir jene schöne bleiche Frau mit dunkelschwarzen Augen zu bezeichnen, gehüllt in eine rote Sammetrobe! Doch war's am Ende nur ein Name, ob Felice Orsini, oder Lucrezia Tomacelli, oder Diana Paleotti, gleichviel. Oder war es jene unglückselige Herzogin von Pagliano selbst, deren tragisches Ende einen der seltsamsten Romane jener Zeit bildet?

Sie fand ihren Tod nicht in diesem Palast, sondern in einem andern Schloß ihres Gemals.

In der kleinen Gallerie fehlt nicht das Porträt eines Astrologen, den wir uns einmal gewöhnt haben als spiritus familiaris in jedem großen Adelsschloß der Vergangenheit zu denken, mit langem, weißem Bart und in weitem Sammettalar. Solche Tracht stimmt gut zu der gediegenen und schwerfälligen Einrichtung mittelaltriger Paläste, worin heute unser französischer Leibrock nebst Glacehandschuhen so überaus lächerlich erscheint. Der Sterndeuter, dessen Bildniß ich betrachtete, war Nicolaus Colinus de Paliano, Astrologus Insignis, wie die Inschrift sagt.

In andern Zimmern findet man die Wände mit Ansichten von Städten und deren Planen geschmückt, wie von Madrid, Paris, Venedig, Florenz und Genua.

Die Säle sind von mittelmäßigem Raum, und ländliche Zimmer im Vergleich zu dem fürstlichen Prachtsaal, welchen man im Palast der Colonna zu Rom bewundert.

In unmittelbarer Nähe steht die Kirche S. Andreas, Familien- und Gruftkirche der Colonna, ein zierliches Gebäude von mäßigen Verhältnissen, im Innern reich decorirt. Sie enthält die Gräber des Zweigs von Pagliano. Es war Filippo I. (1578 bis 1639), welcher die Asche von vielen seiner Ahnen, die vorher an andern Orten beigesetzt gewesen, nach Pagliano schaffen ließ, wo er diese Familiengruft erbaut hatte. Als ich in dieselbe hinabstieg, erstaunte ich nicht wenig, sie gänzlich leer zu finden. Die Wände dieser großen runden Grabkammer sind weiß übertüncht; kein Sarkophag, noch anderes Monu-

ment von Marmor zeigt sich hier, sondern rings um die Mauern laufen Inschriften, deren gleichförmige Charaktere dem siebenzehnten Jahrhundert angehören. Man findet hier die Inschrift auf Marcantonio und seine Gemalin Felice Orsini, auf Ascanius und Johanna von Aragona, seine Eltern, auf Fabricius und Agnese von Montefeltro, seine Großeltern. Ob die schönste Frau Italiens, Giulia Gonzaga, des Vespasiano Colonna Gemalin, in Pagliano begraben liegt, weiß ich nicht anzugeben; ebenso wenig weiß ich dies von der berühmten Vittoria. In ihrem Testament bestimmte sie, daß man sie in dem Kloster begraben solle, wo sie sterben werde. Sie setzte zugleich ein Legat für die Nonnen von S. Anna de' Falegnami aus, welche sie in ihrer Krankheit gepflegt hatten, und der Testamentsact selbst wurde am Lager der Sterbenden am 15. Februar 1547 vollzogen, im alten Palast der Cesarini nahe bei der Argentina. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sie in jenem benachbarten Kloster S. Anna bestattet wurde.*)

*) In nomine Domini Amen. Anno a nativitate ejusdem Domini MDXLVII. Pontificatus Sanctissimi in Christo Patris et Domini nostri Pauli divina providentia Pape III. anno ejusdem XIII. Indictione V. mensis Februarii die Martis XV. In presentia mei notarii et testium infrascriptorum ad hoc specialiter vocatorum et rogatorum. Constituta personaliter Illustrissima et Excellentissima Domina Victoria Columna Marchionissa Pescarie infirma corporis, et in lecto jacens, sana tamen mente, et intellectu ac loquela.....

Actum Rome et in Palatio Illustrissimi Domini Iuliani de Cesarinis vocato Argentina, et in stantiis viridarii, et

Von Pagliano führt keine Fahrstraße nach dem nur sechs Milien entfernten Anagni, denn jene Stadt hat nur das einzige Tor im Gebrauch, welches gegen Genazzano liegt; wer nach der entgegengesetzten Seite heraus will, muß längs den Mauern hingehen. Nur ein labyrintischer Feldweg, für Reiter passirbar, aber oft steil und rauh, weil der vom Regen ausgewaschene Kalkfels nackt zu Tage liegt, geht durch die öde Wildniß nach Anagni.

Ich machte diese Straße zu Pferd in Begleitung eines Campagnolen, den ich als Führer mitgenommen hatte, an einem köstlichen Septembertage, welchen ich zu den genußreichsten meiner vielen Wanderfahrten durch die Saturnia tellus zählen werde, so reizend war jene Wildniß und so unvergleichlich der Anblick jener majestätischen Gebirge. Der Hügel von Pagliano läuft weit gegen den Fluß vor, indem er nach allen Seiten ziemlich schroff niederstürzt. Weinberge umkränzen ihn vom Gipfel bis zum Fuß; auf seinem Kamm, über welchen wir fortritten, wächst dichtes Gebüsch von Mastix, von Erdbeerbäumen und Myrten, worüber ich mich verwunderte, weil doch die Myrte die Küste und die Meeresluft zu lieben pflegt. Auf dem Hügel wohnen Colonisten, in Strohhütten von konischer Gestalt, wie man sie auf der Campagna von Rom überall findet.

Zwischen diesen Colonien reitet man zu einem ein-

in quadam camera in qua ipsa Illustrissima Domina Testatrix infirma jacebat in lecto presentibus audientibus et intelligentibus his videlicet ... (folgen die Zeugen).

Ita testavi ego Victoria Columna.

samen Kloster fort, welches im grünen Wald von Eichen, Castanien und Ulmen liegt. Es heißt S. Maria di Pagliano.

Von dort muß man den Wald durchziehen, der den Hügel umgibt, und nur von engen Pfaden durchschnitten wird. Er senkt sich in die Tiefe hinab, so daß es schwer ist auf dieser Jähe fortzureiten. Unten liegt eine romantische Wildniß, ein ödes Gefilde, welches sich zwischen dem Hügel von Pagliano und jenem von Anagni ausbreitet. Nur hie und da steht eine einsame aus braunem Gestein erbaute Maierei, oder eine Mühle an einem schäumenden Wildwasser, über das wir hinwegsetzen müssen. Die Landschaft beleben Heerden von Rindern und Schafen. Man sieht hier den Pifferaro des weihnächtlichen Rom in seinem Naturzustande, und hört die fremdartigen Klänge der cornamusa oder des Dudelsacks, die der Hirt ertönen läßt, wenn er hinter der Heerde hergeht, welche ruhelos, wie auf der Flucht das Gras zu weiden scheint.

Gegen Ende Septembers steigen von allen jenen Bergen, die wir um uns her sehen, Schafheerden in die Ebenen nieder; sie wandern bis vor die Mauern Roms, dort zu überwintern. Auf meiner Heimkehr stieß ich auf einen solchen nach Rom ziehenden Trupp von Schafen; es war ihrer eine so große Schaar, daß sie den Weg buchstäblich erfüllte, von zottigen Hunden, von Schäfern zu Fuß und zu Pferd geordnet und bewacht. Ich schätzte sie ungefähr auf 3000, aber ein Hirt sagte mir, es seien ihrer nahe an 5000 Stück, die von der Serra nach Rom zögen. Das Geschrei der Mutterschafe und das Blöken der Lämmer erfüllte die Luft mit jenen sanften Klagetönen, von denen

die Campagna vor den Toren Roms im October und November wiederschallt, so daß sie dann noch mehr einer großen classischen Idylle gleicht.

Nun nähern wir uns Anagni, und wir sind schon am Fuß des Hügels, auf welchem diese uralte Metropolis der Herniker erbaut ist.

Ein hohes und stattliches Tor steht vor uns, und zeigt auf seinem Gesims das Wappen der Stadt, einen Löwen, in dessen Rücken ein Adler seine Klauen schlägt.

Anagni überraschte mich; an jene finstern Straßen und verwohnten Häuser der Campagnastädte gewöhnt, ritt ich an langen Reihen von ansehnlichen Gebäuden und von Palästen hin, welche den Luxusstil Roms aus dem siebenzehnten Jahrhundert zur Schau tragen, und der Stadt das Gepräge einer gewissen Wolhabenheit geben. Dieses moderne Aussehen setzte mich in Verwunderung, und ich konnte mir dasselbe nicht erklären, bis ich mir eine Geschichte Anagni's geben ließ, und mich darüber belehrte.

Ich kam auf den Platz der Stadt, ein längliches Viereck, dessen eine Langseite wohnliche Häuser, dessen beide Kurzseiten Paläste schließen, während die vierte von einer steinernen Wehr eingefaßt wird. Er liegt am Rande des Hügels, und auf ihm lustwandelnd, blickt man in die Sacco-Ebene, durch welche sich die via latina von Valmontone her in großen Windungen weiter zieht. Sie berührt Anagni nicht, sondern geht unter seinem Hügel fort, Ferentino und Frosinone vorüber nach dem Liris, den sie gleich hinter Ceprano erreicht. Von diesem Platz aus ist der Blick so schön, daß er auch denjenigen hinreißt, welcher ganz Italien von den Alpen bis an das

afrikanische und jonische Meer gesehen hat. Geradeüber steigen die Volskergebirge auf, deren sonnige Felsen sich so deutlich darstellen, daß man die Fenster in den Orten dort oben sehen kann. Allenthalben ziehen volkische Städte den Blick auf sich, weil sie am Gebirg entlang sich einander folgen. Monte Fortino, das berühmte Segni, Gavignano, Rocca Gorga, Scurgola; dann Morolo, Supino, Patrica, hinter welchem der hohe, als Pyramide aufragende Monte Cacume blau und schön sich darstellt. Dahinter Berggipfel neben Berggipfel; wieder andere Städte; hier Ferentino auf einem Hügel, dort Frosinone, deren Burg noch sichtbar ist, und Arnara, Posi, Ceccano, viele andere Orte, die der Blick entdeckt. Gegen die römische Seite dehnt sich eine große Ebene aus, begränzt von den Bergen von Palestrina, welches selbst in so weiter Ferne sichtbar wird. Auch die Lateinerberge erscheinen; und so umspannt hier das Auge ohne Anstrengung einen großen Teil Latium's.

Ganz anders gestaltet sich die Landschaft, kommt man auf jene Seite, welche dem Platz abgewendet ist. Und hier wird uns die Lage Anagni's erst deutlich. Der Hügel, auf dessen äußerstem Rand es erbaut ist, zeigt sich im Zusammenhang mit der Serra, oder er springt aus ihr in einer sichelförmigen Krümmung hervor. Das braune Gestein ist nackt und schroff, daher man in eine öde Bergwildniß hinabsieht, in welcher nahe bei Anagni Monte Acuto steht, ein schwarzes Castell, von der Höhe gleiches Namens so benannt.

Ueberblickt man diese Lage, so wird man sich nicht wundern, daß Anagni ein beliebter Zufluchtsort, oder ein

Sommersitz so mancher Päpste des Mittelalters wurde, als Landstadt über der offenen Campagna, auf einem Höhenzug gelegen, welcher durch seine Luft gesund, und durch seine Felsen und Mauern geschützt ist.

Es ist auch nur das Mittelalter, dem die Stadt ihr geschichtliches Interesse verdankt. Denn obwol Haupt der Herniker, eines kräftigen Volksstamms von Latium, spielte sie doch keine Rolle zur Zeit der Römer, und nachdem sie von diesen erobert worden war, blieb sie eine unterjochte Landstadt. Noch heute erinnern an das römische Altertum einige Trümmer, aber ihrer sind wenige. Man sieht hie und da Ueberreste römischer Mauern, und auf der nördlichen Seite der Stadt eine kolossale Substruction von Bogen, welche den schroff hinuntersteigenden Hügel stützen. Dieses bedeutendste Denkmal römischer Zeit bietet einen imposanten Anblick dar. Es ist ungewiß, welches seine Bestimmung war. Von den Resten einer Burg ist nichts zu entdecken; wahrscheinlich lag sie auf dem Punkt der Stadt, wo sich heute der Dom erhebt. Auch cyklopische Mauern, wie sie noch Ferentino und Segni haben, finden sich nicht vor.

Erst mit dem Ende des dreizehnten Säculum wurde Anagni eine wichtige Stadt, als es das seltene Glück hatte, in einem Jahrhundert vier seiner Mitbürger auf den päpstlichen Tron zu erheben. Der erste war Innocenz III. Conti (1198—1216), dann folgte Gregor IX. Conti (1227—1241), Alexander IV. Conti (1259—1261), und endlich Bonifacius VIII. Gaetani (1294—1303). Aber schon vor ihnen war die Stadt von Päpsten bevorzugt, weil in der Zeit als die Römer eine

republikanische Regierung einsetzten, mehrere unter jenen in die Mauern Anagni's sich zurückzogen. Dort starb Hadrian IV. Breakspeare im Jahr 1159, der einzige Engländer, welcher die Papstkrone getragen hat, flüchtig vor dem römischen Senat, dessen dringenden Forderungen die Republik zu bestätigen, er sich entzogen hatte; dorthin floh Alexander III., sein berühmter Nachfolger, nicht minder dessen Nachfolger Lucius III.

Der Vorzug, vier Päpste aus seinem Schooß hervorgehen zu sehen, mußte der Stadt vielfach zum Gewinn gereichen. Sie schmückte sich mit Gebäuden und Palästen; der Charakter ihrer Architektur war der gothisch-romanische, den man in vielen Orten Italiens bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein anwandte. Selbst in Genazzano fanden wir dergleichen alte gothische Gebäude. Ihrer aber sind in Anagni wenige außer dem Dom; und die merkwürdigsten das Stadthaus und die Casa Gigli.

Der Palast der Comune ist merkwürdig durch seine mächtige Arcade, über welcher ein einfaches Geschoß ruht. Durch sie geht die Straße fort, als wie durch ein Thor. An der Façade befinden sich in Stein gehauene Wappen des Mittelalters, worunter das Brustbild eines Capitano der Stadt vom Hause Rovere, also dem fünfzehnten Jahrhundert angehörend. Merkwürdig ist die Hinterseite durch die architektonische Verzierung des Gesimses und der Fenster mit kleinen Säulen im moresken Geschmack, wie man ihn in Ravello oberhalb Amalfi wieder findet.

So hat sich das Stadthaus von dem allgemeinen Untergang des mittelaltrigen Anagni gerettet, und dient nun neben der Casa Gigli als Monument der Vergangen-

heit. Dies Haus Gigli, ein kleines Gebäude, wol aus dem vierzehnten Jahrhundert, erinnerte mich an Häuser in Palermo. Es ist ein Viereck mit plattem Dach und einer Vorhalle. Diese besteht aus zwei Rundbogen; wo sie zusammenlaufen, ruhen sie auf einer einzelnen Säule. An ihr geht eine freie Treppe von Stein zu der gewölbten Thüre empor, welche in der Tiefe der Vorhalle angebracht ist. Schön wiederholt sich die Architektur dieser Halle in dem einzigen Fenster, welches gleichfalls den Rundbogenstil und die einzelne tragende Säule hat. Ueber den Bogen gliedert sich das Gesims in kleinen Ausschnitten einfach und harmonisch ab; indem nun darüber auf dem platten Dach Vasen voll blühender Blumen stehen, erhält dies Haus einen reizenden und südlich fremden Charakter.

Als ich diese Casa erblickt hatte, setzte ich mich auf einen gegenüberliegenden Stein und zeichnete ihr Bild in meinem Wanderbuch ab. Sofort umringte mich eine Schaar von Bürgern; indem sie mein Vorhaben billigten, erkannte ich, daß sie einen patriotischen Stolz in dies Denkmal der bessern Zeit setzten. Sie klagten bitter über jene vier Päpste, ihre Landsleute, daß sie im ganzen so wenig für ihre Vaterstadt gethan hätten, und zumal daß sie Anagni nicht mit einer Wasserleitung versorgten. Dies ist freilich ein Unglück, denn die Anagninen trinken das schlechteste Cisternenwasser, welches mir faul und ungenießbar erschien; indeß ist ein Aquäduct nur mit großen Kosten herzustellen, da er vom Monte Acuto über einen tiefen Taleinschnitt müßte hergeleitet werden. Wol, sagten jene Bürger, die Wasserleitung würde große Summen gekostet

haben, aber bedenkt, es waren ihrer vier Päpste, und qualche cosa per uomo hätten sie hergeben, und so endlich das Werk ausführen können.

Der Dom Anagni's liegt auf der höchsten Erhebung des Hügels am Tor von Zerentino, auf einer ziemlich verbauten Stelle, so daß seine Façade und sein freistehender Glockenturm keine Wirkung hervorbringen. Diese Kirche ist eine der ältesten in Latium, älter überhaupt als die meisten Dome im Kirchenstaat, da sie der Zeit vor dem ersten Kreuzzuge angehört. Denn sie erbaute Pietro, Bischof der Stadt, aus dem Geschlecht der langobardischen Fürsten von Salerno, im Jahr 1074; er selbst nahm am ersten Kreuzzug als Gefährte des berühmten Boemund von Tarent Teil. Heute liest man an der Hauptthüre des Doms auf einem Stein in der Wand:

Quisquis ad hoc templum tendis venerabile gressum
Mox Conditorem cunctorum nosce bonorum
Condidit hoc Petrus magno conamine Praesul
Quem genuit tellus nobis dedit alta Salernus
Sic miserere sibi superi patris unice fili.

Die Charaktere dieser Verse sind modern, und wol aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber Geist und Ausdrucksweise der Inschrift gehören der Zeit des Gründers des Doms an.

Mehrmals von den Bischöfen der Stadt und den Päpsten erneuert, hat die Kathedrale doch ihre ursprüngliche gothisch-romanische Gestalt behalten. Die Façade ist von roher Architektur; sie gipfelt sich zu einem stumpfwinkligen Giebel auf, dessen Dreieck ein einfaches Gesims

abſchneidet. Ein gewölbtes ſchmuckloſes Fenſter iſt darin angebracht, darunter ein großes viereckiges, offenbar aus ſpäterer Zeit. Die Pforte (es gibt nur eine) hat ein geſchmackloſes Geſims, welches aus verſchiedenen Balken von Stein zuſammengeflickt iſt; Löwen- und Ochſenköpfe roher mittelaltriger Arbeit zieren dieſe. Ohne erkennbaren Zweck ſtehen ferner unſymmetriſch, weil nur an der einen Seite der Thüre, zwei aufgemauerte und an die Wand geſtellte Pilaſter mit zuſammengeſetzten Capitellen. Ueber der Thüre ſpannt ſich ein Rundbogen von Stein, mit einfachen Arabesken geſchmückt. Das Mauerwerk beſteht durchweg aus dem ſchwarzen Kalktuf des dortigen Gebirgs. Man ſieht, daß die Façade im Grunde die alte Anlage bewahrt, aber daß ſie eine ſpätere Reſtauration nur zur Not und in Eile bekommen hat.

Schön und geräumig iſt der Dom im Innern, nicht in der Form der Baſiliken, ſondern in jenem gemiſchten gothiſchen Stil aufgebaut, welcher ſich in Rom vereinzelt in Santa Maria ſopra Minerva findet. Er hat drei große Schiffe und einen erhöhten im Kreuz gewölbten Chor. Der Fußboden iſt muſiviſch ausgelegt, eine Arbeit der bekannten römiſchen Cosmaten vom Jahr 1226, und auf Koſten des Biſchofs Albert und des Canonicus Rainaldo Conti ausgeführt, der als Alexander IV. den päpſtlichen Thron beſtieg.

Unter dem Chor ſteigt man zur Krypta hinab, welche beſonders merkwürdig iſt, und einmal eine genaue Darſtellung verdiente. Sie iſt ein auf Säulen ruhendes Gewölbe von mäßiger Höhe; die Decke ſowol wie den Boden ſchmückt bunte Moſaik, während die Wände nicht minder

bunt und in gedrängter Fülle mit alten, leider sehr beschädigten, oft schon ganz unkenntlichen Fresken überladen sind. Es lassen sich unter ihnen verschiedene Epochen erkennen, denn manche dieser biblischen Darstellungen sind von sehr rohem byzantinischen Stil, andere freier behandelt; es gibt darunter Köpfe von schöner und graziöser Malerei, namentlich auf einem Bild, welches die Verehrung des Kreuzes darstellt. Ihre Zeit scheint die des Cimabue zu sein.

In dieser Unterkirche befindet sich das Grab des Sanct Magnus, des Heiligen des Doms, und eine alte Inschrift sagt: daß im Jahr 1231 daselbst Meister Cosma an der Translocation des Märtirergrabes beschäftigt war. Man sieht also, wie diese alte Künstlerfamilie, welche Rom mit manchen architektonischen Ornamenten schmückte, auch draußen in den Landstädten thätig war.

Auch die Chorcapelle, im hintern Schiff, bewahrt eins ihrer Monumente, ein altgothisches Tabernakel über einem Sarkophag von Marmor, dessen Form mich bei dem ersten Anblick an das Grabmal des Bischofs Consalvus erinnerte, welches Johann, der Sohn des Cosma, im Jahr 1298 in S. Maria Maggiore zu Rom aufstellte. Unzweifelhaft ist auch dies Tabernakel von ihm, und nur vier Jahre früher gearbeitet, da die Inschrift sagt:

In isto tumulo requiescunt ossa D. Petri Episcopi
Qui nutrivit D. Bonifacium Pap. VIII Item subtus
Ossa D. Goffredi Cajetani Comitis Casertani.
Item ossa D. Jacobi Cajetani hic recondita Kal. Augusti
Anno D. 1294.

Auf dem sehr einfachen Sarkophag, welcher diese Mitglieder der Familie Gaetani umschließt, befindet sich das Wappen des Geschlechts, doch ohne die Adler; da das Schild der Gaetani in der Regel auf zwei Feldern die beiden doppelten sich schlängelnden Bänder oder Streifen, und auf den andern Feldern die Adler führt.

In derselben Chorcapelle zieht noch ein anderes Altertum unsere Aufmerksamkeit auf sich; es ist ein sehr gutes Madonnenbild, worunter zu lesen ist:

Hoc opus fieri fecit Doñ. Raynald Presbyter et Clericus istius ecclesiae anno Dni. M. CCCXXII. mense Madii.

Also war es ein Geschenk desselben nachmaligen Alexander's IV. Conti.

Wenig Denkmäler von jenen Anagninischen Päpsten sind sonst im Dom übrig geblieben. Dazu gehören vor allem die Gewänder Innocenz' III. und Bonifacius' VIII., welche in einem Schrank der Sacristei gezeigt werden. Das Meßgewand des berühmten Innocenz ist aus blauem Stoff, reich und schwer in Gold ricamirt, und mit eingewirkten Gemälden neutestamentlicher Gegenstände von so auffallender Schönheit bedeckt, daß sie eher nach Bildern Giotto's, oder des spätern Fiesole gemacht zu sein, als einer so frühen Zeit anzugehören scheinen. Weit roher ist der schwerfällige Mantel Bonifacius' VIII., der nur Stickereien von Adlern und von Löwen enthält.

Der Sacristan zeigte mir neben diesen Gewändern auch mehrere alte Bischofsmitren und Krummstäbe, deren außer Gebrauch gekommene Form den Antiquar beschäftigen mag.

Vergebens ſuchte ich nach Bildſäulen jener Päpſte, es gibt deren keine, nur an der Außenſeite des Doms ſizt in einer Niſche, oder in einem Tabernakel, unter dem Dachgeſimſe die marmorne Figur eines Papſtes auf dem Thron. Man ſagte mir, daß dieſe unförmliche Bildſäule von götzenhaftem Ausdruck Bonifacius VIII. vorſtelle.

In ſpäterer Zeit ſtellte man die Bruſtbilder aller vier Päpſte im Chor des Doms auf, große Medaillonbildniſſe auf Leinwand, die nun über den beiden Galerien des Chors frei in der Luft ſtehen; ein bizarrer Einfall, der erſt dem ſiebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert angehören kann.

Ehe wir den Dom verlaſſen um zu dem Palaſt Bonifacius' VIII. zu gehen, erinnern wir uns mit hohem Intereſſe an manche Scene, welche von hier aus folgenſchwer in die Geſchichte Deutſchlands eingegriffen hat. Denn die Kathedrale Anagni's ſteht zu dem Hohenſtaufengeſchlecht in bedeutender Beziehung. Dort vor jenem Altar ſtand einſt Alexander III. am Gründonnerstag des Jahres 1160, und verfluchte den großen Kaiſer Barbaroſſa; dort las Innocenz III. die Bulle, welche Friedrich II. excommunicirte, und auf derſelben Stelle bannte endlich Alexander IV. unſern jungen Helden Manfred. Wilde und barbariſche Scenen des Mittelalters; ſie ſind nun lange vorüber, wie die Herrlichkeit unſeres großen römiſchen Reichs, und wie die Gewalt des Papſtthums ſelbſt.

Der letzte der Päpſte aus Anagni war Bonifacius VIII. aus dem Haus der Gaetani; er iſt es, welcher der Stadt das hauptſächlichſte Intereſſe verleiht. Wer kennt nicht ſeine Gefangennahme in ſeinem Palaſt, endlich ſeine Be-

freiung und fand unmittelbar darauf folgendes tragiſches Ende?

Im Jahr 1294 hatte ein ſeltſamer Zufall den Einſiedler Pietro da Morone aus ſeiner Wildniß vom Berg Majella auf den päpſtlichen Tron erhoben. Der unfähige Eremit hatte ſeinen Sitz in Neapel genommen, wo er ein willenloſes Werkzeug in den Händen des Königs Karl war; nach der päpſtlichen Krone aber ſtrebte der herrſchſüchtige Cardinal Benedict Gaetani von Anagni. Pietro oder Cöleſtin V. beſchloß die Tiara niederzulegen. Er that dies fünf Monate nach ſeiner Erwählung, und floh in ſeine Wildniß zurück. Aber kaum war Gaetani als Bonifacius VIII. auf den Stul Petri geſtiegen, als er den Flüchtling aufgreifen und nach Anagni in ſeinen Palaſt bringen ließ. Von dort ſchaffte er ihn nach der nahegelegenen Burg Fumone, wo der unglückliche Eremit ſein Leben endete.

Bonifacius hatte es nicht vergeſſen, daß die beiden Cardinäle aus dem Hauſe Colonna, Jacopo und Pietro, ſeiner Erwählung widerſtanden hatten, und er ſann darauf, dieſe mächtige Familie zu demüthigen. Im Jahr 1297 brach die Feindſchaft zwiſchen ihm und jenen aus, unter Umſtänden welche ich hier übergehe. Im Mai 1297 excommunicirte er die beiden Colonna zum erſtenmal, wiederholte dies bald darauf, und confiscirte ihre Städte und Caſtelle. Es folgte nun ein förmlicher Kreuzzug des Papſts gegen dieſe Familie. Die Colonna ſahen in der Zerſtörung Paleſtrina's mit Recht eine Verletzung ihres Vertrags mit dem Papſt, nach welchem ſie die Stadt ſeiner Schonung übergeben hatten. Sie entwichen vor

seinem Zorn; die abgesetzten Cardinäle gingen nach Rieti, Sciarra Colonna aber, das damalige Haupt des Hauses, nach Frankreich, wo ihn Philipp der Schöne mit Freuden aufnahm. Denn dieser befand sich mit Bonifacius VIII. im Krieg, da er von ihm excommunicirt und des Throns für verlustig erklärt worden war. Mit Sciarra ward ein Anschlag geschmiedet, Bonifacius in Anagni, wo er im Sommer des Jahrs 1303 residirte, zu überfallen und gefangen zu nehmen. Zu diesem Zweck verband sich jener mit Wilhelm von Nogaret, dem Vertrauten des Königs; sie sammelten dreihundert Reiter und mehr Fußvolk, und nachdem Nogaret in Ferentino mit einem Trupp sich aufgestellt hatte, um schnell bei der Hand zu sein, brach Sciarra Nachts am 7. Sept. von dem nahen Scurgola auf. Die Ghibellinen in Anagni öffneten ihm die Tore; er stürmte den Palast Gaetani, und drang in das Gemach des Papsts. Bonifacius setzte den Mißhandlungen, die er erlitt, eine heroische Würde entgegen. Drei Tage blieb er Gefangener, von Sciarra und Nogaret mit dem Tode bedroht, die in ihn drangen vom päpstlichen Tron herabzusteigen, wie er einst den unglücklichen Cölestin davon herabzusteigen gezwungen hatte. Zugleich räumten ihre Söldner den Palast aus, und raubten was sich dort vorfand. Indeß rief der Cardinal Luca di Fiesco das Volk von Anagni auf, den Papst, ihren Mitbürger, aus den Händen des wütenden Haufens zu befreien. Es griff zu den Waffen und verjagte die Eingedrungenen. Dann führte man den Befreiten nach Rom, wo er schon am 11. October in Raserei starb.

Seine eigenen Landsleute, Cardinäle, Mitglieder der

Curie, hatten Bonifacius verraten. Als bald nachher Benedict XI., sein Nachfolger, die Bulle gegen dessen Verfolger erließ, rief er darin aus: „Das eigene Vaterland schützte ihn nicht, sein Palast bot ihm kein Asyl dar; das höchste Priestertum ward geschändet; die Kirche mit ihrem Bräutigam in Ketten gelegt. Welch ein Ort kann fürder noch Sicherheit bieten? Was kann noch fürder ein heiliges Asyl sein, wenn der römische Papst selbst verletzt ward? O gottloses Verbrechen, o unerhörter Frevel! Wehe über dich, Anagni, die du solches in deinen Mauern geschehen ließest! Nicht Tau noch Regen falle auf dich, auf andere Berge mögen sie fallen, und dir vorübergehen, weil, da du es sahest und hindern konntest, der Tapfere gefallen, und der mit Stärke Gegürtete überwältigt ist.“

Der Fluch Benedict's XI. ruht heute nicht mehr auf diesem Anagni; aber noch im Jahr 1616 gestanden die abergläubischen Einwohner, daß sie unter dessen Wirkungen zu leiden glaubten. Als damals der bekannte Reisende Leandro von Bologna die Stadt besuchte, fand er sie als Schutthaufen, und auch den Palast Gaetani in Ruinen; die schrecklichen Campagnakriege unter Alba hatten sie verheert, und die verarmten Anagninen klagten dem Bolognesen, daß seit jenem an dem hochsinnigen Bonifacius verübten Verrat ihre Stadt fortdauernd von Unglück heimgesucht worden sei.

Ich fragte in Anagni nach dem Schauplatz jener berühmten Scene, wo mit Bonifacius VIII. das weltgebietende Papsttum, wie es Gregor VII. geschaffen hatte,

für immer unterging. Aber der Palast Gaetani ward längst zerstört, und das Haus, welches die Anagninen heute so benennen, ist ein modernes Gebäude, das der Marchese Tractti besitzt. Es nimmt jedoch die Stelle des Familienpalastes ein, nicht weit vom Dom auf dem Rande des Hügels. Man sagte mir, daß der alte Palast mit der Kathedrale selbst im Zusammenhang gestanden habe. Im Hofe sieht man noch Mauerreste der zerstörten Residenz Bonifacius' VIII., und auf der Hinterseite des heutigen Gebäudes den ansehnlichen Rest einer großen Loge, von der noch drei mächtige Rundbogen stehen geblieben sind, welche den Hügel stützen. Ihnen zu Füßen liegt in der Vertiefung ein großes Gemäuer, das man mir als den Pferdestall Bonifacius' VIII. bezeichnete.

Ich fand auch hier, daß die Gegenwart meistens mächtigere Ansprüche an die Betrachtung erhebt als die Vergangenheit. Denn ich verlor Bonifacius VIII. über dem herrlichen Anblick der wilden Gegend aus den Augen. Man blickt hier in eine steinige Wildniß von ernsten Formen, aus der sich einsam ein dorischer Tempel erhebt, ein modernes Gebäude, der Campo Santo von Anagni. Weiterhin zeigt sich Monte Acuto. Geht man endlich wenige Schritte am Hügel fort, so enthüllt sich aus der Gebirgsferne von höchstens sechs Millien ein grauer Fels, auf dem sich eine schwärzliche Stadt in traurigster Verlassenheit erhebt. Das ist Fumone! so sagte mir ein Weib, welches vorüberkam, und sie setzte mit Geringschätzung hinzu: Quando Fumone fuma, la Campagna trema (wenn Fumone raucht, zittert die Campagna). Ich verstand dies Sprüchwort nicht, und fragte um dessen

Sinn; aber die Frau sagte nichts mehr als dies: Seht, seht, es ist ja so elend, und die Menschen hungern Tag und Nacht. — Das also ist Fumone, wo Cölestin V. umkam, der einzige Papst welcher abdankte, und dessen Geschichte so romantisch ist wie das Mittelalter selbst.

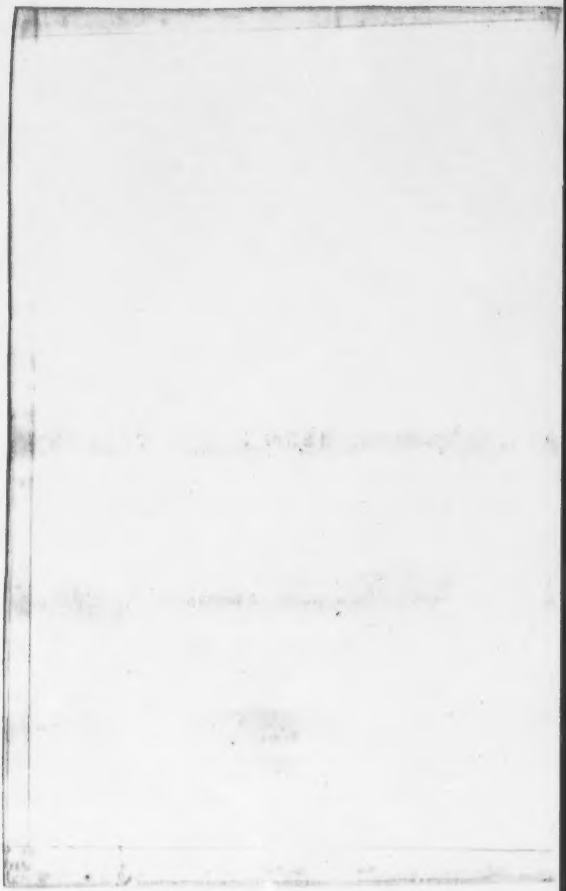
Hier muß ich eines lächerlichen Vorfalls erwähnen. Ich hatte ein Fernglas mit heller Metalleinfassung herausgezogen, um Fumone zu betrachten; zufällig richtete ich es auf einen Buben, der in geringer Entfernung am Wege stand. Der Junge erhob ein Zetergeschrei, und indem er die Luft mit ihm erfüllte, lief er voll Entsetzen in die Weite. Es kamen auf dies Geschrei Frauen, Männer, Kinder herab, fragend was vorgefallen sei. Mit Vergnügen mußte ich mich nun jener Scene in Genazzano erinnern, wo ich mit einem Buch als Zauberer Schrecken verbreitet hatte.

Wir haben das Merkwürdigste in Anagni gesehen und können diese Stadt verlassen. Mit Bonifacius endet das Interesse für dieselbe, wenn auch nicht ihre Geschichte. Denn noch zweimal wird Anagni namhaft: im Jahr 1378, als nach der Wahl Urban's VI. die französischen Cardinäle, die Gegner der römischen Partei, dorthin flohen, einen Gegenpapst aufzustellen, womit das große Schisma begann; und endlich im Jahr 1556, als während des Campagnakriegs der Herzog von Alba die Stadt zerstörte. Sie ging fast ganz in Trümmer, und so erklärt sich ihr modernes Aussehen. Heute ist sie eine einsame und todte Landstadt von etwa 6000 Einwohnern, stolz auf ihre Erinnerungen, ihre Päpste und Adelsfamilien. Noch zählt

man deren zwölf, die sogenannten zwölf Sterne von Anagni, und noch dauern Gaetani wie Conti fort, ihre ältesten Geschlechter. Ihnen gesellten sich neuere hinzu, von denen das liebenswürdige Haus Ambrogi rühmend zu nennen mir ein Vergnügen ist.

Aus den Bergen der Berniker.

1858.



In der Campagna Roms liegen einige Orte, die durch Altertum, Schönheit der Gegenden, Charakter des Volks und manche merkwürdige Architektur zum Besuch einladen. Das Land, welches ich im Sinn habe, gehört zur Legation Frosinone, und breitet sich oberhalb des Flusses Sacco, auf den Abhängen des Apennin aus; die Hauptstädte in diesem Gebiet der alten Herniker sind Anagni, Ferentino, Alatri, Veroli und Frosinone — Orte, die ein höheres Alter haben als Rom, ja deren Anfänge in die mythischen Zeiten des Saturn und der mauerbauenden Cyklopen sich verlieren.

Es war mein Plan diese Städte zu besuchen, zugleich aber hoch in die Wildniß hinaufzugehen, um die berühmte Carthause von Trisulti kennen zu lernen, und in ihrer Nähe die Grotte von Collepardo, wie den seltsamen Felsentrichter von Santulla zu sehen, welcher unter dem Namen „Brunnen Italiens" weit und breit genannt, aber nur selten besucht wird. Ich ritt demnach in Begleitung meines braven Campagnolen Francesco Romano, der mir als Führer und Diener zur Hand sein sollte, von Anagni aus in dies schöne Land hinein.

Wenn man von der Höhe Anagni's herabkommt, hat man in einer Weite von acht Millien die Stadt Ferentino vor sich. Sie zeigt sich als ein ansehnlicher Ort, auf einem langgestreckten Hügelzug gelagert, dessen Fuß reiches Grün von Weinreben und Gartenpflanzungen bedeckt, während braune Türme, Klöster und Kirchen malerisch von den Gipfeln aufsteigen. Indeß ist die lateinische Straße bis Ferentino monoton, wenn sie nicht durch Wanderzüge von Ciociaren belebt wird. Ihrer begegnet man manchen; denn die Via Latina führt der Stadt Rom die Producte nicht allein dieser Landschaften, sondern auch der neapolitanischen Gränzstädte zu, und die Landsleute des Cicero und des Marius, die Arpinaten, bringen gern ihre Hühner auf den Markt der Hauptstadt. Ich sah mehrere dieser Züge jener Gegenden, Reihen von großen und plumpen Karren mit zwei ungeheuern Rädern, die man Barocci nennt, und welche von hochgehörnten weißen Ochsen gezogen werden. Einige waren mit Kornsäcken, andere mit Wolle beladen, die meisten aber mit Hühnerkörben befrachtet. Die Campagnolen, welche sie führten, machten in ihrem spitzen Hut, in der langen roten Weste und den Sandalen von Eselsleder eine gar stattliche Figur.

Als ich Ferentino erreichte, hoffte ich hier auf die Gefälligkeit einer städtischen Familie, an welche ich mich hatte adressiren lassen. Ein junger Mann meiner Bekanntschaft, Gerichtsherr eines sabinischen Orts, wo ich mich längere Zeit aufgehalten, hatte in Ferentino seine Schöne. Dieses zärtliche Verhältniß war in der letzten Zeit eingeschlafen, der junge Mann wollte es wieder aufnehmen, und da er selbst verhindert war mich, wie er erst gewollt, auf meiner

Fahrt zu begleiten, so ersuchte er mich die Rolle des Galeotto oder Liebesboten zu übernehmen, was ich ihm gern zusagte. Er gab mir also eine sauber geschriebene Epistel, mit dem ausdrücklichen Bemerken: sie der Freundin nicht in Gegenwart ihres Bruders, eines Priesters, zu übergeben, sondern in aller Heimlichkeit, wie einem Mittler geziemt. Kaum war ich nun am Gasthause der Stadt abgestiegen, so ging ich nach dem mir bezeichneten Hause; die Schöne lag im Fenster, ich eilte die Treppe hinauf, und da wir uns in dem ersten Zimmer, welches ich betrat, allein befanden, und nichts von Priestern zu sehen war, so richtete ich erst in bester Form die Grüße des Freundes aus, und zog dann den Brief hervor. Die junge Dame war jedoch in sichtlicher Verlegenheit; sie wurde blaß und rot, und ohne ein Wort zu sagen, eilte sie in ein Nebenzimmer, woraus sie bald zurückkam, mich zu bitten in jenes zu kommen. Kaum dort eingetreten, sah ich den Priester vor mir, faul auf ein nicht sauberes Bett gestreckt, und den Liebesbrief in den Händen, welchen er eben aufmerksam las.

Ich erkannte, daß die Arme unter dem despotischen Einfluß ihres Bruders stand, daß schlimme Scenen im Hause mußten gespielt haben, und dies Mädchen nicht die moralische Kraft besaß sich der Tyrannei des Priesters zu entziehen. Dieser Mann, der mir sonst in Beziehung auf Geschichte und Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt hätte nützlich sein können, empfing mich kalt und ängstlich, und ich verließ das Haus mit Unwillen darüber, diesen Liebeshandel vielleicht noch mehr verwirrt zu haben. Indeß fand ich mich mit Hülfe anderer in Ferentino zu-

recht, und durchwanderte diesen alten Ort Latiums nach allen Richtungen.

Die ansehnliche bischöfliche Stadt besteht aus einem Gewirr von engen Straßen, die nur hie und da durch einen Platz unterbrochen werden. Die ländliche Stille, die Verkommenheit der Geschäfte, die Wüstheit der meisten Häuser bringen einen sonderbaren Eindruck von Mittelalter hervor, während zugleich hie und da Säulenstümpfe, Grabcippi und andere Postamente mit römischen Inschriften an das Altertum erinnern. Ich setzte mich auf einem kleinen viereckigen Platze nieder, der sich nach der Campagna öffnet und einen herrlichen Blick in das Volskerland gewährt, und versank dort bald in einen Zustand idyllischen Behagens. Ich sah den Frauen zu, die dort um eine graue mittelaltrige Cisterne geschaart da standen, eine jede ihren blechernen Tubus am Strick hinunterlassend und emporziehend — eine langweilige und mühevolle Arbeit; denn Fontänen besitzt Ferentino nicht, und besitzen überhaupt die wenigsten dieser Landstädte Latiums. Der Reisende hat oftmals Mühe sich in diesen Orten aus jenem Torpor träger Beschaulichkeit emporzuraffen, in welchen heiße Sommerluft und verzaubernde Lebensstille so leicht versenkt. In solcher fremdartigen und doch zugleich traulichen Einsamkeit zieht dann wol erlebtes, empfundenes und was in weiter Ferne liegt schattenhaft und leise an der Seele vorüber. Doch ein Blick auf eine römische Inschrift dicht neben mir ermunterte mich, und mahnte mich an mein Vorhaben, die alten Mauern Ferentino's aufzusuchen. Diese Stadt hat davon noch sehr ansehnliche Ueberreste.

Wie manche andere Orte Latiums umgab sie ursprünglich ein Ring von Cyklopenmauern, während sich oben auf der höchsten Höhe die in gleicher Weise befestigte Burg befand. Daß diese Werke einer von uns unbegriffenen Urzeit erster, doch schon bestimmt geformter Civilisation sich noch in bedeutenden Resten erhalten haben, ist kein Wunder, vielmehr befremdet ihre teilweise gänzliche Vertilgung. Denn an vielen Stellen sind diese ungeheuern Steingefüge völlig abgetragen, an andern sind auf ihre Reste römische Mauern von länglichen Quadern gesetzt, über welchen dann hie und da noch Mauerwerk des Mittelalters in der „Saracinesco" genannten Structur angefügt worden ist — so daß man mit einem einzigen Blick drei weit von einander getrennte Culturperioden und ihre Charaktere darin vereinigt sieht. Am besten zeigt sich dies neben dem Tor von Frosinone und an der Porta Sanguinaria, einem merkwürdigen uralten cyklopischen Bau, welchen die Römer hernach zu einem Bogentor verändert haben, und worauf sich endlich die schlechteste Arbeit des Mittelalters angesetzt hat. Die riesigen, vieleckigen Steine, fest in einander gefügt, bilden bis zu einer beträchtlichen Höhe die Grundlage.

Sehenswürdig ist die alte Burg von Ferentinum mitten in diesem Mauerringe, der die Stadt umgab und umgibt. Diese Arx steht hoch auf einem Felsenhügel, und war ursprünglich durchaus von Cyklopenmauern umringt. In der Römerzeit stand hier eine mit Toren und Türmen versehene Befestigung, deren Unterlagen aus großen Quadersteinen sich noch erhalten haben. Eine solche Festung mußte uneinnehmbar sein, und selbst noch heutigen Tages ließe

ſich dort mit geringer Mühe ein tüchtiges Werk dieſer Art herſtellen. Während der Herrſchaft der Römer ſtand hier der Palaſt des Präfecten. Im Mittelalter behauptete ſich dieſe Burg in manchen Kämpfen und Belagerungen. Noch ſieht man die Reſte des obern Caſtells, namentlich zwei ſtumpfe Türme, welche ehemals ein viereckiges Gebäude bewehrten. Sie ſind von überaus maleriſcher Wirkung.

In faſt allen Städten Latiums kann man bemerken, daß ſich die Kathedralen auf dieſen Burgen niedergelaſſen haben, und kein paſſenderer Platz konnte für ſie gefunden werden. Die Biſchöfe bauten zugleich daneben ihre Paläſte, und ſo waren ſie im Stande, von dem Caſtell aus die Stadt zu beherrſchen. Ferentinum war eins der älteſten Biſtümer jener Gegenden; die es gründeten, wählten dazu mit Einſicht die Burg, indem ſie den alten Palaſt der römiſchen Präfecten in die biſchöfliche Wohnung verwandelten, den Dom aber aus den Materialien alter Monumente errichteten.

Wenn man durch das römiſche Tor, ein Werk von erſtaunlich feſter Anlage, getreten iſt, ſo hat man unmittelbar neben ſich ſowol den Dom der Stadt als die daran ſtoßenden biſchöflichen Gebäude. Alles dies macht den Eindruck des reinſten Mittelalters. Die Kirche iſt klein, doch von guten Verhältniſſen, reich an Inſchriften und Fragmenten wunderlicher Sculpturen, die noch bis ins zehnte Jahrhundert hinaufreichen mögen, und bald in den Wänden, bald auf dem Boden ſichtbar ſind.

Ueberhaupt hat Ferentino einige ausgezeichnete Architekturen des Mittelalters, worunter ich nur die reizende

Kirche S. Maria Maggiore nenne. Sie steht unten in der Stadt auf einem kleinen Platz, und ist eins der vollkommensten Werke gothisch-römischen Stils aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert, welche man in Latium antrifft. Ihr ganz ähnlich an Charakter sollen die Kirchen von Fossanova und Casamari sein, welche ich noch nicht gesehen habe. Obwol mich diese mittelalterlichen Bauten hauptsächlich beschäftigten, und meine Aufmerksamkeit auf Inschriften gerichtet war, die jener Epoche angehören, so versäumte ich doch nicht mich zu den übrigen römischen Alterthümern führen zu lassen, welche hie und da zerstreut liegen. Indeß ihrer sind nicht viele, noch sehr bedeutende. Der Stolz von Ferentino in dieser Hinsicht ist das sogenannte „Testament". Mühsam kletterte ich über Felsen und durch Brombeergewinde eines Weinberge, um diese Merkwürdigkeit zu erreichen, und sah endlich eine große Tafel vor mir, welche in den lebenden Stein selbst eingehauen ist. Eine lange Inschrift in trefflichen Charakteren sagt hier, daß Aulus Quinctilius, Quatuorvir und Aedil, der Wolthäter seiner Vaterstadt gewesen, die er testamentlich mit Gütern beschenkte und die ihn selbst dankbar verehrte, indem sie seine Statue öffentlich auf dem Forum aufstellen ließ.

Als ich von diesen Wanderungen ermüdet in meine Herberge am Tor von Frosinone zurückgekehrt war, fand ich das ganze Haus in lärmender Bewegung. Es war an diesem Tag das öffentliche Examen im Gymnasium der Stadt gehalten worden, und die wolhabenden Familien vieler volskischen und latinischen Orte der Umgegend waren gekommen, um ihre Söhne zu den Herbstferien nach Hause

zu nehmen. Mütter, Väter, Kinder füllten alle Gemächer des Gasthauses, und der tobenden Freude von Jung und Alt war kein Ende: die einen reisten ab, die andern rüsteten das Nachtmal, oder richteten sich zum Uebernachten ein, und es kostete mir die äußerste Mühe mein Zimmer zu behaupten, welches ich von vornherein für mich ausbedungen hatte. Einzuschlafen indeß gelang mir nicht, weil die Frauen und Mädchen, die Kinder, die Dienstboten in beständiger Bewegung und fast schreiender Unterhaltung blieben. Kaum aber hatte sich in tiefster Nacht dieser chaotische Wirrwarr gelegt, als draußen feierliche und sonderbar tönende Gesänge erschallten. Es waren Pilgerzüge, die vorüber kamen, Menschen, welche in der Nachtkühle nach irgendeinem entfernten Wallfahrtsort wanderten. Ihre Litanien hallten trauervoll durch die Stille und brachten eine mächtige Wirkung hervor: denn nichts ist reizender als solchem Gesang in dem nächtlichen Schweigen zuzuhören, da die Phantasie den Ziehenden folgt, welche das Auge nicht sieht, und von denen man nicht weiß, von wannen sie kamen und wohin sie wollen in der Nacht ihre Reise richten. War nun ein Zug vorüber, so schallte schon das Ora pro nobis eines andern aus der Ferne hervor, und verschwebte, dem Haus vorüber kommend, dann wie jener in der Weite. Und so wiederholte sich dies die ganze Nacht hindurch.

Ich war endlich froh den Morgen hereinschimmern zu sehen, und die Sonne war noch nicht über die Berge gekommen, als ich frischen Mutes durch die Stadt zog, um nach Alatri hinauf zu steigen. Es ging erst zwischen vielen Weinbergen, dann auf felsigen und rauhen Wegen

durch ein verwildertes Hügelland fort, welches von riesigen Castanienbäumen beschattet und von muntern Quellen bewässert wird. Aber je weiter wir vordrangen, desto wüster wurde das Gestein, desto einsamer die Landschaft, bis wir endlich den Fuß eines hohen Bergkegels erreichten, auf dem ein schwärzlicher und melancholischer Ort sich erhebt, einige zersplitterte Türme und zerfallene Mauern emporstreckend. Dieses Castell reizte meine Vorstellung in nicht geringem Maße. Ich hatte es bereits von Anagni aus mit Verlangen betrachtet, und nicht gewußt, daß mein Weg nach Alatri mich ihm so nahe bringen würde. Es ist das alte Fumone, und sein unmittelbarer Anblick versetzte mich in die Zeit des Dante und des Bonifacius VIII. zurück. Wer mit der Geschichte der Päpste bekannt ist, wird sich hier erinnern, daß jener Cölestin V., zur Abdankung in Neapel gezwungen, seinem Nachfolger Bonifacius als herumirrender Flüchtling ausgeliefert, endlich in das Castell Fumone gesperrt wurde, wo er nach einer peinlichen Haft von zehn Monaten am 19. Mai 1296 starb, im hohen Alter von 81 Jahren.

Indem ich nun Fumone betrachtete, erschien mir die Lage des Orts in so tiefer Einsamkeit der Berge erst recht bedeutend; ich konnte mir vorstellen, daß nicht leicht anderswo ein so trauriger Verbannungsort oder Kerker mochte zu finden sein. Jedoch die Einsamkeit schmerzte jenen Gefangenen nicht, welcher sein Leben als Eremit in Hölen und Wildnissen hingebracht hatte. Obwol im höchsten angeregt durch solches Bild einer Zeit, in welcher der mittelalterliche Charakter gleichsam seinen Gipfel erreichte, habe ich doch Fumone nicht besuchen können, sondern

mußte mich begnügen es anzuschauen, wie es, einem finstern Räubernest ähnlich, über meiner Straße herabdrohte. Ich wanderte diese fort; zwei mächtige Berge steigen zu ihren beiden Seiten auf, und eine Höhe sperrt den Mittelgrund. Sobald ich diese erreicht hatte, öffnete sich dem Blick ein Panorama von hoher Schönheit, da sich die herrlichste Appenninlandschaft mit Ebenen und Hügeln, und dahinter große Bergreihen entfalteten, worauf Städte, wie Vico und Guercino, in der Ferne sichtbar waren.

Es senkte sich nun die Straße sanft abwärts, und führte in die reiche Campagna von Alatri, welche bedeutende Stadt ich endlich vor mir sah, als ich um einen Hügel bog. Durch die altersschwarzen Mauern hinreitend — es war ein sonniger Vormittag — erfreute ich mich an der Lebendigkeit des Orts, wie an der Menge stattlicher Paläste, welche auf ein blühendes Gemeinleben der Vergangenheit schließen lassen. Keine gleich ansehnliche Stadt hatte ich noch in den Bergen Latiums gesehen, noch irgend welche von so hervortretendem Charakter gothisch römischer Architektur.

Alatri ist ein Fabrikort in Wolle, Teppichen und Tuch, ein großer Verkehrsplatz der latinischen Bergciociaren, die dort ihre Wämmser und jene spitzen schwarzen Filzhüte kaufen, welche in Latium allgemein getragen werden. Zudem war es Markt; die Straßen und Plätze, bedeckt mit Früchten des Augusts, mit Feigen, Pfirsichen, Aprikosen und großen Birnen, gewährten einen reichen Anblick und wimmelten von Volk. Die hochgewachsenen Bergbewohner in ihren roten Westen und den Sandalen,

den mit Blumen geſchmückten Filzhut keck auf dem Scheitel, erinnerten mich daran, daß ich in dem Latium ferox des Virgil ſei, deſſen robuſte Bevölkerung auch das ganze Mittelalter hindurch ihren Charakter behauptet hat.

Die Straßen ſind meiſt enge und finſter, denn alle Häuſer ſind aus dunkelm Tuffſtein gebaut, und nur ſelten mit Kalk übertüncht. Unter ihnen überraſchte mich eine nicht geringe Menge von palaſtähnlichen Gebäuden; Palaſt aber nennt man in den römiſchen Städten jedes Haus mit einem Portal, und um ſo mehr beanſprucht es dieſen Namen, wenn es einem alten Adelsgeſchlecht angehört. Zahlreiche Geſchlechter des Mittelalters müſſen demnach in Alatri während des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts geblüht haben, da die meiſten Paläſte der Stadt dieſer Epoche anzugehören ſcheinen. Sie ſind in der Regel mit einem platten Dach von ſehr ſtarker Ausladung verſehen. Die Façade beſteht aus einem Gefüge von ſauber behauenen viereckigen Tuffſteinen, deren ſchwarze Farbe die ſchönſte Wirkung hervorbringt. Die Thüren ſind gothiſch mit leichtem Bogenbruch; ich bemerkte deren ſechs an einem ſchönen Palaſt, über ihnen ein feines Geſims, worauf ſechs Fenſter in den angenehmſten Verhältniſſen die Wand durchbrachen. Dieſe Fenſter ſind alle im gothiſch römiſchen Stil gebaut, gleich jenen, welche die älteren Kirchentürme Roms gliedern, da ſie aus zwei Bogen beſtehen, die in der Mitte durch eine kleine Säule geteilt werden. Dieſe Bauart verleiht der Stadt einen impoſanten Charakter. Es gibt dort Gebäude, welche mich an die toscaniſchen Republiken, namentlich an Siena, erinnerten. Der Palaſt Jacovazzi zeichnet ſich vor allen andern durch ſeine turm-

gleiche Höhe und seine Façade halbgothischen Stiles aus. Da er gegenwärtig Eigentum der Stadt ist, so bildet er als das Communalhaus ein prächtiges Centrum dieser Architekturen.

Ich war von Rom an eine der angesehensten Familien Alatri's adressirt, welche ehemals durch Reichtum und Einfluß in der Geschichte der Stadt eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Ich suchte also den Palast Grapelli auf, und in der That verdiente dieses alte Haus so zu heißen. Ein geräumiger innerer Hof, stattliche Treppen von Stein, ein prächtiger Saal, in welchem eben ein Liebhabertheater aufgestellt war, viele Zimmer mit gemalten Decken und Fresken auf den Wänden, endlich über zerstörten Nebengebäuden ein verfallener Turm, der einst dieses Haus zur Festung machte, zeigten mir, daß es die Besitzung reicher Signoren gewesen sein mußte. Nun aber war alles im Zustand der Verwilderung, die innere Einrichtung höchst ärmlich, nur aus Resten alter Wohlhabenheit zusammengesetzt; man sagte mir denn auch, daß diese Familie, wie so manche andere des Orts, zu großer Armut herabgesunken sei. Indeß die Jugend, die sich im Hause zeigte, blühte von Kraft und Gesundheit, und ich betrachtete mit Vergnügen die muntern Mädchen, welche in dieser frischen Bergluft herrlich emporgewachsen waren. Sie entbehren hier vielleicht nicht ungern die langweiligen Freuden Roms, in kleinen städtischen Kreisen sich heiter bewegend, und ihre Abende bringen sie mit Tanz und Spiel zu.

Als ich nach den Sehenswürdigkeiten Alatri's fragte, machte man mich vor allem andern auf die Kirche Santa Maria Maggiore und die cyklopischen Mauern aufmerk-

ſam, um derentwillen ich allerdings die Reiſe unternommen hatte. Jene Kirche, auf einem von mittelaltrigen Gebäuden eingefaßten Platz gelegen, iſt klein und von römiſch-gothiſcher Structur. Sie war auf zwei Türme berechnet, von denen indeß nur einer, und zwar unvollendet oder zerſtört, aufrecht ſteht. Römiſche Bogenfenſter gliedern ihn. Eine unregelmäßige Façade von drei gothiſchen Thüren macht den ſonderbarſten Eindruck, da über der Hauptthüre ein ganz außerhalb der Proportion angelegtes rundes Fenſter eingebrochen iſt. Seine Roſette iſt mit gemaltem Glas ausgefüllt. Das Geſims der großen Thüre zeigt Zieraten von Akanthus, und der Thürbogen ruht auf über einander vorſpringenden Säulen.

Das Anſehen der Façade ließ auch auf ein mittelaltriges Innere ſchließen, aber als ich in die Kirche trat, wurde ich enttäuſcht; denn obwol ihre drei Schiffe, von je vier großen Bogenſpannungen gebildet, halbgothiſchen Stils ſind, zeigte ſich doch alles von modernem Ungeſchmack entſtellt, mit fingirtem Marmor belegt und mit abgeſchmackt bunten Farben, wie man ſie jetzt in Rom liebt, ſelbſt bis in die Kreuzgewölbe hinauf bemalt. Das Mittelſchiff wird durch zwei Roſettenfenſter von jeder Seite erhellt, und auch die Tribüne iſt von einem ähnlichen durchbrochen. Vergebens ſuchte ich nach alten Bildwerken; das einzige, was der Betrachtung wert ſein konnte, war ein Taufſtein, eine Vaſe von Gyps, getragen von drei Karyatiden in der roheſten Arbeit des Mittelalters.

Ich wanderte zu den cyklopiſchen Mauern empor. Wie Ferentino war auch Alatri rings von ſolchen umſchloſſen geweſen; aber der ſtädtiſche Ring iſt beinahe

gänzlich zerstört worden, und nur die Mauern der Burg haben sich erhalten, ein erstaunliches Monument jener Kulturepoche, ohne Gleichen unter allen Städten Latiums, so daß ein so wunderbares, ägyptischen Bauten völlig zu vergleichendes Werk gesehen zu haben eine tagelange mühevolle Reise belohnt.

Die alte Burg von Alatri (man nennt sie heute Civita, die Stadt an und für sich) ist der höchste Hügel des Orts, und gegenwärtig der Dombezirk, denn auch hier, wie in Ferentino, hat sich das Bistum auf der alten Befestigung niedergelassen. Dieser Hügel nun, auf dessen großem, durchaus geebnetem Plateau die Hauptkirche steht, ist von allen Seiten umfaßt, gestützt und bekleidet von Cyklopenmauern in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß. Als ich diese Constructionen erblickte und umschritt, schwarze titanische Steingefüge, über welche das Auge mit Staunen emporgleitet, so wol erhalten als zählten sie nicht Jahrtausende, sondern nur Jahre, wurde ich zu weit größerer Bewunderung menschlicher Kraft hingerissen, als mir der Anblick des Colosseums von Rom eingeflößt hatte. Denn in vorgeschrittener Cultur, mit manchen ausgebildeten Mitteln der Mechanik, lassen sich Amphitheater, oder Thermen wie die des Caracalla und Constantin auftürmen, ohne daß der Menschenkraft Uebermäßiges zugemutet wird, und selbst die Dionysischen Mauern von Syrakus, das Großartigste solcher Bauten, was ich bisher gesehen hatte, machen nicht so sehr erstaunen. Hier jedoch sehen wir Mauern vor uns, von denen jeder Stein nicht ein großes Quaderstück, sondern ein geglätteter Felsblock ist, von unregelmäßiger Form, mehr- und vieleckig; und wenn wir

verwundert nach der Mechanik fragen, welche im Stande war so große Felsenstücke über einander zu erheben und eins auf das andere zu stellen, so begreifen wir noch weniger wie man es vermochte, diese Vielecke so kunstvoll an einander zu fügen, daß sie ohne ausgefüllte Zwischenräume auf das genaueste an einander passen, und so die saubersten Riesen-Mosaik herstellen.

Die Sage schreibt diese Gattung urlatinischer Bauten der Zeit des Saturnus zu, und rückt sie damit überhaupt über die geschichtliche Civilisation hinaus; die wissenschaftliche Forschung aber, welche sich so viel mit Indogermanen und Pelasgern in Italien zu thun macht, ist zum Geständniß verdammt, daß sie nichts von den Völkern weiß, welche jene Werke auftürmten. Ihr Anblick zeigt, daß ein Menschengeschlecht, welches solche Mauern baute, im Besitz einer schon bedeutenden materiellen Civilisation war, und geordnete staatliche Verhältnisse befaß. Da diese cyklopischen Städte sich nahe bei einander und über ganz Latium zerstreut finden, so ergibt sich daraus, daß sich in diesem Land eine große Anzahl für sich bestehender Republiken oder Gemeinden in uralten Zeiten anbaute, deren Verbindung mit einander wir nicht kennen. Aber so ungeheure Befestigungen lassen auf beständigen Krieg der Städte unter einander schließen, und überhaupt auf räuberische, unsichere und isolirte Zustände des Lebens. Wollte man nun zu den kolossalen Dimensionen der Werke auch die Kräfte der Menschen in ein passendes Verhältniß bringen, so müßte man wahrhafte Giganten in denen sehen, welche sie errichteten, oder mit feindlicher Gewalt zu stürmen kamen; indeß diese Bauten deuten nur die

Periode des Koloſſalen an, womit die menſchliche Cultur bei allen Völkern und in allen Weltteilen beginnt, bis ſie dann nach und nach von dem materiell Erhabenen zu dem hinabſteigt, was ſich als wolgefälliges und ſchönes mit ausgebildeten Mitteln herſtellen läßt. Ueberhaupt dürfte man jene cyklopiſchen Werke in keine zu dunkle Zeit hinaufrücken; vielleicht wurden deren noch in Latium gebaut als bereits Rom gegründet war, und der Schritt von dieſer vieleckigen Conſtruction zu den kaum minder koloſſalen Quadermauern der Etrusker und Römer iſt keineswegs ein großer.

Aus den Mauern dieſes Capitols des alten Alatri führte ein Haupttor, welches noch heute vorhanden iſt, ein ungeheurer aus horizontalen Steinen zuſammengefügter Bau; außer ihm zeigt ſich noch ein kleinerer Eingang, und drei in der ſüdlichen Mauer angebrachte viereckige Niſchen laſſen auf Götterbilder ſchließen, die dort aufgeſtellt geweſen ſein mochten, während zugleich ein cyklopiſcher Ueberreſt mitten auf der Burg mit einigem Recht für den Gemeinde-Altar gehalten werden kann, auf dem die feſtlichen Opfer vollzogen wurden.

Bis zum Jahr 1843 waren dieſe Mauern unter Schutt und Schlinggewächſen halbbegraben, und kein Weg führte um ſie herum. Ein Beſuch Gregor's XVI. brachte die Alatriner auf den glücklichen Gedanken, ſo unvergleichliche Monumente des höchſten Altertums zu reinigen und zu befreien; es arbeiteten demnach 2000 Menſchen zehn Tage lang den Schutt zu entfernen, und ſo wurde die Akropolis nicht allein wieder bloßgelegt, ſondern ringsum mit

einer Straße versehen, Via Gregoriana genannt. Auf ihr kann man nun jene in Bequemlichkeit umschreiten. Damals wurde auch das große Tor ausgegraben, und der Aufstieg zum Plateau wieder eröffnet. Dieser breite, ganz ebene Burgplatz ist nur von einer steinernen Wehr umfaßt, die sich über den Cyklopenmauern erhebt, und indem er keine Gebäude außer dem Dom enthält, gibt er dem Blick die entzückendste Aussicht in die Gebirgslandschaft frei. Und wahrlich, es ist ein so hinreißend großes und schönes Gemälde umher verbreitet, daß ich nicht versuchen werde es in Worte zu fassen, oder nur die Linien der Gebirge anzudeuten, die sich in dem sonnigen Blau über paradiesischen Gefilden entfalten. Bei einer vollkommenen Stille, ja einer wahrhaften Einöde auf dieser rätselhaften Stätte uralter Menschencultur ist der Eindruck des Erhabenen ein doppelt wirksamer.

Ich sage auch nichts von dem Dom, der sich auf der einen Seite des Burgplateau's ganz einsam erhebt — ein kleiner, romantisch aussehender Bau mit einem bizarren Glockenturm, und einer Façade, die dem Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts angehört. Eine breite steinerne Treppe führt zu dem Eingang empor. Leider ist im Innern alles modernisirt, und so erkannte ich mit Bedauern auch hier, daß selbst in den abgelegensten Ortschaften von Latium der falsche Ehrgeiz der Priester oder der Gemeinden das Ehrwürdige und Altertümliche durch das Neue zerstört. So wie die Modesucht allmälig die national ererbte Tracht der Bewohner vertilgt, so greift sie auch die Gebäude überall an, bedeckt sie mit nüchternen Façaden und entstellt ihr Inneres mit grellen und lin-

dischen Farbenbildern wie im heutigen Rom, wo man in Geschmacklosigkeit mit den Sicilianern wetteifert.

Ich durchwanderte die Straßen Alatri's, und immer besser gefiel mir die Stadt. Eine ziemlich reiche Cultur von Gärten umher, und drinnen ein rüstiges und arbeitsames Leben, deuteten auf glückliche Zustände; und da in allen diesen Orten aus der Beschaffenheit des Brodes und des Weins, als der hauptsächlichsten Nahrungsbedürfnisse, mit Recht ein Schluß auch auf andere Verhältnisse gezogen werden kann, so überzeugte ich mich, daß die Alatriner nicht Mangel leiden. Der Wein ist stark und vortrefflich, das Brod von ausgezeichneter Güte und großem Gewicht.

Weil Alatri ganz außerhalb der Fremden-Tour gelegen ist, leidet man dort nichts von der Zudringlichkeit der Menschen. Ein reiner, naiver Naturſinn spricht sich überall froh und mitteilend aus, und ich erinnere mich nicht, von Bettlern angeredet worden zu sein, wie man sie überall in der Sabina und im Albanergebirg schaarenweise nach sich zieht. Doch, dort betteln aus ihrem Gefängniß heraus die Gefangenen — ein wunderlicher Anblick, den man übrigens in fast allen römischen Orten haben kann. Denn zu ungezähltenmalen ist mir ein gleiches begegnet. Während unsere rigorosen Systeme des Gefängnißwesens darauf hinzielen, den Gefangenen so viel als möglich von der Welt abzusondern, ja ihn wie einen verpesteten Gegenstand in der Zelle zu isoliren, einzumauern und ihm selbst den unschuldigen Blick auf Straße oder nächste Umgebung seines Kerkers zu versperren, gönnt ihm die Toleranz des Südens wieder einen zu großen Spielraum. Ich hörte

oft die Gefangenen in römischen Städten die heitersten Lieder hinter ihren Gittern singen, in Ritornellen denken auf der Straße antworten, oder ich sah sie mit der Gebärdensprache zum Fenster hinaus Geschichten erzählen, die der Fremde freilich nicht versteht. Nun aber ist ihnen selbst das Betteln noch im Kerker gestattet. Diese Verbrecher, oft nur um geringe Vergehen bestrafte Nichtsthuer, strecken ein langes Rohr aus dem Gitter heraus, an welchem mittelst eines Fadens ein leinenes Beutelchen befestigt ist. Zwei, drei, vier solcher Rohrstangen sieht man zu gleicher Zeit in Bewegung, und die sie herausstrecken gleichen den Anglern, welche mit der größten Seelenruhe ihr Angelrohr in den Händen halten, um es heraufzuziehen, wenn der Fisch angebissen hat. So taumeln dort die leeren Beutelchen in der Luft hin und her; geht nun jemand an dem Gefängniß vorüber, so senkt sich Angelrohr und Beutel ihm vor der Nase nieder, und der Gefangene bittet um der Madonna willen ihm ein Geldstück hineinzulegen. Er ist nicht minder vergnügt, wenn man ihm eine Cigarre hineinsteckt, die er dann mit Wohlbehagen hinter den Eisenstäben rauchen wird; hat er aber ein paar Bajocchi erhascht, so läßt er sich Wein holen, oder was ihm sonst wünschenswert erscheint. Ich konnte diese classische Art zu betteln niemals ohne Heiterkeit betrachten, und mußte mich stets der Sage erinnern, welche von Belisar erzählt, daß er aus dem Fenster seines Turms die Vorübergehenden angebettelt habe — wenigstens zeigt diese Fabel, daß jene Toleranz sehr alt sei, und vielleicht streckten die Gefangenen aus den Kerkern schon in alten Römerzeiten solche Rohrangeln hervor.

Ich brach von Alatri auf, um die Grotte von Collepardo zu besuchen, von deren Schönheit ich mir so viel hatte erzählen lassen. Ein Gebirgspfad führt zu ihr hin; denn wenige Millien hinter der Stadt verwandelt sich der Charakter des Landes, die Cultur verschwindet, nackte rote Kalkfelsen führen in das Gebirge, dessen wilde Einsamkeiten nun den Wanderer umfangen.

Ein Kohlenbrenner aus dem kleinen Gebirgsort Collepardo, welcher in Alatri seine Last abgesetzt hatte, und zufällig mit mir zusammentraf, wurde mein Begleiter und Führer durch diese Berge. Ich hörte gern den Erzählungen dieses gutmütigen Menschen von der Aermlichkeit, aber Genügsamkeit des Lebens in seiner Heimat zu, obwol sein Bergdialekt mir das Verständniß etwas schwer machte.

Die Felsenmassen wurden rauher und rauher, die Täler romantischer und wilder, und wir passirten nun den Fluß der Cosa, welcher mit Gewalt durch diese Berge herunterbraust. Sein Wasser, grünlich an Farbe, wie der Inn im Engadin, ist kalt und leicht, und wimmelt von Forellen. Diese Lebensader des Gebirgs zieht den einzigen schmalen Culturstreifen durch die Felsenwildniß; nach einem jähen und donnernden Lauf stürzt sie sich in den Saccofluß, und eilt mit ihm dem Liris zu.

Hoch über der Cosa, wo sie am Fuß einer steilen Felsenwand sich durch enge Schluchten zwängt, liegt Collepardo. Nichts melancholischeres mag man sehen: kleine Häuser aus Kalk stehen in gestreckter Reihe beisammen, durch eine bizarre Kirche unterbrochen, und eine schwarze zersplitterte Mauer zieht sich rings umher — ein Beweis

daß auch diese arme Ortschaft nicht vor dem räuberischen Feinde sicher war. Wenige Gärten, Olivenbäume und Weinreben gaben hier äußerste Dürftigkeit zu erkennen; denn außer dem kleinen Plateau, worauf Collepardo steht, schien rings umher alles von Felsen zu starren. Der wackere Kohlenbrenner lud mich ein in seinem Haus abzusteigen, was ich gern that, da ich sonst wegen des Unterkommens in Verlegenheit geblieben wäre. Ich richtete mich in dem ärmlichen Gemach so gut ich konnte ein, um die Sonnenhitze vorübergehen zu lassen. Nun traf es sich mir äußerst erwünscht, daß eine Partie von Herren aus Velletri eben zu Pferd angekommen war, welche die gleiche Absicht, die Grotte zu sehen, hieher geführt hatte, denn so wurde es mir möglich, dieses Wunder auch bei Fackelbeleuchtung zu betrachten.

Die Höle liegt tief unten, und zwar unmittelbar unterhalb Collepardo. Eine steile Bergwand führt zu ihr hinab; hier braust der Cosafluß durch eine Schlucht; man reitet eine Zeitlang an seinem Ufer hin, welches Castanien beschatten, und hat zu beiden Seiten Felsenwände in den grandiosesten Formen. Zur Linken steigt der Berg Marginato auf, und streckt seine verwitterten Massen in die Luft hinaus, tiefe und schwarze Schatten in das Wasser werfend, welches um das Gestein mit Wut siedet und kocht. Rechts erhebt sich eine nicht minder abschüssige, von Baumwuchs umbuschte Felsenhöhe, in welcher eben die Grotte liegt.

Schon der Eingang zu ihr verspricht etwas außerordentliches. Ein schwärzlicher Schlund gähnt aus finstern Blöcken hervor, und ein kalter Luftstrom scheint aus der tiefsten Tiefe heraufzuquellen. Wir hüllten uns sorg-

sam ein, ehe wir hinabstiegen. Die Führer mit den Fackeln waren vorausgegangen, und bald zeigten uns leichte Rauchwolken, die aus den Spalten der äußern Wand hervorstiegen, daß jene drinnen seien. Ich habe sehr viele Grotten in Gebirgen gesehen, und bin für diese Naturspiele im ganzen nicht mehr empfänglich; ich versprach mir daher auch nicht viel von der Grotte von Collepardo, als ich sie betrat. Indeß machte sie doch Eindruck auf mich, und dies zumal deshalb, weil sie sehr großen Raum hat. Sie besteht nämlich aus zwei Hauptteilen, gleichsam zwei ungeheuren Sälen, die in der Mitte durch eine zerrissene niedrige Mauer getrennt sind. Die Farbe der Wände und des Bodens ist schwarz oder gelbbraun; große Felsen liegen umher, die man zum Teil erklettern muß, und von den unregelmäßigen Wölbungen der Decken hängen Stalaktitenbildungen in großen oder kleinen, mannichfaltigen Formen herab, während andere wieder vom Boden selbst in bizarrsten Gestalten und Gruppen ihnen entgegen zu wachsen scheinen. Die seltsamsten Gestaltungen haben sich in dem hintern Teil der Grotte gebildet; ihn völlig zu übersehen, ließ man uns im vordern Raum so lange warten, bis jener völlig erleuchtet war. Denn viele Männer und Knaben hatten sich nicht allein mit ihren Fackeln hie und da aufgestellt, sondern auch große Haufen von Werg an verschiedenen Orten angezündet. Als ich nun in den so erhellten Zaubersaal hineinblickte, war es allerdings ein befremdender Anblick. Bald schien man in einen ägyptischen Tempel von schwarzen Säulen einzutreten, zwischen denen Bildwerke von Sphinxen und Göttern standen, bald schweifte man in einem Wald von steinernen Palmenkronen

und andern phantastischen Gewächsen, und wieder starrten hier Lanzen und Schwerter, oder hingen Rüstungen von Riesen und Zwergen von den Wänden nieder. All dies lebte und flackerte vom Schein der Fackeln, welche hier die Massen grell heraustreten ließen, und dort um so nächtigere Schatten erzeugten. Die wallenden Rauchwolken zogen wie Schleier hin und wieder, und durch die feuchte Luft warfen sich mit wildem Schrei die aufgestörten Fledermäuse und Nachteulen hervor. Es ist von solchen Hölen kein Bild zu machen, denn die Einbildungskraft eines jeden sieht sie auf besondere Weise, und bevölkert sie mit Phantomen. Natürlich fehlt es nicht an Benennungen von einzelnen besonders hervortretenden Tropfsteinbildungen, und ich mußte bald dieses, bald jenes Absonderliche erkennen, wovon mir nur die sogenannten „Trophäen der Römer" im Gedächtniß geblieben sind, einige markirte Formationen, welche leicht an jene Trophäen erinnern können, die über dem Aufgang zum Capitol von Rom stehen. Ohne Zweifel enthält die Höle von Collepardo noch einen größern Zusammenhang von Gemächern und erstreckt sich tief in den Berg hinein; aber man hat es noch nicht möglich gemacht weiter vorzudringen.

Ueberhaupt finden sich in dieser Gegend viele Hölenbildungen im Kalkgestein, die ehedem manchen Einsiedler mögen beherbergt haben. Noch im Jahr 1838 wohnte bei Collepardo in einer Grotte des nahen Bergs Avicenna ein Eremit. Es erschien dort im September jenes Jahres ein junger Franzose, der sich Stefan Gautier nannte, und erklärte, Eingebungen des Himmels zu folgen, welcher ihn in diese Wildniß berufen habe, um ein Anachoretenleben

zu führen. Der Fremdling richtete sich in jener Höle ein; man brachte ihm Speise und Trank; er betete und kasteite sich, und man sah ihn oft in Collepardo, in Veroli oder in der Carthause von Trisulti, wo er die Kirchen besuchte und mit den Mönchen verkehrte. Seine Lebensweise war untadelhaft, ja die eines angehenden Heiligen, obwol er noch bei jungen Jahren war. So hatte Gautier bereits zwei Jahre in jener Einsamkeit gelebt, als eines Tags Häscher seine Höle umstellten, ihn ergriffen und gefangen mit sich führten. Niemand wußte die Ursache, und niemand konnte nachher von dem Schicksal des Eremiten eine bestimmte Kunde geben; man wußte nur, daß der Heilige in die Hände der französischen Justiz ausgeliefert worden sei; ein Gerücht sagte, er sei in eines der Attentate gegen das Leben Ludwig Philipp's verflochten gewesen.

Die Natur hat viel merkwürdiges um Collepardo zusammengedrängt, denn nur eine kurze Strecke von der Stalaktitenhöle entfernt liegt jener berühmte Brunnen Italiens, der Pozzo di Santulla, hart an der Straße nach der Carthause. Diese aber wollte ich noch vor Abend erreichen, um die Gastfreundschaft der Mönche anzusprechen. Nach einem halbstündigen Ritt zwischen Gärten und auf einer steinigen Hochfläche sah ich mich plötzlich an dem Rand einer kreisförmigen steilen Vertiefung, welche auf das lebhafteste an die großen Latomien von Syrakus erinnerte. Bei einer Peripherie von ungefähr 1500 Schritten versenkt sich dieser rätselhafte Brunnen in eine Tiefe von über 150 Fuß, und zeigt in seinem Grund einen dunkelgrünen Wald von Baumwipfeln und Schlinggewächsen, welche, wenn ein Lüftchen sich himmterwagt, sanft wie

die Wellen eines Sees auf- und niederschwanken. Die Sonne ließ von dem klarsten Himmel Streiflichter in diese Tiefe fallen, und ich sah weiße Schmetterlinge munter hin und her über dem versunkenen Walde spielen. Blühende Ranken hingen über den Zweigen dieser Bäume, welche, wie man versichert, mehr als 30 Fuß hoch aus der Tiefe emporsteigen, und von oben gesehen dennoch nur Sträuchern ähnlich sehen. Die unerreichbaren Blumen in diesem Grunde, die wilden labyrintischen Pfade im dunkeln Dickicht, das Flattern des Geflügels welches dort sein Wesen treibt, locken die Phantasie hinunter; sie stellt sich in diesem unterirdischen Zauberhain ein Feenparadies und einen Lustgarten für Oberon und Titania vor. Reichlich sickern dort Quellen geheimnißvollen Laufs und ernähren ein immer grünes Kraut, während dieses Becken den Thau der Nacht zu sich niederzieht und in sich versammelt. Mit Bewunderung senkt sich dann der Blick längs den Wänden schwindelnd in die Tiefe; in bizarren und phantastischen, tropfsteinähnlichen Formen und Figuren stürzen sie ringsum herab, überbuscht von Eichenzwergbäumen, von goldblumigen Ginster und von Mastixsträuchern. Sie sind mit einem bunten Irisspiel von Farben geschmückt, denn bald ist das Gestein zart silbergrau, bald brennend rot, wieder dunkelblau, gelb und tiefschwarz. Faßt man diesen Brunnen mit der wilden Bergscenerie ein, welche den Horizont umgibt, so ist es ein Theater, welches in Worten gar nicht ausgedrückt werden kann: hier die braune Ortschaft Colleparde hinter grünen Bäumen schwermütig gelagert, dort lange Blicke in absinkende Felsentäler; weiterhin riesige und stille Berge von majestätischen Formen, um deren nie

betretene Gipfel einsame Goldadler schweben, oder phantastische Nebel ihre weißen Schleier ziehen.

Wild aussehende Hirten, Sandalenmänner des Gebirgs, mit lanzenähnlichen Stäben, waren am Rande des Brunnens mit ihren Kletterziegen gelagert, und brachten Leben in diese große Scene, während einige kräftige Buben sich vergnügten Steine hinabzurollen. Sie fielen mit dumpfem Gekrach in den Wald hinunter, und schreckten dann die grauen Tauben aus ihrem Nest auf, die mit der Schnelligkeit der Blitze aus den Wipfeln emporschossen und verzweifelt hin und wieder fuhren. Obwol diese Hirten mir sagten, daß in dem geheimnißvollen Brunnen sich ein Tiger aufhalte, so gestanden sie doch zu gleicher Zeit, daß sie dann und wann Ziegen an Stricken hinunter ließen. Diese Thiere finden dort Wasser und Kraut in Fülle und bleiben in dem Wald monatelang, bis sie wolgenährt wieder herauf geholt werden, denn die Hirten selbst steigen an Stricken hinunter um sie emporzubringen.

Läge der Pozzo in Deutschland oder in Schottland, so würde ihn die Phantasie des Volks ohne Zweifel mit den fabelhaftesten Wesen bevölkern; aber die Italiener haben im ganzen keinen Sinn für das Märchen- und Geisterhafte, weil es die Klarheit der Lüfte bei ihnen nicht gedeihen läßt. Und so war mir auch die Erzählung von dem Ursprung dieses Brunnens charakteristisch, wie ich sie aus dem Mund der Hirten hörte, denn sie ist eine Legende. Der Pozzo, so sagten sie mir, war ehemals eine große kreisrunde Tenne; eines Tags erfrechten sich Leute dort Getreide auszustampfen, obwol das Fest der Assunta der heil. Jungfrau gefeiert wurde.

Madonna erzürnte über diesen Frevel; sie versenkte plötzlich die Tenne mit allem was sich auf ihr bewegte, und so sei der kreisförmige Pozzo entstanden. Im Hintergrund dieser Legende glaubte ich die kluge Absicht eines Mönchs oder Priesters erkennen zu dürfen. Vulcanische Erscheinungen zeigen sich übrigens nirgend, daher mag wol die Ansicht richtig sein, daß dieser Brunnen ehedem eine Höle war, deren Gewölbe einstürzte. Nur ungern riß ich mich von dieser merkwürdigen Erscheinung los; ich dachte mir mit Verlangen das magische Schauspiel nächtlicher Beleuchtung, wenn der Mond durch diese große Bergwildniß schwebt, und sein dunstiges Licht von den Kraterwänden auf den Geisterwald dort unten niederquillt.

Die Ziegenhirten führten mich und meinen Campagnolen auf steinigen Pfaden seitwärts weiter, bis wir die betretene Felsenstraße erreichten, welche man einschlagen muß, um nach der Carthause von Trisulti zu gelangen. Diese weit und breit berühmte Abtei sollte etwa eine deutsche Meile vor uns liegen; sie war nicht sichtbar, aber man zeigte mir oben in der hohen Bergregion, die zu ersteigen war, den finstern Streifen eines Eichenwalds, hinter welchem ich sie, ein wahres Culturwunder des Gebirgs, finden würde. Ich erinnere mich kaum einer wilderen und schöneren Berglandschaft, als jene war, die ich nun tief absteigend durchritt. Der Blick fiel bald in schwindelnde Tiefen, aus denen dumpfen Schalles das Getöse des Cosaflusses emporkam, bald erhob er sich wieder zu prächtigen Bergpyramiden, unter denen die Monna gigantisch gen Himmel ragt.

Wir zogen hinunter, hie und da an grauen Felsen-

obelisken vorüber, welche, den Weg versperrend, sich einzeln vorgeschoben hatten, und nach einer beschwerlichen halben Stunde waren wir unten an dem Fluß angelangt. Er hat hier zwei Berggebiete durchrissen, und donnernd stürzt er seine Schaumwellen durch finstre Schluchten weiter. Die Sonne war schon hinter die Berge gesunken, sie vergoldete noch mit verschwebender Glut die Gipfel ringsumher. Nun stiegen wir über breite Flanken des Gebirgs empor. Ich wandte mich nach jener Richtung um, von der ich gekommen war, und sah in nicht zu großer Entfernung acht bis zehn Soldaten mit raschem Schritt den von mir zurückgelegten Pfad herunterkommen. Waren es Banditenjäger? Ich bezweifelte es, denn die berüchtigte Räuberbande des Gasperone trieb ihr Wesen in diesen Bergen nicht mehr, wo man noch an mancher Stelle Räubernamen lesen soll, welche jene Briganten mit ihren Dolchen in die Felsen eingegraben. Diese Soldaten, so sagte mein kundiger Begleiter, kommen aus Alatri zum Besuch nach der Carthause, bei den Mönchen Nachtlager und Kost zu finden. Denn Ihr müßt wissen, daß die reichen Weißkutten durch ein Gesetz gezwungen sind, jeden Wegewanderer drei Tage unentgeltlich zu verköstigen; und wenn ein ganzes Heer in ihre Carthause einrückte, so dürften sie ihr Klosterhaus ihm nicht versperren. Da ich nun wußte, daß jene Gesellschaft, mit der ich die Grotte von Collepardo gesehen, die vorige Nacht auf Unkosten der Mönche gelebt hatte, da ich hinter mir her halbverhungerte Soldaten sah, welche schon in Gedanken das Kloster durchschwelgten, und weil ich die gleiche Absicht hegte und mir eines rücksichtslosen Hungers

bewußt wurde, so stiegen mir einige Besorgnisse auf. Komm denn, Francesco, sagte ich, und laß uns die Schritte verdoppeln, damit uns jene Soldaten nicht überholen und die Gesichter der Mönche für uns finster machen, wenn auch wir an ihre Thüren pochen, Speise, Trank und Herberge zu begehren. Francesco lachte, und wir trieben uns rüstig vorwärts.

Ich hatte das Felsenplateau erreicht, auf welchem die Carthause von Trisulti steht; es ist die breite Absenkung herrlicher Bergpyramiden, welche sich unmittelbar über ihm auftürmen. Aber noch entdeckte ich das Kloster nicht, der schönste Eichenhain verbarg es meinem Blick. Ihm zureitend, sah ich schon von fern zwei weißgekleidete Klosterbrüder in ihm auf- und niedergehen. Diese heiligen Männer wandelten nachdenklich in dem kühlen Schatten majestätischer Bäume, so daß ich die philosophische Ruhe beneidete, die sie leidenschaftslos genossen. Wenn irgend das menschliche Gemüt sich in Ergebung, Ernst und hoher Betrachtung sammeln mag, so dürfte es hier in einer der erhabensten Einsamkeiten sein, welche ich irgend sah. Ein Abendlüftchen rauschte durch die tiefschattigen, jahrhundert alten Wipfel, und rings standen in feierlicher Majestät ewige Berge umher. Die Glocke des Klosters schall plötzlich über den Wald her, trauervolle Andacht verbreitend: ich fühlte den Geist des Mittelalters mächtig auf mich wirken.

Ich trat auf einen der Mönche zu, kündigte mich als Reisenden an, und bat um Gastfreundschaft für eine Nacht. Der stattliche und wolgenährte Bruder wies mich ans Kloster selbst, wo ich mich beim Guardian zu melden

hätte. Nachdem ich nun eine kurze Strecke den Hain durchritten hatte, enthüllte sich die Carthause meinen Blicken. Auf solcher Höhe eines unwegsamen Gebirgs, über dessen rauhe Felsenwände der Wandrer mühsam kletterte, plötzlich vor einer blühenden Oase der Cultur sich zu finden, dies hat etwas unbeschreiblich reizendes. Das kleine Himmelreich und Eden der Heiligen schimmerte aus grünem Laub hervor, phantastisch, heimlich und wunderbar; nicht ein einzelnes Gebäude, sondern ein Verein von saubersten Capellen, Kirchen, umschlossenen Höfen, Anlagen verschiedenster Art, im wohnlichsten Zustand, Reichtum und friedliches Glück verkündend. Ringsumher alte schattige Bäume, einzeln oder in Gruppen, umfriedete Gehege, Rinder, Schafe, Ziegen, Mönche auf- und abgehend, arbeitende Dienstmannen, ein lebhaftes Treiben von vielerlei Menschen, welche das Kloster ernährt.

Der Guardian, ein großer und ernster Mann mit langherabwallendem Bart, nahm mich am Tor des Vorhofs freundlich an, und bedeutete mir dem Superior mich vorzustellen, welcher dann die weitern Befehle für meine Aufnahme erteilen würde. Ich wurde in den innern Hof geführt, ein großes Viereck, welches die Klostergebäude und die Façade der Kirche umschließen. Alles ist hier in der aufmerksamsten Reinlichkeit gehalten und gepflegt, aber die Gebäude haben nichts altertümliches, sondern zeigen den Luxusstil des achtzehnten Jahrhunderts. Im Innern lange und luftige Corridore, zu deren beiden Seiten die Zellen der Brüder sich befinden. Den Superior fand ich in einem geräumigen Gemach hinter einem Schreibtisch beschäftigt, Dienstleuten zuhörend, welche irgendein An-

liegen vorzutragen ſchienen. Er genehmigte gern meine Bitte um Aufnahme, ohne mich nach Vaterland oder Confeſſion zu fragen; freilich genügt den Mönchen ein flüchtiger Blick auf Geſtalt, Phyſiognomie und Ausdrucksweiſe des Fremdlings, um den Katholiken oder Proteſtanten zu erkennen.

Nachdem mir der Superior einen Laienbruder zugewieſen, verließ ich ihn, und ward in die Foreſteria geführt. So nennt man die abgeſondert gelegenen Gaſtzimmer, welche in ſolchen Klöſtern für die Herberge der Fremden beſtimmt ſind: ſie ſind erſten und zweiten Ranges, je nach dem Stande des Gaſts. Denn wer zur anſtändigen Claſſe gerechnet wird, erhält ein Zimmer in der Foreſteria nobile oder de' Signori; wer niedriger taxirt wird, begnügt ſich mit einem beſcheidenen Unterkommen, und die unterſte Stufe der menſchlichen Anſprüche führt endlich zu den Kammern der Knechte, oder in die Stallungen, wo das arme Wandervolk ſich auf Stroh ausſtrecken mag. Man hatte mir ein gutes Zimmer neben dem Gaſtſaal angewieſen. Ein reinliches Bett, friſch bezogen, verhieß ein bequemliches Lager, und der Diener, ein gewandter junger Menſch, welcher in verſchiedenen Städten als Gaſthauskellner fungirt hatte, und nun in den Dienſt der Foreſteria gekommen war, tröſtete mich mit der Ausſicht auf ein Abendeſſen, welches er mir zur vorſchriftsmäßigen Stunde in jenem Saal ſervíren würde. Bis dahin, ſo ſagte er, könnte ich mich in aller Ruhe mit Beſichtigung der Kloſteranſtalten vergnügen.

Ein Laienbruder führte mich umher, und machte den Erklärer. Der Merkwürdigkeiten gab es in der Car-

thaufe wenige, denn leider iſt alles Altertümliche unter den ſpäteren Reſtaurationen verſchwunden, ſo daß ich für meine Wißbegierde nicht viel zu notiren fand. Die Lage im Gebirge, die Lebensweiſe der Mönche in ihrer einſamen Republik, ihre praktiſche Wirkung auf die Geſellſchaft, die Geſchichte dieſes ſeltſamen Ordens gaben indeß reichen Stoff zu Betrachtungen. Der heilige Bruno, einer der Charaktere, wie ſolche die Epoche der Kreuzzüge erzeugte, und wie ſie in Franciscus und Dominicus bald darauf ſo merkwürdig hervortraten, hatte, entſetzt über die Ausſchweifungen des Erzbiſchofs Manaſſes von Reims, die Regel der Carthäuſer geſtiftet, gegen das Ende des elften Säculum. Dieſer Orden, geſelliges Mönchstum und Anachoretenleben in ſich vereinigend, zur äußerſten Strenge der Entſagung verdammt, erhielt ſeinen Namen von dem Ort la Chartreuſe bei Grenoble, wo er ſeine Anfänge nahm. Seine Statuten (Consuetudines Cartusianae) datiren vom Jahr 1134, ſeine Beſtätigung durch den Papſt erlangte er im Jahr 1170. In einer Zeit, wo durch den Kampf mit dem mohamedaniſchen Orient, durch die Kriege der Kirche mit der Ketzerei der Albigenſer, und endlich mit dem Staat, die Gemüter der Menſchen in myſtiſche Ekſtaſe verſetzt worden waren, mußte ein neues reformirtes Mönchtum ſchnellen Erfolg haben. Die Carthäuſer breiteten ſich bald aus, und die extremen Sonderbarkeiten ihrer Regel trugen nicht wenig dazu bei. Schon im Jahr 1208 ſiedelten ſich dieſe Väter in Trifulti an, welchen Ort ihnen Innocenz III. übergab. Sie fanden hier ein verfallenes Kloſter vor, das ehedem den Benedictinern gehört hatte, und errichteten aus deſſen Trüm-

mern im Jahr 1211 die urſprüngliche Carthauſe. Man ſagt, ein Caſtell Triſalto habe jener Gegend den Namen gegeben, welcher gewöhnlich a tribus saltibus, von drei waldbewachſenen Höhen erklärt wird.

Obwol das Gelübde der Armut den Mönchen durch die Regel aufgelegt wird, ſchließt ſie dennoch den Reichtum des Kloſters nicht aus, und Triſulti wurde mit der Zeit in Beſitz großer Landgüter in der Provinz von Froſinone geſetzt, die es noch heute behauptet. Es prangt freilich nicht, wie jenes bei Pavia, durch Schönheit der Gebäude und Kunſtwerke, vielmehr hat es einen durchaus ländlichen Charakter, welcher der Uncultur der lateiniſchen Campagna entſpricht. Auch werden nicht ſo glänzende Räume in ihm gefunden wie ſie die Carthauſe Roms in den Thermen Diocletian's aufzuweiſen hat, welche übrigens eine junge Stiftung des ſechzehnten Jahrhunderts iſt und dieſe alte und ehrwürdige Certoſa von Triſulti als ihre Mutter anerkennt. Die kleine Kloſterkirche, von Innocenz III. im Jahr 1211 gebaut, endlich im Jahr 1768 erneuert, iſt mit buntem Marmor und vielen Bildern geſchmückt. Ueber dem Eingange erinnert ein Gemälde an die Stiftung der Certoſa, da Innocenz III. dargeſtellt iſt wie er die Carthäuſer in den Beſitz derſelben ſetzt. Auf beiden Seiten im Innern iſt hier das Martyrium der Maccabäer, und dort ihm entſprechend die Verfolgung zu ſehen, welche die Carthäuſer in England unter Heinrich VIII. erlitten. Im prachtvoll geſchmückten Prieſterchor ſieht man Moſes die Quelle aus dem Felſen ſchlagend, und ihm gegenüber Bruno, der daſſelbe erquickende Wunder wiederholt.

Größeres Vergnügen als mir dieſe modernen Bilder verſchafften, gegen welche man endlich gleichgültig wird, hatte ich bei Durchwanderung der andern Kloſterräume. Das Refectorium, paſſend geſchmückt mit einem Gemälde, welches die Brod- und Fiſchvermehrung darſtellt, iſt ein geräumiger Saal. Hier verſammeln ſich die Brüder zu einem gemeinſchaftlichen Male an Feſttagen, denn ſonſt ſchreibt die Regel das einſame Eſſen in der Zelle vor. Man zeigte mir die ſaubere Küche und die Bäckerei, wo ein ſchmackhaftes Brod von feinerer und gröberer Qualität in Menge bereitet wird, da mit ihm nicht allein die Koſt der Mönche, ſondern auch die der vielen Dienſtleute beſtritten wird. Ein Waſſerbecken, aus dem ſich ein Canal ergießt, verſorgt die Mühle in einem nahen Hof. Das ſehenswürdigſte jedoch, was man mir mit dem gerechteſten Stolz zeigte, iſt die Apotheke, und ich betrat ſie mit größerer Andacht als mir die Kirche eingeflößt hatte. Die Vereinigung des mediciniſchen Heils mit der Sorge für die Seele iſt eine natürliche und uralte Aufgabe dieſer Kloſteranſtalten in einſamen Gegenden; die Mönche, welche der Arzneiwiſſenſchaft obliegen, üben eine Thätigkeit aus, die weithin wirkſam und wahrhaft preiswürdig iſt. Die Natur der Berge ladet ſie zu unausgeſetztem Studium der Heilkräuter ein, die hier in Fülle wachſen, und welche angenehmere Beſchäftigung kann es geben, als in dieſen Gebirgen an Fels und Fluß zu botaniſiren, wunderwirkende Balſampflanzen zu ſammeln und mediciniſch zu bereiten?

Ein ſchöner Mönch, mit einem langen röthlichen Bart, daß er einen Magier des Mittelalters trefflich darſtellte,

empfing mich in dem ſauberſten Tempel Aeſculaps, den man ſich vorſtellen mag. Dieſes Haus liegt nicht weit vom Eingang zum Kloſter innerhalb der Ringmauer. Vor der offenen Gallerie der Apotheke erfreut Auge und Sinn ein wolgepflegter botaniſcher Garten voll von friſchen duftigen Gewächſen mannichfaltiger Art, unter denen es auch nicht an Zierblumen fehlt. Blühende Stauden in großen Vaſen ſchmücken die Veranda oder Terraſſe des reizenden Hauſes, welches in der That dem Gartenhaus einer Villa gleicht. Tritt man durch die Glasthüre in das Innere, ſo ſieht man ſich in einem reichen Apothekerladen. Der gelehrte Mönch zeigte mir mit Zuvorkommenheit ſeine Schätze in Flaſchen und Gefäßen, und machte mich bedauern, daß ich ihn nicht durch mediciniſche Teilnahme zu unterhalten verſtand. Mittlerweile erſchienen Landleute ſich Medicamente zu holen, welche unentgeltlich gereicht werden. Die Apotheke von Triſulti iſt weit und breit als eine Heilanſtalt in dieſen Bergen verehrt, ſo daß ihre Wolthat bis tief hinein in die fiebervolle Campagna Latiums empfunden wird. Den Deutſchen mag es intereſſiren, daß in der Bibliothek dieſer entlegenen Officin die Werke Hahnemann's gefunden werden.

Wenn nun die Orte der Umgegend vielfachen Gebrauch von den Heilkräften dieſer Apotheke machen, ſo wird ſie von den Kloſterbrüdern ſelbſt wenig in Anſpruch genommen. Ich erinnere mich nicht leicht Mönche ſo kräftigen Ausſehens gefunden zu haben. Die Ruhe des Gemütes, eine immer gleich ſtrenge Diät, und vor allem andern die köſtliche Bergluft, erhalten ſie im Wolſein, und ihre Nächte und Tage, durch wiederholtes Gebet und

Kirchendienſt unterbrochen oder ausgefüllt, werden ſonſt nicht in geiſtigen Anſtrengungen hingebracht. Das Kloſter beſitzt zwar eine kleine Bibliothek, und es gibt Mönche, welche gelehrte Studien betreiben, aber im ganzen gedeihen ſolche in dieſer Wildniß nicht. Ich überzeugte mich davon, als ich mit dem Bibliothekar, im großen Hof umherſpazierend, mich unterhielt, und da meine Fragen dieſen würdigen Mann in Verlegenheit zu ſetzen ſchienen, ſo hielt ich es für paſſend, dergleichen Geſpräche nicht fortzuführen. Ich verabſchiedete mich von ihm, ſetzte mich in einem der Höfe nieder, und betrachtete die Geſtalten der umherwandelnden Brüder. In ihren ſchneeweißen Kutten nahmen ſie ſich prächtig aus. Es fiel mir auf, daß ſie weder Bart noch Haar tragen. Denn jeden Monat wird zweimal auch das Haupt geſchoren, bis auf die Corona oder den Haarkranz, welcher ſtehen bleibt. Nur die Laienbrüder tragen einen langen Bart, wie die Capucinermönche. Ueberhaupt gibt es hier manche Abſtufungen unter den Brüdern, gleich jenen des myſtiſchen Bundes der Pythagoräer.

Die in ihre Zellen verſchloſſenen Heiligen des äußerſten Grades ſah ich nicht. Das Schweigen, in welches dieſe ſich hüllen, mag wol als das höchſte von ſelbſtquäleriſcher Entſagung betrachtet werden, wozu der fanatiſche Menſch es gebracht hat. Indem ſie das Wort, den Schlüſſel des Lebens und der Dinge, von ſich werfen, tauchen ſie die Seele in dieſe entſetzliche Geiſtesſtille, welche völliger Blindheit gleichkommt. Ein memento mori unterbricht ſie nur als ſchauerlicher Gruß, den ſie einander begegnend ſich zurufen. Man ſagt, daß dieſen wandelnden Todten, oder Geſpenſtern bei lebendem Leib, geſtattet ſei, ihre Zellen

mit einigen Liebhabereien zu ſchmücken; der eine erzieht ſich Blumen in Scherben, mit denen er ſchweigende Geſpräche führt; der andere weidet ſeinen Blick an einem geliebten Heiligenbild, oder er pflegt einen Vogel im Bauer und horcht ſeinem Geſang, wenn überhaupt ein Vogel in ſolcher Geiſterzelle ſingen mag. Bisweilen durchbricht die empörte Natur gewaltſam den Bann, der ihre göttlichſte Lebensoffenbarung verſchließt, und der Schweigende beginnt zu reden; dann wird er öffentlich geſtraft; er bietet weinend ſeine Schulter Geißelſchlägen dar, die ihn nicht phyſiſch, ſondern nur in der Seele ſchmerzen. Es mag ſein, daß in dieſen ernſten Bergen das Schweigen leichter wird; der Geiſt Gottes ſcheint allein hier zu reden, im Rauſchen des Waldes, im Brauſen der wilden Coſa, im Sturm und Donner der Wetterwolken, die ſich um die Berggipfel rollen. Und welche düſtere Gemüter mag hier die Natur, die Zelle und die Kloſterregel erziehen? Vermöchte der Blick in dieſe verſchloſſenen Seelenzuſtände hinabzudringen, er würde wol das Ungeheuerſte gewahren.

Aus ſolchen Betrachtungen erlöste mich glücklich das Abendeſſen. Mein flinker Diener meldete mir, daß es angerichtet ſei, und Appetit wie Neugierde waren gleich groß. Keine Fleiſchſpeiſe wird im Kloſter genoſſen, der Gaſt muß ſich eben der Regel fügen; Oel und Eſſig mag er dagegen zum Ueberdruß haben. Nun beſtand mein Tiſch aus folgenden Speiſen: einer Schüſſel in Oel geſottener Maccaroni, vortrefflich zubereitet und mit Bergkräutern ſtatt des Parmeſankäſes gewürzt; einer Schüſſel kalter grüner Bohnen in Oel und Eſſig; kalten Fiſchen in Oel und Eſſig; einer Flaſche ungenießbaren eſſigſauren

Weins; zum Deſſert ein Stück in Oel gebackener Torte. Obwol ich meinen Wirten alle Ehre zu machen ſuchte, konnte ich doch nur wenig von dieſen Speiſen zu mir nehmen; ich begnügte mich mit Maccaroni und dem vortrefflichen Brod. Ich ging nun hinaus, nachzuſehen wie mein Campagnole verſorgt worden ſei; er ſagte mir, man habe ihm ein Brod und einen kalten Fiſch zu eſſen gegeben.

Es war tiefe Nacht geworden, der volle Mond ſtand an dem klarſten blauen Himmel, und erleuchtete das herrliche Bergtheater ringsumher. Die in Licht getauchten Bäume, die ſchwarzen Schatten der Felſen, ſchimmernde Dämpfe in den Tälern, das ſchauerliche Schweigen, durchbrochen vom melancholiſchen Ruf des Upupa, der großen Bergeule, oder von dem dumpfen Rauſchen der Coſa — all das wirkte magiſch um das Kloſter her.

Um Mitternacht weckte mich die Glocke vom Turm: man läutete die Matutine — ich wußte, daß nun der Excitator von Zelle zu Zelle ging um die Mönche zu wecken. Nun beten ſie die erſten vier Bußpſalmen, dann gehen ſie hervor in die Kirche, wo ſie drei Stunden lang die Matutine ſingen. In ihre Zellen zurückgekehrt, ſetzen ſie auch dort noch die Gebete fort, und dann iſt ihnen zur Erholung eine kleine Pauſe des Schlafs geſtattet. So geht es Nacht für Nacht. Ich horchte den Glockenklängen, die ſeltſam und geſpenſterhaft zu klingen ſchienen, und gern wäre ich zur Kirche hinuntergegangen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die Heiligen zu ſtören. Ich ſchlief über den Geſängen ein, und als der Morgen graute, pochte mein Führer ſchon an meine Zelle, mich zum Ritt nach Veroli zu wecken.

Ich verließ das Kloſter, ohne dem Superior meinen Dank ſagen zu können, denn keine Seele zeigte ſich außer dem Pförtner und dem Gaſtbedienten, welcher ſich entſchuldigte mir den Abends vorher zugeſagten Kaffee nicht bringen zu können, denn auch für das Frühſtück ſchreibe die Regel eine beſtimmte Stunde vor. Dies war mir ſehr unlieb, weil der Weg durch das Gebirge bis nach Veroli lang iſt, und wir Culturmenſchen fühlen uns ſelten am Morgen in völliger Nüchternheit wol aufgelegt. Indeß tröſtete mich Francesco mit einem Stück Brod, das er zu ſich geſteckt hatte, und die ſchmackhafteſten Brombeeren wurden mir von einem Strauch in unmittelbarer Nähe des Kloſters gaſtlich dargeboten.

Der Morgen in dieſer Alpennatur war von einer entzückenden Schönheit, der Blick in die wechſelvollen Berge immer neu belebend. Eine Stunde lang ging es neben Abgründen fort, welche die Coſa durchriſſen hat, dann ſenkt ſich der Pfad zu langen und anmutigen Alpenwieſen nieder, welche Eichen und Caſtanien umſchließen. Dies alles iſt Eigentum der Carthäuſer. Die Pferde des Kloſters weideten dort rudelweiſe, und von Zeit zu Zeit ſah man Ziegenheerden; die Hirtenfamilien waren ums Feuer geſchäftig die ſaure Milch in Käſe zu verwandeln. Kleine Maiereien, von denen viele Kloſtergut ſind, unterbrechen bisweilen die Einſamkeit; ich fand deren von ſo reizender Lage in grünen Tälern und an friſchen Bergquellen, daß ich die Menſchen glücklich pries, die dort in Frieden ihre Tage zubrachten. Sie alle ſahen wolgenährt aus, und keiner bettelte den Reiſenden an.

Nach mehreren Stunden erreichte ich, das Gebirge

hinter mir laſſend, die fruchtbare Campagna von Veroli, und ſah dieſen großen Ort auf einer wahrhaft bedeutenden Höhe vor mir. Er beherrſcht ein erhabenes Theater, da der Blick über Latium bis ins Königreich Neapel dringt, und überall auf den blauen Vorhöhen in Ferne und Nähe weiße Caſtelle und Städte ſchimmern.

Veroli iſt eine biſchöfliche Stadt von einiger Betriebſamkeit; ſie verſorgt die Gegenden umher beſonders mit Teppichen einer geringen, aber vielbegehrten Art, welche aus bunten Tuchſtreifen gewebt werden — eine ächt national-ciociariſche Waare. Die Straßen ſind enge und vielfach gewunden, manche Viertel von ganz labyrintiſcher Anlage und voll von kleinen bizarren Häuſern, die meiſt offene Gallerien haben. Ich fand die Plätze mit Früchten des Sommers bedeckt, deren Wolfeilheit hier nicht in Erſtaunen ſetzt. Um dieſe Zeit bringt man hauptſächlich die großen Waſſermelonen zu Markt, deren ich hier vortreffliche fand. Ein ausgedienter Soldat, Veteran noch aus Napoleoniſchen Zeiten, hörte zufällig, in dem Café wo ich mich niedergelaſſen hatte, daß ich von der Certoſa komme, und indem er ſich zu mir ſetzte, brach er in eine wahrhaft begeiſterte Schilderung des paradieſiſchen Lebens in jener Kloſtereinſamkeit aus; er ſagte, daß es der letzte Wunſch ſeines Alters ſei, dort als Laienbruder Aufnahme zu finden. Er würde ſich, ſo meinte er, ſofort in die Penſion des Kloſters begeben, wenn er die Summe beſäße, die man in die dortige Caſſe einlegen müſſe. Und hierauf nahm das Geſpräch die gewöhnliche Wendung: er überſchüttete das päpſtliche Regiment mit all den Invectiven, die man täglich und aus aller Munde hören kann.

Der ehrliche Veteran machte mich neugierig das große Landgut der Carthäuser unterhalb Veroli zu sehen. Die Zeit drängte mich; ich beschloß demnach die Stadt Frosinone, die mir so nahe lag, bei Seite zu lassen, und über jenes Gut nach Ferentino zu reiten.

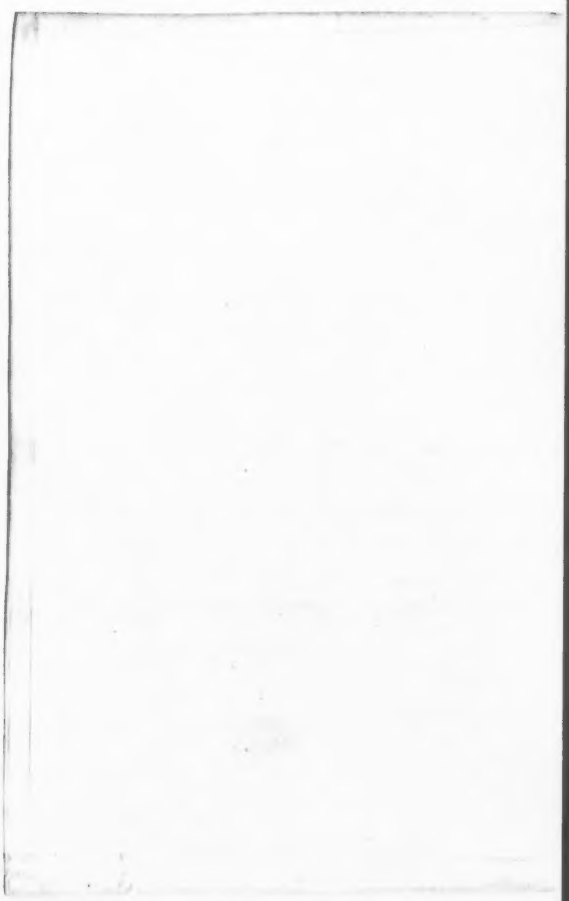
Ich verließ Veroli während eines prächtigen Gewitters. Die Volskerberge und der Appenin standen in düsteres Blau gehüllt, und hastige Sonnenstreiflichter brachten auf diesem finstern Grund eine bezaubernde Wirkung hervor, wenn sie diesen oder jenen Berg, und hier und dort ein Schloß oder Kloster, in hellstem Wiederschein hervorhoben. Ich eilte, schon vom Regen erreicht, durch eine üppige und flache Campagna, zwischen Obst- und Weingärten, und befand mich bald vor der Wirtschaft der Carthäuser! Sie würde in der That einem römischen Fürsten alle Ehre machen. Die Wirtschaftsgebäude sind ansehnlich, höchst sauber gehalten, und sie vereinigen das Klosterartige mit dem Schloßähnlichen. Auch hier schreibt die Carthäuserregel vor, dem anpochenden Reisenden Speise und Trank zu reichen, und im Nothfall Herberge zu geben. Ich begehrte weder das eine noch das andere, aber ich bat um die Erlaubniß, die Wirtschaft besehen zu dürfen. Der Inspector, ein robuster Laienbruder in weißer Kutte und langem Bart, gab mir Einlaß, und führte mich selbst umher. Indem ich nun aus dem Vaterland daran gewöhnt war, mir unter einem Gutsverwalter einen Menschen von ziemlich derbem Wesen, mit hohen Stiefeln und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand und den Fluch im Munde, vorzustellen, so erschien mir ein Oekonom in der Mönchskutte und mit allen Manieren eines Heiligen

als etwas höchst sonderbares. Es war auch der erste Schritt, den ich in seiner Begleitung machen mußte, der Gang zur Kirche, die unmittelbar in die Wirtschaftswohnungen hineingebaut ist. Als wir in diese Capelle traten, erkannte mein Führer nur zu bald, daß er einen Ketzer neben sich habe, und der heilige Oekonom warf sich mit einem tiefen Seufzer auf die Kniee, in welchem ich mein Schicksal nach dem Tod und sein wolgemeintes Gebet um Errettung meiner armen Seele zu vernehmen glaubte.

Das Gut der Carthäuser (Tiechiena genannt) ist eine der reichsten Besitzungen der Campagna. Tausend Colonen gehören ihm an, arbeitspflichtige Menschen, welche für den Genuß von Aeckern einen Zins in Handdienst und Frucht zahlen. Sechs Laienbrüder bewirtschaften das Gut, ab und zu dort wohnend. Korn, Wein, Oel, Früchte werden in Menge gezogen; der Erlös fällt den Zwecken des Klosters anheim, von denen die ersten die der Wolthätigkeit sind. Und im ganzen Land wird diese der Carthause von Trisulti nachgerühmt; ja, man sagte mir, daß vor mehreren Jahren bei einer schweren Teuerung die Campagna durch eine geraume Zeit von dort aus mit Lebensmitteln versorgt worden sei. I certosini hanno governato la campagna per moltissimo tempo, dieses Lob habe ich oft und an vielen Orten gehört. Und so will ich aus Dankbarkeit, wie einem Gast geziemt, mit ihm diese Blätter beschließen.

Aus den Bergen der Volsker.

1860.



Ich wollte von Genazzano aus, wo ich wieder einen Sommer in ländlicher Stille verlebt hatte, über das Volskergebirge reiten, das so einladend vor meinen Blicken stand, um dann auf die andere Seite, in die Maritima hinabzusteigen; ich setzte mich also eines Morgens aufs Pferd, und habe dort die köstlichsten Tage zugebracht.

Von Genazzano bis an den Fuß des Gebirgs zu gelangen braucht man kaum drei Stunden. Man reitet über eine von Hügeln durchschnittene oder von grasreichen Flächen durchzogene Ebene, welche der Saccofluß durchzieht. Sie hat durchaus den Charakter der nächsten Umgebung Roms. Denn auch hier fehlen nicht die verwitterten schwarzbraunen Türme, die sich hie und da als Reste der Feudalzeiten melancholisch und einsiedlerisch erheben. Sie geben der Landschaft einen großen Reiz, sie erinnern zugleich an die wilde Epoche, in welcher die Baronengeschlechter des Mittelalters Latium beherrschten. Neben den Colonna hatten sich hier die Conti eines großen Teils des Landes bemächtigt, und diese berühmte Familie hatte zumal alles Gebiet in der Nähe der Volskerberge an sich gebracht. Sie teilte sich in verschiedene Zweige,

von Segni, Valmontone und Anagni; sie nannte sich vorzugsweise das Geschlecht der Grafen der Campagna, und führte in ihrem Wappen das Bild des römischen Campagna-Adlers. Ihr Haus, berühmt durch große Päpste, die aus ihm hervorgingen, ist seit 300 Jahren ausgestorben, aber die Familie Colonna besteht, und sie besitzt noch einen Teil von Latium.

Jüngere Nepotengeschlechter haben sich hier eingedrängt, und den Colonna durch Kauf- oder Familienvertrag viele Besitzungen entzogen: die Borghese, die Doria und die Barberini. Wenn man heute diese lateinischen Gefilde durchzieht, und den Hirten oder Landmann auf dem Felde, oder den Bürger in den schwarzen Castellen fragt wem das Gebiet gehöre, so hört man zumeist die Namen Colonna oder Borghese, und diesen letzteren häufiger als jenen. Steigt man aber von den Volskerbergen in die Maritima nieder, so beginnt die Herrschaft einer anderen berühmten Baronalfamilie Roms, der Gaetani oder der Herzöge von Sermoneta.

Ich passirte den Sacco bei der Mola de' Piscari, einer sehr malerisch gelegenen Mühle, die sich in den Trümmern eines alten colonnischen Castells angesiedelt hat, von dem noch der Kern erhalten ist. In Urkunden begegnete mir dieses unter dem Namen Turris de Piscoli. Der Sacco braust hier als ein lebhafter Bach an schwarzen Tuffelsen vorüber, auf denen die ganz von Gestrüpp umwilderte Burg in Ruinen liegt. Sie beherrschte einst die lateinische Straße, die kaum eine halbe Stunde entfernt von Valmontone herüber kommt.

Ich ritt auf einem Feldweg weiter über öde Fluren,

die nur der Hirt mit ſeiner Schafheerde belebt. Die Hirten tragen hier Ziegenfelle um das ganze Bein gebunden, mit der rauhen Seite nach außen; dies zottige Vließ gibt ihnen das Anſehen von Satyrn, und man begreift bei ihrem Anblick, wie die Mythe und Geſtalt jener Weſen aus dem Gefolge des Pan entſtanden iſt. Nicht anders gingen die Hirten in der fabelhaften Zeit gekleidet.

Wenn man die lateiniſche Straße erreicht hat, ladet erſt Valmontone zu einem Beſuch ein. Man reitet in kurzer Zeit dahin. Auf einem nicht hohen, aber ſteilen, ganz ſchwarzen Tufhügel erheben ſich das Caſtell, der Palaſt Barberini, und die mit ihm zuſammenhängende Kirche, anſehnliche Gebäude im Roccocoſtil des ſiebenzehnten Jahrhunderts, und ringsumher liegt der Ort zuſammengedrängt, mitten in einem an Fruchtgärten und Weinbergen reichen Gefilde. Die heutigen Topographen nehmen an, daß auf der Stelle von Valmontone im Altertum Tolerium geſtanden habe. Der neuere Name kommt in Urkunden des Mittelalters erſt ſeit dem zwölften Jahrhundert vor. Er bezeichnete einen Flecken, der dem Capitel der lateraniſchen Baſilica angehörte. Dieſe einſt unermeßlich reiche Kirche verkaufte den Ort im Jahr 1208 an Innocenz III. aus dem Hauſe Conti, oder an deſſen Bruder Richard Grafen von Sora, welcher hierauf Feudalherr von Valmontone und Stifter des Zweiges von Valmontone und Segni wurde.

Die Conti behaupteten den Beſitz des Orts bis zu ihrem Ausſterben im Jahr 1575. Giovanni Baptiſta hinterließ nämlich nur eine Erbtochter Fulvia, welche die

Güter ihres Geschlechts an das Haus Sforza brachte, in das sie durch Heirat übergegangen war. Die Sforza verkauften Valmontone im Jahr 1631 an die Barberini, und vom Cardinal Francesco erstand es sodann Camillo Pamfili, Nepote von Innocenz X., im Jahr 1651. Seit dieser Zeit ist der Ort Eigentum des Hauses Doria-Pamfili.

Camillo, einer der reichsten Fürsten des siebenzehnten Jahrhunderts (seine Mutter Olympia Maidalchini raffte gierig Schätze wie eine Harpie zusammen), war es auch, der den Palast und die Kirche in Valmontone baute. Auch wenn man die Zeit nicht wüßte, in welcher diese Gebäude entstanden sind, so würde sie doch schon der erste Blick erkennen lassen. Sie tragen den Charakter der Epoche Bernini's, und versetzen den Beschauer in das siebenzehnte Jahrhundert Roms zurück. Man möchte in der That glauben nicht in einem Castell der Campagna, sondern vor dem Palast Pamfili und der Kirche S. Agnese auf der Navona zu stehen. Die Pamfili legten ihre Reichtümer in wahrhaft fürstlichen Luxusbauten an; der Neffe Innocenz X. schuf vor dem Tor S. Pancrazio die größte und schönste Villa Roms, die noch heute das Entzücken der Fremden ist; er baute im Corso einen der herrlichsten Paläste der Stadt, der heute von der Familie Doria genannt wird; er legte do.: die berühmte Bildergallerie an, eine der reichhaltigsten Roms. Innocenz X. selbst errichtete den Palast Pamfili bei der Kirche S. Agnese in der Stadt, deren Neubau von ihm herrührt, und er ließ durch Bernini den prachtvollen Brunnen auf der Navona schaffen, welcher zu den großartigsten öffentlichen Werken Roms gehört.

So fügte diese Familie der architektonischen Physiognomie Roms einige bedeutende Züge hinzu, nachdem die Borghese und Barberini kurz vorher in gleichem Sinne thätig gewesen waren. Was man nun auch über den Stil jenes Jahrhunderts urteilen mag, so wird man wenigstens zugeben, daß er, bei aller Ueberladung und Uebertreibung, doch viel Großartiges besitzt, und mit Entschiedenheit eine ganze Epoche ausspricht: nämlich die Zeit des baronalen Luxus wird darin vollkommen abgespiegelt, die Entfaltung des Reichtums, der Eleganz und der räumlichen Bequemlichkeit, darin ein vom Schweiß seiner Colonen gemästeter, nichtsthuender, nichtsnutziger, in Sammet und Seide gehüllter Baron sich gemächlich bewegte. Die französische Revolution ist über dieses schwelgerische Wesen mit Feuer und Schwert hingegangen und hat es für immer vernichtet. In diesem Jahrhundert haben die Päpste nichts mehr gebaut. Seit Pius VI., der im französischen Exil im Jahr 1799 starb, gibt es keine Nepoten mehr, und der prächtige Palast seines Neffen Braschi, der sich nicht weit von dem Palast Pamfili auf der Navona erhebt, beschließt die Reihe jener großen Luxus-Architekturen Roms, die der Nepotismus auf Kosten des gedrückten Volkes schuf. Es wird nun keine Nepoten mehr geben, es werden keine Paläste Barberini, Borghese, Doria, Albani, Odescalchi, Rospigliosi und Corsini mehr entstehen. Es wird ein anderer Charakter über Rom kommen, und an Stelle jener prachtvoll geschmückten Häuser und Villen der päpstlichen Familien und der Cardinäle werden sich dort erheben: Eisenbahngebäude, Theater, Hôtels, Casinos und dergleichen.

Nichts Bemerkenswertes sonst in Valmontone. Kein Denkmal des Mittelalters hat sich dort erhalten, denn im Jahr 1527 wurde die Stadt durch jene Schaaren Carl's V. zerstört, welche Rom geplündert hatten, und kaum wieder aufgebaut, erlitt sie dasselbe Schicksal durch die Soldaten Alba's, und des Marcantonio Colonna. Nur der Blick von dem Platz des Baronalschlosses auf das nahe Volskergebirg fesselt dort einige Zeit; man sieht hinüber in die Häuserreihen von Monte Fortino, einem den Borghese gehörenden Castell, welches schwarz und finster auf jenen Bergen liegt, von dem großen Baronalschloß überragt.

So klein und vereinsamt auch Valmontone sei, so ist es doch durch starken Verkehr belebt. Denn alles was sich zwischen Rom und der neapolitanischen Gränze über Frosinone hin bewegt, passirt jenen Ort; man sieht fortdauernd Wagenzüge der Campagnolen, welche von weißen Ochsen gezogen ihre Waare nach der Stadt führen, sei es Getreide oder Wolle, Wein, Federvieh und dergleichen. Auch die Post kommt hier dreimal in der Woche durch, aber sie fährt nicht weiter als bis nach Frosinone, dem Hauptort der Delegation, so daß man dort für die Weiterreise nach Ceperano oder ins Neapolitanische gezwungen ist ein Fuhrwerk zu mieten.

Von Valmontone führt die lateinische Straße durch ein von Bäumen beschattetes Tal, dann zwischen todtenstillen Fluren, neben alten Türmen, an den Fuß des Volskergebirgs. Hier zweigt sich der Weg ab, welcher erst über den Sacco, und dann bald aufwärts nach Segni führt. Man reitet nun über die ersten Anhöhen des

Volskergebirgs; zur Rechten liegt Monte Fortino, zur Linken auf einem anmutigen Hügel Gavignano. Der ansteigende Weg ist einförmig, aber je höher hinauf man kommt, desto prachtvoller wird der Anblick dieser classischen Ebene von Latium, welche so ernst und schön mit ihren Hügeln und Castellen sich dahinzieht, in der Ferne von den blauen Gebirgen des Appenin begränzt, während weithinaus gegen das Neapolitanische zu weiße Bergkuppen sichtbar werden.

Ich habe die meisten Gefilde Italiens durchzogen, ich habe die berühmten Fluren von Agrigent und Syracus durchwandert, aber trotz aller Farbenpracht jener südlichen Zone muß ich doch bekennen, daß mir die Campagna von Rom und Latium den mächtigsten Eindruck macht. Diese Landschaft, mir so wol bekannt wie meine Heimat, und auf der ich für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter so viel nachforschte, bleibt immer neu und groß für mich, und sie erweckt mir, wenn ich sie verließ, immer wieder dieselbe Sehnsucht, so daß ich nicht vom Monte Mario aus in das Tal blicken kann, welches zwischen Palestrina und Colonna in jene lateinische Campagna führt, ohne das heftigste Verlangen zu fühlen wieder dort hinüber zu gehen. Es ist möglich, daß die großen Erinnerungen der Geschichte jener Landschaft einen so gewaltigen Reiz verleihen; aber auch ohne sie würde sie durch das edle Gepräge entzücken, welches ihr die Natur verliehen hat. Es gibt Gegenden die vollkommen mythologischen Stils erscheinen; der Wald von Castell Fusano bei Ostia mit seinen hohen Pinien am Meer, und der breiten Tibermündung, ist eine solche, so daß er

die Phantasie von selbst auffordert ihn mit Gestalten der Mythenwelt zu bevölkern. Andere Gefilde sind vorwiegend lyrischer Natur, andere episch-homerisch, wie Astura und das Cap der Circe. Durchaus von großem historischen Stil und von der feierlichsten Ruhe des Tragischen ist die Campagna von Rom allein. Sie liegt da wie ein erhabenes Theater der Geschichte, eine große Bühne der Welt. Kein Wort des Poeten, kein Pinselstrich des Malers, so viele Bilder davon gemalt sind, kann die verklärte Heldenschönheit von Latium auch nur andeutend denjenigen ahnen lassen, der sie nicht selber sah und empfand. Nichts von Romantik, nichts von phantastischem Reiz — alles still, groß, männlich schön und ernst, und diese Natur steht vor dem verstehenden Beschauer da, wie eine marmorne Juno Griechenlands.

Wenn man so über das Volskergebirg aufwärts reitet, höher und höher, unter sich immer tieferes und weiteres, immer herrlicher scheinendes Land, möchte man sich in einen jener Adler verwandeln, die hier die wahren Conti di Campagna sind, und so wie sie durch die sonnigen, alles beseligenden Lüfte kreisen. Diese Prachtgeschöpfe, welche still und königlich auf den Felsen trauen, oder so feierlich über ihnen schweben, scheinen auch die große Natur zu haben wie die Landschaft unter ihnen; sie stimmen so herrlich dazu in ihrem lautlosen und majestätischen Fluge.

Man sieht Segni nicht eher als bis man es fast erreicht hat, denn der Weg zieht sich in Krümmungen an den steilen Kalkfelsen von rötlicher Farbe fort, und an einer tiefen Bergschlucht entlang. Die Gebirgswände sind

in Blöcke zerrissen, welche oft schichtweise in weiten Strecken sich übereinander türmen und neben einander lagern, so daß sie einem riesigen Mauerbau ähnlich sehen. Als ich diese Formation des Kalkgesteins betrachtete (es ist durchweg dieselbe Erscheinung in lateinischen Gebirgen), wurde mir plötzlich deutlich, daß es eben diese Natur war, welche den Menschen auf den Bau der Cyklopenmauern führte. Denn in der That, sie selbst hat hier überall cyklopische Mauern aufgerichtet, und es bedurfte im Grunde nur der Nachahmung um jene Structur zu bilden, die man die cyklopische nennt. Auf keinem andern Gebirg als einem calcaren war sie möglich, sie verstand sich hier von selbst.

Die Sonne brannte heiß im Mittag, als ich mich vor Segni befand. Diese uralte Stadt liegt hoch auf einem Kalkfelsenplateau, dessen cyklopische Mauerumfassung noch in großen Resten und in langen Strecken erhalten ist. Der erste Anblick der grauen Häuserreihen aus Kalkgestein, über welche hie und da ein unansehnlicher Turm aufsteigt, und die sich hoch auf dem Berggipfel terrassenartig, wie Palestrina, übereinanderschieben, hatte viel sonderbares, aber wenig einladendes. Kein Dom, kein mittelalterliches Castell fiel in die Augen; nur öde Häuser, einförmig bis zur Ermüdung, ohne Schmuck, ohne besondere Architektur noch Gestalt, begegneten meinem neugierigen Blick, und nachdem ich mir Hoffnung gemacht hatte eine altertümliche und durch Denkmäler ausgezeichnete Stadt zu sehen, fand ich mich enttäuscht. Die Städte im eigentlichen Latium, wie Anagni, Ferentino, Alatri, Veroli, tragen alle mehr oder minder den Stempel mittelaltriger Geschichte; doch das uralte Signia zeigte

sich als ein durchaus öder, trister, völlig unhistorischer Ort. Ja langweilig sah Segni aus, denn dies ist der rechte Ausdruck. Nur das prachtvolle Grün herrlicher Baumgruppen, die es von der einen Seite umgeben, und der Blick in den tiefschattigen Buchenwald, der sich in unmittelbarer Nähe tief hinunter und hoch hinauf in das Gebirge zieht, verheißen reiche Entschädigung.

Ich habe nun freilich die Erfahrung gemacht, daß die volskischen Städte, so viele ich deren eben sah, einen auffallend andern Charakter tragen als die lateinischen. Zunächst liegt dies darin, daß sie wesentlich einsame Gebirgsstädte sind, und weder Industrie noch Handel haben. Die meisten von ihnen besitzen nur wenig zur Agricultur geeignete Felder; sie ziehen dagegen Wein und Oel, auch Baumfrüchte genug. Das Gebirge liefert die trefflichsten Kirschen und Pfirsiche, der Wald die Castanie, und vor allem die Eichel, welche zur Schweinemast dient; denn die Zucht der Schweine (von schwarzer Race) wird im Volskischen stark betrieben, und die Schinken jener Gegend sind berühmt und gesucht. Wenn man Städte wie Cori ausnimmt, die schon näher nach Rom und nicht eigentlich mehr im Gebirge selbst liegen, so haben die übrigen volskischen Orte schon äußerlich das Ansehen der Verlassenheit und Dürftigkeit.

Die Häuser in Segni sind aus dem weißen Kalkstein des Gebirgs in abwechselnden Lagen von schwärzlichem Tuf und von Ziegeln errichtet. Dadurch wird ein bunter Charakter hervorgebracht, der wie die erste kindliche und rohe Stufe der Pisaner Bauweise erscheint, welche im Aeußern der Dome, wie bekannt, schwarze und weiße

Steinſchichten abzuwechſeln liebt. Ich habe in alten Inſtrumenten oftmals den Ausdruck „Signino opere“ von Häuſern gefunden, und mich in Segni belehrt, daß er von dieſer Bauart hergenommen ſei. Aber ich kann nicht gerade ſagen, daß ſie von glücklicher Wirkung auf mich war, als ich Segni ſah; vielmehr fand ich den Charakter der Stadt überall grau und monoton, zumal nirgend ein Garten, nirgend ein grüner Baum dieſes ewige Einerlei der kalkſteinernen Häuſermaſſen unterbricht.

Ich ritt durch die Porta Maggiore, ein Gaſthaus aufzuſuchen. Sie iſt das einzige Tor des Orts, denn nur hier iſt die auf dem hohen Felſenplateau zuſammengedrängte, auf drei Seiten von ſteilen Abhängen umgebene Stadt zugänglich, und kein anderer Weg führt nach Segni. Dieſes Tor lehnt ſich ſchon an die cyklopiſchen Mauern. Ueber ihm ſteht das Baronalſchloß oder der Palaſt der Conti, welche einſt Segni beherrſchten, ein großes Gebäude „signino opere“, das indeß eher einem Convent als einem Grafenſchloß ähnlich ſieht. Es hat nichts caſtellartiges, nicht einmal einen Turm. Ohne Zweifel ſah die Burg der Grafen von Segni anders aus, ehe die Söldner Marcantonio's die Stadt zerſtörten.

Ich habe ſchon in Valmontone bemerkt, daß die Grafen aus der Familie Innocenz III., welcher auch Gregor IX. und Alexander IV. angehörten, Segni beſaßen. Nach der Wiederherſtellung der römiſchen Stadtfreiheit oder des Senats im Jahr 1143 wurden die Päpſte oftmals gezwungen, ſich in die feſten Orte der Campagna zu flüchten, wo ſie dem Haß und der Verfolgung der Römer entgingen. Sie waren genötigt das

große Rom, mit dem Grabe S. Peter's und der Märtirer und dem Lateran, zu verlassen, und als Exilirte ihre Wohnung in den elenden Felsenstädten der Campagna zu nehmen. Sie residirten bald in Palestrina, bald in Tusculum, bald in Anagni oder in Segni. Eugen III. flüchtete sich vor dem römischen Senat zuerst nach Segni, und baute dort eine päpstliche Wohnung im Jahr 1145. Der berühmte Alexander III., Lucius III., Innocenz III. lebten abwechselnd in diesem Ort, und Innocenz soll dort im Palast seines Vaters geboren worden sein.

Auch später behauptete sich die Familie Conti im Besitz von Segni, wo sie seit 1353 die Gewalt erst des Podestà, dann des Vicarius im Namen des Papstes ausübte. Als sie ausgestorben und die Conti'sche Erbschaft an Mario Sforza übergegangen war, erhob Sixtus V. die Grafschaft Segni zu einem Herzogtum. Die Kriegsvölker Alba's eroberten die Stadt trotz ihrer felsenfesten Lage, und zerstörten sie am 13. August 1557. Diesem Ruin ist es zuzuschreiben, daß Segni fast gar keine Ueberreste gothischer Bauart mehr aufzuweisen hat. Der Ort richtete sich wieder auf, aber dem Hause Sforza wurde wegen seiner enormen Schuldenlast der Besitz des Ducats entzogen, welchen Urban VIII. seinem Nepoten, dem Cardinal Antonio Barberini, als Lehen übergab. Ein halbes Jahrhundert hindurch führten deshalb die Sforza Proceß mit den Barberini, bis sie ihn am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gewannen, so daß die Sforza Cesarini noch heutigen Tages Barone oder vielmehr Herzoge von Segni sind. Dies ist in Kürze die mittelalterliche Geschichte der Stadt; ihre antike Epoche liegt uns so fern, daß wir uns

bis in die Urzeiten des Janus und Saturn zurückversetzen müßten, um die Anfänge der uralten Signia zu erreichen.

Wenn ich in einer Campagnastadt bin, und mich über die Lage derselben orientirt habe, so pflegt mein erster Gang der in die Hauptkirche zu sein. Die Kirchen solcher Orte sind die wahren Museen ihrer Geschichte, und es ist selten daß man nicht ein Denkmal mittelalterlicher Zeit darin findet. Meist sind Inschriften darin, welche wichtige Begebenheiten verzeichnen, oder Grabdenkmäler, die mit ihren Sculpturen und lateinischen Charakteren einen großen Reiz für den haben, dem sie als Monumente für die Geschichte selbst dienen. Aber leider zerstört die umwandelnde Zeit alles; sie verwischt den altertümlichen Stil der Gebäude, welche sie nach und nach in ein schlechtes modisches Aeußere verhüllt, und sie entfernt aus dem Innern der Kirchen die alten Gräberplatten und Inschrifttafeln. Wie viele sind deren aus den Kirchen Roms verschwunden, und dies zum Leidwesen der Geschichtsforscher, die ihre Daten als Documente benützen. In Rom war einst jede Kirche erfüllt mit Grabdenkmälern des Mittelalters; jede große Familie hatte dort ihre Stammkirche oder ihre eigene Gruftcapelle. Aber seit Julius II. die Grabmäler selbst der Päpste aus dem St. Peter entfernte, zerstörte und hinauswarf, scheute man sich nicht mehr Monumente solcher Art überall zu vernichten, wo nur immer eine Kirche restaurirt ward. Mit Mühe liest nun der Forscher noch in wenigen Kirchen Roms die Geschichte der Vergangenheit in Inschriften, so viele deren übrig geblieben sind, so im St. Peter, im Lateran, in der Minerva, in S. Maria in Araceli, der

berühmten Kirche des mittelalterlichen Senats, und in wenigen anderen, deren Boden nicht völlig umgewühlt worden ist. Erst wenn es zu spät ist, erwacht die Liebe zu dem was man mutwillig zerstörte; so heute in Rom, wo de Rossi, der unermüdliche Erforscher der Katakomben, so viele altchristliche Inschriften gerettet und in das Museum des Lateran eingefügt hat.

Wie die Kirchen Roms, so waren auch die der Landstädte an Denkmälern reich, und in demselben Maße sind auch sie verwandelt, zerstört und vernichtet worden. Ich hatte mich auf den Anblick des Doms von Segni gefreut, denn wie altertümlich mußte nicht die Kathedrale einer Stadt sein, welche schon im Jahr 499 als Bistum genannt wird. Aber ich täuschte mich sehr. Ein rohes, und doch modernes Gebäude stand vor mir, auch innen im römischen Geschmack modernisirt, mit einer gemalten Kuppel, einem überflüssigen Luxus, der in Kirchen völlig verloren geht. Denn kein Mensch gibt sich die halsbrechende Mühe die Gemälde einer Kirchenkuppel zu betrachten. Zwei moderne Statuen stehen in dieser Kirche, beide sind berühmten Männern gesetzt, welche Segni geziert haben, dem Papst Vitalian und dem Bischof Bruno. Vitalianus aus Segni war Papst zwischen den Jahren 657 und 672, also in der schmachvollsten Periode Roms, da die Byzantiner die Stadt beherrschten. Er war es, welcher den Kaiser Constans II. in Rom empfing und bewirtete, als er im Jahr 663 dorthin kam — eine befremdende Erscheinung in Rom, das die byzantinischen Kaiser sonst niemals betraten. Constans II. raubte damals den letzten Rest der bronzenen Kunstwerke, welche die

Vandalen noch in Rom übrig gelassen hatten; er deckte auch die vergoldeten Bronzeziegel vom Dach des Pantheon ab, um sie nach Byzanz zu schleppen. Die Annalen Vitalian's sind allein durch diese für Rom traurige Begebenheit ausgezeichnet, sonst aber leer.

Die Statue Innocenz III. Conti, eines der größten Päpste überhaupt, welcher die Hierarchie Roms auf ihren höchsten Gipfel erhob, würde in jener Stadt der Giganten und Cyklopen eher eine Stelle verdient haben, als Vitalian. Indeß ich verdenke es Segni nicht, daß es die Erinnerung an einen seiner Bürger wach erhält, der schon im frühen siebenten Jahrhundert, mehr als ein halbes Jahrtausend vor Innocenz III., Papst war. Außerdem ist es zweifelhaft ob dieser wirklich in Segni geboren wurde, denn wahrscheinlich kam er in Anagni zur Welt.

Die andere, ebenso mittelmäßige, Statue steht S. Vitalian gegenüber.*) Bruno war aus Asti in Piemont zu Hause, kam nach Rom, wurde Gregor dem VII. empfohlen und später von Urban II. zum Bischof von Segni gemacht. Wider die Vorschrift des Canon verließ er seinen bischöflichen Stul und ging nach Monte Casino, wo der Abt Oderisius ihn unter die Benedictiner aufnahm. Obwol Paschalis II. dem Flüchtling befahl in

*) Auf ihrem Postament liest man die Inschrift: S. Brunoni Doctori Eucharistico Episcopo Signino Abbati Casinensi Qui Berengario Converso Haeresim Extinxit Henrico IV. Imp. Reducto Schisma Compressit Adulpho Expulso Tyrannidem Abrogavit P. H. M. Mylord Ellis Congr. Casin. Abbas Episc. Signin. S. Q. S. Protectori Exim. P. P. MDCCXII.

sein Bistum zurückzukehren, blieb er doch in Monte Cosino. Er wurde dort sogar zum Abt gewählt, und verfaßte in der Muße des Klosters seine exegetischen Schriften.

Bruno spielte bald darauf noch eine Rolle in Rom. Man weiß daß in Folge des Streits um die Investitur eben jener Papst Paschalis von Heinrich V. gefangen genommen wurde, und daß er dann notgedrungen jenes Decret ausfertigte, womit er dem Kaiser das Recht der geistlichen Investituren zusprach. Als er nun aus der Haft entlassen, Heinrich aber nach Deutschland zurückgekehrt war, drangen Cardinäle und Bischöfe in Paschalis die ihm gewaltsam abgenötigte Bulle aufzuheben und seinen Eid zu brechen; unter diesen Fanatikern war Bruno der eifrigste. Seine Heftigkeit erzürnte Paschalis; er verbot ihm zu gleicher Zeit Bischof und Abt zu sein. So legte Bruno seine Würde in Monte Casino nieder, und kehrte in sein Bistum zurück, wo er im Jahre 1222 starb. Die Kirche sprach ihn im Jahr 1183 heilig.

Es war Lord Ellis, Abt von Monte Casino und Bischof von Segni, der seinem Vorgänger dieses Denkmal setzte. Die Kirche von Segni hat aber noch eine merkwürdigere Beziehung zu dem fernen England. Denn auf einer in ihr gehaltenen Synode von Bischöfen der Campagna wurde im Jahre 1173 Thomas von Canterbury durch Alexander III. selig gesprochen, wenige Zeit nachdem er ermordet worden war. Eine Inschrift sagt dies im Dom.

Lord Ellis wurde im Jahr 1708 Bischof von Segni. Er erneuerte den Dom und hinterließ als sein bestes Denkmal der Stadt Segni das Seminar. In diese An-

stalt kommen von weit und breit aus Latium Zöglinge, um dort in den humanen Wissenschaften unterrichtet zu werden, so daß sie als ein Gymnasium betrachtet werden kann. Die Schüler gehen in priesterlicher Uniform, auch wenn sie sich nicht für den geistlichen Stand bestimmen. Ihr Seminar liegt neben der Kirche S. Pietro auf der höchsten Höhe und dem merkwürdigsten Punkt der Stadt, dort nämlich wo im grauen Altertum die volskische Cyklopenburg stand.

Als ich mich dorthin begab, überraschte mich die großartige Oertlichkeit; sie erinnerte mich an die Akropolen sicilianischer Felsenstädte. Hier, in einer Höhe die ganz Latium beherrscht, standen Burg und Tempel der alten Signia, aber nur wenige Reste sind davon erhalten, darunter eine große kreisrunde Cisterne in der Nähe des Seminars. Die Bewohner der Stadt haben hier einen ihrer beliebtesten Spaziergänge; sie wandeln dort an den cyklopischen Mauern auf der höchsten Fläche des Gebirgs, wie auf einem großen steinernen Tisch umher, zwischen grauen Felsblöcken, an denen Moose oder wilde Blumen wachsen. Man kann sich nichts originelleres denken als diesen Spaziergang in der Wolkenhöhe unter so grandioser Felsennatur. Tief unter den Spazierenden (und ich sah, da es Sonntag war, manche geschmückte junge Dame im seidenen Kleid und mit dem Fächer dort auf- und abstolziren) steigt der Berg lotrecht in die Tiefe nieder, und unten liegt Latium. Das Auge schweift über ein kaum abzusehendes, hinreißendes Gemälde von Provinzen mit ihren Bergen und Städten, die zu zählen man kein Ende findet, und deren jede von historischen oder mythischen

Erinnerungen erfüllt ist. Denn dieses Panorama reicht von Rom, das dort fern in der verschwimmenden Ebene sichtbar ist, bis zu Arpino, der Vaterstadt Cicero's, die man weit im Königreich Neapel auf dem blauen Gebirge hervorschimmern sieht.

Die Luft weht hier kühl, fast scharf. Die braunen Halme auf den Felsblöcken, die wilden Rosen und die gelben Ginsterzweige neigen sich auf und ab. Der Geist der Urzeit und der Urwildniß, einer großen, schauerlichen, vorgeschichtlichen Welt, weht um diese verwitterten Cyklopensteine.

Ich stieg über die Felsen weiter fort, um die berühmten Cyklopenmauern zu erreichen. Wie in allen Städten Latiums umziehen sie in langen Linien die eigentliche Arx oder Burg, und senken sich schräg über die Berghänge herab. Das Gefüge ihrer ungeheuern Steine ist noch so wol erhalten als hätte es der Baumeister gestern errichtet; hie und da unterbricht sie eine kleine Pforte in etruskischer Gestalt. Am Ende der einen großen Mauerlinie steht noch das berühmte große Cyklopentor, welches man jetzt noch benützt. Gewaltige Blöcke von fast viereckiger Form bilden es, so daß die beiden Seitenwände sich oben in einem durch den Schlußstein abgestumpften Winkel entgegenneigen. Das Gigantische dieser grauen Mauern, ihr von Jahrtausenden verwitterter Bau, der wilde Wuchs der Pflanzen der darum hängt, die mächtige Gewalt des Gebirgs, an welches sich die Riesensteine anlehnen, und die große Natur umher bringen das Gemüt in einen Zustand von Empfindungen, den ich nicht schildern kann.

Als ich jenes Tor passirt hatte, führte der felsige Weg tief abwärts längs der andern Seite der Bergwände, wo nun der Blick auf Latium verschwand. Ich traf unten wiederum eine kreisrunde und noch viel größere in den Fels gehauene Cisterne von mindestens 30 Fuß im Durchmesser. In ihrem weiten steinernen Rande sind viele Kufen ausgehauen, worin die Weiber Segni's waschen. Ich habe in jeder volskischen Stadt solche uralte und völlig wol erhaltene Cisternen gefunden; sie scheinen jenen Gegenden eigentümlich zu sein, denn ich erinnere mich nicht sie in Latium irgendwo in dieser Größe und Gestalt angetroffen zu haben.

Ein zweiter Spaziergang der Städter ist das reizende Gebirgstal vor dem Stadttor, welches zunächst zu dem im Walde versteckten Kloster und weiter hinauf in das Gebirge führt. Riesige Castanien, Ulmen und Eichen beschatten grüne Pläne; und hier gibt es Waldeinsamkeit, mit Klosterromantik und Feerei, so viel nur das Herz begehrt. Da es Abend geworden war, strömten die Bewohner dort in Schaaren hinaus. Die sogenannte gebildete Classe kleidet sich auch hier schon in französischer Mode, aber das Volk ist der Gebirgstracht treu geblieben. Drunten in Latium tragen die Weiber rote Tücher; die Farbe blüht in der Ebene heller, und, wie es scheint, auch das Gemüt, denn das Leben ist dort leichter als auf dem mühsamen, rauhen Gebirge, unter Gewitterwolken. Man trägt hier allgemein die Kopftücher von schwarzblauer Wolle, und die dunkle Farbe dieser Mantillen, wie sie in Sicilien genannt werden, kam mir in der Scenerie Segni's durchaus naturgemäß vor. Blau

und schwarz waren die alleinigen Farben, die ich dort vom Volk tragen sah.

So groß und schön nun auch die Lage dieser Stadt ist, so würde ich mich doch nie entschließen hier einen Sommer zuzubringen. Diese grauen Steine, diese dämonische und schwermütige Natur würden bald die Musen verstummen machen. Auch weht hier der Wind fast immer scharf herein; die Berge schleudern Sommers täglich eine donnernde Wetterwolke hinunter, die ihre plötzliche Regenflut auf Segni ergießt.

Ich wohnte sehr gut im Ort; das einzige Gasthaus welches er besitzt, ist reinlich und billig in den Preisen, wie überall im Gebirge. Die Pfirsiche, von weißlichgelber Farbe, waren köstlich, und der bleichaussehende Wein gut, obwol stark säuerlich von Natur. Der Dichter Martial sagt von ihm, daß er etwas zusammenziehendes habe:

Potabis liquidum Signina morantia ventrem;
Ne nimium sistant, sit tibi parca sitis.
Quos Cora, quos spumans inimico Signia musto.

Am Morgen wollte ich und mein Gefährte mit der aufgehenden Septembersonne zu Pferde steigen, um über den Gebirgskamm zu klimmen und dann durch die volskischen Urwälder nach dem alten Norba zu reiten; aber der Himmel war dicht umhangen, die Berge warfen sich donnernd Wolken auf Wolken zu und es regnete stundenlang. Wir verzweifelten schon an der Weiterreise, bis auf einmal Jupiter Pluvius zu lächeln begann. Wir sprangen daher geschwind auf die Pferde, und unser

Führer schritt flink voraus uns die Wege zu zeigen. Der Wind warf die weißen zusammengeballten Wolken um die Felsen hin und her, oder trieb sie wie fliegende Segelschiffe weit in die Luft hinaus; es war ein großes und entzückendes Schauspiel.

Gleich hinter Segni beginnt grüner und dichter Wald. Froh ritten wir da hinein, denn ein Wald im italienischen Lande ist so etwas seltenes, und darum das heimatlichste was dem deutschen Wandrer begegnen kann. Doch hier sind keine schwarzen, weihnachtlichen Tannen, und keine sausenden Fichten, sondern herrliche Buchen, Ulmen, Eichen und Pinien. Die Pinie klingt wie eine Harfe, wenn der Wind in ihrer Krone spielt; sie saust nicht wie die schwermütige Fichte, ihr Ton hat etwas ganz Wonnesames von geisterhaftem Gesang.

Die Pfade trieften noch, aber wir saßen ja zu Pferd, und brauchten uns nicht zu durchnässen wie jene armen Mädchen und Knaben, die mit nackten Füßen im Walde kletterten, Pilze zu lesen, welche der Regen mochte über Nacht hervorgelockt haben. Tiefe Stille und Einsamkeit: hie und da die Schläge der Axt eines Holzfällers — und hier holen wir einen Handelsmann ein, der neben seinem beladenen Maulthier einhergeht, um Waaren nach Cori zu bringen. Ueber diesen steilen Gebirgskamm muß der hausirende Krämer klettern um in jene Stadt zu gelangen, und man mag sich leicht vorstellen, daß die Verbindung zwischen Segni und Cori nicht sehr lebhaft ist.

Nach einem zweistündigen Ritt, teils durch Waldung, teils je höher wir stiegen über nackte und schwarze Felsenwände, erreichten wir den höchsten Paß im Gebirge, wei-

deten noch unsern Blick an Latium zu unsern Füßen, und stiegen dann langsam auf die andere Seite nieder. Aber von hier aus sahen wir noch nicht das Meer und die Maritima, denn ein Höhenzug türmte sich vor uns auf, um welchen wir hinwegzureiten hatten. Er bildete mit den Bergen von Segni ein idyllisches Wiesental, Colle Mezzo genannt, oder eine Bergsenkung, die von Quellen durchrieselt wird. Nichts lachenderes als diese Bergwiesen, über die wir nun hinritten, oder vom Pferde steigend in der heitersten Stimmung wanderten.

Nun ging es wieder aufwärts und in den eigentlichen Urwald hinein. Es war ein prachtvoller Wald, durch den wir mehr als zwei Stunden lang ritten. Die Abwechslung von Berg und Tal in ihm, die tiefschwarzen Schluchten, in welche bemooste Stämme hinabgestürzt waren, Wiesen und dunkle Weiher, an denen Viehherden weideten, die üppigsten mit Blüten bedeckten Gebüsche, schattige Hohlwege, in welche das Sonnenlicht spielend einfiel, das alles versetzte uns oftmals in die heimischen Gebirge zurück. Ehe ich südliche Wälder sah, glaubte ich immer, nur in Deutschland oder im Norden sei der wahre dichte „Wald" zu finden. Als ich aber wieder nach der Heimat zurückkehrte, und deren Wälder betrat, war ich um den stolzen Wahn betrogen. Dies darum, weil ihnen die Untergebüsche, die Schlingpflanzen, und die reiche Blumenflora fehlen.

Wie prächtig ist der Volskerwald! Ich sah nie zuvor eine solche Wildniß voll poetischen Lebens! Hier ist das Land der Elfen und Feen, und im tiefsten Dickicht, in einer grauen Höle schläft der alte Saturn mit langem

silberweißem Bart. Ich bewunderte die herrlichsten Baumphänomene; die Buche mit ihrem in den blauen Aether greifenden Wipfel gleicht an Farbe ganz und gar dem Felsgestein, auf dessen sanftem Grau die grünen Moose haften. Manchmal schien es als wäre dieser riesige Baum nur die organische Fortsetzung des Felsens selbst, auf dem er stand.

Wir sprangen an einem schönen Platz von den Pferden, und warfen uns ins Gras. Ringsum standen die Brombeersträucher mit ihren reifen Früchten bedeckt, und boten uns die Nachkost zu einem ländlichen Frühstück. Nicht weit davon ein grüner Teich, von Schilf und Gras umwoben, in einer träumerischen Versunkenheit. Wie schön muß es hier zu streifen sein, wenn der Mond hoch droben durch die Buchenwipfel wallt, und alle Elfen über dem blumigen Grund ihre Ringelreihen tanzen.

Endlich öffnete sich der Wald an dem südwestlichen Abhang, wir kamen auf die andere Seite des Gebirgs, und plötzlich war mir wie einem, dem man die verbundenen Augen löst, daß ihn ein wunderbarer Anblick überrasche. Vor mir lag das hinreißende Schauspiel der Maritima, das weite pontinische Sumpfland, ein in sanftesten Farben blühender Teppich, das von der Sonne vergoldete Meer, die fernen Ponza-Inseln in ihm, das Cap der Circe, der Turm Astura, die Linea Pia, das Castell Sermoneta zu unsern Füßen. Der Anblick dieses Gemäldes, eines der schönsten welches Italien überhaupt besitzt, war, da wir eben aus dem Walddunkel hervorgekommen waren, so überwältigend, daß ich dafür weder damals ein Wort fand, noch heute eines habe. Man

hatte mir in Rom gesagt, daß der Ritt über den Kamm des Volskergebirgs, und dann der Blick von der Höhe auf die Sümpfe und das Meer das schönste sei was der Wandrer weit und breit genießen könne, und man sagte mir nicht zu viel. Ich will jedem Reisenden raten dieses einzige Schauspiel sich nicht entgehen zu lassen, wenn er im Römischen sich befindet.

Wir erreichten nach sechsstündigem Ritt den kleinen Ort Norma. Er steht auf der luftigen Fläche einer hohen, an manchen Stellen schwindelnd-steil abstürzenden Bergwand, seitwärts von den cyklopischen Trümmern des uralten Norba. Norma, Norba, Ninfa sind hier die märchenhaften Wesen die man überall nennen hört, die man aufsucht, und deren dichterische Namen diese Berge mit einem phantastischen Hauch von Mythen umgeben. Norma, Norba, Ninfa, Cori, Sermoneta, welche melodische Namen, wie reizen sie nicht die Phantasie.

Als wir in das Gasthaus von Norma traten, und der Wirt uns in das Zimmer führte, aus dessen Fenstern all die Herrlichkeit der Maritima übersehen wird, fiel unser Blick tief unten am Rande der Bergwand, und gerade unter uns, auf einen großen Ring wie von epheugrünen Mauern, und darin lagen viele wunderliche Hügel, die alle von Blumen und Epheu gebildet zu sein schienen. Graue Türme stiegen daraus hervor, Ruinen, alle grün überhängt, und mitten durch diesen seltsamen Kreis sahen wir einen silbernen Quell forteilen, die pontinischen Sümpfe durchziehen, und in einen lichtstralenden See fern am Meeresrande enden. Ich fragte erstaunt, was jener rätselhafte große Blumenkranz und Kreis mit den vielen grünen

Hügeln dort unten sei. „Nympha, Nympha!“ sagte unser Wirt. Nympha! das also ist Nympha, das Pompeji des Mittelalters, diese im pontinischen Sumpf versunkene Stadt und Geisterwelt. Wir werden sie heute am Abend durchwandern, wenn die sanfte Selene sich über die grauen Cyklopensteine von Norba erhebt.

Wir hielten im Gasthaus ein gutes Mittagsmal und eine erquickende Rast; dann durchschritten wir den kleinen Ort, um Norba zu besuchen. Norba ist der altvolskische Name der Stadt, und erst später entstand daraus Norma, ich weiß nicht in welcher Zeit. Zum erstenmal begegnete er mir so am Anfang des achten Jahrhunders, wo der griechische Kaiser Konstantin V. dem Papst Zacharias zwei Grundstücke Nymphas et Normias schenkte, die dem Staat angehört hatten.*) Schon damals war also (denn so muß ich annehmen) die volskische Stadt Norba verlassen, und in ihrer Nähe mußte sich Normia oder Norma bereits angesiedelt haben.

Die Ruinen der alten Norba liegen nur wenige Minuten seitwärts von Norma entfernt. Sie bestehen aus den noch bedeutenden Ueberresten der Burg und der cyklopischen Mauern, welche jene umgaben. Die Arx lag auch hier auf einer Felsenfläche, die schon von Natur isolirt und befestigt, nach der Seite der pontinischen Sümpfe in schwindelerregender Steile abwärts fällt. Doppelte Mauern

*) Donationem in scriptis de duabus massis, quae Nymphas et Normias appellantur, juris existentis publici. Siehe die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Band II. S. 292.

umgeben das innere Viereck der Burg. Noch führt ein altes Tor hinein, an dessen einer Ecke sich eine runde Masse von Cyklopensteinen in einer Höhe von 36 Fuß, wie ein Pfeiler oder Turm erhebt. Die Mauern haben bisweilen eine Höhe von 40 bis 50 Fuß, und bieten ein gewaltigeres Ganze dar als jene von Segni. Sie umziehen in langen Linien den steilen Kalkberg; oben aber auf der Felsenfläche, welche zu einem ebenen Viereck abgearbeitet worden ist, sieht man noch drei aus Cyklopensteinen aufgebaute große Fundamente, auf denen einst vielleicht die Heiligtümer der Stadt, oder andere Gebäude der Burg standen.

Wenn man sich einen solchen Bau, sei es Tempel oder Haus, im Verhältniß zu den Cyklopenmauern selber denkt, so muß er von einem großartigen, obwol schweren und düstern Charakter gewesen sein. Wir können uns eine Architektur der Art, wenn auch nur aus der Ferne annähernd, etwa aus dem Tabularium Roms wiederherstellen, welches einer Zeit angehört die an die volskische und etruskische Bauepoche gränzt. Denn es ist wol irrig anzunehmen, daß jene sogenannten Cyklopenmauern einer fabelhaften Urzeit angehören. Von ihnen bis zum Mauerbau der sogenannten serviſchen Zeit in Rom war nur ein Schritt zu thun, wie ich dies schon bei Alatri bemerkte.

Eine antike Cisterne, einige unterirdische Gemächer und Grotten: dies ist alles was außer der Akropolis und den Mauern auf dem alten Norba sichtbar blieb. Mir fiel es auf daß man nirgend Grabmäler oder Loculi in den Felsen bemerkt, wie in den alten Städten Etruriens oder in jeder antiken Stadt Siciliens; und namentlich sind es

die ſicilianiſchen Städte welche, wie Syracus, Leontium, Agrigent und Enna, eine erſtaunliche Menge von Felſengräbern enthalten. In Norba ſah ich deren keins, doch iſt es möglich daß ſie meinem Blick entgingen. Das Volk von Norma nennt übrigens die alte Stadt Civita la Penna, und ich kann mir nicht erklären wie dieſer Name hierher gekommen ſei. Denn aus dem Spaniſchen ſcheint er abzuleiten, wo Pegna oder Peña Felſen bedeutet. Der Name Felſenſtadt iſt paſſend für das mythiſche Norba, das Hercules ſoll erbaut haben.

In ſpäteren Römerzeiten hing Norba dem Marius an. Es wurde deshalb von Emilius Lepidus, dem General Sulla's, belagert; er drang mit Hülfe von Verrätern in die feſte Cyklopenſtadt, aber die verzweifelten Einwohner tödteten ſich ſelbſt, wie jene von Numantia, in den Flammen ihrer Häuſer. Vielleicht blieb Norba ſchon ſeit jener Zeit in Ruinen; wenigſtens kennt ſie ſchon Plinius als verödet.

Oben auf der Arx iſt das Panorama der Maritima überaus herrlich. Deutlich wird der ganze Uferſaum des Meeres erkannt, welcher von Antium (Porto d'Anzo) bis zum Cap der Circe bei Terracina reicht; ſelbſt weiter hin werden Oſtia, Pratica und Ardea und viele Strandtürme ſichtbar, die ſich einſam wie Obelisken am Meer erheben. Dieſe Wachttürme wurden ſeit dem neunten Jahrhundert gebaut, als die Saracenen anfingen die Küſten Italiens zu überfallen, und noch heutigen Tags iſt ganz Italien, ſind alle italieniſchen Inſeln an ihrem Saum von ſolchen maleriſchen Türmen umkränzt. In jedem liegen etwa fünf Mann Artillerie, welche alte wunder-

lich aussehende Kanonen hilten, die nun schon seit Jahrhunderten verrostet sind. Lamoricière, der neue Generalissimus der päpstlichen Armee, hat die Artilleristen aus den Türmen nach Rom gezogen und auch die Feldschlangen abholen lassen, die dort auf den Plattformen ins Meer hinausgähnten, wo statt der Saracenen nun Garibaldische Freischaaren heimlich zu landen versuchen.

Dort sehe ich einen Turm am Meeresstrande schimmern, wo der dunkle Wald ganz nahe herbeikommt: es ist das berühmte Schloß von Astura. Eine Meile weiter ein anderer Turm: Foceverde, von dem Fluß so genannt, der dort aus der versumpften Waldeswildniß ins Meer fließt. Weiterhin ein Turm an einem großen See; dessen Wasserfläche leuchtet wie fließendes Gold, und ringsum zieht sich dichter, grüner Wald. Eine geisterhafte Stille umfängt dort den Wandersmann; er steht wie in eine fremde Welt versunken am See, und blickt den Fischadlern zu, die darüber hinkreisen, oder dem fieberbleichen Fischer, der auf dem schwanken Nachen schwebt, oder dem halbnackten Blutegelsucher, der dort sein Wesen treibt. Das ist Turm und See von Fogliano, einst im Altertum Clostra Romana, wo Lucullus eine Villa besaß. Der Nymphäus, jener reißende Bach den wir durch die grünen Ringe von Nympha fortstürzen sehen, ergießt sich in den See Fogliano; wir können seinem Lauf durch das ganze pontinische Sumpfland bis dahin folgen. Weiter neben ihm wird der Lago de' Monaci sichtbar, dann der Lago di Crapolace, endlich der große See von Paola mit seinem Turm, und nicht weit von ihm steigt das Cap der Circe inselartig auf.

Wer die pontinischen Sümpfe nicht auf der Via Appia bis nach Terracina durchreist hat, macht sich die irrigste Vorstellung von ihrer Natur, indem er nur an ekle Moräste denkt. Es gibt dort freilich Sumpf und See genug, aber sie liegen in Wäldern und Büschen versteckt, wo das Stachelschwein, der Hirsch, das wilde Schwein, der Büffel, und das halb verwilderte Rind umherstreifen. Im Mai und Juni ist das pontinische Land ein Meer von Blumen, die so weit das Auge reicht sich über die Gefilde ergießen. Im Sommer ist es ein Tartarus, wo das blasse Fieber umherschleicht, und die armen Hirten oder Ackerleute auf den Gehöften plagt, die dort ausdauernd ihr Brod erwerben.

Je näher am Meer, desto mehr Wald, und wir sehen ihn von Norba aus deutlich sich bis zum Cap der Circe fortziehen. Es reihen sich von der Tibermündung her an einander die Wälder von Ostia, von Ardea, von Nettuno, Cisterna und Terracina. Mitten in ihrem Dickicht, oder an ihren Säumen liegen einzelne Gehöfte, hauptsächlich für den großen Viehstand bestimmt, aber auch Ackerwirtschaften; so Conca, Campo Morto, Campo Leone, Tor' del Felce und andere. Wo der Wald nach dem Innern zu aufhört, ziehen sich endlose Wiesen hin, dann festes Ackerland, und wir sehen deutlich die von Pius VI. erneuerte appische Straße die Maritima durchschneiden. Wir sehen an ihr Cisterna, den größten Ort in den Sümpfen, woneben im Altertum Tres Tabernae lag, und weiterhin For' Appio, das alte Forum Appium.

Kein Jahrhundert ist im Stande gewesen die pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Julius Cäsar hatte dies

im Plan, aber er starb, ehe er an die Ausführung desselben ging. Die römischen Kaiser, so verschwenderisch in Bauten jeder Art, thaten nichts dafür; es ist daher merkwürdig genug, daß erst unter einem Barbarenkönig, dem Erben oder Eroberer Roms, unter dem großen Theodorich sowol die verfallene appische Straße hergestellt, als ein Teil der Sümpfe bis Terracina ausgetrocknet wurde. Noch heute liest man die Urkunden jener rühmlichen That eines Gothen auf zwei Inschriftstafeln in Terracina. Unter den Päpsten war es erst Sixtus V., ein Mann von praktischem Römergeist, welcher die Austrocknung der Sümpfe wieder unternahm, und ihm folgte darin mehr als zwei Jahrhunderte später Pius VI. Dieser Papst stellte die Via Appia wieder her, zog den großen Canal neben ihr, ließ andere Canäle ausgraben, verwandelte einen Teil der Sümpfe in ackerbares Land, und erwarb sich dadurch ein bleibendes Verdienst um diesen Teil der Maritima.

Wir steigen nun von der Cyklopenburg Norba's nach Nympha hinunter, denn diese verlassene Stadt liegt tief zu deren Füßen, schon am Rande der Sümpfe, und man gelangt zu ihr entweder auf der bequemen im Zickzack hinabführenden Straße Norma's, oder man sucht sich selbst einen Pfad auf dem steilen Niederhang des Bergs von Norba. Da wir flink zu Fuß sind, so wählen wir den letzten Weg, und es geht mit „Donnergepolter" über die Felsen im Sprung hinab.

Da ist Nympha, die märchenhafte Ruine einer Stadt, mit ihren Mauern, Türmen, Kirchen, Klöstern und Wohnungen halb versunken im Sumpf, und begraben unter

dichtestem Epheu. Wahrlich dieser Ort sieht reizender aus als Pompeji selbst, dessen Häuser unherstarren, wie halb zerfallene Mumien, die man aus der vulcanischen Asche emporgezerrt hat. Aber über Nympha wogt ein duftiges Meer von Blumen; jede Wand, jede Mauer, jede Kirche, jedes Haus ist mit Epheu verschleiert, und auf allen Ruinen wehen die purpurnen Fahnen des triumphirenden Gottes des Frühlings.

Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck in diese Epheustadt einzuziehen, in den begrasten, blumenbedeckten Straßen, zwischen ihren Mauern umherzuwandeln, wo der Wind in den Blättern spielt, keine Stimme schallt als der Schrei des Raben im Turm, als das Rauschen des schäumenden Bachs Nymphäus, das Lispeln des hohen Schilfs am Weiher, und das melodische Singen und Säuseln der Halme ringsumher.

Blumen wimmeln durch alle Straßen, sie ziehen in Procession nach den verfallenen Kirchen, sie klettern auf alle Türme, sie liegen lachend und kichernd in allen öden Fensterräumen, sie verrammeln jede Thüre, denn drinnen hausen Elfen, Feen, Wassernymphen und tausend reizende Geister der Fabelwelt. Gelbe Camillen, Malven, duftige Narcissen, graubärtige Disteln, die einst hier als Mönche lebten, weiße Lilien, die im Leben Nonnen gewesen waren, wilde Rosen, Lorbeersträucher, Mastix, hohe Farren, die Clematiswinde und der Brombeerstrauch, die roten Fuchsschwänze, die wie verzauberte Saracenen aussehen, die phantastische Caperblume in den Ritzen der Mauern, der duftige Goldlack, die Myrte und die würzige Mente, ganz von Gold starrender Ginster, und nun der dunkle Epheu,

der alle Trümmer überwallt, der über die Mauern sich ergießt in grünen Cascaden, — ja, man wirft sich in dies Meer von Blumen, ganz trunken und vom Duft berauscht, und das reizendste Märchen hält die Seele umfangen.

Noch stehen die Mauern der Stadt aufrecht; sie umziehen sie in einem großen Ringe, aber sie sind überall vom Epheu dicht bedeckt, und nur hie und da taucht aus ihm eine zerbröckelte Zinne, und ein viereckiger, zerbrochener Turm hervor. Die Stadttore sind nicht minder von wildem Wein, Epheu und Brombeergestrüpp verrammelt und verbarrikadirt, als fürchteten die Blumen in Nympha einen Feind, der von draußen eindringen wollte, wie ehemals der Saracen, oder das Soldheer Barbarossa's, oder des Herzogs Alba und der Colonna. Sie haben sich hinter Epheuwällen verschanzt; vielleicht sind es Nachts die wilden Schwärme von Meteoren und Irrwischen im pontinischen Sumpf, welche die verzauberte Stadt belagern oder stürmen, um die Blumengeister drinnen in ihre Sümpfe zu entführen.

Mancher Platz und manche Straßen stehen noch da; zu ihren Seiten verfallene, vom Epheu umsponnene Häuser; manche palastartig, mit halbgothischer Architektur, einst Wohnungen des reichen Adels. Wunderbar sehen die Kirchen aus, von denen noch vier oder fünf in Ruinen stehen. Ich sah nie so phantastische Trümmer. Aber wie soll ich sie in Worten malen? Wie soll ich einen solchen braunen, zersplitterten Glockenturm mit den runden, oder von kleinen Säulen geteilten Fenstern, mit seinen mittelalterlichen Friesen von spitzkantigen Ziegelsteinen,

und mit dem romantiſchen Feſtſchmuck von Epheu und im Winde ſchaukelnden Blumen zeichnen? oder die Trümmer der gewölbten Niſchen und der Kirchenſchiffe ſchildern, die alle von Blütenteppichen überhängt ſind?

Dieſe Kirchen ſind alt, ſie gehören dem eilften oder zwölften Jahrhundert, wenn nicht einem früheren an, denn ihr Stil iſt von einfacher Baſilikenform. In ihren öden Räumen beten nun die Blumen, und die Weihrauchfäſſer ſchwingen die bacchantiſchen Roſen. Von den Wänden, und hie und da aus einer vom Epheu umſponnenen Tribüne blicken noch alte Frescobilder herunter. Das ſind alte Chriſten mit ihren Palmen in der Hand und mit den Marterwerkzeugen zu ihrer Seite. Den verlöſchenden Nimbus um das bleiche Haupt, in goldiger Dalmatica, mit der Stola um die Schulter, ſtarren ſie mürriſch aus den Blumenſchleiern hervor, und ſcheinen ſich über den Heidendienſt zu ärgern, den die Kinder der Flora in dieſen verlaſſenen Kirchen aufzuführen wagen.

Der Käfer ſummt ſeine Sommerromanze fort und fort, und die Grille ſchrillt unabläſſig ihre anakreontiſchen Liebeslieder. Die Blumen und Käfer weichen nicht mehr aus dieſen Tempeln. Dem heiligen Bernhard wurde einſt geklagt, daß von einer Kirche, welche eben neu geweiht werden ſollte, zahlloſe Schwärme von Fliegen Beſitz genommen hätten und ſie nicht mehr verlaſſen wollten; er ſagte hierauf: „ich excommunicire ſie“; und ſiehe da, als die Boten in die Kirche zurückkehrten, lagen alle Fliegen darin todt. Aber ſchwerlich würde es einem heiligen Beſchwörer gelingen, die Blumen aus den Kirchen Nympha's zu excommuniciren, und ſo zornig ſich

die gemalten Märtirer darin gebärden, schon kommt der Epheu geschlichen, und wird sie bald ganz verschleiert und eingemauert haben. Von manchem ist bereits nichts mehr sichtbar als der Zipfel seines Gewandes und der Name in alten lateinischen Charakteren: Sanct Xystus, oder Sanct Cesarius, und Sanct Laurentius. Ich trat in die letzte dieser Kirchen ein — welch ein Anblick! Die ehemalige Mosaik des Bodens, mit ihren Arabesken und Kreisen oder Quadraten schienen nun lebendige Blumen nachzuahmen, und aus der Confession, wo einst die Gebeine des Heiligen lagen, wächst nun fröhlich der indische Wein mit seinen blauroten Beeren.

So fehlt auch hier nicht das Seitenstück zu Pompeji. Wie sich dort das classische Altertum in den heitern Frescobildern entschieden ausspricht, redet in Nympha die christliche Epoche der Menschheit auch aus Malereien auf den Wänden der Ruinen. Dort sind es die reizenden Gestalten des Lebens und der Lust: Amoren die am Weiher angeln, tanzende Satyrn, Grillen die ein Wägelchen lenken, schwebende Bacchantinnen in weißen Schleiern, Cymbeln schlagend, oder ein geheimnißvolles Kästchen in den Händen, oder auf einer Fruchtschale saftige Feigen erhebend — doch im Pompeji des Mittelalters stellen die Fresken nur den Tod und den Schmerz dar. Statt jener fröhlichen Bilder sind es die schwermütigen Gestalten der Katakomben, die mythischen Götter der Marter und der Pein, in Flammen, ans Kreuz geschlagen, oder mit gefalteten Händen vor dem Henker kniend, der sein Schwert schon erhoben hat.

Ist es nicht Zeit alle diese Märtirer, Heiligen und

morſchen Kreuzesbilder endlich einmal in Blumen zu beſtatten? Auf die Gräber der armen Büßer und Mönche und aller derer, die in der Zeit des finſtern Aberglaubens ſich geißelten und quälten, ſtreut ſie hier die Natur mit vollen Händen aus — ahmte doch auch die katholiſche Menſchheit ihr nach, und gäbe ſie den Todten Frieden und ein Blumengrab!

Am Eingange Nympha's ragt noch das Caſtell auf, einſt Sitz der Barone, in deſſen Verließen die Opfer des Feudalismus ſchmachteten. Hoch ſteigt der viereckige Turm empor, aus Ziegelſteinen ſo feſt gebaut, wie die Torre delle Milizie in Rom, und wie es ſcheint gehört er auch derſelben Periode an. Er ſteht ganz nahe an einem Weiher, der hier wie ein ſtygiſcher Sumpf am Eingang der Todtenſtadt ſich verbreitet. Ihn umkränzt hohes Schilf. Es iſt hier ein mythiſcher Sitz, wie aus der Schattenwelt des Aeneas oder Ulyß. Der finſtere Turm und andere Ruinen werfen ihr zitterndes Bild auf das ſtille Waſſer des Sumpfs. Das Schilf rauſcht ſo ſchwermuthsvoll. Manchmal ſchluchzt tief in ihm die Stimme eines Waſſerhuhnes auf, wie die Seele eines Abgeſchiedenen, die in dieſem Hades wohnt und nach oben verlangt. Ich ſitze auf Trümmern und blicke in dies grüne Geiſterreich, dann empor zu den blauen entzückenden Bergen, auf denen die Cyklopenſteine Norba's und die Caſtelle ragen, dann über die pontiniſchen Sumpfe in das abendſonnige Meer, dem funkelnd das Cap der Circe ſich entſchwingt.

Sollte wol die Zauberin Circe ihr Schloß drüben verlaſſen haben? Wohnt ſie vielleicht jetzt in Nympha? Wurde ſie zur Epheukönigin? So viel Epheu iſt hier —

mir schien es, als sei dies Nympha die Epheu-Rüstkammer Italiens, und als versorgten von hier die Epheugeister der Geschichte alle Ruinen dieses herrlichen Landes mit ihren Ranken.

Man muß hier sitzen, wenn der Abend diese Epheuhallen und jede Ruine erst in Purpur, dann in Gold taucht, und Berge, Meer und das Cap der Circe mit unsagbarem Farbenduft umstralt — doch ich will davon nichts sagen, noch es schildern, wie dies Feenmärchen sich gestaltet, sobald der Mond darin zu wandeln beginnt.

Aus dem Weiher stürzt der Quell Nymphäus. Er scheint hier seinen Ursprung zu nehmen, und plötzlich bringt er einen überraschenden Gegensatz jungen, brausenden Lebens in diese grüne Gräberwelt. Denn mit der stürmenden Gewalt des Bergbachs sprengt er an den Ruinen entlang, durchjagt sie, wie von Dämonen geschreckt, wie beflügelt, als wollte er den Todesschlingen des Epheu entrinnen, und gleich einem lebendigen Wesen ist er anzusehen, wenn er so blitzend und schäumend durch die pontinischen Sümpfe dem Meere zufliecht.

Er treibt am Weiher eine Mühle, die in einem Bau des Mittelalters eingerichtet ist, denn ein Teil dieses Hauses hat noch gothisch-römische Säulenfenster. Auf einem Speicher steht geschrieben, daß Franciscus Gaetani, Herzog von Sermoneta und Herr von Nympha, ihn und den Eingang in den Ort, sammt den Mühlen im Jahr 1765 erbaut habe.

Im Altertum soll an der Quelle und dem See ein Nymphentempel gestanden haben, von welchem die Stadt

auch ihren Namen erhielt. Auf der Stelle jenes Nymphäum soll dann die Kirche S. Michael erbaut worden sein. Im Jahre 1216 gründete hier Ugolino Conti die Kirche S. Maria del Mirteto, vom Mirtenhain.

Die Geschichte Nympha's ist übrigens sehr dunkel. Im zwölften Jahrhundert besaßen diese Stadt die Frangipani; der berühmte Alexander III. wurde dort am 20. September 1159 zum Papst geweiht. Dann setzte sich das Geschlecht der Gaetani seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Besitz von Nympha, und die Nachkommen dieses berühmten Hauses haben ihn bis heute behalten. Die Archive in der Familie in Rom bewahren noch viele Urkunden, welche zeigen, wie der Nepot Bonifacius VIII., Pietro Gaetani, lateranischer Pfalzgraf und Graf von Caserta, nach und nach die Häuser und Güter Nympha's ihren Besitzern abkaufte. Ich fand dort kein Actenstück mehr aus dem funfzehnten Säculum. Aber noch am 22. Februar 1349 ist eine Urkunde in jenem jetzt zerfallenen Baronalschloß gezeichnet. Es heißt darin:

Actum Nimphe in scalis palatii Rocce Nimphe presente Nicolao Cillone Vicario Sculcule . . .

Am folgenden Morgen mieteten wir Maulthiere in Norma, um nach dem alten berühmten Cori oder Cora zu reiten, welche Stadt man in drei starken Stunden erreichen kann. Ein Fahrweg führt in der Tiefe dort-

hin, Nympha vorbei, aber wir zogen es vor den kürzern und auch schönern Felsenpfad zu wählen, welcher sich über die Abhänge des Volskergebirgs fortzieht. Denn hier ist die Aussicht groß und schön, weil der Blick über die pontinische Ebene und das Meer, bis nach Rom frei hinüber schweift. Die Frische des Morgens, der klarste Septemberhimmel machten diesen Ritt entzückend genug, obwol die Berge, an denen wir hinzogen, einförmig und ohne Leben waren, es sei denn daß hie und da Schafhirten sich versammelt hatten ihre Heerden zu melken, den frischen Käse am Feuer zu bereiten, oder aus Ginsterzweigen ihre conischen Nomadenhütten zu errichten.

Wenn man so von oben in diese weite, sonnige pontinische Landschaft blickt, und zumal gegen den lateinischen Strand gewendet, wo das uralte Ardea im Land der Rutuler liegt, so ruft die poetisch erregte Phantasie gern die Gestalten aus dem Virgil herbei. Denn dort ist das Land des römischen Troja, dort ist die Scene der Heldenkämpfe der Aeneide, und wir sehen über den Wiesenplan oder durch die Wälder die schöne Amazone Camilla jagen, die Heroin des Volskerlandes:

> Hos super advenit Volsca de gente Camilla,
> Agmen agens equitum, et florentes ære catervas,
> Bellatrix.

Die Schilderung ihres Todes und das tragische Geschick von Evander's Sohne Pallas sind die schönsten Blumen in dem Gedichte Virgil's. Man muß die melodischen Verse der Aeneide auf dem römischen Gefilde lesen, um

ihren Zauber erst ganz zu empfinden. So verklärt ruhig so voll ernster Schönheit ist die Poesie Virgil's, wie die Campagna von Rom. Dies unsterbliche Poem wird als das Seelenhafteste, was von der Römerwelt übrig blieb, durch alle kommenden Jahrtausende diesen Bergen, diesen Wäldern und Fluren Begeisterung verleihen. Turnus, Mezentius, Lavinia, Ascanius, und der treue Achates . . . ja hier leben sie . . . und welches Gemälde! so episch und groß, wie nur jenes am Skamander sein kann, oder wahrscheinlich erhabener. Denn kann es überhaupt etwas Erhabeneres geben, als das Feld von Rom und sein Meergestade?

Durch die virgilischen Erinnerungen ziehen sich hier Troja und Hellas in dies Local der Uranfänge Roms hinüber. Die Atmosphäre wird dadurch hellenisch, und immer mehr, je näher man Cori kommt. Denn diese alte Stadt gehört der uritalischen, oder pelasgischen Mythe an. Rom heißt ewig, aber nicht seines Alters wegen; die meisten Städte der Campagna sind viel älter, und nun gar Cori, welches nach den Berechnungen antiker und moderner Topographen eine der ältesten Städte der Welt ist, und 1470 Jahre vor Christi Geburt, also sieben Jahrhunderte vor Rom erbaut wurde.

Nach der Mythe gründete das alte Cori der Trojaner Dardanus, Sohn des Corytus, Königs von Italien, und der Electra, einer Tochter des Atlas; dann floh er, ein Brudermörder, vor Siculus und seinem Vater nach Asien, wo er Dardania gründete, das erst von seinem Enkel Tros Troja genannt wurde. Im siebenten Buch der

Aeneide (Vers 670 und folgende) kommt der Name Coras vor:

> Tum gemini fratres Tiburtia moenia linquunt,
> Fratris Tiburti dictam cognomine gentem,
> Catillusque acerque Coras, Argiva juventus.

Die drei Brüder Catillus, Coras, Tibur oder Tiburtus waren nämlich Söhne des Amphiaraus von Argos; sie kamen aus Griechenland nach Italien, und gründeten hier Tibur oder Tivoli. Coras soll Cora erbaut haben. Dies ist eine zweite Mythe von der Entstehung dieser Stadt.

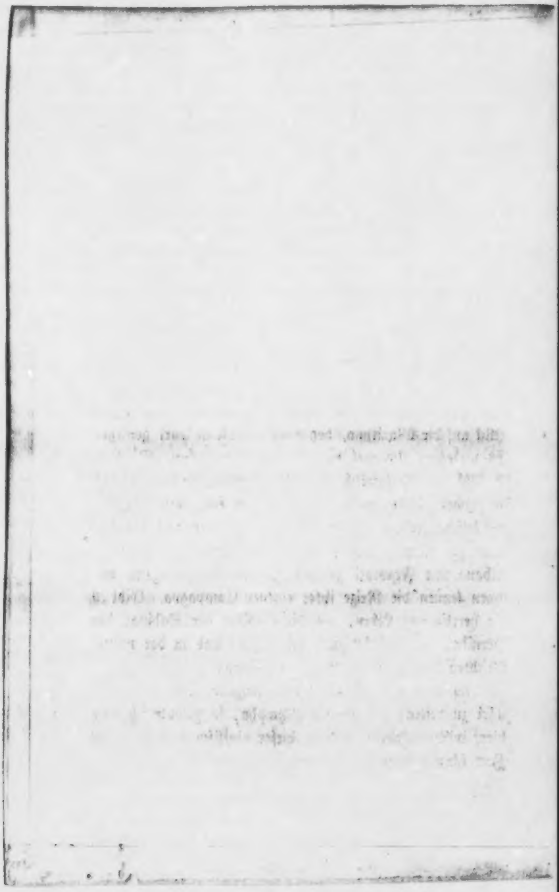
Da liegt sie vor uns, eine Pyramide von Häusern auf einem Berge; hoch oben stehen die schönen Reste des Herculestempels, zu den Füßen der Stadt liegen Fruchtgärten und Olivenhaine. Cori hat gegen 5000 Einwohner. Seit mittelalterlichen Zeiten ist sie ein Lehn des „römischen Senats und Volks", ein Kammergut der Stadt Rom — in der That eine herrliche Besitzung.

Ich werde den Leser nicht mit der Beschreibung der Ruinen von Cori ermüden, denn er hat deren genug. Aber wol verdienen die cyklopischen oder pelasgischen Mauern auch hier Bewunderung. Sie sind an vielen Stellen in der Stadt sichtbar; man vergleicht sie mit den Mauern des alten Mycene oder Tirynth. Sie stützen die Akropolis, das Haupt der Stadt. Wenn man dort emporklimmt, findet man sich voll Ueberraschung vor dem Rest des Peristyls eines Tempels, welcher völlig griechisch erscheint. Es ist ein kleiner, graziöser Bau dorischer Art, sehr wol erhalten; die blaugraue Farbe, welche der Travertin der Säulen angenommen hat, sieht schön altertümlich aus. Man nennt diesen Tempel vom Hercules, aber wahrscheinlich ohne Grund.

Castor und Pollux, Fortuna und Diana, die Göttin der pontinischen Jagdgefilde, Sol, Janus und Aeolus, Apollo und Aesculap hatten in Cori ihre Tempel. Man zeigt noch tiefer unten vier schöne korinthische Säulen, welche in einem Hause eingemauert sind, und schreibt sie dem Tempel der Dioscuren zu. Reste von Bädern und Cisternen, eine römische Brücke über den reißenden Bergbach, der von Cori herunterbraust, andere zerstreute Alterthümer mögen den Forscher hier beschäftigen.

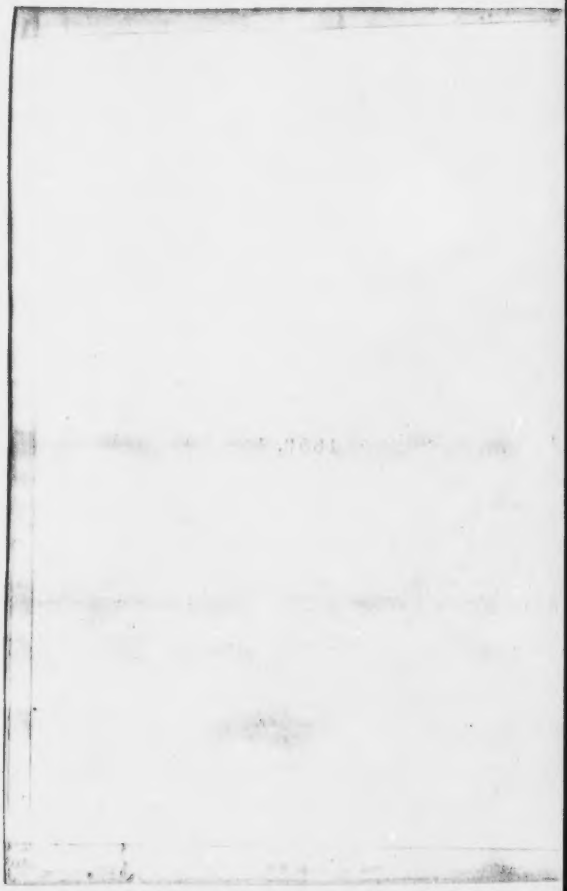
Das Mittelalter ist in Cori schwach vertreten. Der Dom S. Pietro, in den Trümmern jenes Hercules-Tempels erbaut, bietet nichts Merkwürdiges dar; dagegen ist S. Oliva wegen ihrer Architektur der Beachtung wert. Indeß alle diese Trümmer, was sind sie gegen den hinreißenden Blick auf die Maritima, den man überall in Cori genießt? Es verlohnte sich wol hier Sommers zu leben. Die Luft ist kühl und balsamisch, der Wein köstlich, die Früchte sind in solcher Fülle vorhanden, daß ich für einen Bajocco 26 frische Feigen erhielt. Aber Cori wird von den Römern gar nicht besucht. Sie ziehen es vor in das städtische Albano und Frascati zu gehen, und die wenigsten von ihnen kennen die Reize ihrer eigenen Campagna. Gibt es ein herrlicheres Leben, als die Gebirge der Sabina, der Herniker, der Volsker zu durchstreifen, und in der unverfälschten Natur seinen Geist zu stählen?

Ich verließ Cori, zu Pferde steigend, um nach Velletri zu reiten; und wie in Nympha, so gelobte ich auch hier, wiederzukehren, und in dieser classischen Stille einige Zeit hinzubringen.



Von den Ufern des Iris.

1859.



Eine friedliche Wanderung durch das lateinische Gränzland von Veroli über Casamari, Isola, Sora, Arpino, Arce, Aquino nach S. Germano und Monte Casino, dies ist es, wozu die Leser eingeladen werden, während Mittelitalien in Waffen steht, die Romagna sich von der päpstlichen Herrschaft losgerissen hat, und die question romaine die Gemüter bewegt.

Jenes Gränzland ist die Fortsetzung Latiums; der Liris sondert nämlich Campanien in zwei natürliche Hälften; die römische wird vom Sacco durchzogen, bis er unterhalb Ceprano in jenen Strom fällt. Dies ist die eigentliche römische Campagna. Die andere Hälfte, eine prächtige Ebene zwischen dem Appennin und dem Volskergebirg, an welchem der Liris forteilt, ist das neapolitanische Campanien. Es setzt sich zwar bis über Capua fort, aber die Berge gegenüber S. Germano umstellen dieses Gefilde, und sondern es von dem „glücklichen Campanien" ab. Im Monte Casino zeigte man mir eines Tags auf jenen Bergen das Castell S. Pietro in Fine, und erklärte mir diesen Zusatz durch in fine Latii; freilich bemerkte der gelehrte Don Sebastiano Kalefati: er arg-

wähne, das „in fine“ bedeute im Grunde nur das Ende der Diöcese Monte Casino's. Doch wir wollen uns darüber keinen geographischen Kummer zuziehen, sondern vor der Weinschenke von Veroli aufs Pferd steigen, um nach den Ufern des Liris hinunterzureiten — an einem lateinischen Octobernachmittag, da der warme Sonnenschein auf dem Gefilde liegt, die Berge im Farbenspiel des Herbstes straten, die classische Campagna vor uns liegt, durchströmt vom grünen Liris, dessen Name, der schönste unter den Flüssen, das Gemüt mit lyrischem Wollaut füllt, indem er durch diese Fluren weit und breit einen poetischen Hauch ergießt.

Als ich aus dem Tor der hohen Felsenstadt Veroli an den zerfetzten Stadtmauern entlang ritt, um dann hinabzusteigen, hatte ich den ersten vollen Anblick des Landes, welches ich durchziehen sollte: rechts in der Tiefe die Gefilde von Ceprano, an dessen Brücke König Manfred verraten ward, darüber hinaus die Volskerberge, eine lange Kette blauer Höhen; links die majestätischen Berge von Sora, die, von den Abruzzen herangedrängt, den Liris oberhalb umstellen. Indeß wurde mein Blick besonders von dem breiten Bergzug vor mir gefesselt, oder vielmehr von einer deutlich auf ihm sichtbaren weißen Stadt. Das ist Arpinum! Da wurden Cicero und Marius geboren!

Es hat einen großen Reiz, zum erstenmal und in noch geheimnißvoller Ferne einen Ort vor sich zu sehen, dem zwei weltberühmte, Epochen bezeichnende, uns seit der Kindheit bekannte Namen angehören. Da kommen selbst kleine Erinnerungen aus der Jugendzeit herbei, und

sind geschäftig den Eindruck zu verstärken — Scenen von der Schulbank, da Cicero erklärt ward, selbst die Physiognomie des zerlesenen Schulbuchs auf grauem Papier mit Cicero's Reden, obenan das donnernde und unvergeßliche Quousque tandem Catilina. Und da liegt denn vor mir Cicero's Vaterstadt, die einmal im Leben zu sehen ich schwerlich geträumt oder gehofft hatte.

Ich mußte vom Pferde steigen, um über den steilen Kalkfelsen Beroli's hinunterzugelangen: denn eine fahrbare Straße gibt es hier nicht, außer weiter unten gegen Casamari zu, und überhaupt besitzt dieses römische Gränzland nur einen einzigen großen Verbindungsweg mit dem Nachbarstaat, die Via Latina, die nach Capua geht.

Alle jene Campagnaorte, die wir ringsum bemerken, größtenteils älter als Rom, ja noch der saturnischen Epoche angehörend, stehen schwarz und finster auf ihren Felsenhügeln, und befinden sich seit Jahrhunderten in demselben Zustand. Die Grafen und Feudalherren des Mittelalters haben in jedem ihr Schloß gebaut, und ein jedes steht nun verödet als ein Nest für Eulen da. Der Colone baut nach wie vor, einem römischen Fürsten oder einem Kloster pflichtig, im Schweiße seines Angesichts Wein oder Oel oder Türkischkorn, und seine Lage bleibt im Grunde wie sie war, obwol er nicht mehr leibeigen ist. Wenn man die agrarische Verödung der nächsten Umgebung Roms mit einigem, doch nicht allem Grund den Einflüssen der Malaria zuschreiben darf, so findet diese Ursache in dem gesunden Latium nicht statt. Es ist sehr befremdend ein Land zu durchziehen, welches sich von fern wie ein Elysium dem Blicke darstellt, und wenig mehr in

ihm zu finden, als eine malerische, spärlich mit Mais bebaute Wüste, über deren öden, von Ginster und Asphodelos starrenden Feldern in sonniger Luft einsame Falken kreisen. Man wundert sich, hier nicht ein thätiges und erfinderisches Volk in blühenden Städten zu sehen, während man nur hie und da einen Häuserklumpen auf einer Anhöhe zusammengedrängt erblickt. Die Bewohner von Latium, ein starkes, gutherziges, schönes Menschengeschlecht, sind ganz primitiv geblieben; ihre Lebensweise, ihr Cultus, ihre Bedürfnisse sind unverändert, und käme einer ihrer Vorfahren wieder in seinen Ort zurück, so würde er darin wenig mehr neues entdecken, als etwa den Gebrauch des Tabaks, des Zündhölzchens und des Pulvers. Fast alle jene Castelle, welche Namen sie immer haben, Veroli, Posi, Arnara, Banco (Babucum), Ripi, dauern seit Urzeiten. Man findet sie in Diplomen des neunten und zehnten Jahrhunderts mit ihren heutigen Namen, mit ihren selben Kirchen, mit ihren ehemaligen Grafen und Judices meist langobardischen Stamms erwähnt; aber ich weiß hier keinen Ort zu nennen, der in späterer Zeit neu entstanden wäre.

Die Nachmittagssonne brannte noch heiß auf dem dürren Felde, als ich auf entsetzlichen Wegen, auf einem kaum bereitbaren Felsenboden unterwärts weiter zog, Casamari zu erreichen. Ich kam an einem einsamen Gehöft vorbei, wo sich eine Gesellschaft von Veroli vergnügte; der Anblick von wolgekleideten Mädchen, die mitten in dieser Einöde ländliche Spiele spielten, war eine erfreuliche Ueberraschung. Sie glichen einer Schaar von Singvögeln, die sich in der Wildniß zusammen niedergelassen.

Ein guter Fahrweg führte sodann weiter, und ein wolgepflegter Wein- und Olivenbau zu beiden Seiten kündigte ein größeres wirtschaftliches System an, welches irgendwo in der Nähe seinen Sitz mußte aufgeschlagen haben. Dieses belebende Princip enthüllte sich gleich: Wallfahrer kamen mir entgegen, die Pilgerstäbe in der Hand, die Frauen ihre schwerbelasteten Körbe auf dem Kopf, die Männer unbeschwert daneben schreitend, alle in der bunten Tracht des lateinischen Berglandes. Sie kamen von dem weit und breit berühmten Casamari.

Ich hatte dieses Kloster so oft nennen hören; man sagte mir, daß es nebst Fossanova das schönste in ganz Latium, und ein vereinzeltes Wunderwerk gothischer Architektur sei, und nun sah ich es vor mir liegen, einsam, bedeutend und beherrschend in der Hochebene, eine Masse großer grauer Gebäude, über denen sich der Giebel der Klosterkirche erhebt. All' dies umschlossen von einem Hof mit mächtigem römischen Portal, eine Arcade darauf hinführend, als Rest jener arcus deambulatorii der reichen Mönche des Mittelalters; daneben ein fließendes Wasser, die Amasena, mit melancholischen Pappelgruppen — ringsum eine feierlich schweigende, sonnverbrannte Wüste.

Ein solches weltabgeschiedenes Kloster zu betrachten, erregt heute ein eigentümliches Gefühl. Denn nirgends ist die Vergangenheit so ganz wirklich und fast greifbar. Die Zeit scheint hier in Wahrheit stillegestanden, die moralische Atmosphäre eines lange verflossenen Jahrhunderts und Menschengeschlechts hier versammelt geblieben zu sein. Womit die Mönche damals sich beschäftigten, singen, beten, schweigen, arbeiten, das thun sie noch heute

in gleichen Kutten, in denselben Räumen, mit derselben monotonen Geschäftigkeit. Die Weltgeschichte hat sich draußen verwandelt, sie aber nehmen daran nicht Anteil; es genügt, daß die Kirche, die Bischöfe, der Papst in Rom dauern wie zuvor. Ihre nächste Umgebung ist unverändert geblieben, denn noch stehen Veroli, Posi und S. Giovanni mit ihren Kirchen und Heiligen wie zuvor, und die Wallfahrer pochen an die Klosterpforte, wie zuvor. Die Furcht vor den Saracenen, vor Raubgrafen und Condottieri quält sie nicht mehr, doch hat sie der Angst vor der Revolution Platz gemacht, die am Ende unerbittlicher sein wird, als Raubgraf und Saracen. Denn ehemals galt es nur Plünderung und Verwüstung mit Feuer und Schwert, aber heute gilt es Sein oder Nichtsein überhaupt. Außerdem: die Klostergitter sind geschmälert, und der Kirche dadurch ihr Wirken nach außen verengt. In der That, solch ein Kloster ist wie eine pergamentene Chronik, darauf die alten Miniaturen, als ein Schattenspiel, lebendig werden.

Man hat den Namen Casamari fälschlich durch casa amara erklärt, wie noch Westphal in seiner römischen Campagna that, als wäre dieses Kloster „Bitteres Haus" genannt wegen des furchtbaren Schweigens, zu dem die Brüder von der Trappe dort verdammt seien. Aber in Wahrheit heißt der Name Casae Marii, die Häuser des Marius, weil die Abtei auf dem fundus Marii, einer alten Besitzung des berühmten Helden von Arpino, erbaut worden ist. So berichtet die Tradition, und Rondinini, der die Geschichte des Klosters schrieb: Monasterii S. Mariae et Sanctorum Johannis et Pauli de Casae-

marii brevis historia, Romae 1707. Fromme Bürger von Veroli haben es im Jahr 1036 gestiftet. Seine ersten Bewohner waren Benedictiner. Als ihre Zucht verfiel, führte Eugen III. im Jahr 1152 Cistercienser ein, die auch das benachbarte schöne Trisulti besitzen. Friedrich II. bestätigte im Jahr 1221 die Güter von Casamari in einem aus Veroli datirten Diplom, das wir noch lesen; aber seine Kriegsvölker zerstörten die Abtei, als er mit Rom in Feindschaft stand.

Die Geschichte von Casamari bietet sonst nichts außerordentliches dar, nur die Wechselfälle von Krieg, Zerstörung, Wiederherstellung, denen alle Klöster ausgesetzt gewesen sind. Kein berühmter Mann ging von dort hervor. Casamari hat keine eigenen Annalen aufgezeichnet, wie das benachbarte Fossanova, dessen Chronik Muratori herausgegeben hat. Es war niemals reich wie Trisulti, doch besitzt es noch einige Güter in der Campagna. Sein größter Ruhm ist die herrliche Kirche, deren Grundstein im Jahr 1203 gelegt wurde, also in der Epoche, da man in Italien anfing gothisch zu bauen.

Als ich in den Klosterhof und vor die Kirche trat, glaubte ich mich enttäuscht; denn die Façade, zu der eine breite Steintreppe führt, und das Vestibulum mit Bogenöffnungen versprachen nicht viel. In dieser Vorhalle fand ich eine Statue Pius' VI., und eine Gedenktafel für Pius IX. zum Gedächtniß dessen, daß er dem Kloster das Patrimonium hergestellt hat. Nun ins Innere der Kirche tretend, wurde ich lebhaft überrascht; ein dreischiffiger hoher Bau in den reinsten Verhältnissen, von vollendeter Einheit, in den wolgefälligsten Spitzbogen-

wölbungen, der Chor nur durch ein Gitter abgetrennt, öffnete sich vor mir. Die Harmonie der Architektur, die Einfachheit des Baues, der sanfte Travertin, die vaterländische Gothik brachten einen tiefen Eindruck hervor. Wenn das Auge seit Jahren nur an die römische Basilikenform mit ihrer platten Decke, oder an den spätern Luxusstil der Kuppelkirchen gewöhnt ward, stellt sich plötzlich die Gothik als ein neues, lebhaft und kühn nach oben strebendes System dar, und imponirt durch die Verbindung des Reichtums mit der Einfachheit, der Kühnheit mit der Grazie, der Stärke mit der Leichtigkeit, da das Massenhafte durch ein überall fortgesetztes, geteiltes, dennoch sich bindendes Leben einer und derselben Grundidee überwunden wird. Sonst gewohnt die Kirchen mit Sculpturwerk, mit barockem und schwerem Ornament, mit Gemälden und Inschriften oder mit Grabmälern und Altären überlad zu finden, sah ich hier nichts dergleichen, sondern diese Kirche erschien mir als ein reiner und schöner Tempel, einem reinen und bildlosen Gottesdienst geweiht.

Keine Bilder, keine Nischen, keine Capellen, nur ein einziger Hauptaltar unter einem gekuppelten Tabernakel; so sehen protestantisch gewordene Dome in Deutschland aus. Casamari ist in der That sehenswert. Eine gleiche Einfachheit gothischen Stils erinnere ich mich nicht in Italien angetroffen zu haben. Das Mittelschiff hat je sieben Spitzbögen auf zusammengesetzten Säulenschaften; am fünften beginnen die Schranken, die den saubersten Chor abschließen. Darin war nichts von bizarrem Schmuck oder von Figuren zu sehen, sondern hinter dem Gitter standen zu Seiten des Altars zwei hohe und vollblühende

Amaranthenbäume in großen Vasen. Man denke, wie gut diese Naturerscheinung in einem herrlichen und einfachen Raum wirken mußte.

Die reinere Gothik ist übrigens nur in der Kirche selbst zur Anwendung gekommen; denn im Kloster wird der Stil schon stark romanisch. Der Hof ist ein geräumiges Quadrat, welches halbgothische Oeffnungen mit je zwei Doppelsäulen in ihrer Mitte durchbrechen. Er ist nicht besonders schön. Der Capitelsaal neben ihm macht einen fremdartigen Eindruck. Seine Gothik geht ins Moreske über; seine Decke tragen vier Säulenbündel, aus je acht Säulen zusammengestellt, auf deren achteckigen Platten dann die Spitzbögen ansetzen, um sich von der Decke bis in die Mitte der Wand zu ziehen, wo sie in einem phantastischen Knauf endigen. Die abwechselnde Schichtung weißen und braunen Steins bringt ein buntes Wesen hervor.

Ich sah nur wenige Mönche im Kloster still und schweigend hin- und hergehen, und sie nahmen keine Notiz von mir. Ein Laienbruder reichte mir einen Krug Wassers, und da er hörte, daß ich aus Rom komme, fragte er mich wie es dort aussehe, und wo Garibaldi gegenwärtig sei. Der langobardische Name dieses tapfern Bandenführers schwebt an der Gränze von Neapel von Mund zu Mund, wie vor langen Jahrhunderten derselbe Name des Dux Garibald oder der Herzoge Grimoald, Romoald und Gisulfus von Benevent. Seine Figur, populär auch wo sie statt Hoffnung Furcht erregt, scheint dort auf das Vorstellen wie etwas dämonisches zu wirken.

Dessen sollte ich bald im Neapolitanischen noch mehr gewahr werden. Im Mittelalter gingen so aufregend durch die Campagna die Namen Nicolo Piccinino, Fortebraccio von Montone, Sforza d'Attendolo und anderer Capitäne, welche durch hundert Märsche, Schlachten und kühne Städte-Eroberungen ihren Ruf sich verdient hatten. Sie waren indeß nur kühne Räuber, ihr Waffenhandwerk die schändlichste Pest Italiens, während der Volksheld Garibaldi sein Schwert und sein Leben der Freiheit des Vaterlandes geweiht hat.

Ich stieg wieder aufs Pferd, um weiter zu reiten, da der Abend die schönen Berge von Arpino schon dunkler zu malen begann. Vom Kloster ist die neapolitanische Gränze nur eine kleine Stunde entfernt. Es macht immerhin ein besonderes Vergnügen sich in einem Gränzlande zu befinden. Wo Völker, Staaten, politische und sociale Formen aneinanderstoßen, bildet sich ein mittlerer Raum hüben und drüben, darauf eine gewisse Spannung der Geister, aus Vermischen und Abstoßen erzeugt, bemerkt wird. Gränzbewohner befinden sich in einem natürlichen Stande der Wachsamkeit. Wenn die Menschen in der Mitte des Staats in sichern und eingelebten Formen indolent werden, sind Gränzer immer beweglich, neugierig, erfinderisch, verschlagen, treulos, weil ewig von der Fremde berührt. Ein neuer, halbgeöffneter Horizont reizt ihre Phantasie, erweitert ihr Bewußtsein, und zwingt sie zu vergleichen und zu kritisiren. Das halbdunkle Uebergehen eines Zustandes in den andern bringt eine sonderbare Ungewißheit hervor; daher wohnt das Gerücht, die Göttin Fama, am liebsten auf der Gränze, wie im Leben Arg-

wohn und Neid in der Regel Baſtard-Dämonen einer moraliſchen Gränze ſind.

Ich erreichte bald die römiſche Mauth, ein einſames Haus an der Straße, wo die Gränzſoldaten vergnüglich da ſaßen und Cigarren rauchten; ſie ſind gut im Römiſchen, entſetzlich ſchlecht im Neapolitaniſchen. Dann bogen wir vom Weg in ein Weingartenland ein, und kamen gleich zur Gränze ſelbſt, die durch einen einfachen Stein bezeichnet wird. Friedlich miſcht hier der Gott Terminus die Aecker Roms und Neapels, denn ſie ſind nicht einmal durch eine Furche getrennt.

Von dieſem Gränzſtein iſt es nicht mehr weit bis zum erſten neapolitaniſchen Ort Caſtelluccio, einem kleinen Flecken, unterhalb deſſen gleich Iſola, die reizende Liris-Inſel, liegt. Mächtige Baumgruppen, in einem tiefen verſchatteten Grunde, der das Flußbett ahnen läßt, anmutige Villen, Fabrikgebäude, die aus dem Grün hervorſehen, endlich weiter hinauf ein reiches Culturland verraten ſchon das Leben, welches ein herrlicher Strom erzeugt. Und über dieſe mannichfach gegliederten Ufergefilde, die hier in cultivirter Geſtalt hervortreten, dort ſich in die Tiefen verlieren, erheben ſich in unbeſchreiblicher Pracht die mächtigen Berge von Sora in nicht zu weiter Ferne. Ich mußte dieſe vom Abendſchein roſig ſtralende Gegend mit der goldenen Muſchel von Palermo vergleichen; ſie hat wie dieſe majeſtätiſchen Ernſt der Gebirgsformen, eine reiche Ebene; nur freilich nicht das Meer, ſondern den Strom des Liris oder Garigliano, der von den Abruzzen wie ein junger Apoll, tönend herunterkommt, und dieſe Gefilde durchwallt, Römer und Neapolitaner tränkend,

bis er durch die Volskergebirge sich nach todtenstillen und trümmervollen Meeresufern die Bahn bricht.

Wenn man die Gränze der „heiligen Republik S. Peters“ verläßt, um in das „Königreich“ einzutreten, so darf man sich keineswegs auf erfreuliche Dinge gefaßt machen. Denn es ist nicht zu läugnen: einige Spuren von der doppelten Größe Roms tragen die Bewohner des Kirchenstaats noch heute. Im Römischen herrscht ein Zug von Ernst, Bedächtigkeit und Maß, von ungezwungener und freier Haltung, ja selbst von Liberalität, zumal in der Rede, die sich hier seit Alters frei erhalten hat, und auch sonst bemerkt man wenigstens im Gewährenlassen eine gewisse Sorglosigkeit. Die eigenthümliche Verfassung des Kirchenstaats, in welchem alle monarchische und rein politische Gewalt, der Natur des Staats nach, nur schwach auftritt, der Mangel einer concentrirten weltlichen Regierung, das von den päpstlichen Unterthanen nicht genug geschätzte Glück, daß sie von keiner stehenden Soldatenmacht bedrückt werden, der durch Vertrag und Statuten lange Zeit dauernde Municipalismus der Orte (er ward erst nivellirt durch die französische Republik, dann durch die Restauration unter Consalvi), endlich das Nichtvorhandensein einer erblichen Landesdynastie, erklären die wolthuende republikanische Atmosphäre in römischen Landen. Betritt nun der Wanderer die neapolitanische Monarchie, so darf er darauf gefaßt sein, daß er vieles kleinlicher finden wird; das ernste Naturell der Römer verschwindet mit einem Schlag; die Sprache wird barbarisch und unverständlich; die Menschen minder wolgebaut, lebhaft, gutmüthig, zudringlich, doch furchtsam.

Es wimmelt von Soldaten, von Polizisten, Spionen, von Mauthbeamten eines argwöhnischen, unsichern, illiberalen Regiments. Kein Mensch redet mehr frei von der Leber weg, und es ist für den Neapolitaner ein äußerstes, wenn er nicht mehr raisonniren darf.

Isola empfing mich mit einem lauten Wasserschwall und herrlichem Grün von Hängeweiden am Fluß, doch zugleich mit der Dogane. Um sechs Bücher willen wurde ich hier lange Zeit aufgehalten. Außer einem Horaz betrafen sie alle die Geschichte des Mittelalters, waren also unverfänglich genug, aber die Beamten begriffen ihre Titel nicht. Diese Herren beklagten vor mir den Tod Humboldt's, als sei auch die wissenschaftliche Cultur Neapels schwer davon betroffen worden; sie priesen die Bildung des preußischen Staats, wo jeder Mann mit den Schriften der Philosophen vertraut sei, und sie erklärten in demselben Atemzug, daß meine sechs Bücher Contrebande seien, daß sie dieselben weiter ins Land an eine höhere Behörde spediren müßten, die mich dann nach ein paar Tagen bescheiden würde. Ich bemerkte, daß ich allerdings Ursache habe mit meinem Vaterland Deutschland zufrieden zu sein, wo man die Reise wissenschaftlicher Männer erleichtere statt sie zu erschweren, und daß ich ihre Mauthgesetze in diesem Punkt barbarisch finde. Ich pries meinen guten Geist, der mich in Rom gewarnt hatte, meine geschriebenen Materialien nicht nach Monte Casino mitzunehmen, denn ich hätte sie, die Mühe von Jahren, nimmer wieder gesehen. Solchen Zufällen ist der Fremde, der aus Zwecken friedlicher und ernster Wissenschaft reist, im Zeitalter, wo diese blüht, in jenem

Land ausgesetzt. Und es gibt in der That weder ein mehr barbarisches noch ein unnützeres Verbot, als dieses gegen das Einführen von Büchern. Ich kam endlich gut davon, ohne daß der Beamte, ein wackerer und anständiger Mann, seine Pflicht verletzte, denn ich überzeugte ihn endlich von dem Charakter der Bücher. Um wie vieles nun die römische Art liberaler sei, will ich hier zeigen; als ich später von Monte Casino zurückkehrte, mit denselben Schriften, mit dort gesammeltem Material, mit andern Büchern, die mir Luigi Tosti zum Geschenk gemacht, und als ich mit dieser Contrebande an der Brücke von Ceprano dem römischen Doganen-Officianten mich vorstellte, warf er nur einen flüchtigen Blick darauf, und sagte mit römischer Gentilezza: passato pure, signor.

Ich hatte demnach die köstlichste Zeit verloren, in vollem Abendsonnenschein Isola zu sehen. Dieser kleine freundliche Ort liegt auf einer Insel im Liris, schön von grünen Bäumen umbuscht. Der herrliche Strom, von smaragdgrüner Farbe, gewaltig brausend und reißenden Laufs, stürzt sich am Haupt der Insel, also im Ort selbst, als ein Wasserfall herab. Ein 80 Fuß hoher Fels bewirkt ihn, und auf ihm ragen über dem milchweißen Sturz die Trümmer eines Castells empor. Schon in der Ferne hört man das Tosen des Wassers, und wo man sich auch hinbewege, überall erfreut sich der Blick entweder an der Bewegung des Stromes selbst, oder an zahllosen Canälen, die reißend schnell in ihn fallen, während sich tiefschattige Gärten mit prächtigen Platanen, Pinien und all dem reichen Baumwuchs des Südens

ringsum verbreiten. Die Fülle des Waſſers iſt groß, denn oberhalb der Inſel ſtürzt der Fibrenus in den Fluß, in mehrere Arme getrennt. So hat die Verbindung zweier Flüſſe ein reiches Culturleben erzeugt, denn das Waſſer treibt hier viele Fabriken in Wolle und Papier, welche die ganze Gegend beſchäftigen, Tauſende von Menſchen ernähren, rüſtige Arbeitercolonien erzeugen, und weit in das Land hinein wolthätig wirken.

Sowol Iſola als Sora ſind Fabrikorte, und die gute Fahrſtraße welche ſie verbindet, iſt zu beiden Seiten mit Fabrikanlagen, mit Caſinos und Gärten beſetzt. Es iſt in der That eine überraſchende Cultur-Oaſe, die hier ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts entſtand, und der lang entbehrte Anblick induſtrieller Thätigkeit in ſo paradieſiſcher Gegend thut dem Reiſenden wahrhaft wol.

Bei dem vollſten Mondſchein fuhr ich nach dem nur eine Stunde entfernten Sora, auf einem Char-à-banc, wie man hier die neapolitaniſchen Curriculi franzöſiſch nennt; denn der Gebrauch dieſer Einſpänner beginnt ſchon hier, und man läßt mit derſelben raſenden Wut wie in Neapel den armen Gaul in geſtrecktem Galopp dahinrennen. Der Mondſchein, welcher den Reiz der Straße erhöhte, ließ mir die ununterbrochenen Anlagen ſchöner erſcheinen, als ich ſie bei Tageslicht wieder fand. Die moderne Geſtalt der Gebäude wirkt ſonderbar auf den Reiſenden, der eben aus dem Römiſchen kam, wo alles der Vergangenheit angehört, wo alles Geſchichte iſt, und die finſtern Felſenſtädte daran erinnern, daß ſie dort ſchon ſeit dem fabelhaften Janus und Evander ſtehen. Die Gegend von Iſola hat dagegen nur eine claſſiſche

Erinnerung, die an Cicero, wie wir gleich finden werden.

Die jetzigen Fabriken, meist Papiermühlen in einem großen Maßstab und nach neuestem System, verdanken ihren Ursprung hauptsächlich Franzosen aus der Epoche Murat's, unter ihnen einem Herrn Le Febvre. Dieser Mann kam arm dorthin, aber das Liriufer wurde ihm zum Eldorado, denn er zog aus der Wasserkraft reines Gold. Er hinterließ seinem Sohn Fabriken und Millionen. Der König von Neapel, ich glaube Ferdinand II., erhob seine Familie in den Grafenstand; sie hat diese Würde reichlich verdient, denn eine bisher wenig cultivirte Gegend verdankt dem erfindenden Verstand jenes Mannes ein reiches Leben, welches nicht mehr schwinden, sondern hoffentlich sich steigern wird. Das schöpferische Wirken eines Mannes in einem bestimmten Kreis der Industrie gehört zu den Erscheinungen menschlicher Thätigkeit, die man mit dem reinsten Anteil betrachten darf; wenn solches in England, Deutschland und Frankreich häufig, in Neapel selten ist, so mag man leicht denken, wie hoch hier die Verdienste dieser Art anzuschlagen sind.

Die zwei Hauptfabriken Le Febvre's, die Cartiera del Liri und die Cartiera del Fimbreno, sind prächtige und schloßartige Gebäude. Es ist ein Genuß, der Thätigkeit jener Menschenschwärme zuzusehen, die dort das Papier bereiten oder vielmehr gießen, denn die aufgelöste Breimasse fließt als ein grauer Strom, wird milchiger, dichter, hemmt sich, kommt über der heißen Walze als Papier hervor, ja als eine endlose weiße Gedankenstraße. So ungefähr hat Gott die Welt erschaffen wie Monsieur Le

Febvre das Papier, und hat sie dann den Menschen als ein endloses weißes Blatt hingebreitet, ihren Sinn und Unsinn darauf zu schreiben. Man kann solchen genetischen Papierstrom nicht fließen und gerinnen sehen, ohne daß sich die Phantasie alle die Möglichkeiten vorstellt, welche dieser das Leben beherrschende wunderbare Stoff, der Papier heißt, auf sich nehmen wird. Denn dieser papierne Fluß wird einst irgendwo an den Tag kommen als gedrucktes Product des Genies oder der Albernheit in Kunst und Wissenschaft, als politische Zeitung, als falscher oder ächter Wechsel, falsche oder ächte Verfassungskarte, Hiobs- oder Freudenpost, Todesurteil, Friedenstractat, Trauerspiel, Reisepaß, als ein Pamphlet Le Pape et le Congrès, als Spielkarte in der Spielhölle, als Proceß, Photographie, Liebesbrief, und in tausendfacher das Leben verbindender und trennender Gestalt!

Ich war in einer Villa bei Isola empfangen worden; der freundliche Besitzer führte mich in den nahegelegenen Park des Grafen, welcher ihm selbst ehedem gehört hatte. Dieser schöne Garten wetteifert in der That mit denen der Villen Roms, wenigstens darf der Fürst Doria oder Borgheſe Herrn Le Febvre um den Reichtum des Waſſers beneiden, der dort nicht künstlich erschaffen zu werden braucht. Denn ein Arm des Fibrenus stürzt sich durch den Park; er bildet, über Felsen kommend, tausend kleine Cascaden, und fließt dann beruhigt als ein grüner Spiegel zwischen duftigen Hainen fort. Seine Ufer bedeckt der üppigste Baumwuchs, den ein ewiger Thau befeuchtet, und malerisch hängt die Weide ihre Zweige in ihn hinab. Dunkle Gänge, Hölen, elysische Ruheſitze, blühende Ge-

büsche laden zum Wandeln am Fluß, zum Schlafen und zum Nachsinnen ein; kurz, hier ist ein kleines Tivoli und Nymphenparadies schön zusammengefaßt.

Sora, die erste neapolitanische und bischöfliche Stadt auf dieser Seite, erreichte ich vor 10 Uhr Abends, und ich übernachtete in einem guten Gasthof. Wie schnell die politische Gränze auch zu der des Gebrauchs und der Sprache wird, zeigte sich hier in unmittelbarer Nähe des Kirchenstaats. Der Kellner nannte mir eine Liste von Speisenamen, die kein Mann im Römischen mehr würde verstanden haben, auch wird hier schon das Don gehört.

Am Morgen enthüllte sich Sora als eine ziemlich saubere und moderne Stadt mit einigen guten Straßen; mit Industrieleben und lebhaftem Verkehr. Sie liegt am Liris, der hier smaragden grün zwischen hohen Pappeln, wie ein deutscher Fluß träumerisch und sanft daherkommt. Eine hölzerne Brücke führt darüber und an den Quai. Entzückende Stellen am Ufer lockten mich, und ich fand hier manchen Ort, wo ich gern würde verweilt haben. Denn ringsum breitet sich eine reichbebaute Campagna, ein vieldurchschnittenes Garten- und Weinland aus, durch welches treffliche Straßen in die Nachbarstädte führen.

Sora liegt flach in dem sich weit in die Berge ziehenden Liristal, welches im Hintergrund ein duftiger Gebirgskranz schließt. Es verengt sich an einigen Stellen, und die Berge rücken vor. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich ein durchaus pyramidenförmiger Berg, hoch, steil, wildzerrissen, grandios, und völlig nackter brauner Fels. Er trägt auf seiner Spitze die malerischen Reste der uralten Burg, Sorella genannt, welche so tiefbraun aus-

sehen, wie das Gestein selbst. Sie greifen schön und wirksam in den blauen Aether hinauf, und so verbinden sich hier unmittelbar Tiefebene, Fluß und schroffstes Gebirg. Im Schatten jener natürlichen Pyramide aber liegt Sora harmlos und idyllisch da, jetzt so modern von Ansehen, doch einst eine mächtige Volksherstadt, die ihren Namen niemals änderte. Sie wurde später samnitisch, dann latinisch, dann römisch. In der römischen Periode zierten sie als ihren Geburtsort die drei Decier, der berühmte Attilius Regulus, das Geschlecht der Valerier, unter ihnen der Redner Q. Valerius, dann Lucius Mummius, Namen die hinreichend sind, diesem Ort Glanz zu verleihen.

Während des frühesten Mittelalters findet sich Sora oft als Gränzstadt erwähnt, welche die Langobardenherzoge von Benevent überfielen und plünderten. Sie mochte damals byzantinisch sein. Abwechselnd von Grafen langobardischen Stamms beherrscht (denn die ganze Gegend um den Liris war einst von Langobarden erfüllt), fiel sie in die Gewalt des Kaisers Friedrich II., der sie zerstörte. Sie gehörte später den mächtigen Grafen von Aquino, die fast alles Land zwischen dem Vulturnus und Liris besaßen. Dann machte Karl von Anjou die Cantelmi, Verwandte der Stuarts, zu Grafen von Sora, und Alfons von Aragon erhob Sora zum Ducat, dessen erster Duc Nicolò Cantelmi war. Nun hatten jedoch die Päpste längst nach dem Besitz der schönen Gränzlandschaft getrachtet; sie erlangten sie unter Pius II., dessen Hauptmann Napoleon Orsini Sora eroberte. Der König Fer-

dinand I. von Neapel bestätigte den Besitz; aber Sixtus IV. entzog ihn der Kirche im Jahr 1471, als er seinen Nepoten Lionardo della Rovere mit der Nichte des Königs vermälte, welche nun das Herzogtum Sora als Morgengabe erhielt. Später kaufte Gregor XIII. Sora, im Jahr 1580, vom Herzog von Urbino für seinen Sohn Don Giacomo Buoncompagni, und selten hat ein römischer Nepot einen reizenderen Besitz gehabt. Dieses Ländchen verblieb den Buoncompagni-Ludovisi bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo es wieder an Neapel fiel, und von jener römischen Nepotenherrlichkeit blieb in Rom nur der Palazzo di Sora und nur der Titel eines Duca di Sora übrig, den heute der erste Sohn des Prinzen Ludovisi-Piombino führt.

Unter der Herrschaft der Rovere wurde zu Sora ein berühmter Mann geboren, Cäsar Baronius, die letzte Celebrität jener Landschaft. So entzückend, melodiös sonnig und zugleich träumerisch sind jene Ufer des pappelreichen Liris, daß es uns Wunder nimmt, wie hier nicht irgendein poetisches Genie, ein Horaz, oder Ovid, oder Arioſt, seine Wiege fand. Jedoch diese Fluren erzeugten eiserne Kriegsmänner, endlich Redner, und freilich für Rhetoren sind sie immerhin vorbildende Umgebungen von unerschöpflicher Naturberedsamkeit im Wechsel der Bilder und Tropen.

Cäsar Baronius wurde am 31. October 1538 geboren. Er ist der Muratori der Kirche, deren Annalen (von Christi Geburt bis zum Jahr 1198) er schrieb. Ihr erster Band erschien im Jahr 1588, ein Werk riesiger Mühe, vaticanischen Materials, unschätzbar an Stoff, in

vielen Partien, namentlich in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters, unbrauchbar und lückenhaft, weil ihm damals noch nicht die Quellen zu Gebot ſtanden, die der Wiſſenſchaft heute bekannt ſind — an Geiſt unfrei und ungerecht, geſchrieben unter der Erbitterung der großen katholiſchen Reaction gegen die Reformation. Von ſeinen Landsleuten, jenen Rednern, hatte Baronius kein attiſches Salz, keine Urbanität, nicht den Geiſt philoſophiſcher Discuſſion, nicht die Sprache geerbt. Tullianiſch kann man an ihm nur die Breite nennen. Aber er beſitzt eine gewiſſe Großartigkeit, welche um ſo größer erſcheint, weil die Leiſtungen ſeiner Fortſetzer Rainaldus und Laderchius ſo tief unter ihm geblieben ſind. Er hatte ſeine Schule in Veroli empfangen, dann in Neapel ſtudirt; in Rom ward er der eifrigſte Schüler des wunderlichen Heiligen Filippo Neri, in deſſen Oratorium S. Maria della Vallicella er auch als Mönch ſein Leben zubrachte. Er wurde Cardinal; die Papſtkrone ſchwebte über ihm nach Clemens' VIII. Aldobrandini Tod, aber der nicht ehrgeizige Mann ſetzte ſie ſeinem Freund Leo XI. Medici aufs Haupt. Nach zwei Jahren ſtarb er am 30. Juni 1607, und ward begraben in jener Kirche der Väter des Oratoriums zu Rom. Er bleibt ein Stolz der Wiſſenſchaft der Kirche, und ſeine Arbeitskraft ewiger Bewunderung wert.

Ich fordere den Leſer auf, den Blick nach jenem hohen uns noch ſichtbaren Veroli umzuwenden, von dem wir den Ausgang genommen haben. Wer weiß oder hörte nicht von einer berühmten italieniſchen Schrift: „Von der Wolthat Chriſti"? Im Jahre 1542 in Venedig erſchienen, in zahlloſen Exemplaren, in Ueberſetzungen ver-

breitet, war dieses Büchlein schon nach dreißig Jahren spurlos verschwunden, von tausend geschäftigen Händen entfernt, von tausend Scheiterflammen verzehrt. Wir erlebten es in den vierziger Jahren, daß plötzlich in einer Bibliothek zu Cambridge ein Exemplar davon gefunden ward; nun ist es in England, in Deutschland, in Italien wieder gedruckt. Aonio Paleario aus Veroli war der Verfasser dieser berühmten Schrift, und ich wende die Gestalt dieses Mannes nun jener des Baronius entgegen, seines jüngern Zeitgenossen, fast seines Landsmannes, da nur zwei Stunden Wegs ihre Städte trennen. Paleario starb nicht als Cardinal, er endete nach dreijährigem Inquisitionskerker am Galgen, und ward auf dem Scheiterhaufen im Jahr 1570 verbrannt.

Wir begreifen heute kaum, wie ein Mann hingerichtet werden konnte, weil er mit der Inbrunst eines Heiligen die Rechtfertigung durch den Glauben an Christum lehrte; aber wenn in späteren Jahrhunderten ein glücklicheres Menschengeschlecht diese fromme, nur auf die Lehren des Evangeliums gegründete Schrift wieder lesen wird, so möchte es an der Wirklichkeit der Thatsache zweifeln, daß sein Autor dafür von Christen selbst konnte an den Galgen gehenkt werden. Es war die Zeit, da auch Carnesecchi, der Freund Clemens' VII., hingerichtet ward, die Zeit der italienischen Reformatoren, der Juan Valdez, Bernardino Ochino, der Vergerii, Paolo Ricci, Antonio Flaminio, die Zeit wo auch Cardinäle wie Contarini, Morone und Pole vor die Inquisition geladen wurden. Die Flammen des Scheiterhaufens, die einen Aonio verbrannten, haben den Geist des Baronius erhitzt, und seine Annalen der

Kirche sind angeflackert von solchem Schein, denn unter ihrem Licht schrieb er sie.

Die Stadt Sora war gerade von Militär erfüllt, wie alle Orte der neapolitanischen Gränze, um welche ein Soldatencordon gezogen ist. Gebirgskanonen standen auf einem der Plätze, Lanzenreiter sprengten daher, und kurz vor meiner Abreise rückte das siebente Linienregiment aus Capua ein, welches die Straßen mit Bajonetten erfüllte. Ich fand, daß die Infanterie sehr gut und besser als die Reiterei aussah, namentlich bemerkte ich unter den Officieren manche blühende Gestalt. Die Kleidung der Cavallerie wie der Infanterie ist durchweg von blau-grauer Leinwand, was ein tristes Ansehen gibt. Die vielen funkelnden Bajonette, die mohrenhaft verbrannten Gesichter, der dichte weiße Staub auf allen Kleidern, das Drängen in die Quartiere und das Commandorufen gaben ein kleines kriegerisches Bild, und so war ich denn hier allerdings auf die question romaine gestoßen. Diese Truppen marschirten nach den Abruzzen zu dem dort schon organisirten Observationscorps. Wenn sie eine Vorstellung von einem Feind haben, so verkörpert sie sich in der Person von Victor Emmanuel und von Garibaldi. Die verschiedenartigsten Berichte kreuzen sich hier; man wußte sich zu erzählen, daß Garibaldi bereits in die Abruzzen eingefallen sei; andere versicherten: die Franzosen marschirten durch Latium gegen Ceprano. Die völlige Absperrung Neapels, die Unterdrückung der Zeitungen und Nachrichten begünstigten und begünstigen noch diese aufregenden Gerüchte, um so mehr als die militärischen Märsche und Maßregeln völlig nach Krieg aussehen.

Ich traf auf meiner Weiterreise überall marschirende Truppen, aber ich traute meinen Augen nicht, als ich bei der Heimkehr von Arce ab bis fast an die Brücke von Ceprano auf der friedlichsten Heerstraße wirkliche Vorposten aufgestellt fand, als stände der Feind schon an der Gränze. Diese ängstlichen Vorsichtsmaßregeln erregten lautes Gelächter im Römischen. Ihr könnt nicht denken, so sagte man mir in Ceprano, wie groß die Furcht der Neapolitaner vor Garibaldi ist; wir haben vor einigen Tagen hier ein Kirchfest gefeiert und, wie üblich, ein paar Böller abgebrannt und Raketen steigen lassen — was thun diese Neapolitaner? Sie blasen und trommeln gleich Allarm in Arce und Isola. — Was meint ihr, so sagte mir ein Römer, von diesen Neapolitanern? Wenn wir nur 500 Mann irgendwo in ihr Land hineinwerfen, so reiten sie mit Hurrah durch ganz Neapel, ma bisogna che sieno buoni parlatori, sapete (aber sie müssen gut zu reden wissen), eine Phrase die ächt italienisch ist, und dasjenige freilich trifft was Not thut.

Die Kriegswolke hatte sich in die Quartiere verzogen, und ich setzte mich auf einen Schnellfahrer, um in die Vaterstadt des Marius zu fahren. Wie toll rannte dieses winzige Fuhrwerk davon, und warf gleich an der Brücke ein Weib um; ich schrie auf, doch glücklicher Weise erhob sich die arme Frau sogleich, und mein Wagenlenker jagte wieder fluchend und das Thier peitschend davon. Um von Sora nach Arpino zu fahren, muß man die Straße bis hart vor Isola wieder zurücklegen. Wir nahmen hier zwei Herren von Arpino auf; solange nun unsere Fahrt dauerte, waren sie sehr gesprächig, obwol ich jedem politi-

schen Gegenstand auszuweichen suchte; sobald wir aber ihre Stadt erreicht hatten, kannten sie den Fremden aus Furcht nicht mehr.

Nahe bei Sora kamen wir an der einst berühmten nun verfallenen Klosterkirche S. Domenico vorbei. Sie liegt auf einer Insel des Fibrenus oder Carnello, wie der Fluß genannt wird, kurz vor seiner Mündung in den Liris, an einem wahrhaft entzückenden baumreichen Ort. **Hier stand die Villa Cicero's, wo er und sein Bruder Quintus geboren wurden.**

S. Domenico war ein Heiliger des zehnten Jahrhunderts, ein Zeitgenosse des S. Nil und Romuald. Im Jahr 951 zu Foligno geboren, wurde er Benedictiner in Monte Casino unter dem Abt Aligern; er stiftete dann viele Klöster in der Sabina, und auf Bitten des langobardischen Grafen Petrus von Sora dieses Kloster um das Jahr 1011. Die Urkunde seiner Stiftung lesen wir noch. Dominicus war hier Abt, und unter ihm lebte hier als Benedictinermönch Gregor VII., wie wenigstens die Tradition behauptet.

Oft mag dieser wunderbare Mensch in träumerischen Betrachtungen auf dieser reizenden Insel Cicero's unter den Flüsterpappeln gesessen, aber nie mag er geträumt haben, daß einst ein Kaiser im Büßerhemd an seiner Thüre stehen werde, und daß ihm in Rom, ja in der Weltgeschichte eine größere Rolle aufbewahrt sei, als sie Marius oder der schwache Cicero gespielt hatten.

Trotz der Erinnerung an Gregor lösten die Mönche von S. Domenico später ihre Zucht in Wolleben auf, verführt durch die Sirenenstimmen einer zu schönen Natur;

denn es ist gefährlich, Mönche, statt auf rauhen Bergen, wie Benedict that, im Paradies der Ebene anzusiedeln. Honorius III. vereinigte daher im Jahr 1221 S. Domenico di Sora, den hortus deliciarum, wie er ihn in seiner Bulle nannte, für immer mit Casamari. Fünf Jahrhunderte lang blieb das Kloster geschlossen, bis Clemens XI. Trappisten dort hinschickte; sie vereinten sich mit denen von Casamari. Der König Ferdinand II. schenkte endlich S. Domenico dem Capitel der vaticanischen Basilika, die gegenwärtig eine kleine Rente davon bezieht.

Die gothische Kirche liegt in Trümmern, und das Kloster hat nichts merkwürdiges mehr; nur die Erinnerung an Cicero macht es zu einer Stelle, an der man gern verweilt.

Hier war es wo Cicero, Quintus und Atticus das Gespräch führten, welches wir als die drei Bücher de legibus besitzen. Sie wandern spazierend von Arpinum nach dem Fibrenus, sie gelangen nach der insula quae est in Fibreno, sie wollen hier sitzend weiter philosophiren. Atticus wundert sich über die Schönheit des Orts, und Cicero, welcher bemerkt daß er hier gern nachdenke, lese oder schreibe, sagt ihm: er habe außerdem noch einen besondern Reiz für ihn, denn er sei seine eigene Wiege: quia haec est mea et hujus fratris mei germana patria; hinc enim orti stirpe antiquissima, hic sacra, hic gens, hic majorum multa vestigia. Schon sein Großvater, so erzählt er, habe dieses Landhaus besessen; kein kränklicher Vater, der es vergrößert, sei dort in den Studien alt geworden. Beim Anblick seiner heimischen Stätte gesteht Cicero, daß ihn das Gefühl überschleiche

welches Ulyß gehabt, da er den Anblick von Ithaka der Unsterblichkeit vorgezogen. Er bekennt, daß Arpinum seine Heimat als civitas sei, daß er aber eigentlich dem arpinatischen Ager angehöre, und Atticus malt nun die schöne Lage der Insel in den Armen des Fibrenus, welcher das Wasser des Liris erfrische, und so kalt sei, daß er es kaum mit dem Fuß berühren dürfe. Sie sitzen nieder, um sich über die Gesetze weiter zu unterhalten, und wir sehen lieber der Gruppe dieser drei Männer von römischer Urbanität und feinster Bildung in ihren Tagen zu, als jener Gesellschaft von Mönchen in Kutten, da Gregor VII. neben einem Heiligen mit verwildertem Bart sitzt, im elften Jahrhundert, der Epoche der tiefsten Barbarei der Sitten und der Cultur Roms. Wie würden ein Cicero, Atticus und Quintus die Menschen des elften Säculum von Rom angestarrt haben!

So umstanden die Wiege Cicero's die redseligen Pappeln des Fibrenus — und man horcht nun gern in das unabläßige Flüstern dieser zitternden Aeste, deren Blätter geschäftig und geschwätzig sind, wie Zungen der Weiber. Ja! eine recht beneidenswerte Geburtsstätte hat Cicero gehabt; aber was hilft's, denen davon zu reden, die nicht selbst einen Blick in dieses nymphäische Land ewiger Blumen, eines ewigen Frühlings werfen können? Ringsum welches Panorama von Bergen, die braun oder hyacinthfarbig in stiller Majestät sich in die Fernen verlieren! Cicero war ein Kind der Ebene, nicht des Gebirgs; sein großer Verstand sammelte in sich wie ein riesiger Strom die Bäche des Wissens seiner Zeit auf; aber Marius war ein Sohn des Bergs, oben in Arpinum

auf den Mauern der Cyklopen geboren, und dahin wollen wir uns nun aufmachen.

Ich habe selten einen so unruhigen und geschwätzigen Boden durchzogen als diese Ciceronische Heimat, denn überall hier Quellen, Canäle, reißende Bäche, bald blau, bald grün, bald milchweiß, dazu das Klappern von Mühlrädern, das Rufen der Arbeiter, und unser wie proscribirt und auf der Flucht toll dahinschießender Char-à-banc. Ueber herrliche Fluren, immer an Casinos, an Gärten ging es eine Zeitlang fort, dann verließen wir das Fibrenustal, und die gute Straße stieg bergan. Neue Blicke auf die Campagna Roms und die Ebene von Pontecorvo in hinreißender Mannichfaltigkeit.

Die Fahrt von Sora nach Arpino beträgt sieben Millien; vier davon fährt man aufwärts über ein ölreiches Bergland, tief unter sich den Liris. Der Anbau wird auf der Höhe sparsamer, und nur selten steht am Weg ein Landhaus.

Ich erreichte endlich auf der im Zickzack fortgehenden Straße Arpino um 1 Uhr Nachmittags, und fuhr durch das alte römische Stadttor ein.

Die Vaterstadt des Cicero und Marius zählt heute 17,000 Einwohner. Ihre Straßen sind eng, ihr Platz ist klein, an palastähnlichen Häusern fehlt es nicht. Indeß alles sieht hier todt aus, und man wird wenig von industrieller Thätigkeit gewahr. Die Städte im Römischen pflegen altertümliche Kirchen auszuzeichnen; Arpinum hat deren keine, obwol die Kathedrale einst ein Tempel der neun Musen gewesen ist. Nun gehört sie den neun Engelchören, denn so vieler massenhafter himmlischer Musik

und so vieler Musikanten bedurfte es, um die süßredenden heidnischen neun Jungfrauen vom Olymp durch das Christentum zum Schweigen zu bringen.

Arpino zerfällt in zwei Teile, die Altstadt oder hochgelegene uralte Burg, und die eigentliche Stadt zu ihren Füßen, die sich schräg über der Höhe fortzieht. Diese Einteilung ist uralt, und allen volskischen und latinischen Städten gemein. Daß übrigens das neue Arpinum auf dem Local des alten steht, lehren noch heute die cyklopischen Mauern, die sich von der Burg herunterziehen. Schon das Stadttor selbst zeigt sich als ursprüngliche cyklopische Anlage. Die Mauern gleichen denen von Segni und von andern Städten Latiums. Sie sind in sehr langer Strecke erhalten, da sie von der alten Burg herabkommen. Zu dieser führt ein steiler Weg im Zickzack auf den öden von Kalkgestein starrenden Berggipfel, den Olivenbäume schmücken. Ein schöner grüner Hang von Oelpflanzungen sinkt von ihm zur Stadt herab. Hier oben nun lag die cyklopische Arx, im Mittelalter die langobardische Grafenburg.

Noch steht ein von Epheu umsponnener Turm aufrecht, in dessen unmittelbarer Nähe sich in mächtigen Lagen diese saturnischen Mauern erheben, die man nicht ohne Staunen betrachten kann. Sie bilden auf der Burg ein Viereck, und noch sieht man hier ein merkwürdiges Cyklopentor. In der Regel schließen solche Tore mit einem spitzen oder gestumpften Winkel ab, wie in Alatri, Segni und Norba; aber dieses hier läuft in einer beinahe gothischen Linie aus. Doch liegt auch auf seiner Spitze der Schlußstein, so daß die Wölbung durch zufällige Senkung

entstanden sein kann. Die Wände bestehen aus dreifach neben einander gestellten Blöcken, zu sechs über einander in jeder Reihe, so daß das Tor acht Schritte breit, sieben Schritte innerhalb lang und etwa fünfzehn Fuß hoch ist. Seine Kalkunterlagsteine von sehr poröser Art sind fast quadratisch behauen.

Von dort ziehen sich die Mauern wie in Segni in sanfter Neigung abwärts, hie und da durch ein viereckiges, etruskisches Tor unterbrochen, und durch mittelalterliche Wehrtürme verstärkt. Epheu umspinnt sie, Oleaster und blühende Kräuter hängen in ihren tiefen Spalten, und ihr finsteres, verwittertes Aussehen versetzt in jene Urzeit Italiens, mit der die Historia Miscella beginnt: „Zuerst herrschte in Italien Janus, dann Saturnus, der vor seinem Sohn Jupiter aus Griechenland in die Stadt Saturnia floh. Weil nun dieser Saturn in Italien sich versteckte (latuit), wurde das Land von seinem Versteck Latium genannt."

Die Arpinaten behaupten, daß der König Saturnus ihre Stadt gegründet habe (und welche hätte er in Latium nicht gebaut), und daß er auch dort begraben sei; und so zeigen sie dem Fremden an der Porta dell' Arco ein altes colossales Grabmal, und nennen es dreist „Grab des Saturn". Eine moderne Inschrift auf der Burg lautet also: „Arpinum a Saturno conditum, Volscorum civitatem, Romanorum Municipium, Marci Tullii Ciceronis eloquentiae Principis et Caji Marii septies Consulis patriam ingredere viator; hinc ad imperium triumphalis aquila egressa urbi totum orbem subjecit; ejus dignitatem agnoscas et sospes esto." So un-

alten Städten iſt ihr municipaler Stolz ſchon zu verzeihen, zumal wenn ſie Saturn, Cicero und Marius für ſich haben. Das heutige Wappen der Stadt beſteht denn auch aus zwei Türmen, über denen der Adler des Jupiter oder der Legionen Roms ſchwebt.

Man mag mit heiterer Zuſtimmung in jenem alten Grabmal den grauen Saturn begraben ſein laſſen, aber alle Gränzen überſteigt doch die Naivetät mit welcher die Arpinaten dem Fremdling das Haus des Cicero zeigen. Man führte mich auf der Burg, worin ſich einige Häuſer und eine Capelle angeſiedelt haben, zu einem ſolchen aus Backſteinen, in Weiſe der Hirten-Capannen, aufgebauten Stall, und das war denn la casa del famoso Cicerone!

Ich ſetzte mich oben auf die cyklopiſchen Mauern, und betrachtete bewundernd die latiniſche Landſchaft, denn die ſehr hohe Lage der Burg macht die Ausſicht ringsum weit und groß. Der Berg von Sora erſchien nun als kleine Pyramide, wie eine derer von Aegypten; in ſeinem ſchwarzen Schatten lag die Stadt; völlig dem Blick offen das Liristal, welches hohe Berge majeſtätiſch umziehen. Dort liegt la Posta, von woher der Fibrenus niederkommt, dort Sette Frati, Siebenbrüder, den Söhnen der Felicitas geweiht, wo jener wunderliche Alberich die Viſion hatte, welche der Dante'ſchen voranging, und vielleicht wirklich zu Grunde liegt. Viele andere Orte und Burgen flimmern im blauen Duft der herrlichſten Bergreihen; im Römiſchen zeigt ſich Veroli, Monte S. Giovanni, Froſinone, Ferentino, und ſeitwärts ragt ein Bergobelisk auf, welcher die Burg Arce trägt; ein anderer, auf dem der ganz ſchwarze, einzelne Turm von Monte

Negro steht. Alle jene Burgen sind saturnischen Ursprungs, und man genießt das wunderbarste Schauspiel, selber sitzend hoch auf ephemumstrickten Cyklopenmauern, über denen die Elemente von Jahrtausenden hingegangen sind.

Auf diesen selben Mauern kletterte einst der junge Plebejer Cajus Marius umher, seine wilden Kräfte übend, oder er saß hier, in der Zeit da alle Völker von Calabrien bis zum Liris und zum adriatischen Meer um das Bürgerrecht rebellirten, auf Latium blickend, nach dem großen Rom sich sehnend, wohin die Gedanken aller kräftigen Geister in den Provinzen strebten, ihr Glück zu machen. Ich mußte mir sagen, daß dieses cyklopische Arpinum eine dem Marius wol angemessene steinerne Wiege sei, die Wiege eines Giganten, dessen schreckliche rohe Natur etwas ungeschlacht cyklopisches hat, zumal neben dem feinen Aristokraten Sulla, der seine Wege wie ein Fuchs durchkreuzt, und ihm beständig das Glück zu stehlen weiß.

Die Atmosphäre von Arpinum wird von den Namen Marius und Cicero ganz durchdrungen. Man befindet sich hier auf einer jener Stellen in der Geschichte, die man mit demselben Interesse aufsucht, wie in der Natur das steinerne Quellenhaus von Strömen, von denen Bewegung und Leben durch Länder und Zeiten kommt. Das Wissen Cicero's hat sich als ein Hauptstrom der alten Literatur durch die Jahrhunderte des Mittelalters ergossen, und noch heute wird aus ihm geschöpft — ein unsterblicher Ruhm, der durch die Schwächen und Eitelkeiten des Menschen nicht geschmälert wird. Aber Cajus Marius war einer der Blutströme der Geschichte Roms und

des Reichs. Man denke, welchen Stoß dieſer Mann Rom und der Welt gab. Ohne ihn war kein Kaiſertum, und Auguſtus, Tiberius, Caligula, wie die ganze Reihe der Deſpoten oder Helden der Proſcription der Menſchheit, entſprangen aus den Blutſpuren des Marius. So iſt Arpinum die wahre cyklopiſche Drachenhöle der römiſchen Kaiſergeſchichte zu nennen.

Die afrikaniſche Geſtalt Jugurtha, ſein ſchreckliches Ende im Verließ des Capitols, die Cimbern und Teutonen, welche den einſtigen Fall Roms durch die Germanen weisſagen, die fürchterlichen Bürgerkriege, die aſiatiſche Geſtalt Mithridat, Marius im Sumpf von Minturnä verſteckt, Marius finſter auf den Trümmern Carthago's als Flüchtling daſitzend, Marius triumphirend in Rom einziehend, ein zweiundſiebzigjähriger Greis, das Abſchlachten der Proſcribirten — und wunderbar, eines ſolchen Mannes ruhiger Tod — all dies zieht hier am Blick vorüber, und ſtimmt ſo merkwürdig mit der Umgebung überein. Dann erſcheint Cicero, ein Jüngling, da jener grau war, und führt vor uns den Fall der Republik auf, welchen die Bürgerkriege unter Marius und Sulla einleiteten. Um ihn ſteht die wiſſenſchaftliche, die redneriſche, die ſtaatsmänniſche Blüte der ſinkenden Republik; mit ihm werden Namen und Geſtalten lebendig, wie Pompejus, Cäſar, Antonius, Octavian, Brutus, Caſſius, Cato, Atticus, Agrippa, — dann Cicero's Kopf aufgeſtellt auf der Rednerbühne, wo er ſo oft und ſo viel geſprochen hatte.

Der Leſer mag dieſe hiſtoriſchen Betrachtungen ausführen, welche als natürliche Streiflichter in jene Gegend

fallen, und er würde sie selbst auf der Burg von Arpinum gemacht haben. Wie gewisse Höhenpunkte eine landschaftliche Aussicht dem Blick darbieten, so haben andere ein historisches Panorama um sich her. Arpinum ist ein solcher Höhepunkt, und ich verlasse diese Burg nicht, ohne an das kurze und gute Bild zu erinnern, in welchem Valerius Maximus Laufbahn und Natur des Marius zusammengedrängt hat. „Aus jenem Marius," so sagt er, „einem so niedrigen Arpinaten, einem so ignobeln Menschen in Rom, einem gleichsam zum Ekel werdenden Candidaten, ging jener Marius hervor, welcher Afrika unterjochte, welcher den König Jugurtha vor seinem Wagen hertrieb, der die Heere der Teutonen und Cimbern vernichtete, dessen zwiefache Trophäen in der Stadt gesehen werden, dessen sieben Consulate die Fasten verzeichnen, der aus einem Exilirten Consul, aus einem Proscribirten ein Proscribirender wurde. Was ist widerspruchsvoller als seine Lage? Ja, dies ist ein Mann, der, rechnet man ihn unter die Elenden, als der Elendeste, unter die Glücklichen, als der Glücklichste erscheint."

Den rohen Marius, den listigen Sulla, mit dem blassen schlaffen Gesicht, entnervt, blasirt, alle Verhältnisse durchschleichend und beherrschend, alles verachtend und verwirrend, doch begleitet von der feilen Metze Glück, hat Rom als typische Gestalten der Geschichte aufgestellt. Indeß auf dem Platz von Arpinum weiß man nichts von jenen Römerzeiten — es ist heute, am 4. October, des Königs Franz II. und der Königin Geburtstag. In einer grell und coulissenhaft ausgeschmückten Loge des Stadthauses hängen die Porträts des jungen Königspaars,

hängt das Bild einer bayerischen Prinzessin, einer Enkelin jener Teutonen und Cimbern, welche der furchtbare Marius ehedem von Rom zurückschlug.

Dort steht auf demselben Platz ein großes Gebäude, in dessen Façade die Büsten des Marius, Cicero und Agrippa in Nischen aufgestellt sind, denn auch Agrippa soll nach dem Glauben der glücklichen Arpinaten ein Sohn ihrer Stadt sein. Die stolze Inschrift sagt: Arpinum a Saturno conditum Romanorum Municipium, M. Tullii Ciceronis, C. Marii, M. Vipsanii Agrippae Alma Patria. Und dieses Gebäude heißt Collegium Tullianum; es ist das Jesuitenseminar. Die Weltgeschichte hat sich seit Cicero sehr geändert. Alle Fenster jenes Hauses stehen offen, in allen liegen Jesuiten in ihrer schwarzen Tracht, die allmächtigen Günstlinge und Garden der bigotten Dynastie Bourbon, und schauen dem Fest zu. Eine Bande in harlekinmäßigem Putz spielt auf dem Platz. Man ruft Evviva il rè! Die Bande geht den Richter oder Giudice einzuholen, und dieses municipale Haupt von Arpinum erscheint hinter der Musik, nicht in einer purpurverbrämten Toga, sondern in schwarzem Frack und Glacehandschuhen, neben sich den Sindaco und den Primo Eletto, welche ebenfalls in schwarzen Leibröcken stolz einhergehen. Man ruft wieder: Evviva il rè! und man zieht in die Kathedrale. Abends Musik, oder vielmehr Geräusch der Bande auf dem Platz, welches il concerto genannt wird; Feuerwerk, oder vielmehr Raketen und Abbrennen von Böllern, wie man sonst bei Festen der Heiligen zu thun pflegt.

Ich will nicht vergessen, daß Arpino noch eine me-

derne Berühmtheit hat, einen Maler, Giuseppe Cesari, der unter dem Namen il Cavalier d'Arpino bekannt ist. Wie Marius und Cicero ging er nach Rom um sein Glück zu machen, und er malte dort viel namentlich im Palast der Conservatoren, dessen großen Saal er mit Frescobildern aus der römischen Geschichte verzierte. Seine Wandgemälde gehören zu den besseren vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Die Kathedrale von Arpino bewahrt als einen Schatz eine Madonna von seiner Hand.

Ich verließ Arpinum auf einem Char-à-banc, um Monte Casino zu erreichen. Die Fahrstraße steigt über ein olreiches Hügelland ab. Man blickt auf die nahe römische Gränze, passirt unter dem hochgelegenen Monte S. Giovanni und fährt den Liris entlang, dessen grünes Wasser hie und da aus Pappeln hervorscheint. Das große Bergland zur Linken ist ziemlich öde; bisweilen auf einem Felsengipfel ein mittelaltriger Turm, so Monte Negro, so die steile Burg von Santo Padre. Nun kommt man über einen niedern waldigen Höhenzug, die Wasserscheide des Melfa und des Liris, und nahe an einigen Felsenstädten vorbei, ohne sie zu berühren, so an Fontana, dann an Arce. Wenn man diese schwindelerregend steile, höchst seltsame Burg von Arce betrachtet, so erscheint sie wie ein wahres Aornos. Sie galt in der That als unersteigliche Festung im Mittelalter; und dennoch erkletterten und eroberten sie die wilden Provençalen Carl's von Anjou so flink, wie Zuaven unserer Zeit. Ihr Fall schreckte alle ghibellinischen Städte im Königreich, und er war das Omen für Manfred's Untergang.

Diese uralte Arx der Volsker erhebt sich auf einem

wolkenhohen, wildzerrissenen und grauen Felsenberg; darauf stehen die finstern Reste der Burg, die sich an Cyklopenmauern lehnt, während unten am Abhang des Bergs die neuere Stadt Arce liegt. Die Anlage dieser Orte ist also überall gleich; hoch oben die Cyklopenburg, tiefer unten die Stadt. Auf diese Burgen flüchteten sich im Mittelalter Städte- und Landbewohner vor den Ungarn und den Saracenen Afrika's. Wer diese Liriufer durchreist, wer zumal weiterhin die lachende Ebene von Aquins vor sich sieht, erinnert sich der fürchterlichen Zeit als die Saracenen hier hausten. Dreißig Jahre lang behaupteten sie ihre Raubburg am untern Garigliano oder Liris bei Minturnä, und drangen von hier verheerend durch Campanien bis nach Tuscien und der Sabina hinauf; sie legten die schönsten Klöster in Asche, Monte Casino, S. Vincenz am Vulturnus, Subiaco und Farfa, und zerstörten ihre Bibliotheken und Archive — ein unersetzlicher Verlust. Dann bezwang sie, durch eine italienisch-byzantinische Liga, der kraftvolle Johann X. im August 910, und ein Papst schmückte sich mit dem Ruhm der Retter Italiens von den Saracenen gewesen zu sein.

Unterhalb Arce ist eine Mauth, Le Muratte genannt; man forderte meinen Paß, aber man visitirte zu meinem Trost meine Bagage nicht. Ein mir kostbares Buch und mein Reisejournal hatte ich zuvor mit Hülfe meines kühnen Wagenlenkers, eines lustigen jungen Arpinaten, im Wagen versteckt gehabt; hinter der Mauth zog er es dann lachend hervor, und ich schloß es wieder in mein Gepäck ein.

Ueberall sah ich Truppen, welche auf diesem uralten Kriegstheater sich gut ausnahmen, und mich noch lebhafter

zu Betrachtungen über die Geſchichte dieſes ſchönen Landes anregten. Denn hier beginnt das Gebiet der ſüditaliſchen Hiſtorie. Im früheren Mittelalter zerfällt ſie in drei Gruppen: in die der langobardiſchen Staaten Benevent, Salerno, Capua, in die des byzantiniſchen Calabriens, und in die Geſchichte der Seerepubliken Neapel, Amalfi, Gaëta, Sorrent. Später wird all dieſes Land normanniſch. Indem nun hier ſo viele ſtreitende Elemente um den Beſitz ringen, Langobarden, Griechen, die Kaiſer Deutſchlands, die Päpſte, die Republiken, die Saracenen, wird die Geſchichte Süditaliens ein wahres Chaos. Die Hölle Dante's iſt nur ein ſchwaches Schattenſpiel gegen all die Intriguen, Leidenſchaften und Verbrechen, die in Wirklichkeit in den Staaten und an den Höfen dieſes heißen Landes geſpielt haben. Ihre Geſchichte fehlt noch; ſie iſt ein Labyrint. Monte Caſino hat noch viele Schätze dafür in ſeinen Diplomataren, namentlich dem von Gaëta. Die berühmte Geſchichte Giannone's, in den Partien über Juſtiz und civile Organiſation trefflich, iſt doch im ganzen nicht gründlich, und unter die Forderungen der heutigen Wiſſenſchaft herabgeſunken.

Da iſt die Brücke über den Fluß Melfa, der ſeinen alten Namen nicht geändert hat. Er fließt noch im October als ein faſt vertrockneter Bach in ſeinem weißen breiten Kieſelbett dem Liris zu. Man glaubt, daß er einſt die Gränze des Kirchenſtaates oder römiſchen Ducats gegen das langobardiſche Herzogtum Benevent gebildet habe, aber dies iſt zweifelhaft, und wahrſcheinlich war die alte Gränze, wie noch heute, der Liris. An der Brücke lagern Reiter um einen Heuſchuppen, ihre Lanzen mit den

roten Fähnchen rings angelehnt — ein prächtiges Bild für Niederländer.

Bald nachdem man die Brücke passirt hat, öffnet sich das letzte Latium, die blühende sonnige Campagna von Aquino und Pontecorvo, die man auf der herrlichsten der Straßen, der von Capua, durcheilt. Links hat man ganz nahe die Kette des Apennin mit dem hohen Cimarone, mit den Felsenorten Castello, Rocca Secca, Pallazuolo, Piedemonte; weiter steht der gewaltige Berg Cairo, das Ziel unserer Reise, und hoch neben und unter ihm sehen wir schon die palastartigen Gebäude und die Kuppel von Monte Casino, dem mittelaltrigen Athen in der langen Nacht von Jahrhunderten. Dort oben schrieb Paul Diaconus seine Geschichte der Langobarden.

Auf der rechten Seite der Ebene die blauen Reihen des Volskergebirgs in ähnlicher Formation wie die Berge von Segni und Gavignano; auf ihnen mancher Ort, S. Giovanni in Carico, Pontecorvo, die kleine päpstliche Enclave, einst Besitz Bernadotte's, ferner Oliva, Rocca Guglielma und andere. Der Liris fließt zu Füßen der Berge durch das wonnesamste Gefilde, das er nur zögernd zu verlassen scheint, denn er windet sich in vielen Krümmungen hin und her; rauschende Bäche stürzen sich noch von allen Seiten in ihn hinein, und es ist wahrhaft entzückend seinen sonnengoldigen Wasserspiegel hie und da auftauchen zu sehen.

Wie mögen hier die Saracenen geschwelgt haben! Denn schönere Ufer fanden sie weder am Guadalquivir, noch am Sebethus oder am Fluß Cyane. Viele Völker zogen seit den Römerzeiten verheerend durch dieses Para-

dies: die Westgothen Alarich's und Ataulf's, die tapfern Gothen des Totila und Teja, Isaurier, Hunnen, Sarmaten, Griechen; die furchtbaren Fremdenhorden des Leuthar und Bucelin; die bildsamen Langobarden, welche dieses Land endlich erfüllten, colonisirten, wieder blühen machten; die Araber, die Ungarn, die Normannen, Franzosen, Spanier, Deutsche — alle hat dieses Gefilde als Feinde auf ihren blutigen Märschen in das untere glückliche Campanien gesehen; denn es ist der Schlüssel der neapolitanischen Landschaft.

Da sehen wir auch im Hintergrund die Berge gegen S. Germano über, auf denen Rocca d'Evandro (eigentlich Vantra), S. Pietro in Fine, S. Elia stehen, und wo der prachtvolle Aquilone hervorragt. Der größte Teil der alten Diöcese von Monte Casino lag in dieser schönen Ebene, und jenem Kloster verdankten viele Orte ringsumher ihr Entstehen. Dieses letzte Latium hat keineswegs den großen Ernst der römischen Campagna; alles ist hier südlicher, wärmer an Farbe, weicher, besser bebaut; alles näher zusammen, und auch weniger von Hügeln durchschnitten.

Da eben Fiera in S. Germano gewesen war, zogen mir viele Landleute entgegen. Ihre Tracht gleicht noch der im Sacco-Tal; Ciociaren oder Sandalenmänner sind noch sichtbar, aber die Frauen tragen statt des Busto einen weichen Latz an Achselbändern und zwei Kleider über einander, deren oberstes wie eine Schürze von hinten umgenommen wird, was sehr gut aussieht.

Ich lade nun den Leser ein, die Capuanische Straße zu verlassen, und rechts ab nach dem nahen Aquino zu

fahren, welches mitten in der Ebene liegt. Wir durchſchneiden mit Vergnügen die friſch gelegten Schienen der Capuaniſchen Eiſenbahn, die bis hieher faſt beendigt iſt. Leider wird ihre Eröffnung ſich nun verzögern; wir rüthmen die neapolitaniſche Regierung, daß ſie mit dieſer wichtigen Bahn vorrückte, und wir beklagen daß von der römiſchen Gränze her ihr noch nicht entgegengekommen wird. Denn die Campagnabahn führt dort erſt bis unter Albano.*)

Auf einem Feldweg zwiſchen Maisäckern hinfahrend erreicht man Aquino in einer Viertelſtunde. Die zur Römerzeit große Stadt Aquinum iſt zu einem langen und ſchmalen Borgo zuſammengeſchrumpft, aus dem ein einzelner Kirchturm emporragt. Ihre ganz ebene Lage an einem Bergwaſſer hat nichts ausgezeichnetes, aber das Grün der Bäume und Gärten umher macht ſie idylliſch ſchön, und der Horizont iſt unvergleichlich. Seitwärts liegen die Trümmer der römiſchen Stadt, Tore, Mauern, Ueberreſte von Tempeln der Ceres und der Diana, doch ſie bieten nichts merkwürdiges dar. Nahe am Waſſer eine mittelalterliche Kirche des elften Jahrhunderts, S. Maria Libera, in Ruinen, von trefflichem Stil, eine dreiſchiffige Baſilika, über deren Portal eine byzantiniſche Madonna in Moſaik noch ſehr gut erhalten iſt. So

*) Seit dem Frühling des Jahres 1862 iſt die ganze Bahnſtrecke von Rom bis Neapel in Gang geſetzt, und zwar verdient die päpſtliche Regierung das Lob, daß ſie mit ihrer Linie bis Ceprano früher fertig war, als die italieniſche Regierung mit der Strecke von Capua zur Liresbrücke.

gränzen die Trümmer der zwei Epochen Aquino's, des Alterthums und des Mittelalters, an einander, und ihnen gehören auch die Berühmtheiten der Stadt.

Ein Kaisername verherrlicht kaum Aquino; es ist Pescennius Niger, der hier aus niederm Stand wie Marius geboren war. Der tüchtige Mann schwang sich zum Befehlshaber Syriens auf, nahm nach des Pertinax Ermordung den Purpur, und erlag bald dem Afrikaner Septimius Severus, der ihn schlug, ergriff und enthaupten ließ. Größern Ruhm erwarb Aquino durch zwei andere Söhne. Sie sind Charaktergestalten jener beiden Epochen, und stehen hier so neben einander wie die Ruinen eines römischen Tempels und der Basilika S. Maria Libera.

Gibt es grellere Gegensätze, als welche durch die Namen Juvenal und S. Thomas von Aquino ausgesprochen werden, des größten Satirikers heidnischer Fäulniß Roms, und des größten Philosophen scholastischer Theologie, welchen man den Doctor Angelicus nennt? Es scheint, als hätten sich diese schneidenden Widersprüche in Aquino hervorgefordert, wie die römische Verderbniß die christliche Askese forderte.

Juvenal führt uns unmittelbar in den Zustand Roms ein, den jener Marius von Arpino einleitete, und das julische Geschlecht nach dem Sturz der Republik befestigte — Rom eine Blutlache, ein moralischer Sumpf, eine einzige Lüge — alles darin verpestet, geistig und physisch krank, und alles feil; der Adel, die Bürger alle schwelgend oder hungernd um die Tafel eines einzelnen Despoten — die Alleinherrschaft das furchtbare Fatum der Welt

— der Gedanke, die Schrift, die Tribune geknebelt, nur die Schmeichelei frei — nichts als Sklavensinn, Genußsucht und gränzenlose Prostitution der Natur — in dieser von Wollust und Furcht gequälten Masse einige in sich gekehrte stoische Geister, welche ihrem moralischen Ekel in Satiren und Geschichtsbüchern Luft machen, sobald es ein milderer Despot erlaubt.

Juvenal war in Aquino geboren, doch sein Leben ist dunkel, wie das der meisten Poeten des Altertums, und diese Dichter sind deshalb nicht zu beklagen. Ihre Gestalt tauchte schön in die Mythe hinab. Kein indiscreter Erbe, Freund oder Verwandter edirte ihre Briefe, kein Journalist beschrieb mit tantenhafter Sorgfalt ihr Aussehen bis zum kleinsten Muttermal, noch begleitete er jeden ihrer Schritte von Kindesbeinen an, noch zählte er ihre Tugenden, Schwächen, Fehler und Schulden bei Juden und Christen, und andere Verlegenheiten auf. Das dunkle Leben von Horaz, Virgil und Ovid umfaßt ein paar Blätter; von des Aeschylus und Euripides Tod erzählt nur die Mythe; der feine Terenz erlosch in der Stille irgendwo in Hellas am Stymphalischen Sumpf.

Daß Juvenal in Aquino geboren sei, erfahren wir aus einem einzigen seiner Verse. War er in Aegypten oder in Schottland verbannt? Wo starb er? Die Götter wissen es allein. Sein langes Leben wurde durch die Zeiten des Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vespasian, Titus, Domitian, Nerva, Trajan und Hadrian, erfüllt, verfinstert und erhellt; worin er also die schrecklichsten Widersprüche sah, eine Reihe von wüsten Teufeln, eine Reihe von sanften Göttern auf dem Tron der Welt,

die in Wahrheit elendeste, die unwahr „glücklichste" Epoche des Menschengeschlechts.

Es läßt sich kaum ausdenken, was ein fühlender Mensch über das Leben gedacht und empfunden haben muß, der das verzerrte Antlitz eines Nero, und das milde Angesicht eines Titus leibhaftig gesehen hat.

Wenn nun jene Doppelreihe von Imperatoren umgekehrt in sein Leben gefallen wäre, wenn er statt unter Claudius, unter Titus wäre geboren worden, so besäßen wir vielleicht Juvenal's Satiren nicht; aber die Eindrücke der Jugend bestimmen die Richtung des Geistes, und im Grund: die römische Gesellschaft war zu Titus' Zeit wie sie zu Nero's Zeit war. Unglücklicher Juvenal! weil verdammt der Dichter seiner Epoche zu sein, wo die Menschheit unter der Despotie zu verfaulen begann. Seine Sprache, seine Darstellung unter dem Druck der römischen Atmosphäre, unter dem Krampf seiner Erbitterung schon dunkel, schwer und gezwungen wie die des Tacitus, gleicht classischen Gebilden für deren Form nicht Marmor oder Thon, nein Koth den Stoff hergab. Wer wird ohne Ekel seine zwei Satiren über die Männer und die Frauen Roms lesen? wer nicht einen reichbegabten Geist beklagen, für den die Quelle der Begeisterung der Sumpf des damaligen Geschlechts sein mußte? Facit indignatio versum, qualemcunque potest.

Man hat Juvenal mit seinem edlern und größern Zeitgenossen Tacitus verglichen, und darin ist manche Wahrheit; aber den Geschichtschreiber jener Epoche befreite doch einigermaßen das Bewußtsein von dem tragi-

schen Gericht, welches an der Despotie stets vollzogen wird. Was dagegen befreit den Satiriker oder Unzuchtmaler von der endlosen breiten Masse der Gesellschaft, die er voll Abscheu schildern muß? Und doch, wie hoch steht selbst ein Geist wie Juvenal über heutigen Roman- und Dramenschreibern, welche, lüsterner als Petronius, doch schwächlicher, das Laster mit süßlich sentimalen Reizen malen, und feile Metzen als engelhafte Ideale schildern. Preisen wir Deutsche uns doch wenigstens darin glücklich, daß wir weder einen Juvenal, noch einen Sue oder Dumas in unserer Literatur zählen, sondern Schiller, dem hochherzigen Dichter der Freiheit und des Menschenideals, noch frische Kränze auf das Haupt setzen dürfen.

Beide Römer, Juvenal wie Tacitus, seufzten nach der verlorenen republikanischen Freiheit Roms; beide verzweifelten an der Zukunft, die ihnen nur als Abgrund erschien, doch mehr noch Juvenal als Tacitus. Vor beiden stand das von ihnen schon angeschaute, noch als Judensecte begriffene unverstandene Christentum als ein verschleiertes, jugendliches Menschheitideal. Es sollte einst die Despotie und Lüge Roms durch die Germanen zertrümmern, deren Naturfrische und heroische Einfalt Tacitus bewunderte.

Das Christentum . . . wir stehen in den Trümmern von Aquino . . . ein berühmter Heiliger, der Doctor Angelicus, tritt aus den Ruinen der S. Maria Libera hervor, ein Mann in der Dominicanerkutte, Bücherrollen unter dem Arm, von hoher, trockener Gestalt, doch gekrümmt, mit einem mächtig großen Knopf, das Gesicht dunkelbraun und runzelig, aber von weichlichem Fleisch

molli carne, quae acumen ingenii et excellentiam indicaret.

Tausend Jahre und mehr waren nach Tacitus und Juvenal vergangen, als, nicht in Aquino, sondern dort oben in der malerischen Burg Rocca Secca, Thomas im Jahre 1224 geboren ward. Dieses Castell hatte der Abt Manso von Monte Cassino auf dem Berg Aspranus am Ende des zehnten Jahrhunderts gebaut. Es gehörte dann den langobardischen Grafen von Aquino aus der alten Familie Landulf. Thomas' Vater war der Comes Landulf, seine Mutter Theodora Caracciolo, sein Oheim Landulf aber Abt von Monte Cassino. Als der Knabe fünf Jahre alt geworden war, brachten ihn die Eltern oben im Kloster dem S. Benedict dar, aus Eitelkeit, denn sie hofften daß er einst Abt sein würde. Es war immer Sitte bei den Benedictinern, Kinder zarten Alters unter die Mönche aufzunehmen, und sie ist es noch. Don Luigi Tosti, heute ein berühmter Geschichtschreiber Italiens, Don Sebastiano Kalefati, der gelehrte Bibliothekar, beide würdige Männer, deren Namen mancher deutsche Gelehrte mit Freude begrüßen wird, kamen schon mit acht Jahren dort oben ins Kloster.

Sieben Jahre blieb Thomas dort, dann ging er nach Neapel, wo er ebenso lang Theologie studirte; er wurde Dominicaner, er studirte in Paris, er ging nach Köln Weisheit von dem Wundermann Albertus Magnus zu lernen; er ward Professor in Neapel, und er starb als Mönch am 7. März 1274 bei Piperno im Cistercienserkloster Fossa nova, nur wenige Stunden von seiner Heimat entfernt. Dies also ist der große Mann des Mittel-

alters, der die Philosophie eigentlich in die Theologie einführte, oder diese zu einem philosophischen System erhob.

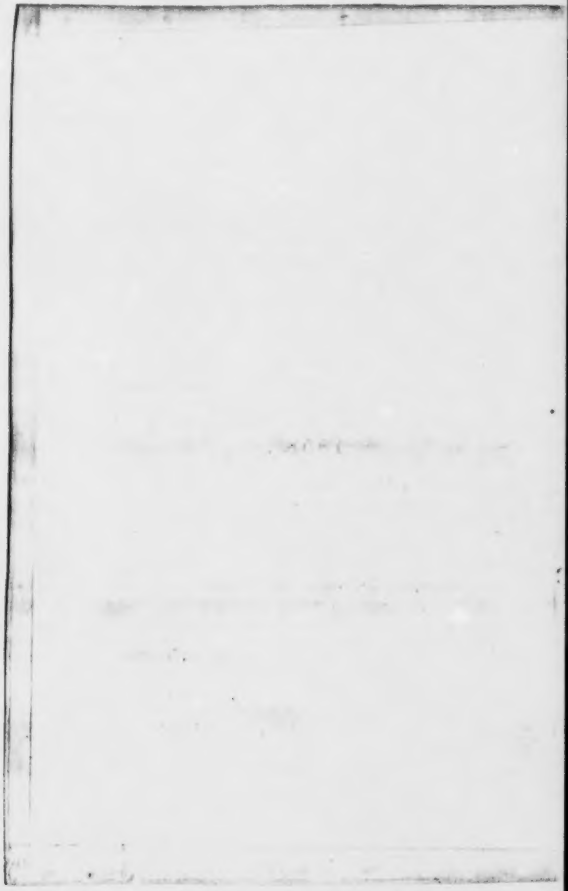
Wenn man heute den Namen der Scholastik nennt, so denkt man nicht mit Unrecht an ein Labyrint, welches der nüchterne, kleinliche, zerteilende, wieder einschachtelnde und verdumpfende Verstand in einer öden Muße von Jahrhunderten gebaut hat. Wer wird heute noch in die „Summa" des Thomas von Aquino hinabtauchen, wer sich in diesen finstern Geisterwald wagen, in dessen Dickicht der aristotelisch-christliche Gedanken-Minotaurus liegt? Diese kolossale Gothik der Philosophie betrachten wir nun wie ein staunenswürdiges Altertum, und ihre haarscharfen Distinctionen, ihre moralischen und speculativen Untersuchungen, ihre weit von jedem Lebenszweck abliegenden Probleme beschäftigen ein praktischer oder materieller, oder im Denken freier und einfacher gewordenes Geschlecht nicht mehr. Doch vergessen wir nicht, daß auch jene Systeme Fundamente für die Wissenschaft des Denkens sind, und gestehen wir außerdem, daß der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts den höchsten Problemen, die der Geist aufwerfen mag, gerade so ratlos gegenübersteht, wie ein Scholast des Mittelalters, oder wie der erste Mensch im Paradies.

Scheiden wir denn von Aquino, froh auch solchen Boden gesehen zu haben. Wir kehren auf die Straße von Capua zurück, von wo uns eine kleine Stunde an den Fuß des Cairo bringt; wir rollen um den Berg; das römische Amphitheater von S. Germano, diese freundliche Stadt selbst, die berühmte Burg Jamula über ihr, liegt vor uns, und Monte Casino dort oben erwartet

uns. Indeß es ist genug, und dieser Blätter schon zu viel. Wenden wir uns aber zurück, zu überdenken was alles der Wanderer auf einer so kurzen Wegesstrecke, als wir durchmessen haben, betrachten darf, so müssen wir den Reichtum dieses Landes bestaunen. Keines in der Welt ist so ganz von Geist durchdrungen und beseelt. Natur und Geschichte haben ihr vollstes Füllhorn über Italien ausgeschüttet, und jede Epoche hat ihre Entwicklungsformen in ihm dargestellt. Ist doch Italien die Mutter des Occidents, und die Pandora seiner Cultur, im guten wie im bösen Sinn. Wenn es sich nun immer wieder erhebt, und von den Völkern, die es zum Teil einst gebildet hat, und von denen allen es reichlich genossen, ausgebeutet, beherrscht worden ist, endlich seinen selbständigen Sitz unter den Nationen Europas begehrt, so fordert es nur sein unbestreitbares Recht zurück. Ja! dies Land ist edel, und der Liebe des Menschengeschlechts wert. Selbst mitten in dem gränzenlosen Chaos der Gegenwart, bei der ekelhaften Vermischung von Trug und Wahrheit, selbst heute nicht können wir Deutsche die Stimme des wärmsten Mitgefühls für die Befreiung dieses Landes, noch werden wir je sie unterdrücken.

Die römischen Poeten der Gegenwart.

1858.



Es ſcheint, daß die Muſen, welche Rafael in einer der Stanzen des Vatican in Geſellſchaft der größten Poeten Italiens ſo reizend dargeſtellt hat, Rom nur ungern und vorübergehend zu ihrem Aufenthalt gewählt haben. Daß eine ſo ungeheure Stadt, wie das alte Rom, der Poeſie nicht günſtig ſein konnte, iſt begreiflich; der Lärm einer chaotiſchen Welt betäubte die feinen dichteriſchen Empfindungen und forderte höchſtens die Satire hervor, deren Element das Häßliche iſt.

Um daher von jenen alten Zeiten zu ſchweigen, welche namhafte Poeten hat das chriſtliche Rom hervorgebracht? Ich wandte mich mit dieſer Frage eines Tags an einen mir befreundeten römiſchen Dichter, und nachdem wir die römiſche Abkunft der Vittoria Colonna und des Metaſtaſio mit Vergnügen bemerkt hatten, zog mein Freund noch einige ſtädtiſche Erſcheinungen aus dem Dunkel hervor. Da iſt Giuſto de' Conti, der am Anfang des funfzehnten Jahrhunderts einen Canzoniere (La Bella Mano) geſchrieben hat, da ein volkstümliches Epos Meo Patacca vom Anfang des achtzehnten Säculum, und da ſind aus neuerer Zeit der Improviſator Gianni, Enkomiaſt der

Waffenthaten Napoleon's, Marsuzi, Verfasser der Tragödien Caracalla und Alfred der Große, und endlich Luigi Boudi, Uebersetzer der Georgica des Virgil.

Die Dichtkunst liebt einmal das bewegte Leben, und dies wird in Rom seit Jahrhunderten nicht mehr gefunden. Das Waffengetöse kämpfender Parteien klingt den Musen angenehmer als der dumpfe Klang von Kirchenglocken und die Litanei von Processionen; der narkotische Duft der Weihrauchwolken, welcher Rom im eigentlichen Sinn des Worts durchzieht, ist ein sehr schlechtes Reizmittel für die poetische Begeisterung. Der tiefe Ernst der Ruinen des Altertums fordert die Betrachtung des Philosophen und des Geschichtschreibers hervor, aber die Blumen der Poesie verbleichen in dem melancholischen Schatten so vieler Gräber. Die Steine sind in Rom mächtiger als die Menschen; die Vergangenheit ist riesengroß, die Gegenwart sehr klein, die Zukunft mit einem undurchdringlichen Vorhang bedeckt.

Als ich eines Abends durch Trastevere ging, hörte ich ein junges Mädchen, welches einsam auf der Steintreppe eines wüsten Hauses saß, gedankenvoll vor sich hinsingen: „O Roma antica, Roma illustre, non sei più". Es schien mir dieser im Munde eines Kindes sonderbare Seufzer bezeichnend für das Verhältniß der Dichtkunst zu Rom. Kann unter den Ruinen Roms ein lyrisches Talent zwanglos, lebhaft und naiv sich bewegen? oder wird es nicht von der geschichtlichen Schwermut, welche man hier auf jedem Schritt empfindet, allzusehr bedrückt werden? Es mag das letztere geschehen, und doch, auch eine so verschleierte Muse könnte schön und

erhaben ſein, nicht wie jene ſchwülſtige und rhetoriſche der römiſchen Nächte des Verri, ſondern wie jene des Lord Byron im Childe Harold. Dies waren Apoſtrophen eines nordiſchen Wanderers und eines freien Mannes. Seien wir daher gerecht gegen die Römer: ſie haben nicht einmal ihre Ruinen zu beſingen vermocht, weil es ihnen nicht erlaubt war, den Ruin zu beklagen und auf den Trümmern der Vergangenheit über ihre Gegenwart Gericht zu halten. Sie haben endlich ihre poetiſchen Stoffe nicht zu benutzen vermocht.

Das Altertum, wie das Mittelalter, iſt voll von heroiſchen und tragiſchen Motiven von noch fortdauernd nationaler Lebendigkeit für den Römer, und ein einheimiſcher Dichter brauchte ſie nur aufzugreifen und mit einigem Geſchick zu geſtalten, um eine unfehlbare Wirkung hervorzubringen. Ich dachte mir oft, wenn ich im Mauſoleum des Auguſtus, der heutigen Correa, den Pagliazzo in einer elenden Pantomime umherſpringen, oder Kunſtreiter ſich tummeln, oder zum Glück die von Maffei überſetzte Maria Stuart Schiller's aufführen ſah, welche große Gewalt in dieſem Raum ein römiſches Trauerſpiel Brutus oder Virginia ausüben müßte, oder wie die Römer dort von einer Tragödie Cola di Rienzo müßten electriſirt werden, dort nämlich im Mauſoleum des Auguſtus, wo die Leiche dieſes Volkstribuns einſt verbrannt wurde.

Die Römer überließen es erſt Shakeſpeare, Corneille, Racine, Voltaire, dann Alfieri, römiſche Stoffe für die Bühne zu bearbeiten; man ſieht ſie jedoch nicht auf römiſchen Theatern, und unter den Büſten berühmter

Männer, welche heute den schönen Garten auf dem Monte Pincio schmücken, fehlt die Alfieri's. Sie stand dort eine Stunde lang; dann wurde sie plötzlich von der Polizei abgeholt, ein Ereigniß, das ich in Rom erlebte und hier bemerke, um mir eine längere Rede über die Unmöglichkeit eines römischen Nationaldramas im historischen Stil zu ersparen.

Erwägt man endlich, außer manchen politischen und physiologischen Hindernissen der poetischen Entwicklung in Rom, den fast völligen Stillstand literarischer Cultur in dieser Stadt, den Mangel der Journalistik und der kritischen Anstalten, und die Verkommenheit des Buchhandels, der sich kaum über die Geschäfte des Antiquars erhebt, so muß jede Regung der Dichtkunst unter so ungünstigen Verhältnissen doppelter Aufmerksamkeit wert sein.

Die Lust an der Poesie ging unter den Römern nie aus, denn sie lieben, wie alle Italiener, Verse, und das Volk in allen Classen der Gesellschaft verstreut Sonette und Canzonen gern mit vollen Händen, wo nur immer eine Gelegenheit sich darbietet. Wird eine Hochzeit gefeiert: Sonette — ein Kind geboren: Sonette — ein Laureatus promovirt: Sonette — eine Nonne eingekleidet: Sonette — ein Todter begraben: Sonette — das Fest eines Heiligen gefeiert: es regnet Sonette — ein Monsignore zum Bischof gemacht: er wandelt mit violetten Füßen auf Sonetten. Diese zerstreuten poetischen Ergüsse der Gelegenheit sammelten sich von jeher in Akademien, wo die Talente sich legalisirten und den Stempel einer traditionellen Reimschule empfingen. Der furor academicus, eine Reimpest des siebzehnten Jahrhunderts nicht

blos in Italien allein, sondern auch in andern Ländern, ist hier noch nicht ganz erstorben, und in Rom gibt es noch heute Arkadier, Quiriten, Tiberiner, und sogar Akademiker von der heiligen Conception, die man jedoch nicht im Sinn der poetischen Empfängniß zu deuten hat. Die Arkadia, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts von Crescimbeni und Gravina, dem Pflegevater Metastasio's, gestiftet, ist weltbekannt. Ihr Name und Symbol, eine Hirtenflöte, bezeichnet gut die unschuldigen Gränzen, in denen die Poesie der Römer ein Asyl suchte, und im Ganzen paßt sie zur Geschichte der Stadt, deren einst weltbeherrschendes Forum sich in ein Kuhfeld (campo vaccino) verwandelte, deren Campagna vor allen Toren sich, als eine große Schäferidylle, mit zahllosen Heerden bedeckte, und deren Volk endlich selbst von Eroberern der Welt zu frommen Schafen herabsank, die der Papst als guter Hirt mit dem Krummstab bewachte und unter den Ruinen weiden ließ. Zur Zeit Goethe's, welchen sie feierlich in den Chor ihrer wunderlich benamten Hirten aufnahm, genoß die Arkadia Roms noch einen gewissen Namen, heute ist sie glücklich in das Reich der Curiositäten versunken, obwol sich ihre Flöte noch bei Gelegenheiten hören läßt. Die Menge aber der in ihrem Verein entstandenen Poesien ist so erschreckend wie die Nichtigkeit der Reimereien, und durchgeht man sie, so glaubt man das tausendfache Zirpen und Schrillen von Heuschrecken im Julimonat zu vernehmen.

Obwol es nun auch heute kein poetisches Talent unter den Römern gibt, das nicht nach althergebrachter Sitte sich in die eine oder die andere Akademie einfangen ließe,

wo ihm doch Gelegenheit geboten wird, in einem großen Saal sich hören zu lassen, so haben jene Reimschulen doch den herrschenden Einfluß verloren. Ein neues Geschlecht strebt nach eigener Gestalt und Geltung auch in Rom. Erwachsen unter den Bewegungen der verflossenen Decennien, welche die Römer aus ihrer Lethargie aufgerüttelt haben, teilt es die Hoffnungen der Zeit, und versucht es auch in Rom unter den schwierigsten Umständen eine Regeneration der Poesie, welche nur möglich ist, wenn das dichterische Talent, statt die veraltete Livree der Sonettisten zu tragen, sich in eine neue, lebendige und ungekünstelte Form kleidet.

Die Grundstimmung dieser jungrömischen Schule, von der ich hier sprechen will, ist vorwiegend die lyrische Gefühlspoesie. Die realistische oder politische Muse, durch die voraufgegangenen Ereignisse heftig hervorgefordert, muß in Rom schweigen, und dies betrachte ich nicht einmal als ein Unglück, denn es wird dadurch Unreifheit des Urteils und banale Phrase vermieden. Eine bedeutende und originelle Stimme aber, wie die des Florentiners Giuseppe Giusti, kann in Rom nicht vernommen werden. Was sich in diesem Sinn dort regt, sucht, niedergehalten wie es ist, seinen Ausfluß in allgemeinen Betrachtungen, und diese räsonnirende Lyrik ist größtenteils ein Reflex von den Dichtungen Leopardi's, selbst ein Wiederklang von englischem und deutschem Weltschmerz.

Der Einfluß Leopardi's auf junge Dichter (sie schwärmen für jenen unglücklichen Poeten) ist groß, doch schwerlich heilsam. Seine strenge classische Form und schöne Sprache mag als Muster des Stils fördern, aber die

Phantasie schöpft wenig aus einem Dichter, der ohne Bilder und Metaphern nur mit dem Gedanken dichtet, und das Herz wird durch den trostlosen Nihilismus einer edeln, hoffnungslos verzweifelnden Seele nicht empor gehoben. Die Poesie dieses hohen und einsamen Geistes ist der herzzerreißende Schrei nicht allein seines Landes, sondern auch des Menschen, der sich gegen ein persönliches Schicksal sträubt, welches fast eine Ausnahme zu nennen war. Seine Lebensansicht aber ist die schlechteste Schule für ein mit der Welt kämpfendes Talent. Man darf den italienischen Poeten dasselbe in Betreff Byron's, Shelley's und Lenau's sagen, weil in ihrem südlichen Naturell nicht das Gegengewicht jener Ironie oder jenes Humors liegt, welcher den Nordländer am Ende doch über den Schmerz erhebt. Denn die Natur des Südens hat äußerst scharfe Conturen und die Extreme lassen hier schwer die Vermittlung zu, die das Wesen der nordischen Sentimentalität im besten Sinn des Wortes ausmacht.

Es ist nun immer überraschend zu bemerken, daß in die Poesie der heutigen Römer das germanische Element einzudringen strebt. Während die Neapolitaner sich eifrig an die deutsche Philosophie machen und Kant, Hegel und Schelling studiren, hat das Studium der deutschen Dichtung in Nord- und Mittelitalien einen starken Aufschwung genommen. Massei's treffliche Uebersetzungen haben Schiller nicht allein auf den Bühnen, sondern auch in den Häusern Eingang verschafft, und die besten modernen Lyriker, Heine, Lenau, Uhland, sind in Rom nicht unbekannt. Mehrere der gegenwärtigen Poeten Roms sprechen oder verstehen die deutsche Sprache und lesen unsere Dichter im Ori-

ginal. Was sie zu ihnen hinzieht, ist der lebhafte Gegensatz zu der kalten und gekünstelten Sonettenpoesie und den geistreichen Concetti; es ist das musikalische Leben des Gefühls, das warme lyrische Herzblut, das Sentiment, der glücklich empfundene Augenblick; es ist der psychologische Reichthum innerer Seelenzustände, die wir bis in die kleinsten Fasern erfassen und in ihren Erscheinungen entfalten, und es ist endlich der pantheistische Cultus der Natur. Dieses elementarische Wesen bringt einen Reiz auf die Italiener hervor, deren Gefühlsweise in so ganz andern natürlichen Bedingungen ruht. Die Form der italienischen Poesie, schön, klar, straff und plastisch wie ihre Sprache, ordnet den Inhalt unter, während bei uns die Seele des Gefühls über die Schranken der Form sich zu ergießen strebt. Harmonie ist das Wesen jener, Melodie das Wesen unserer Poesie, welche die am meisten liederreiche unter den Völkern ist. „Die Sehnsucht", so sagte mir ein römischer Poet, „das ist es, was die Deutschen in ihrer Lyrik auszeichnet und was unsere Poesie erfrischen würde, denn wir diese Weise des Empfindens in sie aufnehmen könnten."

Don Giovanni Torlonia richtet in einem seiner Gedichte folgende Verse an die Römerin Teresa Gnoli:

E delle idee Germaniche
Seguendo il volo, libero, sublime,
Prendi soggetto alle tue nuove rime.
(Folgend dem Flug der deutschen Ideen,
Dem freien und hohen, entlehne
Dort die Stoffe für neue Gesänge.)

Don Giovanni gehört zu den wenigen römischen Aristokraten, die aus innerer Neigung die Wissenschaften cultiviren. Es gibt deren einige in Rom, welche kenntnißreiche und thätige Männer sind, wie der geistvolle Don Michele Gaetani, Herzog von Sermoneta, aus dem berühmten Geschlecht Bonifacius' VIII., oder der in den mathematischen Wissenschaften gelehrte Don Baldassarre Buoncompagni. Wenn man weiß, wie wenig der Zustand römischer Gesellschaft geistigen Interessen förderlich ist, so sind dergleichen Männer des Lobes wie des Dankes ihrer Vaterstadt in hohem Maße wert. Torlonia, vielseitig und gelehrt gebildet, ist eifrig bemüht, die lang vernachlässigte schöne Literatur in Rom wieder zu Ehren zu bringen. Es gehört dort, und namentlich in der Aristokratie, heute ein gewisser Mut dazu, den Titel eines „Poeten" zu führen. Die Zeiten der Vittoria Colonna und Leo's X. sind vorüber, und die arkadischen Reimereien haben das ihrige gethan, mit der Poesie auch dem Poeten die Achtung der Gesellschaft zu entziehen. „Er ist ein Dichter", so sagen noch heute die Römer, um einen Menschen zu bezeichnen, welcher statt die Advocatur oder ein anderes Geschäft zu betreiben, seine Tage ungefähr damit hinbringt, Fliegen zu fangen und sie dann zum Verkauf auszubieten.

Don Giovanni ist Mäcen und Poet zugleich, und jenes im heutigen Rom zu sein, ist ein noch größeres Verdienst, als Verse zu machen. Die jung-römische Poetenschule, von ihm angeregt und befördert, versammelt sich um ihn als eine freie und zwanglose Akademie zu gegenseitiger Ermunterung. Ich nenne nur die hervor-

tretenden Talente, welche sich bereits in selbständiger Weise bemerklich gemacht haben: Fabio Nannarelli, Ignazio Ciampi, Paolo Emilio Castagnola, Giambattista Maccari, und die Dichterin Guoli. Es hat sich diese Poetenschule unter den Auspicien Torlonia's eben erst ein Organ erschaffen, dessen Fortgang für die schöne Literatur Roms von Bedeutung zu sein verspricht. Dies ist die „Strenna Romana". Mit dem Wort Strenna bezeichnet man in Italien das, was bei uns ein Musenalmanach ist. Der römische, herausgegeben von Torlonia und Castagnola, erschien zum erstenmal zu Neujahr 1858. Er enthält Poesien jeder Gattung, und schließt auch die Prosa nicht aus; so bringt er unter anderm ein Fragment der Chronik von Viterbo des Niccola della Tuccia, welches Ciampi abdrucken ließ. Diese Vermischung von historischen Schriften mit lyrischen Poesien ist nicht zu loben, da sie den Begriff des Musenalmanachs aufhebt; ich spreche daher meinen römischen Freunden den Wunsch aus, dergleichen nicht belletristische Teile abzusondern und als ein selbständiges Heft herauszugeben. Uebrigens erklärt sich solcher Charakter aus dem Mangel an Journalen, wie aus dem Wesen der römischen Akademien, wo von Alters her wissenschaftliche Discurse mit dem Vortrag von Poesien wechseln, und von denen auch die Musenalmanache nur ein Reflex sind.

Es charakterisirt die literarischen Zustände Roms, daß die Strenna Romana nicht in der Stadt verlegt worden ist, sondern nach Florenz in den Verlag von Le Monnier auswandern mußte. Ueberhaupt haben sich alle diese römischen Poeten unter die Florentinische, rühmlichst be-

kannte Firma geflüchtet, und ihre Poesien sind dort in besondern Heften gedruckt worden.

Ich beginne mit den Gedichten des Don Giovanni Torlonia („Poesie", Florenz 1856), ein Büchelchen von nur 66 Seiten, und an Umfang das kleinste von allen übrigen. Reine und schöne Sprache, durchaus lyrische und musikalische Empfindung, entschiedene Neigung zur idyllischen Natur. Die Muse Torlonia's ist von deutscher Lyrik beseelt. Eine große Zahl seiner Lieder sind entweder Variationen zu deutschen Texten, oder Nachbildungen deutscher Gedichte. Er würde Heine oder Lenau vortrefflich in das Italienische übersetzen, wenn die Kühnheit der deutschen Metapher sich in der knappen und formstrengen italienischen Sprache wiedergeben ließe. Aber dies ist schwer und oft geradezu unmöglich, und ich erinnere mich der Versuche, die ich mit einem Poeten machte, einige Lieder Lenau's, welche ihn entzückten, ins Italienische zu verwandeln. Was im großen freien deutschen Element sich schön ausnahm, wurde im italienischen schwülstig, ja absurd und unerträglich. Wenn Lenau zum Beispiel sagt: „Der Frühling wirft die Lerchen, seine Singraketen, in die Luft", so widerstrebt dieses schöne Wagniß keineswegs unserer deutschen metaphorisirenden Bildkraft; sollte aber ein italienischer Poet vor einem Publikum recitiren: la primavera slancia le lodole, i suoi razzi di canto, nell' aria, so würde er ohne Zweifel ein unauslöschliches Gelächter erregen.*)

*) Ich bemerke, daß der römische Marchese Capranica Lenau's Albigenser und Savonarola übersetzt hat; aber diese Versionen sind noch nicht edirt.

Torlonia hat unter anderm Lenau's „Vergangenheit“ (Hesperus, der blaſſe Funken) überſetzt:

Oh quanto melanconico
E d'Espero il fulgor,
Quando scintilla languido
Tra il giorno che si muor!

Le nuvolette, simili
A impalliditi fior,
Sembra che un serto intreccino
Al giorno che si muor.

Del cuore umano i gemiti
Ma le sue gioie ancor,
Al muto avello scendono
Col giorno che si muor.

Ich ſetze den letzten Vers des Lenau'ſchen Gedichts darunter:

Friedhof der entſchlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit,
Du begräbſt des Herzens Klage,
Ach, und ſeine Seligkeit.

Die Verſe Torlonia's ſind vortrefflich, aber ſie drücken das Sentiment nicht völlig aus, und doch iſt jenes Gedicht Lenau's eines von denen, die ſich am beſten ins Italieniſche bringen laſſen. Die Ueberſetzung aber diene zum Beweiſe, mit welcher Grazie und Leichtigkeit Don Giovanni den Vers handhabt. Er hat auch die „Blumenmalerin“ Lenau's geſchickt nachgebildet; von Heine das Lied: „Ich liebe eine Blume“; von Goethe „Das Blümchen Wunderſchön“ nachgeahmt. Seine botaniſchen Studien

in der Campagna Roms scheinen ihm eine Vorliebe für diese Blumenpoesie gegeben zu haben, und so finden sich auch in der Strenna von ihm manche gute Lieder auf die Blumen des römischen Feldes. Für die Italiener haben dergleichen Poesien etwas Volkstümliches, denn sie besitzen eine eigene Gattung von Blumen-Ritornelli, welche vom Volk überall gesungen werden. Torlonia gibt endlich auch eine Nachahmung von Geibel's „Der Dichter und die Natur", und ein sehr zierliches Gedicht „Racconto", wozu er den Stoff einer englischen Ballade entlehnte.

Wir finden also in dieser römischen Poesie die Blumen unserer deutschen Romantik wieder. Es scheint als hätte die Tramontana ihren Samenstaub von den grünen Bergen Schwabens auf die finstern Trümmer des Capitols und der Kaiserpaläste hinübergetragen. Dieses Verhältniß von Rom zur deutschen Lyrik, unschuldiger als jenes von Rom zum deutschen Kaisertum, ist interessant genug. Indem es Torlonia offen ausgesprochen hat, ist er sich bewußt, daß Keime des deutschen Gesanges seiner heimischen Lyrik zur Belebung dienen können. Ein Oleanderbaum trägt freilich nur Oleanderblüten, und ein Lindenbaum nur Lindenblüten; es wäre vergebens, einen auf den andern pfropfen zu wollen. Der Genius der Italiener wird von dem der Deutschen immer grundverschieden sein, und weil die Lyrik am reinsten das innere Seelenleben eines Volks ausspricht, kann sie ursprüngliche Elemente nicht ungestraft vermischen. Don Giovanni ist weit entfernt davon, dies zu wollen, und sein Verdienst, auf die deutsche Weise aufmerksam zu machen, ist ein Verdienst literarischer Cultur. Da sich die Nationalgeister

heute an tausend Punkten berühren, sind solche Annäherungen sehr erklärlich, die Einflüsse möglich, wenn sie auch nicht tiefer gehen, als bis zur leichtern Färbung.

Fabio Nannarelli („Poesien", bei Le Monnier, 1853 und 1856) ist ein Poet von nicht gewöhnlichem Talent und einer schönen Zukunft gewiß; ein edler, dem Wahren zugewandter Sinn, der es mit dem Leben wie mit der Poesie ernst meint, und überhaupt muß von dieser ganzen jungrömischen Schule bemerkt werden, daß nicht eine Spur von frivoler Koketterie in ihr gefunden wird. Nannarelli, mit der deutschen Literatur vertraut, ein Verehrer Schiller's und Lenau's, über welchen er eine Abhandlung geschrieben hat, hat deutsche Elemente am tiefsten in sich aufgenommen, und seine Muse trägt in sich selber einen dem germanischen Wesen verwandten Zug. Seine Grundstimmung ist melancholisch, ernst und sehnsüchtig. Es ist ein Todeshauch in seiner Poesie, der von der Pyramide des Cestius ihn angeweht zu haben scheint, in deren Schatten Jung und Shelley schlafen, große Genien poetischer Reflexion, der römischen Erde so innerst fremde Fremdlinge. Die Ungenüge eines mißgestalteten Lebens, die völlig zu empfinden ein Römer von heute mehr Gelegenheit hat, als ein Engländer und Deutscher, treibt Nannarelli in die Einsamkeit des Grübelns, und sie zwingt ihm einen Cultus des Schmerzes auf, der von Sentimentalität nicht frei ist. Ueber den Widersprüchen zwischen der Sehnsucht und dem Leben, welches des idealen Vorstellens spottet, sich zu erhalten, erfaßt er mit Liebesglut die heilende Natur, wie ein Deutscher, und sucht er sich zu der Anschauung der ewigen

Harmonie des Universums als Philosoph zu erheben. Das Motto aus Tiedge:

> Suche Hoffnung, Trost und Ruh', und falle
> Weinend in die Arme der Natur,

welches er einem seiner Gedichte vorgesetzt hat (wie er andere Sprüche aus Schiller und aus Shakespeare's Hamlet nahm), bezeichnet durchaus die innere Richtung seines poetischen Naturells, aber auch die Verirrung in ein träumerisches Wesen, das dem Schmerz die schöne Körperlichkeit raubt und Gedicht und Dichter bisweilen in das nebelhafte Reich der Schatten hinunterzieht. Ich finde dies klar in dem Gedicht: „Eine Stimme und der Dichter"; ausgesprochen. Die Stimme ruft: Was sinnst du, Dichter, so nachdenklich? Schmücke dir frisch die Stirn mit dem Kranz der Liebe. — Der Poet: Die Liebe war ein Traum, er verblühte wie die Rosen. — Stimme: So wende dich an die Natur! — Poet: Es erhebt sich aus ihr nur Seufzerschall. — Stimme: So wende dich ans Wissen. — Poet: Die Seele schaudert vor dem Licht der Wahrheit, sie faßt es nicht. — Stimme: Was bleibt dann noch übrig? — Poet: Die Lust der Tränen und das Ausruhen im Mysterium des Grabes. — Man sieht, wohin diese Skepsis führt; die Natur, in deren Armen der Dichter Heilung suchte, wird ihm zu einem seufzenden Gespenst, und er selbst wiegt sich in wesenlose Todessehnsucht ein. Die Sentimentalität eines Jacopo Ortis ist einigermaßen verzeihlich, weil sie doch mit Bewußtsein auf dem Grunde des Nationalunglücks ruht, das ein patriotisches und zart organisirtes

Gemüt im Tiefsten erschüttert; doch die melancholische Selbstvernichtung und die Verleugnung aller gesunden Praxis ist nicht erträglich, wenn sie nur als lyrisches Fühlen in den gestaltlosen Lüften schwebt.

Der romantische Cultus des Schmerzes scheint wie eine Cholera durch die Literaturen zu wandern; unter den Römern aber nimmt er sich seltsam aus. Mögen sich die Poeten Roms vor der Ansteckung bewahren, sonst erleben wir es noch, daß der Geist Werther's im Mondscheindämmer des Colosseums mit Förster's Reisehandbuch unter dem Arm spazieren geht. Zwischen dem Schmerz und dem Mysterium des Grabes steht immer, selbst für einen unglücklichen Römer von heute, das Wissen und die Arbeit. „Travailler sans raisonner", sagt der Philosoph Martin zum großen Philosophen Pangloß, „c'est le seul moyen de rendre la vie supportable", und wenn die römischen Poeten sich zu einer ihnen nicht nationalen Sentimentalität verführen lassen, so mag man ihnen mit Recht zurufen: „Cela est bien dit, Romains, mais il faut cultiver votre jardin!"

Indeß der Dichter erhebt sich durch die Kraft seiner Natur glücklich über diese modischen Anwandlungen nervöser Abspannung in das sonnenklare Reich des Schönen, und läutert seinen Erdenschmerz an der Betrachtung der ewigen Gesetze des Alls. Sein schönstes Gedicht, dessen sich Terenzo Mamiani nicht würde zu schämen brauchen, ist Vignanello. Er befindet sich an jenem reizenden Orte des ciminischen Bergwaldes bei Viterbo, und in das Anschauen der großen und blütenvollen Natur versenkt, schlägt er seine Harfe in starken und reinen Tönen. Der

erste Teil dieses längeren Gedichts, „Venere e Sirio“ überschrieben, ist eine treffliche Variation von Naturbildern und philosophischen Betrachtungen, und indem jene beiden Sterne, wahre Nachtsonnen am Himmel des Südens, mild und ruhig auf ihn niederblicken, ruft ihm der eine zu: „liebe!“ — der andere aber: „denke!“ Er spricht damit die beiden Mächte aus, welche die moralische Welt durchströmen und regieren, und wodurch das Körperliche mit dem Intelligibeln in Harmonie gebracht wird. Die sanfte pantheistische Melancholie des Gedichts thut wol, weil sie selbst der Ausfluß versöhnten Gefühles ist, und der Geist nicht mehr als ein zufälliges Atom des Schmerzes an sich verzweifelt, sondern im Wesen der Gottheit sich befreit und begriffen weiß, wo più aperto revelasi l'eterno amor.

Jedesmal wo der Poet die Region des unbestimmten Fühlens verläßt und sich an ein Reelles anlehnt, ist er glücklich. Die Klage „a un bambino“ beim Anblick eines spielenden Kindes, ist wunderschön, und zu dem Seufzer:

Die Pfade des Lebens sind erst mit Rosen bestreut,
Mit Rosen darauf und mit Dornen, dann nimmer mit Rosen,

haben wir nichts hinzuzufügen, als den Seufzer der Bestätigung. Ein anderes Gedicht: „La viola dell' addio“, ist nicht minder reizend, die Klage eines Mädchens über einem Veilchen, das ihr Geliebter ihr gab, als er in den Krieg zog. Die zarte Innigkeit und Reinheit des Gedichts erinnert an Chamisso.

Nannarelli ist in jüngster Zeit auch mit einem kleinen Epos „Guglielmo“ in versi sciolti aufgetreten. Er be-

handelt darin die Geschichte einer unglücklichen Liebe, und versichert, daß ihr ein wahres Factum zu Grunde liege. Guglielmo, durch politische Verhältnisse gezwungen, in der Werkstatt eines Bronzegießers ein Asyl zu suchen, liebt die Tochter seines Meisters; er stellt ihr schönes Antlitz glücklich in Erz dar; wir finden ihn über dieser Arbeit, und erfreuen uns an einer wahrhaft gelungenen Scene. Aber was der Dichter in diesem vortrefflichen Eingang verspricht, erfüllt er nicht; es kommt nirgends zum Fortschritt der Handlung. Daß ein junger Mann ein Mädchen liebt, ohne von ihm wieder geliebt zu werden, mag ein Unglück sein, ist aber noch keine Tragödie. Wenn er sich darüber das Leben nimmt, können wir seine Schwäche nur beklagen, sobald dieser äußerste Entschluß nicht durch tragische Verwicklungen von Schuld und Irrtum motivirt ist; wenn er aber gar in den Hochzeitsaal seiner Geliebten stürmt und sich vor ihren entsetzten Augen in der Raserei ersticht, so werden wir gestehen, daß er weder das Mädchen wahrhaft liebte, noch von ihm geliebt zu werden verdiente. Eine grelle That nur barbarischer Passion verrät ein ungebildetes Gemüt, und mag sie immerhin im wirklichen Leben sich ereignet haben, sie fällt ohne Frage aus dem Bereich poetischer Darstellung. Obwol sich auch in diesem verunglückten Versuch die poetische Kraft nicht verleugnet, so möchte er doch darthun, daß der Dichter weniger für epische oder dramatische Poesie begabt sei. Er besitzt im hohen Grade die Eigenschaften, welche einen hervorragenden Lyriker verheißen, Schwung der Phantasie, Bildkraft, Wärme des Gefühls, Kraft in der Reflexion; sein Geist ist durch Studium und

Nachdenken genährt, und unfähig sich in klingenden Phrasen zu genügen. Dieses schöne Talent kann eine Zierde Roms sein, wenn es sich vor Abwegen bewahrt und wenn es, den wahren Quellen der Poesie, der inneren Erfahrung im Leben nachgehend, sich daran erkräftigt, der Phantasie verbietet, in der Sphäre des Abstracten zu weit umherzuschweifen, und endlich den innern Drang des Gemüths an das Ereigniß und das Gestaltete wendet.

Ein heiterer, begabter Dichter von romantischer Färbung ist **Ignazio Ciampi**. Ihm gelingt ein sangbares und melodisches Lied sehr gut, wie das folgende, die Fata Morgana:

Die Erde der Sel'gen
Zu suchen, mit Mut
Vertraut' ich dem Schiff mich
Und wallender Flut.

Da lachte ein Ufer,
O lachender Hohn!
Schon weiter und weiter
Mir war es entflohn.

Ich ahnte der Zukunft
Verworrenen Lauf,
Der graue Pilote
Versetzte darauf:

Ihr sahet die Fata,
Sie lachte, denn wißt:
Auf Erden die Erde
Der Seel'gen nicht ist.

Ciampi hat eine bewegliche Phantasie, angenehme Sprache und leichte, gefällige Bilder. Manches gute Lied

wird eine vermehrte Ausgabe seiner Gedichte bringen; die vorliegende enthält nur einen geringen Teil seiner lyrischen Poesien, und merkwürdigerweise auch Nachahmungen russischer Lieder. Die russische Sprache, für die Römer Sprache absoluter Barbarei, ist freilich nicht nach Rom eingedrungen; Ciampi hat sich nur Lieder Puschkin's von einem Freunde in italienische Prosa übersetzen lassen und diese dann in Verse gebracht, um seine Landsleute zu überzeugen, daß auch unter dem Bärenpelz ein poetisches Herz schlagen kann. Auch diese Erscheinung, welche vor Jahren in Rom unerhört gewesen wäre, ist ein Beweis mehr von der allgemeinen Circulation der europäischen Literatur. Rom ist im Winter ein Hotel aller Nationen; alle Sprachen werden dort vernommen, Literaturen dort aus der Fremde hinübergeführt: kein Wunder, wenn in dieser Weltstadt der Einfluß des Nichtnationalen sich geltend zu machen beginnt. Es mag immerhin dazu beitragen, den heimischen Horizont zu vergrößern; nur ist nicht jede Nationalität fähig, eine belebende Wirkung auszuüben, und es gibt keine, welche von dem italienischen Naturell weiter entfernt wäre, als die russische. Solche Versuche, wie Ciampi machte, sind daher nur als ein literarisches Curiosum zu betrachten. Ein größeres Verdienst würde sich der römische Dichter um seine Nation erwerben, wenn er fremde Poeten einführte, deren Gedichte entweder eine innere Vermittlung zu seiner Heimat haben, oder einen absolut classischen Wert besitzen. Da er mit großer Gewandtheit die Ottava rima handhabt, so würde er wol geeignet sein, den Childe Harold gut zu übersetzen.

Ciampi hat seine Begabung für die Romanze in Stanzen wiederholt gezeigt. Zwei Novellen in Versen, „Serena" und „Stella", sind von ihm geschrieben, die erste in drei, die andere in fünf Gesängen. Jene ist einer toscanischen Legende, diese einer normännischen Sage entlehnt; beide sind durchaus romantischer Natur, Liebesgeschichten mit abenteuerlichen Schicksalen und phantastischen Scenen. Der erzählende Ton ist leicht und fließend, die Schilderungen, namentlich in der Stella, die einige gute Partien enthält, sind warm und lebhaft. Indeß unsere Zeit hat für dergleichen ritterlich-phantastische Gemälde den Sinn verloren. Es thut Realität not und psychologische Vertiefung in die Charaktere. Es scheint, daß die Italiener für Ballade und Romanze nicht glücklich begabt sind, ich kenne wenigstens keine gelungenen Versuche der Art in ihrer Literatur, und ich nehme den Venetianer Carrer nicht aus. Novellen in Versen endlich mißraten, weil sie eine Zwitterhaftigkeit an sich tragen. Es kommt darauf an, daß Ciampi einen Stoff auffinde, der seinem Erzählertalent so angemessen sei, wie dem Verständniß der Zeit, und ich meine, er wäre wol geeignet, Novellen in Prosa aus dem Leben Roms zu schreiben; er würde damit ein Feld cultiviren, das in seiner Vaterstadt bisher völlig vernachlässigt ist.

Theresa Gnoli, eine Römerin, deren Gedichte dem Musenalmanach zur Zierde gereichen, besitzt ein wahrhaftes poetisches Talent, das sich bereits in weiten Kreisen Anerkennung erworben hat, ein ernstes und sinniges Gemüt, welches in schönen Formen sich ausspricht. Patriotismus belebt ihre Muse, die sich unter die Männer

wagt, im Namen der Frauen des Vaterlandes ihre Gaben auf den Altar der nationalen Cultur niederzulegen. Die Frauenliteratur, in England, in Frankreich, Amerika und Deutschland so zahlreich und von einem Einfluß auf die Gesellschaft, wie er zuvor noch niemals erlebt worden, ist im heutigen Italien sehr klein. Der männliche Geist scheint in Europa, was die poetische Production betrifft, heute den Frauen das Feld zu überlassen, oder mit ihnen nur in der Gattung des Romans zu wetteifern; nur in Italien sind die Frauen noch nicht hervorgetreten. So wunderlich es nun für alle diejenigen klingen mag, welche nicht Jahre lang mit den Italienern verkehrt haben, so ist es doch wahr, daß die Frauen nirgend in Europa häuslicher leben und mehr die Oeffentlichkeit scheuen, als in diesem Lande. Ihre Erziehungsanstalt ist noch größtenteils das Kloster; ihr Anteil an den öffentlichen Fragen der Gesellschaft und des Staats ist der bescheidenste, den man sich denken kann. Es gab im energischen und romantischen Mittelalter einige Frauengestalten, welche die großen Dichter Italiens als ihre Musen öffentlich feierten; dies war ein poetischer Madonnencultus, denn sie stellten, namentlich Dante und Petrarca, Frauen in den Mittelpunkt ihrer Dichtung als die mystischen Sonnen, von denen diese ihr poetisches Licht erhielt. Später sangen und dichteten die Damen selbst, und es ist merkwürdig, daß es gerade Rom war, wo die berühmteste Dichterin der Italiener herstammte, wenn auch nicht das ausgezeichnetste poetische Talent unter den Römern überhaupt. In neuern Zeiten glänzten noch hie und da Frauentalente in Rom

durch die Gabe der Improvisation, keines durch selbständige Leistungen von künstlerischem Wert.

Es wäre ungerecht, die Poesien der jüngsten römischen Dichterin in Parallele mit den Gesängen der Vittoria Colonna zu beurteilen. Im Gegenteil ist es sehr rühmlich, daß Fräulein Gnoli nicht den Spuren ihrer Vorgängerin nachgeht, daß sie jene metaphysischen Sonette auf Goldgrund nicht nachzuahmen sucht. Ihre Poesien sind völlig zwanglos ihr eigen. Sie wendet sich nur bisweilen erinnernd in das Vergangene, und sie hat in einem ihrer besten Gedichte, „Begegnung der Beatrice und Laura im Paradiese", die Schatten dieser beiden berühmten Musen mit ächt weiblichem Sinn heraufbeschworen. Schwesterlich tauschen sie ihre Reden und Erinnerungen aus und schweben dann als zwei Sterne durch das Paradies:

Nova traciando via
Di luce e d'armonia.

Gleiche Auszeichnung verdient ein Gedicht auf die Katakomben Roms, dieses ungeheure Schattenreich der Vergangenheit, ein Labyrint der Zeit, das Tod und Geschichte unterhalb Roms in langen Jahrhunderten gedichtet haben. Die Schilderungen der Dante'schen Unterwelt sind nicht schauerlicher als diese Grüfte, wo das Fackellicht endlose Gänge aus schwarzem Tuff, Sarkophage, leere Nischen, Knochen, byzantinische Gemälde, Inschriften überflackert, und Dante selbst würde, um sich in diesem Tartarus zurecht zu finden, einen Virgil zum Führer gebraucht haben. De Rossi, der gelehrte Epi-

graphiker, ist jetzt der Virgil jener Unterwelt, und beim Lesen des Gedichts von Fräulein Gnoli erinnere ich mich gern, daß ich eben in Gesellschaft dieser Poetin und der neapolitanischen Improvisatrice Giovanna Milli unter de Rossi's Führung einen Teil der Katakomben durchwanderte, „Hierusalem civitas et ornamentum martyrum Domini", wie das Motto des Gedichts (eine alte Inschrift aus dem dritten Jahrhundert) es sagt.

Fräulein Gnoli läßt unmittelbar auf die Nacht der Katakomben den Hymnus des Homer „An die Sonne" folgen, und befreit uns wolthätig aus dem Schauder der Finsterniß durch den Anblick des Urquells alles Lichts und aller Intelligenz. Ein religiöser Genius spricht sich rein in diesen Gesängen aus, und es scheint, daß die eigentliche Kraft der Dichterin in dem Hymnischen und Contemplativen bestehe. Sie versuchte sich mit weniger Glück in einem lyrischen Drama, „Torquato Tasso in Sorrent". Dieses melodramatische Genre ist nachgerade ungenießbar geworden, und selbst Pastor Fido und Aminta zwingen uns kein Lächeln mehr ab. Nur aus den Händen eines Dichters, dem in ausgezeichnetem Maße dramatische Kunst und lyrischer Zauber eigen sind, kann ein gutes Melodrama hervorgehen, und so ist „Echo und Narciß" von Calderon die schönste Erscheinung unter allen diesen schäferlichen Singspielen. Wenn man den guten Chorgesang im Eingange des „Tasso in Sorrent" ausnimmt, so zerfällt das Uebrige in ein nichtiges Spiel; und die Figur des großen Poeten, der, seine Heimat und seine Schwester zu überraschen, selbst in einer schäferlichen Verkleidung auftritt, sinkt mitten unter diesen Hirten, die

doch weder sein Genie noch sein Schicksal zu fassen im Stande sind, zu einer Marionette herab. Der Gedankengehalt aber ist schon um des idyllischen Apparats willen unbedeutend, und das ganze Gedicht möchte nur das Verdienst des Beweises haben, daß diese unnatürliche Gattung völlig abgestorben sei.

Paolo Emilio Castagnola und Giambattista Maccari. Ihre Musen sind einander verwandt. Wir finden auch in ihren Poesien die unvermeidliche Klage über die Misèren der Gegenwart; die krankhafte Lebensanschauung Leopardi's, daß es auf Erden nichts Reelles als den Schmerz gebe (tutto fuorchè il duolo è vano) hat auch diese Herren angesteckt, jedoch ist sie ihnen nur angeflogen, wie der Geruch des Moschus sich an die Kleider gesunder Menschen heftet, die durch das Haus eines Sterbenden gegangen sind. Im Grunde sind beide Poeten frische Naturen, und sie würden mit männlicher Energie nicht eingebildete Schmerzen der Jugend, sondern die wirklichen Leiden ihres Vaterlandes aussprechen, wenn sie ohne Furcht vor dem Exil es thun dürften. In beiden läßt sich ein tüchtiger Sinn für das Geschichtliche und Reelle erkennen.

Castagnola hat das tragische Ende Conradin's, seine verrätherische Gefangennahme im Schloß Astura am römischen Meer und seinen Fall in einer Romanze „Emellina" besungen. Dies ist der Name der jungen Tochter Frangipane's, welche, in dem einsamen Castell zwischen Himmel, Wald und Meer erzogen, den jungen Conradin erblickt, liebt und vergebens zu retten sucht. Der Stoff ist recht gut, das Gedicht ist es nicht immer. Die Ottave ist nicht

edel genug, ſie ſchwankt zwiſchen dem cultivirten Stil und dem Volkston der Chronik, die Charaktere ſind zu ſehr in romantiſche Schwärmerei aufgelöst. Doch gibt es in dieſem Epos einige Stellen von lyriſcher Schönheit, ſo namentlich der Abſchied Emellina's. Sie ſitzt träumeriſch in ihrem Turmgemach, die Harfe in der Hand; ihr präludirender Ton erweckt einen Vogel im nahen Walde, ſie lauſcht deſſen Klagen, und ihre erwachende Seele ſtimmt nun ſelbſt einen ſchwermütigen Geſang an.

Wenn ſich Caſtagnola hie und da zu einem Geſang von wirklich politiſchem, auf die Gegenwart bezogenen Inhalt hinreißen läßt, ſo ſpricht Giambattiſta Maccari ſeine Gedanken noch freier aus. Der politiſchen Muſe wird in Rom einigemal des Jahres Gelegenheit geboten, ſich hören zu laſſen. Wenn der fabelhafte Geburtstag der ewigen Roma in den Akademien der Stadt gefeiert wird, ſo erheben ſich dort die Poeten in Schmerz, und die Cardinäle haben ſich auf ihre Sonette gefaßt zu machen. Eine andere Gelegenheit, in Verſen kühn zu reden, iſt der Todestag des Taſſo, eine dritte die Preisverteilung in den Akademien der bildenden Künſte. Es gibt daher keinen Poeten in Rom, der nicht dieſen Feſten ein patriotiſches Wagniß widmete, und es geſchah wegen eines ſolchen Gedichts auf die Gründung Roms, daß ſogar der Verkauf der völlig unpolitiſchen Poeſien Torſonia's dort verboten wurde. Recht tüchtige Verſe ſchrieb Maccari für jene Gelegenheiten. Seine Stanzen: „Nol dì natale di Roma“, reden eine kräftige Sprache. Er ruft den römiſchen Männern zu:

O Bürger, die ihr hinter euch gelassen
Des Ruhms erhab'ne, herrliche Ruinen,
Die nutzlos meine Klagen nur umfassen,
Wenn sie in Schmerzensnächten mir erschienen,
Für euch nur öde Prunkgemächer passen,
Die ihr durchgähnt mit arroganten Mienen;
Dort prahlt die Dummheit auf den weichen Kissen,
Dieweil verachtet und verbannt das Wissen.

Und den römischen Frauen:

O Frauen ihr, jetzt gebt ihr hin euch denen,
Die reich an Ländern nur und goldnen Scherben;
Jetzt sinnt ihr nur darauf, wie euren Söhnen
Ihr eitle, todte Schätze mögt erwerben;
Indeß die zarten Kinder sich an Schein gewöhnen,
Und frühe durch Unwissenheit verderben.
Es sprießt der Nachwuchs auf im Unverstande,
Und seine Frucht in Zukunft ist die Schande.

Nicht minder energisch sind Maccari's Sonette bei Gelegenheit der Preisverteilung an die Künstler. „Italien", ruft er aus, „deine stolzen Monumente sind nur stumme und nutzlose Steine, wenn du deine heimische Schule nicht mit hochherzigen Geistern neu belebst. Verflucht sei der, welcher dich mit der großen Vergangenheit schmeichlerisch tröstet! Denn was hilft es euch, ihr entarteten Enkel, mit dem Ruhm eurer Ahnen zu prunken, wenn ihr selbst in der Welt unbekannt geblieben seid?"

Che vi giova, o degeneri nipoti,
L'andar superbi della gloria avita,
Se fatti siete a tutto il mondo ignoti!

Solche männliche Stimme der Wahrheit nimmt sich in den Ruinen Roms gut aus, und die römischen Epigonen mögen ihrem entrüsteten Poeten danken.

Maccari wendet sich mit lebhaftem Schritt in die Gegenwart, und von gähnenden Ruinen und Palästen zu den Hütten des Volks. Schon bei Castagnola finden sich einige Stornelli oder Verse in volksthümlicher Weise, und noch mehr schöpfte Maccari aus dem Leben. Er dichtete einige „Balladen", die uns volksthümliche Gestalten aus der Campagna Roms vorführen: so „die Verkäuferin von Erdbeeren", die mit ihrem zierlichen Korbe von den Bergen nach der Stadt kommt. Der Refrain dieses Gedichts ist:

E venuta in città la montanina,
Chi vuol comprar la fragoletta alpina?

So die Pastorella oder Hirtin, die Boscajuole, arme Mädchen, welche auf dem Gebirg Holzreiser sammeln und die zu einem Bündel vereinigte Last auf ihren Köpfen in die Städte hinuntertragen; so die Idyllen: „Der Schnitter", und die „Cicoriara". Das letztere Gedicht ist sehr glücklich und naiv; es schildert eines jener Landmädchen, welche in der Campagna den Cichoriensalat lesen, um ihn in der Stadt zu verkaufen. Ihrer viele sitzen in ihrer ländlichen, saubern Tracht täglich am Pantheon, oder auf der Piazza Navona. Maccari zeigt in diesen Schilderungen eine wirklich poetische Natur; man sieht, daß seine Muse die frischen Lüfte der Campagna geatmet hat, und so sind auch seine Lieder eine Erquickung. Möchten seine römischen Genossen solche

Wege nicht verschmähen, möchten sie aus den wirklichen Zuständen ihres Volks schöpfen; hier sprudelt manche Quelle der Kräftigung für ihre nationale Poesie.

In diesem Sinn begrüße ich mit Freude eine kleine Sammlung von Volksliedern, welche die römische Strenna unter dem Titel: „Saggio di canti popolari di Roma, Sabina, Marittima e Campagna" aufgenommen hat. Die Herausgeber verdanken sie der Mühe des Herrn Visconti, der zum erstenmal im Jahr 1830 eine Sammlung dieser Art veranstaltete. (Saggio di canti popolari della provincia di Marittima e Campagna. Roma 1830.) Die vorliegende ist eine kleine, aber äußerst wertvolle Nachlese. Sie besteht aus Blumen-Ritornelli der römischen Campagna, aus sabinischen Vierzeilen, endlich aus zehnzeiligen Stanzen, welche der Marittima und lateinischen Campagna angehören.

Die Ritornelli sind reizende Feldblumen, frisch und duftig auf dem Gebirg oder in der Ebene gewachsen. Es gibt dort kaum Blume oder Blüte, die dem Volk nicht zu einem Symbol würde. Der Landmann heftet gern einen sentenziösen Einfall an eine Blume, und wenn er bei seiner Arbeit Rose, Narcisse, Margeritine, Viole erblickt, so lockt's ihm sein Ritornell hervor. Jede Pflanze blüht ihm als ein kleines heimatliches Gedicht entgegen, jede redet ihn in sinnigen Dreizeilen an. Diese eigentümliche Blumensprache erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, oder blüht ab, und erzeugt sich jeden Tag neu und vielfach wieder. In ganz Italien ist diese poetische Gattung zu Hause; die Ritornelli wandern mit den Arbeitern des Feldes, und man singt bisweilen dieselben Blumen-

reime in der Maremma, in Corsica, im Römischen. Toscana, der Culturgarten Italiens und ein Land, wo vielleicht seine glücklichste Bevölkerung lebt, scheint die wahre Heimat dieser Ritornelli zu sein. Ihre Kunst ist althergebracht und sehr einfach. Die erste kurze Zeile enthält gewöhnlich nur den Namen der Blume, die beiden folgenden elfsilbigen Zeilen sprechen den Gedanken aus, so daß die letzte mit einem Reim auf die Blume schließt, die mittelste aber in der Regel assonirt.

Ich gebe einige römische Ritornelli:

1.

Io benedico de la rosa 'l fiore;
Quest' è la sorte de le cose care,
S'acquista 'n pianto, e se lascia 'n dolore.

Ich segne die Rose von Herzen;
Das ist das Ende von alle dem Schönen,
Gewonnen in Tränen, gelassen in Schmerzen.

2.

Akazie, wie lieblich dein Blühn!
Wäre dem Seufzer die Sprache verlieh'n,
Nicht bessern Gesandten wol gäb' es als ihn.

3.

Dorn mit stechendem Blick;
Ging er am Abend mit grimmigem Zorn,
'ne Stunde vor Morgen, da kommt er zurück.

4.

Ulmen-Blüte, so schön!
Wär' mir die Brust doch gemacht von Crystall,
Was ich nicht sagte, du könntest es seh'n.

5.

Kirſch-Blütenſtrauß;
Ob wahr ſeine Liebe, ich merk' es daraus,
Erſt von der Kirche ſpricht er, und dann vom Haus.

6.

Ich ſegne das Veilchen, es ſpricht:
Weil ich nicht ſchön bin, verachte mich nicht,
Mein Herz iſt viel ſchöner als mein Geſicht.

7.

Ritornell ohne Blume.

Vogel, was ſoll dein Singen bedeuten?
Sind es, Traut-Vögelein, eigene Leiden?
Ich will mit den meinen dich gern begleiten.

8.

Ich liege im Fenſter, da ſehe ich Meer.
Alle die Barken, die ſehe ich kommen,
Die Barke des Liebſten kommt nimmermehr.

M'affaccio a la finestra, e vedo mare.
Tutte le barche le vedo venire,
Quella dell' amor mio non vuol tornare.

Letzteres maleriſches Ritornell findet ſich auch in der Sammlung der toscaniſchen Volkslieder von Tigri, aber es verändert vedo mare in vedo 'l mare, was viel weniger ſagt. Tigri hat allein 425 ſolcher Ritornelli oder Stornelli, wie die Toscaner ſagen, geſammelt und darunter wahre kleine Edelſteine der Poeſie. Der beliebte Eingang: m'affaccio alla finestra kehrt in manchen wieder, ſo in dem köſtlichen:

Ich liege im Fenſter, da ſehe ich Nacht;
Mit den Tränen bethau' ich die Steine:
O Quelle der Schönheit, nun gute Nacht!

M'affaccio alla finestra, e vedo notte;
Con le lagrime mi bagno le lastre:
O fonte di bellezze, buona notte!

Ich ſetze ein ſicilianiſches Blumenritornell vom Aetna her:

Sciuri d'Aranciu:
Tutti li beddi di ssu mmmu mmmu
C'un capiddu di tia non ci li canciu.

Orangenblumen zur Zier:
Ich nähm nicht die Schönen der ganzen Welt,
Um ein einziges Haar von dir.

Außer dieſen kleinen reizenden Reimen verdienen auch die Zehnzeilen aus der Marittima Roms Auszeichnung. In Toscana nennt man dieſe Gattung Rispetti; die Zahl der Zeilen iſt dort in der Regel acht, und ſie ſind zu einer Strophe verbunden. Indeß gibt es dort auch zehn- und mehrzeilige, während ich von römiſchen nur Zehnzeilen mit durchgeführtem gekreuztem Zwei-Reim kenne; die letzten zwei Zeilen ſind bisweilen Plattreime. Dieſe Strophen enthalten entweder moraliſche Sentenzen, die bisweilen kunſtvoll aus Sprüchwörtern zuſammengeſetzt ſind, oder ſie ſind geradezu Liebesgeſänge oder Serenaden in naivem Volkston. Von der erſten Gattung iſt die folgende:

Wir ſind all von einem Stamm ſo viel Aeſte,
Wir ſind all von einem Aſt ſo viele Aepfel,

Wir sind all von einem Tuch so viele Fäden,
Wir sind all von einer Glut so viele Flammen
Wir sind all von einem Eisen so viele Bleche,
Wir sind all von einem Quell so viele Bäche.
Adam war der Stamm, wir sind die Aeste,
In guten Sitten zeigt sich nur der Adel.
Das sag' ich zu dir, o Mädchen, daß es dir bliebe,
Und reicht es nicht hin: alles vergleicht die Liebe.

Von der zweiten Gattung:

Ich hörte, Geliebter, du willst mich verlassen,
Spiegel der Seele, du ziehst in die Weiten.
Und willst du den grausamen Willen nicht lassen,
Mit meinen Tränen dich will ich begleiten.
Mi Dornen bestreuen will ich die Straßen,
Daß du nimmer vermögst darüber zu schreiten;
Die Sonne am Himmel, die mach' ich erblassen,
Finsterniß will um die Wege ich breiten.
Ich hörte, Geliebter, du willst mich verlassen,
Spiegel der Seele, du ziehst in die Weiten.

Die Naivetät dieser Volkstöne, durch dialektischen Reiz doppelt wirksam, verwischt sich in jeder, besonders in einer sorgsamen Uebersetzung, und ich stehe davon ab, noch mehr dieser Strophen zu geben.

Die Pflege der Volkslieder ist seit zwei Decennien in Italien sehr gefördert worden; viele Sammlungen von Canti popolari sind entstanden; in neuester Zeit aber zeichnen sich vor allen andern aus die Sammlung von umbrischen, ligurischen, picenischen, piemontesischen, lateinischen Volksliedern des Oreste Marcoaldi (Genua 1855); die Canti popolari Toscani, gesammelt von Tigri (Florenz bei Barbera und Bianchi 1856), ein wahrer Schatz von

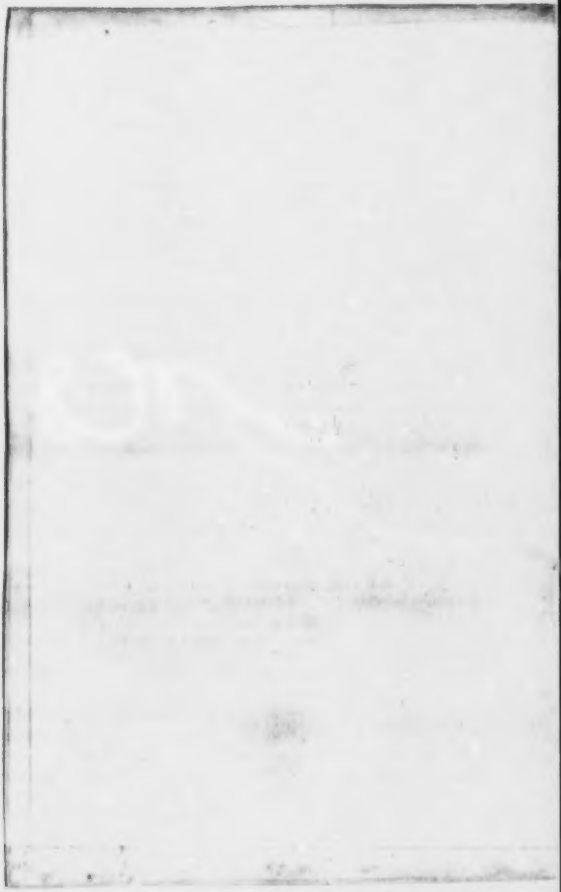
bewunderungswertem Reichtum; endlich die Canti popolari Siciliani in der Sammlung des Lionardo Vigo von Aci Reale (Catania 1857). Nur die Insel Sardinien, eines der merkwürdigsten Länder Europas und durch ihre Dialecte so wichtig, bleibt völlig zurück, während das kleine Corsica dem Dichter Salvador Viale die Sammlung seiner schönen Volksgesänge verdankt.

Ich schließe meinen Bericht über die römischen Poeten der Gegenwart, deren rühmliche Bestrebungen ich als Gast unter ihnen nun seit Jahren mit lebhaftem Anteil verfolge; ich schrieb ihn als einen brüderlichen Gruß und Glückwunsch, der meinen Freunden nun in deutscher Sprache über die Alpen in die Stadt kommen soll. Sind wir doch alle, ob Römer oder Deutsche, „von einem Stamm so viel Aeste, von einer Glut so viele Flammen".*)

*) Seit dem Jahr 1858, in welchem ich diese Blätter schrieb, hat sich in den literarischen Kreisen Roms manches verändert. Der treffliche Giovanni Torlonia starb am 9. November 1858 im Alter von 27 Jahren; ein empfindlicher Verlust für die junge Poetenschule. Nannarelli ward als Professor an die Akademie von Mailand berufen; der Advocat Ciampi hat mit anerkennenswertem Mut sein Talent weiter gebildet, und ist in dieser Zeit mit Glück als Komödiendichter hervorgetreten. In den letzten Jahren ist auch der römische Offizier Muratori als gewandter Dramendichter bekannt geworden.

Avignon.

1860.



Ein unverlöschlicher Zauber liegt in dem Namen der „Provence"; dieses sangberühmte und sonnige Land, reich an Oel und Wein, von einem herrlichen Strom getränkt, von tausend Erinnerungen der Vorzeit beseelt, zieht jeden Nordländer noch heute magisch an. Der romantische Abglanz von Liedern der Troubadours ruht auf ihm wie die Glorie einer blutig versunkenen Sonne; denn jene reizende Epoche mittelalterlicher Poesie ist tief tragisch mit der Ausrottung der Albigenser verwebt, der kühnen Ketzer und Helden des Gedankens, mit denen die Dichtkunst der Provence, die Freiheit südgallischer Städterepubliken, die gesellige Blüte des Landes in Blut verdarben.

Das Mittelalter hat hier einen seiner Gipfelpunkte; seine Contraste, überall grell und schreiend, scheinen es hier um so mehr: Freiheit und Despotie; Liebes- und Lebenslust und die Inquisition; Blumen und Sängerfeste und qualmende Scheiterhaufen; Giraut von Borneil und Pierre de Castelnau; Bertrand de Born und der heilige Dominicus. Dazu kommt der Reiz einer melodischen, berühmten, nun allmälig untergehenden Sprache, der

ältesten unter den romanischen, in welcher lange Zeit gedichtet und geschrieben ward ehe das Italienische sich zur Schriftsprache erhob: der Sprache von Oc oder Occitanien, die in sich selbst alle drei Hauptmundarten des Romanischen: das Italienische, das Spanische, das Französische, aus Gründen geographischer Berührung zu versammeln scheint.

Und so gibt es in ganz Frankreich kaum eine Provinz, die man mit gleich großer Spannung betreten wird. Aber der Bahnzug fliegt gar zu schnell, und die seltsam gestalteten Gegenden, die roten Felsen und ihre zersplitterten Burgen, die finstern Städte, die lachenden Ufer der Ströme, die Fruchthaine und Weinberge eilen dem Blick vorüber mit derselben Hast wie es die Schatten der Geschichte thun, welche der Reisende hier heraufbeschwört: die Boso von Arles, die Raymund von Toulouse, Simon und Amaury von Montfort, die Grafen von Beaux und Orange, Innocenz III., Karl von Anjou, Louis VIII., Dominicus, die Troubadours, die Heiligen, die Helden, die sieben Päpste Avignons.

Die Provence stellt sich indeß keineswegs als ein Paradies dar; man möchte sie oft einer arabischen Wüste vergleichen. Die Gegenden sind felsig und sonnverbrannt, oft von einer wilden und bizarren Melancholie und einem schneidenden Ernst. Als ich dieses dürre Land sah, begriff ich recht gut, daß es der Schauplatz von vielen fanatischen Religionskriegen sein konnte, daß auf diesem glühenden Boden ein leidenschaftliches Geschlecht wachsen muß, daß hier wie in Calabrien die verschiedenartigste Neigung der Geister, asketische Schwermut, finstre Schwär-

merei, Renaissance des alttestamentlichen Prophetentums, kühne philosophische Skepsis und Freiheitsglut ausgebildet werden konnten.

Liegt noch heute der Fluch der furchtbaren Kreuzzüge gegen die Albigenser, der Hugenotten-, der Cevennenkriege, der Dragonaden Ludwig's auf Südfrankreich? Es möchte so scheinen: die öden Städte, die überall auf den Felsen starrenden Burgtrümmer erzählen noch von jenen Epochen, wie von den Jacqueries der französischen Revolution; aber sie lassen uns den Untergang der feudalen Tyrannei schwerlich beklagen. Doch nicht die zerfallenen Burgen allein bringen diesen düstern Charakterzug hervor; da sind die Dörfer und Städte, aus dem rötlich-gelben Felsgestein gebaut, auf welchem sie unter Maulbeerbäumen und silbergrauen Oliven in der flammenden Sonnenglut trauern. Ich sah kaum in den wildesten Gebirgen des Kirchenstaats, auf den Volskerbergen, in der Sabina, oder kaum in Corsica, gleich triste und gleich trostlose Orte. Diese provençalischen Ortschaften sind klumpenweise aufgebaut, die Häuser aus rohen und kurzen Steinen zusammengeklebt, mit abgeschrägtem Dach, klein und hüttenähnlich, hie und da mit Fenstern ohne Scheiben, die nur durch hölzerne Läden geschlossen werden, versehen. Bisweilen hat die ganze Wand nur ein Fenster und eine kleine Thür. Die Straßen sind unreinlich, enge und finster, schief und krumm, ja oft kaum Straßen zu nennen, da die Wohnungen entweder ganz zerstreut oder so dicht aneinandergedrängt liegen, daß sie Gassen bilden, welche viel eher dem Rinnsal eines mäandrischen Bergbaches als einer Straße des Menschenverkehrs gleichen.

Ein zerstörtes Schloß liegt in der Regel über jedem Ort, als ein Kainsmal des blutigen Mittelalters an seiner Stirn. Die bildende oder verschönernde Hand der Kunst wird kaum sichtbar, selbst die Kirchen ragen als nur nothdürftige Bauten sehr primitiver Natur aus diesen Dörfern hervor. Das Leben, welches sich in ihnen versammelt, scheint der Civilisation bar zu sein; es trägt den Stempel der Verwilderung und auch der Armut. Denn würden wohlhabende Landbauern noch heutigen Tags, wo sie weder die räuberische Gewalt der Barone, noch den plötzlichen Ueberfall von Söldnercompanien oder von Priestern der Inquisition zu fürchten haben, ohne Not fortfahren ihre Tage in solchen Häuserklumpen hinzubringen, welche als Scherben des Mittelalters liegen geblieben sind? Die Gewohnheit ist freilich, wenn auch nicht immer süß, so doch hartnäckig genug; der Süden hält mit wunderbarer Zähigkeit an den Traditionen fest, zumal auf einem dürren Felsenboden, welcher agrarischen Verwandlungen nicht leicht zugänglich ist. Und der Süden ist träge und unreinlich.

Ich spreche von kleineren Orten der Provence, ich rede nicht von den größeren Städten eines langen und geschichtlichen Lebens, obwol auch sie denselben Charakter düsterer Melancholie oder des absolut Vergangenen und der Unsauberkeit an sich tragen. So sieht Donzère aus, so Mondragon mit seinem schwarzen Schloß, so la Palud, so das blutige Mornas und Piolenc (bizarre, energische und fremdklingende Namen), und fast so Orange, welches die Geschichte Burgunds, der Niederlande, Englands, selbst Preußens plötzlich in diese provençalischen Gegenden hinein-

zieht, einst ein Sitz von Fürsten, das Stammhaus der Oranier, doch ein finsterer und kleiner Ort, von Monumenten der alten Römer und des Mittelalters überragt.

Auf den Fluren herrscht tiefe Stille: kaum sieht man arbeitende Menschen, und trotz der Nähe der großen Handelsstädte Lyon und Marseille scheint der Verkehr nur sparsam zu sein. Selbst die Stationshäuser an der Eisenbahn sind in der Regel leer; doch Priester mit ihren Brevieren, Nonnen mit Rosenkränzen und großen Kreuzen stehen wartend auf jeder Station. Ja, dieses Land ist nicht Frankreich, und diese sonnverbrannten, schwarzhaarigen Menschen, die es bewohnen, sind keine Franzosen, sind ächte Romanen, ein Mischlingsvolk von ligurischen Celten, von Burgundern und Westgothen, von Römern, selbst von massiliotischen Griechen, die einst diese Gegenden mit Colonien bevölkert haben.

Der oft hinreißend schöne Blick auf die Rhone und ihre hie und da gigantischen Uferbildungen aus nackten, warmtönigen Felsenmassen, wie das märchenhafte la Roche de Glun und andere wilde Partien, reizen die Phantasie; und je weiter südlich, desto origineller und schöner wird das Land.

Bei Mornas begrüßte ich die ersten Oelbäume wieder; doch sie scheinen dort nur als Anfänger aufzutreten, und von Limonen oder Orangen ist, trotz der Stadt Orange, nichts zu sehen. Bei Sorgues passirt man den berühmten Bergfluß dieses Namens, der aus den romantischen Felsen von Vaucluse herabströmt, wo Petrarca die schöne Laura besang. Avignon ist nun nahe, und dort zeigt es sich schon mit dem grauen Felsen über der

herrlichen Rhone, auf welchem als die Charaktergestalt der ganzen Gegend der Palast der Päpste steht, eines der größten Monumente, die vom Mittelalter auf uns gekommen sind, finster, riesig, pharaonenhaft.

Avignon ist nicht groß und nicht schön, doch fremdartig und seltsam. In der päpstlichen Epoche hatte die Stadt 80,000 Einwohner, heute ist sie mit nur 37,000 die verschollene Hauptstadt des Departements Vaucluse. Sie ist, gleich vielen Städten Italiens, aus denen das historische Leben entwich, nur ein entseeltes Monument. Die Luft ist hier von der Legende und von der Geschichte durchhaucht, aber nicht, wie fast überall in italienischem Land, von einer sinnvoll und ruhig oder heiter stimmenden, sondern von einer düstern Tradition. Es ist zu viel Fanatismus, zu viel Baronalwesen, zu viel absolut Priesterliches, zu wenig Bürgerliches und Demokratisches darin; die wollenden Gegensätze des Lebens und der Cultur, oder des Genies fehlen, welches immer versöhnt. Der Schatten jener einen Cyklopenburg des Mittelalters liegt schwer auf ganz Avignon, und läßt nichts unter sich aufkommen; und sieht man von ihm ab auf die Individualität der Stadt, so erscheint Avignon heute nur wie ein verarmter Legitimist, im abgeschabten Rock von Sammet, an dem noch Spuren von Goldbesatz zu sehen sind.

Als ich auf dem wahrhaft entsetzlichen Pflaster dieser krummen und finstern Straßen umherging, war es mir manchmal zu Mute als sei ich in dem italienischen Anagni, wo die Päpste einst auch ab und zu Hof gehalten haben, wo noch der Palast Bonifacius VIII. in Ruinen steht, und wo es gerade so ausgestorben, so staubig, so öde

und langweilig aussieht wie in Avignon. Es war in Anagni, wo Bonifacius VIII. von Wilhelm Nogaret, dem Gesandten des französischen Königs Philipp des Schönen, überfallen und so schmachvoll mißhandelt wurde, und kaum vergingen wenige Jahre, so führte derselbe König Philipp das entwürdigte, ihm zu Willen stehende Papstthum in die französische oder sogenannte babylonische Gefangenschaft, wo es denn hier in Avignon seinen Sitz nahm. Es mochte daher mit in diesem historischen Zusammenhange beider Städte liegen, daß ich immer wieder und wieder an das mir wolbekannte Anagni zurückdachte.

Die prächtigen Stadtmauern, Werke der Päpste, mit ihren viereckigen Türmen, ihren Zinnen und Toren, hoch über ihnen der große und breite Felsen (Rocher des Doms) mit der Kathedrale und dem ungeheuren Palast; die graue Häusermasse der Stadt, aus welcher einige altertümliche Türme ragen; der mächtige Rhonestrom unter den Stadtmauern, die schönen Trümmer der Brücke S. Bénézet; die Kettenbrücke, welche auf die Rhone-Insel führt; unmittelbar am andern Ufer das bizarre Villeneuve-lez-Avignon mit Türmen und Castell — dies sind die Hauptcharaktere für den ersten Blick auf Avignon.

Die Lage der Stadt ist, wenn auch nicht vorzugsweise schön, so doch bedeutend: denn der herrliche Strom, der sie (außer der Eisenbahn) mit Lyon und Marseille verbindet, gibt ihr und ihrem Gebiet einen Zug von Größe und Majestät. Der Horizont ist weit und schön; er überraschte mich sogar trotz meiner genauen Kenntniß Italiens, als ich vom Rhone-Kai die hohe Steintreppe zum Rocher des Doms emporstieg. Eine ganz südliche

Campagna liegt vor dem Blick verbreitet, voll von Olivengärten, Krapp-Pflanzungen, Maulbeerbäumen und Weinstöcken, durchströmt von der Rhone, von der Sorgue und Durance, von vielen Canälen bewässert, von vielen Ortschaften angefüllt. Ein bläulicher Aether umstimmert diese große hügelige Landschaft. Auf dem rechten Ufer des Stroms zeigen sich gelb und dürr wie Felsen Siciliens die Ufer von Villeneuve, das Fort S. Andrée, Château Neuf des Papes, die olivenreichen Berge von Vaucluse, weiter der hohe Ventoux, der blaue Luberon, die Alpenspitzen der Dauphiné und der Provence, endlich die Bergreihen Languedocs.

Diese Berglinien haben nicht die edlen Formen Italiens, aber sie atmen doch im südlichen Duft, und lassen als Vorstufen das schönere Land ahnen. Wenn die italienischen und römischen Cardinäle (und es gab am Hof der französischen Päpste deren immer einige) auf diese provençalische Campagna blickten, mochte sie ihnen wie eine schwächere Copie heiße Sehnsucht nach den Paradiesen Italiens und dem großen Horizont von Rom erwecken. Die französischen Cardinäle freilich, und die Päpste, welche Liebe zum Vaterland an diese Gegenden fesselte, durften mit Freude auf die Gefilde der Provence blicken, und den Italienern raten sich mit den Weinen von Burgund und mit den schwarzäugigen Frauen Avignons zu trösten — ein Trost den, wie die Geschichte jener Zeit lehrt, sie nicht verschmäht haben.

Die Vegetation auf dem Rocher des Doms ist ganz südlich. Die Terrassen schmücken sich mit blühendem Oleander, selbst mit Lorbeeren, Lebensbäumen, Ginster

und Pinien, selbst mit Aloëpflanzen; aber diese mir so wolbekannten Kinder Italiens waren hier klein und verkümmert, fast wie fremde Pflanzen anzusehen, die sich auf fremdem Boden zu ihrer natürlichen Fülle nicht entwickeln können. Indem ich an den Reichtum italienischer Natur dachte, schien es mir fast als habe hier das Papsttum auch die Flora Roms in das babylonische Exil mit sich geführt. Die Orange und die Limone gedeihen in Avignon noch nicht im freien Feld, so heiß auch die Sonne glüht, und von Lorbeerbäumen, Pinien und Cypressen, die in Rom so majestätisch emporstreben, sah ich nur kleine Exemplare. Indeß der Boden Avignons ist fruchtbar, er erzeugt Wein und Oel, Feigen und Mandeln und viel Krapp.

Auf die Krapp-Pflanzungen bezieht sich sonderbarer Weise eine große Bildsäule von Erz, die auf der Esplanade des Rocher des Doms aufgestellt ist. Gewohnt, wie ich war, auf den Kathedralplätzen Italiens Statuen heiliger Patrone zu finden, trat ich an jene Figur, um zu erfahren was sie für ein Patron sei. A Jean Althen, introducteur de la garance, les Vauclusiens reconnaissans. 1846. Dem Johann Althen, der die Färberröte eingeführt hat, die Bewohner von Vaucluse aus Dankbarkeit. So steht auf dem Postament. Also vor dem Dome Avignons, in der Nähe des französischen Vaticans, nicht die Bildsäule eines Papsts, nicht die Statue eines Martirers oder Bischofs, sondern das Standbild eines Bürgers, der in die Provence nicht die Inquisition, sondern den Krapp eingeführt hat, von dem sie reich wird, und von dem die Pantalons von 600,000 Franzosen so

schön rot gefärbt werden? Da überzeugte ich mich, daß ich mich nicht in Anagni, sondern in einer Stadt des thätigen, industriellen Frankreichs, zwischen Lyon und Marseille befand. Johann Althen war übrigens nicht aus Avignon, sondern aus — Persien. Er kam als Flüchtling im Jahre 1756 in diese Stadt, und starb in ihrer Nähe zu Caumont, 1774.

Es war völlig windstill als ich dort oben stand, und trotz des Octobermonats brannte die Sonne glühend heiß auf dem nackten Gestein. Aber der Nordwestwind, der Maestrale oder Mistral, soll dort heftig strömen, und Avignon selbst ihm zu sehr ausgesetzt sein, daher das alte Wort:

Avenio ventosa,
Sine vento venenosa,
Cum vento fastidiosa.

Ich möchte indeß fast sagen: cum et sine vento fastidiosa. Das Sprüchwort erinnerte mich an jenes von Tivoli: Tivoli di mal conforto, o tira vento, o piove, o suona a morto. (Tivoli von schlechtem Trost, entweder Windzug oder Regen, oder Sterbeglockenläuten.)

Der Name Rocher des Doms ist aus Domnis oder Dominis entstanden, wie auch die Kathedrale Notre Dame des Doms heißt. Dies Felsenplateau ragt 138 Fuß über dem Meer, und 81 Fuß über Avignon empor. Es ist die uralte Akropolis der Stadt, und hat zu allen ihren Epochen die Hauptmonumente ihrer Geschichte getragen. Ganz so verhält es sich mit vielen Städten Latiums und Etruriens; sie alle haben ihre uralte Akropole, auf der

die Heiligtümer der Stadt ſtanden, ſowol in heidniſcher als in chriſtlicher Zeit; denn aus den zerſtörten Tempeln wurden Kathedralen, neben denen die Biſchöfe ihre mit Türmen verſchanzten Paläſte anlegten.

Ehe ich nun den Leſer in die berühmte Burg der Päpſte führe, will ich auf dieſem alten Capitol Avignons einen ſchnellen Blick auch in die Geſchichte der Stadt und dieſer Gegend werfen; denn was iſt die Betrachtung von Steinen und Mauern eines berühmten Orts ohne die Kunde ſeines geſchichtlichen Lebens?

Die Gründung Avignons liegt im vorchriſtlichen Dunkel. Die Griechen ſagten Avenion, die Römer Avenio, man weiß nicht ob a vento, ab avibus, a vineis, oder ſonſt wie, herzuleiten. Die Stadt ſoll ein Hauptort der Cavaren oder Celten geweſen ſein, welche dieſes Gebiet Galliens bevölkerten, und ſpäter wurde ſie auch von Maſſilioten als ein Emporium an der Rhone coloniſirt. Avenio wurde römiſche Colonie mit lateiniſchem Stadtrecht, und inbegriffen in der galliſchen Provinz Vienne, wie Genf, Grenoble, Valence, Orange, Carpentras, Arles und Marſeille. Die Städte blühten in der erſten Epoche des Kaiſerreichs empor, und füllten ſich mit Monumenten römiſcher Architektur. Doch Avignon hat von ihnen nichts mehr bewahrt, während doch Orange, Carpentras, Cavaillon, Arles in ihrer Nähe daran reich genug ſind. Es iſt vielleicht wahr was die neueren Geſchichtſchreiber Avignons ſagen, daß jene Denkmäler durch Burgunder, Gothen, Franken und Araber zerſtört worden ſind; wenn ich jedoch die Rieſenmaſſe des päpſtlichen Palaſts betrachtete, ſo ſchien es mir nicht minder wahr-

ſcheinlich, daß ihm ſo gut wie den Paläſten und Kirchen Roms manches römiſche Monument im Leibe ſtecke.

Die letzte galliſche Provinz der Römer (die Provence), in Sprache und Sitten ganz romaniſirt, blühend von lateiniſcher Cultur, einſt an Schulen und Akademien reich, wurde zuerſt, doch nicht für lange, von Weſtgothen beſetzt, dann burgundiſch, dann eine Provinz der Franken unter Chlodwig. Aber die germaniſche Race blieb den lateiniſchredenden Provençalen ewig verhaßt, und ſelbſt als die Franken zu Franzoſen geworden waren, trennte ſie Sprache, Nationalgefühl, Landesart lange, bis faſt zu unſerer Zeit hinab, von dem galliſchen Süden dieſſeits und jenſeits der Rhone, und bis zum Fuß der Pyrenäen. Südfrankreich widerſtrebte heftig der Dynaſtie der Merowäer, wie der Karolinger; jene Provinzen ſuchten ein eigenes Reich zu bilden; daher ihre Einverſtändniſſe mit den Saracenen, den geſchwornen Feinden der Franken. Aber Karl Martel, welcher die Moslims bei Tours vernichtete, warf ſie auch aus der Provence, eroberte die Stadt Avignon, die ihnen die Tore geöffnet hatte, und zerſtörte ſie mit Feuer und Schwert. So unterwarf er die Provence dem Joch der Franken.

Indeß die Provençalen riſſen ſich nach dem Fall der Karolinger von der franzöſiſchen Monarchie eilig los; ſie erhoben auf dem Concil zu Vienne den Grafen Boſo zu ihrem Nationalkönig (879), und ſo wurde das Königreich Provence geſtiftet, welches man auch das Ciſjuraniſche Burgund nannte, weil es viele Teile des alten Burgundien in ſich begriff: Provence, Dauphiné, Stücke Savoyens, Nizza, Lyonnais, Breſſe und Stücke der Frei-

grafschaft. Von ihm war das transjuranische Burgund unterschieden, bis beide Königreiche im Jahr 933 vereinigt das Reich Arelat bildeten. Der letzte Herrscher desselben, Rudolf III., vererbte es im Jahr 1032 an die Könige Deutschlands, welche jahrhundertelang über diese jetzigen französischen Provinzen und noch länger über die Schweiz die politische Oberhoheit behauptet haben.

Obwol nun die Provence ein Bestandteil des Königreichs Burgund blieb, wurde sie doch von eigenen Nationalgrafen, als Vasallen jenes und des Kaisertums, regiert. Sie kommen seit 900 vor, residirend in Arles. Im Laufe der Zeit machten sie sich erblich und fast selbständig; zugleich erhoben sich Nationalgrafen in Languedoc, und stifteten das berühmte Geschlecht der Grafen Raymund von Toulouse.

Avignon gehörte zu Arelat, aber sowol die Grafen der Provence als die von Toulouse, als die von Forcalquier besaßen Rechte auf die Stadt, so daß sie, ehe sie päpstlicher Besitz wurde, lange Zeit dreien Herren gehörte, und obenein dem deutschen Kaiser untertänig war — ein absurdes Verhältniß, welches aus dem Feudalismus und seinem labyrintischen Rechtssystem sich erklärt.

In der großen Epoche beginnender und wachsender Städtefreiheit errang auch Avignon die bürgerliche Autonomie, wie Arles und Marseille. Consuln und Podestà regierten sie nach dem Vorbild italienischer Republiken, unter der wesentlichen Anteilnahme des Bischofs am municipalen Regiment. Der große Kaiser Barbarossa bestätigte im Jahr 1137 das Statut von Avignon, und

diese aufblühende Stadt nannte sich sogar eine kaiserliche Republik.

Bald darauf wurde sie in den Strom der großen Bewegung hineingerissen, welche den Namen von den Albigensern trägt. Die Befreiung des Gedankens ging Hand in Hand mit der Befreiung des Bürgertums, und die Städte des südlichen Galliens, wo sich seit Griechen- und Römerzeiten her immer Reste der Municipalität erhalten hatten, erhoben freudig die Fahne der Albigenser und Raymund's von Toulouse, um ihre völlige Unabhängigkeit zu gewinnen. Man weiß, welches Ende dieser letzte Kampf Südgalliens um seine Nationalität nahm: die fanatischen Kreuzzüge, welche Innocenz III., dann Honorius gegen die Albigenser, die Grafen von Toulouse und die mit ihnen föderirten Republiken predigten, hatten das Resultat, daß die Freiheit jener Städte unterging, ihre Cultur vernichtet und ihre Nationalität von Frankreich verschlungen ward.

Der wilde Simon von Montfort, der eifrigste Partisan der Kirche, ein auf Eroberung von Provinzen ausziehender Abenteurer, riß Languedoc, das schöne Besitzthum der Grafen von Toulouse, an sich, und Rom, welches damals Länder verschenkte als ob der Papst Herr des Erdballs wäre, bestätigte ihn auf dem Lateranischen Concil von 1215 in diesem Besitz. Die unglücklichen Grafen, Raymund und sein Sohn, erschienen indeß aus ihrem Exil in Genua wieder, die Republiken Avignon und Marseille nahmen sie jubelnd auf, und der schrecklichste aller Kriege wütete aufs neue. Der glückliche Steinwurf eines Weibes zerschmetterte das Haupt Simon's von

Montfort vor dem belagerten Toulouse, und die Albigenser triumphirten kurze Zeit.

Sie erlagen dem Schwerte Louis' VIII., welchen der Papst Honorius III. bewaffnete; denn die Könige Frankreichs trachteten seit lange nach dem Süden, und ihr Kreuzzug war ein politischer Krieg des Nordens gegen diesen. Der junge Raymund wurde zum Frieden von Paris gezwungen (1228); er trat viele Besitzungen an die französische Krone ab, und an die römische Kirche viele seiner Rechte auf Avignon und die Grafschaft Venaissin. Rom gewann aus dem Albigenserkrieg die ersten Titel für ein neues Patrimonium in Frankreich; es erhielt namentlich Venaissin (Venasque, Carpentras); aber eben diese Abtretung hatte nur die Gestalt eines Pfandes, und die Kirche sah sich genötigt, jene Städte bald wieder an den Grafen von Toulouse herauszugeben. Indeß sie vergaß ihren Titel nicht mehr, und schon im Jahr 1273 trat der König von Frankreich die Grafschaft Venaissin völlig und für immer an den Papst ab.

Avignon, im Jahr 1226 von Louis VIII. zur Uebergabe gezwungen, blieb noch eine Weile unter den Grafen von Toulouse, wie unter denen der Provence. Aber dem Pariser Frieden gemäß hatte Raymund seine Erbtochter Johanna mit des Königs Bruder Alphons von Poitiers vermält, und nach seinem Tod (1249) endete das berühmte Haus von Toulouse, und fiel sein Land an Frankreich. Das gleiche Schikſal hatte der Stamm der Grafen von Provence aus dem Geschlecht Boso; der letzte ihrer Reihe, Raymund Berengar, vermälte seine Tochter Beatrix mit Alphon's Bruder, Karl von Anjou, dem spätern Er-

oberer Neapels und Henker Conradin's; und so fiel auch die Provence im Jahr 1245 an das Haus Frankreich.

Die Brüder machten nun ihre ererbten Rechte auf Avignon und andere Städte geltend. Vergebens riefen die bedrohten Republiken die Hülfe des großen Kaisers Friedrich II. an, ihres Oberherrn auf Grund uralter Titel des Reichs; sie fielen alle unter die Gewalt jenes finstern Eroberers. Avignon unterwarf sich am 10. Mai 1251; seine republikanische Verfassung, mit Consuln, Podestà und Vicaren wurde ausgelöscht, und die bürgerliche Blüte der Stadt hörte auf, um 60 Jahre später einer andern exotischen und curialen Platz zu machen, welche die Päpste in dieselbe Provence hinüberverpflanzten, wo unter ihren Vorgängern das mörderische Schwert der Kreuzfahrer und die Scheiterhaufen der Legaten die heitere Cultur Südgalliens, die gaie science von Arles, Toulouse und Nimes, zerstört hatten.

Avignon gehorchte endlich ausschließlich den Königen von Neapel, welche sich auch Grafen von der Provence und von Forcalquier nannten, und ich werde im Schloß der Päpste selbst erzählen wie die römische Kirche diese Stadt von der Krone Neapel erwarb.

Dieses finstere Schloß mit plumpen und ungeheuern Türmen, mit zum Himmel ragenden nackten und schwarzen Riesenmauern, welche wenige gothische Fenster unregelmäßig durchbrechen, mit Gräben und Saracinesken, mit tiefen Kerkern, betritt man nur mit unheimlichem Gefühl, und einer Art von Grauen. Es ist durchaus häßlich, ein Gemisch von Kloster und Burg, Gefängniß und Palast, völlig planlos und labyrinthisch durcheinander ge-

baut. Obwol die gigantiſche Maſſe der Mauern das Gemüt bedrückt, trägt dieſe päpſtliche Feſtung in Frankreich, ſo iſolirt in der Geſchichte des Papſttums, ſo ohne allen Zuſammenhang mit ihren Monumenten, wie ſie iſt, doch wieder den Stempel des Zufälligen und des Kleinen an ſich, ſobald man an den Vatican in Rom denkt. Auch er hat eine Feſtung neben ſich, aber es iſt das Grabmal eines römiſchen Kaiſers. Das Genie der Künſte mildert und verſchönert ſeine Rieſengröße, und ſeine Räume werden durch die Wunder der claſſiſchen Welt verklärt. Was der St. Peter beim Vatican, das iſt neben dem Schloß zu Avignon die kleine Kirche Notre Dame des Doms, die mit ihm zuſammenhängt. So ſpiegelt dieſe vorübergehende Reſidenz in ſich ſowol die Verkleinerung als das Schickſal des Papſttums in Frankreich ab; ſie iſt ein Gefängniß der Päpſte, und zugleich ihr Baronalſchloß aus jener Epoche der Feudalität, in welcher die Oberherren der Chriſtenheit nur Vaſallen Frankreichs waren, und nicht erröteten ſich mit dem baronalen Titel der Grafen von Venaiſſin und Avignon zu ſchmücken.

Die Regierungen und Acte von ſieben Päpſten beleben das Schloß, aber wenn man einige hervorragende Perſonen ausnimmt, ſo reichen ſie nicht hin dieſer rieſigen Burg Seele zu verleihen. Die Geſchichte der Avignoniſchen Päpſte genügt nicht dieſe Räume zu füllen, dieſe Wände zu beſchreiben; ſie bleiben todt und leer; und ſobald die Päpſte dieſen ihren Palaſt verlaſſen haben, behält er kein größeres Intereſſe mehr als es jedes andere Baronalſchloß hat.

Ueber dem großen Portal hängt das Wappen Avignons, eine von zwei Adlern getragene Stadt, darunter drei päpstliche Schlüssel von Gold; man tritt ein: wüste Höfe, steile Mauern, endlose Treppen, lange klosterartige Gallerien, nun verbaute gothische Capellen, zerteilte Säle, Turmgemächer und Gewölbe; ein bädalisches Labyrint welches verwirrt. Die Trommel rasselt, Soldaten lärmen durcheinander, und in den ehemaligen Prunksälen Clemens VI. sieht man nun lange Reihen von Matrazen, lange Reihen von französischen Soldaten. Seitdem die Revolution im Jahr 1790 den apostolischen Vicelegaten aus Avignon vertrieb, verwandelte sich der Palast der Päpste ohne Mühe in eine Caserne, wozu er noch heute dient. Er hat völlig den Charakter einer solchen, zumal er in der Revolutionszeit und während der Restauration von 1815 von den dort einquartierten Soldaten barbarisch verwüstet worden ist. Die kostbaren Fresken der Capellen und mancher Gemächer wurden zerstört, und der Besucher erkennt heute nur noch mit Mühe die kläglichen Reste schöner Werke aus der Schule des Giotto.

Diese jetzt stummen Mauern umschließen indeß immer die Geschichte von 70 Jahren des Papsttums in einer merkwürdigen Epoche Europas, wo das Licht der Wissenschaften wieder zu erwachen und die Finsterniß des Menschengeschlechts zu weichen begann. Wir wollen uns daher mit den Päpsten Avignons einige Augenblicke lang unterhalten.

Der ehrgeizige Clemens V., Bertrand de Got, erst Erzbischof von Bordò, ein schlauer Fuchs im Priesterkleid, wie ihn Muratori nennt, gelangte durch Simonie

zum Pontificat im Jahr 1305. Nach einem geheimen Abkommen mit Philipp dem Schönen gewählt und bestätigt, ließ er sich wider Willen der Cardinäle in Lyon krönen; er zwang sie nach Frankreich zu kommen, und ihm nach Avignon zu folgen, wo er im Jahr 1319 seinen Sitz nahm. Diese Stadt gehörte damals Karl II. von Neapel; der Papst war also dessen Gast; eine päpstliche Residenz gab es dort noch nicht, und Clemens richtete seine Wohnung im Kloster der Dominicaner ein. Er brandmarkte, wie man weiß, sein Andenken, als Diener des französischen Despoten, durch die schändliche Vernichtung des Ordens der Templer, die er auf dem Concil von Vienne im Jahr 1311 aussprach. Die Stimme des sterbenden Jacob Molay lud ihn und den König Frankreichs binnen Jahresfrist vor den Richterstul Gottes, und der Zufall bestätigte seine Prophezeiung: Clemens starb in Roquemaure am 20. April 1315. Er hatte seine Nepoten reich gemacht, aber er hinterließ von sich selbst das häßliche Bild eines habsüchtigen Geizhalses, wie es zwei große und berühmte Florentiner, ein Geschichtschreiber und ein heiliger Bischof, der Welt gezeichnet haben.

Nach seinem Tode blieb Avignon Residenz seines Nachfolgers, eines Provençalen, welcher zufällig auch Bischof von Avignon war. Johann XXII. liebte diese Stadt; er mochte hoffen sie in einen päpstlichen Besitz zu verwandeln, und mit Venaissin und Carpentras zu vereinigen. Es wiederholte sich das Schikſal der Stadt Rom im kleinen Avignon: die Päpste welche über jene allmälig die weltliche Gewalt erlangt hatten, suchten auch Herren Avignons zu werden, sobald sie dort zu wohnen

gekommen waren. Auf einem fremden Territorium, und der Gewalt der Könige Frankreichs bloßgestellt, beschloß der energische Greis sich in einem Palast zu verschanzen. Diese neue Wohnung konnte kein Lustgebäude sein, mußte eine Burg mit Gräben und mit Türmen werden, wozu die Lage des Rocher des Doms an der schützenden Rhone von selbst einzuladen schien.

Johann XXI. machte den Anfang der Avignonischen Burg; von ihm rührt zumal der große Turm Trouillas her, welcher sich noch jetzt wie ein plumper Nimrodsturm unvollendet gen Himmel erhebt. Wie nun dieses Baronalschloß vor den staunenden Augen der Bürger Avignons emporwuchs, konnte die Stadt in ihm ihr baldiges Schicksal lesen. Johann bewohnte also sein eigenes und festes Haus, und es war von hier daß er seine Bannstralen in die Welt schleuderte, welche auch das Haupt Ludwig's des Bayern trafen; es war hier wo er den Gegenpast Pietro di Corbara als reuigen Gefangenen empfing, einschloß und bis an seinen Tod verpflegte. Johann XXII. starb neunzigjährig im Jahr 1334. Er war ein Mann von diplomatischem Geist und von großer Kraft, aber ländergierig und kriegerisch, und er raffte auf jede Weise Schätze zusammen, welche er in seinem Palast anhäufte. In seinen Truhen fand man die enorme Summe von 25 Millionen Goldgulden, wovon 18 Millionen in klingendem Gold, und 7 Millionen in Gefäßen und Juwelen sich vorfanden.

So reich waren also jene Päpste im babylonischen Exil, und obenein in einer Zeit wo der Kirchenstaat im vollen Aufstand sich befand, wo alle Provinzen abgefallen

waren! Wir fragen erstaunt, auf welche Weise ein Papst in Avignon Schätze aufzuhäufen vermochte, die so groß waren, daß sie die damaligen Einkünfte von Frankreich und Deutschland weit überstiegen? Die Antwort gibt die Geschichte jener Zeit, die ich hier nicht schreibe.

Jacques Fournier, der Sohn eines Müllers aus Saverdun, ein Cisterciensermönch, wurde als Benedict XII. der dritte Papst in Avignon. Ein Greis ohne Genie ohne politische Einsicht, aber gelehrt als Theolog, folgte er dem gewandten Johann XXII., dem Freund von Königen, mit dem rühmlichen Vorsatz den Hof vom Nepotismus, die Kirche von der Simonie und tausend andern Mißbräuchen zu reinigen. Ein strenger und mönchischer Geist begann nun im Palast zu regieren. Aber auch Benedict XII., auf welchen die Römer hofften, erhörte ihre wiederholten und dringenden Bitten, den Sitz des Papsttums nach Rom zurückzuführen, nicht. Die französische Partei hintertrieb dies, der König zwang den Papst in Avignon zu bleiben, weshalb Petrarca in seiner patriotischen Erbitterung ihn mit den heftigsten Vorwürfen und den schlimmsten Titeln bedeckte.

Benedict XII., entschlossen in Avignon weiter zu residiren, verwandelte nun die Wohnung Johann's XXII. vollends in eine uneinnehmbare Burg, und er gab ihr zugleich etwas von seinem eigenen Sinn, den Charakter einer Abtei. Sein üppiger Nachfolger vermochte nicht mehr dieses Gepräge des Palasts zu verwischen.

Clemens VI. war ein lebenslustiger, geistreicher und gebildeter Herr von völlig weltlichen Neigungen, ein eleganter Edelmann aus dem Hause Beaufort; Freund des

Poeten Petrarca, Verehrer der Kunst, der Poesie und Wissenschaften, zog er alle Musen an seinen schwelgerischen Hof nach Avignon; aber sie blieben dort exotisch, denn sie atmeten nicht in ihrem Element. Die Stadt, welche der sehr verzeihliche Haß der Italiener das zweite Babylon und Sodom nannte, blühte damals von einem Glanz und einer Fülle, die nicht ihr eigen waren; auf einem so engen und dürftigen Theater, als sie darbot, konnte der Hof der Päpste und Cardinäle sich nicht ausbreiten, und was man immer von jener glänzenden Zeit erzählen mag, diese französischen Päpste waren doch nur Kleinstädter in Avignon, nur provençalische Barone. Indeß Avignon blühte, ward Rom ein Dorf. Verlassen von den Päpsten, die es so oft verjagt hatte, sehnte sich Rom nach ihnen zurück, und weil sie nicht wiederkamen, träumte es in seiner verzweifelten Oede einen der seltsamsten Träume, den die Weltgeschichte erlebt hat. Es war die merkwürdige Zeit des Cola di Rienzo, der sich nun zum erstenmal vor unsern Augen in diesem Palast Avignons darstellt.

Die Römer schickten eine Gesandtschaft an Clemens VI., ihn dringend zur Rückkehr nach Rom zu ermahnen; unter ihr befand sich Cola, welchen Petrarca hier kennen lernte, damals Notar und als trefflicher Redner in Rom bekannt; unter ihr war auch Stephan Colonna, Haupt der ersten Familie Roms, Freund Petrarca's, nicht ahnend, daß eben jener junge Notar Cola in kurzer Zeit seine Söhne und Enkel erschlagen werde.

Wenn man heute die finstern Räume der Papstburg Avignons durchwandert, steigen die Gestalten Petrarca's,

Laura's und jene romantiſche Figur des Tribunen der Römer vor dem Blick empor, und ſie werfen einen mildernden Reflex auf dieſe traurigen Wände. Aber die rothoſigen Soldaten Napoleon's, die verwilderten Kinder unſerer bedeutungsvollen Gegenwart, kaum heimgekehrt von den blutigen Schlachtfeldern bei Magenta und Solferino, oder ſich rüſtend aus dieſem ſelben Avignoniſchen Palaſt der Päpſte als Beſatzungstruppen nach jenem ſelben päpſtlichen Rom abzugehen, welches heute in weit kritiſcherer Lage ſich befindet als zu des Cola di Rienzo Zeit — dieſe Soldaten alſo ſtellten ſich immer wieder zwiſchen mich und die Schatten der Vergangenheit. Sie wiſſen von Petrarca und Madonna Laura, von Cola di Rienzo und von Johanna von Neapel auch nicht ein ſterbendes Wort, aber ſie wiſſen daß hier einſt Päpſte wohnten, und ſie mögen ſich ſagen, daß auch jetzt wieder ein Papſt faſt ein Gefangener Frankreichs ſei, und daß man davon rede, er werde in dies alte Avignon geführt werden. Ja, viele Betrachtungen verknüpften mir in jener Papſtburg die Epoche des babyloniſchen Exils mit der Gegenwart; indeß mein Blick ſuchte doch wieder die Schatten Petrarca's, Laura's und Rienzo's, welche zwiſchen den ſchreienden Soldaten unwillig jene Räume zu durchwandeln ſchienen, in denen ſie einſt auf purpurnen Teppichen, im Glanz von tauſend Kerzen, im Schwarm von Rittern und Damen, von Prälaten und Höflingen ſich bewegt hatten.

Es war alſo hier und am Anfang des Jahrs 1344 wo Cola di Rienzo den Papſt Clemens VI. anredete; die Lage war glänzend und gemacht für einen Demoſthenes

oder Cicero — der junge Redner hatte alle seine Talente aufgeboten die erlauchte Versammlung und das Herz des Papsts zu rühren, für sich selbst aber unsterblichen Ruhm davonzutragen. Er entwarf ein beredtes Gemälde von dem Elend der Stadt Rom, und besonders schilderte er die räuberische Gewalt der Barone, die in ihr hausten. Dies stürzte ihn; die Colonna (Giovanni war als Cardinal anwesend) nahmen den Papst gegen den kühnen Demagogen ein, und Cola, ungnädig entlassen, blieb eine Zeitlang in ärmlicher Lage in Avignon, ein Gegenstand des Spottes der Cardinäle und Großen. Indeß Clemens VI. fand sich bewogen ihn nach Rom zurückzusenden, in der Eigenschaft eines Notars der städtischen Kammer. Von da begann seine phantastische Laufbahn in Rom, wo er nicht allein die alte Größe der Stadt, sondern auch die Einheit Italiens herzustellen beschloß.

Noch einmal erschien der große Tribun in diesem Palast zu Avignon. Der erste Act seines wunderbaren Trauerspiels war in Rom ausgespielt. Er kam als Gefangener aus Prag, vom Kaiser Karl IV. ausgeliefert, im Jahr 1351. Als er in der Stadt, im kläglichsten Aufzug von Bewaffneten geleitet, anlangte, strömte alles Volk herbei, den seltsamsten der Sterblichen zu sehen, der so außerordentliches in Rom ausgeführt hatte. Cola wurde im Palast festgesetzt, an Ketten gelegt, kärglich genährt; ein Proceß auf Leben und Tod hing über seinem Haupt, während Avignon und alle Welt draußen von tiefer Teilnahme für ihn ergriffen war. Der Zauber seines Namens und seiner Thaten war groß; die classische Glorie der Römer umgab den sonderbaren Enkel, welcher

in der Toga eines Volkstribunen vor der Welt aufzutreten gewagt, und ſie mit einem römiſchen Schauſpiel entzückt hatte. Man ſagte außerdem, daß er Poet ſei, und einen Dichter zu tödten ſei ſündlich und unerhört. Das Volk in Avignon liebte die Poeſie; Clemens VI. ſelbſt huldigte ihr; Petrarca ſchrieb Briefe an die Römer, und ermahnte ſie, ihren gefangenen Tribunen, ſeinen unglücklichen Freund durch eine Geſandtſchaft aus dem Kerker zu befreien. Indeß träumte der arme Cola in einem Turm der Burg, vielleicht in dieſem furchtbaren Trouillas, welcher noch heute aufrecht ſteht; denn niemand weiß den Ort mit Beſtimmtheit anzugeben, wo er gefangen ſaß, aber die Tradition bezeichnet jenen Turm. Seine Haft wurde jedoch milder, man ſpeiſte ihn von der Tafel des Papſts, und ſein träumeriſches Genie durfte ſich in die Bücher des Titus Livius vertiefen, in denen er die Größe Roms, das Vorbild ſeiner eigenen Thaten und auch ihr Schickſal las. Er lebte dort bis zum Auguſt 1353, wo ihn der Nachfolger von Clemens VI. wieder nach Rom, und zwar als ſeinen Statthalter abgehen ließ. Die ſeltſame Laune des Schickſals erlaubte dem geſtürzten Tribunen noch einmal glänzend hervorzutreten. Es waren ſeine „Hundert Tage“ in Rom, dann fiel er von Schwertern durchbohrt am Fuße des Capitols.

Ich fragte im Palaſt nach irgendeinem Monument der Anweſenheit dieſes merkwürdigen Römers: der Concierge zeigte mir Cola's Porträt, das er in ſeinem Zimmer bewahrt. Dieſes Bruſtbild in Oel ſtellt ihn als Senator dar, das ſchwarzlockige Haupt bedeckt von einem roten Barett. Sein großer Kopf iſt ausdrucksvoll, das

bartlose Angesicht von edlen Formen hat bereits die breiten und fetten Züge, welche Cola in seiner letzten Periode gehabt haben soll. Die etwas gebogene römische Nase verleiht dem Gesicht Energie; der Blick ist ruhig und gebietend. Die Unterschrift des Gemäldes sagt: Nicolas Gabrini Dit De Rienzi Tyran de Rome, en 1347. Dies Porträt beruht freilich auf keiner historischen Ueberlieferung, sondern gehört ohne Zweifel der Zeit an, als der Jesuit Cerceau sein unbedeutendes Buch schrieb: „Conjuration de Nicolas Gabrini dit de Rienzi tyran de Rome" (Amsterdam 1734); gleichwol betrachtete ich es mit großem Anteil, um so mehr als in Rom sich kein Bild von dem Volkstribunen erhalten hat.

Eine andere Gestalt aus Rienzo's und Petrarca's Zeit schwebt durch den Palast von Avignon: eine jugendliche Fürstin von seltener Anmut, angeklagt als Mörderin ihres Gatten, und vom Papst absolvirt, die Herrin Avignons und der Provence, Johanna I., Königin von Neapel. Als Erbin des Königreichs war sie noch in ihrer Kindheit dem jungen Fürsten Andreas von Ungarn von ihrem Großvater Robert I. vermält worden. Dieser große König starb am 19. Januar 1343, nachdem er einen Vormundschaftsrat für die Dauer der Minorennität Johanna's niedergesetzt hatte. Die sechzehnjährige ausgelassene Fürstin liebte ihren Gemal nicht, dessen barbarische Art und Untauglichkeit die neapolitanischen Geschichtschreiber kaum übertrieben haben. Die Barone des Reichs conspirirten gegen das Regiment von Ungarn, mit denen sich der junge Hof umgab; man beschloß Andreas beiseitezu schaffen, und dies um so mehr, weil Clemens VI.,

als Papst Lehnsherr von Neapel (es waren damals noch glänzende Zeiten für den Stul Petri) bereits die Bulle ausgefertigt hatte, welche die vorzeitige Krönung des minorennen Andreas befahl.

Johanna befand sich am 18. September 1345 mit ihrem Gemal in Aversa; gegen die Nacht wurde Andreas aus ihrer Kammer gerufen um wichtige Depeschen zu empfangen; der unglückliche Jüngling trat auf den Balcon; Masken empfingen ihn hier, schlangen ihm einen Strick um den Hals, und warfen ihn geräuschlos in den Garten, wo man des Morgens die Leiche am Seil hängen fand. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich des Volks; die Königin eilte zitternd nach Neapel, wo sie sich im Palast verbarg; die allgemeine Stimme bezeichnete sie als Mörderin, oder doch als Mitwisserin des Mords. Processe und Hinrichtungen folgten auf Johanna's und des päpstlichen Legaten Betreiben, der von Avignon eilig abgeschickt worden war.

Nun rüstete der tapfere Ludwig von Ungarn, Bruder des Ermordeten, ein Heer, um nach Neapel überzusetzen, und Rache zu nehmen, wie er sie auch vollauf nahm, und Johanna, jung, üppig und reizend, wie die spätere Maria Stuart, und so geistvoll daß man von ihr sagte: es ruhe das Genie ihres glorreichen Großvaters auf ihr, wußte nicht wie sie diesem drohenden Sturm entgehen sollte. Sie vermälte sich mit Ludwig von Tarent, ihrem eigenen Vetter, zu dem sie lange vor dem Mord ihres Gatten eine tiefe Leidenschaft gefaßt hatte. Die Welt indeß wurde durch die laute Anklage des Ungarnkönigs

und durch die Beteuerung Johanna's von ihrer Unschuld aufgeregt, und in Parteien geteilt.

Ihre beiderseitigen Gesandten erschienen sogar in Rom vor Cola di Rienzo, und Johanna ließ sich herab vor dem damals großen Volkstribun und Gebieter Roms ihre Unschuld durch demütige und schmeichelnde Briefe zu beteuern, die von reichen Geschenken begleitet waren. Sie entwich jedoch vor dem nahenden Zorn des Ungarn im Januar 1348 mit ihrem galanten Gemal in die Provence, ihr Eigentum; und sie erschien in ihrer eigenen Stadt Avignon vor Clemens VI., der wegen Neapels ihr Oberlehnsherr und in dem Proceß zugleich ihr Richter war.

Der Papst wies ihr Villeneuve jenseits der Rhone zur Wohnung an, bestätigte ihre nicht kanonische Ehe mit dem Prinzen von Tarent, und instruirte den Proceß. Er lud sie in seinen Palast vor in Gegenwart der Cardinäle und der erbitterten Barone der Provence. Johanna richtete eine lateinische Verteidigungsrede an die Versammlung, mit so viel Ruhe, Sicherheit und Geist, daß sie von allen angestaunt ward. Ihre Erscheinung als Schutzflehende und Vertriebene, die Vorstellung daß sie die Enkelin Robert's, des großen Beschützers der Kirche, war, noch mehr ihre Anmut, Jugend und Schönheit standen ihr als beredte Anwälte zur Seite. Der Papst zeigte sich bewegt, die alten Cardinäle weinten aus geblendeten Augen, und die des Mords beschuldigte Königin verließ an der Hand des ritterlichen Ludwig von Tarent den Saal mit einem triumphirenden Blick.

Johanna von Neapel wurde vom Verdacht des Gattenmords durch Urteil der Cardinäle freigesprochen. Sprach

sie ihr Gewissen frei? War sie schuldig? Berühmte Geschichtschreiber Neapels absolviren, aber andere verdammen sie, und das gewichtige Urteil des größten und besonnensten Geschichtsforschers der Italiener brandmarkt sie als Mitwisserin der verruchten That. Sie wußte um den Mord, und billigte ihn, wie Maria Stuart um Darnley's Mord gewußt hatte. Wären die Verbrechen solcher Art in der schrecklichen Geschichte Neapels irgend auffallend, und in jener Zeit?

Johanna rüstete sich, wieder nach Neapel zu gehen, ihr Königreich zu erobern. Sie brauchte Truppen und Geld; sie verkaufte ihre Stadt Avignon dem Papst für die kleine Summe von 80000 Goldgulden am 8. Juni 1348. Man hat aus dieser Thatsache arge Schlüsse gezogen; kein Beweis bestätigt sie, aber nahe genug liegen sie. Die Ermordung eines Königs, und die Freisprechung von dessen schuldiger Gattin waren die Umstände, welche Avignon zum Eigentum der Päpste machten. Die Königin setzte sich in Besitz Neapels, wo sie noch lange Jahre unter Tumulten mit Klugheit regierte. Nach Ludwig's von Tarent Tode vermälte sie sich noch zweimal, mit Jakob von Aragon, mit Otto von Braunschweig; aber sie wurde des neapolitanischen Chaos und ihres Verhängnisses nicht Herrin. Sie fiel in die Hände Karl's III. von Durazzo, ihres Verwandten und Todfeindes, und dieser Prätendent der Krone befahl seinen Söldlingen sie den Tod ihres ersten Gemals sterben zu lassen. Johanna von Neapel wurde erwürgt, im Schloß zu Muro in Apulien, im Jahr 1382.

Indem diese blutige Episode aus der Geschichte

Neapels an meinem Blick vorüberging, rief sie mir das Bild der lebendigen Gegenwart desselben Reichs hervor — ein Schauspiel, welchem die Welt mit Erwartung, wie einer Tragödie auf der schönsten Bühne Europas, zuschaut: der junge König Franz in Gaëta, Erbe des Verhängnisses und der Sünden seiner Väter, ein Flüchtling aus seiner Residenz, von dem das Volk in allen Provinzen abfällt; eingeschlossen in seiner letzten Festung, welche die Truppen Italiens umringen; bedroht vom König Piemonts, welcher herannaht den Sohn seiner Schwester vom Tron zu stürzen, und welcher die alte Fahne Rienzo's, die Fahne der Einheit Italiens mit dem Centrum Rom, in der Hand erhebt. Eine tragische und aufregende Erscheinung! Sie vermehrt die blutigen Annalen des Königreichs Neapel, welche so wild und schändlich sind wie kaum andere in der Welt, mit einem düstern Gemälde; aber der blutige Feuerschein von Gaëta ist das Abendrot einer untergehenden Despotie.

Avignon also war das Eigentum S. Peter's geworden, und Clemens VI. setzte sich freudig in den Besitz der Stadt. Nun war er hier so völlig Herr wie in Carpentras und Benaissin. In einer Zeit, wo die Patrimonien Italiens unter der wildesten Anarchie der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen der Kirche verloren gegangen waren, konnte jenes provençalische Land den Päpsten nicht als Exil, sondern als ein wirkliches Asyl und eine von jenen Stürmen unerreichbare Schanze des Rückzugs erscheinen. Während vieler Jahrhunderte waren sie durch wiederholte Aufstände der Römer aus Rom verjagt, ihre dortige Existenz war eine

ſtete Flucht geweſen: in Avignon hatten ſie Ruhe, und die ſiebzig Jahre jenes babyloniſchen Exils waren die einzigen friedlichen des Papſttums in einer langen Zeit. Kein Wunder, daß die Päpſte zögerten, Avignon zu verlaſſen.

Wenn heute die römiſche Kirche irgendwo jenſeits der Alpen eine ſolche Domäne beſäße, es würde ſich Pius IX., unter Verhältniſſen, die der Epoche des Cola di Rienzo einigermaßen ähnlich ſind, gerne dorthin zurückziehen, ſtatt unter dem zweifelhaften Schutze Frankreichs in dem unterwühlten Rom zu bleiben, deſſen Stadtgeſchichte gegenwärtig an einer Epoche angelangt iſt, deren Abſchluß man erraten kann. Sie mit eigenen Augen zu betrachten iſt ſchon etwas wert.

Clemens, Herr von Avignon, vergrößerte und verſchönerte den Palaſt ſeiner Vorgänger. Er ſuchte ſeinen klöſterlichen Ernſt durch einen Schimmer von Kunſt zu mildern. Er baute darin eine prachtvolle Capelle, oder vielmehr eine gothiſche Kirche, im Vergleich zu deren Größe und architektoniſcher Schönheit die ſpätere Sixtiniſche Hauscapelle im Vatican nur ein dürftiges Zimmer zu nennen iſt. Er ſchmückte ſie und viele Säle des Schloſſes mit kunſtvollen Fresken, wozu er italieniſche Meiſter kommen ließ. Dieſe Bilder ſind zerſtört; nackte Wände zerteilen die große Capelle in Caſernenzimmer, ſelbſt in zwei Stockwerke, und mit Schmerz betrachtet man die vermauerte Gothik der Bogen, und ſucht die Reſte ſchöner Fresken auf, die freilich nicht von Giotto herrühren, ſondern Werke von irgendeinem ſeiner Schüler waren.

Clemens VI. ſtarb am 6. December 1352 nach mehr als zehnjähriger Herrſchaft, in welcher ſo merkwürdige Ereigniſſe ſich zuſammendrängten, und nach einem in Luſt und Pracht hingebrachten Leben. Er hatte in Avignon die Blüte Südfrankreichs verſammelt, ſeinen Hof in einen ſchwelgeriſchen Luxus gekleidet, die Säle ſeines Palaſts mit provençaliſchen Feſten, mit dem Flor ſchöner Frauen, mit Poeten, Künſtlern, Gelehrten erfüllt, und die Würden der Kirche, die Schätze ſeiner kargen Vorgänger an Günſtlinge und Nepoten verſchleudert. Unter den Päpſten Avignons ragte er durch geiſtige Gaben hervor, und ſein finſteres Schloß mochte damals dem Vatican zur Zeit Sixtus IV., Julius II. und Leo X. zu vergleichen ſein.

Noch drei Päpſte beherbergte nach ihm der Palaſt; von ihnen machte der letzte dem unnatürlichen Exil ein Ende, indem er den Sitz des Pontificats in das ewige Rom zurückverlegte.

Innocenz VI., Stephan d'Albret, gleichfalls aus Maumont bei Limoges, doch nicht aus dem Geſchlecht ſeines Vorgängers, war wiederum der gerade Gegenſatz von Clemens VI. Er entfernte das ſchwelgeriſche Leben vom Hof von Avignon. Cola di Rienzo entließ er nach Rom, und mit ihm ſandte er als ſeinen Legaten den Cardinal Gil Alvarez Albornoz, den größten unter allen Staatsmännern und Feldherren der Kirche, welcher es beſſer verſtand die abgefallenen Provinzen St. Peter's wieder zu erobern, als es heute der General Lamoricière verſtanden hat. Selbſt Rom unterwarf ſich dieſem gewal-

tigen Spanier, und kehrte zum Papst zurück. Innocenz starb am 12. September 1362 in Avignon.

Guillaume de Grimoard aus dem Schloß Grisac in Gevaudan folgte ihm als Urban V. (1363—1370). Er konnte den Gedanken seines Vorgängers segnen, welcher Avignon ummauert hatte, denn ohne dies wären er und die Stadt in die Hände der Söldnerbanden gefallen, die damals Italien und Südfrankreich plündernd durchzogen. Sie umzingelten die Stadt, und der Papst war genöthigt, ihren Abzug mit vielem Gelde zu erkaufen. Der alternde Petrarca richtete nun seine berühmten Aufforderungen an Urban, Frankreich zu verlassen, und in das beruhigte Rom zurückzukehren. Die Römer hatten ihn schon im Jahr 1364 durch Gesandte gerufen, und Urban V. kam wirklich nach dem verwilderten Rom im Jahre 1367. Aber er verließ die Stadt und das wüste Italien wieder im Jahr 1370, nicht zurückgehalten durch die Bitten der heiligen Brigitta, die ihm den Tod prophezeite, wenn er nach Avignon heimkehren würde. Der Zufall fügte es, daß der Papst schon im December starb, nachdem er jene Stadt am 24. September wieder betreten hatte. Er vollendete den päpstlichen Palast, dem er den siebenten Turm des Auges hinzufügte. (Die andern sechs Türme waren Trouillas, S. Jean, l'Estrapade, S. Laurent, la Campane und la Gache.)

Sein Nachfolger Gregor XI., Pierre Roger von Beaufort, Neffe Clemens VI., der ihn zum Cardinal gemacht hatte, war der letzte Papst in Avignon. Bestürmt von den Römern, von Peter von Aragon, von den heiligen Nonnen Brigitta und Katharina von Siena,

welche letztere selbst in Avignon erschien, verließ er am 13. September 1376 die Provence für immer, begleitet von allen Cardinälen, mit Ausnahme von sechs, die es vorzogen ihre schönen Villen am Ufer der Rhone zu bewohnen.

Und hier endet eigentlich unser Interesse an jenem Schloß der Päpste; denn seit ihrer Rückkehr nach Rom verödete der Palast. Es bewohnten ihn während des Schisma's noch ein paar Gegenpäpste, erst Clemens VII., dann Benedict XIII., welcher hier belagert wurde. Auch Amadäus VIII. von Savoyen oder Felix V., der letzte Gegenpapst überhaupt in der Geschichte der Kirche, versuchte sich Avignons durch einen Handstreich zu bemächtigen, welcher indeß mißlang.

Seit dem Jahr 1409 wurde Avignon und die Grafschaft Venaissin durch Cardinallegaten verwaltet, von denen jedoch die Italiener, fast immer Nepoten, nicht aus Rom in jene Stadt kamen, sondern ihre Vicelegaten dorthin schickten. Der letzte aller päpstlichen Vicelegaten war Philipp Casoni; die französische Republik vertrieb ihn und das Papstthum für immer aus Avignon, und diese Stadt wurde der Schauplatz fürchterlicher Metzeleien unter Jourdan, Duprat und Jouve (in der Nacht vom 16. — 17. October 1791). Man zeigt noch die Stelle am Turm Trouillas, von welcher die Geschlachteten von jenen Bluthunden hinabgestürzt wurden. Der Haß gegen den langjährigen Sitz des Papstthums mußte natürlich zu so scheußlichen Gräuelscenen führen; das Volk sprach von unterirdischen Folterkammern der Inquisition im Schloß, von tausend blutigen Mysterien, die

dort während des Regiments der Legaten ſollten geſpielt haben. Die Sage kennzeichnet dieſes Regiment durch die Fabel von der salle brûlée, indem ſie erzählt, daß in einem Saal des päpſtlichen Palaſts im funfzehnten Jahrhundert, in der ſchrecklichen Epoche der Borgia, ein Vicelegat die vornehme Geſellſchaft Avignons zu einem Feſte lud, dann die Thüren ſchloß, die Gemächer anzündete und ſeine Gäſte lebendig verbrannte. So rächte er einen Neffen, welchen ein geſchändeter Ehemann hatte ermorden laſſen. Dieſes Märchen beweist, welches Leben das Volk den Vicelegaten zutraute, und in der Epoche der Baronenwirtſchaft trieben ſie es eben nicht beſſer und nicht ſchlimmer, als damals die Gouverneure und Prinzen in der ganzen Welt.

Wenn man mit dem Eindruck dieſer Gräuelthaten der franzöſiſchen Revolution und der noch friſchen Erinnerung an die Ermordung des Marſchalls Brune durch die Royaliſten am 2. Auguſt 1815 Avignon durchwandert, wenn man ſich unter ſeiner wild und fanatiſch ausſehenden Bevölkerung bewegt, ſo ſehnt man ſich ſehr bald den Ort zu verlaſſen. Noch heute gilt das Volk von Avignon in Frankreich als bigott, leidenſchaftlich, roh und unwiſſend, und dieſe Gegenden können noch öfter der Schauplatz vulkaniſcher Ausbrüche der Volkswut werden.

Aber wir wollen gegen eine merkwürdige Stadt nicht undankbar ſein, ſondern uns noch eine Weile darin umſehen. Wir haben noch nicht einmal die alte Kathedrale betreten, den St. Peter von Avignon. Ja, der große St. Peter Roms konnte ſiebzig Jahre lang auf dieſes kleine ſchwarz und finſter ausſehende Gebäude neidiſch

sein, wie auf den Usurpator seiner durch Jahrhunderte geheiligten Titel und Rechte. Indeß die Päpste fanden sich hier in einem Winkel der Welt auf eine Capelle reducirt, welche den Pomp ihres Cultus und die Acte der Kirchengeschichte den Blicken der Christenheit entzog.

Notre Dame des Doms ist der Legende nach von der heiligen Martha, der Schwester des Lazarus, gestiftet worden; denn diese Fromme landete nach Christi Tod in der Camargue, lehrte in der Provence das Christenthum, und baute auf den Trümmern des Herculestempels von Avignon die erste Kirche. Ihr Ursprung ist unbekannt, und ihr Ruhm, eine Stiftung Karl's des Großen zu sein, unsicher; aber sie ist sehr alt, wie das völlig römische Portal mit seinen beiden antiken, korinthischen Säulen lehrt. Innen ist sie eine einfache Basilika im Kreuzgewölbestil, und mit manchen Veränderungen noch weit jüngerer Zeit. Leider hat der Vandalismus der Revolution sie so wenig verschont wie die übrigen Kirchen der Stadt, deren manche in klägliche Trümmerhaufen verwandelt wurden. Der Fremd des Alterthums mag sich noch mit der sogenannten Capelle Karl's des Großen trösten, aber er wird den Ruin der Monumente einiger Päpste aufrichtig beklagen, denn sie waren merkwürdige Denkmäler der Gothik des vierzehnten Jahrhunderts.

Das Grabmal Benedict's XII. hat man wiederhergestellt, so auch jenes Johann's XXII., ein noch schöneres Mausoleum, in der Gestalt eines gothischen Tabernakels mit vielen Türmchen und Spitzen, worin die Figur des Papsts auf einem Sarkophag liegend dargestellt ist. In

einer Nische zeigt man die traurigen Trümmer des Monuments vom Cardinal d'Armagnac, und im Sanctuarium die Grabplatte des Louis Balbe Berton de Crillon nommé le Brave, des Freundes von Heinrich IV. Er starb in Avignon im Jahr 1615, und man sieht seine eherne Statue auf dem Platz de l'Orloge.

Zu diesem Platz, der Hauptzierde der Stadt, steigt man von der Papstburg mit wenig Schritten hinab. Einige gute Gebäude umgeben ihn, das Theater, das Hotel de Ville im französischen Renaissancestil, mit einem von Säulen völlig überladenen Vorhof. Der Concierge, der mich darin umherführte, versicherte mit bedeutender Miene, daß L. Napoleon auf seiner Reise nach Algier dieses Hotel mit seiner Gegenwart beehrt habe, daß die Treppe mit Purpur belegt gewesen sei, und kurz, das ganze Gebäude feenhaft ausgesehen habe. Man hat Napoleon mit vieler Ostentation empfangen; aber die legitimistische Partei ist noch heute in der Provence zahlreich genug, obwol der Reichtum jener Herren längst dahingeschwunden ist. Napoleon mag indeß noch einige Zeit ruhig schlafen; er hat die besitzenden und arbeitenden Classen für sich; horcht man in sie hinein, so ertönt überall sein Lob; er hat die Revolution gebändigt, dem Bürger Ruhe gegeben, und was hat er nicht durch seine Handelstractate für dieses weinreiche Südfrankreich gethan? Außerdem „notre prépondérance légitime.“ Dies kann man allerwegen hören.

Ich will es doch gestehen: dieses Herumwandern in Avignon ermüdet. Diese Straßen, hie und da durch einen Palast aus der Epoche der Renaissance, oder durch

ein älteres, bizarres Gebäude mit Arcaden und Höfen die Aufmerksamkeit fesselnd, sind trist, und die geistige Atmosphäre die darin weht ist melancholisch, oder durch grelle Erinnerungen aufregend.

Schöne Frauen wie in Arles, diesem althellenischen Blumengarten weiblicher Schönheit, sieht man nicht. Wie viel besser wandert es sich doch in den kleinen Städten Toscana's, Pistoja, Prato, Siena und Arezzo, wo die Blüten der Kunst überall freundlich grüßen, und die Erinnerungen an die Zeit der städtischen Freiheit und eines mächtigen Bürgerlebens so wolthuend sind.

Ich habe die meisten Kirchen Avignons besucht; keine ist wahrhaft schön; fast jede trägt die Spuren der Verwüstung durch die Revolution. Da ist S. Didier, ein gothischer Bau, in den ich eintrat: es war Sonntag, die Kirche mit weißverschleierten Frauen gefüllt, welche knieend eine wolklingende Litanei sangen. Dies war ein gutes Bild voll Leben und Mannichfaltigkeit; ich glaubte in der Zahl der Betenden und in der Inbrunst ihres Gesanges den Einfluß wahrzunehmen, welchen Rom durch Jahrhunderte auf Avignon ausgeübt hat. Es war ein Gemälde von wirklich römischem Charakter; aber der ländliche Platz um die Kirche mit seinen schönen schattigen Bäumen hatte weder etwas römisches noch südliches überhaupt, sondern versetzte mich in die Kirchenidyllen der alten guten Heimat zurück.

Die große Menge der Beter hinderte mich, mehr als einen flüchtigen Blick auf ein Relief zu werfen, welches man Images du roi René nennt; denn diese Sculptur wird dem „guten König" zugeschrieben, und wie viele

Bildsäulen oder Gemälde hat die Sage ihm nicht in der Provence beigelegt!

Da ist weiter die Kirche des Patrons von Avignon, S. Agricol, welcher in allen öffentlichen Calamitäten, namentlich bei der Ditrre angerufen wird. Das alte Gebäude stammt aus dem zehnten Jahrhundert, und wurde in einer spätern Epoche erweitert; seine gothische Façade mit den breiten, von gezackten Aufsätzen gekrönten Türmen ist originell, und die Einfachheit des Ogivstils auch im Innern spricht für das Alter des Baues.

Da ist die Capelle der Pénitents noirs de la Miséricorde. Sie bewahrt den berühmten elfenbeinernen Crucifix von Guillarmin (1659), und die Schwester die ihn vorzeigt erzählt die Legende von dem zum Tode verurteilten Neffen des Künstlers, welchen diese Fürbitte in Gestalt eines Crucifixes rettete. Das Werk ist von anatomischer Vollendung, es mag mit dem berühmten Crucifix von Danzig wetteifern, aber ich habe zu viel Widerstreben gegen die Plastik der Passion, als daß ich mich an ihm erfreuen konnte, und selbst die schöne Laokontische Qual im Vatican hat mich noch nie in Entzücken versetzt.

Ich würde mit mehr Freude das Kloster und die Kirche der Dominicaner betreten haben als Monument einer geschichtlichen Epoche, jener Albigenserkriege und der Inquisition, und geweiht dem großen Mönch, dessen Geist wie eine Scheiterhaufenflamme in der Provence gelodert hat. Aber diese einst herrlichen Bauten hat die Rachefurie der Revolution in Staub zermalmt. Der erste Avignonische Papst wohnte in diesem zerstörten Kloster;

Johann XXII. sprach hier das größte philosophische Genie des Mittelalters, Thomas von Aquino, die beste Zierde der Dominicaner, selig, in Gegenwart des Königs Robert von Neapel. Den prächtigen Pergamentcodex seiner „Summa" betrachtete der Papst als seinen größten Schatz, und er vererbte ihn der Bibliothek dieses Klosters, unter der ausdrücklichen Bedingung ihn an die Wand mit Ketten festzuschließen. Dieses theologische Panthertier von Pergament wurde indeß, vielleicht von der Revolution, losgekettet, und genießt jetzt seiner bestaubten und unbelästigten Freiheit, oder seiner seligen Vergessenheit, in der Stadtbibliothek Avignons. Katharina von Siena, Schwester desselben Ordens, bestürmte in diesem Kloster den letzten Avignonischen Papst mit Ermahnungen heimzukehren. Erst kurz zuvor war es im Jahr 1330 gebaut worden. Sein Hof soll so schön gewesen sein wie der berühmte Kreuzgang von S. Trofime in Arles. Die Sansculotten zerstörten alle diese Herrlichkeit der Dominicaner, und auch die Monumente von vierundzwanzig Cardinälen, die dort begraben lagen. Die zerstörte Kirche wurde seither in eine Kanonengießerei verwandelt.

Wenn man sich einen deutlichen Begriff von dem machen will, was die französische Revolution in der Provence zertrümmert hat, so muß man in das Museum Avignons in der Nähe der Dominicanermönche gehen. Es ist in einem geräumigen Palast des achtzehnten Jahrhunderts aufgestellt. Seitdem der verdienstvolle Dr. Calvet im Jahr 1810 dieses städtische Museum stiftete, flüchteten sich in dasselbe die Trümmer der plastischen Kunst

aus Kirchen, Klöstern, Baronalschlössern und Palästen nicht allein Avignons, sondern auch der Umgegend. Das Mittelalter von der frühesten Epoche bis in die Renaissancezeit ist hier interessant vertreten; mit um so mehr Anteil aber betrachtete ich diese Sammlung südfranzösischen Mittelalters, als ich nur vor wenigen Monaten das Germanische Museum in Nürnberg besucht hatte, ein in der Entwicklung begriffenes ruhmwürdiges Institut, das die unausgesetzte Beisteuer von ganz Deutschland weiter fördern möge. Leider kann man sich bei der Betrachtung aller solcher Museen in Deutschland, Frankreich oder Italien nicht des schmerzlichen Bewußtseins erwehren, daß die Städte welche diese Scherben der Vergangenheit sammeln, ihre große Epoche schöner Individualität hinter sich haben, und für immer abgeblüht sind. Die unselige Centralisation wornach jetzt die Länder streben, nivellirt die Municipalitäten; ich werde dem Municipalismus in politischer Hinsicht schwerlich das Wort reden, aber immer wünschen daß Deutschland und Italien, wo die Individualität der Städte am längsten und schönsten geblüht hat, vor einem Zustande bewahrt bleiben mögen, welcher dem Frankreichs gleicht, wo Paris als Vampyr das Lebensblut der Provinzen saugt.

Das Museum von Avignon ist, obwol es auch die classische Epoche vertritt, wie eine ferne, ärmere Schwester jenes von Nürnberg anzusehen, und trotz mancher abweichenden Züge verbindet sie doch ein und dieselbe Grundform der Cultur. In der Gallerie des Mittelalters kann der Kunstfreund eine reiche Anzahl von

Sculpturen oder von Architekturtrümmern, selbst von Rüstungen betrachten, und die Scala der Kunst von dem altchristlichen Sarkophag bis zu den Resten der Mausoleen der Cardinäle Brancas und Lagrange, des Grafen Raymond de Beaufort und des Marschalls de la Palice durchlaufen. Es sind dort auch die Scherben von dem einst kunstvollen Alabastermonument Urban's V. aufgestellt.

Die Sammlung classischer Alterthümer enthält Beiträge aus vielen Städten Südfrankreichs: sie ist freilich arm und nicht durch Meisterwerke ausgezeichnet, denn fast jede dieser Städte sammelt ihr eigenes Museum. Mit Interesse betrachtet man alles was dieser südgallische Boden aus der Epoche der Römer, ja selbst der Griechen, an das Tageslicht gebracht hat. Es gibt dort mehrere altgriechische Inschriften, andere sind griechisch aus römischer Zeit. Eine bedeutende Anzahl von kleinen Bronzen, eine zahlreiche Münzsammlung aus allen Provinzen und Epochen Galliens schließt sich jenen Gallerien an. Dasselbe Local umfaßt auch die städtische Bibliothek von mehr als 60000 Bänden. Sie enthält vortreffliche Werke über die südfranzösische Geschichte, aber die Zahl ihrer Manuscripte und Urkunden ist nicht groß. Die Acten des Avignonischen Papstthums sind, wie bekannt, längst in die geheimen Archive der Vaticana hinübergebracht worden. Einen der Säle in der Bibliothek zieren die Porträts berühmter Männer aus dem Departement Vaucluse, wie des Herzogs von Mahon, des tapfern Grillon, des Jean d'Althen, des Cardinals Maury, des Malers Mignard, des Dr. Calvet, und

auch die Bilder von Petrarca und Laura ſieht man hier; freilich gehören ſie einer ſpätern Epoche an.

Das Obergeſchoß des Muſeums bewahrt eine für das kleine Avignon immerhin bedeutende Gemäldeſammlung; es gibt nur wenige gute alte Italiener, Niederländer und Deutſche darunter, aber viele Franzoſen, beſonders Mignards, mit denen Avignon recht geſegnet iſt, und ſehr viele Vernets, von fünf Malern dieſes Geſchlechts, welches in jener Stadt heimiſch iſt. Im Uebrigen wird man bemerken, daß kein einziges wirkliches Genie von welthiſtoriſcher Bedeutung aus Avignon hervorgegangen iſt; ja ſelbſt von all den, mit Recht oder Unrecht, berühmten Poeten der Provence hat keiner ſeine Wiege in Avignon an den reizenden Ufern der Rhone oder der Durance gehabt. Es mußte der Fremdling aus Arezzo in dieſes ſchöne Vaucluſe herüberkommen, um ihm für alle Zeiten einen lyriſchen Nimbus zu verleihen, und Avignon bot dieſem Meiſter als Modell für ſeine Poeſieen ein ſchönes Weib dar, wie Kroton oder Tarent dem Zeuxis Mädchen zu Modellen bot. Glücklicher iſt Florenz, da es Dante und Beatrice zuſammen hervorbrachte.

Doch nun adieu Kirchen, Paläſte, Muſeen, armſelige Altertumsſcherben Avignons. Wie ermüden die Bilder, die Monumente, dieſe zerſtümmelte Antiquität; und was ſind ſie gegen einen Blick in das volle Leben dieſer Rhonelandſchaft zu Füßen Avignons! Draußen lacht die Sonne der Provence auf die grünen Strominſeln nieder, und vergoldet ſchon die Berge von Villeneuve; dort lockt es den Reiſenden an den flüſternden Pappeln

und Platanen des Stroms zu wandern, die wilden Laute seiner Woge zu hören, und in die Flut zu blicken, die dort die großen geschnäbelten Lastkähne pfeilschnell durch die Brückenbogen reißt. Das Bild der mächtigen und breiten Rhone hart vor dem Tor de l'Ouille Avignons, mit ihren beiden Inseln und den seltsamen Ufern Languedocs ist sehr schön, und dennoch verwischte mir dieser Anblick nicht das noch frische Gemälde des mächtigern Weichselstroms, wie er seine tiefe Woge durch die riesigen Bogen der Eisenbahnbrücke bei Dirschau wälzt, noch das Bild der Nogat, wie sie sanfter der alten schönen Marienburg vorüberfließt. Das mittelaltrige Ordensschloß der deutschen Ritter prangt dort herrlicher als hier die Papstburg von Avignon, obwol es keineswegs durch die Masse der Architektur imponirt. Jenes ferne Land Preußen mit seinen breiten melancholischen Strömen hat manche Herrlichkeit von Landschaft und von Städtearchitektur aufzuweisen, wie zumal Danzig, eine der schönsten Städte die der Norden hervorgebracht hat. Indeß ich bin in Avignon und nicht mehr dort, und ich wollte den Leser einladen zum Rhoneufer hinabzusteigen.

Der Strom trennt Villeneuve-lez-Avignon von der Stadt, und die Provence von Languedoc. Brücken verbinden beide Ufer; deren eine steht in Ruinen, denn nur vier römische Bogen sind ihre großen und malerischen Reste. Sie führen vom Ufer Avignons noch eine Strecke weit über den Strom, dann brechen sie ab. Eine kleine Capelle steht auf ihnen, und blickt verlassen und sagenhaft in die Flut. Sie diente, so sagt man, einst

dem heiligen Manne zum Ruheort, der die Brücke ſelbſt erbaute. Die Legende dieſes Baues iſt der einzige milde und tiefpoetiſche Zug, den ich im Bild von Avignon erblickt habe.

Der kleine Benedict (Bénézet) weidete die Schafe ſeiner armen Mutter auf den Bergen von Vivarais plötzlich verhüllte eine Sonnenfinſterniß Berg und Tal; es war am 13. September 1177. Eine Stimme rief: Bénézet, höre mich, denn ich bin Jeſus Chriſt. Der Hirtenknabe antwortete erſchrocken: Wo biſt du, o Herr, und was begehrſt du von mir? — Fürchte dich nicht, laß deine Schafe weiden, ſteig' herab zum Fluß der Rhone, und bau' eine Brücke über ihn! — Herr, ich weiß nicht wo der Fluß der Rhone iſt, ich bin ein armes Kind, ich habe nur drei Pfennige in der Taſche; wie ſoll ich eine Brücke über die Rhone bauen? — Die Stimme erwiederte: Thue wie ich dir gebot, denn ich weiß wie und wo du die Brücke bauen wirſt. — Der Hirtenknabe ließ die Heerde, und ſtieg weinend den Berg hinab; da kam ein Pilger mit dem Stab auf ihn zu, und ſagte ihm: Mein Sohn Bénézet, folge mir an den Ort, wo du die Brücke bauen wirſt. — Als ſie an den Strom kamen, und das Hirtenkind deſſen breites und wildes Waſſer ſah, weinte es noch heftiger; aber der Pilger tröſtete es, und befahl ihm in eine Barke zu ſteigen, nach Avignon zu fahren, und dem Biſchof ſeine Miſſion kundzuthun. Bénézet trat vor dieſen, welcher eben in der Kathedrale predigte, und rief ihm furchtlos zu: Herr Biſchof, der Herr hat mich ab-

gesendet eine Brücke über den Fluß der Rhone zu bauen. — Man griff den tollen Knaben, und führte ihn ins Gefängniß zum Vicar. Er wiederholte dem Richter seinen Auftrag, und lächelnd wies der Vicar auf einen Stein im Hof, und sagte zu Bénézet, daß er an seine Mission glauben werde, wenn er im Stande sei diesen Block zu erheben. Der Knabe faßte den Stein, warf ihn auf seine Schulter, und trug ihn unter dem Wundergeschrei des Volkes bis ans Ufer der Rhone. Fünftausend Goldstücke sammelte er augenblicks ein, und der Bau der Brücke begann.

Das ist die Legende von der Herstellung der alten Brücke zu Avignon; ich werde ihren poetischen Reiz nicht durch die Erklärung mindern, die man ihr gibt. Im Jahre 1188 wurde das große Werk vollendet, aber seine Zerstörung durch die catalanischen Banden begann schon im Jahr 1395, und die Zeit oder die Wut der Rhone setzte die Vernichtung bis auf die Reste fort, welche noch heute dauern.

Um nach Villeneuve zu gelangen, geht man über eine moderne Ketten- und eine Holzbrücke, die über zwei verbundene Rhoneinseln führen, Vile de Piot und la Barthelasse. Jenseits am Ufer liegt Villeneuve-lez-Avignon, ein pittoresker Ort, einst Lieblingsaufenthalt der Cardinäle. Man sagt, daß hier im Altertum Stathmos oder Statumä lag, eine Handelsstation der Massilioten. Das heutige Villeneuve datirt erst von 1226 her; es verdankte den Mönchen von St. Andreas seinen Ursprung, bis Philipp der Schöne den Ort vergrößerte und befestigte. Er diente ihm als vorgeschobener Posten

Frankreichs an der Rhone, was er blieb während die Könige Neapels Herren der Provence, und die Päpste Herren von Avignon waren. Noch steht unweit der Rhone der prächtige Turm aufrecht, welcher vorzugsweise Turm Philipp's des Schönen heißt. Seine Lage gegenüber der Brücke St. Bénézet, der er als Castell gedient haben muß, ist bedeutend genug, und der Gang zu ihm unter den schattigen Bäumen des Ufers mit dem Blick auf den Strom und die jenseits drohende Papstburg sehr reizend. Das graue Städtchen selbst ist öde und unfreundlich, auch sieht es ärmlich aus, obwol es einige Krappfabriken und Spinnereien besitzt. Nur hie und da erinnern verwitterte Paläste und Kirchen an die glücklich überwundene Zeit der Feudalität.

Es ist wunderlich zu sagen: während Avignon sich mit dem Manne ziert, welcher die Färberöte in den Provinzen eingeführt hat, kann Villeneuve diesem Jean Althen den Mann gegenüberstellen, der im Jahr 1560 den Tabak nach Frankreich gebracht hat. Die ersten Blätter zeigte er der berüchtigten Katharina von Medici. Ich habe keine bronzene Statue des Jean Nicot, Gesandten Frankreichs am Hofe Portugals, im Orte bemerkt; man sollte ihm eine errichten, eine große Tabaksdose in der Hand, und eine riesige Havannacigarre im Mund. Im Uebrigen machen die französischen Cigarren dem Jean Nicot keine Ehre, denn sie sind sehr schlechter Qualität.

Es gi.. in Villeneuve nur wenig zu betrachten: in der Kirche des Hospitals steht jetzt das Grabmal In-

nocenz' VI., ein gothisches Werk im Tabernakelstil. Es befand sich ehedem in der einst schönen, jetzt ganz verfallenen Chartreuse von Villeneuve. Es ist restaurirt, und die liegende Papstfigur neu. Die Hauptkirche der Stadt ist ein gothisches Gebäude von kleinen Dimensionen, und bietet nichts Merkwürdiges dar.

Das meiste Interesse erregt das Fort St. Andrée auf dem steilen Berg Andaon. Dieses Castell ist noch sehr wol erhalten. Man geht durch ein mächtiges Tor hinein, und befindet sich dann auf dem ummauerten Plateau des Hügels, in dessen Mitte eine Capelle steht. Die von der Zeit geschwärzten Mauern stehen noch aufrecht, und man kann längs ihren Zinnen fortgehen, um von dort das schöne Panorama der Provence zu überblicken. Es gleicht dem welches man vom Rocher des Doms sieht, aber es hat den Vorzug daß sich hier Avignon und seine Burg den Blicken darstellt. Wenn die Abendsonne jene schwarzen Riesenmauern der Papstburg rosig und violett überhaucht, ist die Wirkung zaubervoll — und hier ist auch der rechte Ort, von diesem durch die sinkende Sonne verklärten alten Avignon einen guten Abschied zu nehmen.

Ich warf einen sehnsüchtigen Blick in das provençalische Land umher, das ich so gerne durchwandert hätte. Provençalen umgaben mich; ihre uralte Sprache erweckte mir tausend Erinnerungen und Bezüge zur Geschichte der Cultur. Diese Sprache geht unter; alle Anstrengungen der Poeten jenes Landes, unter denen Mistral der berühmteste ist, fristen ihr nicht mehr als ein künstliches literarisches Fortleben. Ich möchte gern einstimmen

in die troſtreichen Reime, welche ein heute lebender Dichter ſeinem Freunde Miſtral eben zurief; aber ich glaube, ſie bezeichnen nur einen frommen Wunſch:

Prouvènço, o païs dei troubaire,
Lou gai-sabé reverdira:
Deja milo novèu cantaire
Dison lou bèu tems que vendra.
Lou mounde vèi la reneissènço:
Lei Troubadour van refiouri ...
O moun païs, bello Prouvènço,
Toun dous parla pòu pas mouri.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1872.

Siciliana.

Wanderungen in Neapel und Sicilien

von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte durchgesehene Auflage.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

An

Herrn Franz Sabatier

in Florenz.

Sie haben, mein verehrter Freund Sabatier, diese früher zerstreuten Schriften der Ehre gewürdigt, Sie selbst auf Ihren wissenschaftlichen Reisen in Sicilien zu begleiten; Sie wünschten, daß ich sie gesammelt herausgebe, und ich sende sie Ihnen nun in einer bequemeren Form zurück. Mögen Sie darin immerhin den frommen Wunsch erkennen, vergangenen Tagen in Rom, und in Florenz eine Erinnerung unter uns zu stiften: vor allem aber ist es meine Hoffnung, daß diese kleineren Arbeiten Ihrem umfassenden Werk über Sicilien als Boten nur um ein kurzes vorangehen werden. Ihre langen und gründlichen Studien

über jene paradieſiſche Inſel (ich bewunderte ſie in Ihren Materialien) machen alle Ihre Freunde Ihr Werk mit Ungeduld erwarten.

Laſſen Sie ſich durch meine Kühnheit, oder meine Mängel ermuntern. Indem Sie in dieſem anſpruchloſen Buche finden, wie ſo gar wenig deſſen ſei, was ich von dem Reichtum der Welt Siciliens aufgeſammelt, oder wie viel deſſen, was ich nicht gewußt, und nicht geſagt habe, ſo wird Sie die unwillige Begierde ergreifen, ein vollkommenes Gemälde des ſchönſten aller Länder zu vollenden, welches Sie ſo genau durchforſcht haben.

Als ich jene Studien niederſchrieb (ſie datiren meiſt aus den Jahren 1854 und 1855) ahnte ich nicht, wie bald jene Provinzen der Schauplatz einer neuen Umwälzung werden ſollten. Seit Jahren haben wir für die Erlöſung Neapels und Siciliens

aus dem Regiment eines blinden und unfruchtbaren Despotismus, welcher nun — dies ist das naturgemäße Schicksal solcher Herrschaft — vor den staunenden Augen der Welt in einem fast beispiellosen Verrat untergeht, dieselben Wünsche gehegt. Sie waren der zufällige Augenzeuge der ersten Erhebung Palermo's im April dieses Jahrs: sie unterbrach die Fortsetzung Ihrer friedlichen Arbeit, und zwang Sie, abzureisen. Ich fand Sie im Juni nicht mehr in Florenz, aber ich konnte noch unsern gemeinschaftlichen sicilianischen Freunden die Hand reichen, als sie nach einem zwölfjährigen Exil auf das Schiff eilten, ihre blutende Heimat wieder zu betreten.

Soll ich Ihnen sagen, wie schwer es mir wurde, Italien, den Schauplatz so ernster Ereignisse, zu verlassen, in einer Zeit, aus deren unmittelbarer Anschauung ich auch für die Geschichte der Stadt Rom

im Mittelalter ſo viel Belehrung ziehen dürfte? Indeß Sie wiſſen, nach langen Jahren, die ich in Rom meinen Studien widmete, trieb mich die Sehnſucht in mein Vaterland; ich habe die teure Heimat wiedergeſehen, und ich darf ſie ruhiger verlaſſen, um an meine römiſche Arbeit zurückzukehren.

Sie lieben Deutſchland und ſeine Cultur; Sie zeigten dies eben wieder durch Ihre gewandte Ueberſetzung des Schiller'ſchen Wilhelm Tell; und ich ſah wenige Franzoſen, welche gleich Ihnen ſo tief eingeweiht in deutſches Weſen, und der deutſchen Sprache ſo völlig mächtig wären. Wie Sie die Neugeſtaltung Italiens erſehnen, ſo fühlen Sie auch das tiefe Bedürfniß meines Vaterlandes, die unheilvolle Zerſpaltung, die ſchlimme Erbſchaft des Mittelalters und der jüngeren politiſchen Künſte, auszutilgen. Könnte ich Ihnen nur ſagen, daß ich meine Heimat dem

schönsten Ziele wirklich nahe gerückt wieder fand! Doch, teurer Freund, unsere glückliche deutsche Zeit ist noch nicht gekommen. Wir freilich fühlen alle, daß sie kommen wird und muß, aber mein Vaterland wird seine Einheit nicht auf jenen Wegen suchen, welche einzuschlagen Machiavelli seinem „Fürsten“ geraten hat.

Weder Sie noch ich schwärmen für eine absolute, alles nivellirende unità Italiana; ich glaube, daß ebenso wenig Sie, wie ich, manche der Mittel gutheißen, welche in Italien angewendet werden, ein nationales und edles Ziel zu erreichen; aber ich begrüße mit Ihnen froh den Fortschritt zur Freiheit, Unabhängigkeit und Einheit, welchen dieses Land macht, mit dem uns nicht die gewöhnlichen ästhetischen Sympathien, sondern viele Fäden moralischer und praktischer Natur verbinden. Ja, ich ersehne die Zeit der Re-

organisation Italiens als eine glückliche Epoche der verjüngten Geschichte, des gesundeten Völkerlebens, der neu belebten Cultur, und als einen großen Sieg der Menschheit überhaupt.

Wird dieser Sieg, an dem die Jahrhunderte verzweifelt haben, jetzt erfochten werden? Sollen diejenigen Recht behalten, welche mit den Annalen Italiens in der Hand darthun, daß die heutige Bewegung nur eine von jenen sei, die seit der Epoche der Langobarden sich so oft wiederholten, und immer mißglückten? Ich will, teurer Freund, das fatale Buch der italienischen Geschichte gerne von mir werfen, und hoffen, daß eine neuere und intensivere Zeit den Bann alter Verhältnisse zersprengen könne; ich will hoffen, daß der innere Feind Italiens, die Parteiwut, oder die excentrische Ueberstürzung, und daß sein äußerer Feind, die Politik der Mächte, dieses edle Land in das alte

Elend nicht mehr werde zurückstoßen dürfen. Als eine italienische Provinz Italien entzogen ward, sank freilich meine Hoffnung, und ich sah den tragischen Schatten wieder aufsteigen, welchen derjenige fürchten muß, der die unselige Consequenz der Geschicke dieses Volks kennt, für das Homer die fatale Fabel von der Scylla und Charybdis erfunden zu haben scheint.

Möchten Sie mir sagen können, daß ich, zu tief in das Studium italienischer Jahrhunderte vergraben, ohne Not auf die Gegenwart übertrage, was der Vergangenheit angehört. Ihre Ruinen stehen noch, und bedrücken die moralische Welt. Nächst meinem Vaterlande verehre ich diese italienische Erde mit der wärmsten Liebe, und mein Schmerz wäre groß, sollte der jetzige nationale Aufschwung auch nur eine moralische Fata Morgana sein, wie solche unser in der Ferne wanderndes Menschengeschlecht zu täuschen pflegt.

Ich hoffe eine glückliche Stunde des Wiedersehens mit Ihnen und den Freunden zu feiern. Ich grüße Sie in der frohen Aussicht, auf Ihrer Villa, dem reizenden Sitz der Musen des Gesanges, der Malerei und der Wissenschaft, bald einige Tage zu verleben, und ich datire diesen Brief an Sie voll Freude aus meinem deutschen Vaterlande, und aus einer der alterthümlichsten und schönsten Städte des Nordens.

Danzig, im August 1860.

Inhalt.

	Seite
Neapel	1
Palermo	89
Agrigent	167
Syrakus	227
Die sicilianischen Volkslieder	275
Neapel und Sicilien vom Jahr 1830 bis 1852	331

Neapel.

1.

Seit der Revolution von 1848 ist Rom noch stiller geworden, als es schon seinem Charakter nach immer sein mußte; Freude und Lebenslust sind aus dem Volke gewichen; der Vermögende hält sich ruhig daheim; die arbeitende Klasse ist gedrückt. Immer seltener werden die Volksfeste; der Carneval verfällt, selbst die sonst so heitere Octoberfeier, welche die Menge vor die Tore in's Freie trieb und beim Becher und Saltarello fröhlich sein ließ, ist fast hingeschwunden. Rom ist eine große Ruine der Civilisation, durch welche nur Prozessionen von Mönchen und Geistlichen einherziehen, und die nur vom dumpfen Klang der Glocken und geistlicher Musik belebt wird. Alles Lebendige scheint dort von der Curie, den Cardinälen, den Priestern und Mönchen allein auszugehen. Das Volk verhält sich nur anschauend. Es handelt nicht, es arbeitet nicht, es betrachtet. Betrachtung ist hier alles; gleichviel ob ihr Gegenstand die römische Ruine sei, oder die Gallerie des Vatican, oder eine Function in Sanct Peter

und in der Sixtinischen Kapelle, wo der Papst und die Cardinäle in ruhender Stellung sich immer gleich zu einem fertigen Bilde gruppiren, welches man so betrachtet, als wäre es bereits auf die Leinwand getragen. Selbst auf dem Corso, wo der Römer Mittags und Abends gravitätisch einhergeht, bewegt er sich nicht um sich zu bewegen, er findet sich dort ein, um die schönen Frauen zu bewundern, die in Karossen auf- und abrollen. Man sieht an einzelnen Stellen des Corso Gruppen versammelt, die sich dort aufgestellt haben, um die vorüberfahrenden Damen ruhig zu betrachten.

Nun Neapel. Diese fieberhafte Erregung der Lebensthätigkeit, dieses allgemeine Mit- und Ineinanderhandeln des gesammten Volkes ist ganz erstaunlich. Die Stadt scheint in fortdauernder Revolution; nichts bleibt, alles fließt, strömt von Lebensflut. Gleich groß das Gewühl am Hafen, gleich groß auf den Quais, auf den Märkten, auf dem Toledo, und glaubt man sich aus ihm auf Capodimonte, auf den Vomero, auf den Posilip gerettet zu haben, so gerät man in ein neues Chaos strömender Menschenverwirrung. Man hat hier keine Zeit und keinen Raum. Man kann nicht betrachten; wo man auch sei, überall sind die Sinne in beständigem Verteidigungskrieg. Selbst die stralenden Lichter des Meers und der Küsten machen unruhig; sie blenden das Auge und regen die Phantasie auf; selbst nicht in tiefster Nacht hat das Ohr vor dem Lärm der Stimmen und dem Rollen der Wagen Ruhe.

Ich war zum Castell Sant Elmo, nach dem Kloster San Martino hinaufgegangen. Der fürstliche Bau

der Benedictiner, der kaum ſeines Gleichen weder an luxuriöſer Pracht noch an Lage haben mag, prangt hoch über Neapel auf dem Vomero, wo er eine überwältigende Ausſicht auf den ungeheuren Golf, ſeine Inſeln und die vom Poſilip bis unter den Veſuv hin ſich ausbreitende Stadt darbietet. Hier dachte ich das ſchweigende Neapel ruhig zu betrachten. Aber ſelbſt bis zu dieſer Höhe ſtieg das Brauſen der Stadt empor, vernehmlich wie eine nimmer ruhende Brandung; es ſchien, als kämpfte das Volk dort unten mit wildem Getöſe eine Revolution durch. Fragt man ſich, weshalb und was denn eigentlich dieſe Tauſende von Stimmen unabläſſig auszurufen haben, ſo muß man ſich endlich ſagen: nichts weiter als Genuß; ſie bieten alle nichts als Genüſſe aus. Ein neben mir ſtehender Benedictiner verſicherte mich, daß er aus dieſem dumpf brauſenden Gewoge von Stimmen mit Entſchiedenheit einzelne Worte fruchtausgellender Weiber heraushöre. Und was bieten ſie nicht aus? Was ſchaffte dieſe geſegnete Erde oder induſtrieller Menſchenwitz, was dort nicht ſeinen Ausruf fände, vom Thunfiſch im Waſſer, vom Pfirſich auf dem Baum bis zum Pulcinella auf der Straße, und dem hölzernen Heiligen, der eben fertig aus der Werkſtätte kam. Nur das ſchöne Mädchen wird nicht ausgeſchrieen; der bleiche Ruffiano wankt den Toledo entlang und ziſchelt im Vorüberſchleichen, wie die Schlange der Verführung: una ragazza, freſca, bella, bellissima, di tredici anni.

Ich ſtand lange auf der Baluſtrade in San Martino und horchte nach Neapel hinab. Wenn dieſes Volk, ſo dachte ich, ſchon in der alltäglichen Regung ſeiner

Thätigkeit, in dem ganz gewöhnlichen Tact ſeiner Lebensempfindung die Lüfte mit ſolchem Schall erfüllt, wie erſt muß es toſen, wenn es im Schmerz und in Wut aufſchreit, wenn dieſe Tauſende von Lazzaroni im Straßenkampf lärmen oder nach Beute ſchreien — wie ſie es nach dem 15. Mai 1848 gethan haben, als ſie ſchaarenweiſe hinter dem Wagen des Königs Ferdinand herliefen und Plünderungsfreiheit begehrten.

Doch alles bewegt ſich hier fröhlich, friedlich und ſelbſt in der bunteſten Unordnung dennoch geordnet. Einzelne wie ganze Klaſſen, ob ſie ſich tauſendfach durchkreuzen, gehen wie die Ameiſen in ihrem Staat in gewohnten Richtungen, auf bekannten Geleiſen. Das ungeheure Leben circulirt hier wie das Blut; uns ſcheint dieſer Pulsſchlag bis zur wahnſinnigen Aufregung fieberhaft, und doch iſt er normal und geregelt.

Die Revolution wie die moraliſche Niederlage der jüngſten Jahre iſt an Neapel ſpurlos vorübergegangen. Das Leben hat ihre Erſcheinung hinweggeflutet, und kaum wüßte man von ihr, wenn man nicht von Wolmeinenden gewarnt würde, in Reden vorſichtig zu ſein und die Spione zu ſcheuen, die allerorten umherwandern, und wenn man nicht zufällig einige verwüſtete Häuſer und Paläſte bemerkte, namentlich auf Medina und Monte Oliveto, wo die Kanonen des Caſtello nuovo ſchonungslos gefeuert haben. Nun iſt dem Fremden auch unverwehrt, ſpitzen Hut und ſpitzen Bart zu tragen, ſeitdem die franzöſiſche Geſandtſchaft für einen Schimpf Genugthuung verlangt hat, der einem franzöſiſchen Untertan in Neapel widerfuhr. Die Polizei hatte ihn auf

der Straße aufgegriffen und ohne weitere Umstände in eine Barbierstube gebracht, wo ihm von Staats wegen der Bart abrasirt wurde. Neapolitanischen jungen Leuten begegnet es, daß sie das Verbrechen eines revolutionären Hutes und Barts in irgend einem Verbannungsort, einer Insel oder einem Castell, abbüßen, wie ein Staatsgefangener selbst in Puzzuoli mir erzählte.

Man merkt keine Verstimmung, denn diese elysische Natur ist ja niemals verstimmt; man sieht nirgend ein düsteres, nachdenkliches Antlitz, denn dieser lachende Himmel ist eitel Seligkeit. Tausend Barken tummeln sich nach wie vor im Hafen, tausend Karossen jagen über die Chiaja, Santa Lucia wimmelt von Austern- und Maccaroniessern, auf dem Molo geigt und harft es nach Herzenslust; alle Theater spielen, das Blut des heiligen Gennaro fließt noch wie sonst, keine Bombe hat den kleinen Pulcinell in die Luft gesprengt, und die Villa Reale ist voll von Fremden, welche Geld ausstreuen. Dies Volk lebt nur für den Augenblick. Es ist im innersten Wesen unpolitisch, untragisch und jener männlichen Leidenschaft baar, ohne welche das geschichtliche Thun nicht denkbar ist. So lange Neapel steht, waren seine Herrscher Fremde, Byzantiner, Normannen, Schwaben, Anjous, Spanier, Bourbonen, Joachim Murat. Ein unnationales, charakterloses Volk nimmt jeden Herrscher hin; und noch heute ist es in Neapel höchst ergötzlich, die Münzen mit dem Kopfe Murats friedlich neben denen mit dem Kopfe Ferdinands courisen zu sehen.

Aufgeklärte und denkende Männer, welche aus diesem Volkscharakter kein Hehl machen, sind ratlos. Ich fuhr

in einer Nacht von Portici nach Neapel zurück. Unterwegs gesellte sich in meinen Wagen ein Arzt zu mir, ein kräftig blühender Mann, lebhaften Geistes, wolgebildet. Er sondirte meine Gesinnung, dann sprach er rückhaltslos seine Ansichten über die gegenwärtige Lage Neapels aus. Sie waren so scharf, wie ich nicht erwartet hatte, daß sie vor einem Unbekannten würden ausgesprochen werden. Die Italiener politisiren leidenschaftlich gern mit Fremden und sind dann grenzenlos offen. Jener Mann hatte einige Verfolgungen erlitten, weil er mit Poerio obenhin bekannt gewesen war. Ich unterbrach unser Gespräch, indem ich auf die zahllosen Ampeln deutete, welche man eines Festes wegen auf der Marinella angezündet hatte. Wie märchenhaft schön, rief ich aus, ist dieser Anblick vereint mit jenem Lichterkranz um den Hafen! Ja, sagte mein Begleiter, es ist leider zu schön. Seht, das ist unser Volk. Sie tanzen um jeden Despoten, wenn er ihnen nur ein Kinderspielzeug, ein Licht, eine bunte Ampel vor die Augen hält. Kann diese geblendete Masse einen ernsten Gedanken haben?

Sie sind erbittert, aber sie lachen. Und wol nirgend auf der Welt läßt sich Despotismus leichter ertragen als in Neapel, denn diese unerschöpflichen Schätze der Natur sind nicht zu zerrütten, dieser Boden ist nicht auszusaugen, dieser Himmel macht alle Lebensthätigkeit öffentlich und läßt der Sitte eine fast schrankenlose Freiheit. Die Natur gleicht hier alles aus, sie ist nirgend demokratischer als in Neapel. Wer kann diese Magna Charta der Freiheit je vernichten? Es war mir für

das Wesen Neapels folgende Erscheinung immer charakteristisch: um die Mittagszeit liegen im Porticus einer glänzenden Kirche, des Doms San Francesco di Paola, im Angesicht des königlichen Schlosses, hundert und hundert Lazzaroni schlafend ausgestreckt, in unschönen Gruppen, mit zerrissenen Wämmsern, diese Säulenhalle keineswegs verzierend. Ich dachte dabei an jene Lazzaroni des alten Roms, die wol auch so in den Säulenhallen des Pompejus und des Augustus Siesta hielten, nur hatten sie Getreidemarken in der Tasche, und diese haben keine. In jeder andern Residenz Europas würde die Polizei solche Schläfer von den Stufen des Doms und aus dem Angesicht des Schlosses hinweggefegt haben. Hier schlafen sie den ruhigsten Schlaf, und vor ihnen schreiten, wie vor einer selbstverständlichen und ganz natürlichen Erscheinung, die Wachen, welche an den beiden Reiterstatuen Karls III. und Ferdinands I. schildern, achtlos auf und ab.

Diese Piazza Reale, so nahe am Meer und doch nicht frei genug gelegen, da vorgebaute Paläste den Blick in die See sehr beschränken, köstlich gepflastert, daß sie einem Tanzsaale gleicht, von eleganten Gebäuden eingefaßt, ist für den neapolitanischen Staat sehr bezeichnend. Hat doch der König, der Hof, die Staatsgewalt hier den Sitz aufgeschlagen, und scheint es doch, als blicke man hier nicht in das Herz Neapels (das ist der Hafen), aber wol in das Centralorgan seiner denkenden und leitenden Thätigkeit. Hier fällt denn der Charakter völliger Ungeschichtlichkeit, modernster Nüchternheit

und Wesenlosigkeit auf, so in dem schönen königlichen Schlosse mit seiner glatten Façade, deren rötliche und graue Wandfläche, deren ermüdende Symmetrie eine matte und nüchterne Wirkung hervorbringt, so in den beiden ganz gleichen Seitenpalästen, so endlich in jenem Dom des heiligen Francesco di Paola, einem Abbild des Pantheon zu Rom, welches bei innerer Unselbständigkeit nur in der Art einer geistlosen Copie zu wirken im Stande ist. Selbst die beiden bronzenen Reiterstatuen Karls III., des Gründers der gegenwärtigen Dynastie, und Ferdinands I., Werke des Canova und des Antonio Cali, munter hellgrün in ihrer Farbe, glatt und leicht in ihren Formen, haben gar nicht den Charakter des geschichtlich Monumentalen, sondern nur den des zufällig Verzierenden. Und so ist überall hier der Geist des Gegenwärtigen, Modernen und einer flachen Heiterkeit verbreitet. Das königliche Schloß würde, ohne daß sein Charakter sich dagegen sträubte, als großes Gartenschloß und Villa in einen grünen Park sich verpflanzen lassen und das sein können, was Caserta oder das Schloß von Capodimonte ist, dem es ziemlich ähnlich sieht. Auch dies ist für dasselbe ganz wesentlich, daß San Carlo, das berühmte Theater, ja das größte aller Theater, mit ihm verbunden einen seiner Flügel vorstellt. Die Musen der Oper und des Ballets wohnen unter einem Dach mit dem Oberhaupt des Staats, und in einem Seitenhof, in welchen man von der Straße aus hinunterblickt, exerciren jeden Morgen Schweizer, von Kopf bis zu Fuß in nüchtern blaugraue Leinwand gekleidet, die ich niemals an-

blicken konnte, ohne zu finden, wie vortrefflich diese grauen Reihen mit der kalten Heiterkeit der Architectur des Schlosses zusammenstimmten.

Der König Ferdinand zürnt noch auf Neapel. Das Schloß war wie ausgestorben; der Hof befand sich in dem reizenden Ischia. Aber eines Tags kehrte er nach der Hauptstadt zurück, um dem Fest der Madonna auf dem Mercato beizuwohnen, welche eines fast gleichen Ansehens genießt wie ihre Schwester von Piedigrotta. Ich hatte also das Vergnügen, die königliche Familie und den gesammten Hof sowol nach dem Mercato, als zurück nach dem Residenzschlosse fahren zu sehen. Es war ein überaus prächtiger Zug von ungezählten, in Gold strotzenden Kutschen, welcher sich über den Largo di Castello nach dem Schloß bewegte, und plötzlich erhielt dies stumme und leblose Gebäude den Ausdruck höchster, strahlender Lebendigkeit. Aus keinem Munde hörte ich den Ruf viva il re! Man entblößte die Häupter, wie man es thut, wenn die Glocken die Ave Mariazeit ankündigen. Prächtig nahm sich das Militär aus, zumal die Husaren auf schönen Pferden, in bunter, malerischer Tracht. In Rom nur an die Züge marschirender Franzosen gewöhnt, war es mir interessant genug, wieder national italienisches Militär zu sehen. Die Neapolitaner sind stattliche Soldaten, trefflich gekleidet, militärisch gehalten, aber man merkt ihnen an, daß sie nur Soldaten scheinen, daß sie gleichsam ein theatralisches Militär sind.

Es gibt in Rom charakteristische öffentliche Straßenerscheinungen, die stets paarweise einherwandelnden Ker-

porationen, welche in langen Zügen feierlich sich fortbewegen und in der Todtenstille und Leerheit der Straßen malerisch auffallen; sie sind höchst wesentlich für den Begriff der Stadt, weil sie dem Betrachter das aufschließen, was sich im innern Leben derselben geistig geordnet und gegliedert hat. Ich will der Hauptsache nach zusammenstellen, was so paarweise durch Rom wandelt: Züge der Mönche, der Nonnen, der Jungfrauen aus den verschiedensten Instituten, der armen Waisenkinder, Züge der Collegienschüler, der Roten, Schwarzen, Blauen, Weißen; Züge der Todtenbrüderschaften in ihren Capuzen, der Schwarzen, Grünen, Weißen, Violetten, endlich das Militär. Auch Neapel hat die meisten dieser stereotypen, wandelnden Erscheinungen, aber in der ungeheuren Menschenflut fallen sie nicht auf, und das Weltliche drängt das Geistliche zurück. Das Militär ragt hervor, und noch auffallender als dieses treten aus dem Straßengewühl jene unseligen Galeerensklaven heraus, welche paarweise und kettenklirrend, von Soldaten geleitet, je nach ihren Klassen bald in die Farbe des Mordes, blutrot, bald in die des Betrugs und der Schande, hochgelb, uniformirt, durch die Gassen und über die Plätze ziehen, und selbst in meilenweiter Entfernung bei Portici und Torre del Greco noch den Blick entsetzen. Dies Schauspiel ist entwürdigend, zumal im Angesicht einer Natur, welche Herz und Seele erweitert und mit seligen Empfindungen des Lebensgenusses erfüllt.

Wie ich schon sagte, tritt in Neapel keine jener socialen Gliederungen so stark und für sich auffällig in die Erscheinung, wie in Rom. Und selbst Geistlichkeit

und Mönchſchaft, wie allgemein bekannt, in unverhältnißmäßiger Anzahl vorhanden und das paraſitiſche Gewächs, welches die Lebensentwicklung Neapels hindert, verlieren ſich in der Menge, zu deren greller Buntheit allein ſie beitragen. Ich habe an jenem Feſt der Madonna del Mercato, wie ſpäter an vielen andern Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie auch hier alles in's Weltliche, Heitere, in's Volk ſelbſt hineingezogen wird. Man geht nicht zum Feſt, um den Anblick geiſtlichen Pomps oder kirchlicher Schauſtellungen zu haben, man geht, um im Freien an der Dekoration der Natur ſich zu ergötzen, in welche dieſe ungeheure Menſchenmenge einen nicht zu ſagenden Farbenreichtum hineinträgt. Ich ſah das neapolitaniſche Volk in ungezählten Tauſenden bei dem Feſte Centeſimo, dem hundertjährigen Beſuch der Madonna des Poſilip beim Könige, und nimmer ſah ich ein ähnliches Feſttheater. Die herrliche Chiaja und die Villa Reale bis an die Grotte des Poſilip mit buntem Menſchengewühl übergoſſen; Fahnen, Teppiche, Blumen überall; der Golf lichtſtralend, im Bogen von der Chiaja bis zum Hafen hin ſechs ausgeflaggte Kriegsſchiffe aufgeſtellt, welche unabläſſig feuerten. Gewühl und Getöne ſinnverwirrend. Die Prozeſſion aber unbedeutend, weder voll feierlicher Würde, noch von wirklichem Glanz, ja wunderlich für den, welcher eben aus Rom kam.

In Rom haben auch die kleinſten Prozeſſionen immer einen Anſtrich von künſtleriſcher Schönheit, und man merkt wol, daß die Kunſt wolthätige Wirkungen ausübt ſelbſt noch bis auf die geringſten kirchlichen Darſtellungen, Embleme, Sinnbilder und Figuren der Hei-

ligen. Nichts ist dort ganz des Sinnes für das Schöne baar; die Götter Griechenlands im Vatican und auf dem Kapitol wehren selbst noch von den christlichen Heiligen das allzu Christliche, das allzu Barocke oder Häßliche schützend ab. Solche Wirkung auf den Schönheitssinn im Volk übt in Neapel das bourbonische Museum gar nicht aus. Die Plastik, welche das römische Wesen durchaus zu bestimmen scheint, hat auf Neapel keinen Einfluß; eher und fast allein nur die Malerei, und ganz unbezweifelt das heitere Frescowerk von Pompeji, welches überall nachgebildet in die Augen fällt. Je phantastischer, desto beliebter.

Welche Bildwerke nun in kirchlichen Prozessionen Neapels zur Schau getragen werden, ist mir zu schildern nicht möglich. Ich sah die geschmacklosesten und abenteuerlichsten Ausgeburten bizarrer Phantasie einhertragen, in einer an das Indische grenzenden Uebertreibung. Was hier das Volk anzuschauen verträgt, lernt man schon aus den barocken Sculpturen von Heiligen kennen, welche an den Straßen stehen, auch aus jenen hölzernen Christusbildern, nicht etwa plastischen Figuren, sondern flach aus dem Brett geschnittenen Bildern, die auf den Plätzen hie und da zu finden sind.

Endlich muß man einen Blick in irgend eine Werkstätte der Heiligen Neapels thun, um sich gründlichst darüber zu belehren, wie in diesem Süden Religion und Kunst dem Volk vor die Sinne gebracht und von ihm empfangen wird. Ich war eines Tags in eine jener engen und unheimlichen Straßen gekommen, welche vom Hafen sich quer gegen die Berghöhen empor-

ziehen; der Anblick von emsig beschäftigten Künstlern, die in einem offenen Zimmer saßen, fesselte mich. Ich blickte in ein langes, tiefes, nach innen sich verdunkelndes Gemach; dort standen an den Wänden übereinander Reihen von schon fertigen Heiligenbildern, in der Mitte eine Agnes mit dem Lamm, im fliegenden weißen Röckchen, mit kirschrot gefärbten Wangen. Am Eingang arbeiteten Künstler, von denen einer eben beschäftigt war, eine hölzerne Puppe mit Flittern auszuputzen. Es gab da wol Hunderte von Heiligen in jeder beliebigen Größe von Puppengestalt bis zu menschlicher Höhe, mit Gold und Silber überflittert, in den ungeheuerlichsten Stellungen, geräderte, gespießte, mit dem Beil zerhackte, geschundene, an den Gliedern verstümmelte Figuren. Wie soll ich sie nennen? Wie ferner die entsetzliche Grellheit dieser Farben, oder die Ungeheuerlichkeit der Körpergestalten, wie endlich die bunte Menge von Amuletten und Symbolen des Aberglaubens bezeichnen, welche dort verfertigt umherlagen? Ich schaute diesen geheimnißvollen Künstlern zu. Wahrhaftig, man möchte sagen, sie machen Götter für das Volk, wie einst Homer und Hesiod die Götter gemacht haben. Mit diesem Blick in eine Fabrik neapolitanischer Heiligen, in dies lange, tiefe, schauerliche Zimmer glaubte ich einen Blick in die Religion des Volks selbst gethan zu haben, und ich gestehe, ganz verwirrt, ganz ekel ging ich hinweg und schöpfte wieder auf dem Molo Atem, als mein Auge auf die ewig reine, klare, heilig große Natur fiel. Nein, der Mensch ist nicht wie sie, ist nicht wie die Natur, die ihn umgibt; würde er sonst im Angesicht

dieſes Meers, dieſes Himmels und dieſer Berge ſo abſcheuliche, kleine, beflitterte Puppen anbeten können?

2.

Man merkt es bald an ſeinem eigenen innern Drange, daß alles Leben in Neapel nicht in die Stadt, ſondern aus ihr hinaus in die Umgebung ſtrebt. Neapel ſelbſt hat geradezu etwas Abſtoßendes; dies wüſte Chaos himmelhoch getürmter Häuſer mit barocken Architecturen, die Schwüle und der Staub der Straßen, das ſinnbetäubende Gewühl, feſſelt wahrlich nicht für lange; wer in Neapel verweilt, bleibt nur, weil die Natur rings umher das zauberhafteſte Paradies aufgebaut hat, und weil man von der Stadt wie aus dem Mittelpunkt deſſelben überall hin in kurzer Zeit gelangen kann, nach Pompeji, wie nach Iſchia, nach Sorrento, wie nach Bajä, auf den Veſuv, wie nach Capri.

Es gibt daher eine immerwährende Bewegung der Maſſen von der Stadt weg in's Freie, in drei Hauptrichtungen, welche zugleich die topographiſche Beſchaffenheit Neapels beſtimmen. Die eine geht zu den ſchönen Hügeln Capodimonte's hinauf durch die Pulsader Neapels, den Toledo, bis auf die oberſten mit Villen bedeckten Anhöhen und die reizenden Eremitagen der Camaldoli; die zweite und dritte führen rechts und links vom Ende des Toledo längs des Meers, hier über den Hafen und die Marinella nach Portici, Pompeji und dem Veſuv, dort über die Chiaja den Poſilip hinauf, oder durch die große Grotte nach Puzzuoli und Bajä.

Dies sind die drei großen Lebensströme Neapels, und es gewährt wahrlich ein einziges Schauspiel sie, namentlich des Nachmittags und Abends, in unabläßiger Bewegung zu sehen. Hier rollen sowol die Karossen, als die Curriculi, die vom bebänderten Maulthier gezogenen zweiräderigen Wagen, in unabsehbaren Linien auf und nieder; in diesen Richtungen drängt sich auch alle Industrie, aller Luxus, aller Lebensbedarf zusammen: das Glänzende in den Magazinen des Toledo, dessen Untergeschoße Waarenlager jeder Art sind; das Notwendige zu den beiden andern Seiten am Meer. Doch auch hier mit einer besondern Eigenthümlichkeit. Denn das elegante Neapel, dessen Gebiet eigentlich der Toledo ist, setzt sich noch über die Chiaja bis an die Grotte des Posilip fort. Die Chiaja ist einer der herrlichsten Quais der Welt; ihre modernen Paläste sind Wohnungen der Reichen, der Gesandten, und die ersten Hotels der Stadt. Vor ihnen liegt die Villa Reale, deren Garten nur den sogenannten anständigen Klassen geöffnet ist. Das Volksleben ist also hier ausgeschlossen; die vornehme Welt hat dies Gebiet für sich in Beschlag genommen. Selbst am Strande sieht man kaum einige Fischer, und die Bäder, die dort angelegt werden, kosten teures Geld, wenn man sie benutzen will. Erst wo die Chiaja sich nach der Grotte des Posilip und nach der Mergellina teilt, beginnt wieder das Revier der Volksbedürfnisse, des Volkslebens, der Fisch- und Gemüsemärkte in kleinerer Dimension, und der Schenken.

Es hat daher diese Richtung ein stilles und vornehmes Ansehen. Dies ändert sich wie mit einem Zau-

berschlage, wenn man über das Caſtell hinaus den Quai Santa Lucia betritt. Von hier ab ergießt ſich das Volksleben, noch einmal auf kurzer Strecke durch das königliche Schloß unterbrochen und durch das Caſtell nuovo gleichſam gezügelt, in ſteigender Progreſſion über den Molo und den Hafen hinaus längs des Quais der Marinella bis zum Mercato, dem großen Markt hin, und ſetzt ſich, ſchwächer werdend, in den Vorſtädten Neapels, man kann ſagen, bis nach Portici fort. Den Uebergang vom ariſtokratiſchen Neapel zum demokratiſchen macht alſo Santa Lucia, welches einen gemiſchten Charakter hat, und wo die Gaſthäuſer zweiten Ranges ſtehen. Vom Hafen an, um den ſich aller Verkehr zuſammenhäuft, der die unteren Klaſſen in Bewegung ſetzt, und wie ein Centralpunkt nach allen Seiten eine unglaubliche Thätigkeit, Arbeit und Induſtrie ausſtralt, wächst die Bewegung des Gewerbes, des Volksbedürfniſſes, des Volksgenuſſes. Dieſe ganze Seite ſieht verwohnt, verlebt, verarbeitet aus; der Quai iſt ſchmutzig vom Kohlenſtaub und von unzähligem Material bedeckt, dichtgedrängt voll Lazzaroni, voll Barkenführer, Fiſcher, Hauſirer. Hier findet ſich alles zuſammen, was die Lebensbedürfniſſe erheiſchen und was die kleinen Händler für Spottpreiſe feil bieten. Hier kauft der gemeine Mann ſeine Kleider und Schuhe, und dieſe Waaren häufen ſich in einer ganzen Straße von Untergeſchoß zu Untergeſchoß. Jeglicher Artikel häuslichen Bedarfs iſt hier vorrätig. Hier ſind die Volksboutiquen, Kaffee-, Cigarren-, Liqueurſchenken; hier ſtehen die Obſttiſche, bedeckt mit ſchon in Scheiben zerlegten Orangen und

Wassermelonen, die man für einen Torneſe kauft und ſtehend verzehrt. Hier iſt die Speiſe des gemeinen Mannes, die indiſche Feige, bereits geſchält. Und hier ſammeln ſich auch die feineren Volksbedürfniſſe, die Straßenſalons der Volksunterhaltung. Jeden Nachmittag ſieht man in einer Winkelgaſſe am Hafen einen Vorleſer aus einem abgegriffenen Buch Romanzen, Rittergeſchichten, Räubertragödien nachdrücklich vor einem Zuhörerkreiſe vortragen. Auch der Schreiber ſitzt hier, welcher Liebesbriefe ſchreibt. Zerſtreut auf der ganzen Marinella ſtehen die Pulcinellentheater, das Pulcinellhäuschen am Eingange, woraus die ſchnalzenden Töne des kleinen Männchens lockend hervorſchallen. Auch das höhere Volkstheater San Carlino befindet ſich nahe am Hafen. Selbſt für Bäder iſt hier geſorgt; denn der ganze Quai wimmelt von Badehäuſern, worin der Unbemittelte ein Bad erſchwingen kann.

Aber all dies an's Meer und um das Schiffsgewühl des Hafens gedrängte Leben ſcheint noch Ebbe zu ſein, vergleicht man es mit jener ungeheuren Flut, die ſich über die beiden großen Speiſemärkte Neapels ergießt. Ich meine den Porto nuovo und den Mercato, welche parallel neben der Marinella hinlaufen. Es iſt nicht in Worte zu faſſen, welche Volksmenge namentlich im Porto nuovo durcheinander wogt. Ganz Campanien ſcheint ſeine Früchte, und der ganze Golf alle ſeine Fiſche auf dieſen Platz geworfen zu haben. Das Volk ſcheint nur da, um zu kaufen, zu eſſen. Und hier ſieht man recht in den Magen Neapels. Es iſt ergötzlich dieſes Gewühl dort in der Stille zu betrachten. Man flüchte ſich in eine jener wunderlichen Garküchen, wo hinter Bretterverſchlägen

die pizzi, große, flache und runde Kuchen, gegessen werden, welche mit Käse oder mit Schinkenstückchen belegt sind, je nach dem Geschmack des Bestellers. Man bestellt sie, und in fünf Minuten sind sie gebacken. Es gehört der Magen eines Lazzarone dazu, sie zu verdauen.

Auf dem Mercato werden die Wochenmärkte gehalten. Der ungeheure Platz, dem Deutschen eine Stätte der Trauer, weil hier der letzte Hohenstaufe enthauptet ward, ist zugleich dadurch charakteristisch, daß auf ihm die Geschichte Masaniello's gespielt hat. Die Lazzaroni haben hier ihren König gekrönt und erschlagen. Er ist darum das historische Lokal des neapolitanischen Volks, der Bastilleplatz von Neapel, blutig durch schreckliche Scenen der Volksjustiz, welche hier die Köpfe des Adels abschlug und zur Schau stellte, und schrecklich durch die Erinnerungen an die Pest.

Diese ungeheure Menschenwelt zu entwirren und in Gruppen ihrer besonderen Art zu ordnen, möchte eine ebenso interessante als unendlich schwierige Aufgabe sein. Man hat so viele Darstellungen neapolitanischen Lebens, so viele fleißige und geistreiche Bücher, aber ihrer tausend könnte man zuvor gelesen haben und stünde doch vor diesem Wechsel der Erscheinungen ganz unberaten da.

Am ehesten läßt sich noch das Leben in Santa Lucia in einen Namen fassen. Ich habe schon gesagt, daß dieser Quai, einer der merkwürdigsten Punkte Neapels, die neutrale Mitte ist, wo sich die obern und die untern Schichten der Bevölkerung begegnen und die mittlere Bürgerklasse den Sieg davongetragen hat. Der schöne

Quai von geringer Länge wird links von den Gebäuden des Schlosses, rechts von dem malerischen Castell dell' Ovo abgeschlossen. Fast in der Mitte des großen Bogens gelegen, welcher den Golf umfaßt, steht er offen gegen das Meer, und hier kann der Blick frei über die Wasserfläche streifen, weil kein Schiffsgewühl, wie im Hafen, ihn behindert. Die überaus köstliche Ansicht zieht daher sowol die Fremden in die Gasthäuser mittleren Ranges, welche sich in Santa Lucia aufgethan haben, als den Mittelstand auf den Quai, um Abends sich des unvergleichlichen Schauspiels und sonstiger Genüsse zu erfreuen.

Ich habe sechs Wochen auf Santa Lucia zugebracht. Wenn ich auf den Balkon meines Fensters trat, lagen vor meinem Blick der stralende Golf, der zweigegipfelte Vesuv, die weißen Städte an seinem Fuß, die malerischen Küsten von Castellamare und Sorrent bis zum Cap der Minerva, und die Felseninsel Capri. Jeden Morgen weckte mich der Golf selber, sobald er die Rosenhelle seines stillen Spiegels in mein Zimmer stralte, und jeden Morgen betrachtete ich das Wunder des Sonnenaufgangs und die unsagbare Farbenpracht der Berge und des Meers, welche auch die ungeheure Stadt zu entzünden und zu erwecken scheint. Diese Lage hat Santa Lucia; aber noch ein feenhafteres Schauspiel gewährt sie zur Vollmondzeit, weil dann der Mond mit beginnender Nacht über dem Vesuv steht und sein magisches Licht über Berge, Meer und Stadt ergießt, während den ganzen Golf bis zum Quai ein breiter Lichtstrom wundersam durchflutet. Der schwarze Mastenwald

im Hafen schwebt dann geisterhaft in einem weißen Silberdunst, der schlanke Leuchtturm funkelt matter, tausend Barken gleiten traumhaft wie schwarze Schatten über die Lichtfläche, tauchen auf und verschwinden, am Horizont steigt der schöne Fels von Capri aus der Nacht märchenhaft empor, und ganz überwältigend magisch still, wie phantasmagorische Schattenbilder, glitzern drüben Somma, Vesuv und die silberhellen Berge von Castellamare und Sorrent. Wer kann in solcher Nacht schlafen? Man steigt in Santa Lucia in eine Barke und rudert hinaus durch die phosphorescirenden Wellen, oder man setzt sich zum Volk auf den Quai und ißt frutti di mare.

Denn hier lärmt unmittelbar am Wasser die Nacht durch das fröhlichste Leben. In zwei Reihen stehen die kleinen Buden der Austernhändler. Santa Lucia ist der Sammelpunkt aller Meerfrüchte. Muscheln und Austern jeder Art liegen hier zierlich geordnet auf schrägen Laden. Jede Bude ist numerirt und mit dem Namen des Besitzers versehen. Unaufhörlich wird zum Genuß eingeladen; die Lichter flimmern; in ihrem Schein blitzen die wunderlichen, schönen, bizarren Muscheln reizend genug, und Seeigel, Seesterne, Meerkorallen, Krebse locken mit ihren seltsamen Formen und bunten Schalen weniger zum Genuß als zur Betrachtung. Das geheimnißvolle Reich der Tiefe ist hier aufgeschlossen; so märchenhaft sieht dieser kleine Muschelmarkt aus, wie ein Meereswelnachten, und alle Abend hat man die Freude des Anblicks.

Geht man die steinernen Treppen an das Wasser hinunter, so befindet man sich plötzlich in einem großen,

nächtlich erleuchteten Saal unter freiem Himmel. Hier schmaust das Volk an Tischen Austern und Maccaroni, und hier kann man auch die Maccaroniverschlinger anstaunen. Man macht sich wol das Vergnügen, einem Lazzarone oder einem Fischerjungen ein paar Gran zu schenken, damit er sich Maccaroni kaufe und sich im Verschlingen derselben producire. Wo dieses Gewühl der zu Nacht Schmausenden endigt, beginnt eine andere bunte Scene. In einem Gewölbe sprudelt dort am Quai die Schwefelquelle von Santa Lucia. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schöpfen dies Heilwasser Weiber und Mädchen mit unsäglichem Geschrei in Gläsern und bieten den Trank aus. Man sitzt auf Stühlen umher, man trinkt ein Glas des mineralischen Wassers und ißt dazu kleine Kringel. Hier hat also der Mittelstand sein Vergnügen um wenig Geld. Der Einzelne wie die Familie findet sich hier ein, und wer nicht Maccaroni verzehrt, ergötzt sich wenigstens an der Schwefelquelle und an den Kringeln. Von allen Seiten strömen die Besucher, von der Stadt her, wie aus den Barken, welche kommen und gehen. Und hier wirft auch die nächtliche Nymphe ihre Netze nach den Fremden aus. Die losen Mädchen kommen mit der Mutter oder gewöhnlich mit einer grauhaarigen Kupplerin, welche scheinbar die Ehrenwächterin spielt, nach Santa Lucia und knüpfen sehr ominös bei einem Glase Schwefelwasser ihre Liebesabenteuer an.

So ist der Abend auf Santa Lucia. Auch der Tag ist nicht minder geräuschvoll. Man badet hier öffentlich, vor den Augen der Welt. Von dem Quai am Castell dell' Ovo sieht man zu jeder Stunde Schaaren von

Buben und Jünglingen in das Wasser springen und köpflings ihre Schwimmkünste produciren. Die Neapolitaner schwimmen gleich Delphinen. Das Element erhält den Menschen im ursprünglichen Naturzustande; der warme Himmel bringt die Nacktheit wieder zu Ehren, und die herrlichsten Studien des Nackten lassen sich hier auf der Straße machen. Dieser Gegensatz ist sehr grell; es rollen am Quai die luxuriösen Equipagen mit den elegantesten Menschen der höchsten Gesellschaft, und vor den Augen des besternten Prinzen, der feinsten Dame aus dem Salon von Paris oder London springen Schaaren nackter Menschen in paradiesischer Unschuld in die Wellen. Die Fischerbuben laufen nackt selbst auf die Straße und begrüßen mit vielen graziösen Verbeugungen und lebhafter Gesticulation den Fremden, der ihnen dann und wann einen Gran zu schenken pflegt. Ich machte mir oft das Vergnügen, vom vierten Stock meiner Wohnung herab diese nackten Buben mit einem Gran auf die Straße zu locken. Auf einen Wink sprangen sie in's Wasser, producirten ihre Künste und kehrten wassertriefend wieder zurück, um den Lohn zu empfangen. Den Anblick des Nackten wird man im ganzen Golf nicht los. Selbst auf die eisernen Gitter des Hafens klettern nackte Knaben, um sich dann von oben kopfüber in das Meer zu stürzen.

Seit dem 18. Mai 1853 ist landwärts noch eine Straße öffentlicher Bewegung des Volks eröffnet worden. Es ist die neue Strada Teresa, von dem jetzigen Könige angelegt und zu Ehren seiner Gemalin so genannt. Sie führt in einer Parabole von der Stadt um das Castell

Sant Elmo durch Hügel und Thäler über den Vomero und mündet dann auf die Chiaja. Sie ist noch nicht vollendet, noch nicht gepflastert; über manche Austiefungen sind erst Bretter gelegt, aber schon jetzt wälzt sich der Volksstrom über sie hin; zahllose Reiter, zu Pferd, auf Eseln und Maulthieren, sprengen darauf einher, und Schaaren von Fußgängern durchziehen diese Anlage, zumal an den Sonn- und Festtagen. Es scheint, als genügten der Volksströmung Neapels jene drei angegebenen Richtungen nicht mehr, und als hätte so das Leben dieser ungeheuren Stadt sich durch die Berge ein neues Bette gewühlt, um sich dann vom Vomero wieder auf die Chiaja zu ergießen.

Die neue Straße wird mit Häusern überall sich besetzen, aber immer den Charakter des Ländlichen behalten und dem Bedürfniß der Meeranwohner nach Landluft und Gartenluft vollkommen genügen. Schon jetzt ist sie die herrlichste Straße der Welt. Es wechseln hier die Ansichten der Stadt, des Golfs, der Berge und Inseln mit jeder Windung des Weges, mit jedem Hügel, mit jedem Tal, und man weiß nicht, wohin schauen, in diese himmlischen Seligkeiten des Meers und der Fernen, auf dieses lichtumflossene Amphitheater der Stadt, oder in jene üppigen Gärten voll der goldenen Orangen, der blühenden Granaten, der heitersten Villen, und auf jene malerischen Gruppen der schönsten Pinien, Palmen und Cypressen. Wer hier von der Natur nicht ergriffen und zu Tränen gerührt wird, muß wahrlich fühlloser sein, als eine ausgebrannte Lavaschlacke.

Man steigt zu der Straße von den Studien herauf,

wo stets Reihen von Eseln zum Vermieten bereit stehen. Besser wandelt es sich zu Fuß. Wir wollen hier hinaufgehen und vorwärtsschreitend nur die wechselnden Scenen still an einander reihen. Das ungefähr würde unser Auge nach einander festhalten: Castell Sant Elmo mit seinen weißen Mauern auf gelbbraunen Felsen, von Cactus, von der Aloe umwuchert, von grünen Ranken umschlungen; Gärten in der Tiefe; nun an einer Schenke vorüber, welche ganz in Weingewinden begraben liegt; wieder braune wüste Tuffelsen; ein Tal von Citronen, Tulpenbäumen, Granaten, ein narkotisch süßer Duft überall; wieder eine Vorstadt mit städtischem Gewerbe; wieder freie, lachende Hügel, Blicke auf Landhäuser; eine Schlucht voll Cactus und Palmen; ein plötzlicher Blick auf die Stadt zur Linken, auf den Golf, auf Capri; ein Hain von Pinien, über welchem der Vesuv in dem zartesten Violett schwebt. Wieder eine wüste Felsenpartie; darauf Gärten und bizarre Landhäuser mit offenen Hallen. Eine ländliche Scene, Hirten, welche Ziegen treiben. Ein Kloster mit Staffage von Mönchen. Höhere Hügel voll Pinien, — ach, wer kann alle jene wonnesamen Bilder nennen! Meer, Himmel, Erde tanzen hier im Licht, und die Seele wird von dem balsamischen Duft der Pflanzen berauscht. Ich warf mich auf die Erde hin an eine Cypresse, ich blickte in die Gärten unter mir und sah den Weinreben zu, wie sie in bacchantischer Lust sich um die Bäume wanden, leicht bewegt vom lauen Hauch eines Lüftchens. Sie kamen mir vor, wie die schwebenden Bacchantinnen von Pompeji. In einem Buch hatte ich gelesen, wie sich ein

Gelehrter den Kopf mit der Frage zerbricht, warum die Bacchantinnen jener Fresken in der Luft tanzen; weil dies unnatürlich sei und die Füße doch auf dem Boden stehen müßten, so meinte der Mann, könnten diese Figuren eigentlich doch nur als Arabesken gelten. Es ist ein schreckliches Ding die Gelehrsamkeit und die Archäologie! Wie die Alten empfunden haben, fühlt man auch in diesem paradiesischen Grün auf dem Rücken liegend. Es ist eitel Bacchusdienst umher, die Seele wogt vor Lust in den Lüften wie eine Bacchantin mit dem Thyrsusstab, von der Erde weg schwingt sie sich, hebt sie sich über sich, wird ganz eine losgelöste Existenz, ein Jauchzen schwebender Lust.

Aber liegt es in der Schönheit der Natur oder nur in dem christlich gewöhnten Gemüt, daß die höchsten Wunder der Erde endlich doch immer zur Wehmut stimmen? Ich war auf eine Höhe hinaufgegangen; Schweizersoldaten saßen und zechten dort vor einer Strohschenke. Zu Füßen lag in abendlicher Klarheit das Meer mit den Eilanden Nisita, Procida und Ischia. Ich blieb von diesem Schauspiel hingerissen stehen. Ein gemeiner Schweizersoldat hatte sich zu mir gesellt und sagte plötzlich, auf dieses Paradies weisend, in wehmütigem Ton: „Ach, es ischt zu schön, es macht ganz traurig!"

3.

Ich habe nun die drei herrlichsten Seestädte Italiens, Genua, Neapel und Palermo gesehen, welche um den

Vorzug ihrer Lage streiten, und kann sie also mit einander vergleichen. Unbezweifelt wird hier Neapel den Sieg davontragen, denn welche Stadt rühmte sich eines so klassischen und ungeheuren Amphitheaters der Natur, eines solchen Golfs, des Vesuvs, der Küsten von Castellamare und Sorrent, und solcher zauberhaft schönen Inseln? Die Farbenpracht, die Größe und Weite dieses Totalbildes ist wol ohne Gleichen in der Welt; die Dimensionen sind so riesengroß, daß sie das Auge nicht zusammenfassen kann; in's Endlose scheint sich hier das Werk der Menschen wie der Natur auszudehnen, und die schöne Erscheinung in Licht und Glanz weithin sich aufzulösen. Man kann dies Totalbild Neapel nicht übersehen, wenn man es aus der Nähe anschaut; es sondert sich dann gleich in Gruppen. Um es mit dem Blick ganz zu umspannen, will es einen verkleinernden Augenpunkt, die Perspective aus der Höhe, oder die aus der Meeresferne, wo dann die Formen der Stadt sich verlieren, und nur die der Natur allein wirken.

Dagegen gewähren die kleineren Seestädte Genua und Palermo die Anschauung eines übersichtlich von dem prächtigsten Rahmen umfaßten Gemäldes; jenes amphitheatralisch mit seinen schönen Palästen und Landhäusern auf die Berge hinaufgestellt, dieses mit seinen Kuppeln und Türmen im üppigsten Tal verbreitet und von braunen, ernsten, plastischen Bergen unbeschreiblich schön eingefaßt, welche zu beiden Seiten das Cap Pellegrino und das Vorgebirge Zaffarana in nicht zu großer Weite in das Meer hinausstrecken. Sie machen also ein Bild, dessen Farbenreichtum sowol als dessen Formen das Auge entzücken.

Bei Neapel ist alles Weite, ja in Licht schwimmende Unendlichkeit, welche die Sinne mit sich fortreißt und dem zerteilten Blick keine Ruhe gestatten will. Wo man auch seinen Standpunkt wählen mag, um Neapel anzuschauen, auf dem Castell Sant Elmo, auf Camaldoli oder auf dem Vesuv selber — und dies sind die erhabensten Standpunkte für dieses wunderbarste Panorama der Erde, überall wird sich Neapel selbst als Stadt formlos im Unendlichen verlieren, überall die Landschaft und das Meer übermächtig und bewältigend hervortreten. Die ungeheure Häusermasse, welche sich um den Golf ergossen hat, wirkt nicht durch ihre architectonischen Formen, sondern durch die Vorstellung von schrankenloser Ausdehnung, welche das Menschenleben in einer elysischen Natur genommen hat. Lage und Aussicht ist dem Menschen hier genug; es scheint, als hätte er in der Bewunderung so bewältigender Herrlichkeiten und in der Entzückung an diesem Naturschauspiel seine Hände in den Schooß gelegt und es aufgegeben, mit der Natur in erhabenen Werken zu wetteifern. Nichts strebt aus diesem Häusermeer Neapels auf; endlos dehnen sich die platten Dächer, eben so viel Schauplätze, auf denen man des Anschauens froh werden kann; wenige Kirchenkuppeln, und diese winzig und unscheinbar, fast nirgend ein Turm, unterbrechen die Einförmigkeit der horizontalen Linie. Unvergleichlich schöner und malerisch nimmt sich Constantinopel aus, dessen zahllose Kuppeln sich über die Stadt aufschwingen, und dessen schlanke Minarete über die Cypressen und Pinien sich hinwegstreckend dem Gemälde der Stadt einen größeren Reiz geben.

Es ist mir diese architectonische Unterschiedlosigkeit, ja völlige Unbedeutendheit Neapels immer höchst wesentlich für seinen Begriff erschienen. Sie spiegelt so vollständig auch die Geschichte Neapels ab, den Unbestand und Wechsel flüchtiger Herrschaften, das Unorganische, die Unentschiedenheit, die Bestimmungslosigkeit des Volksgeistes für irgend eine culturgeschichtliche Aufgabe, Passivität und Genuß, das Gegenwärtige, höchste Lebendigkeit der Sinne und allgemeine, heitere Lebensentfaltung. Die Geschichte hat hier keine Form gewonnen; deshalb ist auch die Stadt formlos und unmonumental im höchsten Grade. Weder der Geist der flüchtigen Dynastien, noch der Volksgeist hat sich hier in bestimmten Monumenten ausgesprochen; und Monumente sind Denkmäler von Culturprinzipien, sinnliche Darstellungen des innern Wesens, der lebendigen Ideen, welche eine Zeit beherrscht haben oder noch beherrschen. Es ist für Neapel charakteristisch, daß seine vorzüglichste Culturleistung der Musik angehört. Scarlatti und sein Schüler Porpora, Leonardo Leo, Francesco Durante, Pergolese, Paisiello, Cimarosa und alle jene Meister, welche bis auf Bellini und Mercadante aus der musikalischen Schule Neapels hervorgingen, sind seine Größen. Alle anderen geistigen Potenzen, so viele glänzende Köpfe auch dies mit dem lebendigsten Geist ausgestattete Neapel hervorgebracht hat, haben entweder keine dauernde organische Entwicklung gewonnen, oder sind nur als einzelne Erscheinungen bedeutend.

Doch ich will nicht abschweifen. Denn im Angesicht Neapels wollte ich von seinem architectonischen Charakter

reden. Dies geſchichtsloſe und unmonumentale Weſen wird dem Beſchauer noch mehr in die Augen fallen, wenn er eben aus Rom kam, welches die monumentalſte Stadt der Welt, ja das Monument der Weltgeſchichte ſelber iſt. Aber auch abgeſehen von dieſem innern Charakter Roms, glaube ich, daß es keine Stadt auf der Erde gibt, welche ſo wie dieſe Landſchaft und Architectur in völliges Gleichgewicht und Harmonie ſetzte, und wieder auch ohne die Natur geſehen, allein durch ihre architectoniſchen Maſſen den Geiſt zur Bewunderung hinriſſe. Man muß ſich, um jene herrliche Verbindung des Landſchaftlichen und Architectoniſchen zu erkennen, auf den Monte Testaccio, auf den Monte Mario, auf San Pietro in Montorio, auf den Thurm des Capitols ſtellen; um die Größe der architectoniſchen Wirkung allein zu erfahren, genügt ein Blick auf Rom vom Monte Pincio, wo die Stadt für ſich ſelbſt in majeſtätiſchen Formen, großen Linien, ernſten, gewaltigen Maſſen als ein erhabenes Rieſenwerk der Geſchichte ſich darſtellt. Hier beſtimmen das Monumentale der Culturperioden, die Ruinen des Heidentums, die triumphirende Kuppel des Chriſtentums den Eindruck, die Richtung der Gedanken, die beſondere Vorſtellung. Man weiß, was Rom bedeutet.

Was ſich nun in dem lebensheitern Neapel, dieſer Stadt der Gegenwart, als architectoniſch auffallend ſondert und in die Augen ſpringt, ſind weder Ruinen noch Kirchen. Die Ueberreſte des Altertums ſind verſchwunden; nie ward hier für die Ewigkeit gebaut. Das einzige, aber erſtaunliche Monument alter Zeit, welches Neapel beſitzt, ſind ſeine Katakomben, die vielleicht nicht einmal

von denen in Syrakus an Ausdehnung erreicht werden; auch ist's die merkwürdige Grotte des Posilip. Beide Monumente der Vergangenheit sind unterirdisch. An Kirchen besitzt Neapel mehr als genug, aber sie zeichnen sich nicht aus; ja die wahrhaft demokratische Unterschiedlosigkeit, mit welcher sie sich anspruchslos den Häusern anreihen und in der Straße aufgehen, turmlos und mit schlechten Façaden, gibt den Beweis, daß das neapolitanische Volk, obwol von Geistlichen und Mönchen wimmelnd, dennoch zu jeder Zeit religiös indifferent gewesen sein muß. Begeisterung für die Größe der Kirche, für den Glauben hat hier nicht geherrscht; lange Zeit hat Neapel unter den Hohenstaufen mit den Päpsten in entschiedenem Kampf gelegen. Die Lebenslust hat endlich alles Geistliche verweltlichen müssen, und ich glaube recht deutlich spricht sich dies in dem neuesten kirchlichen Prachtbau Neapels aus, der Kirche San Francesco a Paola, welche Ferdinand I. für die Wiederherstellung seiner Herrschaft gelobt und gebaut hat. Diese Nachbildung des Pantheon zu Rom dient eigentlich nur zur Verschönerung der Piazza reale; und wie weit die Kirche davon entfernt ist, auf religiöse Würde Anspruch zu machen, kann man in ihrer Arkade sehen, in welche Verkaufsläden eingebaut sind, in denen Klaviere verkauft und gespielt werden.

Auch die Paläste, nebst den Kirchen die ansehnlichsten Bauten in italienischen Städten, verlieren sich in der Unendlichkeit der Häuser, umbaut und eingeengt, als große zum Teil geschmacklose Massen, oder selbst wenn sie durch Majestät imponiren könnten, wie der stolze,

burgartige Palast Maddalone, nicht recht genießbar, weil sie eben nicht frei genug stehen. So springt nirgend das Mittelalter in die Augen, überall der moderne Charakter.

Wer nun in diesem Sinn des architectonisch Auffallenden Neapel betrachtet, wird endlich finden, daß sich am meisten bemerklich machen die reizenden Villen und Casinos auf den Hügeln, die Arsenale und Hafenbauten, das königliche Schloß und vor allem andern die drei großen Castelle. Ueberall treten sie in dem Totalbilde als die wesentlichen Glieder der großen Stadt hervor. Hoch auf dem Vomero thront über ganz Neapel das Castell Sant Elmo, unendlich malerisch gelegen und von bezaubernder Schönheit in der Morgen- oder Abendbeleuchtung; in den Golf hinein stehen die Castelle dell' Ovo und Castell Nuovo, prächtige, bizarre, doch ernst drohende Massen aus grauem Tuff. So wird das feurige Roß Neapel gezügelt.

Es war mir nicht gestattet, das Innere des Castells dell' Ovo zu betreten. Es gehört zu den ältesten Gebäuden Neapels, da es schon dem Lucullus den Ursprung verdanken soll, und Romulus Augustus, der letzte Kaiser Roms, darin sein Leben beschloß. Friedrich II. vollendete es im Jahre 1221, ohne zu ahnen, daß es einst der trostlose Kerker seiner letzten Nachkommen sein werde. Denn mehrere Jahre nach der unglücklichen Schlacht bei Benevent, in welcher König Manfred Reich und Leben verlor, schmachteten dort seine Kinder in Ketten; nur seine Tochter Beatrix verdankte ihre Befreiung der sicilianischen Vesper. Es war am 5. Juni

1284, als die Sicilianer die berühmte Seeschlacht im Angesicht von Neapel schlugen, unter dem Befehl des großen Admirals Ruggiero Loria. Karls von Anjou Tochter schaute derselben von den Zinnen des Castells zu, ängstlich des Ausganges harrend, und nicht minder ängstlich mochte die unglückliche Tochter Manfreds der Entscheidung entgegengesehen haben. Die Prinzessin sah die neapolitanische Flotte unterliegen, untergehen, fliehen; ihr Bruder Karl ward gefangen; es kamen zwei sicilianische Galeeren vor das Castell; Loria forderte die unverzügliche Auslieferung der Tochter Manfreds, wo nicht, so drohte er, Karls von Anjou Sohn auf seinem Schiff im Angesicht Neapels enthaupten zu lassen. Die Gefangene ward aus dem Kerker gezogen und dem Sicilianer ausgeliefert. Nach achtzehn Jahren sah sie die Freiheit wieder; ihre ganze Jugend hatte sie im Kerker verlebt. Man führte sie im Triumph nach Messina, wo sie ihre Schwester Constanza, Gemalin Peters von Aragon, wie eine von den Todten Erstandene in die Arme schloß.

In derselben Burg endeten die Söhne Manfreds ihr Leben.

Das Castell Nuovo ist noch bedeutender und das größte Architecturwerk Neapels. In ihm befindet sich der merkwürdige Triumphbogen, den Alfonso I. von Aragon im Jahr 1470 von Giuliano da Majano, oder nach andern von Pietro di Martino errichten ließ. Er spannt sich, auf korinthischen Säulen ruhend, zwischen zwei Türmen aus, und zeigt in mehreren Abteilungen über einander viele interessante Reliefs, die sich auf den Ein-

zug jenes siegreichen Königs in Neapel beziehen. Die bronzenen Thüren sind das Werk des Guglielmo Monaco. Der Triumphbogen ist eins der bedeutendsten Monumente Neapels, und auch hier fällt es auf, daß ein solches Werk der Oeffentlichkeit entzogen, in einem Castell versteckt gehalten wird. Man hatte zwar die Absicht, es vor dem Dom aufzustellen, aber zufällige Bedenken verhinderten dies.

Das Castell Nuovo ist eine Anlage Karls von Anjou aus dem Jahr 1283. Ueberhaupt sind es die Anjous gewesen, welche die größten Bauten in Neapel ausgeführt haben, und auch die wichtigsten Kirchen der Stadt schreiben sich aus ihrer Periode her. Sie sind die wahren geschichtlichen Denkmäler Neapels, nicht allein um mancher Grabmäler willen, sondern weil sie ihre Entstehung größtenteils historischen Ereignissen zu verdanken haben. Wir werden dies sofort sehen, wenn wir die größten Kirchen der Stadt anführen. Den Dom baute Karl I. auf den Ruinen eines Neptuntempels, und ihn vollendete Robert I. Er bezeichnet den Beginn der anjouinischen Epoche. San Domenico Maggiore baute Karl von Calabrien im Jahr 1289, um ein Gelübde zu lösen, welches er gethan, als er in die Gefangenschaft des Ruggiero Loria fiel. San Lorenzo Maggiore gründete Karl I. im Jahr 1265, um ein Gelübde zu lösen, welches er nach der Schlacht von Benevent gelobt hatte. San Pietro Martire baute Karl II. von Anjou; Santa Chiara der König Robert im Jahr 1310; die Incoronata, verherrlicht durch Giottos Fresken, gründete Johanna I. zum Andenken

an ihre Vermälung mit Ludwig von Tarent. San Giovanni a Carbonara, Montoliveto, Sant Antonio Abbate bauten Ladislaus und Johanna. Auch das köstliche Kloster San Martino auf Sant Elmo verdankt Ursprung und Ausbau den Anjous, und endlich bezeichnen Carmine Maggiore und das Purgatorio del Mercato den Fall des Hohenstaufengeschlechts, weil in jener Kirche die Grabstätte Konradins und seine im Jahr 1847 von Maximilian von Baiern errichtete Statue sich befinden, und in dieser Kapelle die Porphyrsäule steht, welche Karl I. auf der Stelle soll errichtet haben, wo Konradin und Friedrich von Baden enthauptet wurden. Die Inschrift darauf lautet:

Asturis ungue, Leo pullum rapiens Aquilinum
Hic deplumavit scephalumque dedit.

Weder die Normannen noch die Hohenstaufen haben in Neapel irgend einen nennenswerten Bau ausgeführt, und keine jener maurisch-normännischen Architecturen, von denen Sicilien angefüllt ist, darf man dort suchen. Die Gründung der neuen Dynastie Anjou, welche sich nach dem Verlust von Sicilien auf Neapel beschränkte, entwickelte auch die einzige Blüte der Architectur und Skulptur, die Neapel hervorgebracht hat, und indem der romanische Baustil der Basiliken aufgegeben wurde, trat an seine Stelle der germanische. Diese Periode dauerte etwa bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts; ihr Gipfelpunkt ist die Regierung des kunstliebenden Königs Robert. Neapel brachte damals die beiden Mafuccio hervor, von denen der Zweite auch als Bild-

hauer ausgezeichnet war. Er machte die Grabmäler des Karl von Durazzo, der Katharina von Oesterreich, Roberts von Artois und der Johanna von Durazzo in der von ihm nach älteren Plänen ausgeführten großen Kirche San Lorenzo; er baute auch die gothische Kirche Santa Chiara, und verfertigte dort hinter dem Hauptaltar das merkwürdigste Werk neapolitanischer Skulptur, das Grabmal Roberts, der im Jahr 1343 starb. Es erhebt sich im gothischen Tabernakelstil mit vielen Skulpturen; wenn auch die Formen noch nicht frei entwickelt sind, so machen diese Bildwerke doch immer den Eindruck künstlerischer Composition und wohlthuender Naivetät. Santa Chiara ist reich an solchen Grabmonumenten, denn es liegen daselbst noch viele andere Anjous bestattet, Karl von Calabrien, Roberts Sohn, Johanna I. und mehrere Prinzessinnen.

Im Allgemeinen drängt sich vor den Grabmälern der Anjous die Bemerkung auf, daß sie alles wahrhaften Ernstes, aller imponirenden Würde baar sind. Wir wir an den Grabstätten dieser Herrscher, deren Geschlecht für die menschliche Cultur bedeutungslos gewesen ist und in wüster Lust und byzantinischen Gräueln unterging, nichts empfinden, was Rührung oder Nachdenken erweckt, so wußte auch die Skulptur an den Denkmälern eigentlich nichts Innerliches auszusprechen. Es ist ein Reichtum gothischer Ornamentik, schon nach dem Bizarren und Seltsamen neigend, bisweilen eine glückliche Naivetät, öfter ein wunderliches, linkisches Wesen. Man fühlt sich auch hier in Neapel. Und rettungslos, nicht durch den Verfall des Hauses Anjou,

nicht durch Schuld der Zeiten, ging die neapolitanische Kunst in das Ueberladene und Bizarre über. Sie erzeugte dann dies ganz ungeheuerliche Wesen im Innern wie im Aeußern der Kirchen, Façaden von unsagbarem Charakter, wie jene von Gesu nuovo, die von einem Festungsbau entlehnt zu sein scheint, oder andere, die ganz kindisch ausschweifend sind; selbst die ältere gothische Architectur wurde durch öftere Restaurationen in Folge von Erdbeben in das Wüste und Uebertriebene hineingezogen.

Der Gipfel dieses Ungeschmacks sind die drei Obelisken della Concezione, di San Gennaro und di San Domenico, pyramidalisch aufgetürmte Stockwerke, welche auf der Spitze die vergoldeten Heiligen tragen und mit ganz unbeschreiblichen Bildwerken, Figuren und Ornamenten in schwülstiger Uebertreibung bedeckt sind.

Hier erkennt man bereits den Einfluß Spaniens, das unter seinen Vicekönigen, in einer Folge trostlosester Zeiten, jenes schöne Land Neapel beherrscht hat. Die Spanier haben manches Denkmal dieser Periode zurückgelassen; so auch die größte Fontäne, Fontana Medina, ein Werk des Domenico Auria, auf Befehl des Vicekönigs Olivares im Jahr 1593 entworfen. Dreimal wurde dieser Springbrunnen, unter Castro, Alba, Montery, bald hier, bald dort aufgebaut, bis ihn Donna Anna Carafa, Gemalin des Vicekönigs Medina, auf seine jetzige Stelle setzen ließ. Auch er ist ohne große Wirkung, ein reiches, überladenes Figurenwerk von Tritonen, Delphinen, Meerwesen, aus deren Mitte sich über einer von drei Satyrn getragenen Muschel Neptun

erhebt. Aus seinem Dreizack springen, nicht übel anzusehen, Wasserstralen.

Das beste Denkmal spanischer Vicekönige wird immer der Toledo bleiben, welcher dem Vicekönig Pietro di Toledo aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts seinen Glanz verdankt.

Ich habe die merkwürdigen Katakomben Neapels besucht. Der Eindruck, den man dort empfängt, ist gemischt aus Grausen, Verwunderung und lebhaftestem Interesse an jenen dunkeln Zeiten, welche dieses unterirdische Werk schaffen und pflegen, ja mit Leben durchdringen und mit Kunst verzieren konnten.

Die Katakomben von Syrakus erscheinen minder düster, weil ihre Gallerien und Gräberstraßen durch feste Symmetrie geregelt werden. Dagegen sind die römischen Katakomben, so weit sie zugänglich gemacht wurden, nur enge, niedrige, kunstlose Gänge und Kammern von freilich unermeßlicher Ausdehnung; aber doch die merkwürdigsten, weil sie in der Hauptstadt der Welt selber die Stätten waren, wo das Christentum sein nächtliches Leben nährte und sich gleichsam aus der Erde emporwühlte, um endlich Rom und die Welt zu beherrschen.

Die Katakomben Neapels liegen gegen die nördlichen Höhen von Capo di Monte unterwärts in dem Tuffelsen, durchbrechen die Hügelkette, zwei, ja wie man behauptet, drei Stockwerke hoch, und dehnen sich als eine wüste Todtenstadt bis gegen Puzzuoli aus. Kein Stein mochte leichter zu bearbeiten und kein Felsen leichter zu durchgraben sein, als dieser gelbe vulkanische Tuff Nea-

pels; und wie mit der Zeit solche unterirdische Hölungen und Stollen entstanden sind, kann man überall da in Neapel erkennen, wo diese Tuffwände als Steinbrüche für den Häuserbau angegriffen werden. So auf der neuen Straße des Posilip, wo sich Grotten, Austiefungen und Gemächer im Fels zeigen, die nun zu Vorratskammern, selbst zu Wohnungen benützt werden.

Die ungeheuren Räume, welche so in der Erde entstanden und allmälig zu einem troglodytischen Labyrint anwuchsen, mußten von selbst zu irgend einer Benützung sich darbieten. Man hat von den Kimmeriern gefabelt, den Anwohnern des neapolitanischen Meeres, daß sie sich hier in die Erde hineingewühlt hätten. Aber wer möchte sich ein noch so rohes Menschengeschlecht vorstellen, welches im Angesicht einer solchen Natur, unter dem glücklichsten Himmel sich in ein unterirdisches Dunkel verkröche? Jene uralten Felsenwohnungen, wie sie im Tale Ispica und in Malta gefunden werden, öffnen sich doch immer dem Tageslicht. Gegen feindlichen Anfall und Bedrängniß indeß konnten diese Räume Schutz bieten, und indem endlich die Stadt anwuchs, die von dorther das Material zu ihren Häusern holte, war nichts natürlicher als der Gedanke, die Todten daselbst zu begraben. Daß nicht erst die Christen diesen Gebrauch von den Katakomben machten, ist unbezweifelt; daß bereits Römer und Griechen dort Grüfte anlegten, lehrt der Augenschein. Man findet auch noch heute eine kleine Säule in einem ziemlich geräumigen Gemach der Katakomben, welche in griechischer Schrift das Wort Priapos lesen läßt.

Wann indessen der Gebrauch aufkam, ist ungewiß. Das Lokal, die Beschaffenheit des Bodens bedingte ihn, nicht die Sitte oder der Todtencultus von vorn herein. Wir wissen, daß die Römer ihre Grabmäler über der Erde erbauten, weil sie auf der Ebene wohnten; in bergigen Gegenden würden sie, wie die Etrusker, Felsengräber angelegt haben. Aber auch schon zur Zeit der Republik gruben sie Todtenstätten in den vulkanischen Tuff und legten unterirdische Gemächer an, worin sie die Sarkophage aufstellten, wie denn auch heute die Gräber der Scipionen ganz das Bild einer Katakombe im Kleinen gewähren.

Jene allgemeinen Katakomben nun mochten ursprünglich der Begräbnißort des armen Volks gewesen sein, welches kostbare Denkmäler über der Erde nicht errichten konnte. Mit geringer Mühe war hier ein Grab in den Tuff gehauen, waren hier Loculi eingegraben, worin man die Aschenkrüge aufstellen konnte. Man findet in den Katakomben Neapels noch Malereien, welche durchaus der heidnischen Zeit und Vorstellungsweise angehören; die meisten freilich sind christlichen Ursprungs. Denn nachdem die verfolgte christliche Gemeinde in diesen unterirdischen Stätten Schutz gesucht und sie zum Vereinigungspunkt ihrer Andachtsübungen gemacht hatte, schmückte man die Grüfte der geliebten Todten, welche man in dem gemeinsamen Asyl bestattete, mit Bildern und Symbolen, die auf den Glauben sich bezogen. Die Formen dieser Darstellungen waren noch die hergebrachten heidnischen, und man erkennt den heitern Sinn der pompejanischen Arabesken auf den Wänden dieser Chri-

stengräber. Selbst die symbolischen Vorstellungen sind noch heidnisch, wie namentlich die vom Bacchus entlehnten Abbildungen der Weinlese und Kelter. Man sieht Rebengewinde, Genien, Trauben, an denen Vögel naschen. Christus wird als Orpheus vorgestellt. Dann entwickeln sich wesentlich christliche Symbole, Christus der gute Hirt, welcher das Lamm trägt und die Schafe weidet, der Hirsch, der Pfau, der Fisch, die Taube, das Bild des Kreuzes, Engel. Es macht einen seltsamen Eindruck diese nun leider durch den Dampf der Fackeln geschwärzten altchristlichen Wandbilder zu betrachten, und hier die Anfänge der christlichen Kunst aus der römischen Wandmalerei hervorgehen, vom pompejanischen Stil bis zu dem von Byzanz fortschreiten, und unmittelbar an die heidnische Mythologie eine neue christliche sich anschließen zu sehen, welche, wie die Religion selbst erst unterirdisch sich entfaltend, in der Folgezeit mit ihren Symbolen an das Tageslicht hervortreten und die Kirchen erfüllen sollte.

Hier liegt wahrlich das Samenkorn der christlichen Entwicklung, und wie es in eine Grabkatakombe gelegt gewesen und aus ihr emporstieg, so ist es kein Wunder, daß der Charakter des Christentums ein katakombenhaftes Wesen mit in die freie Luft hinübernahm: das Todtenhafte, Düstere, die schreckende Majestät der byzantinischen Heiligen und Christusfiguren, welche wie aus der Unterwelt heraufgestiegene Todtenrichter anzuschauen sind, — würden sie ohne das Katakombendunkel entstanden sein? Ja das Todtenhafte selbst der christlichen Lebensanschauung, asketische Weltentsagung, Märtyrertum, Le-

bensverachtung, Luſt am Schmerz, endlich finſtere Unduldſamkeit und Fanatismus, würden ſie dem Chriſtentum ſo tief in das Weſen eingedrückt worden ſein, wenn es ſeinen Cultus in der heitern, ſonnigen Luft über der Erde, in der fröhlichen Natur oben würde entwickelt haben und nicht wäre gezwungen worden, in der dunkeln Grabhöle bei düſterem Fackellicht, in beſtändiger Angſt vor dem Verfolger bei den Grüften der Märtyrer zu wohnen?

So hat mich denn in Neapel nichts ſo tief bewegt, als der Eintritt in dieſe Katakomben, und der Eintritt in Pompeji. Beide ſo nahe bei einander ſind unſchätzbare Denkmäler der menſchlichen Geſchichte; beide liegen im Schooß der Erde; und man kann die Katakomben wahrlich das Pompeji des Chriſtentums nennen. Beide erſchließen uns den tiefſten Blick in zwei große Perioden der Menſchheit; ihr Widerſpruch kann nicht greller ſein. Sehen wir dort die nun auch leichenhaft und grauſig öden Wohnungen des Heidentums, ſo lacht uns doch aus Haus und Säulentempel wie von den bemalten Wänden der lebensheitere Menſchenſinn entgegen, der ſich mit den Formen des anmutig Schönen umgibt und unter und mit ſeinen Göttern genießt, welche er in das Reich der Poeſie geſtellt hat. Hier blicken wir in die Wohnſtätte eines andern und doch deſſelben Menſchengeſchlechts. Es ſind Griechen und Römer, wie jene in Pompeji, noch derſelben Periode angehörig, und wie verſchieden! Den heitern, pompejaniſchen Geiſt ſcheinen ſie noch nicht vergeſſen zu haben, ſelbſt in der Wüſte der Katakomben. Wie in der Erinnerung haben ſie die pompejaniſche

Fresko, die zierliche Arabeske, die Weinkelter des Dionysos auf die dunkeln Wände übertragen; aber sie schmücken Gräber. Sie selbst sitzen an Gräbern, sie genießen unter und mit den Todten ihre Liebesmale, die Agapen. Sie erfüllen diese düstern Gallerien mit ihren Klagegesängen und ihren monotonen Gebeten. Einst werden sie hervorkommen; sie werden an das Tageslicht mit sich nehmen fürchterliche Götter, von schreckendem Angesicht, wie das Medusenhaupt, Götter des Todes, vor denen das schöne Leben der Natur versteinern wird, Märtyrer, Todtenschädel, zahllose Gebeine, Knochensplitter, Reliquien der Todten, welche über die Welt sich verbreiten werden, und die man einst auf jene Altäre zur Anbetung niederlegen wird, wo die schönen Statuen griechischer Götter standen. Das wird aus diesen Katakomben hervorsteigen, und mehr als der Vesuv über Pompeji ausschüttete, wird die Katakombe über die Welt ergießen — Asche der Trauer.

Sollten diese unheimlichen Vorstellungen vielleicht mehr als Katakombenphantasieen sein? Ich lasse es auf sich beruhen. Es gibt kein besseres Lokal für spekulative Theologie und Gespenster, als jene Grüfte. Die Luft ist dumpf, feucht und schauerlich; tiefes Dunkel oder ein grauer Dämmerschein, Modergeruch, fürchterliche Todtenstille. In die wirren Kammern, durch die langen, verworrenen Gallerien, zu deren Seiten mit Knochen und Moder gefüllte Gräber sich endlos ausdehnen, oder Nischen und Loculi sich sehen lassen, schlüpft man hinein, wühlt man sich hervor. Grell leuchten die Fackeln in die Schatten, und herauf zu den Malereien in den

Nischen, zu Gestalten der Abgeschiedenen, die mit aufgehobenen Händen, gespenstisch und überirdisch herunterblicken. Verwischte Inschriften, griechische, römische, selbst hebräische, ob zu entziffern oder nicht, und zahllose Symbole, Monogramme, Zeichen bringen recht in's Bewußtsein, daß man in einer Welt sich befindet, wo alles Mysterium, Allegorie und Rätsel ist. Zwei Hospitaliten von San Gennaro dei Poveri, Greise, die in jenem Kloster am Eingang der Katakomben verpflegt werden und die Fremden in die Grüfte führen, halten die Fackeln, erklären und gehen voran. Passendere Führer in diese Unterwelt kann man nicht finden. Sie schleichen in ihren langen, blauen Kutten, die Fackeln in den Händen, wahrlich wie Gespenster; von Alter gekrümmt, mit silberweißem Haar, eingefallene Gesichter und todtenbleich; wenn ich diese Alten betrachtete, so schienen sie mir bereits todt wie die Gerippe, welche ihr Fackelschein beleuchtete, und als wankten sie schon tausend Jahre in den Katakomben. Der Eine las vor zwei Figuren in einer Nische, indem er die Fackel hielt: Votum solvimus nos quorum nomina deus scit: Wir haben unser Gelübde gelöst, wir deren Namen Gott weiß. Man muß es an Ort und Stelle empfinden, wie bei einmal aufgeregter Phantasie solche mysteriöse Sprüche sich anhören; mir schien es, als sagten diesen Spruch die beiden Alten von sich selber, und als wollten sie mir damit zu verstehen geben, daß sie bereits abgeschieden seien. Ich sah ihnen in's Gesicht, und wie sie so dastanden in ihren Kutten und mit diesen todtenfarbenen Gesichtern, überkam mich ein heimliches Grauen;

ich wollte nichts mehr hören noch sehen. Diese Mysterien, dieser tiefe, schwarze, nächtige Grund des Lebens, in welchen uns die Natur wieder einmal hinunterstürzt, — bliebe er doch dem menschlichen Auge stets verschlossen. Mir ward unendlich weh, in den Spalt der Schöpfung hinunterzusehen. Ich bat die Alten, mich wieder an's Licht zu führen, ich hätte genug. Sie schmunzelten, und schlichen nun zurück. Am Eingang überzeugte ich mich denn auch, daß sie beide noch lebten, denn sie bedankten sich herzlich für das Silberstück, das ich ihnen gab, ihr altes Herz mit einem Trunk Wein zu erlaben.

Um sich nun auch mit dem Gedanken an den Tod auszuföhnen, kann man nichts Besseres thun, als von jenen Katakomben nach dem neuen Campo Santo Neapels hinüberzugehen. Man sagt, daß er der schönste Kirchhof Europas sei, und wol möchte ich es glauben, denn seine Lage ist so entzückend, wie seine Monumente inmitten eines paradiesischen Gartens freundlich und dem Auge wolgefällig sind. Man hat ihn auf einem Hügel unter Poggio reale angelegt, welcher die Straße nach Nola beherrscht, und von wo aus das herrliche Panorama auf Stadt und Golf, die Küsten von Sorrent, den Vesuv und die reiche Vegetation zu seinen Füßen offen liegt. Man hat diesen Hügel mit Grabmonumenten bedeckt, welche meistens in der Form kleiner, sehr zierlicher Säulentempel sich erheben. Diese Tempel bilden bisweilen ganze Straßen, da sie auf beiden Seiten sich aneinander reihen, und indem man zwischen ihnen hingeht, möchte man ungefähr in kleinerem Maßstab die Vorstellung von dem haben, was einst die Via Appia

gewesen ist. Andere stehen wieder in andern Gruppen vereint, oder schließen sich zu einer kleinen Todtenstadt zusammen. Etwa auf der Höhe des Hügels erhebt sich eine Säulenhalle und eine Kirche in ziemlichem Umfange, wo Todtenmessen gelesen werden. Auch hat man weiterhin ein sehr zierliches kleines Kloster in gothischem Stil aufgebaut, worin zwölf Kapuzinermönche wohnen und Gottesdienst halten. Die größte Anzahl jener Tempel gehört den Brüderschaften Neapels; diese höchst wolthätigen Vereine zum Zweck der Bestattung von Todten, ohne Frage die trefflichsten socialen Gemeinschaften, da sie auch Kranke und Notleidende pflegen, belaufen sich auf die Zahl 174. Man liest ihre Namen an den Frontispizen der einzelnen Grabmäler. Andere Monumente sind Familiengräber. Die kleinen Tempel haben Raum zu einer Kapelle, welche durch eine Gitterthüre verschlossen wird. Es befindet sich darin ein kleiner Altar, ein Madonnenbild, die ewige Lampe; auch fehlt es nicht an Bildern und Büsten der Todten. Hier können sich denn die Nachgebliebenen zum Gebet versammeln und sind nicht ganz von der Gemeinschaft mit geliebten Todten getrennt. In jeder Weise erinnern diese Grabmonumente an die der Alten: heiter und sinnreich, sauber und angenehm, in graziösen Formen, selbst in pompejanischer Weise mit Farben geschmückt, machen sie einen ungemein beruhigenden und versöhnenden Eindruck. Nun diese Haine von blühenden Bäumen, diese Oleanderbüsche, Amaranten, Tulpenbäume, diese köstlichen Hortensien, blühenden Myrten all überall; sie drängen alles Düstere und Farblose zurück, und indem man

unter solcher Blütenpracht dasitzt, den Blick auf das gesegnete Campanien und das abendlich verklärte Meer gerichtet, muß man sich sagen, daß den Todten hier recht wol gebettet sei. Der schöne Kirchhof wurde erst im Jahre 1845 eingeweiht.

4.

Man wird schwerlich Neapel verlassen, ohne den Vesuv bestiegen zu haben; aber nicht viele mag es geben, die auch seinen Zwillingsbruder, den schönen Berg Somma besuchten. Alles Interesse nimmt der rauchende Vulcan in Beschlag, und es bleibt seine zweite, ausgebrannte Spitze unbeachtet; und doch so gar schön gipfelt sich die Somma mit ihren steilen schwarzen Lavawänden neben dem Vesuv empor, und senkt ihre grünbewaldete Seite in die Ebenen Campaniens allmälig nieder.

Ich beschloß eine Fahrt auf den Berg, denn schon ein Blick von seinem Gipfel auf den Aschenkegel des Vesuv dürfte belohnend sein, da dieser, so von oben herab und in unmittelbarer Nähe angeschaut, sich in einer neuen Form darstellen muß. Wir waren eine heitere Gesellschaft von sieben Männern, darunter auch zwei Naturforscher, ein französischer Zoolog, und ein Arzt aus Tambow in Rußland. Um 6 Uhr des Morgens fuhren wir von der Stadt aus, und nachdem wir San Giovanni passirt hatten, wendeten wir uns links durch blühendes Gartenland nach Santa Anastasia zu Füßen der Somma. Wir nahmen uns hier Führer, die des

Weges durch die Bergwaldung kundig waren. Ein kräftiges Weib trug unsern Speisekorb, und zwei malerisch aussehende Männer, von denen der eine im Gürtel einen langen Dolch und auf der Schulter eine Flinte mit sich führte, schritten uns voraus. So setzte sich die kleine Karavane in der fröhlichsten Laune in Bewegung, entzückt durch den stralenden Himmel des Julimorgens und durch die schon jetzt wundersame Fernsicht in das Paradies Campaniens, welches der Somma zu Füßen ausgebreitet liegt.

Wir stiegen zuerst durch Weinberge aufwärts, in denen der edle Wein von Somma wächst, dann kamen wir in schattige Castanienwälder, bis das Aufsteigen immer beschwerlicher und die Bergsenkungen immer steiler wurden. Durchweg und bis gegen die Kanten des Gipfels ist die Somma mit Castanienwuchs bedeckt und mit einer üppigen Flora geziert. Die herrlichsten Blumen, Feuerlilien zumal, Nelken, Lychnis, Trifolium, purpurnes Antirrhinum, die köstliche Valeriana lockten den Botaniker, während der Zoolog auf die bunten Schmetterlinge eifrig Jagd machte.

Je weiter wir hinaufstiegen, desto wegloser wurde der Berg; nicht einmal Hirten haben ihre Straße hier ausgetreten; oft verschwinden die schmalen Pfade, und verlieren sich in Gebüschen oder in wildzerrissenen Abgründen und Schluchten. Wir fanden tiefe, steile Rinnen, nun trocken gelegte Betten der Regenflut, deren Wände in vulcanischer Aufschichtung bald Asche, bald Lapilli, bald feste Lava bildeten.

Drei von unserer Gesellschaft stiegen in eine solche

vulcanische Schlucht nieder, mit Hammer und Schaufel ausgerüstet, um den Crystallisationen nachzuspüren. Wir fanden ihrer genug in den Grotten, welche hier von der basaltischen Lava und den verhärteten Aschenschichten gebildet sind. Vielfache Eisencrystalle und das herrlichste vulcanische Gestein liegt teils auf dem Boden, teils läßt es sich hervorschlagen; die mineralogische Ausbeute könnte hier groß sein, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, und die Gefahr nicht scheut, von den ziemlich lockern Wänden der Schluchten verschüttet zu werden.

Mit Gestein beschwert gesellten wir uns wieder zu den Andern, die unterdeß im Schatten des Baumwuchses auf uns gewartet hatten. Wir stiegen lustig weiter, bis wir, von der Anstrengung des pfadlosen Kletterns und der Sonnenglut erschöpft, ungefähr auf dem zweiten Drittel des Bergs an einer Quelle niedersanken. Die Quellen sind auf der Somma sparsam; unsere Führer nannten diese, deren Wasser nicht reichlich, aber erquickend frisch war, Fontana di Menone. Wir beschlossen sie in der That Quelle des Memnon zu taufen, den Castanienhügel aber, auf dem sie fließt, den Berg des Memnon zu nennen. Auch ist ja alles Gestein ringsum tönend, weil es gebrannt ist; schlägt man mit einem Eisen oder nur mit einem Stock an diese graublauen Tuffe, so klingen sie mit fast metallischem Ton, nicht anders als auch die Säulen auf dem Forum von Pompeji klingen, wenn man an sie schlägt.

Höher hinauf wurde der Berg immer wüster, mehr und mehr häufte sich die Asche und das Lapilligebröckel; das Aufsteigen ward beschwerlicher, aber auch immer

lohnender die Aussicht. Vom Vesuv sahen wir noch nichts, weil der steile Kamm der Somma ihn verdeckte; dagegen erweiterte sich landhinein der Horizont fast mit jedem Schritt und umfaßte eine der erhabensten Ansichten von der Bai von Bajä und den Gipfeln Ischia's über Neapel und den Golf hinweg, über die Ebene von Caserta und das ganze große Gartenland Mittelcampaniens bis gegen die Berge von Sarno hin. Vom Golf, an dem sich das unermeßliche Neapel die Hügel hinaufzieht, bis so weit das Auge zu den Apenninen, zu den Bergen von Matteſe und Santa Vergine reicht, dehnt sich diese selige Ebene aus; sie gleicht einem ungeheuren Park, von weißen Wegen durchschnitten und bedeckt mit Schlössern, Villen, Kirchen und Klöstern, und mit Städten, die im Grünen inselgleich hervorschimmern. Auf dem letzten Vorhügel unter dem Kamm der Somma standen wir von Entzücken hingerissen, denn wir konnten nun Neapel und das Meer auf der einen, die Ebene Campaniens auf der andern Seite wie mit einem Blick übersehen.

Wir zählten folgende Städte: Santa Anaſtasia und Somma, weiterhin Pomigliano d'Arco, Acerra, Afragola, Santa Maria unterhalb Capua, rechts von hier Caserta und sein Schloß, Maddaloni zu Füßen blauer Berge, gerade vor uns, über Somma hinaus, Marigliano, und weiterhin Nola, dann Ottajano, Palma und Sarno, wo die Berge zur äußersten Rechten bei Nocera die Ebene schließen. Es war heute das Fest der Mutter der Gnaden. Aus den Städten unten drang wie ein dumpfes Peletonfeuer der Schall von

Kanonenschlägen aufwärts, und wie wir hoch auf dem nun ausgebrannten Krater der Somma standen, glichen die rollenden Schüsse vulcanischen Feuern, die im Innern des Bergs verknatterten.

Wenn man dies herrliche Meer und Land zu Füßen überblickt, so begreift man, daß wer einst hier Herrscher war eher sterben als den Verlust verschmerzen mochte; so die Schwaben, so Aragon, so Joachim Murat. Auf einem solchen Standpunkt mochte einst der freidenkende Kaiser Friedrich II. ausgerufen haben: „Jehovah hätte seinem Moses das gelobte Land weniger angepriesen, hätte er Neapel gesehen.“ Und noch wartete ein neues, größeres Schauspiel auf uns. Noch sahen wir den Vesuv nicht; wir näherten uns dem Gipfel der Somma, welchen ein hölzernes Kreuz als den höchsten Punkt bezeichnet, und noch ein paar Schritte auf dem scharfen Grat vorwärts, so wuchs plötzlich aus dem Boden empor, so stand vor uns die unbeschreibliche Gestalt des Aschenkegels, nah und nächst uns gegenüber. In grellstem Contrast wurde der Blick von den entzückenden Gefilden Campaniens nun in die graue, leichenstarre Todeswüste hineingerissen, wo die freudenlose Natur in Asche trauert. Die Gewalt dieses Gegensatzes kann ich nicht mit Worten schildern, noch den Eindruck bezeichnen, den der plötzliche Anblick des dampfenden Aschenberges machte; schien er doch mit einemmal in dämonischer Furchtbarkeit aus dem finstern Höllenschlund schwefelflammend emporzusteigen.

Von keinem Punkt aus kann der Vesuv ein gleiches Bild gewähren wie von der Spitze der Somma, die

ihn an Höhe beinahe erreicht. Wenn man auf dem Wege von Resina zu ihm emporklimmt, sieht man ihn nur von unten auf, hier von oben nach unten; man schaut fast in seinen Rachen hinein, und sieht ihn in seiner vollen Gestalt auf dem herrlichsten Hintergrund von Landschaft und Meer; außerdem hat man das wüste Theater des Sommakraters vor sich mit allen seinen abgestürzten Lavawänden, die sich schwindeltief herabsenken. Wer nun endlich vom Fuß des Vesuvs sich zum Aschenkegel emporwindet, sieht überhaupt nicht mehr die Gestalt desselben, sondern nur seine Asche und seine Lavafelder.

Drei von uns wagten sich auf dem schmalen Grat der Somma bis an die äußerste Spitze vorwärts, und hier war die Scene diese: dreifach zerschmettert und zerrissen gipfelt sich die Somma dreimal, nach dem Vesuv senkrecht hingestürzt. Zur Rechten und zur Linken starrt der alte zerschellte Krater, ein schwarzer zerbrochener Rachen; rötliche und graue Felsenzinken, massige scharfe Lavasplitter werden von wüst zusammengeballtem vulcanischen Geschiebe unterbrochen. Wenn der Beschauer auf dem mittelsten Auslauf des Sommarandes steht, sieht er diesen Rand in pyramidischen Bildungen halbkreisförmig um den Vesuv gebogen, von dem er durch den schwarzen Abgrund getrennt wird. Nah vor den Augen steht der Kegel, überwältigend erhaben, vom Scheitel bis zum Fuß in Asche gehüllt, graugelb von Farbe, nur an den Seiten wo ihn die Lava überfloß, tiefschwarz gestreift; der Kraterrand hochgelb und weiß umfaßt, einen leichten Dampf ausatmend.

Allmälig verſchwindet der Schauer des erſten Eindrucks, und mit der Bewunderung des Erhabenen verbindet ſich das Entzücken über die ſanften Formen und Linien dieſes ſchönen Kegels, wie über die nicht zu beſchreibende Zartheit ſeiner Farben. Ich kenne keine Anſicht der Natur, in welcher ſich eine ſo vollkommene Verbindung des Furchtbaren mit dem Reizenden zeigte wie in dem Aſchenkegel des Veſuvs; und nun, da ich auch den Krater des Aetna beſtiegen habe, darf ich ſagen, jene Verbindung iſt das Charakteriſtiſche, welches dem Veſuv eigen iſt. Es iſt wahrlich ſtille, ruhende, ſchwermüthige Majeſtät; die zarte Farbe der Aſche, mit deren Anblick ſich zugleich die Vorſtellung des Sanften und Weichen verbindet, ihr bräunlicher oder bläulich milder Ton, endlich die ſchönen Linien des Kegels kommen hinzu, um eine wunderbar harmoniſche Erſcheinung hervorzubringen. Wenn nun die glänzende blaue Meeresfläche, das violette Gebirge und die duftige Landſchaft den grauen Aſchenkegel als Hintergrund von den Seiten umgeben, und ſo dieſe lebhafteren und ſtralenden Farben gleichſam hervorquellen, wird hier eine bezaubernde Farbenzuſammenſtimmung hervorgebracht.

Der Blick mag ſich von dieſer Geſtalt nicht losreißen, und doch lockt ihn wieder die unſaglich heitere Meeresbläue, der ſegelbedeckte Golf und am Horizont das herrlich geſchnittene Eiland Capri. Auf der Linken taucht der Blick nicht minder froh in den Uferſaum von Caſtellamare und in die rebenumgrünten Landſchaften von Bosche tre Caſe, Bosche Reali, Scafati und Lettera hinab.

Wir lagerten auf der steilen Wand der Somma, alle Seligkeit der Welt in Himmel, Erde, Meer über, um und unter uns verbreitet. Ruhig ließ uns der Vesuv gewähren; nur aus dem hochgelben Schwefelrande dampfte er, um uns zu sagen, daß mitten in das Paradies aller Wonnen der Dämon der Zerstörung hingestellt sei. Jene beiden Lavastreifen, welche den Aschenkegel schwarz einfassen, sind die erstarrten Ströme zweier jüngerer Eruptionen. Der auf der linken Seite schreibt sich vom Jahr 1850 her. Damals hatten sich an der Seite des Vesuvs, ziemlich gegen den Fuß des Aschenkegels hin, fünf kleine Krater gebildet; wir sahen und zählten diese sonderbaren schwarzen Kegelchen. Herr B. zeigte mir auch die Stellen, wo beim Ausbruch von 1847 ein Amerikaner und ein Deutscher ums Leben kamen. Tollkühn sich vorwagend wurden beide von glühenden Steinen niedergeschlagen. Der Deutsche, dem ein Stein beide Beine zerschmettert hatte, starb am Fuß des Vesuvs selber, der Amerikaner, nachdem der Brand seinen zerschmetterten Arm ergriffen, im Spital zu Neapel.

Ein wunderbares Schicksal traf im Jahr 1822 einen Schuster aus Sorrent. Er war auf den Vesuv gegangen ohne einen Führer mitzunehmen. Der Krater, ausgeleert durch den Ausbruch vom Jahr 1820, lag frei; der verwegene Schuster stieg hinein, und es wandelte ihn die Lust an, dem Höllengeist nicht allein in den glühenden Rachen zu schauen, sondern ihm als ein obscöner Titane noch ein Schimpflicheres anzuthun. In dieser vulcanischen Verunglimpfung begriffen überfiel ihn ein Schwin-

del; der Mann stürzte in den Krater hinab. Erstarrte Lava hielt ihn auf. Mit einem zerschmetterten Bein und Arm blieb er in dieser Lage zwei Tage lang am innern Kraterrande schweben, bis einige Vesuvfahrer am dritten Tage sein Wimmern hörten. An Seilen zog man den Unglücklichen in die Höhe; der Schuster aber schien die unzerstörliche Natur Ahasvers zu haben, denn er kam aus dem Spital von Neapel lebend und gesund in seine Heimat zurück. Diese schrecklich heitere Geschichte erzählte uns Don Michele, Pfarrer der Einsiedelei auf dem Vesuv, zu dem wir hinabgestiegen waren. Denn nach einer Stunde Aufenthalts hatten wir den Gipfel der Somma verlassen, um rechts fort zu der Einsiedelei hinabzugehen.

Die Scene wechselte hier. Ein Nebel kam über den Vesuv gezogen, und ein heftiger Wind jagte sein Gewölk durch Schluchten und Felswände über den Aschenkegel fort — ein prachtvoller Luftkampf, der dem wüsten Schauplatz neues Leben und neuen Reiz gewährte, wenn durch die flatternden Nebelgespinnste Felszacken, Lavablöcke und Krater hervorgrauten. Der Nebel teilte sich bald, und vor unsern Füßen lag wieder das ganze Paradies, Neapel, der stralende Golf, Capri, Ischia, Misen, und rechts hin die campanische Ebene.

„Voilà la Cléopâtre!" Dieser seltsame Ruf weckte mich aus allen Betrachtungen. Es war der 67jährige französische Naturforscher, der ihn zu wiederholten malen ausstieß, und fortsprang, die Kleopatra zu fangen, der neue und doch so alte Antonius. Die Neigungen der Menschen sind seltsam. Dieser liebenswürdige Greis,

von dem heitersten Temperament und von unermüdlicher Kraft, würdigte weder den Vesuv noch die Landschaft eines Blicks: er hatte nur Augen für die kleinen Schmetterlinge.

Wir waren auf dem steilen Rand der Somma nicht ohne Gefahr hinuntergestiegen, und nach einem mühsamen Weg über Asche und über Lavageschiebe aus dem Jahr 1850, die nun in ihrer Erstarrung einem wüsten schwarzen Sturzacker gleich sehen, gelangten wir sehr ermüdet zu dem Einsiedler. Die kleine Einsiedelei liegt nahe am Observatorium, einem zierlichen Gebäude von entzückender, weithin herrschender Lage. Zweihundertjährige Linden umgeben sie in deutscher Traulichkeit, und ihre vom Vulcan unversehrte Kraft belehrte uns, daß dieser Punkt besonders geschützt sei. Es fällt nämlich der Aschen- und Steinregen in einer Parabole über die Einsiedelei hinweg, und der Hügel, auf welchem das Kirchlein steht, wird von dem Vesuv durch eine tiefe Austalung geschieden, also vor jedem Lavastrom geschützt. Außerdem zeigte uns ein schwarzes Schild mit gelben Messingbuchstaben, daß das Ganze in die Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft eingekauft sei. Am Heerde des Vulcans und in unmittelbarer Nähe seiner furchtbaren Verwüstungen ein Magdeburger Feuerversicherungspatent — das ist gewiß in höchstem Maß ergötzlich.

In frühern Jahren wohnte ein wirklicher Eremit an dem Kirchlein von San Salvadore; der Pfarrer von Resina hat ihn aus der einträglichen Stelle verjagt und kommt nun selber von Zeit zu Zeit hinauf,

dort Messe zu lesen und die Gäste mit Lacrimä Christi zu bewirten. Die kleine Gemeinde besteht aus einigen Colonen, die am Fuß des Vesuvs zerstreut sich angesiedelt haben, ferner aus der Bewohnerschaft des Observatorium, und der Gendarmenwache. Zur Pfingstzeit wird hier ein Fest gefeiert; dann kommen von den umliegenden Städten wol 12000 Menschen herauf und ziehen in Procession von San Salvadore bis zum Kreuz am Fuß des Vesuvs, um mit Gebeten den fürchterlichen Feuerdämon zu beschwichtigen. Nun ruht der Berg seit dem Jahr 1850, und auch damals war seine Verheerung nicht groß, der Lavastrom floß gegen Ottajano in ziemlicher Breite, verwüstete die Gärten des Fürsten dieses Namens und zerstörte das Kloster der heiligen Teresa wie einige Wohnungen.

Nach einem herrlichen Mal bei dem Pfarrer Don Michele, der uns obenein die liberalste Rechnung machte, weil er unsern Freund B. persönlich kannte, stiegen wir über die Lavaströme nach Resina hinunter. Dieses schwarze, endlose Lavafeld gewährt einen trostlosen Anblick. Aber auch hier ist der Mensch in seiner alles bewältigenden Industrie bewundernswert; denn kaum ist der Lavastrom erkaltet, so macht er sich daran, ihn zu benutzen. Selbst im Observatorium fand ich die bizarrsten künstlichen Grotten und Gartenumzäunungen von Lava, und in der Einsiedelei hatten wir unsern Kaffee auf einem zierlich gearbeiteten Tisch von Lava getrunken. Man meißelt selbst Büsten aus diesem Material, und wie herrlich es nach der Politur sich ausnimmt, sollte ich erst in Catania erfahren, wo die Mannichfaltigkeit

der Aetnalaven und ihre ſchöne Färbung mich in Erſtaunen ſetzte.

Wir ſtiegen nun nach Reſina nieder. Scharf gränzt hier die Lavawüſte an die üppigſte Rebenvegetation, und unmittelbar an der Lava und in der Aſche ſelbſt entwickelt der Granatbaum ſeine köſtlichen Blüten, welche ſo brennend rot ſind, als wären ſie Blumen gediegenen Feuers. —

Die Fahrt war ſo heiter und ſo lohnend geweſen, daß wir beſchloſſen bald eine ähnliche zu unternehmen, und ſo rollte mit uns wenige Tage darauf der Wagen von neuem über die Magdalenenbrücke nach dem Veſuv hinaus. Diesmal wollten wir ſeine Anſicht von der entgegengeſetzten Seite genießen. Wir fuhren alſo nach den Lavaſtrömen von 1850, die ſich über Boſche tre Caſe und Boſche Reali hinaus erſtrecken. Zum erſtenmal ſah ich hier dieſe merkwürdigen Dörfer, die auf der gefährlichſten Stelle am Veſuv ſelber ſich angeſiedelt haben. Ihre verlaſſene Lage mitten unter dem ſchönſten Grün, welches die vulcaniſchen Mächte nähren, iſt ſo reizend idylliſch wie die der Aetnadörfer; aber noch mehr als dieſe haben ſie ein ganz orientaliſches Anſehen. Klein und gewölbt wie die Häuſer auf Capri, ſind ihre Wohnungen aus der ſchwarzen Lava gebaut, und ſelbſt die Türme der Kirchen beſtehen aus dieſem düſtern Material. Das Volk ſieht wild, ſcheu und ärmlich aus — nirgends ein ſchönes Antlitz. Wir waren in einer Schenke in Boſche Reali abgeſtiegen, um von dort aus unſere Wanderung nach dem Lavafelde fortzuſetzen. Vergebens fragten wir nach Früchten; unſere Begierde

nach ihnen wurde durch die Unmöglichkeit sie aufzutreiben gesteigert. Da bemerkten wir plötzlich, daß ein Pferd neben unserm Tisch aus einem Eimer mit größter Seelenruhe Johannisbrodfrüchte fraß. Es gab nun eine wunderliche Scene, da wir alle über den Eimer herfielen und das schmackhafte Pferdefutter mit verzehren halfen. Hier erfuhr ich's handgreiflich, daß man in Neapel die Pferde mit Johannisbrod füttert.

Wir besuchten die Lavaströme. Scharf haben sie in die Weingärten hineingeschnitten, so daß unmittelbar an der Lava vieljährige Ulmenbäume stehen, um welche die Rebe ihre dreifachen Guirlanden schlingt. Um so grauenhafter erscheint durch den Contrast des heitersten Lebens der Natur die schreckliche Verwüstung. Ich sah nun auch die Trümmer vom Palast des Duca di Miranda in der Lava und Spuren anderer verheerter Wohnungen. Immer gleich prächtig zeigte sich auch von dieser Seite der Aschenkegel.

So war ich denn genugsam in die Mysterien des Vulcans eingeweiht, um nun endlich auch seinen Krater zu ersteigen. Ich hatte mir oft erzählen lassen, daß dieses Anklimmen auf den Aschenkegel des Vesuvs ermüdender sei, als die Besteigung des Aetnakegels. Nachdem ich beide Mühsale genossen habe, darf ich sagen, daß mir das Erklettern des Vesuvs wie ein Spaziergang vorkommt gegen die ungeheure Anstrengung, welche der Aetnakegel kostet, zumal in so verdünnter Luft und bei so starken Gasausströmungen des heißen und schwankenden Bodens. Ja, wenn man durch jene phlegräischen schwarzen Wüsten des Aetna, die nimmer zu enden schei-

nen, und über jene gigantischen Lavafelder stundenlang geritten ist, will dieser städte- und volkverschlingende Vesuv sich zu einem artigen Feuerspielzeug für die Neapolitaner verkleinern. Indeß gewährt sein Krater in seiner Kleinheit doch ein gedrängteres und lebhafteres, farbenglühenderes Gemälde der Hölle als ich auf dem Aetnakrater sah.

Es war eine köstliche Nacht als ich vom Vesuv herunterstieg. Die Sonne war im Meer von Ponza verglommen; bei wachsender Dunkelheit leuchteten die Städte der campanischen Ebene und Neapel in funkelnden Lichtern, und am tiefblauen Himmel stand durch die Unendlichkeiten des Raums hingezogen das feurige kriegverkündende Bild des Kometen — ein großer Anblick und die Seele ergreifend, weil auf einem Vulcan angestaunt.

5.

Man hatte mich in Neapel auf das Fest des heil. Paulinus in Nola aufmerksam gemacht, als auf eine höchst merkwürdige Erscheinung. Ganz Campanien, so sagte man, ströme dort zusammen, und es gebe ein Schauspiel das seines Gleichen nicht mehr habe. Ich machte mich also am 26. Juni dorthin auf, ohnehin neugierig Nola kennen zu lernen, welches so manche Erinnerung darbietet: Marcellus hatte einst vor den Toren Nola's dem großen Hannibal die erste Niederlage beigebracht, der Kaiser Augustus war hier gestorben, Tiberius hatte hier seine Herrschaft angetreten. Wer

wüßte ferner nicht, welche unerschöpfliche Fundgrube herrlicher Vasen Nola geworden ist; die schönsten, welche das bourbonische Museum besitzt, hat man hier, in Ruvo und in Santa Agata bei Goti gefunden, und wer sie gesehen hat, wird sich mit Vergnügen jener großen nolanischen Vase erinnern, welche in einer figurenreichen Composition die Zerstörung von Troja darstellt. Endlich müssen wir auch der Erfindung der Glocken gedenken, deren sich diese campanische Stadt rühmt; und auch der heil. Paulin selber, einst Bischof der Stadt, ein trefflicher Poet und gelehrter Kirchenvater, ist ein gar nicht zu verachtender Stolz Nola's.

Saverino de Rinaldis hat ihn in einem lateinischen Epos besungen. Dies Gedicht ist dem Virgil nachgeahmt, und heißt die Paolineide. Ich kaufte es mir eines Tags im Hafen von Neapel, wo es mir bei einem Straßenbuchhändler in die Hände fiel, aber obwol mich das wunderliche Fest des Heiligen genug für ihn interessirt hatte, brachte ich es doch nicht über mich das Gedicht auszulesen. So viel wollen wir uns merken, daß der merkwürdige Mann im Jahr 351 in der heutigen Gascogne geboren war, daß sein Vater, Präfect von Gallien, sich noch zum Heidentum bekannte, und daß auch der Sohn darin aufwuchs. In Bordò zum Christentum übergetreten, wurde Paulinus bald sein eifrigster Anhänger. Er hatte den Consulat erlangt, und war zum Verwalter der Provinz Campanien ernannt worden. Hier verlegte er seinen Sitz von der Hauptstadt Capua nach Nola, aus keinem andern Grund, als weil dort der heil. Bischof Felix begraben lag, und

durch seine Wunder alle Welt herbeizog. Er entsagte dem weltlichen Leben; seine innern Neigungen und unglückliche Erfahrungen trieben ihn zum geistlichen Stande; war er doch einst des Brudermordes öffentlich angeklagt gewesen, und nur durch die Dazwischenkunft seines Lehrers Felix von der fürchterlichen Anklage gereinigt worden. Paulinus wurde Geistlicher; sein Genie als Dichter und gelehrter Kirchenschriftsteller brachte ihm Ansehen, sein heiliger Lebenswandel eine gränzenlose Verehrung. Er wurde der Nachfolger des heil. Felix auf dem Bischofstul zu Nola. Als er nun im Jahr 431 gestorben war, begrub man ihn in der Kathedrale; später kam sein Körper nach Benevent, und endlich in die Kirche des heil. Bartholomäus in Rom.

Was nun Paulinus im Gemüte des Volks lebendig erhält, sind weder sein Genie noch seine Wunder, sondern es ist eine gute That, die von ihm berichtet wird. Als er nämlich Bischof war, wurde der einzige Sohn einer nolanischen Wittwe von den Vandalen in die Sklaverei nach Afrika hinweggeführt. Paulinus machte sich in christlicher Selbstaufopferung auf die Reise, den Sohn zu lösen, und an seiner Stelle das Joch der Knechtschaft zu tragen. Nach vollbrachtem Werk kehrte er aus Libyen heim; die Nolaner aber zogen ihm aus der Stadt festlich entgegen, holten ihn ein und führten ihn mit Musik und Tänzen und seltsamen Feierlichkeiten auf seinen Bischofssitz zurück. Das war geschehen am 26. Juni eines ungewissen Jahrs; das Andenken dieses Tags wird nun alljährlich in Nola gefeiert, und versammelt eine unglaubliche Menschen-

menge, welche von den weitentlegensten Gegenden Campaniens heranzieht, an dem seltsamsten Volksfest teil zu nehmen.

Ich begab mich am frühen Morgen auf die nolanische Eisenbahn. Die Fahrpreise waren auf ein Minimum herabgesetzt, der Zudrang groß, alle Straßen mit Wagen jeder Art bedeckt, welche auf dem Landweg nach Nola eilten. Eine und eine Viertelstunde lang fuhr der Zug durch das blühende, weinrebenumgürtete Land, dessen unerschöpfliche Fülle ein ewiges Fest der Natur scheint. In Nola angelangt, sah ich denn schon vor den Toren eine unabsehbare Menschenflut sich gegen die Stadt ergießen. Ein Krammarkt war am Eingang aufgeschlagen, die alte Stadtmauer und ein daran stoßender Turm bellebt mit riesengroßen Bildern; da gab's im Turm selber die gran Foca marina zu sehen, und Trompeter wie Ausschreier machten über diesen Seehund einen unsaglichen Lärm von Trompetenstößen und Anpreisungen. Zugleich erscholl aus einem gegenüberstehenden Hause wüste Musik, und das alles übertönende Geschrei von Schauspielern, die auf einem Brett stehend zu ihren Künsten einluden. Nicht zu sagen ist die bunte Menge von Waaren, welche in den Buden ausgerufen wurden, noch der Lärm der in die Stadt Strömenden, noch die Grellheit der Farben, die sich hier in Tüchern und Kleidern und in den zahllosen Fähnchen zusammenfanden, welche man in Händen schwang.

Kaum war ich in die wimmelnde Stadt eingetreten, als mich eine nie gesehene Erscheinung verwirrte. Rauschende Musik drang aus einer Seitenstraße, ein

sonderbares Ungetüm kam angewandelt, dessen Anblick mich auf einmal aus Campanien geradezu nach Indien oder Japan versetzte. Ich sah einen hohen, grell mit Gold, Silber und Rot überkleideten Turm von Lastträgern herbeitragen; er war fünf Stockwerke hoch, aus Säulen aufgebaut, mit Frontispizen, Friesen, Nischen, Bogen, unzähligen Figuren geschmückt, zu beiden Seiten mit bunten Fähnchen besteckt, mit Goldpapier, mit roten Decken, mit jeglichen Farben überzogen. Die Säulen metallglänzend rot, die Nischen goldgrundig mit den ausschweifendsten Arabesken verziert; die Figuren Genien, Engel, Heilige, Ritter in den buntesten Costümen; sie standen stockwerkweise über einander, hielten Füllhörner in den Händen, oder Blumenbüsche, Guirlanden oder Fahnen. Alles rauschte, knitterte, flatterte in der Luft, da der Turm selber auf den Schultern von etwa dreißig Lastträgern hin- und herschwankte. Es saßen in seinem untersten Stockwerk blumenbekränzte Mädchen, mitten inne ein Chor von Musikanten, auf Trompeten, Pauken, Triangeln, Zinken sinnverwirrende Musik erhebend.

So bewegte sich dieser Turm langsam weiter, über die Häuser der Straße wegragend, und oben auf der Spitze einen sonnenstralenden Heiligen gen Himmel haltend; und nun hörte ich auch von einer andern Seite her schallende Musik, und sah über den Häusern weg hie und da noch einen, und wieder einen und immer wieder mehrere solcher Wandeltürme hervorragen.

Mein Gott, fragte ich einen neben mir stehenden Mann, was ist denn dieses? Er antwortete mir in

einer unverſtändlichen Sprache, von der ich nichts begriff als die Worte guglia di San Paolino. „Ihr müßt wiſſen“, bemerkte hierauf ein Neapolitaner, welcher ſich zu mir wandte, „daß dies die Feſtobelisken für den Heiligen ſind; denn als er aus der Barbarei nach Nola zurückkehrte, gingen ihm die Bürger dieſer Stadt tanzend entgegen, und trugen eben ſolche Obelisken vor ſich her. Da könnt Ihr auch die andern ſehen, ſie alle ziehen nach der Kathedrale, um zu tanzen.“

Wir eilten auf den Platz des Doms, denn dort ſollten jene Obelisken aufgeſtellt werden. Es kamen ihrer neun von verſchiedenen Seiten herangezogen. Sie mochten alle von der nämlichen Größe ſein, bis auf den einen Turm, den größten von allen, der ſich 102 Palm hoch erhob, und dieſer gehörte der Körperſchaft der Landbauern an. Jedes bedeutende Gewerk (arte) ſtellt nämlich einen ſolchen Obelisk für das Feſt her. Man arbeitet daran vier bis ſechs Monate. Die Koſten dazu werden von den Gewerken aufgebracht, und belaufen ſich für jeden Turm auf etwa 96 neapolitaniſche Ducaten.

Als ich nun dieſe ſonderbaren Erſcheinungen in der Nähe betrachtete, fiel mir erſt auf, daß ſie die architectoniſchen Abbilder jener barocken und bizarren Obelisken ſeien, welche auf einzelnen Plätzen Neapels ſtehen, und durch ihre ausſchweifende, gränzenlos-phantaſtiſche Skulptur und Architectur von der Richtung neapolitaniſcher Phantaſie ein ſo auffallendes Zeugniß geben.

Ein jeder der Obelisken hat ſeinen Standort in einer Straße neben dem Haus eines angeſehenen Gewerk-

meisters. Man zimmert dort das wunderliche Wesen unter einem mit Leinwand überzogenen hohen Verschlag auf, welcher die Arbeiter und das Werk vor der Witterung schützt. Aus Mastbäumen und Querstangen macht man das erste Gerippe; man setzt Stockwerk auf Stockwerk, dann überkleidet man das Ganze mit Papiertapeten, doch nur an der Fronte und den Seiten, denn die vierte hintere Seite ist nur mit Myrtenästen, grünen Zweigen und einem Wald von Fähnchen überdeckt. Die Nebenseiten zeigen auf der bunten Papierverkleidung schwebende Genien, welche Guirlanden halten. Auf das kunstreichste wird die Vorderseite dargestellt; Maler wie Architecten sind dabei reichlich beschäftigt. Jedes Stockwerk hat korinthische Säulen, zwischen ihnen Nischen, darüber einen Fries. Man füllt die Nischen mit Gestalten aus; in die des untersten Stockwerks stellt man lebende Figuren: Mädchen oder Knaben, welche kurze Röcke und goldpapierne Helme tragen. In der mittleren Nische steht das Hauptbild; auf dem Obelisken der Landbauern oder Schnitter war es eine kolossale Judith in prachtvollem Gewand, das Haupt des Holofernes in der Hand erhebend; in andern Obelisken Heilige und Schutzpatrone. Nun folgen über dem Mittelbild und an den Seiten jedes Stockwerks Figuren mit den verschiedenartigsten Emblemen: Engel welche Fahnen, andere welche Harfen tragen, Genien mit Blumenkränzen und Füllhörnern. In der Mittelnische des obersten Stockwerks steht ein Engel, der ein Weihrauchfaß schwingt: dann folgt die goldene Kuppel, die das Ganze krönt, oder eine lilienartige Ausschweifung, über der sich

das oberste Heiligenbild abschließend erhebt. Auf dem Obelisken der Schnitter war dies der heil. Georg mit dem Malteserkreuz und einer weißen Fahne in der Hand.

Welchem Gewerk jeder Obelisk angehöre, sagt ein Attribut, das vom Fries der Mittelnische herabhängt; am Obelisken der Schnitter sah man eine Sichel; an dem der Bäcker zwei gewaltige Kringel; bei den Fleischern ein Stück Fleisch; die Gärtner hatten einen Kürbiß; die Schneider eine weiße Weste; die Schuster einen Schuh; die Pizzicaroli einen Käse; die Weinhändler eine Flasche herausgehängt. Nun ging jedem Obelisken noch ein Emblemträger vorauf: bei den Gärtnern ein Jüngling, welcher ein Füllhorn trug; bei den Schenkwirten sah ich zwei Doppelfiguren vorauftragen, angelehnt an einen versilberten Pfeiler, worauf ein Weintönnchen lag. Mir schienen diese Figuren dem St. Peter und St. Paul ähnlich zu sein.

Die Obelisken zogen, ein jeder mit dem Musikchor im untersten Stockwerk, nach der Kathedrale. Die rauschenden Klänge, die unabsehbar wogende Menschenmenge in den lebhaftesten Farben, mit den zahllosen Fähnchen von Gold und Silberpapier, die von Blumen und Mädchen lachenden Balcone der Häuser, die hereintaumelnden bizarren Türme, die flimmernde Sonnenglut des campanischen Himmels — dies war ein so sonderbares, grelles, schreiendes Schauspiel, daß es mich betäubte und mitten in das Heidentum zurückversetzte. Den Zug des Hauptobelisken eröffneten zwei sehr kleine, in deren Unterstock bekränzte Kinder saßen, dann folgte

ein Schiff, worauf ein als Türke gekleideter Knabe saß, eine Granatblume in der Hand. Hinter diesem Schiff trug man ein großes Kriegsfahrzeug mitsammt einem Stück Meer, das ihm als Fundament diente, und auf das vollendetste ausgerüstet. Auf dem Bugspriet stand ein junger Mensch in maurischer Tracht, vergnüglich eine Cigarre rauchend, auf dem Steuerbord aber kniete vor einem Altar die Figur des heil. Paulinus selber.

Sobald nun ein Obelisk vor dem Dom anlangte, begann das seltsamste Schauspiel; denn der ungeheure Turm begann zur schallenden Musik zu tanzen. Vor den Trägern her schritt einer mit dem Stab, und indem er den Tact angab, bewegten sich jene im tanzenden Rhythmus hin und her. Der Koloß schwankte, er schien fallen zu wollen; die Figuren bewegten sich, die Fahnen rauschten. Einen Turm auf lebendiger Menschen Schultern also balanciren zu sehen, war mir eine ganz unerhörte Erscheinung. Und so stellte sich jeder Obelisk tanzend vor dem Dom dar; dann und wann tanzte einer gegen den andern. Der Einzeltanz und Gegentanz währte etwa fünf Minuten. Hierauf blieb der Obelisk vor der Kathedrale stehen, und sobald er dort Posto gefaßt hatte, begann vor ihm ein Ringeltanz von Jünglingen und Männern. Deren zwanzig etwa schlossen sich im Kreise so zusammen, daß ein jeder seine Arme auf die Schultern seiner Nebentänzer legte; während sie nun in dieser Stellung im Kreise sich bewegten, führten in der Mitte des Ringes zwei Solotänzer die graziösesten Touren auf. Sie hoben einen Dritten auf ihre Arme, und indem sie mit ihm tanzten, tanzte dieser selbst in liegender Stellung

mit den Gliedern. Zuletzt ward er matter und matter, bis er vom Taumel hingenommen das Haupt sinken ließ — er war todt. Indeß umtanzte der ganze Kreis im lebhaftesten Tact diese Gruppe; nach kurzer Zeit richtete sich der Todte wieder auf, und lachend sein Haupt erhebend, schlug er mit den Fingern Castagnetten in der Luft. Mir fiel der Cultus des Adonis ein; aber niemand hat mir über diesen mystischen Tanz eine Aufklärung zu geben vermocht. Vor jedem Obelisken tanzte man ihn, doch auch in wechselnder Weise, denn ich sah in der Mitte des Kreises athletische Künste ausführen, da jener dritte Tänzer sogar auf dem Kopf seines Trägers balancirte, und in den gewagtesten Bewegungen sich sehen ließ. Auch das große Kriegsschiff ließ sich den Tanz nicht nehmen. Oft schallte die Musik von vier Obelisken zugleich, und vereint mit dem Geschrei der Tausende und aber Tausende gab sie ein Conzert, das nicht auszusprechen ist. —

All dies geschah draußen vor der Kathedrale, während drinnen der Bischof von Nola in unerschütterter Seelenruhe die christliche Messe las, und die Gläubigen ungestört auf den Knien lagen.

Nachdem der Tanz der Obelisken und die Messe des Bischofs beendigt waren, schloß die religiöse Ceremonie mit einer Procession der Geistlichkeit und der Mönchsorden. Ich machte die Bemerkung, daß ich nirgend in italienischen Ländern so stattliche und so in Gesundheit blühende Mönche gesehen hatte als hier. Es bewirkt dies der Himmel Campaniens, die Fülle und Heiterkeit der Natur, endlich die Freiheit des Genusses, welche

ſich neapolitaniſche Mönche herausnehmen. Die Proceſſion hielt ihren Umzug durch die ganze Stadt, und hinter ihr her folgten auch die Obelisken; ein unaufhörliches Schießen und Knallen von Handbomben verbreitete ſich im Augenblick über alle Straßen.

Es war nun Mittagsſtunde; die religiöſen Functionen waren beendigt, das Volk ging ſeinem Vergnügen nach. Ganz betäubt von dem infernalen Spectakel und von dem Gedränge ermattet, fand ich mich in einer Trattoria, die von Landleuten bereits erfüllt war. Ueberall liebt man hier das Grelle und Bunte; ſelbſt die Wände dieſer Schenke waren bunt bemalt und die Ziegel farbig ausgeſtrichen. Ich ſah unglaublich große Schüſſeln voll von Maccaroni, unglaubliche Maſſen von gebratenem Lammfleiſch auftragen und verſchwinden. Der rothdunkle Wein wurde aus zweihenkligen Vaſen von Terra-Cotta getrunken. Nicht wie in Ober- und Mittelitalien trinkt man hier den Wein aus gläſernen Gefäßen, ſondern wie in uralten Zeiten aus Krügen. Lebhaft mußte ich hier der Terra-Cotten Campaniens gedenken, und mich daran erinnern, daß der Boden Nola's dieſer herrlichen Gefäße voll iſt. Nun mundete mir der Wein doppelt gut, da ich ihn aus einem Kruge trank, der wenigſtens in ſeiner Form noch den alten Vaſen ähnelte, und ſelbſt unter den pompejaniſchen Gebrauchsvaſen, die im Muſeum von Neapel aufbewahrt werden, hatte ich eben dieſe Gefäße mit zwei Henkeln und der in Kleeblattform gebildeten Mündung betrachtet. Die jetzt in Campanien allgemein gebrauchten Trinkkrüge ſind weiß überlaſirt;

ihre Topfmalerei hat freilich nichts von dem griechischen Stil an sich.

Nachmittags trieb die fast unerträgliche Hitze in die Caffés. „Nobile Caffè" heißt in campanischen Städten jedes einigermaßen anständige Caffehaus. Ich suchte das alleredelste auf; es war zum Ersticken angefüllt; Bauern, die ritornelli sangen, Improvisatori, Herren, Damen in besten Festkleidern, alles saß, stand, ging durcheinander. Eis ward in großen Scheiben gegessen, von vortrefflicher Zubereitung. Niemals hatte ich so sehr empfunden, welch ein köstliches Labsal Sorbetto sei, als hier, denn die schwüle Hitze war erstickend; und so währte es nicht lange Zeit, daß ich in diesem Menschengewühl in einen halben Schlaf versank, von den wunderlichsten Vorstellungen heimgesucht, von Marcellus und Hannibal, dem sterbenden August, der Livia und Tiberius, von den Bacchantinnen pompejanischer Fresken, von nolanischen Vasen, und durch meinen Kopf tanzten die seltsamen Obelisken und der heil. Paulin. Draußen wogte das endlose Geschrei der Menge. Wenn es so recht wie ein Element anschwillt, läßt sich dabei schlafen wie beim Wellenrauschen des Meeres.

Die Stadt, welche ich durchwanderte, hat nichts merkwürdiges, aber sie ist freundlich und sauber, und zu allen Seiten lacht das üppige Grün der Gärten herein. Im Altertum war sie nicht unbeträchtlicher als Pompeji, welches damals mit Nola im lebhaftesten Verkehre stand, weil alle drei blühende Städte Campaniens, Nola, Nocera und Acerra, in Pompeji, am Ausfluß

des Sarno, ihren gemeinschaftlichen Hafenplatz hatten. Das Meer, welches jetzt weit hinter Pompeji sich zurückgezogen hat, bedeckte einst einen großen Teil dieser herrlichen Ebene.

Ich war aus der Stadt gegangen, um zu dem Kloster Sant Angelo hinaufzusteigen, einem herrlich gelegenen Franciscanerconvent mit luftigen Hallen in einem Hain von Fruchtbäumen. Auf der Landstraße erreichte ich eine schon vom Fest heimkehrende Familie. Es war eine Matrone mit ihren Enkeln, wol achtzigjährig und von einer wahrhaft classischen Schönheit, groß von Körper, ja von tragischen Maßen der Gestalt, gekleidet in ein langes weitfaltiges Gewand von carmoisinfarbner Seide mit einem breiten Saum von Goldbrokat, die Taille hoch nach griechischer Weise; über dem Gewand trug sie eine gleich rote goldgestickte Jacke, um das greise Haar ein Stirnband nach der Weise von Pompeji. Wie diese stattliche Gestalt nun dahinschritt, schien sie einem antiken Fürstenweib, einer Königsmutter zu gleichen; und wahrlich sie hätte in den Persern des Aeschylus als die Atossa, des Dareios erhabene Gemalin, und die Mutter des Xerxes wol figuriren können. Ich hatte mich an diese Gesellschaft angeschlossen, und obwol eine der Enkelinnen der Alten von hoher Schönheit war, vergaß ich dennoch über dieser Matrone alle Freude an der blühenden Jugend. Denn kaum konnte ich den Blick von dieser imponirenden Gestalt wegwenden. Die Enkelinnen waren nicht so reich gekleidet, sie trugen bunte bauschärmelige Röcke und das Kopftuch dieser Gegenden. Man nennt es hier Mucador; es wird nicht ganz um

den Kopf gewunden, sondern nur leicht um den Hinterkopf geschlungen, so daß die Haarflechten um die Schläfe sichtbar bleiben. In eben dieser Weise sieht man auf Fresken von Pompeji Frauen das Kopftuch tragen. Leider verstand ich fast gar nichts von dem Dialekt, welchen diese Landleute redeten; sie luden mich in ihr Haus zu Gast; es liege, so sagten sie, nur wenige Millien von Nola entfernt. Gern hätte ich in das Hauswesen dieser Familie hineingeblickt, aber ich schlug ihre Einladung aus, weil der Tag sich neigte und mich Sant Angelo und die Aussicht in die Ebene von Nola reizte.

Es ist ein herrlicher Blick in diesen unermeßlichen Fruchtgarten, den man von jenem Kloster aus genießt. Links erblickt man den Monte Somma, der seinen Zwillingsbruder, den Vesuv, verdeckt, rechts die Berge von Maddalone, über dem Kloster hinauf die verfallene Burg Cicala, welche malerisch einen Hügel krönt. Zwischen diesen Bergen nun liegt die Campagna von Nola, ein Wald von Pappeln, Ulmen, Fruchtbäumen, um welche die Rebe ihre Guirlanden windet. Zwischen den Bäumen wächst der herrlichste Segen von Mais und Weizen in Fülle, und allerorten prangt die Citrone und die Granate. In diesem endlosen Park liegt die Stadt begraben, in ein Meer von Laub, Weinranken, Blumen und Sonnenlicht versunken. Wol ist dies ein Land, wo solche Feste entstehen müssen; die schwelgerische Natur ist hier ein ununterbrochener Schöpfungsjubel.

Ich verließ Nola am Abend. Es sollte noch ein Pferderennen gegeben werden, und Nachts Illuminationen mit Lichtern und bunten Ampeln das Auge ergötzen.

Als ich nun am Spätabend auf dem Quai Santa Lucia in Neapel im Fenſter lag, ſah ich zahlloſes Fuhrwerk mit Rückkehrenden über die Chiaja eilen; die Maulthiere mit Bändern und Blumen geſchmückt, die Menſchen ihre Fähnchen ſchwenkend, Wagen, Thiere, Volk vom Staube weiß gepudert; und ſo jagten ſie jubelnd und jauchzend auf der Chiaja hin, um auch noch den Corſo in der Stadt mitzunehmen.

6.

Wer je von Salerno aus längs dem Meere nach Amalfi gewandert iſt, wird wol mit Entzücken dieſes Strandes gedenken. Nicht ſchöneres wird er in neapolitaniſchen Landen gefunden haben. Von allen Wanderſtraßen, die ich in Italien gezogen bin, hat mir dieſe den reizendſten Eindruck zurückgelaſſen.

Sie führt immerfort hoch am Geſtade entlang, da der Weg ſpiralförmig am Ufer hinläuft. Man hat alſo zur Rechten über ſich die bräunlichen Bergkuppen, die grünen mit Ortſchaften bedeckten Täler, die ſich zwiſchen ihnen herniederſenken, unter ſich das azurblaue Meer, und immerdar den Blick über die See auf Päſtum und die Berge Calabriens bis zum Cap Licoſa, wo ſich die Küſte, nach dem Golf von Policaſtro umbiegend, dem Auge entzieht.

Der erſte Ort auf dieſer Straße und nahe bei Salerno iſt Vietri. Die Lage dieſes Städtchens erinnerte mich an Tivoli. Eine tiefe und grandioſe Schlucht zieht

sich dort hinunter, vom Waſſer durchbrauſt, welches vielerlei Mühlen treibt. Auf dem Rande ſteht Vietri, braun und bizarr, mit gekuppelten Kirchen und Capellen. Tief unten liegt an dem weißeſten Strande die Marine mit ihren Segelkähnen. Faſt ein jeder dieſer Orte, die hoch auf dem Ufer ſtehen, hat ſeinen kleinen Hafen. Da gab es die ſtillſten Fiſcherſcenen, die ſich beſſer in der Natur ausnahmen als auf der Leinwand, und blickt man von den Klippen auf die ſmaragdgrünen Wellen hinunter, ſo ſcheinen die Barken auf ihnen wie in ätherklarer Luft zu ſchweben.

Nun regt der Anblick ſo vieler Türme am Meer und ſo mancher Burg auf den Felſenkronen die Erinnerung an, daß man jener Zeit gedenken muß, wo hier die Normannen ihr merkwürdiges Reich ſtifteten, welches in der Geſchichte der Cultur Epoche machte, und weit hinein ins Abendland, wie ins Morgenland gewirkt hat.

Es waren wunderliche Zuſtände in Süditalien; wüſte Herrſchaft von Griechen und Langobarden, ewige Streifzüge der Araber, und glänzende Republiken, wie Amalfi, Gaeta und Neapel. In jenem ſchönen Salerno, das ſich nun ſo friedlich am Meer erhebt, herrſchte der Langobardenfürſt Waimar; eben lag eine Flotte der Saracenen vor der Stadt, und die Moslems ſtürmten die Mauern. Die Salernitaner waren verweichlicht, wie Sybariten und Byzantiner; die ſchlecht bewehrte Stadt drohte zu fallen. Nun fügte es ſich, daß zu dieſer Zeit vierzig Pilger, Normannen, auf amalfitaniſchen Schiffen vom heiligen Grabe zurück und nach Salerno gekommen

waren. Sie forderten Waffen, ſtürmten aus dem Tor und ſtürzten unter die Moslems; ihnen folgten die beſchämten Salernitaner; nach einem großen Blutbad hoben die Saracenen die Belagerung auf. Waimar belohnte die Pilger fürſtlich, und nachdem dieſe in die Normandie zurückgekehrt waren, entzündeten ſie die Phantaſie ihrer Landsleute durch Erzählungen von jenen ſeligen Küſten Salerno's, von dem ewigen Frühling des Landes, den ſüßen Früchten und den Schätzen, welche tapfere Männer dort erbeuten könnten. Alſo machten ſich abenteuernde Normannen zuerſt unter Dragut nach dem Süden auf. Es war der Anfang des eilften Jahrhunderts. Dies Geſchlecht war glücklicher als Napoleoniden und Muratiſten.

Sismondi erzählt, daß ſich ſeit jenen Tagen in der isländiſchen Sprache, der alt-ſcandinaviſchen Mundart, noch das Wort figiakaata erhalten habe, d. h. nach Feigen Luſt haben, eine bildliche Redeweiſe für den Begriff einer heftigen Sehnſucht überhaupt.

Aber nun ſind wir vor Cetara am Ufer angelangt, einem wonneſamen unbeſchreiblich reizenden Ort, ja einer elyſiſchen Frucht-Oaſe in rauhfelſigen Bergmaſſen. Mir fiel gleich die mauriſch pittoreske Bauart auf. Die Häuſer ſind klein und einſtöckig, mit Logen und Verandas verſehen, welche Weinreben umſchlingen; ihre Dächer gewölbt und ſchwarz übertüncht. Die bizarre Architectur der kleinen Kirchen hebt ſich phantaſtiſch aus dem dunkeln Laub der Orangenbäume. Es war eine ſo fremde Erſcheinung, daß man wol wähnen mochte bei Kairewan zu ſein, mitten in einer uneuropäiſchen Cultur. Alles

lachte von Sonnenglanz, Goldfrüchten und fremden Blüten; die weißen, kleinen Häuser mit ihren Verandas waren alle in das üppigste Grün wie eingesponnen. Nirgend Unreinlichkeit, alles sauber und zierlich wie die Orangen, die Johannisbrodbäume und Maulbeeren, und fremd wie der blütenbedeckte, stachlichte Cactus und die hohen Aloestauden.

Das schöne Cetara war der erste Ort an dieser Küste wo sich Saracenen niederließen, sich anbauten und weiter bis nach Amalfi hinauf über Majori und Minori, bis nach Scala und Ravello Colonien gründeten.

Denn schon vor der Eroberung Siciliens streiften Moslems an diesem Strande. Die wüsten Kämpfe der Griechen mit den Städten, und dieser mit den Langobarden Süditaliens, zogen sie herein. Die Stadt Neapel selbst machte damit den Anfang im Jahr 836, da sich ihr Consul Andreas a. die Araber um Hülfe wandte, um sich dem Fürsten Sicard von Benevent zu entziehen. So schloß die damals blühende Republik ein Bündniß mit den Saracenen, ungeachtet der Bannstralen der Päpste und der Drohungen des griechischen wie des römischen Kaisers. Dies Bündniß dauerte ein halbes Jahrhundert, und Chroniſten erzählen, daß der Hafen von Neapel damals aussah wie ein saracenischer Port. Als nun nach Sicards Tod im Jahr 839 die Langobardenherrschaft in Benevent und Salerno auseinanderfiel, und dort Radelchis, hier Siconulf sich befehdeten, so rief jeder dieser feindlichen Fürsten einen Saracenenschwarm zu sich. Siconulf nahm in Dienst den Moslem Apolofar mit einem Heerhaufen von Kreta; diese

Araber ſah man frank und frei in Salerno einhergehen; ſie bauten ſich in der Umgegend an.

Nachdem jedoch Siconulf und Radelchis im Jahr 851 friedlich in Benevent und Salerno ſich geteilt hatten, ſetzten ſie in den Friedenspact ausdrücklich die Beſtimmung: die Moslems nicht mehr auf der Küſte zwiſchen Amalfi und Salerno zu dulden. Trotzdem blieben viele Saracenen zurück, die ſich hatten taufen laſſen. Sie haben jenen Orten für die Dauer ein mauriſches Gepräge aufgedrückt. Andere kamen von Sicilien herüber, als im Verlauf des neunten Jahrhunderts ganz Calabrien muſelmanniſch zu werden drohte, in Bari ein eigener Sultan herrſchte, Tarent in ihre Hände gefallen war, und ſie ſelbſt Rom bedrohten, wo ſie die Kirchen Sanct Peter und Sanct Paul überfielen und plünderten, während Neapel ihnen fortdauernd Freundſchaft hielt, trotz dem Kaiſer Ludwig II.

Sie ſiedelten ſich in Cetara von neuem an im Jahr 880; im ſelben Jahr gab ihnen die Republik Neapel ein Stück Land am Sebetos; unter dem Veſuv ſetzten ſie ſich feſt, in den claſſiſchen Gegenden Pompeji's, endlich auch am Garigliano, von wo aus ſie ganz Campanien durchſtreiften. Auch in der Nähe von Päſtum ſtifteten ſie ihre Colonie in Agropolis.

Sie ſchwanden aus dieſen Gegenden nicht einmal zur Zeit der Normannenherrſchaft. Viele waren Chriſten geworden, andere blieben im Dienſt Ruggieri's, und ſo brachten ſie in das ſchöne Land Salerno orientaliſche Sitten und Cultur. Der Name Cetara ſelbſt ſcheint arabiſch, und klingt nach der Guitarre.

Die Sonne brannte schon heiß auf den nackten Felsen, an denen wir rüstig weiter schritten, und noch war es weit bis Amalfi. Von hier ab wird die Küste immer entzückender. Wolkenhohe Berggipfel steigen schroff empor; ihre braune Farbe im brennenden Sonnenlicht, welches nun das Meer zu unsern Füßen immer tiefer erblauen ließ, lag im schönsten Gegensatz zu Himmel und See. Auf einzelnen Bergspitzen schwärzliche Ruinen alter Castelle aus der Normannenzeit. Sie beschirmten einst die Ortschaften, welche unter den Berghängen liegen. Dort stehen nun überraschend herrlich Majori und Minori, die schönsten Punkte dieses Ufers, Städtchen gleich jenem maurischen Cetara, in märchenhafter Stille, in Gärten versteckt und an die Berge angelehnt.

Der Strand von Minori und Majori ist das reizvollste was die Ufer der Golfe von Salerno, Amalfi und Sorrent zu bieten haben, und, auf die Gefahr der Ketzerei beschuldigt zu werden, will ich es dreist behaupten, daß ihre Lage die von Sorrento weit übertrifft. Es sind paradiesische Idyllen von der zaubervollsten Ruhe, klein und lieblich, schattig, kühl, sonnig und träumerisch aus der Welt verloren. Nirgend sah ich Orte von solcher Grazie. Da liegt zuerst Majori, welches Sicard von Salerno im neunten Jahrhundert erbaute; ein reizender Strand, schneeweiß und feinsandig, faßt seine Marine ein. Oben hängen Gärten von den terrassirten Bergen; lockend stehen dort die zierlichen weißen Häuser, von denen ein jedes eine Villa zu sein scheint. Hoch oben erhebt sich malerisch ein altes Schloß. Die stillsten Wege und Straßen verlieren sich in den Berg

hinein, von dem ein munteres Waſſer herunterſtrömt. Die zauberiſche Einſamkeit befängt das Gemüt, und wol ſteigt jedem Wanderer die Sehnſucht auf, hier zu leben, oder doch einen Sommer zuzubringen; nun gar dem Nordländer wird ganz und gar „Figiakasta“ zu Mut.

Wir fanden uns denn auch in einer zierlichen, buntgemalten Schenke am Meer, ſitzend bei den Weinbechern, und ſaftigſte dunkle Feigen und goldne Orangen vor uns aufgeſchichtet. Die Sonne flimmerte draußen warm; Luft, Stille, das Atmen des Meers und die Fülle des duftigen Laubes machte ſchlaftrunken.

So fanden wir uns auch drüben in dem nahen Minori wieder halb eingeſchlafen in einem Kaffeehauſe. Die Häuſer ſcheinen hier alle ſo klein und niedlich wie die pompejaniſchen. Jenes Stübchen war ſo eng, daß nicht vier Menſchen darin bequem Platz hatten. Am Schenktiſch ſtand der Wirt mit einem Fliegenwedel in der Hand, und wedelte uns Luft zu und die Fliegen ab, und ſchwatzte allerlei Geſchichten im Dialekt jener Gegenden, beſonders von den Maccaroni, welche hier wie am ganzen Ufer von Amalfi gefertigt werden und das ganze Königreich Neapel verſorgen.

Wir ſtiegen in der Nachmittagsſonnenglut die Felſen von Minori aufwärts, bogen um einen Ufervorſprung und ſahen vor uns Atrani, welches durch einen gigantiſchen Fels von Amalfi getrennt wird.

Die Lage Atrani's iſt durch Großartigkeit überraſchend. Auf dem höchſten Ufer, deſſen Felſen ſich wolkenhoch auftürmen, zieht es ſich in Pyramidenform

bergan. Die pittoreske Bauart der Häuser mit Logen macht den sonderbaren Anblick noch fremder, und herrlich wirkt die weiße Farbe der Mauern auf dem schwärzlichen Grunde der Felsen. Diese teilen sich zur Seite des Orts in zwei gigantische Massen, durch welche sich eine tiefgrüne Talung senkt. Auf deren oberstem Rande sieht man den Ort Pontone stehen, ein Prospect von unbeschreiblicher Großartigkeit. Die Felsen krönen Türme und Castelle; und hoch oben grünt in den Felsenspalten die Zwergpalme. Es liegen rings auf den steilsten Bergen andere Orte, nur mit Mühe zu erklettern, in der wildesten Felseneinsamkeit, doch selbst auf dieser Höhe noch umgrünt von üppigem Weinwuchs und schattigen Castanienhainen. Hoch über Atrani stehen Pontone, Minuto, Scala und Ravello.

Unter diesen Orten ist Ravello ausgezeichnet als saracenische Erinnerung. Es liegt hoch und wunderbar schön über Atrani. Man steigt von hier auf einem schwierigen Pfade, durch bedeckte Gallerien und über Felsgestein einen wild romantischen Weg empor, immer zwischen Weingärten, Johannisbrodbäumen und Castanien. Der Blick auf das Meer wird, je höher man klimmt, desto entzückender. Ueber braune mit Türmen gekrönte Felsen blickt man in die blaue See hinunter, welche in wonnevoller Klarheit zwischen den bizarren Bergkuppen von Pontone hereinzuquellen scheint. Unter den Füßen grüne Bergsenkungen, bedeckt mit Wohnungen glücklicher Menschen, die nun kein Saracene mehr aufstört.

Wir kamen an den verlassenen Convent der Clarissinnen, und sahen hier zuerst den maurischen Bogen-

ſtil. Dann ſtiegen wir nach Villa Cembrono hinüber, einem in Oleandern und Roſen vergrabenen Landhauſe eines reichen Neapolitaners, welches vom Plateau eines Felſens kühn in's Meer hinunterſieht. Dieſe Vigna iſt unvergleichlich, und vor allem ſetzte mich die grandioſe Pergola oder Rebenlaube in Erſtaunen, die quer durch den herrlichen Garten läuft. Es war ein von weißen Pfeilern getragenes Dach, ganz in üppiges Rebenlaub gehüllt, und voll von ſchwellenden Trauben; in dem zierlich gehaltenen Garten flammte ringsum die köſtlichſte Blütenpracht ungezählter Gewächſe des Südens, in der vollen Glorie des Julimonats. Am Felſenrand ein Belvedere, von erſchrecklichen Marmorfiguren eingefaßt, die aber aus der Ferne geſehen von guter Wirkung waren. Von hier aus ſieht man die ſehnſuchtsvollen Meeresfernen, die traumhaft verſchwommenen Küſten Calabriens mit ihren ſilbernen Bergſpitzen, die mächtig ragende Punta di Conca und das ſchöne Cap d'Orſo bei Maggiori; alle dieſe Berge von den ſchönſten Schwingungen der Formen, von einer ernſten, bronzenen Plaſtik. Ja, dies iſt eine Ausſicht, die man mit tagelanger Mühe erkaufen würde; und hier iſt ſehen und ſchweigen beſſer, als reden. Schaut man aus dieſem Armida-Garten voller Roſen und Hortenſien in jenes ſireniſche Meer, das ein zweiter lichtdurchdrungener Himmel zu ſein ſcheint, dann ſehnt man ſich zu fliegen. Ich glaube Dädalus und Ikarus ſaßen einſt in ſeliger Abendruhe auf ſolchem Felſenvorſprung über dem kretiſchen Meer; da erfaßte ſie Sehnſucht zu fliegen; ſie ſtanden auf und machten ſich Schwanenflügel.

Wir stiegen weiter aufwärts nach dem Kloster Sant Antonio. Auch dies ist ganz moresk, mit kleinen Zierſäulen in gebrochenen Bogen; ſeine Lage paradieſiſch. Nun aber traten wir in das alte Ravello ein, und hatten plötzlich, mitten in dieſer abgelegenen Felſenwildniß, eine mauriſche Stadt vor uns, an Türmen und Häuſern mit phantaſtiſchen Arabesken ganz arabiſch anzuſehen. Sie iſt aus ſchwarzem Tuff gebaut, einſam in grüner Bergöde, wunderbar ſtill, verlaſſen und todt. Hier iſt die Welt hinweg geſchwunden; nichts als Bäume und Felſen; tief unten in träumeriſcher Ferne bisweilen das purpurfarbne, blitzende Meer. Hohe und ſchwarze Türme in Gärten, bizarre Architecturen moreskken Stils mit halbzerſtörten Arabesken über den Fenſtern und den graziöſen, kleinen Säulen in den Bögen.

Am Markt ſteht neben der Kirche ein altes mauriſches Haus, ebenfalls aus ſchwarzem Tuff gebaut, und phantaſtiſch mit Arabesken geſchmückt. Zwei wunderlich gebildete Säulen ſchließen die Ecken. Das Dach beſteht aus einer Reihe gewölbter Aufſätze nebeneinander. Man nennt dieſes fremdartige Gebäude il tentro moresco. Ohne Zweifel war es einer der Paläſte der alten Signoren Ravello's. Denn dieſe jetzt öde und verkommene Stadt war ehemals eine blühende Colonie Amalfi's, und zählte 36000 Einwohner. Reiche Familien verpflanzten allen Luxus hieher, welchen die Verbindung mit dem Orient und die fortdauernde unmittelbare Berührung mit den Saracenen Siciliens erzeugen mußte. Beſonders mächtig waren die Afflitti, Rogadei, Castaldi, und vor allen die Ruffuli. Dieſe Herren bauten ſich

prächtige moreske Paläste in den schönsten Gärten, mit Fischweihern und springenden Fontänen, streng nach dem Stil der Araber, und arabische Baumeister führten die Anlagen aus. Man weiß, daß Ravello in beständigem Verkehr mit den Saracenen blieb, daß Saracenen selber hier wohnten, und bis auf Manfreds Zeit Araber hier in Garnison lagen. So geschah es daß dieser Ort einer der ersten in Süditalien war, welcher rein maurische Architectur in sich aufnahm, und daß er heute einer der wenigen ist, die deren Ueberreste erhalten haben. Ich fand in dem kleinen Ravello fast ebenso viel moreske Architectur als in Palermo selbst, wo die Schlösser Cuba und Zisa bis auf die Umfassungsmauern geschwunden sind. Da ist nun gleich der Palast Ruffuli eine wahre Fundgrube saracenischen Baustils jener Zeit und Gegenden. Er liegt in einem Garten, und gehört wie dieser seit drei Jahren dem Engländer Sir Francis Nevil Reed, der ihn erst aus dem Schutt hat ausgraben lassen. Der schöne Palast ist eine kleine Alhambra, ein prächtiges Gebäude von mehr als dreihundert Gemächern in drei Etagen, die alle von moresken Säulen getragen werden. Die Säle sind mit Arabesken reich verziert, und haben ganz den sicilisch-arabischen Charakter. Sie müssen von einer feenhaften Pracht gewesen sein. Daneben steht noch eine Rotonde in moreskem Geschmack mitten im Garten, und ein Rest von Mauern, wie ein viereckiger Turm, welcher ebenso grotesk ausgeschmückt ist: Bogen und halbversunkene Hallen lassen auf andere Anlagen von Bädern und Höfen schließen, die ein wolgeschlossenes und zugleich

caſtellartiges Ganze müſſen gebildet haben. Man kann ſich hieraus eine Vorſtellung von dem unermeßlichen Reichtum machen, der in den Familien Ravello's zu jener Zeit aufgehäuft lag.

Wie nun alle dieſe Landſchaften Neapels herabgekommen ſind, lehren ſolche Ueberreſte alter Herrlichkeit in den verarmten Städten. Zweimal blühten jene von der Natur überſchwänglich geſegneten Küſten: im griechiſchen Altertum, wovon das nahe Päſtum das redende Zeugniß gibt, und im republicaniſchen Mittelalter, als Neapel, Gaeta, Amalfi, Sorrent mit ihren Flotten die Meere bedeckten, lange bevor ſich der republicaniſche Geiſt, der letzte Reſt altgriechiſcher und römiſcher Städteverfaſſungen nach Norditalien zog, und Genua, Piſa und Venedig eine Rolle ſpielten. Das erſtemal verödeten die Römer die Blüte Süditaliens, das zweitemal ſank ſie unter der Fremdherrſchaft der Normannen, und tiefer und tiefer bis zum heutigen Elend. Es fehlt noch an einer gründlichen Geſchichte jener ſüditaliſchen Republiken vom ſiebenten Jahrhundert bis auf Roger von Sicilien. Die Archive Neapel's ſind voll von Material, aber die ägyptiſche Finſternis bedeckt ſie.

Ich ſah unterdeß ein wunderbares Lichtphänomen über dem Meer, als ich im Garten des Palaſts Ruffuli ſtand. Die Sonne ging eben unter. Die Berge von Päſtum und von Salerno erblaßten ſchon zu einer tiefgrünen Sammetfarbe; hoch über Päſtum aber ſchwebte ein rieſiges, weißes Gewölk, welches den vollen Glutbrand der Abendröte empfing. Es glich einer über die Himmel wachſenden Feuerroſe, und ſo warf es ſein

Licht über das Meer, den ganzen Golf von Salerno entzündend, bis es sich nach und nach vergoldete, dann mit blaßgrünen Farbestreifen durchzog, in's Viole, Gelbliche, Graue hinüberspielte und endlich erstarb. Dies unbeschreibliche Wolkenphänomen ließ mich nicht von der Stelle, und schon dunkelte der Abend.

Ich könnte noch mancherlei Dinge von Ravello erzählen, zumal vom alten Dom, den Niccolo Ruffuli im eilften Jahrhundert erbaute, wo eine seltsam mosaicirte Kanzel und alte Bronzethüren zu sehen sind, und wo in einer Ampolla das Blut des San Pantaleo so gut flüssig wird wie jenes des San Gennaro; aber es sei genug, denn man muß weder zu viel sehen noch zu viel erzählen.

Palermo.

1. Die arabiſche Periode.

Sicilien war das erſte europäiſche Land, welches die Saracenen überfielen, nachdem die arabiſche Herrſchaft ſich über die Nordküſten Afrikas ausgebreitet hatte. Seit dem ſiebenten Jahrhundert wurde die Inſel von ihnen angegriffen; ſie kamen von Aſien, dann von Afrika, von Candia und von Spanien, planlos herumſchwärmende Corſaren. Aber erſt im Jahre 827 faßten ſie den beſtimmten Plan der Eroberung.

Michele Amari hat in ſeiner Geſchichte der Muſelmannen in Sicilien mit umſichtiger Kritik die Thatſachen der arabiſchen Invaſion aus allen vorhandenen Quellen klar wieder hergeſtellt. Dieſe ſind bei den Italienern die Chronik des Johann Diaconus von Neapel (850), der Anonymus Salernitanus (gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts); bei den Byzantinern der Chronograph Conſtantin Porphyrogenitus und deſſen Nachfolger; bei den Arabern Ibn-el-Athir, Nowairi und Ibn Khaldûn. Es war in Sicilien, welches unter der byzantiniſchen Herrſchaft ſchwer zu leiden hatte, eine militäriſche Revo-

lution ausgebrochen; der General Eufemius hatte sich erhoben, die Insel von Konstantinopel loszureißen. Aber die nichtsicilischen Truppen schlugen sich wieder zu Byzanz, und zwangen den Rebellen sich nach Afrika in die Arme der Aghlabiten zu werfen. So wurde der Sicilianer aus Haß und persönlicher Rachlust zum Verräter an seiner Religion und seinem Vaterlande.

Er machte in Kairewan Ziâdet-Allah den Vorschlag ein Heer nach der Insel zu senden, welche mit Hülfe der empörten Sicilianer leicht zu erobern sei. Er selber begehrte für sich den kaiserlichen Titel. Die Stimmen in Kairewan waren geteilt, da viele die Unternehmung für zu gewagt hielten. Doch Ased-ben-Forâd, der 70jährige Kadi der Stadt, berühmt und gefeiert als Rechtsgelehrter, bestimmte den Herrscher zur Unternehmung, und übernahm selbst den Oberbefehl. Araber, Berbern, flüchtige spanische Saracenen, Perser und die Blüte Afrikas, segelten am 13. Juni 827 auf 70 bis 100 Barken aus dem Hafen von Susa aus, nicht stärker als 700 Pferde und 10000 Fußsoldaten. Sie landeten am 17. Juni bei Mazzara. Den General Palata schlugen sie in einer blutigen Schlacht, während welcher Ased, wie einst Mohamed und Ali, in verzücktem Gebete lag, das Capitel des Korans Ja-Sin betend. Bald darauf marschirten die Saracenen gegen Syrakus; sie schlugen ihr Lager in gewissen Hölen um die Stadt her auf, wie der arabische Geschichtschreiber sagt, das heißt in den berühmten Latomien. Ein Jahr lagen sie vor Syrakus, aber die Griechen hielten sich tapfer, ermutigt auch durch die Hülfe, die der Doge von Venedig, Giu-

ſtiniano Partecipazio, zugeſagt hatte. Die Saracenen wurden durch die Peſt decimirt, wie alle Heere, die einſt vor Syrakus lagen, zumal die der Carthager und der Athener. Auch Aſed-ben-Forâd ſtarb an der Krankheit im Jahre 828.

Das ſaraceniſche Heer wählte Mohamed-ibn-el-Gewâri zum Anführer, zog aber endlich entmutigt ab, und in kaum beſſerer Verfaſſung als einſt Nikias von Syrakus abgezogen war, auch in derſelben Richtung, aber mit minderer Energie verfolgt.

Gleichwol ſetzten ſie ſich, von Eufemius geführt, in Minoa feſt, und durch neue Zuzüge verſtärkt, eroberten ſie Agrigent. Panormus fiel im Jahre 831. Von den Mohamedanern Bulirma genannt, erhielt dieſe Stadt ſeither den Namen Palermo. Hier ſchlug Ibrahim-ibn-Abdallah-ibn-el-Aglab, erſter Wali, d. h. Statthalter von Sicilien, ſeine Reſidenz auf. Unter ſeinem Nachfolger geriet auch Caſtro Giovanni, das alte Enna, in die Hände der Saracenen. Noch aber widerſtanden Syrakus und Taormina, bis die erſtere nach heldenmütigem Widerſtande fiel. Was uns von dieſer Belagerung erzählt wird, erinnert an den Heroismus der alten Syrakuſaner zur Zeit des Nikias und Marcellus. Alle Speiſe war aufgezehrt worden; man friſtete ſein Leben mit zerſtampften Knochen und mit Leichen; man hoffte immer auf Entſatz durch den Kaiſer Baſilius, der ſeinen Flottenadmiral Adrian der Stadt zur Hülfe geſchickt hatte.

Wie groß noch damals die Ehrfurcht vor dem alten Syrakus war, zeigt eine merkwürdige Sage: Während

Adrian im Peloponnes an der Küste von Elis unthätig zögerte, kamen eines Tags Hirten zu ihm und meldeten, die Dämonen in den Sümpfen hätten ihnen angezeigt, daß am morgenden Tage Syrakus fallen werde. Die Hirten führten den General selbst an den bezeichneten Ort, und wirklich ließen sich Stimmen hören, die den Untergang der alten Hellenenstadt verkündeten. Und so geschah es, daß Syrakus zur angesagten Zeit fiel, am 21. Mai 878. Die Saracenen drangen in die Stadt, mordeten die Einwohner mit grausamer Wut, plünderten die Häuser und verbrannten sie. Aus der unermeßlichen Beute kann geschlossen werden, daß Syrakus auch in der byzantinischen Epoche durch Handel wieder aufgeblüht war.

Wir haben aus dieser Zeit ein schätzbares Document, den Brief des Mönchs Theodosius an den Archidiaconus Leo, worin er die Belagerung und seine und des Erzbischofs Gefangennahme beschreibt. Nachdem die Stadt gefallen und der größte Teil der Einwohner getödtet war, schleppten die Saracenen den Schreiber des Briefs und den Erzbischof nach Palermo vor den Groß-Emir. Sobald die Heiden mit ihrer Beute in Palermo erschienen, eilte man ihnen mit Siegesgesang entgegen; es schien alles Volk des Islam, so sagt der Mönch, zusammengeströmt vom Aufgang der Sonne und vom Untergang, vom Norden und vom Meer. Die Gefangenen wurden vor den Emir geführt, der auf dem Boden saß und in seiner tyrannischen Gewalt sich sehr behagte. Der Moslem machte dem Erzbischof Vorwürfe, daß die Christen Mohamed schmäheten, und dieser antwortete

ihm mit der Entschlossenheit eines Märtirers. Beide Geistliche wurden in den Kerker geworfen, aus welchem eben dieser Brief geschrieben ist.

Am 1. August 901 ergab sich auch Taormina, und seither war ganz Sicilien der Herrschaft des Halbmonds unterworfen.

Als die Insel unter die Saracenen gefallen war, empfing sie mohamedanische Gesetze, arabische Sprache, arabische Sitte. Von Sicilien, welches Rom bereits vier Päpste gegeben hatte (Agathon im Jahre 679, Leo II. 682, Sergius 687 und Stephan III. im Jahr 768), drohte das Christentum verschwinden zu wollen; indeß die Araber traten nicht fanatisch auf, obwol sie sich hie und da bemühten, die Sicilianer mohamedanisch zu machen. Abulfeda erzählt, Achmed, Gouverneur der Insel (im Jahr 959), habe dreißig edle Sicilianer mit sich nach Afrika geführt und sie gezwungen zum Islam überzutreten. Viele Kirchen und Klöster zerfielen, viele Gemeinden gingen ein, andere erkauften sich durch Tribut Duldung und behaupteten mitten in der arabischen Herrschaft standhaft das Christentum. Als die Normannen nach Sicilien kamen, leisteten ihnen die Christen im Val Demone und im Val di Mazzara thätige Hülfe; in Palermo gab es sogar einen griechischen Bischof Nikodemus, der in der Kirche des heil. Ciriacus sein Amt verrichtete.

Die Herrschaft der Araber war übrigens nach der Natur dieses Volkes unruhig und viel bewegt, und wie nach außen durch Kriege mit den Griechen von Byzanz und von Calabrien stürmisch, so innerlich durch Factionen

verworren, endlich durch wiederholte Aufstände der sicilischen Städte, Syrakus, Agrigent, Himera, Lentini, Taormina gefährdet. So lange nun die Aghlabiten von Kairewan herrschten, wurde die Insel von ihren Walis regiert, als aber jene Dynastie durch die Fatimiden im Anfang des zehnten Jahrhunderts unterging und das Kalifat von Tunis mit dem von Aegypten vereinigt ward, wurde auch Sicilien eine ägyptische Provinz. Dies geschah nicht ohne blutige Kämpfe der früheren und der neuen Besitzer dieser schönen Insel.

Die Herrschaft der Fatimiden war die glücklichste Periode Siciliens unter dem Joch der Mohamedaner. Die Insel wurde zu einem eigenen, von Aegypten abhängigen Emirat erhoben, welches seinen Sitz in Palermo nahm. Hassan ben Ali war der erste fatimidische Emir im Jahr 948; und schon um 969 wurde Sicilien ein in seinem Hause erbliches Emirat. Seine Weisheit wird ebenso gepriesen wie seine Kraft; er unterdrückte alle innern Parteien und gab dem Lande Ruhe, so daß er nicht allein dort sicher herrschte, sondern auch Calabrien und Italien bis nach Rom hinauf schreckte. Vergebens ermannte sich der griechische Kaiser Constantin Porphyrogenitus zu einer Unternehmung; sein Heer ward geschlagen, seine Flotte vernichtet. Auch Hassan's Nachfolger Abul Kâsem Ali ängstigte Italien mit Streifzügen, und kaum entging der Kaiser Otto II. dem Tod oder der Gefangenschaft von ihren Händen. Von der Beute, welche die Araber fortdauernd nach Sicilien schleppten, wurden die Städte reich, und immer neue Schaaren kamen von Afrika herüber, die Insel zu be-

völkern. Gleich dem maurischen Spanien begann sie aufzublühen.

Glücklich war auch Jussuff's Regierung (990—998), und die Giafar's im Anfange des eilften Jahrhunderts, ferner die Herrschaft Al Achal's, seines Nachfolgers. Etwa achtzig Jahre dauerte dieser geordnete Zustand, bis die Verwirrungen in Afrika auch Sicilien ergriffen, und endlich in viele kleine Sectenherrschaften zerspalteten, wodurch der Untergang des arabischen Inselreichs herbeigeführt wurde.

Hassan Samsan Eddaula war der letzte Emir von ganz Sicilien. Gegen ihn hatte sich der eigene Bruder Abu Kaab erhoben und ihn im Jahr 1036 nach Aegypten verjagt. In einzelnen Städten hatten sich arabische Despoten aufgeworfen, und andere Emire von Afrika benützten die Verwirrung um sich zu Herrschern zu machen. Dies war der günstige Zeitpunkt, die Araber zu verdrängen. Der Kaiser Michael der Paphlagonier sandte also den tapfern Georg Maniaces mit einem Heer nach Sicilien. Aber nicht diesem gelang die Eroberung, sondern den Normannen, und erst im Jahr 1072.

Wir sehen übrigens, daß der Charakter der arabischen Herrschaft in Sicilien ein weit anderer war, als jener des maurischen Reichs von Spanien. Beide Länder, die gesegnetsten von Südeuropa, waren von afrikanischen Arabern erobert worden, aber unter sehr verschiedenen Verhältnissen. Die Mauren in Spanien zerstörten ein mächtiges, christliches Reich, welches ein wolgeordnetes Regierungs- und Verwaltungssystem besaß. Sie mußten

deshalb ein gleiches an die Stelle setzen. Ihre Herrschaft, aus dem Kalifat der Ommajaden hervorgegangen, stellte sich den Abassiden in Asien als rechtmäßig und orthodox entgegen; ihr wiederum trat das Christentum mit heroischer Ritterlichkeit gegenüber, und zwang sie durch diesen Gegensatz zur verdoppelten Energie. Endlich war Spanien ein großes und reiches Land.

Anders war die Stellung der Araber in Sicilien. Sie zerstörten dort keine große, einheimische Macht, sie verdrängten nur die elenden und barbarisch gewordenen Griechen von Byzanz; die Unterjochung wurde ihnen leicht, und was sie eroberten, waren herabgekommene Städte. Ferner war ihre Herrschaft aus einer Secte oder Provincialdynastie hervorgegangen, entbehrte also aller derjenigen Kraft, welche ein großer Ursprung verleiht. Das Christentum endlich trat in keinen Gegensatz zu ihr, denn es fiel sogleich zusammen, weil der Umfang Siciliens zu klein war, die Berge der Insel keine Stellung gaben, wie die Pyrenäen.

Während demnach die Mauren in Spanien zu einer ganz Europa verdunkelnden Herrlichkeit emporblühten, während sie ihr neues Reich durch schöne Denkmäler der Baukunst und durch eine große wissenschaftliche Cultur zu einer europäischen Epoche erheben und sich selbst 700 Jahre lang behaupten konnten, kamen die Araber Siciliens in 200jähriger Dauer ihres Reichs eigentlich nicht über den tumultuarischen Zustand einer flüchtigen Besetzung hinaus. Trotz der heutigen Sicilianer, die auf die Periode ihrer arabischen Unterjochung mit einem gewissen romantischen Behagen zurückblicken, darf man

behaupten, daß jenes Reich des Groß-Emirs von Sicilien den afrikaniſchen Raubſtaaten nicht unähnlich geweſen ſei.

Die Saracenen waren indeß nicht rohe Barbaren. Sie nahmen alle Anteil an der gemeinſchaftlichen Cultur des Orients, die ſich mit reißender Schnelligkeit entwickelt hatte. Die Poeſie, die Künſte, die Wiſſenſchaften des Morgenlandes verpflanzten ſie auf den altdoriſchen Boden Siciliens. Die heutige Literaturgeſchichte der Inſel hat auch ſiciliſche Araber in den Katalog ihrer Schriftſteller aufgenommen, wie ihn Amari zuſammenſtellt. Aber wir würden mit Freuden alle dieſe Verſekünſtler mit ihren pomphaften Namen für die eine arabiſche Geſchichte Siciliens des Ibn Kattâ dahingeben, die verloren ging, und für ſolchen Erſatz ſelbſt auf den Divan des Ibn Hamdis von Syrakus verzichten.

Wichtiger jedoch und das einzig übriggebliebene Denkmal vom Leben der Araber in Sicilien iſt ihre Baukunſt geweſen. Kairewan, von wo ſie herüberkamen, war ſchon berühmt wegen ſeiner von Akbah im ſiebenten Jahrhundert gegründeten Moſchee, und wird als Hauptſitz des Kalifats jener Gegenden an glänzenden Gebäuden reich geweſen ſein. Von dort brachten die Araber Sinn und Geſchmack für ſchöne Architectur mit ſich; aber ſie errichteten auf der Inſel keine ſo großen Bauwerke, wie die Mauren in Spanien. Wir wiſſen von keiner prächtigen Moſchee, und ſelbſt von dem Alkaſſar der Emire von Palermo, dem ſpätern Normannen- und Schwabenſchloſſe, läßt ſich nicht mehr mit Gewißheit ſagen, wie viel den arabiſchen Herrſchern davon zuzuſchreiben ſei. Palermo war vor allen andern Städten durch Luxus

und Reichtum blühend und ein ganz orientalischer, üppiger Herrschersitz geworden; dort und in andern Städten bauten die Araber ihre Kaufhallen und ihre Gartenschlösser, von der entzückenden Natur dazu eingeladen, welcher zum Reiz orientalischer Märchenwelt nichts mangelt, weder die wunderbare Schönheit des Himmels und des Meers, noch die schwelgerische Pracht der Vegetation.

In der Blütezeit der arabischen Herrschaft unter der Regierung Hassan ben Ali's und Kasem's, von denen ausdrücklich gesagt wird, daß sie viele Städte und Schlösser bauten, mußte sich die Insel mit maurischen Architecturen erfüllen. Kein Gegensatz konnte größer sein, als dieser des graziösen und phantastischen Stils des Orients zu dem ernsten und majestätischen Charakter der dorischen Tempel Siciliens.

Der Baustil der Mauren drang auch in die folgenden Perioden ein; er dauerte wie ihre Schrift und Sprache im Gebrauch selbst der Normannen und Schwaben, welche vielfach die arabischen Formen beibehielten. Indem nun die Architectur der Saracenen sich mit der byzantinisch-romanischen verschmolz, erzeugte sich der gemischte Stil, den man den arabisch-normannischen nennt. An ihm allein oder an dem bleibenden Einfluß des arabischen Charakters kann man erkennen, wie viele und prächtige Gebäude die Mauren in Sicilien müssen aufgeführt haben. Aber alle jene Schlösser der Emire, über deren Pracht der Normannenfürst Roger in Erstaunen geriet, hat die Zeit zerstört, und von den arabischen Architecturen zweier Jahrhunderte steht heute

wenig mehr aufrecht, als die Cuba und die Ziſa, zwei Luſtſchlöſſer bei Palermo, die ſich mit Sicherheit als Saracenenbauten erkennen laſſen, wenn ſie auch ſpätere Reſtaurationen und ſelbſt teilweiſe Erweiterungen erfuhren.

Beide Schlöſſer liegen außerhalb der Porta nuova auf dem Weg nach Monreale. Die Cuba (das heißt Bogen oder Wölbung) dient ſchon ſeit Jahren zur Reitercaſerne und iſt ſehr in Ruinen gegangen, ſo daß von der innern Anlage wenig übrig blieb. Das Aeußere iſt ein regelmäßiges Viereck von wohlgefügten Quadern, in ſchönen Verhältniſſen, durch Bogen und Fenſter gegliedert, die zum Teil blind nach arabiſcher Weiſe nur zum Ornamente dienen. Auf der Kranzſpitze des Gebäudes ſieht man noch eine arabiſche Inſchrift, die nicht mehr entziffert werden kann. Das Innere iſt vollkommen wüſt, und zum Teil ſchon in ſpäterer Zeit umgeſtaltet; nur in dem Mittelraum, der einſt von einer Kuppel überwölbt geweſen, ſieht man noch maleriſche Ueberreſte von Bogenwölbungen und prächtige Arabesken in Stuk.

Bocaccio verlegte in dieſen herrlichen Palaſt die Scene ſeiner fünften Novelle des ſechsten Tags, und der Geſchichtſchreiber Fazello ſchildert ſeine Pracht. Er entnahm die Beſchreibung der Cuba aus älteren Schriftſtellern, denn ſchon im ſechzehnten Jahrhundert war das Schloß verfallen. „Mit dem Palaſt", ſo ſagt er, „hing außerhalb der Stadtmauern gegen Weſten ein Pomarium von ungefähr 2000 Schritten Umfang zuſammen, Park genannt, das heißt königlicher Cirkus. Hier prangten die lieblichſten Gärten von allerlei Bäumen,

und immerdar von Wassern benetzt. Hier und dort gab es Gebüsche, die von Lorbeer und Myrte dufteten. Drinnen erstreckte sich vom Eingang bis zum Ausgang ein sehr langer Porticus mit vielen offenen runden Pavillons zur Ergötzung des Königs, von denen einer noch heute unversehrt geblieben ist. In der Mitte befand sich ein großer Fischteich, aus antiken großen Quadersteinen von bewundernswürdiger Dicke aufgebaut, worin lebendige Fische eingeschlossen waren. Er ist bis heute unzerstört, nur fehlen die Fische und das Wasser. Darüber erhob sich, wie auch noch heute, der prachtvolle Lustpalast der Könige mit saracenischer Schrift auf dem Gipfel, für die ich bis jetzt keinen Erklärer habe finden können. Auf der einen Seite dieses Gartens wurden wilde Thiere fast jeder Gattung zur Lust und Ergötzung des Palasts gehalten. Aber all' das ist heute zerfallen, und von Wein- und Gemüsegärten der Privatleute eingenommen. Nur läßt sich der Umfang des Pomarium genau erkennen, weil der größte Teil der Mauern beinahe unversehrt geblieben ist. Wie ehemals nennen die Palermitaner auch heute diesen Ort auf saracenisch Cuba."

Wie zur Zeit Fazello's besteht also auch jetzt noch der Palast in seinen Grundbestandteilen, und im Garten lassen sich noch die Umfangsmauer und die Reste des Fischteichs erkennen. Aber dies ist alles, was von der Cuba sich erhielt.

Die Ziza war ein noch größeres und prächtigeres Lustschloß saracenischer Emire. Eine spanische Familie, Sandoval, welche in den Besitz des Gebäudes kam, hat

es durch Umbauten vielfach verändert, aber dadurch vor dem gänzlichen Verfall geschützt, so daß sich von seiner ursprünglichen Anlage mehr erhalten hat als in der Cuba. Auch hier derselbe Stil: ein großer Würfel von einfachen, schönen Verhältnissen, aus Kalksteinquadern aufgeführt, durch Gesimse, Bogen und Fenster in drei Teile gegliedert.

Wilhelm der Böse hatte die Ziza restauriren und wahrscheinlich erweitern lassen, denn die Angabe des Romuald von Salerno, dieser König habe einen Palast Liza gebaut, kann sich nur auf einen Umbau der Ziza beziehen. „Zu dieser Zeit", sagt Romuald, „ließ der König Wilhelm bei Palermo einen hohen Palast mit bewundernswürdiger Kunst erbauen; er nannte ihn Liza, umgab ihn mit schönen Gärten und lieblichem Grün, und machte ihn durch verschiedene Wasserleitungen und Fischteiche äußerst ergötzlich." Die Ziza war indeß arabischen Ursprungs, obwol sie durch König Wilhelm viele Veränderungen erfuhr.

Ihr ganz modernisirtes Innere enthält viele Säle und Gemächer, die nichts mehr von saracenischem Charakter zeigen. Nur die Vorhalle hat noch zum Teil die altertümliche Weise bewahrt. Hier zeigen sich Nischen und von Säulen getragene Bogen in der Wand, in deren einem ein Springbrunnen über Marmorstufen fließt, von Moos und Schlingpflanzen schön umgrünt. Der saracenische Bogen über dem Quell ist durch Ornamente von ineinander gezogenen und durchknoteten Spitzbogen phantastisch geschmückt. Bunte Frescomalereien und Mosaiken, Palmen und Olivenzweige, Bogen-

schützen und Pfauen, sind Zusätze der Normannen. Ebenso ist die kufische Inschrift an der Wand normannischen Ursprungs, wie der Orientalist Morso in seinem Palermo Antico und de Sacy es nachgewiesen haben, und nur die nicht mehr leserliche Schrift auf dem Giebel des Palasts rührt von den Arabern her.

Die Quelle floß aus der Vorhalle in einen prächtigen Fischteich, der noch im Jahr 1626 erhalten war und von dem bologneser Mönch Leandro Alberti in seiner Beschreibung Italiens und der umliegenden Inseln geschildert wird. Er lag nahe vor dem großen Portal, ein Viereck von 50 Fuß in der Länge, umgeben von netzförmigem Gemäuer. In der Mitte stand ein schönes Gebäude, in welches man über einer kleinen Brücke von Stein gelangte; hier befand sich ein kleiner Saal von 12 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, im Kreuz gewölbt, mit zwei Fenstern, aus denen man die Fische im Wasser schwimmen sah. Von dort, so sagt Alberti, kam man in ein schönes Frauen-Gemach mit drei Fenstern, in deren Mitte je eine kleine Säule vom feinsten Marmor zwei Bogen trug.

Mehrere Treppen führten zu den Obergeschossen des Palastes, wo viele gewölbte Säle mit arabischen Bogenfenstern und Säulen, und innen ein offener Raum mit Pavillons lagen. Der ganze Bau war mit Zinnen versehen. Die Pracht der Säle, ihrer von Mosaik glänzenden Wände, die Arbeit der in buntem Marmor und Porphyr ausgelegten Fußböden, muß schön und reich gewesen sein. Aber schon Alberti fand die Ziza so sehr verfallen, daß er sich bitter darüber beklagt: „in Wahr-

heit, ich glaube, daß kein edles Herz dieſe Gebäude, wie ſie nun teils zerſtört ſind und teils den Einſturz drohen, ohne ſchweres Herzeleid anſehen kann.“ Welche ſchwelgeriſche Gartenluft muß dort zur Zeit der Emire, der Normannen und Friedrichs geherrſcht haben, unter dieſem ſeligen Himmel, in dieſen roſigen Nächten, in einer wahrhaft paradieſiſchen Natur, die bis an's Meer und an den Fuß der Berge ihre blüten- und goldfruchtbedeckten Gärten rings verbreitet!

Ich habe wol nie einen ſo hinreißenden Anblick genoſſen, als den von dem platten Dach dieſes Saracenenſchloſſes auf das Rundgemälde von Palermo, ſeine Ebene, ſeine Küſten und Berge. Es iſt eine Schönheit, die alles übertrifft was man ſich vorſtellen mag, und die ausſchweifendſte Phantaſie reicht nicht an die Zauber dieſer Feenwelt. Es iſt hier alles in einem mäßigen Rahmen überſchaulich zuſammengefaßt; denn um die ganze Conca d'Oro, die goldene Muſchel von Palermo, ſtehen dieſe flimmernden Berge, braun und ernſt, köſtlich gefaltet, wie von doriſchem Meißel ausgeſchlagen; zu ihren bronzenen Füßen grüne Orangenhaine und Luſthäuſer in Gärten; die hochgetürmte und gekuppelte Stadt am Meere hin; das Meer in die Ferne hinein, ſilberbläulich und lichtausatmend, und dort mächtig hingelagert der zackige, dunkelhäuptige Pellegrino, jenſeits aber das funkelnde Cap Zaffarana mit ſeinen Türmen und ſchön ausgeſchnittenen Vorſprüngen, und ſilberweiße Bergſpitzen darüber hinaus durch die Lichtnebel blinkend, ein feiner, ätheriſcher Duftſchleier über der ganzen ſtillen Natur wonnig verbreitet. Es iſt Land, Licht, Luft und

Meer des Orients, und blickt man von der Ziſa in die Gärten hinunter, ſo möchte man wähnen, es ſollten nun daraus hervorkommen ſchöne, arabiſche Mädchen mit Mandolinenſchall, und langbärtige Emire im roten Kaftan, mit gelben Schuhen. Man könnte hier wahrlich zum Leben ausreichen mit der Weisheit des Koran und der des Hafis.

Der chriſtliche Religionseifer, beſonders in der ſpätern Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft, mag die Luſtſchlöſſer der Saracenen grundſätzlich dem Verfall überlaſſen haben. Aber von den Normannenfürſten wiſſen wir, daß ſie von der Schönheit der ſaraceniſchen Paläſte und Gartenanlagen angelockt in ihrem Geſchmack weiter bauten. Schon Roger baute ſich ſolche Luſtſchlöſſer, die Favara, Mimnermus und andere ergötzliche Orte, wie Ugo Falcando, der Zeitgenoſſe der letzten Normannenfürſten, erzählt. Beſonders waren es ſchöne Fontänen und Fiſchteiche, die man nach morgenländiſcher Art anlegte, und ausdrücklich wird auch von Friedrich II., dem Freunde des Orients, angeführt, daß er mehrere koſtbare Fiſchteiche geſchaffen habe. Der große Waſſerreichtum Palermo's, das ſeit alten Zeiten durch viele Aquäducte verſorgt wird, machte ſolche Anlagen leicht. Wie ſehr ſie beliebt waren, zeigt uns ſchon die genaue Beſchreibung von dem Fiſchteich der Ziſa, welche Leonardo Alberti macht, und auch der Jude Benjamin von Tudela erzählt in ſeinem kurzen Bericht über Palermo mehr von dem Fiſchteich Albehira als von jeder andern Merkwürdigkeit der Stadt. Er reiſte im Jahr 1172, zur Zeit Wilhelms des Guten, nach Sicilien, um dort die

jüdischen Gemeinden kennen zu lernen. Seine Beschreibung der Albehira ist diese: „Drinnen in der Stadt sprudelt die größeste von allen Quellen; sie ist von einer Mauer umgeben, und bildet einen Fischteich, den die Araber Albehira nennen; verschiedene Arten lebendiger Fische sind darin eingeschlossen. Auf dem Teich fahren königliche Barken, die von Gold und Silber oder Malerei glänzen. In ihnen fährt der König mit seinen Damen oft zur Lust umher. In den königlichen Gärten liegt auch ein großes Schloß, dessen Wände mit Gold und Silber bedeckt sind, während der Fußboden aus den verschiedensten Marmorarten zusammengesetzt ist, und musivische Figuren von allen Dingen der Welt enthält. Es giebt nirgendwo Gebäude, die den Palästen dieser Stadt gleich kämen."

Man weiß nicht, wo die Albehira lag. Morso sucht zu beweisen, daß Benjamin das sogenannte Mar-Dolce gemeint habe. So heißen nämlich heute die Trümmer des im saracenischen Charakter gebauten Schlosses Favara, welche außerhalb der Stadt seitwärts vom malerischen Kloster di Gesù und unter der Grotte liegen, die durch ihre Knochenfossile berühmt ist. Man nennt dies zertrümmerte Schloß Mar-Dolce, weil sich ihm gegenüber ein altes Wasserbecken befindet. Aber auf arabisch hieß es Casr Djafar. Die Trümmer lassen genau den Stil der Zisa und Cuba erkennen.

Es giebt noch ein viertes saracenisches Lustschloß außerhalb Palermo, Ainsenin, vom Volk Torre del diavolo genannt. Seine Ruinen liegen in dem malerischen

Tal der Guadagna, das vom Oretos durchflossen und vom Berg Grifone überragt wird.

Dies sind die letzten Denkmäler saracenischer Bauten, welche in Palermo noch heute die Epoche der Araber im Gedächtniß erhalten. Mit der spanischen Herrschaft verschwand jener graziöse Baustil; auch hörten die letzten lebendigen Traditionen des Islam schon mit Friedrich II. auf, als er im Jahre 1220 alle noch in Sicilien wohnenden Araber nach Nocera in Apulien gebracht hatte. Denn während seiner Abwesenheit hatten sie unter der Führung ihres Häuptlings Mirabet ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen versucht. Seither verschwand ihre Sprache und ihre Sitte aus dem Leben des sicilischen Volks, und eine andere Nationalität, die spanische, machte sich auf der Insel geltend. Die Spuren des Islam wurden vertilgt.

Erst mit dem vorigen Jahrhundert, wo nach der Entdeckung Pompeji's überall in Italien die Liebe zu den Antiquitäten wieder erwachte, hat man sich auch dem saracenischen Altertum Siciliens mit Eifer zugewandt. Die Inschriften in Kirchen und Palästen führten auf das Studium der arabischen Sprache, ein Lehrstul wurde für sie in Palermo gestiftet. Doch geschah dies nicht ohne einen lächerlichen Betrug, welcher bewies, wie völlig die Kunde des Arabischen auf jener Insel verschwunden war, wo auch christliche Könige arabisch zu sprechen gewußt hatten. Der Malteser Giuseppe Vella, welcher nach Palermo gekommen war, hatte sich das Ansehen eines großen Arabisten gegeben und dort

einen Codex gefälscht, der vielerlei Correspondenzen der Araber Siciliens enthalten sollte. Der Betrüger brachte die gelehrte Welt Europa's durch seine Entdeckungen in Bewegung, bis er entlarvt und vom Katheder in's Gefängniß geführt wurde.

Unterdessen hatten sich auch Sicilianer dem Studium des Arabischen zugewendet, wie Airoldi, Rosario di Gregorio und Morso, besonders der letztere, welcher Vella's Nachfolger auf dem Katheder wurde und in Verbindung mit den großen Orientalisten Tychsen, Silvestre de Sacy, Hammer und Frähn für die Erklärung der kufischen Inschriften in Palermo thätig gewesen ist. Wirkliche Resultate für die Geschichte der sicilischen Araber gingen daraus hervor, wie Gregorio's Rerum arabicarum, quae ad historiam siculam spectant, ampla collectio, Panormi 1790; und Martorana's Notizie storiche dei saraceni siciliani, Palermo 1833. Endlich hat die mohamedanische Geschichte und Literatur der Insel ihren ausgezeichneten Bearbeiter an Michele Amari gefunden, von dessen Geschichte der Muselmannen in Sicilien die zwei ersten Bände erschienen sind.

Mit der Pflege des arabischen Altertums erwachte zugleich auch die Liebe für den saracenisch-normannischen Stil. Wie dieser gegenwärtig wieder auf das lebhafteste in die Erinnerung des Volks gekommen ist, erkennt man schon in Toledo Palermo's an vielen Verkaufsläden, welche sich im arabischen Geschmack graziös eingerichtet haben, und an manchen Lustbauten der Großen. Der Geschmack sicilischer Paläste und Villen ist wegen seiner ausschweifenden Bizarrerie mit Recht in aller Welt

verrufen gewesen. Während die edelsten Muster von Prachtbauten vor Augen standen, während vor den Toren Palermo's die Cuba und die Ziſa, in der Stadt ſelbſt mancher normanniſche oder ſpätere Bau, wie der Palaſt des Tribunals, die Architecten belehren konnte, daß ſich großartige Maſſen mit Einfachheit und Anmut der Gliederung und der Ornamente wol vereinigen, haben ſie es vorgezogen die Paläſte mit barockem Unſinn auszuſtatten, wie der Prinz Pallagonia in ſeiner Villa, oder haben ſie ſelbſt das Chineſiſche aufgenommen, wie in der Villa Favorita.

In neuerer Zeit iſt man zum arabiſch-normanniſchen Stil zurückgekehrt, und hier macht vor allem die Villa Serra di Falco's Epoche, ein ſchönes Schloß unweit der Ziſa, welches der um das Studium der ſicilischen Alterthümer verdiente Herzog neu umgebaut hat. Der herrliche Garten deſſelben verſetzt wahrhaft in die Zeiten Al Haſſan's zurück.

In der Stadt ſelbſt baut der Marcheſe Zoccella einen ſchönen Palaſt im arabiſch-normänniſchen Charakter aus. Freilich iſt er von Spielerei nicht frei, wie alle dieſe nachgeahmten Bauten eines untergegangenen Stils, von denen wir bei Stuttgart an der Wilhelma ein Beiſpiel haben. Er ſteht auf dem reizenden Platz Teresa unmittelbar am Griechentor, das ihn durchbricht. Große Summen ſind bereits darauf verwendet, und der Bau der Vollendung nahe. Die Außenſeite iſt von Bogenfenſtern mit buntem Glaſe durchbrochen, welche durch kleine gewundene Säulen getrennt werden; die Säle im Innern reich und mannichfach, beſonders der ara-

bische in der Mitte, dessen Wände in bunten Arabesken und hellen Farben von Rot, Blau, Gold, Schwarz und Weiß verziert und mit dem edelsten Gestein incrustirt sind. Die gewölbte Decke glänzt von phantastischem Schmuck; der Fußboden ist aus den köstlichsten Steinarten zusammengesetzt, welche zugleich eine Anschauung vom geologischen Reichtum der Insel geben, da nur sicilische Steine dazu verwendet sind. Es fehlt nicht die plätschernde Fontäne, um die Täuschung einer Alhambra vollständig zu machen. Andere Gemächer hat der reiche Marchese in römischem und pompejanischem Sinn eingerichtet, und den patriotischen Beweis gegeben, daß sicilische Künstler auch in der Frescomalerei Gutes zu leisten vermögen, denn alle diese Nachahmungen alter Wandmalerei sind Werke einheimischer Maler.

2. Die normannische Periode.

Zwei weit von einander entlegene Inselländer, England und Sicilien, hatte ein und dasselbe streitbare, glückliche aber schnell verblühende Geschlecht der Normannen zu einer und derselben Zeit erobert. Wie hier, so dort hatte es beiden Inseln den Feudalismus eingepflanzt, sie mit Baronien und Majoraten angefüllt, die noch heute dauern, und eine aristokratische Constitution geschaffen, welche sich in England mächtig entwickeln, in Sicilien zwar verfallen, aber doch nicht ganz verschwinden sollte.

Diese innere Verwandtschaft beider Inseln ist sehr

merkwürdig, und dürfte sie nicht manche historische Beziehungen seit der französischen Revolution erklären, von denen ich nur die durch die Engländer dictirte Constitution von 1812 bemerken will?

Die Herrschaft der sicilischen Normannen war von kurzer Dauer und schneller Blüte. Sie umfaßt ein Jahrhundert. Ordnender Verstand, Consequenz, Kühnheit und Wildheit, weit um sich greifende Politik, Großartigkeit in Plänen und Unternehmungen zeichnete diese Dynastie aus, bis sie der saracenischen Ueppigkeit, dem Klima und der zügellosen Parteiwut erlag. Wir wollen die Periode dieser Herrschaft hier überblicken.

Im Jahr 1038 war Georg Maniaces vom griechischen Kaiser zur Vertreibung der Saracenen nach Sicilien abgeschickt worden. Er bat Waimar, den Herzog von Salerno, ihm die kleine Normannenschaar, welche seit einiger Zeit in seinen Diensten stand, mitzugeben, und dieser lieh ihm 300 Krieger unter dem Befehl Wilhelms des Eisenarms, Drogo's und Humfriedo. Nun stürzten sich Griechen und Normannen auf die Insel, wo sie den uneinigen Arabern Messina, Syrakus und viele andere Städte im Fluge entrissen. Der Beutelohn entzweite sie, denn der habsüchtige Grieche verdrängte die Normannen und beleidigte sie schimpflich. Sie verließen ihn und segelten nach Italien, wo sie sich schadlos halten wollten. Sie überfielen Melfi und andere Städte Apuliens; so begann die Gründung ihrer selbständigen Macht. Kaum war dies geschehen, als die Griechen Sicilien verließen, um die Normannen aus Apulien zu verjagen; doch sie richteten nichts aus, sondern

verloren alle eroberten Städte der Insel wieder an die Araber.

Es vergingen Jahre ohne wichtige Ereigniſſe, während die Normannen in Apulien feſten Fuß faßten. Dort war Wilhelm Graf geworden, Drogo hatte ſpäter ſein Reich geerbt und Humfried nach deſſen Tode den beſiegten Papſt Leo IX. gezwungen, ihn mit Apulien rechtskräftig zu belehnen. Friſche Zuzüge aus der Normandie waren angekommen, unter ihnen Robert Guiscard, der ſich nach Humfrieds Tod im Jahre 1056 zum Herzog von Apulien und Calabrien ausrufen ließ. Später kam auch ſein jüngſter Bruder Robert, ſein Glück zu verſuchen.

Die tapfern Brüder hatten im Jahr 1060 bereits Reggio erobert und von hier aus die Küſte der ſchönen Inſel unmittelbar vor Augen. In einer Nacht ſetzte Roger mit nur 60 Begleitern nach Meſſina hinüber, den Zuſtand des Landes zu erkundſchaften; tollkühn ſchlug er ſich mit den Saracenen am Ufer herum, ſprang wieder in's Schiff, und ſegelte nach Reggio zurück. Bald darauf rief ihn das Glück von ſelbſt, nun alles Ernſtes an die Unternehmung ſich zu wagen. Es erſchien vor ihm Bencumen, Emir von Syrakus, den ſein Bruder Belcamed vertrieben hatte, gab ihm Kunde von der heilloſen Zerrüttung Siciliens und forderte ihn auf, herüberzukommen, den Arabern das ſchöne Beſitztum zu entreißen.

Dies Unternehmen war nicht leicht; die Saracenen leiſteten tapfern Widerſtand, und ſelbſt von Afrika kamen friſche Heere, ſich Roger entgegenzuwerfen, als er nach

einem blutigen Kampf Meſſina erobert hatte. Sein Bruder Robert vereinigte ſich dort mit ihm; bei Caſtro Giovanni ſchlugen ſie das Hauptheer der Saracenen, und ohne weitere Erfolge kehrten ſie wieder nach Calabrien zurück, neue Kräfte zu neuen Anfällen zu ſammeln. Unterdeß hatte Almoëz, Kalif von Aegypten, eine Flotte nach Sicilien geſandt, doch ſie ſcheiterte bei der Inſel Pantellaria. Das Glück begünſtigte die kühnen Abenteurer, aber die Eiferſucht hätte ſie bald in's Verderben geſtürzt. Denn Robert Guiscard begann die Erfolge ſeines Bruders mit Neid anzuſehen; Roger hatte für ſich die Hälfte von Calabrien und ganz Sicilien verlangt, jener ihm das nicht zugeſtehen wollen. Und ſo griffen dieſe trotzigen Helden zu den Waffen und entbrannten, ungeachtet der Griechen und Saracenen und der Unſicherheit ihrer jungen Herrſchaft, in wildem Kampf gegen einander. Robert fiel in die Hände ſeines Bruders; aber dieſer beugte ſich dem Ungeſtüm des außerordentlichen Menſchen, und gab nach. Verſöhnt wandten ſich die Helden mit vereinter Kraft gegen Sicilien.

Mehrmals erſchienen die Normannen vor Palermo; aber durch die Angelegenheiten Calabriens immer wieder abgerufen, konnten ſie an keine ſyſtematiſche Belagerung denken. Erſt im Jahr 1071 ſchritten ſie dazu. Die Stadt war damals vielleicht mehr bevölkert, als jede andere Italiens, ohne Zweifel blühender, ein ſchöner Sitz orientaliſcher Lebensfülle und erſtaunlich reich. Die Araber wehrten ſich verzweifelt, und machten lange jede Anſtrengung der Feinde zu nichte. Die Sage er-

zählt, daß sie, um ihre Furchtlosigkeit zu zeigen, nicht einmal die Tore Palermo's schlossen, und daß eines Tags ein Normannenheld zu Roß mit gefälltem Speer die ganze Stadt zu durchrennen wagte. Endlich drang Robert von der südlichen Seite ein, und Roger brach das westliche Tor auf. Die Saracenen hatten sich in die innere Stadt zurückgezogen und capitulirten hier; sie übergaben Palermo dem glücklichen Sieger auf Bedingung der Lebensschonung und der Freiheit ihres Cultus.

Zwanzig Jahre später zogen die Christen in dem eroberten Jerusalem wie bestialische Horden mordend ein, aber die Normannen, so gewaltige Kreuzfahrer, verschonten das mohamedanische Palermo. Ohne Blutvergießen, ohne Plünderung besetzten sie die herrliche Stadt als fröhliche Sieger, die den Feind aus dem reizenden Lustgarten verjagt haben, um an seiner Stelle aller Herrlichkeit zu genießen. Hier findet sich noch kein Zeichen von jenem fanatischen Todeshaß des Christentums gegen den Islam. Ungefährdet ließ man Cultus und Sitte der Mohamedaner; das bisher verfallene Christentum richtete sich von selbst wieder auf und drängte nun den Islam zurück. Er verlosch mit der Zeit in den Städten; er lebte am längsten im Innern der Insel, wo sich alles hartnäckig Saracenische in die Berge rettete und fast 150 Jahre lang behauptete.

Die Normannen blieben aus politischen Gründen gegen die Araber tolerant, und nirgend haben sich Christentum und Islam so gut mit einander vertragen. Die Eroberer, an Zahl gering, verschwanden fast in der saracenischen Bevölkerung, die deshalb durch

Milde mußte gewonnen werden. Arabische Künste und Wissenschaften wurden aufgenommen, in arabischem Stil wurde gebaut, eine arabische Färbung nahm selbst der christliche Hof an, der sich mit saracenischen Leibwachen umgab, und in saracenischen Gewändern einherging. Als Mohamed-Ibn-Djobair von Valencia gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts das blühende Sicilien bereiste, pries er den König Wilhelm um seine Liebe zum Islam. Der König, so berichtet der Reisende, liest und schreibt arabisch; sein Harem besteht aus muselmännischen Frauen. Seine Pagen und Eunuchen sind heimliche Muselmänner. Die Frauen Palermo's fand der Reisende schön, üppig und ganz saracenisch gekleidet, und wenn er sie an festlichen Tagen in den Kirchen sah, in goldgelber Seide, mit eleganten Mantillen, in farbigen Schleiern, mit goldenen Ketten und Ohrgehängen, geschminkt und balsamduftend wie Frauen des Orients, so erinnerte er sich der Verse des Poeten:

„Fürwahr, wenn man eines schönen Tags in die Moschee tritt, so findet man dort Gazellen und Antilopen."

Die arabische Sprache wurde erlernt und im Gebrauch beibehalten, selbst in Diplomen, selbst in Inschriften auf christlichen Kirchen, wo man noch heute auf Mosaiken und Säulen die Schriftzüge des Koran findet, die nicht Araber, sondern Christen, Bischöfe, Könige, Erbauer der Kirchen dort angewendet haben.

Die Normannen fanden in Sicilien folgende Sprachen vor: die griechische der alten Hellenen und der

Byzantiner, die lateinische von den Römern her, im Volksmunde aber die Lingua Volgare, die bald zur italienischen Schriftsprache ward; endlich die hebräische und die arabische Sprache. Alle diese Mundarten waren im Gebrauch des Volks; daher findet man sie alle vier in Diplomen angewendet, in der ersten normannischen Zeit am häufigsten die griechische mit gleichzeitiger Uebersetzung in's Arabische.

Mit dem Falle Palermo's ging es an die Teilung der Insel. Robert Guiscard nahm für sich die schöne Hauptstadt und halb Sicilien, Roger die andere Hälfte; ihr tapferer Neffe Serlo erhielt große Baronien, Tancred, ein anderer Neffe, wurde Graf von Syrakus. Robert nannte sich Herzog von Sicilien, Roger Graf, und reichlich wurden nun Erzbistümer und Feudalherrschaften gegründet. Aber noch war die Insel nicht ganz unterworfen, denn erst im Jahr 1088 ergab sich Syrakus, 1091 Agrigent, sodann Castro Giovanni, und zuletzt Noto und Butera.

Nun blieben bis zum Jahr 1127 die Herzogtümer Apulien und Sicilien in genannter Verwaltung, bis dort der Zweig Robert Guiscards ausging und des Grafen Roger Sohn auch das Land jenseits des Faro erbte. Dies war Roger II., der größeste Mann aus dem Normannengeschlecht. Sein tapferer Vater, welcher Sicilien erobert hatte, war im Jahr 1101 gestorben, und nachdem der ältere Sohn Simon fünf Jahre lang Graf gewesen, folgte ihm Roger noch minderjährig, unter der Leitung seiner Mutter Adelasia und des Admirals Georg Antiochenus. Roger erhob das Normannen-

reich zum höchsten Glanz, und alle diejenige Kraft und Geistesgröße, welche ein emporgekommenes Herrscherhaus auszuzeichnen pflegen, vereinigten sich in seiner gewaltigen Natur. Er erbte 1127 das Herzogtum Apulien. Dies schreckte den Papst, den deutschen und den griechischen Kaiser; aber gegen sie alle und die Fürsten von Salerno, von Capua, Neapel, Avellino und viele andere kämpfte Roger nicht allein mit Glück, sondern er zwang auch den Papst ihn mit Apulien zu belehnen, und setzte sich endlich die Königskrone auf. Er durfte das nicht ohne die Zustimmung des Parlaments, der Barone und der hohen Geistlichkeit, wie sich überhaupt aus dem Verhältniß der normannischen Eroberer zu dem schon vorhandenen und dem neuen Adel mit Notwendigkeit eine gewisse Adelsconstitution ergeben mußte. Das Parlament kam in Salerno zusammen und gab dem Fürsten die Krone, doch wurde er in der Kathedrale von Palermo gekrönt, am Weihnachtstag des Jahres 1130. So entstand das Königreich beider Sicilien.

Roger richtete nun seine Monarchie ein; den Baronen gegenüber mußte er ihr Glanz, Würde und Sicherheit geben. Daher schuf er die sieben Kronämter, den Connetabel und Großadmiral, den Großkanzler, Großrichter und Oberkämmerer, den Protonotar und den Großmarschall, und bildete aus ihnen sein Cabinet. Er umgab sich mit orientalischem Ceremoniel und ließ seinen Palast von Eunuchen und saracenischen Garden bewachen, auf die er zählen konnte. Seine ganze Regierung war Kampf und Krieg. Er bändigte alle seine innern und äußern Feinde; den griechischen Kaiser, welcher seine

Rechte auf Sicilien nicht aufgeben konnte, schreckte er vor Constantinopel selbst; er nahm Korinth, Athen und Theben. Von dort führte er viele in der Seidenweberei geschickte Griechen nach Palermo, und so kam diese Kunst überhaupt nach dem Westen. In Roger's Fabriken wurde auch das berühmte Pallium gefertigt, welches später die deutschen Kaiser bei ihrer Krönung trugen. Roger eroberte Malta; 150 Schiffe schickte er gegen Afrika aus, und bestrafte dasselbe Reich Kairewan, welches einst Sicilien unterjocht hatte. Wunderbar schnell hatte sich die normannische Kraft unter ihm entfaltet. Er starb am 26. Februar 1154 in einem Alter von 59 Jahren. Ihn zeichneten große Eigenschaften aus, Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, ein bezwingender Verstand. Von Körper war er schön, von Manieren gewandt und höfischer Sitte zugethan. Gegen die Araber bewies er sich duldsam; ihre Kunst und Wissenschaft ehrte er. Unter andern nahm er auch Edris Edscherif, welcher aus Afrika vertrieben worden war, freundlich an seinem Hofe auf, und dieser gelehrte Araber machte für ihn einen silbernen Erdglobus, auf welchem alle bekannten Länder verzeichnet und arabisch benannt waren. Das Werk wog 800 Mark. Zugleich verfaßte Edris eine Geographie, die allgemein das Buch Roger's genannt wurde; ein Auszug davon ist unter dem Titel Geographie von Nubien (Geographia Nubiense) bekannt und mehrmals in Rom, in Paris, im Jahr 1790 noch in Palermo herausgegeben worden.

Roger's Devise auf seiner Schwertklinge spricht ganz

seinen Geist aus: Apulus et Calaber, Siculus mihi servit et Afer.

Es folgte auf ihn Wilhelm I., welcher um seiner schlechten Eigenschaften willen den Namen der Böse erhalten hat; der einzig überlebende von Roger's Söhnen, da seine Brüder Roger, Anfuso, Tancred und Heinrich vor ihm gestorben waren. Der schnelle Verfall eines so männlich starken und so zahlreichen Geschlechts ist auffallend; es schmolz in wenig Jahren bis auf einen einzigen Seitensprößling zusammen; und auch die Macht Siciliens sank sogleich von der Höhe, auf welche sie Roger gestellt hatte. Es zeigte sich, daß sie nur auf der persönlichen Kraft einiger Helden beruht hatte. Schon unter Wilhelms des Bösen Regierung finden sich in Sicilien Zustände, welche an die saracenischen Emirate erinnern, die Günstlingsherrschaft eines Emporkömmlings Majone von Bari, Großadmirals des Reichs, welcher einen Anschlag auf die Krone machte; Verschwörungen, Palastrevolten, Aufstände des Adels, gränzenlose Verwirrungen. Der verhaßte König Wilhelm starb nach harten Schicksalen, nicht unbeweint durch Kriege, im Jahr 1166, 45 Jahr alt.

Mit seinem Sohn, Wilhelm II. oder dem Guten, der als eilfjähriges Kind den Tron bestieg, endigte schon die gerade Linie des Normannengeschlechts. Die ersten Jahre der Regierung dieses Königs waren durch Streit um die Vormundschaft, durch Rebellion der Barone und durch Hofcabalen so tumultuarisch, wie es die Herrschaft seines Vaters gewesen war. Die Normannen

konnten ihr schönes Reich erobern, aber dauernd behaupten konnten sie es nicht. Sie gingen unter, nachdem das südliche Klima und der orientalische Luxus ihre nordische Kraft gebrochen hatte, und sie scheiterten endlich an dem Feudalismus, oder der unzähmbaren Wildheit des Adels. Auf dem vulcanischen Boden Neapels und Siciliens hat überhaupt keine Dynastie lange gedauert: jede war fremd, auf abenteuerliche Weise zum Besitz des Landes gelangt, und jede endete kläglich, meist durch Verrat. Wilhelm II. war übrigens seinem Vater ungleich, darum führt er auch den Beinamen „der Gute", den ihm wol die dankbare Geistlichkeit beigelegt hat. Wenn der böse Wilhelm wie ein Saracene lebte und üppige Gartenschlösser baute, so stiftete der Gute Kirchen und Klöster. Viele Denkmäler kirchlicher Architectur aus der Normannenzeit gehören ihm an, zumal der weltberühmte Dom von Monreale und die Kathedrale von Palermo. Er starb im jungen Alter von nur 36 Jahren, am 1. November 1189.

Das Geschlecht Roger's war mit ihm ausgegangen bis auf einen Bastard, Tancred, Grafen von Lecce, den natürlichen Sohn Roger's, des erstgeborenen und frühverstorbenen Sohns von König Roger, und bis auf eben dieses Königs Tochter Constanza, welche an den Kaiser Heinrich VI. vermält war. Rechtmäßig fiel also das Erbe beider Sicilien an den Kaiser; aber die nationale Partei unter den Sicilianern wandte sich an Tancred und berief ihn auf den Tron. Der Graf von Lecce kam aus Calabrien und ließ sich im Jahr 1190 in Palermo krönen. Dieser tapfere Bastard hat viel Ahn-

lichkeit mit dem nachmaligen Könige Manfred; wie dieser war er fein gebildet, ein Dichter und Sänger, und ausgezeichnet in mathematischer und astronomischer Wissenschaft, welche die Araber damals verbreitet hatten; wie Manfred war er edel und unglücklich. Aus dem Kampf, den er um sein väterliches Reich mit dem deutschen Heinrich zu führen hatte, ging er anfangs siegreich hervor; es fiel sogar Constanza, des Kaisers Gemalin, in seine Hände; aber er behandelte sie mit ritterlicher Galanterie und schenkte ihr hochherzig die Freiheit.

Es schien als wollte der edle Zweig der Normannen in Tancred wieder aufblühen, denn er selbst hatte zwei Söhne, Roger und Wilhelm. Den Erstgebornen, einen herrlichen Jüngling, hatte er mit Irene, des griechischen Kaisers Isaak Angelus Tochter, vermält und ihn bereits krönen lassen; da starb Roger plötzlich im Jahr 1193. Dies Leid nahm sich Tancred so zu Herzen, daß er dem Sohn am 20. Februar 1194 nachstarb. Es blieben nun als Erben sein letzter minderjähriger Sohn Wilhelm übrig, welcher in Palermo gekrönt ward, und drei Töchter, Albina, Constanza und Mandonia. Die Vormundschaft führte die Witwe Tancred's, Sibylla.

Unter diesen Umständen war es dem Kaiser Heinrich leicht, Sicilien zu erobern. Die Truppen Sibylla's wurden geschlagen, Messina, Catania und Syrakus fielen in des Kaisers Hand, die Barone traten auf seine Seite. Die unglückliche Königin hatte sich mit ihren Kindern auf die feste Burg Calatabellota gerettet, und erwartete hier in Angst die Ereignisse. Am 30. November 1194 war Heinrich in Palermo eingezogen, das

ihn festlich empfing, mit Paukenschall und Jubelliedern das neue schwäbische Herrschergeschlecht begrüßend. Hierauf unterhandelte Sibylla, da sie sich treulos verlassen sah. Der junge Prinz Wilhelm, welchem der Kaiser die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent feierlich zugesprochen hatte, erschien vor Heinrich und legte die Krone zu seinen Füßen nieder. Arglos waren die Unglücklichen in die Falle gegangen, denn kaum hatte sich Heinrich krönen lassen, als er auf das listig ausgesprengte Gerücht einer Verschwörung gegen die Anhänger des Normannenhauses und die unselige Familie seine barbarische Rache eidvergessen wüten ließ. Viele Barone und Geistliche wurden gemartert und hingerichtet, Sibylla mit ihren Kindern in den Kerker geworfen, der letzte Normanne, Wilhelm, geblendet; dann wurde jene Königin mit ihren Töchtern in's Kloster Hohenburg im Elsaß gebracht, wo sie lange Zeit in der Gefangenschaft lebten. Man weiß nicht, wie Wilhelm endete; eine Sage erzählt, er sei dem Kerker entflohen und habe dann als Eremit zu Sanct Jacob bei Chiavenna noch lange gelebt.

So tragisch fiel das heroische Normannengeschlecht, welchem das Glück einst die schönsten Länder der Welt geschenkt hatte. Sein Sturz wird um so bedeutungsvoller, weil ihm der Untergang des Hohenstaufengeschlechts so bald folgte. Die Nemesis vollzog dasselbe Schicksal auch an ihm. Wie es die Herrschaft Siciliens mit Blut und Gräueln angetreten hatte, lud es das blutige Verhängniß auf sich, und erntete eigentlich nur was es gesäet hatte. Wenn wir dem Bericht Glauben schenken

durfen, ſo wurde an demſelben Tag, am 26. December 1194, an dem der grauſame Kaiſer Heinrich ſeine Hand in das Blut tauchte, Friedrich II. geboren. Heinrich ſelbſt ſtarb ſchon drei Jahre darauf in Meſſina im Alter von nur zweiunddreißig Jahren, und nun blicken wir gleich auf das trauervolle Ende der Hohenſtaufen, um das Walten des Verhängniſſes in der Aehnlichkeit ihres Geſchicks mit dem der Normannen zu bewundern. Manfred, Baſtard wie vor ihm Tancred, tapfer und hochgeſinnt wie er, war verraten worden und in der Schlacht von Benevent gefallen; ſein Weib Helena hatte ſich mit ihren vier Kindern auf die Burg Trani gerettet, wie einſt Sibylla mit ihren vier Kindern nach Calatabellota geflohen war; wie dieſe ſah ſich auch Helena von aller Welt verlaſſen, wie dieſe ward auch ſie mit ihren Kindern gefangen geſetzt. Sie ſtarb vor Gram im Kerker; ihre Tochter Beatrix lebte achtzehn Jahre lang im Caſtell dell' Ovo in Neapel, ihre drei kleinen Söhne Heinrich, Friedrich und Anſelino lebten mehr als dreißig Jahre in der Gefangenſchaft; Conradin endlich ſtarb auf dem Blutgerüſt.

Und wieder erweckte aus all' dieſem Blut daſſelbe richtende Verhängniß den Rächer auch über das Haus Anjou in der ſiciliſchen Veſper. Hier iſt wahrlich Ebbe und Flut tragiſcher Schickſale.

Die Hohenſtaufen fanden übrigens die Inſel in einer ſchönen Blüte; von Natur ein Paradies, war ſie unter der Normannenherrſchaft durch Induſtrie und Handel reich geworden. Kein Feind hatte während ihrer Periode die Städte heimgeſucht, aber von den Küſten des Orients

und Afrika's war eine Fülle von Kostbarkeiten herübergebracht worden. Als Heinrich VI. seinen Einzug in Palermo hielt, ergötzte er sich an der Pracht der feenhaft schönen Stadt, und im Palast der Normannenkönige fand er große Schätze an Gold, Juwelen und seidenen Gewändern, welche er einschiffen ließ. Arnold, Abt von Lübeck, sagt: „Der Kaiser Heinrich zog in die Aula des todten Tancred ein und fand dort Lagerstelle, Sessel und Tische von Silber, und Gefäße von dem lautersten Gold. Er fand auch verborgene Schätze und alles köstliche Gestein und die herrlichsten Kleinodien, so daß er 150 Saumthiere mit Gold und Silber, kostbarem Edelgestein und seidenen Gewändern belud, und ruhmreich in sein Land zurückkehrte."

Bei dieser Gelegenheit kam auch das wunderbar gearbeitete mit arabischen Charakteren gestickte Krönungsgewand Roger's I. nach Deutschland, welches im Jahr 1424 auf Befehl des Kaisers Sigismund mit den andern Reichskleinodien in Nürnberg verwahrt wurde und für das Palladium Carls des Großen gegolten hat.

Neuerdings hat Reynaud die arabische Inschrift auf dem Mantel Roger's so übersetzt: „Gearbeitet in der königlichen Fabrik, dem Sitz des Glücks, der Erleuchtung und des Ruhms, der Vollendung, der Dauer, des Wolthuns, der guten Aufnahme, der Glückseligkeit, der Freigebigkeit, des Glanzes, der Reputation, der Schönheit, der Verwirklichung aller Wünsche und Hoffnungen, des Vergnügens der Tage und Nächte, ohne Aufhören und ohne Veränderung, mit dem Gefühl der Ehre, der Devotion, der Erhaltung, der Sympathie, des Glücks,

der Gesundheit, der Hülfe und der Genugthuung: in der Stadt Siciliens, im Jahr 528 (1133 Jesu Christi)." Diese schwülstige, phrasenhafte und lächerliche Inschrift im Geist des Orients auf dem Krönungsmantel des Normannenkönigs beweist hinlänglich, mit welchem Vergnügen sich die Normannen das arabische Wesen angeeignet hatten.

Wir haben aus jener merkwürdigen Zeit eine der ältesten Beschreibungen Palermo's, von dem Normannen Ugo Falcando, der unter Wilhelm dem Bösen lange in Palermo gelebt hatte und dann nach der Normandie zurückgegangen war. Als die Dynastie Roger's sich dem Ende zuneigte, schrieb er einen Brief an Petrus, Schatzmeister der Kirche von Palermo, worin er über das Sicilien bedrohende Unheil klagte und zugleich einen Begriff von der Schönheit Palermo's gab. Sein Brief atmet einen fanatischen Haß gegen die Deutschen. Nachdem der Normanne an Messina und Catania glühende Apostrophen gerichtet hat, sich den Barbaren zu widersetzen, wendet er sich auch an Syrakus und ruft aus: „Den Barbaren wird zu Dienst gezwungen werden jener alte Adel der Korinther, welche einst das Vaterland verließen und nach Sicilien hinübergingen, und welche eine für die Erbauung einer Stadt passende Stelle suchend, endlich auf dem schönsten Ufer Siciliens zwischen ungleichen Häfen deine Mauern am sichersten aufbauten. Was hilft dir nun die alte Blüte deiner Philosophen, und daß du den Mund der Dichter mit der prophetischen Quelle genetzt hast! Was hilft es dir, daß du das Joch des Dionys und seines Gleichen abgeschüttelt hast.

Beſſer war es für dich, die Wut ſikuliſcher Despoten zu dulden, als die Tyrannei eines barbariſchen und gräulichen Volks zu ertragen. Wehe über dich, hehre Quelle von gefeiertem Namen, o Arethuſa, welche zu dieſem Elend herabſank, daß du, welche einſt die Geſänge der Dichter modulirte, nun die Trunkenheit der Deutſchen mäßigen und ihrer Scheußlichkeit dienſtbar ſein mußt." Falcando's Brief iſt ein wichtiges Document für den Zuſtand Palermo's unter den Normannen; der Verfaſſer ruft darin einmal aus: „Wer kann die herrlichen Gebäude dieſer berühmten Stadt genug bewundern? Wer die Fülle der Quellen, welche überall ſtrömen? Wer den Liebreiz der allezeit grünen Bäume? Wer die Waſſerleitungen, die reichlich für den Bedarf der Bewäſſerung ſorgen?"

Schon vor Falcando hatte Ibn-Haukal aus Bagdad in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Palermo in einem geographiſchen Werke beſchrieben (Description de Palerme au milieu du Xe siècle de l'ère vulgaire, par Ebn-Haucal, traduite par Michel Amari. Paris 1845). Dieſe Schrift iſt zwar nicht von großer Bedeutung, aber doch merkwürdig genug. Der Verfaſſer teilt das arabiſche Palermo in fünf Quartiere. Im Al-Kaſſar (der Paläopolis des Polybius) bewunderte er die große Feſttagsmoſchee, die ehemalige Kathedrale der Chriſten, worin man ihm eine Capelle zeigte, in welcher der Sarg des Ariſtoteles in der Luft ſchwebte. Zu ihm, ſo ſagt er, beteten ehedem die Chriſten um Regen.

In Khaleſſah war die Reſidenz des Emirs. In

Sakalibah (nach Amari das Viertel der Sclavonier) befand sich der Hafen. Das vierte Quartier war das der Moscheen, Ibn-Saktab. Im Süden der Stadt endlich lag das Quartier El-Jadid, die heutige Albergaria.

Er spricht von den vielen Kaufleuten und ihren Boutiken, namentlich denen der Fleischer. Er führt die Bereitung des Papyrus an. Am meisten hält er sich jedoch bei den Fontänen auf, worunter er die Fawara nennt.

Die Reise des Mohamed-Ibn-Djobair habe ich bereits bemerkt; auch sie enthält lesenswerte Schilderungen der Stadt aus der normannischen Zeit. Er vergleicht Palermo und namentlich die Altstadt (Al-Kassar) wegen ihrer schönen Paläste und Türme mit Cordova. „Die Stadt ist staunenswürdig", so ruft er aus, „gebaut im Stil von Cordova, und ganz aus gehauenem Stein errichtet, von der Gattung, die man El-Kiddan nennt. Die Paläste des Königs sind um sie her aufgerichtet und hängen darum, wie das Halsband, welches den schönen Hals eines jungen Mädchens umschlingt."

Diese beiden Araber, und die Berichte des Juden Benjamin von Tudela werden also durch die kleine Schrift des Normannen Falcando ergänzt. Er beschreibt die meisten Gebäude des damaligen Palermo ausführlich, und zugleich lernen wir, daß sich noch die arabische Einteilung der Stadt und viele Benennungen von Plätzen, Straßen und Toren lebendig erhalten hatten. Aus allem, was er von den Bauten jener Zeit sagt, läßt sich ersehen, daß Palermo damals in seinem höchsten Glanze sich befand. Wenigstens war, was

Schönheit und Reichtum der Architectur betrifft, die normannische Periode die herrlichste Siciliens, und alles was uns heute in Palermo Bedeutendes entgegentritt, ist ein Denkmal der Normannen; denn die Schwaben, selbst nicht einmal der Kaiser Friedrich, fügten irgend Erhebliches hinzu. Ihre Verhältnisse nach außen zogen sie von Palermo ab, während die Normannenfürsten dort ihre dauernde Residenz aufgeschlagen und der Stadt darum den Glanz einer neugeschaffenen, mächtigen Monarchie gegeben hatten.

Vor diese Baudenkmale Palermo's aus der Normannenzeit will ich meine Leser nun führen.

Den Anfang mache hier, wie billig, der königliche Palast. Dies merkwürdige Schloß, welches auf den Deutschen so viele Anziehungskraft ausübt, weil einst ein großer deutscher Kaiser dort seine liederreiche Jugend verlebte, und welches der Italiener mit Recht als die Wiege seiner nationalen Poesie betrachtet, beherrscht am Ende der Straße Cassaro, wo sie sich auf die Piazza reale mündet, das ganze Palermo. Man hält es für das älteste Gebäude der Stadt, denn es rührt nicht erst von den Saracenen her, sondern hier sollen bereits Carthager, Römer und Gothen ihren Herrschersitz aufgeschlagen haben. Unbezweifelt war es der Palast der arabischen Emire und darum Cassaro genannt. Dieser Name wurde auf die ganze alte Stadt ausgedehnt und hat sich noch heute in der Hauptstraße erhalten. Dem Saracenen Adellam schreibt man den Bau des Schlosses zu; Roger I. und seine Nachfolger erweiterten ihn; und hier lebte Friedrich, hier residirte Manfred und alle

folgenden Herrscher Siciliens, welche dem Gebäude durch Zusätze seine heutige unregelmäßige Form gegeben haben, so daß es ein Mittelwesen zwischen Festung und Palast geworden ist.

Wir haben von Falcando die Beschreibung dieses Schlosses, und wissen nun, wie es zur Zeit Wilhelms des Bösen aussah. „Schöne Quadern", so sagt er, „mit großem Fleiß und großer Kunst bearbeitet, bilden das herrliche Gebäude, weite Mauern umschließen es rings von außen, und drinnen glänzt der Palast auf das prächtigste von Gold und Gestein. Zwei Türme stehen an seinem einen und andern Ende, die Pisana, bestimmt die königlichen Schätze zu hüten, und die Greca, welche den Stadtteil Khemonia überragt. Die Mitte ziert ein Bau, der durch die Mannichfaltigkeit seiner Ornamente sich auszeichnet, und Joaria heißt; hier pflegt der König die Stunden der Muße zuzubringen. Im ganzen übrigen Palast sind der Ordnung nach die Gemächer verteilt, wo die Frauen, die Jungfrauen und die Eunuchen wohnen. Auch gibt es hie und da kleine, sehr prächtige Paläste, wo der König entweder mit seinen Vertrauten über Staatssachen insgeheim sich unterredet, oder die Barone einführt, um über öffentliche und wichtige Reichsangelegenheiten sich zu beraten."

Von den damaligen Baulichkeiten ist fast jede Spur verwischt, bis auf den Turm der Santa Ninfa, welcher der älteste Teil des Schlosses sein soll, und bis auf die berühmte Capella Palatina. Auf der Spitze des Turms steht heute die Sternwarte, von welcher Piazzi am 1. Juni 1801 die Ceres entdeckte, die also mit vollem

Recht den Namen der Schutzgöttin Siciliens empfangen hat.

Der Hof hat drei moderne Logen über einander, die um alle vier Seiten laufen. In der ersten liegt die berühmte Capella Palatina, eines der herrlichsten Denkmäler der normannischen Periode. Der König Roger hat diese Basilika im Jahr 1132 erbauen lassen und dem heil. Petrus geweiht. Eingebaut in das Schloß, bietet sie keine eigentliche Façade dar. Ein Porticus von acht Säulen aus ägyptischem Granit zieht sich an der Eingangsthüre hin und läßt auf dem obern Teil der Wand moderne Mosaiken sehen, welche Scenen aus dem alten Testament darstellen, und sich auf Roger's Krönung beziehen. Am Eingang berichtet eine Inschrift in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache, daß Roger eine ausgezeichnete Sonnenuhr im Palast habe aufstellen lassen. Die arabische Schrift drückt sich so aus: „Ergangen ist der Befehl der königlichen Majestät, der Herrlichkeit Roger's, des Erhabenen, dessen Tage Gott verewige und dessen Zeichen er bestätige, daß dies Instrument entstehe zur Beachtung der Stunden. In der Metropole Siciliens (von Gott) behütet im 536sten Jahre (der Hedschra)."

Ganz fremdartig, phantastisch und schauerlich, ja mit nichts zu vergleichen, was man in der Art im übrigen Italien sehen mag, stellt sich nun diese vom Sonnenlicht nur sparsam erleuchtete Basilika dar, auf deren mit Marmor, oder mit Goldgrund bedeckten Wänden die Mosaikfiguren bald in Dämmerdunkel verschwimmen, bald im Streiflicht der Sonnenstralen hell hervor-

blitzen. Als ich in die Kirche eintrat, wurde eben eine Todtenmesse für den verstorbenen König gelesen. Ein prächtiger, mit schwarzem Sammt bedeckter Katafalk stand in der Mitte aufgerichtet, eine goldene Krone lag auf ihm, und brennende Kerzen standen in der Runde, während die Priester sangen und die Kirche mit Weihrauchwolken erfüllten. Dies Schauspiel mitten in der geheimnißvollen Pracht der Mosaiken und der fremdartigen arabischen Ornamente konnte wol ganz und gar in die alten Zeiten des Königs Roger zurückversetzen.

Die schöne Capelle hat die Form einer Basilika mit einer Tribune und Kuppel über dem Chor. Zehn korinthische Säulen, welche Spitzbogen tragen, teilen sie in drei Schiffe. Der Fußboden ist mit farbigem Stein ausgelegt. Unterhalb sind die Wände bis zur Höhe von 12 Palm ebenfalls mit buntem Marmor geschmückt, oberhalb allenthalben, wohin nur das Auge fällt, mit Mosaikmalerei bedeckt, welche Scenen aus dem alten und neuen Testament vorstellt, und zwar so, daß die Wände des Schiffs Vorstellungen aus dem alten Testament, die Tribune und ihre Seiten solche aus dem Leben Christi und der Apostel enthalten. Auf dem Triumfbogen die Verkündigung, in der Tribune selbst die grandiose Halbfigur Christi, welcher die Hand zum Segen erhebt. Die Figuren haben griechische oder lateinische Inschriften. Diese Mosaiken schreiben sich nicht von Roger I., sondern von Wilhelm I. her, wenn man einer Nachricht des Romuald von Salerno Glauben schenken darf, welcher sagt: ‚Wilhelm ließ die Capelle des heil. Petrus im Palast

mit musivischer Malerei malen und ihre Wände mit mancherlei köstlichem Marmor bekleiden." Indeß schon der Erbauer der Capelle wird die Mosaiken begonnen haben.

Es scheint sich in Sicilien und Unteritalien eine griechische Schule der Mosaikmalerei seit alten Zeiten erhalten und dem byzantinischen Stil eine lebendigere Richtung gegeben zu haben. Die sicilischen Mosaiken haben einen auffallend sanften Charakter in der Farbe, und weder in der Zeichnung noch im Ausdruck jene Härte oder schreckende Strenge der byzantinischen Art; freilich entsprangen sie schon einer späteren Zeit. Während sich die Venezianer Mosaicisten aus Constantinopel holten, um San Marco auszuschmücken, fanden die Normannen, als sie ihre Kirchen bauten, eine Mosaikschule in Sicilien vor. Sie mochte ihre Ursprünge noch von der Zeit der Hellenen herleiten, wo die Mosaikmalerei in der alexandrinischen Periode blühte, wie es das große Prachtschiff des Hieron von Syrakus bewies, auf dessen Boden die ganze Ilias in Mosaik abgebildet war. Zu keiner Zeit scheint sich diese Technik ganz verloren zu haben. Am Ende des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt übertrafen die Sicilianer in Mosaikarbeiten die Künstler von Rom, so daß der Papst Symmachus an einen gewissen Antiochus in Sicilien schrieb, ihn um ein Modell für römische Mosaicisten zu bitten. Seine Worte lauten: „Es ist die Eleganz deines Genies und die Feinheit deiner Erfindung sehr zu schätzen, denn du hast eine neue musivische Gattung, die früher nicht versucht worden, erfunden: sie wird auch unser Ungeschick zur Aus-

zier der Gemächer anzuwenden versuchen, wenn wir entweder auf Tafeln oder Platten ein Muster der von dir erdachten Arbeit werden entnommen haben."

Auch zur Zeit der Saracenen ging die Mosaikmalerei in Sicilien nicht unter; vor ihnen hatte sie durch dauernde Verbindung mit Byzanz Pflege und Nahrung erhalten, nachher gebrauchten sie auch die Araber, weil sie gewohnt waren, ihre Wohnungen musivisch auszuschmücken, wenn auch nicht mit Figuren, so doch mit Arabesken. Wol mögen die Mosaikarbeiten im Dom von Salerno, die von Palermo und von Monreale Werke einer heimisch-unteritalischen Schule sein. Von König Roger selbst wird berichtet, daß er im Palast eine bedeutende Mosaikfabrik anlegte.

Herrlich glänzt auch das Dach der Capelle vom Schmuck des goldigen und mit Arabesken bunt verzierten Getäfels, und verdoppelt den Eindruck mysteriöser Pracht und märchenhaften Zaubers. Im Jahr 1798 entdeckte man an diesem Dach eine große arabische Inschrift, die in zwanzig gothischen Rosetten mit kufischen Charakteren eingeschrieben ist, und so viel man sie entziffert hat, Ausdrücke überschwänglichen Lobes und Segenswünsche enthält, wol in Bezug auf den Erbauer der Capelle und das prächtige Werk überhaupt. Weil diese Inschrift, wie alle andern arabischen in den Kirchen Palermo's, christlichen Ursprungs ist, so befremdet es, Sprache und Schrift des Korans in so naiver Weise in christlichen Kirchen angewendet zu finden, und dies zur Zeit, da der Fanatismus der Kreuzzüge eben seinen Höhenpunkt erreicht hatte. Daß keine dieser arabischen Inschriften

dem Koran entnommen ist, versteht sich von selbst; aber wo immer arabische Schrift angewendet wurde, hat der Gedankenausdruck etwas Mohamedanisches. Die arabische Schrift war damals nicht minder edel und hochgehalten als die griechische, und der Orient dem Abendland an Luxus wie an Intelligenz weit überlegen. Die Kenntniß eines großen Teils der griechischen Literatur hatte dem Occident die arabische Schrift übermittelt. Der stolze Gedanke, einen Teil des großen arabischen Völkergeschlechts unterworfen zu haben, mochte nicht minder als das Wolgefallen an dem Fremdländischen, oder die politische Klugheit den officiellen Gebrauch des Arabischen unterstützen. Die orientalischen Schriftcharaktere haben etwas Rätselhaftes, Mystisches, und indem sie selber schon geometrische Arabeskenfiguren sind, passen sie vortrefflich auf die Wände und Säulen dieser sicilischen Basiliken, welche Christentum und Orient so mit einander vermitteln, wie die Kirchen Roms das Christliche und Antike in einander vereinigt haben.

Im Archiv der Capelle des Palastes werden viele Diplome in griechischer, lateinischer und arabischer Schrift aus der normannischen Zeit aufbewahrt, so wie eine kostbare Cassette, die von kufischen Schriftzeichen umgeben ist.

Wir verlassen die altertümliche Kirche, um zu der folgenden Loggia des Palastes hinaufzugehen. Dort gibt es viele reich decorirte Säle und Gemächer, an welche sich die Geschichte der Herrscher Siciliens knüpft; darunter der Saal des Parlaments, der Thronsaal und der Audienzsaal. In dem letzten steht jetzt nur noch

einer von den zwei berühmten Widdern von Bronze, die ehemals ein Tor von Syrakus schmückten; der andere verunglückte in einer Feuersbrunst. Der Saal der Vicekönige ist durch die Porträts all dieser Regenten vom Jahr 1488 bis auf unsere Zeit ausgezeichnet.

Mehr als diese modernen Prunksäle reizt das zierliche, mit Mosaiken bedeckte Gemach Roger's. Man sieht dort Kämpfe von Centauern, Vögel, und eine Jagd abgebildet, in sehr altertümlicher Weise. Warum dies Gemach die Stanza die Ruggieri heißt, läß sich freilich nicht sagen; die Mosaiken sind ohne Zweifel Werke des zwölften Jahrhunderts, aber die ursprüngliche Gestalt aller dieser Gemächer hat die größeste Umwandlung erlitten. Vergebens forscht man nach den Gemächern Friedrichs II., wiewol um der Ehre des Mannes willen eins nach ihm benannt wird. Und welcher Name zierte dies merkwürdige Schloß mehr als der Friedrichs? Viele Fürsten aus den entlegensten Ländern, Saracenen, Normannen, Schwaben, Spanier, Anjous, Bourbonen haben von diesem Palast aus geherrscht und diese Räume mit Lust und Elend erfüllt; doch treten alle andern Erinnerungen hinter dem Gedanken zurück, daß in diesen Mauern jener große Kaiser seine Jugend verlebte.

3. Der Dom von Monreale.

Viele Einflüsse wirkten zusammen, um in Sicilien eine so prächtige Kirchenarchitectur zu entfalten und eigentümlich auszubilden: im allgemeinen der Geist eines Zeitalters, wo das Christentum dem Islam in enthusiasti-

scher Begeisterung zum Kampf auf Leben und Tod entgegengetreten war; im besondern der Gegensatz, in welchen sich das neue Herrschergeschlecht der Normannen zur Religion Mohameds gestellt sah. Hier war nach einem rühmlichen Triumf die christliche Kirche neu aufzurichten und ihre Hoheit zur Erscheinung zu bringen. Prächtige Dome, Wunderwerke einer begeisterten und doch vom Orient selbst angehauchten Kunst entstanden nun an vielen Orten, als eben so viele Denkmäler des großen Sieges über Mohameds Religion.

Unter gleichen geschichtlichen Bedingungen hatte Sicilien seine erste große Architecturperiode erlebt. Die Hellenen hatten in der Schlacht bei Himera die afrikanischen Carthager, welche Sicilien überschwemmt, vernichtet, und in Siegestrunkenheit die befreite Insel mit den Prachtbauten ihrer Tempel bedeckt. Die Götter von Hellas, Zeus, Apollo, Ceres und Venus hatten den Moloch Afrika's überwunden; ja in höchst merkwürdiger Weise war von den Griechen jener Gegensatz ihrer gebildeten Religion und Cultur zu der des Orients ausgesprochen worden, denn eine der Friedensbedingungen, welche Gelon von Syrakus den Puniern vorschrieb, war die, daß sie die Menschenopfer für immer abschaffen sollten.

Nach mehr als anderthalb Jahrtausenden wiederholte sich dieselbe Erscheinung in der zweiten großen Architecturperiode dieser Insel — eine wunderbare Consequenz der Geschichte, wie sie kein zweites Land aufweisen kann, und zugleich der Beweis, daß die menschliche Cultur nach ewigen Gesetzen sich abwandelt, im Wesen dieselbe,

in den Formen verschieden, durch immer neuen Ausdruck der Zeiten und ihrer leitenden Gedanken. Wie in der ersten Periode die Hellenen die berühmten Tempel von Segesta, Selinus, Agrigent, Syrakus erbauten, so errichteten die Normannen, nachdem sie Sicilien von den andern Puniern Afrika's befreit hatten, die herrlichen Kathedralen von Monreale, Palermo, Cefalù, Messina. Damals hatte der Strom der Cultur die Richtung mehr nach dem Süden der Insel genommen, während der Norden nur teilweise berührt ward; jetzt breitete er sich auch über den Norden aus, während der Süden und Südosten zur Unbedeutsamkeit herabgekommen war.

Neben das dorische Säulenhaus stellte sich der christliche Dom, neben die ernste steinerne Pracht des Junotempels von Agrigent die von Gold schimmernde Kirche der Jungfrau Maria von Monreale, als Denkmäler zweier denkwürdiger Phasen der Menschheit. Beide schließen uns wunderbare Tiefen des Menschengeistes auf, der hier wie dort eine herrliche Jugendblüte offenbart hat. Beide ergreifen wie alles ursprünglich Geniale und geschichtlich Notwendige, ist auch die Stimmung, in welche sie versetzen, grundverschieden. Wer kann seine Empfindung aussprechen, wenn er auf dem braunen Trümmergestein sicilischer Oede vor einem jener erhabenen Tempel von Agrigent in Betrachtung verloren ist? Man möchte da meinen, nichts Vollendetes, nichts Schönes könne über diese harmonischen Formen hinaus der Mensch mehr erfinden; tritt man aber in eine der normannischen Basiliken, in diese dunkelschönen,

schimmernden Kirchenschiffe, deren Bogen und Wände von zahlreichen Mosaikbildern leuchten, so fühlt man sich auch hier, das Antike vergessend, in einer neuen Sphäre der Harmonie und Schönheit.

Der religiöse Sinn, dem jene normannische Architectur entsprang, die ich die eigentliche vom Orient mitbestimmte Architectur der Kreuzzüge nennen möchte, war bei den Normannen schon an sich tief, weil sie das nordische Gemüt nach dem Süden mitbrachten. Dazu kamen andere Verhältnisse. Ihrer Eroberung mußte die römische Kirche, Byzanz gegenüber, welches Sicilien als sein Eigentum ansprach, ein heiliges Recht und eine höhere Weihe geben. Der kluge Papst hatte die normannischen Grafen zu apostolischen Legaten ernannt, er hatte dem König Roger geistliche Insignien als Zeichen seiner von der Kirche bestätigten Herrschaft verliehen. Die Könige selbst schrieben ihre Krone nicht der Gunst des Papsts zu, sondern der Gnade Christi; auf Mosaikbildern in mancher Kirche sieht man daher Roger oder Wilhelm dargestellt, wie Christus selber ihnen die Krone auf's Haupt setzt. Von Gottes Gnaden nannten sich diese Abenteurer Könige. Ihre Herrschaft mußte sich also auch in dem Eifer aussprechen, womit sie das Christentum in Sicilien wieder aufrichteten. Malaterra, der Geschichtschreiber der beiden Roger, sagt von dem Eroberer Siciliens: „Als der Graf Roger sah, daß durch die Gunst Gottes ganz Sicilien seiner Herrschaft huldigte, wollte er gegen eine so große Wolthat nicht undankbar sein; er begann, sich Gott zu weihen, gerechtes Urteil lieb zu haben, der Wahrheit nachzutrachten, die Kirche oft zu

besuchen, mit Devotion den heiligen Hymnen beizuwohnen, den Zehnten aller seiner Einkünfte den Kirchen zu geben, der Wittwen und Waisen und der Trauernden gerechter Tröster. Hier und dort in ganz Sicilien stellte er die Kirchen her."

Uebrigens hatte die Frömmigkeit jener Zeit der Kreuzzüge an dem kirchlichen Eifer nicht mehr Anteil, als die politische Berechnung; das neue nur durch Eroberung auf den schönsten Tron Europa's gekommene Fürstenhaus bedurfte des Papsts und der Geistlichkeit, um sich zu erhalten. Ohne ihre Freundschaft waren die Normannen verloren, wie nach ihnen die Hohenstaufen im Kampf gegen die Kirche Neapel und Sicilien einbüßten, und selbst zu Grunde gingen. Zu diesen Einflüssen gesellte sich das natürliche Bestreben eines siegreichen Fürstengeschlechts, seine Herrschaft durch Denkmäler unsterblich zu machen, und so mußte die kirchliche Architectur in Sicilien einen hohen und schnellen Aufschwung nehmen. Alles was auf dem Festlande gebaut worden war, wollte man verdunkeln, ganz mit Gold wollte man die Kirchen überkleiden, selbst jene Sophienkirche und jenes Byzanz überbieten, dessen orthodoxem Kaiser man das schöne Reich entrissen hatte. Roger baute in unglaublich kurzer Zeit, man sagt in einem Jahr, den Dom von Cefalù, zugleich die Kirche von Messina und die Capelle im Palast. Die Blüte der Künste war so eilig, wie die Herrschaft der Normannen selbst es war.

Alle jene Bauten übertraf der fromme Wilhelm II., der letzte legitime Herrscher aus dem Normannenhause; er setzte im Dom von Monreale seinem Geschlecht das

schönste Denkmal, welches zugleich eins der merkwürdigsten Monumente mittelalterlicher Architectur überhaupt ist. In sechs Jahren von 1170—1176 wurde das Werk vollendet; der Ruf seiner Schönheit ging flugs durch alle Länder. Schon im Jahr 1182 erhob der Papst Lucius III. Monreale zum Erzbistum, und in seiner Bulle sagt er vom König Wilhelm: „In kurzer Zeit hat er dem Herrn einen bewundernswürdigen Tempel gebaut, ihn mit festen Castellen und mit Einkünften erweitert, ihn mit Büchern, heiligen Gewändern und Silber und Gold geschmückt, endlich hat er eine Schaar von Mönchen des Ordens von La Cava dort eingeführt und den Ort selbst durch Gebäude und andere Dinge so sehr erhoben, daß nie seit alten Tagen ein ähnliches Werk durch einen König errichtet ward, und daß selbst der Bericht von dem, was dort geschaffen worden ist, zur Bewunderung hinreißt."

Die Kirche von Monreale hat etwas Fremdartiges. Das Christentum scheint hier, in der Nähe Afrika's, unter aromatischen, schönen, bizarren Pflanzen, unter Palmen, Aloe und Agaven, im Farbenduft des leuchtenden Himmels eine südlichere und phantastische Bildung angenommen zu haben.

Die Architectur des berühmten Doms ist das Muster des normannisch-sicilischen Kirchenstils überhaupt. Sie setzte sich aus dreifachen Bestandteilen zusammen, sie ist byzantinisch-griechisch, lateinisch und arabisch. Die Normannen, welche vom Abendland herüberkamen, wo die römische Basilikenform noch herrschend war, fanden in Sicilien sowol die byzantinischen Traditionen als die

saracenischen Formen vor. Seit Jahrhunderten war die Insel in Besitz der Byzantiner gewesen; griechisch war die Sprache und der Cultus der Sicilianer, griechisch daher auch ihre kirchliche Bauweise. Sie charakterisirt sich durch die quadratische Grundform, durch das Vorherrschen der Kuppel, durch das erhöhte Sanctuarium, welches in ein dreifaches Oval, das Sinnbild der drei göttlichen Personen, ausgeht; denn der Chor-Nische stehen zu beiden Seiten die niedrigeren Halbkugel-Nischen, links die Prothesis für die Opfervorrichtung, rechts das Diakonikon, für die Diakonen und ihre Lesungen bestimmt. Mit Mosaikbildern schmückten auch die Byzantiner die Kuppeln, die Bogen und Wände ihrer Heiligtümer.

Diese Formen nahmen die Normannen auf; von den Saracenen entlehnten sie den Spitzbogen und die Arabesken für das malerische Wesen der Ausschmückung.

Endlich behielten sie auch den in Europa üblichen Typus der römischen Basilika bei, das heißt eines durch Säulenstellungen geteilten Langschiffs mit dem hergebrachten Spartendach. Sie setzten dies lateinische Schiff vor das Sanctuarium, und indem sie nicht nach der Weise vieler alten Basiliken einen Architrav auf die Säulen legten, sondern ihnen Spitzbogen zu tragen gaben, vereinigten sie jene drei Formen der Architectur und erzeugten den eigentümlich zusammengesetzten Baustil, der in ganz Sicilien angewendet wurde und in die gothische Architectur allmälich hinüberging, ja das Gothische mitbestimmte.

Man mag hierfür das Werk Serra di Falco's über

Monreale und andere ſicilisch-normanniſche Kirchen, Hittdorfs und Zanths moderne Architectur Siciliens, Lelli's und del Giudice's Beſchreibung von Monreale zu Rate ziehen.

Der Dom, der jene drei Grundbeſtandteile vollkommen deutlich verbindet, hat eine Länge von 372,6 Palm; ſeine Breite beträgt im Proſpect 174 Palm, die Höhe der Türme 154 Palm. Eine kunſtvoll gearbeitete Bronzethüre feſſelt an der Façade die Aufmerkſamkeit. Mehrfache Bogen, nur wenig gebrochen, in reicher Arabeskenarbeit umziehen ſie und ruhen auf Pilaſtern, die wiederum mit Moſaiken und marmornem Bildwerk geſchmückt ſind. Eine lateiniſche Inſchrift vom Jahr 1186 nennt als den Verfertiger der Thüre den Bronzegießer Bonannus von Piſa, denſelben, der auch die Thüre für das Portal des Doms von Piſa gegoſſen hatte. Die Reliefs ſtellen in 42 Feldern Scenen aus dem alten und neuen Teſtament dar. Ihr künſtleriſcher Wert kommt dem der byzantiniſchen Moſaiken gleich. Die Figuren ſind ſteif und gezwungen, aber anziehend durch kindliche Naivetät. Merkwürdig ſind die Inſchriften in der Lingua Volgare jener Zeit, womit die Figuren verſehen ſind; ſie ſtimmen mit der Sprache der gleichzeitigen ſicilischen Dichter überein. Auf der Langſeite der Kirche ſieht man eine zweite Bronzethüre, ein Werk des Bariſanus von Trani.

Edel, hoch und herrlich iſt das Innere, freilich nicht von jener Erhabenheit der gothiſchen Dome, in deren weitaufſtrebenden Räumen die Seele vor dem Unendlichen in Schweigen ſich verliert, auch nicht von jener

Riesengröße des Sanct Peter, wo die triumfirende Pracht des Papsttums die Sinne bewältigt, noch von jener düstern Majestät byzantinischer Basiliken; hier ist nur mäßige, doch gefällige Größe, freie wolthuende Räumlichkeit, ein würdiger Ernst der mit dem Schimmer anmutiger Kunst umkleidet wird. Die gefälligen Spitzbogen, welche auf je neun korinthischen Säulen von orientalischem Granit ruhen, geben dem Mittelschiff graziöse Bewegung und öffnen den Raum leicht und wolthuend in die beiden Seitenschiffe. Die Pracht des mit köstlichem Gestein figurenreich ausgezierten Fußbodens, der Glanz der vergoldeten Gebälke, das farbige Tafelwerk des Dachs, und nun überall an Bogen und Wänden der Schiffe die Mosaiken und Arabesken, dieser ganze mit Bildern auf Goldgrund gestickte Raum bringt eine seltsam schöne Erscheinung hervor. Für den Gott des Nordens würde ein so buntverziertes Tempelhaus wenig passen, für den des Südens scheint es sehr geeignet. Man muß aus der flimmernden Landschaft Monreale's in diesen Tempel treten; ja bisweilen will hier der Eindruck des Kirchlichen verschwinden, so daß man sich in einem großen Palast glaubt, dessen Wände von Perlen und Edelsteinen funkeln.

Im Mittelschiff beginnen die Mosaiken schon mit den kleinen Architraven, welche auf dem Säulencapitäl aufliegen. Die ganze Wand über den Säulen ist durch ein Gesims in zwei Hälften getrennt. Auf der untern teilen senkrechte musivische Leisten von einer Spitze des Bogens zur andern Felder ab, die mit bildlichen Darstellungen auf Goldgrund geschmückt sind. In der obern

befinden sich die im Spitzbogen auslaufenden Fensterräume, zwischen denen wiederum Mosaiken angebracht sind. Gegen das Dach hin prangt ein breiter, mit Arabesken verzierter Fries, mit welchem Kreise abwechseln, in denen halbe Engelfiguren umschlossen sind. Wo auch der Blick hinfallen mag, in die Nischen, die Seiten des Sanctuarium, die Schiffe, überall treten ihm Mosaiken entgegen, bald Handlungen der heiligen Geschichte, bald vereinzelte Figuren, vom Gott Vater und den Engeln herab bis auf die griechischen und lateinischen Heiligen, und über das ganze malerische Reich des alten und neuen Testaments sich erstreckend. Hier ist der ganze Sagenkreis der mosaischen und der christlichen Religion auf den Wänden eines Doms abgebildet. Selbst die beiden feindlichen Hälften der Kirche sind hier vereinigt, und es erscheint als höchst bedeutungsvoll, griechische und römische Heilige in Einem Tempel zu sehen.

Hier macht weniger der ungeheure Aufwand mühsamster Kunst als die Vorstellung des religiösen und künstlerischen Gedankens erstaunen, der das gesammte christliche Religionssystem erfassen, das unendlich Vielfache concentriren und darstellen konnte. Solcher universellen Auffassung der geistigen Menschengeschichte ist unsere Kunst gar nicht mehr fähig, und alle ähnlichen Erscheinungen, welche unsere Gegenwart in vereinzelter Weise durch die Freskomalerei versucht, sind als kalte Verstandesallegorien geistig unwirksam. Diese Mosaiken, Giotto's Skulpturen am Campanile von Florenz, welche die Geschichte menschlicher Cultur darstellen, und das Dante'sche Gedicht darf man als die zusammengehörigen Denkmäler

jener Periode, wo die christliche Idee die umfassendsten Bildungen der Kunst hervorrief, in ihrer innern Geistesverwandtschaft zusammenstellen. Man vergesse aber nicht, daß der Mosaikencyclus von Monreale um hundert Jahre Giotto und Dante vorauf geht, und wenn man weiß, daß die göttliche Komödie noch bis auf Michel Angelo herab ihren Einfluß auf die Kunst geltend gemacht hat und die Maler zu ihren cyclisch-epischen Freskobildern anregte, so muß man um so mehr erstaunen, daß schon so früh in jenen Mosaiken das System des Christentums in großartiger Einheit aufgefaßt werden konnte.

Wir wissen nicht, wem ein solcher Gedanke entsprang. Da auch in andern und ältern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit derselbe Ideengang in den mustivischen Darstellungen wenn auch in kleinerem Maaße vorherrscht, so mögen hier byzantinische Traditionen zum Grunde liegen. Wer diese Arbeiten leitete ist unbekannt. Wenn drei Jahre auf die mustvische Ausschmückung des Doms verwendet wurden, müssen, nach der Berechnung Serra di Falco's, 150 Mosaikbildner dabei fortdauernd thätig gewesen sein. Kaum möchte man sich eine mühsamere Arbeit vorstellen dürfen.

Das System der Verteilung ist dieses. Indem sich alle bildliche Darstellung und jede heilige Handlung oder Gestalt auf Christus bezieht, dessen gigantische Figur in der Tribune als der göttliche Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt des Kosmos abgebildet ist, beginnt der Cyclus mit der Schöpfung und erstreckt sich bis zum Kampfe Jacobs mit dem Engel. Dem alten Testament ist das Mittelschiff eingeräumt. Auf das Sanctuarium und die

Flügel verteilt sich die Geschichte des Lebens Christi und setzt sich in die beiden Seitenschiffe fort; doch werden auch hier Patriarchen und Propheten hereingezogen, wenn sie auf Christus deuten, und endlich wird die kaum übersehbare Mythologie der Märtyrer und Heiligen ausgebreitet. Petrus und Paulus haben als die obersten Kirchenfürsten ihre Stelle in den Nischen, dem Christus zu den Seiten; rechts sitzt Petrus auf der Kathedra, die linke Hand auf ein Buch gestützt, die Rechte segnend erhoben. Ueber ihm und seitwärts sind Scenen aus seiner Lebensgeschichte abgebildet. In gleicher Weise sieht man links Sanct Paul auf seinem Stule sitzen, und über ihm seine Enthauptung dargestellt. In der Mitte der Tribune stralt das riesige Brustbild des Erlösers; ein griechisches Kreuz ragt in einer Glorie hinter seinem Haupt hervor, von dessen Scheitel lange Locken bis auf die Schultern herabfallen. Mächtig und voll ist auch sein Bart. Er hebt die Rechte wie lehrend auf und hält in der Linken ein Buch. Die griechische Versalinschrift nennt ihn Jesus Christus Pantokrator. Der Eindruck dieses riesigen Antlitzes ist von übernatürlicher Gewalt und finsterer Hoheit, in byzantinischem Geist. Byzantinische Christusköpfe haben etwas Dämonisches, wie die Antlitze der ägyptischen Götter, wie überhaupt das byzantinische Wesen in der Empfindung des Göttlichen an's Ethnische streift. Dieser Typus führt uns in ein Ideenreich, welches uns heutigen Menschen bei weitem ferner liegt, als die Antike. Es ist ein fürchterlich Abstractes, eine alles Menschliche, alle Phantasie, allen Zufall, alle freie Lebensregung ausschließende Notwendigkeit. Von solchem

Christusantlitz geht wie von einem Medusenhaupt ein Hauch der Versteinerung aus. Ich kann solche Bilder nicht betrachten, ohne in ihrem schrecklich erhabenen Gesicht die christliche Kirchengeschichte wie in einem prophetischen Spiegel zu lesen; die fanatische Askese, das Mönchstum, den Judenhaß, die Ketzerverfolgungen, die dogmatischen Kämpfe, die Allmacht der Päpste. Nichts in der That vermag so sehr die negative wie die positive Gewalt der christlichen Religion symbolisch zur Anschauung zu bringen. Für die Entwicklung der christlichen Kunst im Fortschritt der Jahrhunderte ist wieder nichts bedeutender, als der Vergleich eines solchen Christusantlitzes mit dem Christuskopfe Rafaels oder Tizians; die beiden äußersten Gränzen der Anschauung des Religiösen sind hier ausgesprochen.

Ich übergehe andere Mosaiken, wie die Jungfrau mit dem Kinde in der Mitte der Nische und die Scenen aus dem Leben Christi. Im allgemeinen bemerkt man, daß alle Wirkung im Sanctuarium in's Pathetische, Uebermenschliche, in das Höchste der religiösen Empfindung geht, daher der Ausdruck übernatürlich sein muß. Dagegen steigt die Vorstellungsweise in den Scenen des alten Testaments wieder herab, und hier entfaltet sich ein menschlich heiteres Leben, ein neues Genre, und auch die Pflanzen- und Thierwelt wird mit hereingezogen. Wir stehen auf dem Boden der Natur und der Menschengeschichte. Manche dieser Bilder sind sehr naiv. Man sieht z. B. das Opfer Isaaks in großer Derbheit vorgestellt; Isaak liegt auf dem Holzstoß, Abraham hat ihn am Kopf gepackt und erhebt ein Messer, welches

die halbe Länge des Knaben mißt; hinter ihm kommen zwei Männer mit Knitteln; unter ihm weidet ein gesatteltes Pferd, über ihm schwebt der Engel. Die Zeichnung ist oft sehr mangelhaft, namentlich die der Thiere ungeschickt; die Kamele, denen Rebecca zu trinken gibt, sehen höchst komisch aus. Im Ganzen aber sind die Mosaiken von einer wolthuenden Erscheinung; in ihrem Farbenton sind sie sehr gedämpft.

Am 11. November 1811 war der schöne Tempel von Monreale in Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden. Ein Chorknabe hatte an einen Schrank eine brennende Kerze gestellt, und dadurch dort befindliche Zeuge entzündet; der kleine Herostrat hatte das Feuer zu ersticken gesucht, den Schrank verschlossen und aus Furcht sich still davon gemacht. Um die Mittagszeit sah man aus den Thüren und Fenstern des Doms dicken Rauch hervorquellen; das Volk stürzte in die Kirche und fand den Chor in lichten Flammen stehen. Nach vier Stunden wurde das Feuer gelöscht; aber die Verwüstung war groß; beide Orgeln zerschmolzen, das Sparrenwerk des Dachs ward verzehrt; die herabfallenden Balken hatten auch die Grabmäler Wilhelms I. und Wilhelms II. zertrümmert, und ein großer Teil der Mosaiken war gänzlich vernichtet worden. Seit dem Jahr 1816 hat man die verwüsteten Teile wieder hergestellt, und glücklicherweise waren die Tribunen und die Schiffe von den Flammen nicht ergriffen worden.

Die Grabmäler der beiden Wilhelm und ihrer Familie, welche damals zerbrochen wurden, stehen auf dem rechten Flügel des Chors. Wilhelm der Böse ruht in

einem Sarkophag von Porphyr; auch seine Gemalin Margarethe und seine drei Söhne Roger, Herzog von Apulien (gestorben 1164), Heinrich, Prinz von Capua (gestorben 1179) und Wilhelm der Gute sind hier bestattet, so daß von dem sicilischen Herrschergeschlecht der Normannen hier nur Roger I., Simon und Tancred fehlen. Wilhelm der Gute, der Erbauer der schönen Kirche, dessen Figur zweimal in Mosaik dargestellt ist, über dem königlichen Tronsitz, wo ihn Christus krönt, und über dem bischöflichen Sitze, wo er der Madonna das Abbild des Tempels überreicht, liegt in einem geschmackvollen Sarkophag von weißem Marmor, welchen Arabesken auf Goldgrund sehr graziös verzieren. Dieses Grabmal wurde ihm erst im Jahr 1575 vom Erzbischof Ludovico de Torres errichtet; denn der fromme König hatte befohlen, seine Gebeine in einer schlichten Kiste von gemauertem Ziegelstein neben dem prächtigen Sarkophag seines Vaters beizusetzen. So geschah es auch, und Jahrhunderte lang hatte Wilhelm II. kein anderes Grabmal.

Derselbe König hatte sich mit dem Bau des Doms nicht begnügt, sondern auch ein herrliches Kloster ihm angeschlossen, worin er Benedictiner von La Cava dort hineinsetzte; es gehörte zu seinen Erholungen, mit den frommen Vätern zu verkehren und sich der Prachtbauten zu erfreuen, um welche mit der Zeit die Stadt Monreale sich ansiedelte. Das Kloster ist längst verfallen, und ein neues neben seinen Trümmern aufgebaut, ein prachtvolles Benedictinerhaus, welches von Marmor strotzt wie alle Klöster dieses gelehrten und vornehmen

Ordens in Italien, die eher Paläste für Fürsten als Wohnungen für Mönche scheinen.

Das alte Kloster muß eins der stattlichsten Gebäude gewesen sein, und an Pracht San Martino weit übertroffen haben. Es stand neben dem Dom und beherrschte die Ebene von Palermo. Aus seinem Garten genießt man noch der entzückenden Aussicht über dies Paradies von Meer und Land. Wilhelm hatte das Gebäude mit Mauern und Türmen befestigt, von denen nur noch Trümmer übrig geblieben sind. Auch das Kloster ist zerstört bis auf einige Mauerreste, die noch die normannische Architectur erkennen lassen, und bis auf den Kreuzgang, der seines gleichen nicht finden mag, ein großes, von einer Arcade umgebenes Viereck. 216 phantastische Säulen, je zwei verbunden, tragen die musivisch ausgelegten Spitzbogen; an den Ecken hat man jedesmal vier solcher Säulen vereinigt, und mit besonderm Fleiß sind ihre Capitäler gearbeitet. Ueberraschend und graziös ist die Erscheinung dieser zahllosen schlanken, kleinen Säulen, deren Schäfte alle verschieden behandelt, teils gewunden, teils gerade sind, bald geriefelt, bald glatt, bald mit wellenförmigen Linien, bald mit spiralischen, und wiederum mit musivischem Schmuck ausgeziert sind. Die Kunst hat sich hier den anmutigsten Wechsel der Decoration zum Gesetz gemacht und eine reizende Willkür sich gestattet: alles naiv, zierlich und kindlich, bunt, flimmernd und phantastisch. Die Kleinheit der Formen gestattet dies wol, denn das Kleine spielt. Diese Arcaden sind der vollkommenste Gegensatz zu den dorischen Säulenstellungen, und schwerlich könnte man

architectonische Formen in größerem Contraste denken. Der unendliche Reichtum des Schönen in der Form überhaupt, die wunderbare Fülle der Ausdrucksweisen, in welchen sich die menschliche Poesie auszusprechen vermag, von der Tragödie bis zum Märchen wird hier offenbar.

Die größte Aufmerksamkeit verdienen die Capitäler jener Säulen. Auch hier herrscht dasselbe Gesetz spielender Willkür, denn nicht eins ist dem andern gleich, sondern der Künstler scheint hier mit der Natur gewetteifert zu haben, die Mannichfaltigkeit ihrer Pflanzenbildungen in heiterer Lust nachzuahmen. Aus korinthischen Akanthusblättern, die in verschiedenartiger Zeichnung den Blattkelch des kleinen Capitäls bilden, entsteigt das phantastische Gebilde gleich einer Blume von Thier-, Pflanzen- oder Menschengestalten zusammengefaßt, welche als eine kleine Geschichte jedesmal sich entfalten. Hier sind es wirkliche Figuren, die als Karyatiden zugleich den Abakus tragen, dort sind es arabeskenartige Gebilde, Löwen, Pferde und Delphine, geflügelte Genien, Drachen, Harpyen, Greifen, wunderliche Wesen, welche den Blumen entspringen und die wechselvollsten Capitälplatten in bunter Mosaik und bizarrer Zeichnung tragen. Viele enthalten Scenen aus dem alten und neuen Testament, wenn auch nicht gut gezeichnet, so doch immer von höchst naivem Charakter. Auf einem Capitäl ist der König Wilhelm selber dargestellt, wie er das Abbild des Gebäudes der Madonna übergibt; auf einem andern sieht man die Könige aus dem Morgenland dem Christuskind Geschenke darbringen, teils zu Fuß, teils zu Roß. Es

fehlt nicht an Ritterkämpfen, wo Gewappnete mit Lanzen gegen einander sprengen, und die bei den Normannen auch in musivischen Bildern beliebte Darstellung von Bogenschützen wiederholt sich hier und erinnert an die nordischen Eddasagen von Eigil dem Bogenschützen, welche die Normannen auch in dem fremden Süden nicht möchten vergessen haben. So ist hier Weltliches und Heiliges, die Bibel und das Naturmärchen in einer reichen Phantastik vereinigt und zu einer steinernen Bilderwelt rings um den Klosterhof verbreitet, ein merkwürdiges Seitenstück zu dem Mosaikencyclus im Dome selbst.

Wie im menschlichen Wesen Ernst und Spiel sich immer zu einander gesellen, und wie das Erhabene an dem Wechsel des Kleinen seinen Gegensatz fordert, macht Monreale recht deutlich. Dies ist überhaupt der Charakter der gothischen Architectur, die in ihrem universellen Ausdruck unendlich reicher ist als die der Hellenen, weil sie auf einer mehr umfassenden Anschauung der Natur beruht.

Der Klosterhof von Monreale ist eins der besten Denkmäler jenes frühern Mittelalters, in welchem der menschliche Geist in Architectur, Skulptur und Poesie diese fast rätselhafte Fülle von Formen auszusprechen begann; und wie in der Cultur auf jedem Gebiet schöpferischer Thätigkeit die Gestalten mit einander verwandt sind, so ist es offenbar, daß auch die poetischen Formen der romantischen Poesie in Sonetten, Canzonen, Madrigalen, Terzinen und all den zahllosen bunten Strophen und Weisen genau den Mosaiken, Arabesken, Architectur-Ornamenten und Skulpturen jenes Zeitalters

entſprechen. Wie man ferner den Charakter der Tragödie des Aeſchylus deutlicher erkennt, wenn man ihre leibhaften architectoniſchen Abbilder, die doriſchen Tempel von Päſtum und von Sicilien vor Augen geſehen hat, ſo werden die großen Gedichte Dante's und Wolframs von Eſchenbach ebenſo durch die Dome Italiens und die Münſter Deutſchlands in ihrem innern Weſen begreiflicher.

4. Die Kathedrale und andere Kirchen von Palermo.

Der Dom von Palermo war ſchon vor der ſaraceniſchen Periode die Hauptkirche der Stadt und des Erzbistums, und der Maria Aſſunta geweiht. Die Araber hatten ihn in eine Moſchee verwandelt, die Normannen ihn dem chriſtlichen Cultus zurückgegeben und alles Saraceniſche daraus entfernt. Nur auf einer einzigen Säule des ſüdlichen Porticus ſieht man noch eine arabiſche Inſchrift, den 55ſten Vers der ſiebenten Sura, welcher lautet: „Euer Gott hat den Tag geſchaffen, dem die Nacht folgt, und der Mond und die Sterne ſind beigefüget zum Werke nach ſeinem Befehl. Iſt nicht ſein eigen die Creatur und nicht ſein die Herrſchaft? Gelobet ſei Gott der Herr der Jahrhunderte!“

Die alte Kirche baute der Erzbiſchof Gualterius Offamil, ein Verwandter Roger's, in den Jahren 1170—1194 prächtig aus; er gab ihr den ernſten gothiſchen Charakter, welchen der Dom trotz aller neuern Verunſtaltungen im weſentlichen behalten hat. Von dem alten

Gebäude ließ er nur die Capelle der Santa Maria Incoronata ſtehen, in welcher Roger wie alle folgenden Könige Siciliens die Krone empfingen, was die Inſchrift: Hic Regi Corona Datur beſagt. Im Jahr 1781 wurde der Dom erneuert und durch die geſchmackloſe Kuppel, ein Werk des neapolitaniſchen Architecten Fernando Fuga, auf das ſinnloſeſte entſtellt, wodurch der ſchöne urſprüngliche Stil völlig zerriſſen ward. Gleichwol macht die Kathedrale einen mächtigen Eindruck; ſie verbindet die gothiſche Erhabenheit mit allem Reiz ſaraceniſcher Bogen und Arabesken, und kein anderes Gebäude Palermo's ſpiegelt ſo klar die an Contraſten reiche Geſchichte der Inſel ab.

Der Dom liegt frei auf einem großen Platz, den eine marmorne Baluſtrade mit barocken Steinfiguren umgibt. In der Mitte deſſelben erhebt ſich die Statue der Peſt-abwehrenden heiligen Roſalia auf einem dreiſeitigen Piedeſtal. Sie iſt für Palermo, was der heilige Gennaro, der den Dämon des Veſuvs beſchwört, für Neapel bedeutet.

Vier Türme von ſchöner Arbeit entſteigen den Ecken des Doms, und kleine Kuppeln laufen an der Längenſeite hin. Der alte viereckige, unverjüngte Glockenturm erhebt ſich daneben nach toscaniſcher Weiſe und iſt durch Bogen mit der Kirche verbunden. Die halbrunde Tribune iſt von außen mit ſchwarzen Arabesken ſchablonenartig bemalt. Ueberall an den Außenwänden, in Portalen, Fenſtern, Frieſen und Geſimſen ergötzt ſich das Auge an der feinen Skulptur der Arabesken und an den phantaſtiſchen Bildungen von Säulen und Zinnen. Die

mühsamste Kunst ist an die Portale verwendet, und zumal merkwürdig die kunstreiche Arabeskenbildung der Hauptthüre und der Charakter des Porticus auf der südlichen Seite. Die Halle rührt vom Jahr 1430 her. Sie wird von drei Spitzbogen über vier Säulen gekrönt und ist von sehr malerischer Wirkung. An der innern Wand des Atrium sieht man dort zwei moderne Skulpturen, welche die Krönung Carls III. und die des Victor Amadeus von Sardinien darstellen, der einst König Siciliens war.

Der innere Raum von einfachem und freundlichem Charakter, aber ganz modernisirt, ist dreischiffig, in der Form des lateinischen Kreuzes, mit Rundbogen, die von Pfeilern getragen werden. Capellen wie Altäre strotzen von Ueberladung und barockem Ungeschmack. Marmor und Porphyr sind reichlich verschwendet, aber weder Malereien noch Skulpturen bemerkenswert, außer den beiden kunstvoll gearbeiteten Marmorbecken, von denen das eine aus der Schule des Antonio Gagini ist, des Schülers Michel Angelo's und des besten Bildhauers, den Sicilien hervorgebracht hat. Von diesem talentvollen Künstler rühren viele Skulpturen im Dom her, namentlich auch Grabmäler in der merkwürdigen Krypta. Die Unterkirche wurde nämlich noch in der normannischen Zeit erbaut, und hat den ursprünglichen Charakter beibehalten, denn sie ist eine Basilika mit Spitzbogen, die von mächtigen Granitsäulen getragen werden. An den Wänden stehen Grabmäler der Erzbischöfe von Palermo, zum Teil antike Sarkophage von mittelmäßiger römischer Arbeit, auf welchen dann später die liegenden Figuren

der Erzbischöfe aufgesetzt wurden. Die düstere Einfachheit der rustiken Massen macht einen tiefen Eindruck.

Das Merkwürdigste, was der Dom enthält, sind die Särge der Könige aus dem Geschlecht der Normannen und der Hohenstaufen, Denkmäler der Geschichte Siciliens und zugleich unsers deutschen Vaterlandes. Sie stehen in zwei Capellen des rechten Seitenschiffs, würdige und ernste Sarkophage aus schwerem, blutrotem Porphyr oder aus Marmor, zum Teil unter kleinen porphyrnen Grabtempeln aufgestellt. Ich habe nie fürstliche Grabmäler christlicher Zeit gesehen, die so großartig einfach und mächtig, gleichsam für ewige Dauer berechnet wären, als diese. Selbst die beiden großen Porphyrsarkophage aus der Zeit Constantins, die jetzt im vatikanischen Museum stehen, wirken nicht so kräftig, weil ihre Flächen durch die Reliefs zersplittert werden. In Grüften von so großartiger Einfalt und ernster Majestät möchten auch Nibelungenkönige würdig ruhen. Die große Zeit des dreizehnten Jahrhunderts erkennt man in ihnen. Uebrigens zeigen diese Sarkophage, daß damals die Sicilianer die Kunst, den Porphyr zu behandeln, noch übten, da sie doch in Italien bereits verloren gegangen war, und wie Vasari sagt, erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wieder durch Francesco del Tadda in Aufnahme kam.

Es liegen dort bestattet der große König Roger, seine Tochter Constanza, ihr Gemal Heinrich VI., ihr beider Sohn Friedrich II., der genialste Fürst, den Deutschland erzeugt hat, und dessen erste Gemalin Constanza von Aragon.

Vor allen zeichnet sich Friedrichs Grabmal aus. Der Kaiser war in Firenzuola bei Luceria in Apulien am 13. December 1250, nur 56 Jahre alt, gestorben. Man brachte seine Leiche nach Sicilien unter dem Geleit von sechs Schaaren Reiter und der saracenischen Leibwache, und bestattete sie in derselben Kirche, wo Friedrich einst als Kind die Krone empfangen hatte, und wo auch sein Sohn Manfred sich krönen ließ. Dieser hatte den Bildhauer Arnolfo di Lapo, den Schüler des berühmten Nicolò Pisano, mit einem prächtigen Grabmal für den Kaiser beauftragt, das aber nicht zu Stande kam. Man weiß nicht, welcher Künstler das gegenwärtige Denkmal verfertigte, ob es ein Toscaner oder ein Sicilianer war. Sein Sarg, dessen Decke Adler und Greife schmücken, ruht auf vier Löwen, die in den Tatzen Sklavenfiguren halten, darüber erhebt sich ein Tempeldach auf Säulen, welche auf einem dreistufigen Untersatze stehen. Alles ist aus Porphyr gehauen.

Im Jahr 1491 wagte es zuerst der spanische Vicekönig, Fernando d'Acunha, die Gräber zu öffnen; er ließ in Gegenwart der Erzbischöfe von Palermo und Messina, und des Senats die Sarkophage Heinrichs VI. und der Gemalin Friedrichs aufmachen, und nur der Unwille aller Anwesenden hielt ihn ab, ein Gleiches mit den andern zu thun. Als im Jahr 1781 der Dom restaurirt wurde, standen noch alle diese Grabmäler in einer Capelle neben dem Chor; sie wurden hierauf an die Stelle gebracht, wo sie jetzt aufgestellt sind, und bei dieser Gelegenheit öffnete man sie alle. Der Prinz

Torremuzza, welcher bei der feierlichen Eröffnung der Särge am 11. Auguſt zugegen war, erzählt in ſeiner Lebensbeſchreibung: „Die Leichname Rogers I., Heinrichs VI. und Conſtanza's, ſeiner Gemalin, fanden ſich beinahe zerſtört und zerfallen, und wenig war von ihren Ornamenten zu bemerken; aber die Leichen Friedrichs II. und Conſtanza's II. erregten die allgemeine Bewunderung wegen des Reichtums der Gewänder und wegen des Schmucks von Edelſteinen, die ihnen in die Gräber mitgegeben waren. Auf der Krone Heinrichs VI. und auf der Alba oder dem Hemde, mit welchem Friedrich II. unter dem Gewande bekleidet war, fand man mehrere arabiſch-kufiſche Charaktere a ricamo, von denen eine getreue Zeichnung genommen und auf meine Veranlaſſung an den Profeſſor Tychſen in Bützow geſendet wurde, um ſeine Erklärung zu hören.“

Nicht ganz ſtimmt dieſe Angabe mit dem Bericht Daniele's, des neapolitaniſchen Hiſtoriographen (i reali sepolcri del duomo di Palermo illustrati). Friedrich II. lag in prachtvollen Gewändern, und wol erhalten, obgleich man ihm unehrerbietig genug noch zwei andere Leichen in dem Sarg beigegeben hatte, eine, die man für Peter II. von Aragon hielt, der im Jahr 1342 geſtorben war, und eine andere, die nicht erkannt wurde. Seine mit Perlen beſetzte Krone lag auf ſeinem ledernen Kopfkiſſen und links an ſeinem Haupte der Reichsapfel. Er hatte einen Smaragdring am Finger, an der Seite das Schwert, um den Leib einen ſeidenen Gürtel mit ſilberner Schnalle, an den Füßen buntgeſtickte ſeidene Stiefeln und goldene Sporen.

Leider ist kein ganz klares und lebenstreues Bildniß des großen Fürsten auf uns gekommen, als nur auf Münzen und auf einem Ringe, den der Geschichtschreiber Daniele nach dem Gypsabdruck eines Kopfs des Kaisers stechen ließ. Es hatten nämlich die Bürger von Capua dem Kaiser Friedrich und seinen beiden Räten, Thaddäus von Suessa und Peter von Vinea, auf der Brücke über dem Vulturnus Bildsäulen gesetzt; nur die des Kaisers hat sich erhalten, doch schmachvoll verstümmelt, da ihr, wie Raumer erzählt, freche Söldner Arm und Fuß zerbrachen und sogar den Kopf herunterschlugen. Ehe nun diese Verstümmelung geschah, hatte Daniele den Kopf abformen und nach der Form den Ring stechen lassen.

Mit welcher Empfindung steht der Deutsche in diesen Tagen vor dem Sarge jenes großen Kaisers, auf dieser weit entlegenen Küste? Welche Rechenschaft und welche Kunde wird er dort niederlegen? Dieses Grab weckt große Erinnerungen — wer kann davor stehen ohne Ehrfurcht und ohne Liebe? Andere Fürsten werfen noch nach Jahrhunderten einen schwarzen Schatten in die Welt, dieser Herrliche breitet einen Lichtschimmer über unsere Nation und Italien aus, der nicht verlöschen wird. Was in dieses einzigen Mannes großer Seele, die alle Tiefen der Lust und des Leids menschlich erschöpft hatte, an genialen Kräften lag, ist ewiger Bewunderung wert. Große Impulse gingen von ihm aus, welche die Zeit weitertrug und noch in spätern Jahrhunderten zur Wirkung brachte, obwol er im Kampf erlegen scheinen mochte. Das Papsttum, mit dem er sein

Leben lang gestritten hatte, hat er zuerst gebrochen und geschwächt: in diesem Kampf wurde der edelste Stamm Deutschlands aufgebraucht, aber nicht ohne dauernde Frucht. Ein Vorläufer der Reformation war Friedrich II.; weit über seine Zeit hinweg sprach er Ideen der Humanität, der Bildung, der Vernunft aus, welche die pfäffisch-feudale Barbarei des Mittelalters bekämpften, und die Welt erleuchteten. Seinen Völkern gab er ein Gesetzbuch, wie sie es bis dahin nicht gehabt hatten, voll Weisheit und Menschlichkeit. Den Gedanken einer Volksvertretung stellte er zuerst fest, indem er dem dritten Stand an den Parlamenten Teil gab. Er pflegte die Wissenschaften, deren tiefsinniger Kenner er war, mit uneigennütziger Liebe; die Poesie lebte in ihm auf und erweckte die italienische Dichtung. Friedrich II. war ein Mensch von idealster Bedeutung, eins von den großen Culturgenies, die, wenn sie erscheinen, ein Feuer in der Menschheit entzünden, welches Jahrhunderte lang fortlodert.

Ich führe meine Leser noch zu andern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit. Es gibt unter den ältesten einige von sehr graziöser Art. Vor allen ist die Kirche und das Kloster della Martorana (oder Santa Maria dell' Amiraglio) merkwürdig. Sie wurde vom Großadmiral Georgius vor dem Jahr 1143 gebaut, in einem reizenden, nun höchst altertümlichen Stil. Ein Glockenturm von arabisch-normannischem Charakter, welchen kleine Säulen gliedern, erhebt sich neben ihr; in's Innere gelangt man durch einen Porticus, und hier überrascht die gleiche düstere Mosaikpracht, wie wir sie in der Capella Palatina gesehen haben.

Der Chor hat acht granitne Säulen mit goldnen korinthischen Capitälern, welche die Säulen tragen. Diese, die Kuppel, die Wände bis zur Mitte sind ganz mit Mosaiken auf Goldgrund bedeckt und durch Arabesken abgeteilt, während der Fußboden mit buntem Marmor und Porphyr kunstvoll bekleidet ist. Auch hier gewahrt man auf einigen Säulen arabische Inschriften.

Unter den trefflichen Mosaikgemälden zeichnen sich besonders zwei aus. In der einen Capelle sieht man zu Füßen der heiligen Jungfrau den Großadmiral niedergefallen, und über ihm die griechische Inschrift Δεῦτε δεησις σου Γεωργιε Αμηρ (Gebet deines Knechts Georgs des Admirals). Die Jungfrau, sittsam in Gewand und Schleier gehüllt, hält eine aufgerollte Schrift, während Christus aus der Höhe mit einem Scepter herabdeutet. Auf der Rolle steht griechisch geschrieben: „Behüte, o Sohn, das Wort in allen, und vor aller Schuld Georg aller Fürsten Ersten, der mir diesen Tempel von Grund aus gebaut, und gib ihm die Erlassung der Sünden, denn wie Gott allein hast du Gewalt.“ Ein anderes Mosaikbild von noch besserer Ausführung stellt König Roger selbst dar, wie Christus ihm die Krone aufsetzt. Roger ist Porträt, ein schöner Kopf mit lang auf den Nacken herabwallendem Haar und mit spitzem Bart. Er trägt ein langes blaues Gewand, eine blaue goldgestickte Tunika darüber, und über den Schultern eine blaue Binde in Gold, welche sich auf der Brust kreuzend über den linken Arm fällt. Auf dem Haupt trägt er eine Krone oder vielmehr ein viereckiges Berretto, an den Füßen rosenrote Schuhe. Dies war auch der Anzug

Friedrichs II., als man ſeinen Sarg öffnete, und ebenſo Heinrichs VI. und Wilhelms I. Morſo meint ſehr richtig, daß alle dieſe Zeichen königlicher Würde geiſtliche Inſignien ſeien, und er beruft ſich darauf, daß Roger ſie vom Papſt Lucius II. erhielt, um ſeinem Königtum mehr Weihe zu geben. Er erhielt nämlich Scepter, Ring, Dalmatika, Mitra und Sandalen, wie Otto von Freiſingen genau berichtet.

Leider ſind die Moſaiken der Tribune bei einer Reſtauration im ſechzehnten Jahrhundert getilgt, und die Tribune ſelbſt mit barockem Geſchmack in eine andere Form umgewandelt worden. Die Martorana iſt noch dadurch merkwürdig, daß ſich hier nach der ſiciliſchen Veſper das Parlament verſammelte, welches Peter von Aragon zum Könige erkor.

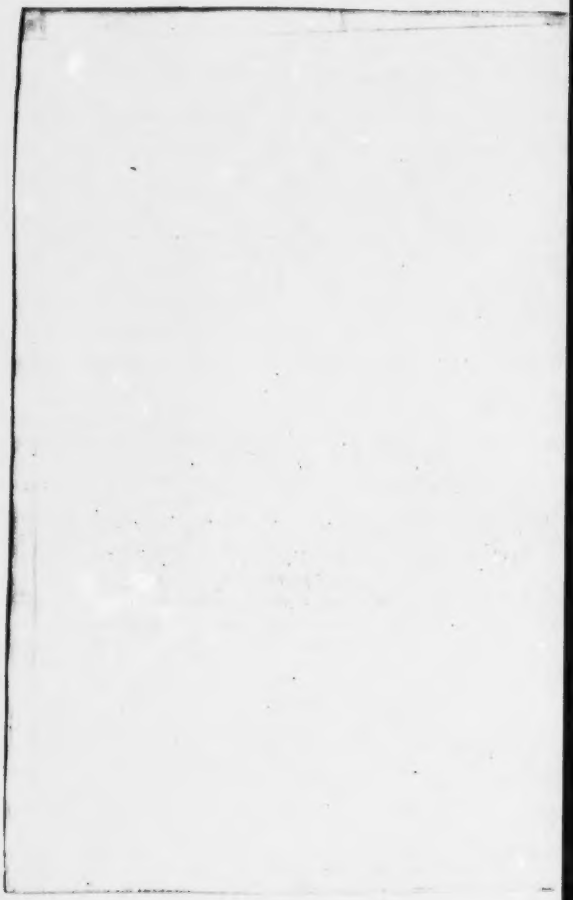
Eine andere kleine Kirche, San Giovanni degli Eremiti, iſt noch älter, da ſie im Jahr 1132 durch Roger gebaut ſein ſoll. Sie hat vier ganz arabiſch geformte blaue Kuppeln von fremdem Ausſehen. Der innere Raum iſt ſehr klein, und zeigt, weil die Kirche längſt verlaſſen iſt, nur die leeren Wände. Nebenan ſteht die Ruine eines maleriſchen Kloſterhofs in arabiſch-normanniſchem Stil, gleichfalls von ſehr kleinem Umfange.

Die dritte normanniſche Kirche aus früher Zeit iſt Santa Catalda, griechiſchen Charakters, faſt rechteckig und mit drei Halbkreiskuppeln, die von Spitzbogen getragen werden. Ihre Moſaiken ſind vertilgt. Der Admiral Majone ſoll ſie erbaut haben. Manche normanniſche Kirchen, wie San Giacomo la Magara und San Pietro la Bagnara, gingen faſt ſpurlos unter, andere

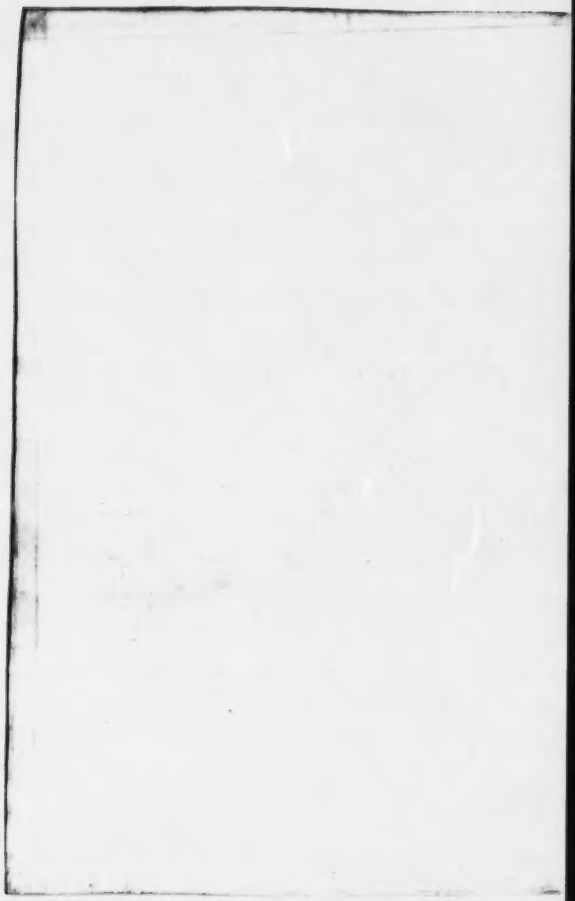
wurden in ſpäterer Zeit durch die Spanier gänzlich umgewandelt. Daß die Hohenſtaufen in Sicilien faſt gar keine Kirchen bauten, iſt aus ihrer Geſchichte leicht erklärlich; dagegen ſchien die religiöſe Architectur in der erſten Zeit der aragoniſchen Könige noch eine Nachblüte zu treiben. Dies beweiſen Sant Agoſtino und San Francesco, beſonders die letztere, deren Entſtehungsjahr freilich nicht ganz gewiß iſt. Ihr Portal iſt mit gewundenen Säulen geſchmückt; vielleicht ſtammen dieſe noch aus arabiſcher Zeit und gehörten einſt einer Moſchee an, denn die kufiſche Inſchrift auf einer der Säulen iſt hier geradezu mohamedaniſch; ſie lautet: „Im Namen Gottes des Barmherzigen Erbarmers. Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohamed iſt Gottes Prophet.“

Schön und ſehr maleriſch iſt auch die Façade der kleinen Kirche Santa Maria Catena aus dem vierzehnten Jahrhundert. Sie ſteht am Toledo. Ihr Porticus iſt ſehr ſchön, zu drei Bogen ausgeſpannt, die durch zwei Säulen getrennt werden. Ein Fries mit reizender Arabeskenarbeit läuft darüber hin. Einen ähnlichen Porticus hat übrigens auch Santa Maria Nuova. Und ſo könnte ich noch manche ſehenswerte Kirche nennen, wie die prächtige Olivella, aber das würde uns in andere Zeiträume hineinführen, und einen entſchiedenen Charakter hat keine mehr, weil mit dem fünfzehnten Jahrhundert auch der normanniſche Bogen verſchwindet, um dem Kreisbogen und dem ſchweren Pilaſter Platz zu machen. Da iſt es denn keine Freude mehr, dieſe bunten und grellen Kirchen zu beſuchen. Der künſtleriſche

Charakter der Moſaik iſt verſchwunden; die Wände ſind nur mit bunten Steinen geſchmacklos überladen. Auch gute Gemälde ſucht man hier vergebens; das einzige große Meiſterwerk, deſſen ſich Palermo rühmen konnte, der Spaſimo Rafael's, ehemals in Santa Maria dello Spaſimo aufgeſtellt, ziert nun das Muſeum von Madrid.



Agrigent.



Am 4. September brach ich mit meinem Reisegefährten von Palermo auf, nach dem alten Agrigent zu reiten. Giuseppe Campo, der trefflichste aller Führer Siciliens, ein Bürger der alten saracenischen Stadt Misilmeri, hatte uns zwei stattliche Maulthiere gegeben, während er selbst auf dem Bagagethier ritt. Es war ein herrlicher Tag, da wir hinauszogen, über Monreale, in die öden Berggegenden hinein und zwischen Felsen fort, wo wir keiner lebenden Seele begegneten als den Adlern des Jupiter, die dort ernst und still herunterſehen oder kreisend umherfliegen. So geht es einige Stunden fort, bis die Ebene von Partinico und Sala, ein herrliches Gartenland am Golfe von San Vito, sich den Blicken zeigt. Rechts bleibt die Gegend von Borghetto, einst Hykkara, die Vaterstadt des schönsten Weibes Griechenlands, jener Lais, die von den Hellenen unter Nikias als Kind geraubt und nach Athen entführt wurde.

Die Linien des Golfs von San Vito sind groß und schön geschwungen, wie die von Cefalù; die Ebene, eine der prächtigsten Siciliens, prangt in tropischer Fülle von Pflanzenwuchs. Wir hielten Mittagsrast in dem

kleinen Ort Sala und durchritten nun die reichſten Gefilde, welche von Oel und Wein triefen, um nach Alcamo zu gelangen, einer Stadt, die hoch auf den Bergen liegt. Weiter hinauf iſt großſtiliſirtes Land von doriſchem Charakter, Berge von prächtigen Senkungen, in langverzogenen Linien, rothunkel und warm; die Grundtöne von ſchwärzlichem Braun. Die Phyſiognomie dieſer Gegenden macht der Herbſt noch ernſter, und die rieſengroßen Pinien, die ſchwarzen Cypreſſen, ſchlanke Palmen und hochaufragende Blumenſchafte der Aloe wirken charaktervoll in einander. Es iſt Alles monochromiſch, braun in braun; was die Natur mit einer einzigen Farbe zu malen vermag, wird man hier mit Entzücken gewahr.

Abends erreichten wir Alcamo, nach einem anſtrengenden Ritt von neun deutſchen Meilen, und mit der untröſtlichen Ausſicht, am folgenden Tage zehn, am dritten Tage eilf, am vierten wiederum zehn deutſche Meilen reiten zu müſſen, ehe wir Agrigent erreichten. Alcamo iſt eine ſaubere und freundliche Stadt von 15000 Einwohnern, mit alten Saracenenburgen. Ich ſage nichts von ihr; außer daß mich im kümmerlichen Gaſthof die Mosquitos im Schlaf überfielen und ſo arg zurichteten, daß ich die Wundenmale vier Wochen lang als Andenken mit mir tragen mußte. Abends hatte der Capitano der Guardia zu uns geſchickt und uns militäriſche Bedeckung bis Segeſta angetragen, welche wir ausſchlugen.

Um den berühmten Tempel von Segeſta zu ſehen, machten wir uns mit dem Stern Orion auf und ritten

in der purpurnen Morgendämmerung neun Millien weit seitab durch öde und kahle Bergdistricte. Es verkündigt hier die Frühe eben jener schönste Stern unsers Himmels, ein echt sicilisches Gestirn, dessen Mythe in Messina spielt. Ich hatte dieses Sternbild oft genug in Corsica bewundert, wo ihn das Volk die drei Könige aus dem Morgenland oder die drei Magier nennt; aber in Sicilien erschien es mir erst in seiner vollen himmlischen Pracht, wie ein Candelaber der Götter, welchen die Horen im Azur anzünden. Seine Lampen flimmen und flammen wie in bengalischem Feuer; dann wittert die Luft, und der Ost quillt von einem krokusfarbenen Schein; die Berge fangen an zu atmen, sie heben und senken die Nebel wie Schwingen; dann wird es purpurrot über dem Meer, und alle Lüfte rauchen von Purpurdampf. Der Orion aber verlöscht seine Kerzen, nach welcher seligen Götternacht!

Da ist nun der Tempel von Segesta! Schon drei Millien weit sahen wir ihn vor uns, ein schöner Anblick, weil er, kaum Ruine zu nennen, sondern ganz aufrecht, mit allen Säulen und beiden Frontonen, einsam an der braunen Bergseite steht und die wilde Gegend still und majestätisch überschaut. Der Weg, welcher dorthin führt, ein wenig betretener Hirtenpfad, war eine Millie weit mit Aloeblumen besetzt. Wol Hunderte zu beiden Seiten erhoben aus ihrem riesigen Blättergerüst die 20 Fuß hohen Blumenschafte und bildeten eine Allee, durch welche die Perspective geradezu auf den Tempel führte. Dies berühmte Heiligtum steht auf einem nackten Hügel. Die gelbbraune, von dürren Disteln bedeckte

und von Ziegen umwaidete Bergwildniß, die Einſamkeit, die Erinnerung an die alten trojaniſchen Sagen, die ſchönen Verſe des Virgil, endlich jene Kriege der Segeſtaner mit Selinunt, welche die Expedition der Athener gegen Syrakus und ſo große geſchichtliche Folgen nach ſich zogen, beſchäftigen hier die Phantaſie. Die poetiſche Oede ringsumher übertrifft noch jene von Päſtum. Ueberall ſagenvolle Atmoſphäre und nebelſame Geſtalt von Mythen oder von Hiſtorie. Wenn man auf dem alten (von Hittorff ausgegrabenen) Theater ſitzt, ſo iſt der Blick in die blonde Wildniß zauberhaft und von tief tragiſchem Ernſt. Man überſieht hier den Golf von Caſtellamare, dort die prächtigen Berge von Alcamo; zu Füßen liegt ein verwildertes Tal, welches der fabelhafte Fluß Krimiſos durchirrt; drüben ſteht der graualabaſterne Berg von Calatafimi, einer Stadt, die ſchwarz und eintönig ſeinen Gipfel bedeckt. Wendet man ſich weſtwärts, ſo blickt über die gelben Hügel herauf ein blauduftiges, phantaſtiſches Berghaupt. Das iſt der ſchöne Berg Eryx, der einſt den Tempel der Venus trug. Auch das ägadiſche Meer ſchimmert dort hyancinthenfarb hervor und lockt den Blick nach Carthago und die Phantaſie in die puniſchen Kriege zurück.

Ich ſage nichts mehr vom Tempel der Segeſtaner; er iſt bekannt genug. An den Bergen Piſpiſa ritten wir fort, hinter dem Tempel weg, durch die ſonnenverbrannte Wildniß, wo hier und da Hirten in ſchafsfellenen Kleidern ihre Heerden trieben. Es geht über Haiden fort, die nur braune Diſteln tragen und von Millionen von Schnecken überdeckt ſind, welche jede

Pflanze wie versteinernd überziehen; weiter fort ohne Weg noch Steg durch Felder, die von der Sonnenglut tief zerklafft und zerspaltet sind. Auf einmal enthüllt sich das große und weite Ostufer und das ägadische Meer, die herrliche Pyramide des Eryx, Drepanum zu seinen Füßen, heute Trapani genannt, die ägadischen Inseln, welche silberhell durch den Meeresduft erglänzen und alles Küstenland bis Lilybäum, Marsala und Mazara. Hier wehen schon Lüfte von Carthago herüber, und das Schiff, welches dort gegen Afrika segelt, brächte mich in zwölf Stunden nach Tunis und zu den Puniern.

Wir gelangten zu Mittag in unerträglicher Sonnenglut nach Vita, einem elenden Steinhaufen in der Oede, bevölkert von elenden Menschen, welche bronzefarbig und kraushaarig schon Afrikanern gleichen, und deren Sicilisch ich nicht verstehen konnte. Bei einem Schuster machten wir Rast, aßen was uns Campo vorsetzte, und stiegen nun auf, nach Castel Vetrano zu reiten, wo wir Nachtruhe halten sollten. So herrlich diese Gegenden auch waren, so raubte uns doch die Müdigkeit den größten Teil des Genusses. Nach einem Ritt von zehn deutschen Meilen gelangten wir also nach jener Stadt, aber ich war nicht im Stande vom Thier zu steigen, sondern mußte herabgehoben werden. Indem mir nun die schreckliche Gewißheit, morgen eilf Meilen reiten zu müssen, vor den Gliedern stand, glaubte ich, solcher Xenophontischen Märsche nicht länger fähig zu sein; indeß ich machte die Erfahrung, daß der Mensch Alles kann, was er ernstlich will, und daß die Philosophie selbst halsstarrige Maulthiere zu bändigen vermag. Denn jene

eilf Meilen ritt ich folgenden Tages ohne Beſchwerde, und die letzten zehn bis Agrigent bereits mit Behagen. Nicht ſo mein Gefährte, welchen ſchon am zweiten Tage der Sonnenſtich getroffen hatte und der, in den Schwefelminen von Alcara ſpäter nur durch ſchleunigen Aderlaß gerettet, mehre Wochen in Palermo krank darniederliegen ſollte.*)

Am 6. September brachen wir in der Morgendämmerung von Caſtel Vetrano auf, um an das afrikaniſche Meer nach Selinunt zu reiten. Das war wieder ein Morgen von ſo purpurner Pracht, wie man ihn nur hier oder in Hellas erleben mag. Wer hätte Worte, dieſe Farbenſtröme zu ſchildern, welche ſich vom Oſten her über die ſtillen Fluten und durch die Lüfte ergießen! Vorausgehend, um mich dem Anblick dieſes Phänomens in Einſamkeit hinzugeben, ſetzte ich mich am Ende der Stadt vor einer alten Kirche unter Bäumen nieder und blickte dort in die Meeresfernen nach Selinunt hinaus, welches ſechs Millien weit vor uns lag. Der Orion flammte wieder in dem purpurnen Dunſt, und der Himmel war von jener unſagbaren Klarheit, die man mit keinem andern Wort als dem helleniſchen „Aether“ bezeichnen kann. Solchem Morgen habe ich dies Sonett geopfert:

Helios.

Wenn durch die blaue Nacht auf leiſen Schwingen
Die müde Erde tragen Schlaf und Tod,
Den ſchönen Raub in's Chaos heimzubringen,
Die Heimlichen, eh' ſie der Tag bedroht;

*) Heute ein rühmlich bekannter Archäolog, Profeſſor Burſian in Jena.

Dann weckt Orion ſchnell das Morgenroth,
Am Himmel auf die Flammentore ſpringen,
Und Helios kommt — das Haupt von Zorn umloht,
Läßt er des Lichtes Rachepfeil erklingen;

Und lächelnd ſtreut er in der Erde Schoos
Des Lebens Füllhorn, winkt den jungen Stunden,
Die ſie umtanzen, roſenüberwunden.

Aus Ohnmacht reißt die Bräutliche ſich los;
Es wird ihr Herz ſo weit, ſo ſonnengroß,
Wie in des Gottes Arm ſie ſich gefunden.

Man reitet von Caſtel Vetrano durch ein wolbebautes Flachland, ſechs Millien weit nach dem Meer hinunter. Schon in dieſer Entfernung zeigt ſich die ungeheure Trümmermaſſe der ſelinuntiſchen Tempel, und wie groß dieſe ſei, will ich ſo ſagen. Im Morgendämmer fortreitend erblickte ich am fernen Meeresufer eine Stadt; aus ihr ſah ich viele zerſplitterte Rundtürme hervorragen, unter denen namentlich einer wie ein Minaret hoch und ſchlank ſich in die Lüfte erhob. Ich ſagte alſo Giuſeppe, es ſei gut, friſch fort auf die Stadt zuzureiten, welche mir ſo anſehnlich ſcheine, daß ich wol hoffte, es würde dort Sorbet zu finden ſein. Hierauf lachte Giuſeppe und antwortete: „Was euch eine Stadt dünkt, ſind die Tempeltrümmer vom alten Selinunt.“

Der Anblick dieſer Trümmer am Meer, in grenzenloſer Oede, iſt vielleicht ohne Gleichen in der Welt. Hier hatte ich zum erſten mal den ganzen und vollen Eindruck von Dem, was man ſich unter dem Begriff „klaſſiſche Ruinen“ vorſtellt. Aus der Ferne wie aus

der Nähe betrachtet erregen diese verlassenen Ueberreste hellenischer Größe ein gemischtes Gefühl von sprachlosem Erstaunen und von schauerlicher Lust. Die Wüstheit der Trümmer unter wucherndem Pflanzenwuchs ist unbeschreiblich malerisch, um so mehr, als aus den riesigen Steinblöcken überall Gebild und Gestalt hervortritt. Nichts als Triglyphen, Metopen, cannelirte Säulenstücke, dorische Capitäler von ungeheurer Dimension und doch graziös und leicht in Form und Profil: all dies ragt über einander, gleich wie Schollen, wenn der Strom mit Eis geht. Der Strom der Zeit ist hier mit Trümmern gegangen und hat sie in großartiger Wildheit und bizarrer Gruppirung über einander gedrängt. Einige Massen liegen noch im Chaos der Zerstörung geordnet; so sieht man namentlich an dem berühmten Tempel des olympischen Zeus die Riesensäulen von den Basen gestürzt, in Reihen, wie sie aufrecht standen, umgelegt, mit getrennten Gliedern, nun Giganten gleichend, die auf einem wüsten Kampfplatz mit gebrochenem Leibe niedergestreckt neben einander liegen. Nur wenige Säulenstümpfe stehen aufrecht, vom Volk Pileri de' Giganti, Riesenpfeiler genannt; unter ihnen eine, die höchste, turmartig und ohne Capitäl, aus dem Schutt der Tempel einzeln hervorsteigend, ein Trümmerkönig, der alles öde Land weit und breit sagenvoll beherrscht.

Zwei solcher Trümmerhaufen bezeichnen auf den geringen Erhebungen nahe am Meer das alte Selinus. Das eine, östliche, Trümmerfeld enthält hauptsächlich die Ruinen der Tempel, das andere, westliche, die der Stadt selber, wo man vier Tempel unterscheidet, deren

verwilderte Massen höchst malerisch sind. Man steigt zwischen den Blöcken und über Architraven und Friesen wie in einem Labyrint umher, welches Gebüsche verdichten und duftige Blumenranken umschlingen, fast bei jedem Schritt die schwarzen Schlangen aufstörend, die diese versunkene Welt allein bewohnen. Zwischen beiden Trümmerfeldern fließt der Selinos, heute Madiuni, in das nahe Meer. Der ganze Strand ist niedrig, der Fluß versumpft, zu beiden Seiten nur trockene Moore, weit und breit bedeckt mit dem schönen, fremdartigen Palmengrase und übersäet mit blauen Blumen und einem Flor von köstlich duftigen Lilien. Schon im Altertum erzeugte die Maremmenluft, welcher Selinus bei seiner niedrigen Lage ausgesetzt war, pestartige Krankheiten unter der Bevölkerung; Empedokles ward deshalb von Agrigent gerufen, diesem Uebel zu steuern, und es heißt, er befreite die Stadt von der Sumpfluft durch Kanäle, die er zog.

Ich halte mich nicht bei einer Schilderung der Tempel auf, noch will ich mehr als flüchtig daran erinnern, daß dort jene berühmten Metopen gefunden wurden, welche für die Geschichte der alten Kunst von so großer Wichtigkeit geworden sind. Man sieht sie jetzt im Museum von Palermo. Aber erwähnen will ich, daß der Geschichtschreiber Tommaso Fazello in der Nähe des alten Selinunt zu Hause war; es ist jener gelehrte Dominicaner aus dem sechzehnten Jahrhundert, welcher die neuere Geschichtschreibung Siciliens geschaffen hat.

Im übrigen Italien sieht man auf Trümmerstätten entweder das Leben sich in die Ruinen einwohnen, wie

namentlich in der Campagna von Rom, oder man erblickt neben einander Trümmer von verschiedenen Zeitepochen; zu Selinunt stellt sich nur eine einzige Epoche dar; ringsum keine Spur von Leben, die feierlichste Oede zu beiden Seiten, eine grenzenlose aber selige Verlassenheit, ein verschwimmender Meereshorizont, tiefstes Schweigen und mytenvolle, odysseische Einsamkeit. Daher wird die Phantasie durch nichts aufgehalten, sondern breitet sich in dieser klassischen Wüste ungehindert aus. Wer Selinunt gesehen hat, wird sagen, daß nirgendwo anders in Italien sein Gemüt so ganz und gar den Eindruck der Ruine empfunden hat.

Weiter ostwärts reitend durch flaches Land setzten wir über den Belicifluß, den alten Hypsa Potamos, und zogen fort durch viel Korkeichenwaldung und viele ufersandige Strecken, bis wir Menfrici erreichten. Von dort geht es durch öde Ebenen, bis sich plötzlich Sciacca (Thermae Selinuntiae) zeigt, ein lebhafter Ort von 16000 Einwohnern mit einem malerischen Castell und schön auf Hügeln am stralenden Meer gelegen. Wir hielten dort Nachtrast.

Von Sciacca machten wir uns weiter auf und ritten beinahe vier deutsche Meilen weit am Strande fort, über Kiesel und Muscheln und moorige Strecken, bald wieder über Flüsse hinweg, immer ohne Weg und Steg. Es gibt hier viele ausgetrocknete Flüsse, die vom Herbstregen zu reißenden Strömen anschwellen. Einer der größten ist der Platani, der alte Halykus, den wir durchritten. Wir fanden dort viele Heerden hochgehörnter Rinder, die in Sicilien, soviel ich wahrgenommen habe,

nicht wie in Italien von weißer, ſondern von roter Farbe ſind; die wahren Rinder des Helios. Die Hirten, ein wild und elend ausſehendes Volk, reiten auf Pferden, wie in der Campagna von Rom und in den pontiniſchen Sümpfen.

Nachdem wir den Strand verlaſſen hatten, ging es über hügeliges Land weiter; es iſt unbewohnt, aber reich an Korn. Nirgends eine Ortſchaft, überall die vollkommenſte Verlaſſenheit. Mitten in einer Haide überraſchte uns der verwunderſame Anblick eines Sees, der gänzlich ausgetrocknet und flach vor uns lag, weiß wie Schnee; hohes dürres Schilf umkränzte ſeine Ufer. Dies Gemälde der Natur, fremd und ſeltſam, hatte einen Charakter von geſpenſterhafter Oede, wie ich mich nicht erinnere, Aehnliches geſehen zu haben.

Endlich erreichten wir nach einem Ritt von 24 Millien Monte Allegro. Der elende Ort entſpricht nicht ſeinem Namen: denn in ganz dürrer Gegend gelegen, nur von kümmerlichem Weinwuchs und von wenig Olivenbäumen umgeben, ſollte er eher Monte Triſte heißen. Ehemals lag dieſe Stadt auf dem Berge, wurde aber vor hundert Jahren verlaſſen, weil die Einwohner Waſſermangel litten. Man hat deshalb den ſonderbarſten Anblick zweier Städte vor ſich, der Mutter- und der Tochterſtadt. Jene ſteht noch mit Straßen und Häuſern aufrecht auf dem Berg, nun eine Mumie von Stadt, während der neue Ort zu ihren Füßen liegt, nicht minder wüſt und geſpenſtig ausſehend als jene. Alle Häuſer ſind aus grauem Alabaſterkalk gebaut. In der Gegend von Monte Allegro lag einſt am Halykos die alte Stadt

Heraklea Minoa, welche ihren Namen vom Minos erhielt; denn als dieser König den Künstler Dädalus nach Sicilien verfolgte und von den Töchtern des Kokalus getödtet worden war, erbauten seine kretischen Begleiter Minoa. Einige Grotten und Gräber in den Felsen gibt man für die Ueberreste davon aus.

Von Monte Allegro in sehr lästiger Nachmittagssonnenglut aufgebrochen, ritten wir durch wüste Gegenden nach Siculiana. Der graue Ort liegt auf ganz kahlem Berge; er hat kein anderes Grün um sich her als den stachligen Cactus, welcher das Gestein überwildert. Die Armut des Volks ist groß. Die Weiber tragen hier überall die weißen oder schwarzen Schleier von Tuch, die als Mantille über den Kopf gezogen werden, die Männer hohe gezipfelte Mützen von weißer oder von schwarzer Farbe. Alles Land umher wittert von Schwefelgeruch, und hie und da sieht man Schwefelminen rauchen. Vor Siculiana lag im Altertum Ancyra. Es folgt nun ein Ufer von vulcanischer Bildung, schwarz oder schwefelweiß in Reihen von Kegeln geformt. Wir ritten im zauberischen Mondschein durch diese schauerlichen Einsamkeiten, überall begrüßt vom Geschrei der Eulen, schweigsam fort an den schwermutsvollen Meereswellen, bis wir Molo di Girgenti erreichten, einen kleinen Hafenort, drei Millien weit von Agrigent. Und erst in der Nacht gelangten wir in die Vaterstadt des Empedokles, das alte Akragas, nun der elende Ort Girgenti. Eine trümmervolle, klassische Wildniß lag im Zwielicht der Sterne rings um uns her gebreitet, und als ich am folgenden Morgen vor das Stadttor ging, sah ich eine Landschaft vor mir, deren

großer und feierlicher Stil kaum dem Gefilde von Syrakus nachsteht.

Wir sind in Agrigent, und ich habe meine Aufgabe zu lösen, eine kurze Darstellung dieser großen Stadt und ihrer Denkmäler zu geben. Hier ist es gut, einen Standpunkt zu wählen, der einen übersichtlichen Anblick gewährt. Ich nehme ihn in der Mitte, vor dem Tempel der Juno, auf der südlichen Stadtmauer Agrigents. Die Natur der Gegend ist diese, daß sie sich als eine schiefe Ebene von felsigen Hügeln in großen Linien heruntersenkt bis zu dem nur zwei und eine halbe Millie entfernten Meer. Diese Schiefebene umfassen ost- und westwärts zwei Flüsse, dort der Akragas (heute San Biagio), hier der Hypsa (heute Drago genannt). Sie begrenzen das Stadtgebiet von beiden Seiten und vereinigen sich unter der südlichen Stadtmauer, als Fluß Akragas in das nahe Meer sich zu ergießen. Es liegt also der ganze Umfang des alten Agrigent innerhalb der beiden genannten Flußarme in einem unregelmäßigen Dreieck, dessen hochgelegene Basis, dem Norden zugekehrt, von zwei schroffen Felsenhügeln gebildet wird, vom Kamikus, auf welchem das heutige Girgenti steht, und von dem Felsenhügel der Minerva zu seiner Seite. Dort stand der Tempel des Zeus Polieus, hier der des Zeus Atabirius und der Minerva. Es war dies die eigentliche Stadt Agrigent; nun aber dehnten sich ihre Vorstädte oder Neapolis, die Neustadt, wie Plutarch sagt, unter dem Kamikus niedersteigend aus und umfaßten die ganze felsige Hochebene. Deren natürliche Felsabstürze und labyrintische Zerklüftungen bildeten zugleich die Stadt-

mauer. Am deutlichsten erkennt man sie noch ostwärts und südwärts. Und hier oben auf der südlichen Stadtmauer sitzen wir, in der Mitte jener Reihe von dorischen Tempeln, welcher einer hinter dem andern emporragen, mehr oder weniger aufrecht, ein Anblick, von dessen melancholischer Schönheit und Größe zu schweigen besser ist als in vielen Worten zu reden. Blicken wir nun zum Meer, so senkt sich hier plötzlich und tief das Landbraun und öde, eine Landschaft vom tiefsten Ernst der Formen, welcher mit den dorischen Tempeln machtvoll übereinstimmt. Ueberall große Massen, lange Linien, himmlische Weite und der blaue Spiegel des Meers; ein rotbrauner Farbenton von wärmster Glut, eine fast afrikanische Dürre, eine im Sommersonnenschein flimmernde Wüste, still durchbrochen vom Silbergrau der Olivenhaine. Rings, wo die Tempel stehen, und Hunderte von Gräbern, Loculi und Nischen um uns her zerstreut sind, und hier und dort Säulen ragen, oder riesige Architrave und Triglyphen den Boden bedecken, eine so mächtige Ruhe und ernste Majestät, daß kein anderes Gefühl in der Seele aufkommt als schweigende Bewunderung, und wenn sie weichere Stimmungen überschleichen, so ist es nur die freudige Liebe zu Hellas und seinem Geist.

Es ist nicht leicht möglich, eine zertrümmerte Stadt zu betrachten oder von ihren Denkmälern zu reden, ohne den Gang ihrer Schicksale in Gedanken zu übergehen. Deshalb will ich hier, zwischen jenen Tempeln sitzend, erst ein flüchtiges Bild von der politischen Erscheinung des alten Agrigent entwerfen, in der Hoffnung, daß die

Leſer dieſer Blätter bei einer ſo weltberühmten Stadt gern verweilen und, was ich andeute, ſich ergänzen werden. Es gibt auch im Leben Agrigents eine Fülle von merkwürdigen, von ſchönen, großen und glänzenden Geſtalten, deren Namen in aller Munde lebt. Denn dieſe Stadt war eine der herrlichſten unter den helleniſchen, wenn auch nicht ſo mächtig wie Syrakus, ſo doch eben ſo reich, ſo üppig und nicht minder geiſtvoll und glücklich begabt.

Schon lange vor den Griechen war ſie ein Hauptort der Sikaner. Deren König Kokalus hatte, nach dem Bericht des Diodor, den aus Kreta flüchtigen Dädalus bei ſich aufgenommen, und dieſer für ihn auf jenem Hügel Kamikus, den wir vor uns ſehen, eine Burg angelegt, zu welcher man nur durch einen engen und künſtlich gewundenen Weg gelangen konnte. In dies unbezwingliche Schloß brachte Kokalus ſeine Schätze. Es erhob ſich alſo auf dem Kamikus eine feſte ſikaniſche Stadt, ehe die Griechen Akragas anlegten. Das helleniſche Agrigent entſtand erſt im zweiten Jahre der 49. Olympiade (582), eine Pflanzſtadt des nahen Gela, welche bald ihre Mutter an Größe und Reichtum überragte: denn der Handel mit Carthago gab ihr ein ſchnelles Wachstum.

Es hatten die Agrigenter wie die Geläer zuerſt eine oligarchiſche Regierungsform unter den Geſetzen des Charondas des Katana, bis ſich Phalaris zum Tyrannen aufwarf. Dieſer außerordentliche Menſch war Kretenſer von Geburt. In Agrigent mit dem Bau des Tempels des Zeus Polieus beauftragt, benutzte er dies Unter-

nehmen, welches ihm Geld und Leute wie den festesten Punkt der Stadt zur Verfügung gab. Er mietete Söldner, bewaffnete die Gefangenen, und während man in der Stadt das Fest der Ceres feierte, überfiel er die Bürger und machte sich zum Tyrannen von Agrigent. Den Griechen war die Monarchie so sehr verhaßt, daß sie aus Phalaris ein fabelhaftes Ungeheuer gemacht haben und seine Grausamkeit sprichwörtlich wurde. Allen ist die Sage vom bronzenen Stier bekannt, den Perillus für jenen Tyrannen verfertigt haben soll, Fremdlinge und ihm verhaßte Personen darin an langsamem Feuer zu rösten. Diese Sage ist durch ihr Local sehr bedeutend. Denn der Stier von Agrigent deutet auf Kreta und das Stiergebilde des Dädalus zurück, und wieder auf das nahe Carthago, wo dem Moloch in glühender Stiergestalt Menschen geopfert wurden. Es scheint, als sei hier ein Mysterium des asiatischen Saturn verhüllt. Daß der Stier des Phalaris wirklich vorhanden war, sagt Diodor. Er erzählt, Himilkon habe ihn nach der Eroberung von Agrigent nach Carthago geschickt, Scipio aber 260 Jahre nach der Zerstörung von Carthago den Agrigentern zurückgegeben. Der Stier des Phalaris hat noch dem Lucian zu zwei satyrischen Dialogen gedient, worin er Abgeordnete des Tyrannen in Delphi auftreten läßt, welche dem Gott jene Höllenmaschine zum Geschenk antragen und den grausamen Tyrannen als einen gerechten Mann darstellen; er läßt hierauf durch Priestermund die Gabe des Wüterichs als gottseliges Opfer erklären. Es ist nicht leicht möglich, die Bosheit gegen die Kirche, um in un-

ferer Sprache zu reden, weiter zu treiben, als es hier Lucian gethan hat.

Phalaris war gewaltthätig und grausam; aber auch er in einer frühern Zeit, etwa um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt herrschend, zeigt sich, wie alle griechischen Tyrannen, als ein geistvoller Mensch, der den Umgang mit Weisen und Künstlern liebte. Es werden Züge hochherzigen Edelmuts von ihm erzählt, wie von Dionys, zumal die Geschichte von Menalipp und Chariton, die an Damon und Pythias erinnert, und jene, die von dem berühmten Poeten Stesichorus berichtet wird. Phalaris, der so viele Städte mit tapferm Schwert unterworfen hatte, trug einst den Himeräern ein Bündniß an; sie sollten ihn zu ihrem Anführer wählen, damit sie sich an ihren Feinden rächen könnten. Dies verhinderte Stesichorus, indem er vor das Volk trat und ihm eine Fabel erzählte. Das Pferd, so sagte er, weidete einst allein auf einer Wiese, da kam der stärkere Hirsch und vertrieb es. Jenes eilte zum Menschen; es bat ihn, den Hirsch zu züchtigen. Gut, sagte der Mensch, aber du mußt mich auf deinen Rücken nehmen. Das Pferd willigte darein, es rächte sich wol am Hirsch mit Hülfe des Menschen, aber es trug nun für immer dessen Zügel und despotisches Joch. So, sagte Stesichorus, wollet auch ihr, o Männer von Himera, dem Pferde gleichen, weil ihr gesonnen seid, das Joch des Phalaris auf euch zu nehmen. Die Himeräer wurden nachdenklich und standen vom Bündniß mit dem Tyrannen ab, aber Phalaris war über Stesichorus tief ergrimmt. Nun fiel der Dichter bald darauf in seine

Hände, und wurde vor den Tyrannen gebracht. Er that ihm nichts zu Leide, sondern bot ihm Gastfreundschaft und reiche Geschenke, ergötzte sich an der Weisheit seines Mundes und an dem himmlischen Klang seiner Lieder, und entließ ihn mit Ehren, weil er ein Sänger war.

Höchst eigentümlich erscheint überhaupt das Verhältniß der Philosophen zu den Tyrannen Siciliens, welches in Syrakus besonders auffallend ist. Wie in der fabelhaften Zeit die Heroen durch die Länder wandern, um Ungeheuer auszurotten, so reisen später die Philosophen in der Welt umher, um sie von den Tyrannen zu befreien. Dies ist freilich die Aufgabe der Philosophie, die Menschheit von jeder Art Tyrannei zu erlösen; in den Berichten des Altertums von jenen merkwürdigen Reisemissionen der Pythagoräer und Eleaten ist sie klar und schön ausgesprochen. Es reisen zum Phalaris Demoteles, Zenon von Elea, und Pythagoras selber, um ihn zu ermahnen, von der Alleinherrschaft abzustehen und zur Tugend zurückzukehren. Jamblichus erzählt, obwol fabelnd, davon im Leben des Pythagoras und erdichtet manches weise Gespräch, welches dieser Philosoph mit Phalaris führte. Er verglich, so sagt er, die gute mit der schlechten Lebensweise, enthüllte die Fähigkeiten, die Gebrechen und die Leidenschaften der Seele, offenbarte die Allmacht Gottes aus ihren Werken und überführte damit den ungläubigen Phalaris. Er schwieg nicht von dem Strafgericht, das die Frevler an den Gesetzen erwarte, und so sprach er Vieles über die göttliche Vernunft und die Tugend, über den Wechsel des Glücks und

die Begier der Menſchen nach dem Beſitz und der Alleinherrſchaft.

Auf die Zureden der Philoſophen entgegnete der geniale Tyrann: mit der Alleinherrſchaft ſei es wie mit dem Leben. Niemand würde geboren ſein wollen, wüßte er die Qualen des Lebens voraus; aber ſobald man geboren ſei, wolle man nicht mehr ſterben. So alſo würde auch Niemand Tyrann ſein wollen, kennte er im voraus die Pein, welche Tyrannen erleiden; ſobald man's aber geworden, könne man nicht mehr aufhören, es zu ſein.

Ich erinnere mich des geiſtvollen Worts, welches ein Syrakuſaner dem Dionys ſagte. Als dieſer einſt in Zweifel war, ob er die Herrſchaft niederlegen ſollte oder nicht, ſagte einer ſeiner Freunde: „O Dionys, die Tyrannis iſt doch ein ſchönes Sterbekleid.“

Unſere Gegenwart, ſo ſcheint es mir, bringt lebhaft wieder jene Zeiten der Tyrannis durch ein augenfälliges Beiſpiel in die Erinnerung: ſie zeigt, daß die menſchliche Natur ewig dieſelbe ſei. Wenn man nun die beiden großen Perioden der Tyrannis, die helleniſch-ſikeliotiſche und die italieniſch-mittelalterige, welche ſich durchaus gleichen, mit unſerer jüngſten Erſcheinung der Tyrannis in ihren Intriguen und Machinationen vergleicht, ſo ſieht man, daß es wirklich nichts Neues unter der Sonne gibt. Nur hat die alte Freiheit der philoſophiſchen Rede aufgehört, und unſere Philoſophieprofeſſoren machen und bekämpfen nur noch Hirngeſpinnſte und Syſteme, die auf das Glück der Völker keinen Einfluß haben.

Die Fabel ſagt, daß Phalaris durch ein Gleichniß

des Pythagoras sein Leben verlor. Einst redete der große Philosoph in seiner und der Bürger Gegenwart von der Furcht der Menschen vor den Tyrannen und bewies, wie grundlos sie sei, durch das Beispiel der Tauben, welche furchtsam vor dem Sperber fliehen und ihn doch in die Flucht treiben würden, wenn sie kühn sich gegen ihn wendeten. Diese Rede erhitzte einen Bürger dergestalt, daß er einen Stein aufnahm und ihn nach dem Tyrannen warf; andere folgten dem Beispiel, sodaß Phalaris zu Tode gesteinigt wurde. Andere erzählen von Zenon dem Eleaten, daß er die Agrigenter gegen ihn zur Empörung aufgestachelt habe.

Das Andenken an Phalaris hat sich in der Welt erhalten, und so sehr merkwürdig erschien dem Altertum dieser Mann, daß man ihm 140 Briefe moralischen und philosophischen Inhalts unterschob, über deren Echtheit die Gelehrten langen Krieg geführt haben.

Nach seinem Tode wurde die Demokratie wiederhergestellt; an die Spitze der Stadt traten zwei weise Männer, Alkmenes und Alkander, unter deren Leitung die Republik erblühte und so reich ward, daß die Bürger anfingen, in Purpur getränkte Gewänder zu tragen. Die Ueppigkeit und das allzu geistreiche sophistische Wesen scheint überhaupt ihr Verderben gewesen zu sein.

Zur Zeit des Gelon von Syrakus erlangte jedoch ein sehr kräftiger Mann, Theron, die Tyrannis in Agrigent. Er hatte sich mit jenem verschwägert, und beide, nun die Häupter Siciliens, unterstützten ihre gegenseitigen Pläne. Es begann damals die kurze und schöne Blütezeit Siciliens, nachdem die Carthager bei Himera

im Jahr 480 die tödtliche Niederlage erlitten hatten. Die meisten carthagischen Gefangenen hatte Agrigent gemacht, und mancher Bürger hielt 500 Gefesselte in seinem Hause. Aber die größte Zahl Kriegsgefangener wurde der Gesammtbürgerschaft zugeteilt; sie mußten nun die Steine hauen, aus denen damals die Tempel Agrigents gebaut wurden, und auch an den unterirdischen Kanälen arbeiteten sie, welche der berühmte Architect Phäax erbaute. Außerdem legten die Agrigenter einen Fischteich an, um für ihre üppigen Malzeiten köstliche Fische zu mästen; er gewährte ein malerisches Bild, so sagt Diodor, weil sich viele Schwäne auf ihm niederließen. Ihr ganzes Land bepflanzten die Bürger mit Reben und mit Fruchtbäumen jeder Art.

Therons Herrschaft war die Glanzperiode Agrigents. Handel und Feldbau machten die Stadt reich; sie strahlte von Prachtwerken der Architectur, der Bildnerei und der Malerkunst; pomphafte Feste ergötzten das Volk, und am Hofe des milden Herrschers sah man die Weisen und die Dichter von Hellas. Pindar, Bachylides, Aeschylus waren ab und zu in Agrigent, und als eine Spannung zwischen Hieron und Theron zum Krieg zu werden drohte, vermittelte der große Dichter Simonides den Frieden. Pindar dichtete damals seinen olympischen Siegesgesang auf Theron den Agrigenter, der mit dem Wagen gesiegt hatte, und pries im isthmischen Lobgesang auf Xenokrates Akragas als die schönste unter den Menschenstädten.

Sechszehn Jahre lang herrschte Theron. Als er im Jahr 472 starb, errichtete ihm das Volk ein prächtiges

Grabmal und gab ihm die Ehre der Heroen. Sein Sohn Thrasydäos glich ihm nicht; den Bürgern verhaßt, wurde er verjagt und später in Megara hingerichtet. Die Agrigenter hatten also die Tyrannis abgeworfen und für ganz Sicilien das Zeichen zur Befreiung von der Alleinherrschaft gegeben. Während nun überall in den Städten die Demokratie eingeführt wurde, setzte Empedokles in Agrigent eine gemischte Verfassung ein, die den Aristokraten wie dem Volk gleiche Rechte verlieh.

Es scheint, daß die politischen Grundsätze des großen Philosophen auf die Gleichheit aller Bürgerklassen hinausliefen; sich selbst aber hielt er, wie von ihm berichtet wird, für einen Gott. Er kleidete sich in Purpur und trug einen goldenen Kranz auf langwallendem Haar; wenn er feierlich einherschritt, folgten ihm schöngeschmückte Knaben. So schildern ihn die Alten als einen Heros, in welchem die Natur ihre höchste Würde entfaltet habe. Empedokles ist eine der glänzendsten Gestalten, in denen die Griechen das Genie angeschaut haben; spätere Lebensbeschreiber legten in ihn das höchste Bewußtsein von der Göttlichkeit des menschlichen Genius und lassen ihn selber von sich diese Verse sagen:

Die in der ragenden Burg ihr wohnet des gelblichen Stromes
Akragas, Freunde, und wol euch übt in den trefflichsten Werken,
Seid mir gegrüßt! Ich nimmer ein Sterblicher, sondern ein
Gott euch
Wandle von Allen geehrt, denn dies ja ziemet mir also,
Schön mit der Binde gekränzt und mit blumig erschimmernden
Kronen;

Schreit' ich daher in dem Schmuck durch ruhmvoll prangende Städte,
Mich dann preisen die Männer und Weiber; unzählige folgen
Mir, so viele bewegt des Gewinns Antrieb, und Verlangen,
Sich zu erforschen das Heil in der Zukunft klärlicher Deutung,
Jeglicher Krankheit auch zu erkennen die künstliche Heilkraft.

Die Naturphilosophie, deren Meister Empedokles war, blieb bei ihm nicht abstract, sondern er wandte seine Ideen auf das Leben an, und war einer der größesten Aerzte. Die Seinunter hatte er von der Pest erlöst, und so wunderbar waren seine Heilungen, daß man von ihm fabelte, er habe selbst Todte erwecken können. Die Medicin war eine der Lieblingswissenschaften der Sicilianer geworden und große Namen hatten sie darin aufzuweisen, wie neben Empedokles seinen Freund Pausanias und seinen Nebenbuler Akron von Agrigent. Später war Herodikus, der Bruder des Gorgias, in der Arzneikunde berühmt, und zur Zeit des Aristoteles Menekrates von Syrakus. Dieser ahmte aus Eitelkeit dem Empedokles nach, und es werden die spaßhaftesten Geschichten von ihm erzählt. Er nahm keine Bezahlung für seine Heilungen, sondern verlangte nur, daß seine Patienten sich seine Sklaven nennen sollten. Nachdem er zwei gefährlich Kranke mit großer Kunst geheilt hatte, mußten sie ihm überall folgen; er nannte den einen Herkules, den andern Appollon, sich selbst aber Zupiter. Im Athenäus wird erzählt, daß er einst an Philipp von Macedonien folgenden Brief geschrieben habe:

„Menekrates Zupiter dem Philippos seinen Gruß. Du herrschest in Macedonien, aber ich herrsche in der

Medicin. Du kannst diejenigen, denen es wol ist, sterben lassen, und ich kann machen, daß die Unwolen sich gesund fühlen bis sie altern, wenn sie mir gehorsamen. Deine Leibwache sind die Macedonier, und meine Die, so ich geheilt habe. Denn ich Jupiter habe ihnen das Leben zurückgegeben."

Hierauf antwortete Philipp:

„Philippos wünscht dem Menekrates gesunden Verstand. Ich gebe Dir den Rat, eine Reise nach Anticyra zu machen."

Auch Plutarch erzählt, daß auf einen Brief des Menekrates an Agesilaus von Sparta dieser in ähnlicher Weise zurückgeschrieben habe: „Der König Agesilaus dem Menekrates Gesundheit." Man erkennt die Charlatanerie, welche sich der Naturwissenschaft, deren Vaterland Sicilien war, anzuhängen begann, wie die Sophistik der Philosophie. Sicilien, die Geburtstätte der Sophistik, war auch das Vaterland der Charlatane, und auch noch heutigentags ist dieses Land, welches den Cagliostro wie den Empedokles gebar, ausgezeichnet durch sophistischen Verstand und Charlatanismus in mancher Richtung, zu Extremen geneigt, und ich glaube, es wird diese Charakterzüge niemals verlieren können, denn sie sind Miterzeugnisse seiner vulkanischen Natur.

Schon Empedokles tritt uns in jenen Versen wie ein Gott im Kleide des Charlatan entgegen, und man muß das Volksleben in den sicilischen Städten betrachtet haben, um die ewigen und dieselben Formen, in denen dieses erscheint, in allen Zeiten wiederzuerkennen. Empedokles weist schon auf die Zauber- und Wunder-

geſchichten der folgenden Zeit hin. Um ſeinen Tod hat die ſpätere Sage bereits einen fabelhaften Schein gebreitet, wie um den Tod des Appollonius von Thana und ſo vieler chriſtlicher Halbgötter und Wahrſager, die noch heute angebetet werden. Man erzählt, er habe ein todtes Weib in's Leben zurückgerufen und ſei dann mit vielen Freunden auf das Landhaus des Peiſanax gezogen, um zu opfern. Nach dem Male ſeien Einige unter die Bäume, Andere hier und dort ſchlafen gegangen. Als ſie nun in der Frühe erwachten, fehlte Empedokles. Man fragte die Sklaven; deren einer wußte zu berichten, er habe des Nachts eine übermenſchliche Stimme den Namen des Empedokles rufen hören. Als er darüber erwacht ſei, habe er ein himmliſches Licht geſehen, einen Glanz von Fackeln, weiter nichts. So ſei Empedokles unter die Götter verſetzt. Nach andern Sagen ſtieg der Philoſoph zum Aetna empor und ſtürzte ſich in den Krater. Einen ſeiner Schuhe warf der Berg wieder aus. Man ſagt, Empedokles habe dieſen Tod gewählt, nachdem ihm die Selinunter göttliche Ehren zuerkannt; er habe alſo den Glauben befeſtigen wollen, daß er ein Gott ſei. Nach dem Bericht des Diogenes ſtarb Empedokles im Peloponnes. Die Agrigenter, ſo ſagt er, errichteten ihm eine Bildſäule, und ſpäter brachten ſie die Römer nach Rom und ſtellten ſie dort vor der Curie auf.

Die gemäßigte Demokratie, welche Empedokles eingeführt hatte, erhielt ſich übrigens lange Zeit in Agrigent. Aber der Charakter der Stadt zeigte viel Aehnlichkeit mit dem von Sybaris und von Tarent. Dem Kriegshandwerk abgeneigt, hielten ſich die Agrigenter meiſt neutral,

ſelbſt auch im Kampf zwiſchen Syrakus und Athen. Grenzenlos war die Schwelgerei der Bürger. Sie bauten, ſo ſagte von ihnen Empedokles, als ſollten ſie ewig leben, und tafelten, als müßten ſie morgen ſterben. In aller Welt war die „Ueppigkeit der agrigentiſchen Tiſche“ berühmt. Da uns nun Diodor ſo Manches vom Leben in Agrigent kurz vor der Zerſtörung dieſer Stadt mitteilt, ſo können wir uns einen lebhaften Begriff von der Weichlichkeit der Bürger machen. Er ſagt, es herrſchte dort ein großer Ueberfluß, denn da die Agrigenter ihr Land mit Weingärten und Oliven bedeckt hatten, ſo machte ſie der Handel nach Lybien unendlich reich. Sie beſaßen die köſtlichſten Pferde, die in ganz Hellas berühmt waren. Man ſetzte nicht allein ihnen prächtige Grabmäler, ſondern ſogar den kleinen Vögeln, welche Mädchen und Knaben im Hauſe hielten. Als einſt Exänetos im Wagenrennen geſiegt hatte, geleitete man ihn im Triumf in die Stadt mit 300 Zweigeſpannen von weißen Pferden, die alle aus Agrigent waren. Der Reichtum einzelner Bürger, wie der des Antiſthenes und des Gellias, war erſtaunlich groß. Antiſthenes feierte die Hochzeit ſeiner Tochter durch Bewirtung aller Bürger auf den Straßen; die Braut wurde von mehr als 800 Wagen und vielen Reitern begleitet; Abends aber veranſtaltete ihr Vater eine Illumination mit den dürftigen Mitteln jener Zeit. Er ließ nämlich die Altäre aller Tempel und aller Straßen mit dürrem Holz bedecken, und in dem Augenblick, als auf der Burg ein Feuer angezündet wurde, auch jene anzünden. Man wußte ſich naiv genug zu helfen; und ſchon damals kannte und

liebte man Illuminationen, wie heute im ſüdlichen Italien, wo die Leidenſchaft für Feuerwerke den Nordländer in Erſtaunen ſetzt.

Noch reicher als Antiſthenes war Gellias. Er hatte, ſo ſagt Diodor, in ſeinem Hauſe viele Gaſtzimmer und viele Thürſteher, welche alle Fremden zu Gaſte laden mußten. Daſſelbe thaten auch viele andere in Agrigent, und ſie luden alter Sitte gemäß Jedermann freundlich ein. Es ſagte deshalb Empedokles von ſeiner Vaterſtadt:

Sie, ein geheiligter Port für Gäſte, und fern bleibt Falſchheit.

Einſt kamen 500 Reiter aus Gela im Unwetter nach Agrigent. Gellias nahm ſie alle auf und gab jedem aus ſeinem Vorrat doppelte Gewänder. In ſeinem Weinkeller hatte er 300 ſteinerne Fäſſer, deren jedes 100 Eimer enthielt; daneben ſtand eine ſteinerne Kufe von 1000 Eimern Gehalt, aus welcher der Wein in die Fäſſer floß. Man darf daraus auf die Pracht der Häuſer und die Gaſtmäler in ihnen ſchließen. „Die Menſchen", ſo ſagt Diodor, „gewöhnten ſich ſchon von Kindheit an zur Ueppigkeit; ſie trugen die feinſten Kleider und goldenen Schmuck, beſonders liebten ſie Haarkämme und Riechfläſchchen von Silber oder von Gold." Aber mehr als Alles beweiſt die Schwelgerei der Agrigenter ein Volksbeſchluß zur Zeit der Belagerung der Stadt durch die Carthager, welcher ausdrücklich verordnete, kein Wachtpoſten dürfe zum Lager mehr mit ſich nehmen als eine Matratze, ein Unterbett, eine Decke und nur zwei Kopfkiſſen. Wer will dieſe glücklichen Menſchen tadeln, die

unter dem schönsten Himmel, in der seligsten Fülle der Natur, an Schätzen der Wissenschaft und der Künste reich, Hellenen und freie Bürger, das kurze Leben in Lust verbrachten; aber wer wird sie bedauern dürfen, oder wer sich wundern, daß diese schwelgerische Stadt trotz ihrer Volkszahl von 800000 Menschen in so kurzer Zeit nach so unkräftigem Widerstande den Carthagern erliegen mußte?

Es gibt wenig Erscheinungen in der Geschichte, die den Unbestand menschlicher Dinge in so erschütternder Weise darstellen, als der plötzliche Fall Agrigents: denn diese schönste der Städte verging wie ein Mensch, welcher mitten in der Fülle seiner Herrlichkeit vom jähen Tod dahingestreckt wird. Die Ereignisse waren folgende. Nach dem Untergang der Athener vor Syrakus hatte die Stadt Segesta die Carthager gerufen. Diese waren im Jahr 409 unter Hannibal Giskons Sohn mit großer Macht erschienen und hatten bereits Selinus und Himera zerstört. Syrakus sah den Fall der Städte nicht ungern, denn sie hatten seine Alleinherrschaft gehindert. Es beeilte sich auch nicht, Agrigent oder Gela zu retten, und so ist jene Periode die schmachvollste der sicilischen Hellenen; sie trübt den Ruhm der Griechen, deren häßlichster Fehler, wie der aller Südländer überhaupt, die Parteiwut war. Nun kehrten die Punier im Jahr 406 mit neuer Macht zurück. Die Agrigenter, welche den ersten Anfall zu fürchten hatten, versorgten sich mit Getreide, bewaffneten sich, nahmen den Spartaner Dexippus mit 1500 Mann in Sold und zogen auch campanische

Mietsvölker herein, welche früher im Heer des Hannibal gedient hatten.

Bereits lagerten Hannibal und Himilko vor der Stadt, östlich vom Felsenhügel der Minerva und jenseit des Akragas; sie ließen einen Wall aufführen und bei dieser Gelegenheit die Gräber zerstören. Aber der Blitz schlug in das Grabmal des Theron, die Pest brach im Lager aus und raffte Hannibal selber hin, während zugleich böse Zeichen und bei Nacht erscheinende Gespenster das Heer in abergläubische Furcht versetzten. Himilko verbot hierauf die Zerstörung der Grabmäler; den Göttern zur Sühne opferte er dem Moloch einen Knaben und dem Poseidon ließ er viele Thiere in's Meer versenken.

Während nun die Carthager täglich Agrigent bestürmten, sandten die Syrakuser ihren General Daphnäus mit Truppen zum Entsatz. Er schlug die ihm entgegenrückenden Afrikaner, und Agrigent war gerettet, wenn die bestochenen Feldherren in der Stadt ausgefallen wären. Diese aber machten es möglich, daß die Feinde in ihr Lager entkamen. Das Volk in der Stadt erhob sich und steinigte die Verräter; und nachdem Daphnäus die Carthager umschlossen hatte, waren diese dem wütenden Hunger preisgegeben. Aber der Zufall fügte es, daß die carthagischen Schiffe die Getreideflotte einfingen, welche Agrigent mit Nahrungsmitteln versorgen sollte. Die Bürger hatten mit den Lebensmitteln verschwenderisch gewirtschaftet, weil sie an Entbehrung nicht gewöhnt waren und leichtsinnig auf die nahe Aufhebung der Be-

lagerung sich verlassen hatten. Nun war die Zufuhr aufgezehrt. Doch nicht diese Not, sondern der Mangel an eigener Wehrkraft brachte die Stadt um: denn die Söldner verrieten sie. Zuerst gingen die Campaner zum Feinde über, dann zogen Dexippus und Daphnäus ab, unter dem Vorwand, daß ihre Dienstzeit verstrichen sei. Den Agrigentern sank der letzte Mut. Nachdem sich ihre Feldherren überzeugt hatten, daß die Nahrungsmittel ausgegeben waren, befahlen sie der Bevölkerung, in der nächsten Nacht sammt und sonders die Stadt zu verlassen. Das Unerhörte geschah; so schnell verzagte dies zahlreiche Volk im Angesicht des Hungers, daß es, statt das Aeußerste zu versuchen, wie später Syrakus und Carthago thaten, die Schmach auf sich nahm, die wolbefestigte Stadt mit allen ihren Schätzen dem Feinde zu überlassen. Als nun die Nacht gekommen war, zog das Volk aus, Männer, Weiber und Kinder, mit Jammern und Wehgeschrei die Lüfte erfüllend. So groß war die Furcht und so schimpflich die Eile, daß die Angehörigen sich nicht um ihre Kranken noch um die Altersschwachen bekümmerten. Manche jedoch blieben zurück und gaben sich selbst den Tod, um in den Wohnungen der Väter zu sterben. Die Masse des Volks zog nach Gela unter dem Geleit der Bewaffneten, und man sah unter dem Schwarm auch die weichlich verwöhnten Jungfrauen zu Fuße fortziehen.

In die öde Stadt rückte Himilko des Morgens ein, nach dem achten Monat der Belagerung. Die noch drinnen waren, ermordeten die Carthager. Man sagt, daß auch der reiche Gellias zurückgeblieben war und daß

er sich in den Tempel der Athene geflüchtet hatte; als er nun sah, daß die Afrikaner auch die Götter nicht schonten, zündete er den Tempel an und verbrannte sich mit den Weihgeschenken. Die Beute in Agrigent, das noch kein Feind verheert hatte und welches, nach den Worten des Diodor, damals beinahe die reichste Stadt unter den hellenischen war, muß unermeßlich gewesen sein. Die köstlichsten Kunstwerke sandte Himilko nach Carthago als Siegeszeichen, wo sie später den Römern in die Hände fielen. Agrigent aber ließ er verwüsten und die Tempel verbrennen (Spuren eines Brandes sieht man noch heute an manchem Gebälk). Doch erst, nachdem die Punier dort überwintert hatten, zerstörte Himilko die Stadt völlig, und Diodor sagt: er ließ die Kunstwerke und Reliefs in den Tempeln zerschlagen, wenn er glaubte, das Feuer habe sie nicht genugsam vernichtet. Ein unermeßlicher Verlust traf damals die Cultur, gerade in der Blüte der perikleischen Zeit, und nachdem auch in der Folge der Jahrhunderte so viele andere verwüstende Kriege Sicilien heimgesucht, und nachdem noch Verres den letzten Rest fortgerafft hatte, ist der Boden der Insel an Schätzen der Kunst sehr arm geblieben. Die Völker, welche das griechische Sicilien vernichteten, Carthager und Römer, waren gleicherweise Barbaren.

Dies fürchterliche Loos hatte Agrigent im Herbst des Jahres 406 vor Christi Geburt getroffen, und seitdem erholte sich die Stadt nie mehr, obwol sie wieder bevölkert wurde und noch einmal eine Rolle in der Geschichte spielte. Bis auf Timoleons Zeit lag sie wüst, wenn auch nicht unbewohnt. Der große Korinther be-

völkerte sie durch eine Colonie im Jahr 311, sodaß sie mit der Zeit wieder sich aufrichtete. Sie erhob sich sogar während der Tyrannis des Agathokles von Syrakus, als dieser auf seinem abenteuerlichen Zug in Afrika beschäftigt war, zu dem Gedanken, ganz Sicilien sich zu unterwerfen. Aber der Plan mißglückte, und Agrigent geriet wieder in die Hände der Afrikaner.

Hierauf warf sich Phintias zum Tyrannen auf, ein neuer Phalaris. Die Agrigenter verjagten ihn und gaben sich dem Pyrrhus von Epirus, dessen Herrschaft jedoch nur kurze Zeit dauerte. Agrigent wurde nun wieder carthagisch und einer der wichtigsten Orte der Punier in ihren Kriegen mit den Römern; denn sie hielten diesen großen Waffenplatz sogar noch, als Syrakus gefallen war. Im ersten punischen Krieg stand in Agrigent wieder ein Hannibal Giskons Sohn mit 50000 Mann, und 25000 Krieger vermochten damals noch die Bürger der Stadt zu stellen. Mit 100000 Mann schlossen die Consuln L. Posthumius und Q. Emilius Agrigent ein, wo sich Hannibal auf das glänzendste verteidigte. Weil aber Hanno, der zum Entsatz heranzog, geschlagen ward, mußten die Carthager heimlich aus der Stadt abziehen. Sieben Monate lang hatten die Römer sie belagert, und als sie nun einzogen, mordeten sie mit schonungsloser Wut das agrigentische Volk und hausten ärger, als es einst die Punier gethan hatten. Die überlebenden Bürger machten sie sämmtlich zu Sklaven (262 vor Christi Geburt). Aber nicht lange darauf fiel Agrigent in die Gewalt des carthagischen Feldherrn Karthalus, der die unselige Stadt anzünden

und zerstören ließ. Gleichwol hörte sie nicht auf, zu existiren. Denn als Syrakus gefallen war, hielten sich in Agrigent noch Epikides, Hanno und Mutines gegen Marcellus. Mutines war ein Punier von Hippo, welchen der große Hannibal aus Italien herübergeschickt hatte; er verrichtete mit der Reiterei so kühne Thaten, daß er ganz Sicilien mit seinem Namen erfüllte. Der neidische Hanno nahm ihm das Commando, was zur Folge hatte, daß Mutines Agrigent aus Rache verriet. Nachts öffnete er dem Consul Lävinus die Tore der Stadt. Hanno und Epikides hatten kaum Zeit, sich in einer Barke zu retten. Mit gewohnter Grausamkeit bestraften die Römer Agrigent, die Ersten der Stadt strichen sie mit Ruten und köpften sie darauf, alle Uebrigen wurden in die Sklaverei verkauft. So fiel erst mit Agrigent auch ganz Sicilien in die Gewalt der Römer, im Jahr 211.

Seither verlor sich die schöne Stadt des Empedokles und des Theron aus der Geschichte, in der sie nie mehr eine Rolle spielte. Zur Zeit der Hellenen hatte sie auch an edlen Geistern herrlich geblüht, und mögen die besten unter ihnen noch einmal genannt sein. Es zieren sie Empedokles, Pausanias, Akron der Philosoph, Redner und Arzt, Protus des Gorgias Schüler, Dinolochos der Komödiendichter und Schüler des Epicharmos, Karkinos der Tragödiendichter, Phäax der Architect, Metellus der Lehrer des Platon in der Musik, Philenus der Geschichtschreiber, und selbst noch in der Zeit des Elends, da der raubsüchtige Verres das ganz versunkene Agrigent um seine letzten Schätze brachte, welche ihm

die Gnade des Eroberers von Carthago gegönnt hatte, ehrte seine Vaterstadt Sophokles als Verteidiger derselben vor den Römern gegen jenen Räuber.

Es ist anzunehmen, daß schon vor der letzten Eroberung Agrigent sich auf den Kamikus beschränkt hatte, wo es noch heute steht, schon 2000 Jahre lang, und im Elend dauernder als im Glanz. Im Jahr 825 eroberten es die Saracenen, Nachfolger jener Punier und aus demselben Land herübergekommen. Ihren letzten Emir Kamul verjagte dort der Graf Roger im Jahre 1086. Dann wurde Agrigent ein Feudum adliger Familien, immer tiefer sinkend, bis zur Einwohnerzahl von nur 16000 Menschen.

Diesem heutigen Girgenti liegen nun in dem wüsten Gefilde die letzten Denkmäler des großen Akragas zu Füßen, jene dorischen Tempel, welche trotz Zeit und Menschenwut der Nachwelt ziemlich wol erhalten sind, während die einst nicht minder herrlichen Tempel von Selinus alle am Boden liegen, und während andere blühende Städte Siciliens, das kornreiche Gela des Aeschylus, Himera und Kamarina spurlos verschwunden sind, und Syrakus selbst von Tempeln nichts gerettet hat, was sich den Trümmern von Agrigent vergleichen ließe.

Diese Tempel wollen wir nun der Reihe nach aufsuchen.

Es führt die Porta di Ponte, das östliche Tor des heutigen Agrigent, zu dem gerade gegenüber liegenden Fels der Minerva (Rupe Atenea), einer malerischen Anhöhe, wo heute Kloster und Kirche San Vito stehen

und die Girgentiner einen öffentlichen Garten angelegt haben, in welchem die Büste des Empedokles aufgestellt ist. Im Altertum prangte auf diesem Hügel der Tempel des Zeus Atabirius und der Minerva; es ist nichts von ihm übrig geblieben; aber am südlichen Felsabhang erkennt man noch die Spuren des Tempels der Ceres und Proserpina, auf dessen Fundamenten jetzt die Kirche San Biagio steht.

Geht man am Minervenhügel vorüber und südwärts hinab, so gelangt man zu jener Reihe von Tempeln, welche auf dem Rand der südlichen Stadtmauer stehen. Ihr Anblick auf dem schönen Hintergrund des lybischen Meers, zumal wenn die Sonnenglut ihr gelbes Gestein erleuchtet und die mächtigen Säulen stralen macht, ist noch heute entzückend; wie prachtvoll muß er im Altertum gewesen sein!

Der schöne Tempel der Juno Lucina ist der erste in dieser Reihe. Er erhebt sich auf mäßigem Hügel, zur Hälfte zertrümmert; denn nur auf einer Seite stehen noch seine 13 dorischen Säulen und tragen das Gebälk. An der Fronte nur noch zwei Säulen mit einem Stück des Architravs; den übrigen fehlen entweder die Capitäle, oder sie sind gänzlich niedergeworfen und zerstört. Der Tempel ist nach Osten und Westen gerichtet und steht nach dorischer Art auf einem hohen Unterbau von vier Stufen. Er war von einem Porticus von 34 dorischen Säulen mit je zwanzigfacher Cannelirung umgeben, sodaß je 13 auf den Längen, je 6 an den Fronten standen. Die Säulen haben 5 Palm im Durchmesser, und eine Höhe von beinahe fünf Diametern,

24,10 Palm. Ihre Capitäle zeichnen sich durch schöne Linien aus. Leider ist nichts weder von den Fronten, noch vom Gesimse erhalten. An den Trümmern bemerkt man Spuren eines Brandes. Nach den Angaben Serra di Falco's sind die Maße dieses Tempels in der Länge 158,10,3 Palm, in der Breite 75,8 Palm. Die Zelle, welche noch ziemlich kenntlich ist, hatte 107,11,6 Palm in der Länge, in der Breite 36,1 Palm. Der Geschichtschreiber Fazello aus dem sechzehnten Jahrhundert war der erste, welcher diesem wie den folgenden Tempeln den Namen gab; bis auf seine Zeit hieß er Torre delle pulselle, Turm der Mädchen. Nach dem Berichte des Plinius malte Zeuxis für ihn sein berühmtes Bild der Juno, wozu ihm die Agrigenter die fünf schönsten Jungfrauen der Stadt als Modelle hergaben. Aber Cicero erzählt dasselbe vom Tempel der Juno in Kroton und vom Bild der Helena.

Von den Tempelstufen übersieht man den Umfang der alten Stadt am besten. Vor sich hat man in unmittelbarer Nähe die südliche Mauer, welche der natürliche Fels bildet, wie auch an einigen Stellen des alten Syrakus der Felsabsturz zur Mauer gedient hatte. Geht man an ihr entlang, so findet man eine große Zahl von Felsengräbern, Columbarien, Nischen und Grabrotunden, welche sich an der Mauer hinziehen und, weil sie gewölbt sind, spätern Ursprungs erscheinen.

Es folgt auf den Junotempel der wolerhaltene Tempel der Concordia. Auch er liegt auf einem Hügel in malerischer Umgebung von dürrem rotbraunen Gestein, von Trümmern und üppigem Wuchs der Cactus-

bäume. Bis auf das Dach, welches fehlt, ist er vollständig, mit beiden Fronten und allen seinen Säulen. Gleich dem Junotempel steht er auf vier Stufen; auch er hat einen Porticus von 34 Säulen in derselben Verteilung, sodaß der Prospect 6, die Seiten 13 zählen. Sie haben 20 Cannelirungen und eine Höhe von 26,6 Palm, wenig mehr als fünf Durchmesser. Die Länge des Baues beträgt 152,7 Palm, die Breite 65,6; das ganze Gebälk hat die Höhe von 11,7,9 Palm, so daß der Fries fast um 1 Palm höher ist als der Architrav. Es blieb also der Tempel durch die Carthager unzerstört und widerstand siegreich allen Unbilden der Zeit. Seine wolerhaltene Herrlichkeit lockte im Mittelalter das Christentum, ihn zur Kirche zu benutzen, und so wurde sein Verfall glücklich abgewendet. Die Zelle schuf man im fünfzehnten Jahrhundert zu einer Kapelle um, welche dem heiligen Gregorio delle Rape, Bischof von Girgenti, geweiht wurde. Damals brach man in die Seitenwände derselben die zwölf Bogen ein, die man noch heute sieht und die, weil sie in einem dorischen Tempel widersinnig sind, diejenigen beirren, welche von ihrem Ursprung nichts wissen. Später wurde die Kirche verlassen, und im Jahr 1748 stellte der Prinz Torremuzza den Tempel wieder her. Fazello hat ihm den Namen Concordia beigelegt, mit welchem ein dorisches Heiligtum nichts zu thun hat; er wurde dazu durch eine lateinische Inschrift verleitet, die man dort vorfand. Unter allen Tempeln Italiens und Siciliens hat kein einziger die Zelle so ganz erhalten wie dieser; denn sogar bis auf die Treppen, welche an ihrem östlichen Eingang auf

das Dach führen, ist jeder Teil stehen geblieben und gibt nun ein vollkommenes Bild des dorischen Tempelbaues.

Er ist überhaupt der vollständigste und herrlichste Tempel Siciliens; denn jener von Segesta, dessen Porticus und Fronte gleichfalls erhalten sind, ward doch nicht vollendet, da sich keine Spur von einer Zelle auffinden läßt und die Säulen noch ohne Cannelirung sind. Die majestätischen braunen Säulen, basenlos, mäßig verjüngt, die weitausladenden Capitäle, die schönen Verhältnisse des Gebälks, welches den Schmuck seiner Triglyphen ganz bewahrt hat, die einfache Größe der Architectur, bringen den reinsten Wollaut hervor. Und wol zeigt der dorische Bau, die schönste architectonische Form des Altertums überhaupt, nicht minder anschaulich als es Plastik und Poesie vermögen, welche klare Kraft und Harmonie in der Seele des griechischen Volks lebte, weil es im Stande war, diese einfachsten architectonischen Gesetze zu finden. Man kann sich beim Anblick eines dorischen Tempels nicht der Betrachtung enthalten, in welchen großen und einfachen Rhythmen sich überhaupt das Leben der Griechen bewegt haben muß, wenn eben die gesammte nationale Empfindungsweise, die jedes Volk am allgemeinsten und sichtbarsten in der religiösen Architectur ausspricht, sich in solcher Gestalt darstellen durfte. Wir verstehen diese Harmonie, welche so einfach ist wie ein geometrisches Grundverhältniß, sehr wol, aber das volle Gefühl ihres innern Zusammenhangs mit dem Wesen des Volks selbst können wir nicht mehr besitzen. So wenigstens glaube ich, daß der christ-

liche Tempel von Monreale, das schönste Gegenbild dieses Concordiatempels, in seinem Zusammenhange mit den Lebensformen des Mittelalters uns viel lebendiger und begreiflicher erscheinen muß. Hätte Sicilien nicht mehr als diese beiden Gebäude, die Denkmäler oder Repräsentanten zweier großer Culturen, so würde es schon um ihretwillen eins der merkwürdigsten Länder sein. Der dorische Tempel ist das leibhafte Abbild der strengen griechischen Weltordnung und ihrer tragischen Nothwendigkeit; aller Zufall, wie alles Phantastische ist von dieser ernsten Form abgeschieden, deren majestätische Einheit nicht zersplittert werden darf; kein vorwiegend malerisches Princip kommt zur Herrschaft, noch irgend Aufwand von Zeichnung, noch Spiel mannichfaltiger Gebilde. Dies gibt erst das christliche Gemüt vollständig frei und breitet sich malerisch in Arabesken und Mosaiken und Steinfigurenwerk jeder Art aus. Der dorische Tempel ist schmucklos bis auf die Triglyphen und die Skulpturen in den Metopen und Giebelfeldern, bis auf die schöne und einfache Zeichnung von Blättern und Mäandern am Gesimse; doch entbehrt er nicht der polychromen Malereien, deren Anwendung man in vielen Tempeln Siciliens nachweisen kann. Was endlich kann schmuckloser sein, als die basenlose dorische Säule, deren ernstes und mächtiges Capitäl imposanter wirkt als die spätern Formen ionischen und korinthischen Stils. Es scheint mir der dorische Tempel sehr charakteristisch für die ernste Natur Siciliens und für ein Land, welches eine nationale Begabung für die strenge Wissenschaft der Mathematik besaß.

Der dritte Tempel ist der des Herkules, ehemals einer der herrlichsten Agrigents, jetzt eine kolossale Trümmermasse, welche wild durcheinandergeworfen daliegt. Nur eine cannelirte Säule ohne Haupt ragt aus diesem Wust hervor. Mit Erstaunen betrachtet man die ungeheuern Steinblöcke, die prachtvollen Capitäle, Trümmer des Frieses und Gesimses, die noch Spuren ihrer purpurroten Bemalung bewahrt haben, und jene cannelirten Säulenglieder, welche gleich riesigen Mühlsteinen umhergerollt daliegen, halb in den Boden gesunken oder vom Pflanzenwuchs überdeckt. Nächst dem berühmten Olympion von Agrigent war dieser Tempel des Herkules der größte der Stadt und weltberühmt. Er war ein Hexastylos peripteros von 38 dorischen Säulen, je 6 an den Breiten, je 15 an den Längen, die Eckſäulen mitgezählt. Die Säulen zeichnen sich durch die herrlichsten Capitäle aus. Vier Reifen zogen sie unter dem schön profilirten Echinus zusammen. Ihr Durchmesser beträgt 8,5,10 Palm, ihre Höhe mit dem Capitäl wenig mehr als $4\frac{1}{2}$ Durchmesser, nämlich 38,10,2 Palm. Sie müssen daher ein ungemein kräftiges Ansehen gehabt haben. Ihr Gebälk war 18,11,2 Palm hoch, so daß der Architrav 6,2, der Fries 5,10,2, das Gesims 6,10 Palm betrug. Die lebhaftesten Farben von rot, blau, schwarz und weiß schmückten dies Gebälk; das Gesims war mit Löwenköpfen an den Rinnen und mit blumigem Zierrat versehen. Die Länge des ganzen Tempels berechnet Serra di Falco auf 259,2,2, die Breite auf 97,10,6 Palm. Die Tempelzelle war hypäthrisch. In ihr stand die hochberühmte bronzene Figur

des Herkules von Myron, von welcher Cicero in seiner zweiten verrinischen Rede uns viel Interessantes erzählt. Er sagt dort, das Kinn dieses Herkulesbildes sei von den vielen Küssen derer, die im Tempel beteten, abgeschliffen gewesen. Heute könnte Cicero eine gleiche Bemerkung im St. Peter zu Rom machen, wo die Küsse der Katholiken den Fuß des bronzenen Petrus nicht minder abgeschliffen haben, als es einst das Kinn des Herkules gewesen war. Darf man wol die Zeit und die Elemente schelten, daß sie Kunstwerke zerstören, da selbst Werke von Erz zu Schanden geküßt werden? Jene merkwürdige Uebereinstimmung der Gebräuche ist übrigens nicht das einzige, was sich vom Heidentum in der katholischen Kirche erhalten hat.

Der schöne Herkules reizte die Begier des Verres. Er beschloß ihn zu rauben, weil die Agrigenter ihr Heiligtum nicht gutwillig hergeben wollten. Verres trieb den Raub der Kunstschätze im Großen, aber seine barbarische Frechheit wurde dennoch später durch Napoleon übertroffen. Durch ganz Sicilien sandte der Römer seine Kundschafter, und wo sich nur in Tempeln oder in Privathäusern vorzügliche Gemälde und Bildsäulen fanden, erpreßte er sie durch Drohungen oder nahm sie mit Gewalt. In einer stürmischen Nacht ließ er den Herkulestempel von bewaffneten Sklaven überfallen; die Tempelwache ward übermannt, die Pforten des Heiligtums wurden aufgebrochen, und man war eben dabei, den bronzenen Gott von seinem Ort, wo er stark befestigt war, loszureißen, als das Volk herzulief. „Kei-

ner war in Agrigent", so sagt Cicero, „weder von Alter so schwach, noch so entkräftet, der nicht in jener Nacht, durch diese Kunde aufgeschreckt, sich erhob und irgend welche Waffe ergriff. So strömte in kurzer Zeit die ganze Stadt nach dem Tempel." Die Räuber, die sich mit Brecheisen und Stricken an dem nicht weichenden Gott vergebens abmühten, wurden mit Steinen in die Flucht geschlagen; nur zwei Bildwerke nahmen sie mit sich. Die Sicilianer waren, wie Cicero an mehren Stellen von ihnen rühmt, sehr geistreich; sie machten bei dieser Gelegenheit einen Witz auf den verunglückten Raubversuch, in dem sie sagten: man müsse unter die Arbeiten des Herkules fortan das Ungeheuer Verres ebenso gut aufnehmen als den erymanthischen Eber.

Es soll in demselben Tempel auch die Allmene des Zeuxis aufgestellt gewesen sein, welche nach Plinius dem Künstler so wunderbar schön geraten war, daß er keinen Preis ihrer für würdig hielt und das Bild in den Tempel stiftete. Im Jahr 1836 fand man unter Trümmern die kopflose Statue des Aeskulap, welche jetzt im Museum zu Palermo steht.

Weiterhin gelangen wir zu den Ruinen des berühmtesten aller Tempel Siciliens, welcher überhaupt eins der größten Werke des Altertums war. Ich meine das Olympion oder den Tempel des olympischen Zeus. Die Agrigenter bauten ihn in ihrer glänzenden Periode nach dem Sieg bei Himera; seine Entstehung fällt in dieselbe Zeit, da in Selinus der Jupitertempel, in Athen das Parthenon, in Olympia der Tempel des Zeus, in

Phigalia der Tempel des Apollo, und zu Argos der Junotempel erbaut wurde, also in die große Epoche der Vollendung des dorischen Stils in allen hellenischen Landen überhaupt. Die Agrigenter hatten den ungeheuren Bau fast zu Ende geführt, denn es fehlte nur das Dach; da machte der Krieg mit den Carthagern und die Zerstörung der Stadt im Jahr 406 den Abschluß unmöglich. Himilko plünderte das Olympion, und obwol die barbarischen Afrikaner im Innern desselben eine große Verwüstung anrichteten und ohne Zweifel ihre Lust an den prachtvollen Skulpturen der Giebelfelder büßten, soweit sie dieselben erreichten, so konnten sie bei der Größe und Festigkeit des Baus doch schwerlich daran denken, ihn auf den Boden zu werfen. Auch schützte ihn der Charakter seiner Architectur, da er nicht ein Peristylium von freistehenden Säulen hatte, sondern von Wänden mit darangesetzten Halbsäulen umschlossen war. Polybius sah den Wunderbau noch aufrecht, und weit in's Mittelalter hinein erhielt er sich, aber immer mehr und mehr in Trümmer gehend, von Wettern und Erdbeben, von der Wut der Saracenen oder von der Barbarei derer angegriffen, welche seine Quadern zu Baumaterial benutzten, bis am 9. December des Jahrs 1401 die letzten noch aufrecht stehenden Reste zu Boden stürzten. Dies erzählt Fazello, der den herrlichen Tempel, dessen Name, ja dessen Ort sogar aus dem Gedächtniß des Volks geschwunden war, wieder auffand. „Und obwol", sagt er, „der Rest des Gebäudes im Lauf der Zeit zerfiel, stand doch ein Stück, welches sich an drei

Giganten und einige Säulen stützte, lange Zeit aufrecht. Dies ist bis auf den heutigen Tag in der Stadt Agrigent zum Andenken bewahrt, und sie haben es in ihr Wappen gesetzt. Aber auch dieses Stück stürzte aus Sorglosigkeit der Agrigenter im Jahr 1401 zusammen, am 9. December." Ein gleichzeitiger Dichter besang diesen Trümmerfall in folgenden leoninischen Versen:

Ardua bellorum fuit gens Agrigentinorum
Tu sola digna Siculorum tollere signa
Gigantum trina cunctorum forma sublima.
Paries alta ruit, civibus incognita fuit.
Magna gigantea cunctis videbatur ut dea.
Quadricenteno primo sub anno milleno
Nona decembris deficit undique membris.
Talis ruina fuit indictione quinquina.

Girgenti führt noch heute drei Riesen im Wappen; die Trümmer des Olympion aber nannte das Volk den Palazzo de' Giganti.

Heutzutage ist von dem großen Tempel nichts mehr zu sehen als sein Plan, welchen man durch Aufräumung vollständig darzulegen vermocht hat, und dessen ungeheure Größe in Erstaunen setzt. An den Seiten hat sich der Schutt zu Wällen gebildet, welche Pflanzenwuchs umbuscht; Oelbäume haben zwischen den Trümmern Wurzel geschlagen. Deren größte Masse liegt auf der westlichen Seite aufgehäuft, wo die kolossalen Glieder dieses Baus durcheinandergestürzt sind, darunter Stücke von den Halbsäulen, in deren Rinnen, wie es schon Diodor angegeben hat, ein Mann bequem Platz findet. Aber

so groß diese Trümmermasse auch ist, so erscheint sie doch im Verhältniß zum Ganzen so gering, daß man gleich erkennt, wie das meiste Material hinweggebracht worden sei. Aus den Steinen dieses einen Tempels wurde noch zur Zeit Karls III. von Bourbon der Molo des heutigen Girgenti erbaut. Mitten auf die nun freigelegte Grundfläche des Olympion hat man einen jener Giganten, die als Karyatiden dienten, hingestreckt. Er besteht aus mehren Stücken eines Muschelkalktuffs, welche aneinandergesetzt sind. Der riesige Kopf, durch Witterung und Herabsturz unförmlich geworden, hat geringelte Haare und ein Berretto nach phrygischer Weise; die Arme sind zum Tragen wie bei Karyatiden darübergelegt. Die Figur, fast 30 Palm lang, zeigt den strengen ägyptischen Stil, sie läuft mit zusammengehaltenen Füßen spitz nach unten zu. Sie erinnert durchaus an die riesigen Steinbilder von Memphis und Theben, und hier ausgestreckt, erschien dies braune und seltsame Gigantengebild wie der Gott selbst, der sich mitten in die Ruinen seines Tempels zum Schlaf der Jahrhunderte niedergelegt hat, unerwecklich weder durch Erdbeben, noch durch Elementenkampf, noch durch den Lärm der Geschichte eines kleinen Menschengeschlechts.

Diodor hat uns den Tempel beschrieben, wie er ihn sah. „Es beweisen", so sagt er, „die heiligen Tempel und besonders der Tempel des Zeus die Pracht der Stadt zu jener Zeit. Die andern Tempel sind verbrannt oder zerstört, weil die Stadt oftmals erobert wurde. Das Olympion blieb dachlos, da ein Krieg dazwischen kam. Nach der Zerstörung der Stadt aber

kamen die Agrigenter nie mehr dazu, den Tempel zu vollenden. Er ist lang 340 Fuß, breit 60 (soll nach Winkelmann richtig heißen 160 Fuß), hoch 120 Fuß ohne die Untermauer. Er ist der größte von Sicilien, und in Rücksicht auf den starken Unterbau kann man ihn auch den auswärtigen dreist gleichstellen. Denn obgleich das Gebäude nicht vollendet ward, ist doch sein Plan deutlich. Indem sonst das Tempelhaus nur von Wänden allein oder das Heiligtum rings von Säulen umgeben ist, hat dieser Tempel beide Unterstützungen. Es sind nämlich in die Wände Säulen eingesetzt, von außen rund, im Innern des Tempels viereckig. Der äußere Teil der Säulen, deren Kehlen so weit sind, daß sich ein Mann hineinstellen kann, hat einen Umfang von 20 Fuß, der innere einen von 12 Fuß. In den ungewöhnlich großen und hohen Feldern ist ostwärts der Gigantenkampf in sehr großen und schönen Reliefs dargestellt, westwärts aber die Eroberung Troja's, und man findet die Figur eines jeden Helden dem Charakter gemäß."

Die Trümmer und die Grundfläche des Olympion bestätigen vollkommen die Angaben Diodors. Der Tempel, auf fünf Stufen, also auf einem Piedestal aufgestellt, das seinen Verhältnissen entsprach, war von Osten nach Westen gerichtet, hat eine Länge von 417, eine Breite von 203 Palm. Er war der einzige von der eigentümlichen Gattung Pseudoperipteros, das heißt, ihn umfaßten nicht freistehende Säulen, sondern die Mauern selbst, in welche auf den Längen je 14 cannelirte Halbsäulen eingesetzt waren, deren Durchmesser, bei

der enormen Höhe von 65,2, 13,8 Palm betrug. Den Halbsäulen von außen entsprachen im Innern viereckige Pilaster. An der Ostseite, wo sonst der Eingang bei Tempeln zu sein pflegte, zählt Serra di Falco die ungleiche Zahl von sieben Halbsäulen, eine ungewöhnliche Anordnung. Seine Ansicht ist diese, daß der Eingang auf der Westseite gewesen sei, und der Baumeister auf jener Seite also die ungleiche Säule der Mitte hinweggenommen habe, um die Thüre zu gewinnen. Denn da die Breite derselben an dorischen Tempeln gewöhnlich größer gewesen sei als die doppelte Intercolumne, so ging das bei dem Pseudoperipteros nicht an; weshalb sich der Architect in jener Weise geholfen habe. Den Fries giebt Serra di Falco auf 12,5,6, das Gesims auf 5,11,8 Palm an; die Höhe des Architravs sei nicht mehr zu ermitteln; indem er ihn aber etwa auf 10,4,7 Palm berechnet, bestimmt er die ganze Höhe des Tempels auf etwa 142,3,7 Palm.

Das Innere war der Länge nach in drei Teile geteilt durch zwei Reihen von Pfeilern, die durch Gemäuer verbunden waren, sodaß die Mitte für die Zelle bestimmt war und die Seiten als Peristyl galten. Wo jene Giganten, von denen einige weibliche Figuren mit langem Haar vorstellen, ihre Stelle einnahmen, ob an den Pilastern, ob die Zelle stützend, kann man nicht mehr erkennen. Sie waren 14 an der Zahl. Da nun von den großen Reliefs in den Giebelfeldern nichts mehr übrig geblieben ist als die kümmerlichsten Fragmente, so ist jene eine Karyatide der einzige Skulpturrest des Olympion, von welchem auf die Bildhauerei Siciliens

zu jener Zeit nicht geschlossen werden darf, da er eben im Stil der Karyatiden gearbeitet ist. Der Verlust jener Skulpturen ist unendlich zu beklagen; wären sie erhalten worden, so würden sie im Verein mit den Metopen von Selinunt für die Geschichte der Kunst ein großer Gewinn geworden sein. Vielleicht fördert noch ein Zufall einen ihrer Reste zu Tage.

Man findet heute in dem kleinen Museum des Malers Politi zu Girgenti die Modelle des Olympion nach jenen Angaben des Diodor und der neuesten Altertumsforscher hergestellt; sie geben eine deutliche Vorstellung von dem Bau, dessen Größe durch die ihn umschließenden Wandflächen noch bedeutender wird erschienen sein. Aber eben weil die Säulen nicht freistanden, wird ihm die Kühnheit und Schönheit gefehlt haben, welche das Olympion von Selinunt, wol der prächtigste aller Tempel Siciliens, auszeichnete: denn dessen Säulen standen frei. Wie sehr aber halbe oder auch nur an die Wand anlehnende Säulen in ihrer plastischen Wirkung sich abschwächen, mag man heute an den Säulen der plumpen Façade des St. Peter sehen, welche den dorischen von Selinus und Agrigent an Umfang noch um ein Geringes überlegen sind.

Die Verhältnisse des Olympion von Selinunt, welches gleichfalls nicht vollendet war, sind nach Serra di Falco diese: Länge 425,2; Breite 192,6 Palm; Diameter der Säulen fast 13 Palm, und ungeheure Höhe von 68,2 Palm; 8 Säulen im Prospect, je 17 auf den Längen. Stellt man sich demnach ein solches Gebäude in fehlloser Vollendung vor, so gibt es kaum einen

Bau in der Welt, der jenem gleichkäme. Der Tempel des Zeus zu Olympia war nur 274 Palm lang; der Tempel der Diana zu Ephesus aber 445, der des Apollon zu Didyma 407 Palm lang; der Neptuntempel zu Päſtum maß 242,21 in der Länge, in der Breite 165 Palm; der große Tempel zu Edfu in Aegypten 378 Palm in der Länge.

Ueber das Olympion hinaus liegt weiter weſtlich der ſehr maleriſche Ueberreſt des Caſtor- und Polluxtempels; ſo hat nämlich Fazello dieſe Trümmer genannt, welche bis auf die neueſte Zeit am Boden lagen. Denn die vier herrlichen Säulen mit ihrem Gebälk haben erſt Serra di Falco und Cavallari aus dem Schutt zuſammengeſucht und glücklich aufgerichtet. Sie ſind doriſch, cannelirt und mit weißem Stuck überzogen. Der Tempel hatte 13 Säulen in den Längen, 6 an den Breiten; ſie ſind 23,6 Palm hoch und haben im Durchmeſſer 4,7 Palm. Da ſich jedes einzelne Glied dieſes ſchönen Baues in Fragmenten vorgefunden hat, ſo konnte man dieſe ſo zuſammenſetzen, daß der Charakter des Ganzen deutlich wurde. Er war polychromiſch; man ſieht Reſte der Malerei noch am Gebälk. Das Geſims iſt von überaus graziöſer Arbeit; Löwenköpfe an den Rinnen angebracht. Serra di Falco hält den Tempel für unbezweifelt griechiſch, aber doch für eine römiſche Reſtauration.

Das letzte Moment in der ſüdlichen Reihe iſt gegen Weſten hin der ſogenannte Tempel des Vulcan, ein Trümmerhaufe, aus dem noch zwei Säulenſtümpfe aufragen, welche römiſche Cannelirung zeigen.

Geht man nun zum Herkulestempel zurück und durch den Einschnitt der südlichen Stadtmauer, welche hier ein altes Tor (Porta aurea) nach der Meeresseite zu erkennen läßt, so hat man außerhalb der Mauer und in ihrer unmittelbaren Nähe das Grab des Theron vor sich. Es ist dies ein vierseitiges, aus Kalksteinquadern errichtetes Denkmal von zwei Stockwerken; das untere ungegliedert und durch ein Gesims vom obern getrennt; dieses verjüngt sich und endet in einer Platform. Jede Ecke hat eine cannelirte Säule mit ionischem Capitäl und attischer Basis. Wahrscheinlich ist dies Monument irgendein Kenotaphium aus der römischen Zeit, und es möchten leicht diejenigen Recht haben, welche behaupten, es sei das Denkmal eines Pferdes gewesen. Oelbäume, dies es heute umstehen, machen es sehr malerisch, und indem der Beschauer von hier aus über sich die steile und rothraune Felsenmauer mit den emporragenden Tempeln, unter sich aber die sonnige Flur des Akragas und das Meer erblickt, genießt er eines prachtvollen Schauspiels.

Es liegen noch südlicher nach dem Meere zu die Trümmer des Aeskulaptempels, wo einst Myron's herrliche Statue des Apollo stand, welche Himilko nach Carthago bringen, Scipio den Agrigentern wiedererstatten ließ, und die endlich Verres aus dem Heiligtum raubte.

Dies nun sind die großen Ueberreste des Agrigent auf jener Seite der Stadt und außerhalb der Mauern. Die lange Linie der Tempel, welche sich dort hinzogen, wie sie heute benannt sind, Juno, Concordia, der

kolossale Herkulestempel, der noch größere des olympischen Zeus, der des Castor und Pollux und manche andere, die nun entweder zertrümmert oder gänzlich verschwunden sind, müssen den erhabensten Anblick gewährt haben; zumal für den, welcher von Heraklea, das heißt von der Meeresseite zur Stadt heraufkam, erst das üppige Fruchtgefilde durchzog, und dann vor sich über den Mauern die Tempel sah, gleichsam die heiligen Hüter der volkwimmelnden Stadt, die mit dem Gewirr ihrer Gassen und mit ihren sonstigen Prachtbauten weithin die Hügel hinanstieg und im Tempel der Minerva auf dem höchsten östlichen Felsenkamm, auf dem westlichen Gipfel aber mit der Akropolis endigte.

Bis auf wenige Trümmer ist von dieser innern Stadt alles verschwunden. Ueberall bedecken Weinberge oder Oelgärten den Boden, aus dem immerfort Münzen, Vasen und andere Antiken gezogen werden. Etwa in der Mitte des alten Stadtgebiets steht die Villa der Erben des Ciantro Panitteri, ein einfaches Gebäude in einem ländlichen Garten, welches einige Altertümer bewahrt, besonders ein schönes korinthisches Gesims römischer Zeit. In der Nähe dieser Besitzung zeigt man das sogenannte Oratorium des Phalaris, ein wunderlicher Begriff für diesen Tyrannen. Wie dem Theron wollten auch ihm die Girgenter ein Denkmal zuschreiben, sie tauften also eine römische Kapelle auf seinen Namen; denn das kleine Gebäude, ein Oblong von Pilastern mit attischen Basen und dorischen Capitälern, ist unzweifelhaft römischen Ursprungs; die Mönche von San Nicolò haben es in eine christliche Kapelle verwandelt.

Vom alten Fischteich der Agrigenter ist keine Spur anzugeben; einen neuen sieht man an jenem Oratorium angelegt. Und so ist dies das einzige Altertum zwischen dem Kamikus und der südlichen Stadtmauer. Denn in der elenden Stadt selbst ist kein dorisches Denkmal mehr vorhanden, außer den sogenannten Resten des Tempels des Jupiters Polieus, auf dessen Fundamenten die Kirche Santa Maria de' Greci gebaut sein soll. Sie liegen unter der Kirche im Boden. Mit Fackeln hinabsteigend, sieht man noch einige Stufen, und Stümpfe von dorischen Säulen.

Aber den herrlichsten Schatz bewahrt schon seit langer, doch ungewisser Zeit die Kathedrale, ein ansehnliches Gebäude auf dem Kamikus. Dort dient nämlich zum Taufbecken der berühmte Sarkophag, dessen Reliefs Scenen aus der „Phädra" des Euripides darstellen; wie man annimmt, Copie eines griechischen Meisterwerks von römischer Künstlerhand. Die römischen Museen sind ausgezeichnet durch schöne Sarkophage, aber in der Regel reizen ihre Reliefs aus nachgriechischer Zeit mehr durch den Inhalt des Vorgestellten als durch die Schönheit der Ausführung. Dagegen wetteifert auf dem Sarkophag von Agrigent der Bildhauer mit dem Dichter, und schwerlich läßt sich die Scene des Trauerspiels, wo die verschmachtende Phädra in Ohnmacht hinsinkt, graziöser darstellen, als es der Künstler in diesem Relief vermochte. Man kennt die Vorliebe der sicilischen Griechen für Euripides; man weiß, daß Verse dieses Dichters hinreichten, die Syrakuser in Entzücken zu versetzen, und daß nach dem Untergang der athenischen Expedition

viele gefangene Athener ihrer Declamation die Befreiung verdankten. Schon hieraus darf man folgern, daß jener Sarkophag ein Werk ſiciliſcher Kunſt war. Der Wert der Reliefs auf den Seiten des Kunſtwerks iſt ungleich; ſo daß es ſcheint, die Seele des Künſtlers ſei nicht überall gleich teilnehmend geweſen. Wie wenige andere ſtellt dieſer Sarkophag die Handlung in entwickelter Folge dar; ſie beginnt mit der Jagd Hippolyts, wodurch auch Euripides den Haß der Venus motivirt. Der ſchöne Jüngling ſitzt zu Roß, die Lanze auf den Eber ſchleudernd, welchen Hunde anfallen. Drei andere Jäger beteiligen ſich mit Keule, Spieß und Stein. Ein vierter bringt einen Hund heran. Unter dem Laubwerk bemerkt man den Cactus Siciliens. Es folgt die zweite Scene auf der rechten Kleinſeite, Gipfel und Seele des Ganzen, ein Relief von der höchſten Schönheit und Anmut. Da iſt Phädra auf den Stul geſunken, eine herrliche Geſtalt idealen Ausdrucks; die Amme hinter ihr, ſie entſchleiernd; eine Dienerin hält ihren ſinkenden rechten Arm; der linke ſcheint den bogenſpannenden Eros abzuwehren, welcher an ihrem Stul herauf ſeine Geſchoſſe rüſtet. Herrlich drückte damit der Künſtler die Urſache des Siechtums, das Liebesleid und zugleich den moraliſchen Kampf in der Seele Phädra's aus, deſſen Schilderung das Glänzendſte iſt, was auch dem Euripides gelang, und wo er lyriſch-graziös wird wie Calderon. Junge Mädchen, ſchöne Geſtalten, halten vor der Liebekranken Cithern zum Spiel, und auch dies Motiv iſt gar reizend, die Figuren aber ſind leicht und zart, wie ähnliche auf Fresken von Pompeji.

Indem hier kräftige Gegensätze vereinigt sind, die schmachtende Gestalt der Phädra, die ihr zur Folie dienenden Frauen, die alte Amme, die jungen Citherspielerinnen, wird das Ganze anmutig belebt. Vollends der Zug melancholischer Grazie in der Erscheinung Phädra's ist hinreißend. Es ist das herrlichste Gedicht von der Macht des Eros, und die Composition dieses Reliefs dem Schönsten gleichzustellen, was wir aus Pompeji besitzen. Die dritte Scene stellt, auf der vordern Langseite, Hippolyt dar, die Lanze in der Hand, die Freunde mit Rossen und Hunden zur Seite, sein Haupt in wehmütiger Neigung abgewendet; die Amme offenbart ihm die verbrecherische Liebe der Stiefmutter. Am mindesten vollendet ist der Schluß auf der letzten Kleinseite: Hippolyt liegt am Boden, aus der Biga herabgestürzt; der Wagenlenker sucht die durchgehenden Rosse zu halten; das neptunische Ungeheuer starrt, nur leicht angedeutet, von hinterwärts herein.

Es sind manche Köpfe und Figuren an diesem schönen Werk beschädigt, im Ganzen aber ist der Sarkophag wolerhalten. Zwischen den grellen Fratzenbildern, welche in der Kathedrale umherhängen, die Lazarethmythologie des Christentums versinnlichend, steht dieser antike Sarkophag seltsam, verloren und fremd da, und er feiert den stillen Triumf des griechischen Genius über das Christentum.

Ich schließe mit ihm diese Fragmente von Agrigent.

Ich warf verlangende Blicke auf das herrliche Uferland, und wäre gern an der südlichen Küste gegen Noto hin weitergeritten, aber mein Ziel war erreicht; ich ritt

quer durch die Insel nach Palermo zurück, in zwei Tagemärschen xenophontischer Natur, von denen der erste durch den drückendsten Scirroccowind ausgezeichnet war, wie ich eines ähnlichen mich nicht erinnere. Hier in der nächsten Nähe Afrika's hatte ich ihn gleichsam aus erster Hand.

Sechs Millien weit von Girgenti liegt der berühmte Schlammvulcan Maccaluba in ganz öder Gegend, die von kahlen braunen Hügeln durchzogen wird. Er selbst ein kleiner Hügel, mit mehren Oeffnungen, aus denen Idrogen-Gas quillt, und bläulicher Schlamm niederrinnt — ein melancholischer Anblick. Wir ritten Aragona vorbei, einem Ort, den ein stattliches Baronalschloß auszeichnet. Gegenüber liegt Comiteni, mit unerschöpflichen Schwefelminen. Es kamen uns viele mit Schwefel beladene Maulthiere entgegen. Diese hochgelben in Quadern regelrecht geformten Schwefelstücke, welche sie tragen, sind schön anzusehen. Ueberall auf dem Wege verstreuter und zerbröckelter Schwefel, und hie und da in den Bergen dichte Rauchsäulen der dampfenden Schwefelminen; die Atmosphäre selbst von Schwefelgeruch durchzogen: man empfindet es physisch, daß man auf der Aetna-Insel sei. Ihre größte Industrie, ja die wahrhafte Nahrungsquelle des verarmten sicilischen Landes ist nun der Schwefel, welcher in großen Massen, zumal nach England ausgeführt wird.

Wir durchritten ungezählte Male den Fluß San Pietro, der in den Platani strömt. Er schlängelt sich in vielen Windungen durch ein melancholisches Felsental, oder ergießt sich über stille Fluren, auf denen die roten

Sonnenrinder weiden; nirgend führt eine Brücke über ihn. Es machte mir Vergnügen, ihn wiederholt zu durchreiten, und Giuseppe Campo versicherte mit arithmetiſcher Beſtimmtheit, daß wir ihn 36 mal paſſirt hätten. Die Scirocceglut in ſeinem Tal war ſchwindelerregend. Wir ſchmachteten nach Labung, zumal nach dem erfriſchenden Schlürftrank des Sorbets, aber nirgend war ein Ort zu ſehen. Nur zweimal raſteten wir in einſamen Häuſern der Campagna, wo ſich Hufſchmiede angeſiedelt haben, welche die Maulthiere beſchlagen. Das Gefilde wird bedeutender und maleriſcher in der Mitte des Wegs zwiſchen Girgenti und Palermo. Herrliche Pinien und Cypreſſen, mächtige Johannisbrodbäume durchbrechen die Einöde, die wir nun erſchöpft und ſchweigend bei dem Schein des ſiciliſchen Mondes durchzogen. Solche Mondnacht in ſolcher homeriſchen Wüſte, da nichts hörbar iſt als der Huftritt der Maulthiere, und hie und da der Klagegeſang des Vogels der Minerva, wer kann ſie mit Worten ſchildern? So zogen wir über kahle Berge nach den Schwefelminen von Lercara, wo wir Nachtraſt nahmen.

Von dem kleinen Lercara geht die Fahrſtraße nach Palermo, und man kann die Poſt benutzen. Ich ritt jedoch in der Morgenfrühe weiter. Der Tag war entzückend ſchön und klar, die Gegend herrlich und hie und da bebaut. Ueber Belle Fratte ging es weiter, vorbei an dem maleriſchen und verfallenen Schloß Palazzo Adriano nach Miſilmeri, dem ſchönen Wohnort des wackern Mannes Campo. Der trefflichſte aller Maulthiertreiber bewirtete mich in ſeinem Hauſe mit Sorbet,

lud mir auf das Thier einen Korb voll der köſtlichſten Weintrauben, die er aus dem Garten des Prinzen Buongiorno geholt, und entließ mich in der Begleitung ſeines Sohns, mit dem ich dann die neun Millien nach Palermo zurücklegte. Eine herrliche Straße führt durch die üppige Ebene der Stadt, durch ein paradieſiſches Land, deſſen Orangengärten bis vor die Tore der alten Panormus reichen.

Syrakus.

Ich habe die große Landschaft von Syrakus zum erstenmal erblickt, als die Sonne eben unterging, und weit und breit alles Gefilde vom ionischen Meer bis zu den Bergen von Hybla in solchen seligen Glutschein tauchte, wie ihn dieser sicilische Himmel hervorbringt. Der Eindruck war zu erhaben, als daß er in Worte zu fassen wäre. Selbst nicht auf dem Gipfel des Aetna, wenn das herrlichste Inselland, drei Meere und die Küsten Italiens zu den Füßen in Licht schwimmend ausgebreitet da liegen, wurde mein Gemüt so stark ergriffen, als von dem goldenen Abendschweigen auf diesem endlosen Todtenfelde Syrakus. Die Erscheinungen der Natur sind dem Geist minder verwandt als die der Geschichte; sie haben keine Erinnerung. Die menschliche Seele aber lebt, und belebt durch die Erinnerung.

Ich war vom alten Leontium (Lentini), der Vaterstadt des Sophisten Gorgias, heraufgekommen auf der catanischen Straße, vorbei an der öden Halbinsel Magnisi, dem alten Thapsus, und längs dem Hafen Trogilus (Lo Stentino). Dort erstreckt sich unmittelbar vor diesem Wasserbecken eine etwa 200 Fuß hohe Hoch-

ebene von nacktem Kalkgestein, nach allen Seiten zu steil abgerandet, ein mächtiges Dreieck, welches landwärts seine Spitze bis zum Hügel Euryalus erhebt, seine Breite aber nach dem Meere absenkt. Auf dieser ganzen, weiten Hochebene stand das alte Syrakus, und es zog sich bis zur Insel Ortygia hinunter, die durch einen Damm mit der Küste verbunden war.

Oben angelangt sah ich das große Stadtgebiet, die Insel mit dem kläglichen neuen Syrakus auf ihr, zu ihren beiden Seiten die beiden herrlichen Häfen und hinterwärts das Cap Plemmyrium. Es ist eine unsagbar ernste, majestätische Landschaft, und in aller Welt möchte ihr allein die Campagna von Rom an Größe des Stils überlegen sein! Landwärts schließen sie die tiefdunkeln Berge von Hybla in den mächtigsten Ramen, und ihr zu Füßen wallt das ionische Meer, einst wimmelnd von zahllosen Flotten, und Zeuge von Seeschlachten, wie sie großartiger kaum Englands Geschichte aufzuweisen hat. Der grausilberne Oelbaum der Minerva, über die braune Steinflur spärlich zerstreut, betrauert allein diese klassische Wüste. So weit das Auge reicht, ist sie durchwühlt, durchfurcht von grabspurigen Jahrhunderten und vom Geleise ungezählter Zeiten. Einem ungeheuren Schlachtfeld der Geschichte gleicht sie. Auf Meilenweite kein lebendiges Wesen; nur Falken die auf dem gelben Gestein hocken, oder nach Beute jagen. So rauhfelsig und dürr wie die Hochebene, erscheint auch das flimmernde Cap Plemmyrium drüben, zwischen welchem und der Ortygia jene Hafeneinfahrt sich öffnet, die einst die Syrakusier dem Nikias mit Schiffen und Ketten versperrt

hatten. Die schön gewundene, große Küstenlinie ist gänzlich todt, und wo ehedem der üppigste Kranz von Gärten und Villen sich hinzog, sieht man jetzt kaum einen Schuppen oder ein einzelnes Fischerhaus. Alles ist dürres oder versumpftes Flachland, und kahle, gelbe Steinmasse; nur dort wo der Anapus nach dem Hafen strömt, bezeichnen Schilfrohr, Pappeln und Papyrusstauden den Lauf des Flusses, oder die Quelle Cyane, oder den Sumpf Syraka, der einst der Stadt ihren Namen gab.

Und so fuhr ich denn auf der öden Straße der Inselstadt zu, immer gefesselt durch diese zahllosen in den Steinboden gehauenen Grabvertiefungen an beiden Seiten des Wegs, und durch die hie und da in bizarrster Verwirrung aufstarrenden Steinbrüche. Vor dem kleinen Hafen beginnt etwas Gartenzucht und Vignenbau; dort wächst der berühmte Nektar von Syrakus, der schon dem Gelon und Hieron und dem Pindar das griechische Herz gelabt hat. Eine einzelne Säule vor der Insel ist alles von Ruinen, was der Blick entdeckt; sie steht wie der eremitische Geist des Todes in dieser Gräberfläche, und verhöhnt das Herz des Wanderers, dem das Bild jener Stadt vor der Seele schwebt, jenes großen und berühmten Syrakus, das einst über eine Million Einwohner gezählt haben soll.

Ich will es versuchen, ein anschauliches und geordnetes Bild dieser alten Stadt zu geben, nach dem gegenwärtigen Local. Man weiß, daß Syrakus aus fünf Städten bestand; Cicero zählt ihrer nur vier, weil er den höchsten Teil der Stadt, Epipolä, nicht mitrechnet,

denn dieser bestand wol nur aus Castellen und Mauern. Es waren aber jene Städte: Ortygia die Insel, Achradina, Neapolis, und Tycha. Durch die Forschungen Fazello's, Cluvers, Mirabella's und durch die jüngsten Untersuchungen Serra di Falco's ist die Lage der einzelnen Theile außer allem Zweifel gesetzt, und sowol ihre Begründung als die merkwürdigsten Ueberreste alter Gebäude oder deren Stellen sind mit Sicherheit anzugeben.

1. Ortygia.

Die Insel Ortygia ist ein Dreieck, welches sich gegen das Cap Plemmyrium sehr scharf zuspitzt. Heute bedecken sie ganz und gar die moderne Syracusa und ihre starken Festungsmauern. Sie war der älteste durch allbekannte Mythen geheiligte Stadtteil, ein Sitz der Artemis, und Ortygia genannt, weil auch die Insel Delos so hieß. Schon die Sikaner hatten sie angebaut; dann erst kamen die Korinther unter Archias, vertrieben jene und gründeten Syrakus. Mit der Zeit breitete sich die Stadt über die Insel hinweg auf der gegenüberliegenden Küste aus. Es standen daher auf der Ortygia die ältesten Heiligtümer von Syrakus; zunächst auf der äußersten Spitze der Junotempel, weiter hinein die Tempel der Diana und der Minerva. Starke Befestigungen umschlossen die Insel schon vor Dionys dem Ersten, welcher auf dem Isthmus eine Mauer mit Türmen und eine Burg erbaute, wol auf derselben Stelle, wo vor ihm Hiero's herrlicher Palast gestanden

hatte. Von Dionys rührten die ſtärkſten Befeſtigungen der Ortygia her, und auch die Schiffswerften am kleinen Hafen, der ſeither der Marmorhafen hieß. Aber ſpäter erlitt Ortygia große Veränderungen, denn Timoleon riß die Dionys-Burg nieder und baute auf ihrer Stelle die Tribunale. Er ſelbſt wurde dort begraben, und über ſeiner Gruft das Timoleontium errichtet, ein Gymnaſium für die Jugend. Zur Zeit der Belagerung durch die Römer ſtand indeß auf dem Iſthmus wieder eine Burg.

Heute iſt, bis auf wenige Reſte, jedes alte Denkmal Ortygia's verſchwunden. Die neue Stadt nimmt die ganze Inſel ein, und gewaltige Mauern und Citadellen aus der Zeit der Byzantiner, wie aus der Epoche Karls V. und Karls III. von Neapel, machen ſie bei ihrer Lage zu einer der ſtärkſten Feſtungen des Königreichs. Auf der äußerſten Spitze erhebt ſich jetzt der Turm des Griechen Georg Maniaces, Generals des Kaiſers Konſtantin des Paphlagoniers, der im Anfang des eilften Jahrhunderts Syrakus den Saracenen entriß und jenes feſte Fort erbaute. Auf ſeiner Pforte hatte er die berühmten bronzenen Widder aufgeſtellt, Erzwerke aus der Zeit des Dionys; ſie kamen ſpäter nach Palermo, wo man noch den einen derſelben im Schloß aufbewahrt, da der andere durch einen Brand verzehrt wurde.

Nicht weit von hier fließt die berühmte Arethuſa. Sie ſprudelt aus zwei alten, gewölbten Grotten, in die man durch eine ſchmutzige Wohnung hinunterſteigt. Es macht einen tieftraurigen Eindruck, zu dieſem heiligen Waſſer hinabzuſteigen, begleitet von Schaaren zerlumpter

Bettelkinder, welche das Tamburin ſchlagen, und von halbnackten Weibern, Wäſcherinnen, die mit ekelhafter Natürlichkeit im kryſtallhellen Quell umherwaten, dem Fremden das Waſſer zu ſchöpfen; elende Caricaturen jener Nymphen Diana's, die einſt in dieſem Borne badeten. Wo die Arethuſa aus den Grotten herausſtrömt, wird ſie (erſt ſeit kurzem) von einem gemauerten Halbrund umfaßt, in deſſen Mitte ein Piedeſtal aufgeſtellt iſt für eine noch zu erwartende Bildſäule der Quellnymphe. Auch den Occhio della Zilica zeigte man mir nahe im Meer, jene Süßwaſſerquelle, die mitten in den Salzwogen ſprudelt, und der Sage nach der Flußgott Alpheus iſt, der hier die flüchtige Nymphe erhaſchte.

Der herrlichſte Ueberreſt auf der Ortygia, und zugleich von allen Gebäuden des alten Syrakus überhaupt, iſt der Minervatempel. Die Kathedrale, welche in ihn hineingebaut wurde, hat ihn vor dem gänzlichen Ruin gerettet. Mächtig wirken noch die 22 Säulen des Periſtyls, 13 auf der nördlichen und 9 auf der ſüdlichen Seite, mit ihrem Architrav und Fries, nun kläglich eingemauert in die dumpfen Wände einer Kirche. Es ſind ſchöne doriſche Säulen mit prachtvollen Capitälen und je 20 Canneluren; ihre Höhe beträgt 33,2 Palm, ihr Diameter 7,2 Palm. Der Tempel war ein Hexastylos peripteros von 36 Säulen, auf einem Unterbau von drei Stufen erhöht; in der Länge zählte er 218,2, in der Breite 86,6 Palm. Nach den Angaben Diodor's, welcher erzählt, daß die Geomoren von Syrakus die Güter des Bauunternehmers Agathokles einzogen, weil

er sich vom besten Steinmaterial ein prachtvolles Haus errichtete, ergibt sich als Zeit für den Bau des Minervatempels die Periode von Gelon, als eben die Geomoren noch nicht von den Plebejern vertrieben waren. Cicero beschreibt das prächtige Heiligtum in seinen Verrinischen Reden. Er preist die Thüren des Tempels als die herrlichsten die man sehen konnte. Auf ihnen waren köstliche Bildwerke in Gold und Elfenbein gearbeitet, und darüber ein überaus schöner Medusenkopf. Im Innern sah man auf den Wänden den Kampf des Königs Agatholles mit den Carthagern, und die Bildnisse von 27 Königen und Herrschern Siciliens in Malerei dargestellt; vielleicht in ähnlicher Anordnung wie heute die Bildnisse der Päpste das Innere von Sanct Paul vor den Mauern Roms schmücken. Nach dem Bericht des Athenäus zierte die Giebelspitze des Tempels ein goldener Minervaschild, dessen Glanz den Schiffenden weithin sichtbar blieb; denn es war Gebrauch, daß diejenigen, welche aus dem Hafen von Syrakus schifften, ein Gefäß voll brennender Kohlen vom Altar des olympischen Zeus mit sich nahmen, und so lange in Händen hielten, als jener heilige Schild zu sehen war. Marcellus verschonte den Tempel, seine Weihgeschenke und Bilder; aber Verres raubte alle darin befindlichen Gemälde, brach aus den Thüren die Bildwerke und den Medusenkopf, und eignete sich viele andere Schätze der Kunst zu.

Auch vom Tempel der Diana hat man Spuren und Reste auf Ortygia entdeckt. Man sieht heute in der Casa Santoro zwei cannelirte dorische Säulen in einem

Hof. Sie haben nur 16 Canneluren und ſtehen auffallend eng bei einander, denn die Intercolumne beträgt weniger als einen Säulendurchmeſſer.

Dies ſind die alleinigen Reſte der alten Inſelſtadt. Von ihren andern herrlichen Bauwerken iſt keine Spur geblieben, und wahrhaft troſtlos erſchien mir das heutige Syrakus, das noch dürftiger iſt als das heutige Agrigent. Seine engen Gaſſen ſtarren von Schmutz, Armut und Unwohnlichkeit. Ich habe nirgend einen Ort gefunden, der ſo gränzenlos melancholiſch wäre als Syrakus. Die beiden prächtigen Häfen ſind ſo todtenſtill wie die Stadt und wie das ſteinerne Feld der Achradina, um deſſen tief ausgehölte Kalkſteinküſten die ſmaragdnen Wellen trauervoll auf- und niederrauſchen. Von der Uferbrüſtung der Arethuſa aus muß man in ſtiller Mondnacht auf dies wunderbare Panorama blicken, um alle Schauer der Endlichkeit in das vereinſamte Herz zu faſſen. Wehmütiger und geiſterhafter dünkte mir hier die Nacht als ſelbſt auf den Kaiſerpaläſten des alten Rom — was man hier empfindet iſt ja auch edelſtes Heimweh nach Hellas, dem Vaterland jeder denkenden Seele. Am Quai des großen Hafens flimmern Nachts Lampen zwiſchen den Bäumen des einzigen Spaziergangs der Syrakuſer; dort ſtehen auf Sockeln die ärmlichen Bildſäulen des Hieron und des Archimedes; und da wandelt nun umher das moderne Geſchlecht der Syrakuſer, freudelos, dürftig, ohne Wiſſenſchaft, ohne Kunſt, ohne Induſtrie; dörflich herabgeſunken in die engſte Lebensbeſchränkung, und Sklaven des verhaßten Neapel. Ich ſah nicht ein ſchönes Antlitz

unter ihnen; kaum leuchtet tröstend ein Feuerblick aus den Augen einer vorüberschwebenden schwarzverhüllten Signora.

Wenn ich von jenem Quai aus den herrlichen Hafen in dieser unglaublichen Verödung erblickte (denn nur zwei türkische Fahrzeuge ankerten damals vor der Ortygia), so fiel mir Cicero's Ausruf ein: „Nihil pulcrius quam Syracusanorum portus et moenia videri potuisse." Und wol war der Handelsverkehr des alten Syrakus so groß wie der Constantinopels in den blühendsten Zeiten.

Man muß das Museum der heutigen Stadt, welches dem Minervatempel gegenüber liegt, besuchen, um auch hier ganz und gar melancholisch zu werden. Alles was von der Fülle der köstlichsten Kunstwerke, womit einst Syrakus prangte, hier zusammengekehrt ist, gleicht einem Häuflein von Scherben, verteilt an die Wände eines unheimlichen Zimmers. Auch die berühmte Venus von Syrakus steht kopflos da, mit verstümmeltem rechten Arm. Sie ist vorgestellt dem Bad entsteigend. Die Linke hält das Gewand unter dem Leibe zusammen, die Rechte beschattet die Brust. Der Körper ist sehr in Fülle, der Unterkörper auffallend stark und kräftig; eine Venus für Michel Angelo. Unter allen berühmten Gestalten der Liebesgöttin, der von Milo, von Capua, vom Capitol, von Florenz, zeichnet sich die syrakusische am wenigsten durch Reiz, am meisten durch vollweibliche Schönheit aus. Ihre Bewegung hat nichts von jener koketten Grazie der Venus von Florenz und Rom, sie ist ruhender in Fülle ihrer göttlichen Sinnlichkeit. Die

Auffindung der herrlichen Statue im Garten Bonavia zu Syrakus (wie mag sie die frechen Augen des Verres gereizt haben!) geschah durch den Ritter Landolina im Jahr 1804, und gab Veranlassung zu diesem Museum. Jener verdienstvolle Nacheiferer Mirabella's, und der Bischof Filippo Maria Trigona stifteten dasselbe im Jahr 1809. Einige Vasen, Statuen, griechische Inschriften, Bronzen, viel Wust von Anticaglien setzen es zusammen. Sicilien hat kein Nationalmuseum; wollte man so viele zerstreute Sammlungen von Noto, Syrakus, Agrigent, Biscari's Museum in Catania und jenes von Palermo, das durch den Besitz der selinuntischen Metopen so unendlich wichtig ist, vereinigen, so würde sich eine stattliche Nationalsammlung bilden; an Münzen möchte sie kaum ihres-Gleichen haben.

2. Achradina.

Der zweite und schönste Stadtteil des alten Syrakus war Achradina. Er stieß unmittelbar an Ortygia, und man gelangte von der Insel dahin über den Damm, welcher wol zunächst auf das prächtige Forum führte. Sodann breitete sich Achradina längs der ganzen östlichen Küste aus, denn östlich und nördlich bespülte dieses Stadtgebiet das Meer, westlich gränzte es an Tycha und Neapolis, südlich an die Insel und an beide Häfen. Eine starke Mauer umzog es von allen Seiten, und diese muß sehr fest gewesen sein, denn nachdem Marcellus bereits Epipolä, Tycha und Neapolis erobert

hatte, würde Achradina noch lange Widerstand geleistet haben, wenn nicht der Verrat des Spaniers Mericus die Insel den Römern preisgab, und die Syrakuser in Achradina mutlos machte. Nach der Seeseite zu erhoben sich jene Mauern, die Archimedes mit Schießscharten versah, um durch sie seine wunderbaren Maschinen spielen zu lassen.

Cicero sagt: die zweite Stadt von Syrakus heißt Achradina; in ihr befinden sich das Hauptforum, sehr schöne Hallen, ein herrlich geschmücktes Prytaneum, eine sehr geräumige Curie, und ein prächtiger Tempel des olympischen Zeus; die übrigen Viertel der Stadt nimmt eine breite durchschneidende Straße mit vielen Querstraßen und Privatgebäuden ein.

Auch heute ist Achradina der merkwürdigste Teil des unabsehbaren Trümmerfeldes von Syrakus. Sie erhebt sich als Hochebene von braunem Kalkgestein, das fast überall nackt daliegt, von den Elementen durchwittert, von zahllosen Straßen, Wagengeleisen, Gräbern, Steinbrüchen, Häuserfundamenten natürlichen Steins, und von Plätzen durchschnitten, ja selbst jene Via Lata kann man in ihrem Laufe noch verfolgen.

Man gelangt von der Insel zur Achradina entweder über die drei Zugbrücken der Festung auf dem Isthmus, oder zu Barke über den kleinen Hafen, wo man unterhalb des Klosters der Capuziner landet. Denn einige kleine Kirchen und Klöster, Maria di Gesù, Santa Lucia und die Capuzinerkirche, erheben sich auf der Hochebene in melancholischer Verlassenheit. Jenseits des Damms liegt auf einer Fläche zuerst der Brunnen degli In-

zegneri, und daneben ſteht jene einzelne Säule von der ich ſchon berichtet habe, als von dem alleinigen Wahrzeichen der alten Stadt. Da ſie eine attiſche Baſis und keine Canneluren hat, alſo nicht doriſch iſt, ſo meint Serra di Falco, ſie habe vielleicht zum Tempel des Zeus gehört, welchen Hieron II. auf dem Forum erbauen ließ. Aber dem widerſpricht die Winzigkeit ihrer Maaße offenbar. Daß übrigens auf dieſem Platz das Forum ſtand, lehrt das Local, denn keine andere Stelle eignete ſich dazu beſſer als dieſe, da ſie beide Städte Ortygia und Achradina verbindet. Ein fünffaches Tor führte auf dies von Arkaden umgebene Forum. Auch ſtand hier das Prytaneum und die Curia, wovon keine Spur anzugeben iſt; und auch die ſogenannte casa de' sessanta lotti, Reſte eines antiken Gebäudes, führt nur grundlos den Namen Palaſt des Agathokles.

Mitten in Achradina, und ungefähr auf der Höhe der Hochebene, liegen die höchſt merkwürdigen Latomien oder Steinbrüche, welche jetzt von den Capuzinern benannt werden, da die Mönche dort ihre Gärten angelegt haben. Denn vor ihrem Eingange ſteht das Capuzinerkloſter, einſam und öde, aber mit hinreißend ſchöner Ausſicht über Syrakus und das Meer. Rings um ſtarrt die todtenſtille Wüſte Achradina; es iſt als hätte hier die Natur das Gorgonenhaupt erblickt, und wäre in grauſem Entſetzen zu Stein erſtorben. Wie ſchön iſt die Campagna des alten Rom mit ihrem ewig bunten Pflanzenteppich und ihren lieblichen Hügeln, mit ihren epheu-umgrünten Grabmälern und einſamen Türmen:

das schönste Theater für das größeste Epos der Weltgeschichte. Hier dagegen namenlose Verlassenheit unabsehbarer Steinflächen, oder wüste Labyrinte, welche der braune Capuziner einsiedlerisch durchwandelt. Ich hatte viel von diesen Latomien erwartet, doch übertrafen sie jede noch so kühne Vorstellung. Ein Mönch schloß mir die Pforte auf, und plötzlich stieg ich in den ungeheuern Raum hinab, welchen Menschenhände in den Felsenboden gehauen und gemeißelt haben. Vor mir lagen Säle von der Größe kleiner Marktplätze, aus 80 Fuß hohen, senkrechten Steinwänden gebildet. Bald sind diese schwarz, bald stralen sie im Goldgelb hellenischer Ruinen, bald überzieht sie sanftes Rosenrot. In malerischer Fülle deckt sie Epheu; er rankt um die Wände empor, dem Licht zustrebend, und hängt wieder in bacchantischen Gewinden nieder; blühendes Gesträuch füllt die Spalten, und in den Ritzen nisten Lorbeeren, Pinien und Oleander. Die Latomien waren ehedem bedeckt; man hatte natürliche Stützpfeiler stehen lassen, aber Erdbeben, Wetter und Gewicht haben diese Pilaster gebrochen und die Decken fast überall eingestürzt, so daß die Steinmassen in großartigen Gruppen umherliegen und Schluchten und Engpässe bilden wie im lebendigen Gebirg. In den nun dem Licht geöffneten Räumen haben die Capuziner ihre Gärten angelegt; sie sind das Gegenstück zu den hängenden Gärten der Semiramis, weil sie 60 bis 80 Fuß unter der Erde liegen; und da prangen von dem wunderbarsten Steingehege umschlossen Orangenbäume in seltener Fruchtfülle, Granaten mit feuerflammenden Blüten, Rebengewinde, Myrthen, Cypressen,

duftige Gewächse jeder Art und die saftigsten Gemüse, welche die Mönche für ihre Tafel zu erziehen wissen. Mitten in einem dieser Gärten überraschte mich ein bezaubernder Anblick; vom dunkelsten Grün umgeben sieht man hier gerade vor sich das Kloster hoch über dem Rande der Latomien, und zu beiden Seiten die epheubedeckten Steinwände riesig aufgetürmt, während darüber eine einzelne Pinie schwankt. Man vergißt beinahe, daß dieses blütenvolle Paradies einst der scheußlichste Kerker war, und daß hier, nach dem Fall des Nikias und Demosthenes, die unglücklichen Athener gefangen saßen. Viele starben bei elender Nahrung verkommend, viele raffte die Fieberluft, oder Gram und Hunger hin, manche retteten die Verse des Euripides. Diese Latomien konnten leicht 6000 Menschen fassen, und augenscheinlich gibt es keinen weniger entrinnbaren Kerker. Weil sie nun mitten in Achradina liegen, reichen sie in eine frühe Zeit hinauf, ehe die Stadt diese Gegend ganz einnahm. Wol haben hier nach der Schlacht bei Himera kriegsgefangene Carthager gearbeitet, und diese Räume ausgehauen, um das Material zum Bau der Häuser und Tempel von Syrakus zu liefern. Jetzt hat der Schutt den Boden um 32 Fuß erhöht, so daß ihre ursprüngliche Tiefe erstaunlich groß war. Es scheint als sei der Stein sowol von oben herab, als in wagrechter Richtung bearbeitet worden. Man sieht übrigens noch viele galerienartige, bedeckte Gänge, Hallen mit Kammern in quadratischer Form, aber auch gewölbte Gemächer, die also nicht hellenischen Ursprungs sein können, und wie die Katakomben Zeichen des Christentums aufweisen.

Geht man von den Latomien weiter hinauf durch Achradina, so sieht man überall Spuren alter Straßen und Wagengeleise wie im Steinpflaster von Pompeji. Oft laufen deren viele wirr durch einander, wie wenn auf sandiger Flur Fuhrwerke sich gekreuzt haben. Dies ist auffallend, da der Kalkstein von Syrakus Wagenspuren nicht so leicht aufnimmt, wie der Tuffstein von Rom. In der Nähe der Latomien fand ich diese Geleise besonders zahlreich, und wol darf ich annehmen, daß sie von den Wagen eingedrückt sind, auf denen die Bausteine fort und fort zur Stadt geschafft wurden. Uebrigens muß auch zur blühendsten Zeit von Achradina dieser Steinbruch einen Charakter von Wüstheit in die Physiognomie der Stadt gebracht haben, ähnlich einem großen Bauplatz, wo tagtäglich Schwärme von Arbeitern beschäftigt sind, oder einem Bagno von kettenklirrenden Galeerensklaven. Die Latomien waren die Galeeren von Syrakus. Auf Millienweite ist der Felsenboden durchfurcht, und unzählig sind nun gar die viereckten Gräber, welche in der Form unserer gewöhnlichen Erdgrüfte in den lebenden Stein gehauen sind. Was und wieviel hier der Mensch in den Stein hineingearbeitet habe, ist nicht zu sagen, denn außer den Gräbern, den horizontalen und den senkrechten, und außer den vielen Latomien erstrecken sich noch unter Syrakus jene riesigen Katakomben, welche meilenweit unterirdisch den Fels durchbrechen.

Ich sah viele Plätze von quadratischer Form, selbst Stellen für ehemalige Häuserbezirke. Die Häuser von Achradina standen auf dem nackten Fels; wie noch heute

in so vielen sicilischen Städten diente dieser zugleich als Pflaster. Man mag nun stundenlang auf dem Steinfeld irren, am Meer entlang die Stelle der alten Mauer aufsuchen, westwärts gegen Tycha hingehen, wo die Stadt an diesen Teil und an Neapolis stieß, und, wie es scheint, ein unbebautes Zwischenfeld lag — überall sieht man dieselben tiefen Spuren.

Es scheint unbegreiflich, wie das Material einer so ungeheuern Stadt bis auf den letzten Brocken verschwinden konnte, denn alle bewegliche Masse über dem Boden ist hinweggenommen, als hätte jene Tempel, Mauern, Türme und Arkaden ein Sturm wie Sand von der Haide gefegt. Freilich hat man Jahrhunderte lang davon gebaut, auch alle Festungswerke von Syrakus davon errichtet, ja selbst die modernen Städte von Ostsicilien haben sich Schiffsladungen voll von Trümmern aus Syrakus geholt, aber trotzdem erscheint eine so spurlose Vernichtung rätselhaft.

Gegen Süden senkt sich Achradina herab, und da ziehen sich nun große Austiefungen gleich Schluchten hinunter, in deren Wänden man viele Felsengräber findet; meistens Columbarien und Loculi römischen Stils. In dieser Richtung liegen auch die merkwürdigen Katakomben gegen Neapolis zu. Ihr Eingang befindet sich bei der ältesten christlichen Kirche Siciliens, der von Sanct Johann. Sie ist ein kleiner, bizarrer Bau mit einer Vorhalle, deren Außenmauer drei byzantinische Bogen unterbrechen. Sie ruhen auf Säulen und Pfeilerbündeln mit zusammengesetzten hochmittelalterlichen Capitälen. Leider ist die Kirche stark verfallen. Noch älter ist ihre Krypta, worin

man byzantiniſche Wandmalereien ſieht. Zu den Katakomben ſelbſt führt eine Pforte neben der Kirche. Wüſter und ungeheuerlicher ſind jene von Neapel, aber weder ſie noch die römiſchen haben eine ſo planmäßige Ordnung. Man findet ſich plötzlich in einer vollkommen geregelten Todtenſtadt, wo ganze Völker in ihren Steinſärgen geſchlummert zu haben ſcheinen; da gibt es zahlloſe Straßen und Gaſſen, zahlloſe Kammern, Niſchen, Plätze und Säle, welche die Todten einſt in tiefſter Eintracht bewohnten, während über ihnen die Revolutionen der Lebendigen fortrasten. Wie viel an Todten täglich das Leben einer großen Stadt hinauswirft, kann man ſchon im heutigen Neapel wahrnehmen, und wie viele mag erſt jenes volkwimmelnde Syrakus Tag um Tag in dieſe gähnende Unterwelt geworfen haben!

Auch dieſe Katakomben waren einſt Steinbrüche wie alle in der Welt, dann erſt wurden ſie zu Nekropolen; Jahrhunderte lang grub man an ihnen fort, doch offenbar nach einem Syſtem. Denn alle Galerien führen von Zeit zu Zeit auf einen Mittelſaal, einen großen, runden und gewölbten Raum, welcher ringsum Niſchen enthält und entweder ein oder zwei oder drei gewölbte Tore zählt. Auch hier beweist der Stil, daß die Säle nachgriechiſch ſind. Man hat gegenwärtig ihrer vier ausgegraben, aber im ganzen ſollen es 360 ſein, wie die unverbürgte Sage ſagt. Man will ſogar behaupten, daß die Katakomben nicht allein bis zum Fluß Sebetos, ſondern bis nach Catania unter der Erde fortgehen. Alle Tunnel der modernen Welt machen ſie in ihrem Ruf zu nichte. Zwar bleibt ihr größter Teil, auch das

untere Stockwerk, verschüttet, aber es ist doch immer schon eine Strecke von mehren Millien in der Weite zugänglich geworden. Vor zwanzig Jahren verirrte sich dort ein Lehrer mit sechs Schülern, denen er die Wunder der Gräberstadt erklären wollte. Den Ausgang suchend waren sie in dem schauerlichen Labyrint lange und verzweiflungsvoll umhergeirrt, und dann vor Erschöpfung und Angst gestorben; man fand sie alle bei einander liegen, vier Millien vom Eingang entfernt. Kaum möchte eine schauerlichere Todespein gefunden werden. Seither hat man in die Galerien hie und da Licht- und Luftlöcher angebracht, durch welche der zweifelnde Tag in diesen fürchterlichen Hades geisterhaft hinunterscheint. Die Breite der Gänge beträgt in der Regel 12 bis 16 Palm, ihre Höhe 8 bis 12 Palm, ihre Länge scheint unabsehbar; und so ist es ein unsagbarer Anblick in diese langen Grabcorridore hinabzusehen, die endlos in dem falben Dämmer fortlaufen, schrecklich einförmig wie die Ewigkeit. Nur hie und da unterbrechen sie Gräbernischen, welche von alten und schauerlichen Malereien schimmern, und mit Stucco in der roten Glutfarbe Pompeji's bekleidet sind. Es münden in sie Gräbergassen, deren Boden Gruft an Gruft enthält, so abgeteilt neben einander wie eine Leiter durch die Sprossen geteilt wird, oder wie es die Wachszellen einer Honigwabe sind. Gleich einem Wurm in der Erde scheint hier der Tod gekrochen zu sein, und seine labyrintischen Gänge ausgewühlt zu haben. Geschlecht nach Geschlecht hat er in diese Schachten getragen, und Millionen sind hier vermodert. Mit Schaudern stand ich in diesen

gähnenden Gassen und fühlte die ganze gränzenlose Tiefe der Nacht, über der unser winziges Menschenleben grausam hingestellt ist, und zitternd schweben muß. Nicht Schädel, nicht Knochen sind mehr zu sehen; wo sie geblieben, weiß ich nicht zu sagen. Alles ist hol und leer und still, wie das Nichts. Die Zeit, welche die Werke des Lebens oben auf Achradina spurlos vertilgte, hat hier unten selbst den Tod getödtet. Griechen, Römer, Christen sind hier nach einander aufgehäuft worden. Man hat hier ebensowol heidnische Idole, kleine Bronzen, Lacrimarien, als christliche Todtensymbole gefunden. Ein hier ausgegrabenes Relief, die zwölf Apostel darstellend, bewahrt jetzt der Dom von Syrakus. Doch, mit welchen Formeln und Zeichen man auch Gott und den Tod bekleide, er ist immer ein und derselbe. Daß auch in der vorchristlichen Zeit die ältesten Einwohner dieser Gegend hier schon ihre Todten bestattet haben, behauptet man, und wol mit Recht, denn auch in der Troglodytenstadt von Ispica finden sich Gräber im Gestein. Solcher Gebrauch ist uralt, wie in Aegypten und Indien, so selbst in dem vorgeschichtlichen Amerika.

Wo Achradina gegen Neapolis gränzt und sich so viele hochmerkwürdige Denkmäler beisammen drängen, sieht man über dem alten Theater die antike Gräberstraße, und hie und da zerstreute in die Felsen gehauene Grüfte griechischer Zeit. Die Gräberstraße selbst ist ein in den Felsen getriebener Hohlweg von 20 Fuß Breite und eben solcher Höhe der Wände; tiefe Wagenspuren durchfurchen den Boden. Zu beiden Seiten reiht sich in den senkrechten Wänden Grab an Grab; sie alle sind

in den Fels gehauen und enthalten Gruftkammern von verſchiedener Größe und Einteilung. Außerhalb ſieht man noch die Stellen, in denen einſt die Grabinſchriften eingeſetzt geweſen ſind. Die architectoniſche Ausſchmückung doriſchen Stils, welche in der Regel aus einer auf cannelirten Säulen ruhenden Fronte beſtand, fehlt überall, doch iſt ſie in ihren Spuren kenntlich. Denkt man ſich nun dieſe Gräberſtraße mit allen ihren Monumenten in urſprünglicher Form, ſo hat man eine Reihe von kleinen Tempelfaçaden zu beiden Seiten des Wegs, doch durchbrochen von kleineren und ärmlichen Grüften, denn dieſe Grabſtätte außerhalb der Mauern von Achradina ſcheint von allen Ständen benutzt geweſen zu ſein. Schwerlich hat ſie den ſchönen Eindruck der Gräberſtraße von Pompeji gemacht, denn die Wände haben etwas Starres, ägyptiſch Gezwungenes und Einförmiges. Ueberhaupt iſt die ganze Gegend, wo Achradina, Tycha und Neapolis an einander gränzen, und, wie es ſcheint, ein Feld zwiſchen ihnen neutral ließen, voll von Grüften über der Erde. Ihre große Anzahl, da man kaum einen Schritt thun kann ohne auf ein Felſengrab zu ſtoßen, und da überall am cataniſchen Wege mehr als eine deutſche Meile weit Gräber ſich hinziehen, erinnert jetzt mehr als jedes andere Altertum an die ehemalige Größe von Syrakus.

Einige dieſer Grabmäler fallen durch ihre reichere Architectur und ihre höchſt maleriſche Vereinzelung beſonders auf; ſie laſſen darauf ſchließen, daß ausgezeichnete Perſonen oder Geſchlechter in ihnen beſtattet lagen. Es war in derſelben Gegend auch das Grab

Gelons und ſeiner Gemalin Demarata, welches das Volk von Syrakus mit großer Pracht errichtet hatte. Doch hat man ſeinen Ort noch nicht entdeckt. Vor allen andern feſſeln zwei Felſengräber die Aufmerkſamkeit. Sie befinden ſich nicht weit von einander entfernt in der Gegend eines kleineren, höchſt merkwürdigen Steinbruchs, wo auf dem gelben Felsboden zahlloſe Gräber zerſtreut liegen, und ein Arm der alten Waſſerleitung von Tycha die traurige Steinwüſte durchrieſelt. Sie ſind in bizarr geſtaltete Felskegel eingehauen, die ſtufen- oder terraſſenförmig anſteigen, und zeigen, daß ehemals aus ihnen Bauſteine geſprengt wurden; denn ihre Form iſt durchaus unregelmäßig und zufällig. Von außen iſt in den anſehnlichſten dieſer Felsblöcke ein doriſches, jetzt halb zerſtörtes Frontiſpiz eingehauen; es ruhte auf zwei cannelirten Säulen, von denen nur die eine ganz erhalten iſt. Auch der Architrav und Fries mit Triglyphen und Metopen iſt größtentheils noch kenntlich. Aber obwol die Architectur doriſch iſt, weicht ſie doch vom hergebrachten Syſtem ab, da ſowol Aufgiebelung als Säule ſehr hoch erſcheinen. Schon daraus ergibt ſich die ſpätere Zeit des Grabmals, welches vom Volk nun einmal mit ehrender Pietät „Grab des Archimedes“ genannt wird, freilich mit demſelben Recht, mit dem die Agrigenter ein altes Monument das Grab des Theron nennen.

Es iſt bekannt, daß der große Mathematiker auf ſeinem Grab eine Säule zu errichten und auf ihr das Verhältniß des Cylinders zum Kegel anzugeben befahl, als rühmliches Gedächtniß an ſeinen Lieblingslehrſatz.

Als nun Cicero während seiner Quästur in Syrakus Nachforschungen nach dem Grabe des Archimedes anstellte, leiteten ihn glücklich diese Merkmale, und nach langem Bemühen fand er im Dickicht jene Stelle und jene Inschrift in Senarien. Der Römer war nicht wenig erfreut; stolz auf diese Entdeckung ruft der eitle Mann aus: es sei des Schicksals Wille gewesen, daß die Grabstätte des großen Syrakusers der Mann von Arpinum wieder habe auffinden sollen. Damals waren seit der Eroberung von Syrakus durch Marcellus nur 150 Jahre verflossen, und dennoch war die Stadt schon so verödet, daß selbst das Grab ihres größten Bürgers unter Dornen und Disteln verschollen lag. Cicero aus Rom, unter dem Schutt und im Wildwuchs der Pflanzen nach Archimedes' Grab suchend, geführt von syrakusischen Ciceroni und der Stadttradition, machte also schon damals so gut die Figur eines Archäologen wie irgend ein heutiger Altertumsforscher und gelehrter Maulwurf aus Bonn oder Berlin.

Wir müssen auf das Grab des Archimedes verzichten; einst wird man ja auch vergebens die Stätte suchen, wo Humboldts Denkmal stand. Aber es schweben die Namen unsterblicher Menschen ewig unausgelöscht in der Zeit, und schön ist das Wort des Perikles in der Leichenrede auf die gefallenen Athener: „Der großen Menschen Grabstätte ist die Welt!" Das Geheimnißvolle dieser syrakusischen Gruft, welche die Erinnerung an ein großes Genie umschwebt, ist unendlich reizend, zumal in dieser menschenöden, lichtdurchflimmerten Wüste gelben Steins. Sitzt man so in der Stille des gluthauchenden

Mittags oder im Schweigen des purpurnen Abends, in starrer Wüste, bald in dädalische Labyrinte, bald in hundert und aberhundert gähnende Steingräber blickend, da wird alle Phantasie um's traurige Herz los, und es steigen Schatten herauf wie einst die vor dem Ulyß im Hades, Schatten größerer Menschen als unser Geschlecht ist, heiliger Geschwisterseelen von dem geliebten Lande Hellas. Ich sah diese schweigenden, ehrwürdigen Gräber manchmal belebt: es lagen auf ihren Stufen Kinder und Männer vom elendesten Aussehen, mit fiebergelben Gesichtern, Mumien gleich, mit wirren Haaren und brennenden Augen, und in zerlumpten Kleidern; da las ich in ihnen die Geschichte des heutigen Siciliens, die Gräuel des bourbonischen Polizeistaats und des alles in Moder umwandelnden Pfaffentums, und nicht wehrte ich meiner bekümmerten Seele einen ganz unhellenischen Fluch auszustoßen. Wann kommt die Zeit da dieses herrliche Land einmal erlöst wird! Que Dieu la rende aux Muselmans! Es wäre ein neuer Archimedes not mit zahllosen Wurfmaschinen und Brennspiegeln, um gegen diese Heuschreckenschwärme von Pfaffen zu Felde zu ziehen, welche ganz Sicilien überdecken!

Doch nun will ich mit den Gräbern enden. Nicht allzuweit von jenen kommt man zu einem Feldgarten mit Oelwuchs und Rebenzucht; da liegt in beneidenswert klassischer Wildniß unser Landsmann Platen begraben. Als ich an seinem Grabe stand und auf die Stufen des Denkmals einen Kranz von Weinlaub legte, fielen mir auf einmal in dieser klaren, heitern hellenischen

Luft alle jene Beziehungen Platens zu Heine in die Erinnerung, und ſie verſetzten mich plötzlich in die unerquickliche Literaturatmoſphäre des Vaterlandes, in jene überreizte, falſche, unmännliche, jüdiſche oder jüdelnde Zeit, welche unſerer Dichtung ſo viel Unheil gebracht und ein entnervtes, gott- und weltloſes Geſchlecht allerwegen miterzeugt hat. Wie anders iſt das Schickſal Heine's, wie anders Platens! Hätte jenem ein Gott gegeben zu ſagen was er leide, und nicht bloß zu ſagen wie er ſich und die Menſchheit frech und knabenhaft verhöhne, er wäre ein Heros dieſer Periode geworden. Unendlich war er dem armen Platen an Talent überlegen! Und doch erlebte es der erbitterte Feind Platens noch, daß man dieſem eine öffentliche Statue errichtet! Dies iſt die Macht der Form! und was ſie ſei, begreift man vielleicht erſt ganz im Süden. Es war der glücklichſte Gedanke Platens in Syrakus zu ſterben. Kurz vor mir war der König von Baiern am Grabe des Dichters geweſen, wie mir der Gartenwächter erzählte; er hatte zugeſagt das Grab, welches ſchon zerfällt, wieder herſtellen zu laſſen. Augusto Comiti Platen Hallermunde. Anspachiensi. Germanico Horatio: ſo lautet die kühne Inſchrift, die ihm der Ritter Landolina ſetzte. Hat der kalte Künſtler Platen es verdient, ſo einſam hier zu liegen unter den Todten von Syrakus, unter Hieron und Gelon, Archimedes und Timoleon, als der einzige Repräſentant desjenigen Volkes, welches wie kein anderes mit den Hellenen vertraut iſt? Ja dieſe wilde Stätte dünkte mich das ſchönſte Dichtergrab der Erde, beinahe dichteriſcher als die heiligen

Cypreſſen an der Pyramide des Ceſtius, welche das Grab Shelley's beſchatten, eines der letzten Poeten von Gottes Gnaden, die in unſerem jüngeren Geſchlecht erſchienen ſind.

So muß man die Götter um dreierlei Gnade bitten: ſchön zu leben, ſchön zu ſterben, ſchön begraben zu ſein.

3. Neapolis.

Wir ſind ſchon in Neapolis, demjenigen Stadtteil von Syrakus, welcher, wie ſein Name es ſagt, der jüngſte von allen war. Sowol Tycha als Neapolis waren urſprünglich Vorſtädte von Achradina. Jene zog ſich vom Hafen Trogilus weſtwärts hinauf, dieſe ſich nach dem großen Hafen hinab an der ſüdweſtlichen Seite der Felſenhochebene, auf welcher Syrakus ſtand, und ohne Zweifel ſenkte ſich Neapolis, gegen Tycha durch Mauern über dem Felsabſturz beſchirmt, tief in die Niederung bis in die Nähe der Sümpfe des Anapus hinunter. Ein Tor Menetides oder Temenetides führte aus der Stadt in's Feld. Es hieß auch der ganze Stadtteil Temenites, von einer Statue des Apollon dieſes Namens ſo genannt. Cicero nennt in ihm auf der Höhe das Theater, und zwei Tempel der Ceres und der Proſerpina. Gelon hatte ſie aus der carthagiſchen Beute errichtet, und vor ihnen lag ſein und der Demarata Grab, welches ſpäter Himilkon der Carthager zerſtörte.

Es gibt heute in Syrakus keinen Punkt, wo ſich

Erinnerungen und Denkmäler so reichhaltig zusammendrängten als jene Felskante von Neapolis, da wo diese Stadt oben gegen Achradina anstieß. Auf einem nicht allzugroßen Raum liegen hier beisammen: die Latomien des Dionys, das Theater, die Gräberstraße, das Amphitheater, die alte Wasserleitung.

Die vielberühmten Latomien, welche das Ohr des Dionys genannt werden, sind nicht vom Umfang jener Achradina's, aber nicht minder malerisch, und in einigen Teilen viel schöner und eigentümlicher. Sie bilden ein ungeheures Viereck, in dessen Tiefe ein ewig grüner Garten prangt. Etwa in der Mitte erhebt sich 80 Palm hoch ein einzelner Fels als Pfeiler mit Resten eines Turms auf der Spitze, schön aus dem Baumwuchs und über die Trümmermassen fortragend. Der Gedanke, daß hier der Wachtturm des Kerkermeisters stand, drängt sich der erregten Phantasie sogleich auf, aber er ist schwer zu unterstützen, und vielleicht trug der Pfeiler ehemals die Decke der Latomien, welche nun fehlt. Auf der linken Seite, vom Eingang gerechnet, befinden sich die weltberühmten Säle und Gemächer dieser Steinbrüche, von denen der eine den Namen „Ohr des Dionys" trägt. Er erhielt ihn durch Michel Angelo da Caravaggio, welcher einst mit dem gelehrten Syrakuser Mirabella diese Latomien besuchte, und durch die Form jenes Teils zu der zufälligen Benennung veranlaßt wurde, die seither die seltsamsten Vorstellungen in Umlauf gebracht hat.

Von außen decken üppiger Epheuwuchs, herabschwankende Flechten und das schöne, zarte Venushaar die

steile Wand, in welche dieses Riesenohr eingeschnitten ist, und hoch auf dem steilsten Rand erhebt sich prächtig ein einzelner Pinienbaum. Die Zufälligkeit der Form des hohen und seltsamen Steinsaals erzeugt jene akustischen Erscheinungen, welche die poetische Sage bestärken, daß Dionys hier seine Gefangenen belauscht habe. Im Jahr 1840 entdeckte Serra di Falco eine Oeffnung, durch die man von oben her, wie aus einer Loge, in die Latomie hineinsehen und hineinhören kann; und dort nun stand der horchende Tyrann. Ein tief unten leise geflüstertes Wort, ein knisterndes Papierblatt schallt hier deutlich herauf, und es läßt sich der Führer das herzliche Vergnügen nicht nehmen, sein: Dionisio era un tiranno, vielmal zu wiederholen. Der Knall einer Pistole wird als hundertfacher Donner sinnbetäubend von den Wänden zurückgeworfen.

Ein anderer Teil der Latomien, ganz in der Nähe des Ohrs des Dionys, heißt del Paradiso. Er ist ganz unbeschreiblich schön. Große, viereckte Räume bilden ihn, mit glatten Decken. Die Wände schmückt ein herrlich Rosenrot von lieblichster Zartheit, andere sind dunkelschwarz wie die Nacht, oder tief bräunlich gelb. Oft sind sie zackig durchrissen, oft hingestürzt, da die Pfeiler, welche einst die Decke trugen, umgesunken sind, und so entstanden die bizarrsten und grandiosesten Bildungen; ja oft hängen von der Decke selbst Felsstücke herab wie wild umhergeknitterte Vorhänge aus Stein. An einer Stelle öffnet sich der Raum zu einer Grotte oder einem kühnen Bogen, den ein natürlicher Pfeiler stützt; durch ihn blickt in malerischer Verwirrung Trümmer-

gestein, das dunkle Laub der Orangen, die brennende Blüte der Granaten, und der selige Himmel von Syrakus. Die Menschenkraft scheint hier, so ungeheure Räume mit dem Eisen durchgrabend, die Natur besiegt zu haben, indem sie wahre Fingalshöhlen erschuf, und wieder warf die Natur alle diese Sisyphusarbeit um, und zerrte das Künstliche in das Elementarisch-Zufällige wild hinüber.

In dem längsten bedeckten Raum hat sich seit alten Zeiten eine Strickdreherei niedergelassen; arme Menschen von entsetzlicher Verkommenheit, bleiche, fremdgeartete Kinder und zerlumpte Frauen bringen in diesem Kerker rastlos spinnend ihr Leben hin. Ich saß manchmal am Eingang dieser düstern Galerie, und schaute ihren wilden Gestalten zu; und wenn sie nun die eintönigen Räder unabläßig schnurren ließen, und die Spindel auf- und ablief, dann war es mir in der unterirdischen Wüste, als säße ich mitten im Hades, und jene bleichen Frauengestalten seien die Parzen, und sie verspönnen all die Fäden meines einsamen Lebens. Ich schenkte ihnen Geld, sie dankten mir mit gerührten Augen, freundlich, wie die segnende Armut, welche von einer Gabe überrascht wird, und ein recht schmerzliches Bild menschlicher Pein gaben mir diese Wesen aus dem Labyrint an's Tageslicht herauf. Und welches Labyrint ist es, wie unendlich sagenhaft! Alles hier in Sicilien hat ein mytisches Ansehen, Girgenti wie Syrakus, der Aetna wie Enna, und jegliche Küste. Der Menschengeist tritt hier weiter in die Zeit zurück als im römischen Land; dort weht der ernste Geist der Geschichte, aber

in Sicilien der Rätſelgeiſt der Fabel. Es iſt das Land des Typhon, der Cyklopen und des Dädalus.

Ueberraſchen alſo jene beiden Latomien von Achradina und Neapolis durch ihre Großartigkeit, ſo gibt es doch noch einige kleinere Steinbrüche in Syrakus, die durch Verbindung von Steinmaſſen und Grün einen noch wunderbareren und mehr romantiſchen Charakter haben. Ich meine vor allen die Latomie des Grafen Caſale. Sie iſt ein entzückendes Paradies, und niemals ſah ich in der Welt einen Garten von ſo märchenhafter Schönheit. Die Latomie beſteht aus zwei Hauptabteilungen, welche durch einen bedeckten Gang von etwa 7 Fuß Höhe verbunden ſind. Ein großer Saal liegt an dem einen Ende, 108 Palm hoch, eben ſo lang, und 62 Palm breit. Die ſenkrechten Wände ſchimmern roſenrötlich, wie vom Frühling oder der Aurora angehaucht. Durch den Eingang lacht der prächtigſte Garten. Man ſieht an den Wänden viele Löcher, welche in gebogenen Linien aufſteigen; wahrſcheinlich waren dort eiſerne Klammern eingeſchlagen, um den Frohnſklaven zu einer Art von Treppe zu dienen, wenn ſie den Stein brachen. Die Anlage der Säle iſt ziemlich regelmäßig und zeigt, daß ſie von vornherein in ſolcher Form beabſichtigt wurden. Auch hier ſteht auf einer ſteilen Wand der Reſt eines alten Wachtturms. Das Erdbeben hat viele Säle eingeſtürzt; noch im Jahr 1853 fielen große Steinmaſſen herunter und bedeckten eine Stelle des Gartens mit ihrem Schutt. So weit nun der Raum frei liegt, blüht wonnig die Wildniß herrlichſter Gewächſe. Die Blätter, welche

hier der Feigenbaum trägt, sind so groß, daß man auf ihnen wie auf einem Teller speisen könnte. Da stehen Bäume und Blumen Indiens, deren seltsam gestaltete Früchte und Blüten ich weder zuvor sah, noch zu benennen weiß. In tropischer Fülle prangt die Palme von Lianen umschlungen, weithin duftet die Orange und die Myrte ihr Arom aus, und Agaven und Aloë starren dunkel auf den Wänden. Der ganze entzückende Garten mit seinen moos- und epheuüberschlängelten Felswänden, mit der Verworrenheit seiner dädalischen Gänge und Trümmer und der Pracht seiner Gewächse, hat so viel Feenhaftes, daß er der Lusthain Oberons und Titania's sein möchte. Kein Windzug, noch entstellender Staub trifft dies entzückende Verließ, in welches die Horen den lachenden Sommer in ewige Gefangenschaft hinuntergesenkt zu haben scheinen.

Nahe beim Ohr des Dionys liegen auch die großartigen Ueberreste des syrakusischen Theaters, eines der größesten des Altertums überhaupt; auch Cicero nennt es maximum. Serra di Falco meint, daß es dem Theater des Bacchus in Athen gleichzeitig sei, welches das erste steinerne Griechenlands war und von Themistokles erbaut wurde. Es ist ein schöner Bau von bewundernswürdiger Einfachheit und Kraft, und imponirt noch heute, obwol von der Scene nichts mehr als ein wüster von Gestrüpp bedeckter Trümmerhaufe zurückgeblieben ist. Die etwas verlängerten Halbkreise der Sitzreihen steigen den natürlichen Felsabhang von Neapolis empor und sind in den lebenden Stein gehauen. Man zählt ihrer 46 Reihen, die von einem breiten

Gürtel durchbrochen und von acht quer hindurchgehenden Treppen in neun Keile geteilt werden. Zählt man nun diese wirklichen 46 Sitzreihen, so ergibt sich nur ein Durchmesser von 404 Palm; weshalb Serra di Falco der Ansicht ist, das Theater habe noch mehr Sitzreihen gehabt, welche sich weiter aufwärts zogen. Er gibt ihm 504 Palm im Durchmesser, wo es denn größer wäre als alle Theater Griechenlands, außer dem von Milet. Warum übrigens in der Stelle des Cicero quam ad summam theatrum est maximum das letzte Wort durchaus „allergrößt" und nicht blos „sehr groß" heißen soll, kann ich nicht verstehen.

Vor der Scene münden in die Orchestra zwei Corridore; durch die Scene selbst, zu deren Seiten sich zwei quadratische Bauten erheben, geht ein schmaler Wassercanal, der von der benachbarten Leitung abgezweigt ist. Man hat sich über die griechischen Inschriften „Basilissas Nereidos" und „Basilissas Philistidos", welche am Gesims der Umgürtung zu lesen sind, viel den Kopf zerbrochen, da diese Namen von Königinnen aus der Geschichte von Syrakus nicht bekannt sind. Nach den neuesten Ansichten soll die Nereis die Tochter des Pyrrhus von Epirus sein, die an Hierons II. Sohn Gelon vermält war; Philistis dagegen hält man für die Tochter des Leptines und die Gemalin Hierons. Außerdem gibt es nichts mehr am Theater, was besondere Aufmerksamkeit erregte; nur äußerst wenige Skulpturfragmente haben sich gefunden, darunter ein durch seine Vorstellung höchst eigenthümliches: ein Cippus von weißem Marmor, auf welchem die Sage des Homer von der

Schlange und dem Sperlingsneſt in Aulis abgebildet iſt, deren Erſcheinung Kalchas auf die Dauer des trojaniſchen Krieges deutete.

Doch viel mehr erfreut das Ganze, die Lage, die Bedeutung des Theaters. Man ſteht dort auf einer der lichteſten Stätten der Intelligenz, auf einem Centrum menſchlicher Cultur. Hier, wo jetzt das wuchernde Gras die Stufen überzieht, ſaßen einſt Platon, Aeſchylos, Ariſtippos, Pindar; dort in der Orcheſtra ſtanden einſt die gefangenen, verurteilten Athener; dort redete Timoleon, und dort ſaß er als erblindeter Greis den Staatsdebatten zuhörend. Die ganze Geſchichte von Syrakus ſeit ihrer glänzendſten Zeit hat in Reden und Staatsaction hier dramatiſcher geſpielt, als es die Stücke waren, die man auf der Scene aufführte, denn das Theater war beides: Schaubühne des Staatslebens, Schaubühne der Poeſie; und wo hätten Wirklichkeit und Dichtung in ſo großer Wechſelwirkung zu einander geſtanden, als im helleniſchen Leben? Die nationale Bedeutung des Theaters ward nun durch ſeine Lage ſelbſt auf den Gipfel lebendigſter Wirkung gehoben. Hier ſtand es mitten zwiſchen Neapolis, Tycha und Achradina, und nicht zu weit von Ortygia entfernt. Von der Höhe ſchaute es in die unendliche Stadt und das Meer hinab, welche ihm zur wirklichen ſceniſchen Ausſchmückung dienten. Dies Panorama iſt noch heute hinreißend; es iſt der ſchönſte Blick, den man auf Syrakus genießt, denn er überſchaut beide Häfen und das Meer, die ganze ſonnverbrannte Küſte bis zu den Bergen von Hybla, und im Hintergrund den himmelbedeckten

unermeßlichen Aetna und die prachtvolle Uferlinie des ioniſchen Meers bis zu den Felſen von Taormina. Welcher Art muß der Blick geweſen ſein, als er noch auf die unabſehbare Stadt ſelber fiel, auf die herrliche Welt von Tempeln, Hallen und Prachtbauten, und auf die maſtenwaldbedeckten Häfen, die den Syrakuſer an die glänzendſten Thaten ſeiner Republik gemahnten! Da muß ihm über die Bühne weg das Herz vor Stolz und Luſt geſtiegen ſein; und wie mochten ſich hier wol die Perſer des Aeſchylos angehört haben, worin die Syrakuſier den Sieg bei Himera noch einmal poetiſch feierten, oder die Prometheus-Trilogie?

Iſt der Anblick dieſes Panorama von den oberſten Stufen hinreißend, ſo iſt auch der Blick auf das Theater ſelbſt wunderbar ſchön, weil man von der Wildniß der zerſtörten Bühne oder aus den Granatengärten der Umgebung zu dieſen ſtolzen Sitzreihen emporblickt. Auch hier überzeugt die majeſtätiſche Einfalt des Baues von dem hohen und ernſten Charakter des helleniſchen Geiſtes.

Oben nun, wo die Stufen auf dem Plateau des Berges endigen, erhebt ſich im Fels ein Nymphäum, eine höchſt maleriſche, von Moosen und Flechten umgrünte Grotte, worin ein Quell ſprudelt. Sie erinnerte mich lebhaft an die Grotte der Egeria. Zu beiden Seiten finden ſich noch Grotten kleinerer Dimenſion. Gewöhnlich waſchen Weiber in dem Quell, und ihr melancholiſcher Geſang durchtrauert dieſe feierlich ſtille Scene.

Zur Linken zieht ſich in unmittelbarer Nähe jene

Gräberstraße empor, zur Rechten kommt ein Arm der Wasserleitung von Tycha mit Gebraus herab, und treibt das Rad einer Mühle, daher der ganze Ort i mulini di Galerme heißt. Der moderne Teil der Wasserleitung, der in Bogen über der Erde eine kurze Strecke fortläuft, trägt viel dazu bei, das Malerische dieser Felsenlandschaft zu erhöhen. Sonst geht der Aquäduct unterirdisch fort, vielleicht ein Werk carthagischer Kriegsgefangener, und nicht minder großartig als die Cloaken Roms oder der Emissar von Albano. An vielen Stellen liegt die Leitung bloß; man sieht das Wasser in diesem unzerstörlichen Canal mit voller Gewalt herabströmen. Sechs Meilen weit kommt es aus den Gebirgen, die Stadt zu versorgen.

Südöstlich vom Theater liegt in einem Hain von Granaten ein ziemlich wol erhaltener Bau, das Amphitheater von Syrakus, welches umfangreicher ist als jene von Verona, Pola und Pompeji, da die größere Axe 272,10 Palm, die kleinere 154 Palm beträgt. Es ist meist in Stein gehauen. Vier Tore für die vier Städte von Syrakus liegen an den Enden der beiden Axen. Serra di Falco hat dieses Theater im Jahr 1840 ausgraben lassen. Die Stufen der Sitzreihen und viele Gemäuer sind bereits stark verfallen; doch ist der Bau immer noch ziemlich wol erhalten. Da die Griechen das barbarische Vergnügen der Thier- und Gladiatorkämpfe nicht kannten, so muß das Amphitheater römischen Ursprunges sein. Cicero nennt es nicht, aber Tacitus weiß von ihm. Seine Erbauung beweist, daß unter August und Tiberius Syrakus, als Sitz des römischen

Prätors, durch eine römiſche Colonie von neuem bevölkert wurde, und ſich neuen Wolſtands zu erfreuen hatte.

Der letzte der antiken Ueberreſte auf dieſer Seite und nahe an den Theatern iſt ein großer dreiſtufiger Unterbau eines langen und ſchmalen Gebäudes, von welchem außer dem Plan nichts mehr erhalten iſt, mit Ausnahme einiger Fragmente von Geſimſen mit Löwenköpfen. Serra di Falco entdeckte dieſe Baſis im Jahr 1839; er hält ſie für jenen Altar des Hieron, welcher ſelbſt den von Olympia an Größe übertraf.

4. Tycha und Epipolä.

Wir haben alſo auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum die wichtigſten Bauwerke des alten Syrakus beiſammen gefunden. Geht man nun nordwärts längs des Aquäducts hinauf, ſo breitet ſich eine wüſte Felſenebene aus, welche die Straße von Catania durchſchneidet. Hier lag Tycha, einſt volkreich und mit vielen Gebäuden beſetzt, vom Tycheion, dem Tempel der Glücksgöttin, ſo benannt. Dieſes Viertel ſtieß nördlich an's Meer beim Hafen Trogilos, und ſchloß weiter die Stadt auf dem nördlichen Rand der Felſenhochebene, ſtark ummauert. Weſtlich endigte Tycha gegen das feſte Epipolä. Cicero nennt dort ein Gymnaſium (amplissimum) und viele Tempel; aber heute ſieht man nichts als Gräber im Boden, horizontal eingehauen, und noch mit der Umreifung für die Platte verſehen. Oft finden ſich Wagengeleiſe durch ſolche Grabvertiefungen

unterbrochen, ein Beweis, daß diese Gräber sehr späten Ursprunges sind.

Die Wanderung durch Tycha oder von Neapolis her, auf der Floridiastraße nach Epipolä, dem letzten und höchsten Stadtteil, der ganz in's Land hinein liegt, ist sehr beschwerlich, mag man sie zu Pferd oder zu Fuß unternehmen. Denn sobald man nach Epipolä kommt, muß man über wüstes Getrümmer von Kalkfelsen auf einer entsetzlich steinigten Straße fortklettern. Epipolä nahm nämlich den höchsten Punkt der Felsenhochebene ein, und endigte mit dem Hügel Euryalus in der scharfen Spitze des ganzen Dreiecks, während unter dem Euryalus ein zweiter Hügel, das Labdalon, lag. Beide erkennt man noch heute als die untrüglichen Wahrzeichen dieser alten Festungsstadt; sie heißen jetzt Belvedere und Mongibellisi.

Das Labdalon bauten die Athener unter Nikias, um von hier die Stadt zu beherrschen; sie hatten sich überhaupt in Epipolä festgesetzt, bis sie von den Syrakusern unter Gylippus daraus vertrieben wurden, welche dann, wie Diodor sagt, die Mauer auf der ganzen Höhe von Epipolä niederrissen. Seitdem wird das Labdalon als Castell nicht mehr erwähnt. Dionys ließ durch den Bau seiner berühmten Mauer auf der Nordseite von Epipolä, welche 30 Stadien, fast eine deutsche Meile lang war, jene alten Werke abtragen. Diese Mauer war mit vielen Türmen besetzt, und ihre Quadern so dick, daß sie nicht erstürmt werden konnte. Ob Dionys auch Castelle auf dem Labdalon und dem Euryalus errichtet habe, wird nicht gesagt, nur erfahren wir, daß

jenes Hexapylon, durch welches die Römer in die Stadt eindrangen, auf der Nordseite von Epipolä lag, und ohne Zweifel stand in derselben Mauer auch der Turm Gallagra, den die Römer während des Dianenfests zuerst erstiegen. Was nun heute als Labdalon gezeigt wird, jene ungeheuren Quadern von 14 bis 16 Palm Länge, jene Fundamente von Türmen, die Gräber, die unterirdisch in den Fels gehauenen Gänge, bewies mir, daß hier ein Fort gestanden, welches sorgsamer angelegt wurde, als es die Athener zum Zweck der Belagerung konnten gethan haben. Nach altgriechischer Weise sind die riesigen Quadern ohne Mörtel auf einander gesetzt; namentlich bilden sie noch an einer Stelle eine höchst imposante Masse. In dem lebendigen Felsen selbst fand ich gleich Katakomben große Galerien von 9 bis 10 Fuß Höhe und 8 Fuß Breite ausgehauen; sie bilden mit ihren Corridoren und unterirdischen Räumen eine zweite sehr ausgedehnte Festung. Die Höhe dieser Gänge hat die Annahme veranlaßt, daß hier die Reiterei ihre Station hatte. Wahrscheinlich verband sich die unterirdische Festung durch Ausfalltore mit der Stadt und dem Feld. Auch hier beweist der gänzliche Mangel an Gewölbbau und die allenthalben geradlinige Structur der Gänge den griechischen Ursprung.

Man sieht nun von den Quadern des Labdalon in die fürchterliche Steinwüste von Epipolä hinab; überall erblickt man teils ungeheure Steine von der dionysischen Mauer, teils Ruinen der Castelle, teils den jähen Absturz der Kalkfelsen. Auch hier befinden sich Latomien; es sind die wildbizarren Steinbrüche, worin Dionys den

Philoxenus einsperrte, und wo dieser seinen Cyklopen dichtete. Von hier holten viele Städte Baumaterial; ein großer Teil der Festungswerke von Syrakus wurde aus den Trümmern der dionysischen Mauer erbaut, und als der wahre Verwüster des alten Syrakus ist eigentlich Karl III. von Neapel zu betrachten. Sieht man nun die unendlichen Steinmassen, so muß man über die Fülle des schönsten Materials erstaunen; dieser Reichtum an Stein, der durch das Eisen so leicht zu bearbeiten ist, machte die Ausbreitung von Syrakus erst möglich, wie die ganz ähnliche Beschaffenheit des neapolitanischen Gesteins das Anwachsen Neapels und seiner Vorstädte ungemein erleichtert hat.

Weiter hinauf führt ein rauher Weg nach dem Euryalus, der Endspitze der syrakusischen Felsebene. Der melodische Name tönt schön und schwermütig in dieser Wüste. Ein elender Ort hat sich jetzt am Fuß des Kalkfelsens angesiedelt; oben steht ein Telegraph. Keine andere Reste sieht man dort als eine Cisterne und altes Gemäuer von zweifelhaftem Ursprung. Daß hier ein Castell gestanden, lehrt die Lage des Hügels, da er das ganze Stadtgebiet Syrakus überherrscht. Es ist ungewiß, ob Dionys das Fort Euryalus erbaute; zur Zeit der atheniſchen Belagerung wird es nicht genannt. Dagegen war es von großer Bedeutung, als Marcellus Syrakus bestürmte. Nachdem er nämlich schon Tycha und Neapolis in seine Gewalt bekommen hatte, blieb der Euryalus, welchen Livius Hügel und Burg nennt, in seinem Rücken, und bedrohte seine Stellung. Er selbst war in den Mauern jener Stadtteile so gut wie

eingeschlossen, und da Hippokrates und Himilkon von der Landseite heranzogen, um sich in den Euryalus zu werfen, so lief er Gefahr, zwischen ihm und Achradina gänzlich abgesperrt zu werden. Die uneinnehmbare Burg übergab endlich Philodemus auf Capitulation, weil ihm die Hoffnung des Entsatzes geschwunden war.

Heute heißt der Hügel mit Recht Belvedere, wegen der köstlichen Aussicht die er gewährt. Denn von seiner Spitze überschaut man das herrlichste Gemälde. Den Horizont schließt vorwärts die große Linie des ionischen Meers, rückwärts „die himmlische Säule" des Aetna; großstilisirte Gebirgsketten ziehen sich landhinein in flimmernden Lichtern, und die Ostküste der Insel mit den prächtigsten Golfen und ihren Vorgebirgen liegt, bis weit über Agosta und wo sich Catania im Duft verliert, vor den Blicken aufgethan. Vor sich sieht man über die ganze syrakusische Ebene, welche drei Stunden weit bis zur Ortygia sich herabsenkt. Denkt man sich dies ungeheure Gebiet mit dem alten Syrakus bedeckt, und noch den Golf von Landhäusern und Ortschaften umkränzt, so muß der Anblick einer so großen Stadt, die sich als eine Riesenpyramide landwärts hinaufzog, gleichsam in vier Stockwerken oder Stadtstufen sich erhebend, über alles Vorstellen großartig gewesen sein, und hier scheint die Angabe: Syrakus habe in seiner Blütezeit $1^1/_2$ Millionen Einwohner gezählt, nicht übertrieben.

Einer syrischen Steinwüste gleich breitet sich nun diese Ebene bis zur Insel hin, welche in's Unscheinbare sich verliert. Nur südwärts vom Felsenrand der Nea-

polis lacht eine immergrüne Niederung, und man kann dort den Lauf der Quelle Cyane und des Anapus verfolgen. Dorthin wollen wir noch hinübergehen.

5. Der Anapus und das Olympion.

Es führte von der Neapolis die heloriſche Straße durch den Sumpf Lyſimelia und Syraka, und eine Brücke über den Anapus, auf deſſen anderer Seite ſich der Hügel Polychne erhebt. Auf ihm ſtand der Tempel des olympiſchen Zeus und ein Ort Olympikon genannt. Dieſe Gegend iſt aus der Kriegsgeſchichte von Syrakus bekannt genug, denn ſowol die Athener als zu wiederholten Malen die Carthager lagerten ſich um das Olympion bis hinauf nach dem Becken der Quelle Cyane, und jedesmal raffte die aus dem Sumpf aufſteigende Peſt die Heere hin. Die wenigen zerſplitterten Säulen, die noch vom Olympion auf jenem nun ganz öden Hügel ſtehen geblieben ſind, ſieht man auf Millienweite; ſie und jene Säule am Brunnen degli Ingegneri ſind heute die einzigen frei ſtehenden Säulenreſte, die auf dem Stadtgebiet von Syrakus in die Augen fallen.

Um dorthin und nach dem Anapus zu gelangen ſchifft man von der Inſel über den herrlichen großen Hafen, und läßt ſich dann in den verſumpften Fluß rudern. Er mündet unterhalb einer Brücke in's Meer. Je weiter man ihn hinauffährt, deſto mehr verengt er ſich, bis ihn zuletzt die Barke im vollen Sinn des Wortes ausfüllt. Die Ruder werden weggelegt, die Bootsleute ſtoßen den Kahn teils mit mächtigen Rohr-

ſtangen fort, teils ziehen ſie ihn ſtark angeſtrengt am Tau weiter. Ich habe nie eine romantiſchere Fahrt gehabt als auf dem Anapus. Zu beiden Seiten iſt der Fluß mit 20 Fuß hohem Schilf von prächtiger Fülle dicht bewachſen; um dieſe beinahe armdicken Rohre ſchlingen ſich Waſſerlianen wie um Bäume, und Ranken blühender Gewächſe ringeln ſich in wildverworrenen Guirlanden herüber und hinüber. Der myſtiſche Geruch der Wildniß und des Waſſers dringt ſo ſcharf auf die Sinne ein, wie die ſchwüle unbewegte Luft. Man glaubt ſich in eine tropiſche Flußlandſchaft verſetzt, ſo erſtaunlich iſt die Fülle des Pflanzenwuchſes. Dabei flattern Hunderte von fremden, buntbeſchwingten Waſſervögeln umher, oder ſie ſtreifen ſpielend über die Wellen wie die Schwalben. Der Anapus teilt ſich bald oberhalb der heloriſchen Straße, oder es ſtrömt vielmehr in ihn jene klaſſiſche blaue Cyane ein, welche dem runden klaren Waſſerbecken La Piſma entſpringt. Nach der Sage warf ſich hier die Nymphe Cyane dem Pluton entgegen, als er Proſerpina zur Unterwelt hinabführte, und ſie ward hierauf in die kornblumenblaue Quelle verwandelt. Alljährlich kamen die Syrakuſer an die Cyane und feierten das Gedächtnißfeſt Proſerpina's durch Opfer, da im Namen des Volks ein Stier und eine Kuh in den Teich des Quells verſenkt ward. Wahrlich, dies Local iſt wunderbar; ſo von dem verſchattenden immer flüſternden Rohricht mitten auf der Welle umwölbt, ſitzt man da wie im Traum, in die lieblichſte Mythe verſenkt. Wie wurden mir da alle jene Reliefs alter Sarkophage, welche den Raub der Proſerpina darſtellen, lebendig;

wie Arabesken umschwebten mich hier diese reizenden Gebilde griechischer Phantasie! Und wie hat nun Ceres diese fischwimmelnde Quelle zum Lohn für ihre Tränen um Proserpina geschmückt. An ihren ewig grünenden Ufern wächst die seltsame Papyrusstaude! Es ist der einzige Ort in Europa, wo sie in der Wildniß gefunden wird, seitdem sie vom Ufer des Orethos bei Palermo verschwand. Ich war ganz außer mir vor Freude, als ich nun wirklich die ersten Papyrusstauden vor mir sah, aus der bläulichen Flut fremd aufsprießend, verlorene Kinder des Nils. Die schöne Binse erhebt sich aus dem Wasser jungfräulich graziös, schlank, in schönster Linie gebogen, etwa 15 Fuß hoch, dreikantig und glatt und von herrlich glänzendem Dunkelgrün. Aber auf der Spitze überkraust sie eine reiche volle Krone von zahllosen grünen Fasern, welche fein und feiner wie geknotete Fäden, und gleich strömendem Haar lang herabhängen. Das Volk nennt die Büschel recht treffend La Perrucca. Diese so zierliche Gestalt des seltsamsten Gewächses, der wahren Papiernymphe der Gelehrsamkeit, ist für uns vom kimmerischen Norden kommende Wanderer überraschend genug; ganz mythisch wird ihre Erscheinung, wenn diese Stauden als dichtes Gebüsch beisammenstehen, in malerischer Verwirrung durch einander aufgeschossen, große und kleine, königlich ragende alte und ganz zarte junge Pflanzen, alle die phantastischen Kronenbüschel träumerisch gesenkt und in der azurblauen Flut der Cyane sich spiegelnd. Da ist wie unter Zauber alles Hellenische aus der Seele geschwunden, und die Phantasie steht plötzlich am rätselhaften und weisen

Nil, vor den Pyramiden und Sphinxen, vor den Mumien und wunderlich beſchriebenen Papyrusrollen. An dem Rand der ſyrakuſiſchen Cyane, auf helleniſchem Boden ſchien mir dieſe Staude ſelbſt wie eine Mythe dazuſtehen, wie jene nämlich, welche ſagt, daß aller Urgrund der Cultur und Literatur aus dem fabelhaften Aegypten herübergekommen ſei. So blickte ich bald auf dieſe Papyruspflanzen und bald auf jene noch herabſchauenden doriſchen Säulen des olympiſchen Zeus, und ſie erſchienen mir beide hier wie Sinnbilder weſt-öſtlicher Cultureinheit.

Landolina und Politi haben den Verſuch gemacht, aus dem ſyrakuſiſchen Papyrus Papier zu fertigen, und er iſt ſo vollkommen gelungen, daß ſich die Papyrusblätter von Syrakus von den ägyptiſchen nur durch die friſchere Farbe unterſcheiden. Das zarte Baſtgefaſer des Stengels wird dazu verwendet, indem man es in die feinſten Blättchen zerſchneidet, dann leimt und preßt.

Ich verließ die Barke in der Cyane, um nach dem ganz nahen Hügel Polychne zu gehen. Die dort ſtehenden beiden Säulen des Olympion ſind cannelirt und haben Baſamente; ihre Capitäle fehlen. Der Tempel war ſehr alt; er ſtand ſchon vor der Schlacht bei Himera, aber ſeine Größe war unbeträchtlich, da der Säulendurchmeſſer nur 6,10 Palm beträgt. Gelon hatte hier dem Zeus einen goldenen Mantel geſtiftet und Dionys ihn dem Gott von den Schultern genommen, indem er als Freigeiſt ſagte: der goldene Mantel ſei im Sommer zu ſchwer, im Winter aber zu kalt. Die hochberühmte Bildſäule des Zeus ſelbſt raubte ſpäter

Verres und brachte sie nach Rom. Im Olympion wurden auch die Namenregister aller Bürger von Syrakus aufbewahrt; sie fielen den Athenern in die Hände, als sie das Olympion besetzten. Auch von diesem Hügel ist der Blick auf Syrakus überaus schön. Lieblich liegt ihm zu Füßen die von der Cyane durchströmte Wiese, das sagenvolle, dem Hades geweihte Grab von so viel Tausenden von Athenern und von Puniern. Es gibt keine so idyllische und zugleich so melancholische Stelle in Syrakus. Wenn man jene starre Felsenwüste von Achradina bis nach Epipolä durchwandert hat, ermüdet von dem Anblick dieses steinernen Todes, setzt man sich gern auf die Trümmer des Olympion und weidet die Seele an dem grünen Teppich des Anapus und dem Bade der schlängelnden Cyane, und gedenkt des Pindar und des Theokrit.

Ein Regenschauer vertrieb mich, und wie ich den Anapus wieder hinabfuhr, zwang er mich unter die heloriſche Brücke zu flüchten. Da saß ich lange, wie in einem Grabgewölbe, wie eine Seele über dem Styx, gleichgültig des Lebens, oder vielmehr nur von der Nässe durchschauert. Aber es ist kein Tag, sagt Cicero, wo nicht in Syrakus die Sonne scheint; nach einer halben Stunde kam sie wieder, und ich sah die himmlische Botin Iris herrlich über das Meer wandeln und einen Stralenbogen um Ortygia ziehen, so daß die ganze Insel von der siebenfarbigen Glorie umfaßt war. So erblickte ich zum erstenmal den Vesuv, als ich in Neapel einfuhr, gerade so vom Regenbogen umfaßt. Und ich wünsche allen Wanderern, die nach Neapel oder Syrakus

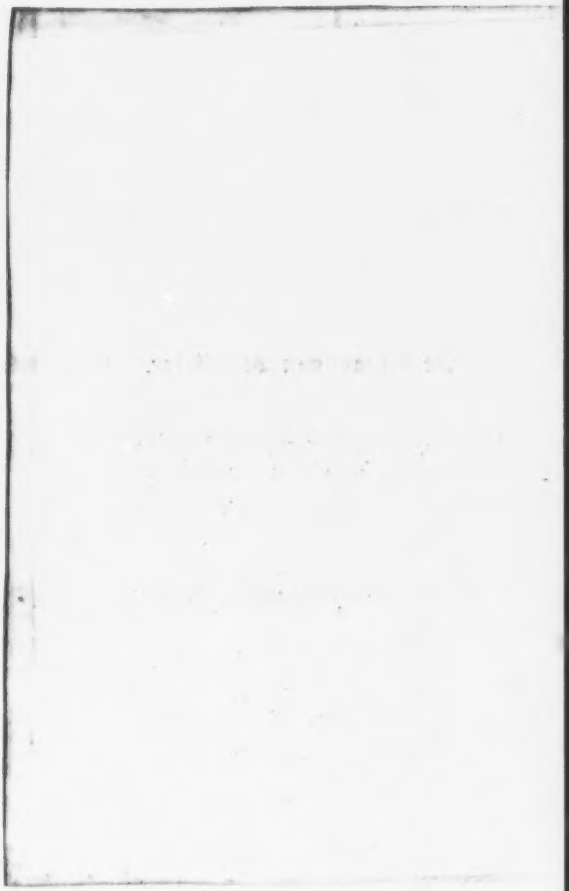
gehen, daß die Götter ihnen dieſe feenhafte und gute Viſion vergönnen möchten.

Das war nun ein rechter, herzlabender Abſchied von Syrakus; am folgenden Tag wollte ich hinweg; der Himmel weiß, wie ſchwer es mir wurde. Ich mußte denn kurz vor dem Scheiden noch zum Theater hinauf, um den allerletzten Blick von Syrakus zu nehmen. Und ſo: Lebe wol, Arethuſa!

Wol ihr Bäche, vom Thymbris die lieblichen Waſſer ergießend!

Die ſicilianiſchen Volkslieder.

Canti Popolari Siciliani. Raccolti e illustrati da Lionardo Vigo. Catania 1857.



Volkslieder aus dem schönen Sicilien, im Dialekt der Insel, vom Boden des alten Syrakus, von Agrigent, vom palmenreichen Strand Selinus, von Palermo, vom fabelhaften Aetna, dies sind reizende und geheimnißvolle Fremdlinge, die wir recht willkommen heißen. Wir empfingen die sicilianische Sammlung des Lionardo Vigo zugleich mit der toscanischen Tigri's, denn beide sind in diesen jüngsten Jahren entstanden. Was die Gefilde Italiens Köstliches hervorbringen, scheint in diesen Urwäldern des Gesanges versammelt und in farbenprächtige Gebilde der Poesie verwandelt zu sein. Man muß beide Sammlungen lesen, um die hohe Begabung dieser Nation zu würdigen, welche eben wieder in so tiefer politischer Bewegung begriffen ist; man muß überhaupt in die unverfälschten Regionen des Volks hinabsteigen, welchem, trotz aller Verkommenheit und Demoralisation der staatlichen wie bürgerlichen Zustände, die Grazien solche Lieder dictiren, um die Italiener zu lieben. Man muß sich aus den Städten in das Land flüchten, das Volk nicht auf der gemeinen Heerstraße, sondern in den unwegsamen Gebirgen suchen, wo es arbeitet und singt, um

den wahren Begriff von seinem ächten und schönen Naturell zu haben. Die Volksmuse dieses Landes, mit solchen blühenden Zweigen in der Hand, ist wol geeignet, auch den bittersten Haß von menschenfeindlichen Seelen zu entwaffnen. Und überhaupt ist es gut, daß ihr unschuldiger Gesang gerade heute vernommen wird, daß sie ungestört von dem Kanonendonner der Schlachtfelder, von dem Geschrei der Parteien harmlos wie die Grille Anakreons ihre schönen Lieder weiter singt.

Indem die Sicilianer neben die toscanische Sammlung ihre heimatliche hingestellt haben, bieten sie den anziehendsten Vergleich dar, und dieses fast gleichzeitige Zusammentreffen der schönsten Liederschätze Italiens ist als ein glückliches Ereigniß für die Geschichte der Poesie zu betrachten. Was in dem milden und reizenden Toscana gewachsen ist, wie könnte es anderer Art sein, als die graziöse und fein durchbildete Sprache, oder das hergebrachte Kunstgefühl der Toscaner? Wir finden in Tigri's Sammlung nur was wir suchten, oder unsere begründete Erwartung wird noch übertroffen. Aber unser Vorstellen vom Charakter der sicilianischen Volkspoesie gründet sich mehr auf das, was wir nicht wissen, als was wir schon kennen. Die toscanische Sprache ist das reinste Italienisch, die sicilianische ein selbst den Italienern dunkler Dialekt. Die Literatur, die Zustände, die Städte Toscana's sind uns wol bekannt, aber das unwegsame Sicilien ist uns noch vielfach mysteriös geblieben. Die Einbildungskraft wird von dem Namen Sicilien auch bei dem electrisirt, der dieses verwilderte Paradies nicht mit Augen sah. Die Vorstellung von

seiner Schönheit hat für uns etwas Mythisches, und weder das Wort des Poeten, noch der Pinsel des Malers vermag eine sicilische Landschaft irgend auszusprechen. Welcher Art werden also Lieder sein, die, von der cultivirenden Hand der Kunst nicht gemodelt, unmittelbar aus den Elementen jener südlichen, zaubervollen Natur erwachsen sind?

Norditalien und Toscana sind stolz auf die Blüte des Mittelalters, die sie hervorgetrieben haben. Auf Latium liegt der unverlöschliche Nachglanz des großen Rom und der Dichtung Virgils. Doch mit Neapel beginnt der hellenische Hauch, welcher Süditalien seine zauberische Atmosphäre verleiht. Sicilien ist von ihm ganz durchweht. Die lateinische Muse tritt hier nur als Fremdling und Gast auf, aber die Muse von Hellas begrüßt uns mit uralten mythischen Gesängen und mit den Namen Stesichorus, Theokrit, ja selbst Pindar und Aeschylus. Zu den hellenischen gesellen sich punische Erinnerungen. Man atmet die Lüfte des nahen Carthago. Byzantinischer Geist kommt von Osten her, und neben ihm die orientalische Poesie der Araber, welche die Insel so lang beherrschten. Ein anderer Culturstrom dringt von Norden herein und führt in das sicilianische Land die Romantik des normannischen Rittertums und der großen schwäbischen Periode unseres deutschen Vaterlandes. Dann folgt die Herrschaft Aragons und Spaniens; und so treffen auf dieser einen Insel in langer und merkwürdiger Geschichte die verschiedenartigsten Charaktere der Weltcultur zusammen, Griechenland, Rom, Carthago, Byzanz, Kairewan und Bagdad, Deutschland,

Frankreich, Neapel, Spanien. Indem ſie alle ihre Spuren ihr eingedrückt haben, erzeugten ſie auch die ungewöhnliche hiſtoriſche Natur Siciliens.

Nun iſt eben deshalb eine Wahrnehmung ſehr merkwürdig: ſo viele und ſo langwierige Fremdherrſchaften die Inſel in Beſitz hatten, ſo wenig waren ſie doch im Stande, die ſicilianiſche Volksſprache auszulöſchen und mit ihr die nationalen Grundelemente zu vertilgen, auf denen die Volkspoeſie Siciliens eben ſo wol beruht wie die von Toscana. Die ſicilianiſche Sprache iſt ein uralter Zweig des großen lateiniſchen Sprachſtammes. Ich will ſie, Herrn Vigo zu Liebe, die ſiculiſche nennen und in ihren erſten Wurzeln von jenen Siculern herleiten, die in grauer Vorzeit um die Ufer des Tiber und in Latium wohnten, ehe ſie zur Auswanderung getrieben ſich in Sicilien niederließen und neben den Sicanern anſiedelten. Die alte Sprache Siciliens war alſo ein Zweig des Idioms, das ſich auf dem feſten Land Italien als ſabiniſch, oskiſch, lateiniſch unterſchied, und die Sprache der Siculer (was nur ein Synonym von Italer iſt, wie ſchon Niebuhr nachgewieſen) kann als die Aeltermutter des heutigen ſicilianiſchen Dialekts immerhin betrachtet werden. Die glänzende und lange Herrſchaft der Hellenen in Sicilien breitete über die Inſel das Griechiſche als gebildete Literaturſprache aus, aber ihr Gebrauch in ſo vielen und mächtigen Städten und ihre fortdauernde literariſche Production vermochte dennoch nicht die ſiculiſch-italiſche Sprache auszulöſchen; ſondern neben den Geſängen des Steſichorus und Theokrit ſchallten fort und fort die Volkslieder ſiculiſcher Hirten

auf den Bergen wie am Meer. Die Römer machten hierauf dem alleinigen Einfluß des Griechiſchen ein Ende. Sie ſelbſt fanden auf der Inſel einen dem Latein ſehr nahe verwandten Dialekt vor, der ihnen ziemlich archaiſtiſch wird erſchienen ſein, und es iſt kein Zweifel, daß ſie ihn während ihrer jahrhundertelangen Herrſchaft lateiniſirten, wie das Etruskiſche. Die gleiche Abkunft von einem und demſelben Urſtamm und von einer und derſelben Mutterſprache ketteten fortan Sicilien an Italien, als an das große gemeinſame Vaterland, und alle folgenden Eroberer vermochten die Inſel nur politiſch von jenem abzutrennen. Nach dem Sturz des römiſchen Reichs in der Gewalt von Byzanz behauptete das ſicilianiſche Volk ſeine italiſche Sprache, und das Griechiſche, deſſen Cultur auf der Inſel nach langer Unterbrechung durch Byzanz wieder erneuert wurde, drang doch nur in den Cultus der Kirche ein.

Nicht auffallender iſt ſodann der ſiegreiche Widerſtand, welchen das Inſelidiom dem Arabiſchen entgegenſetzte; denn während eines zweihundertjährigen Beſitzes gelang es den Mohamedanern weder die Sprache des Volks auszurotten, noch das Chriſtentum zu verdrängen. Sie blieben Fremdlinge im Lande, und das Sicilianiſche lebte ohne jede Hülfe ſchriftlicher Denkmäler fort. Die Araber nahmen ſogar die landesüblichen Namen von Orten, Flüſſen und Bergen an, während die Sicilianer, wie die Italiener überhaupt, von ihnen nur manche Ausdrücke entlehnten. So ſind arabiſch: dugana, marenma, giarra, bagaredda, sciarra, zzammara, zibibbu, arcova u. ſ. w. Das Arabiſche erloſch dagegen, ſobald

die Normannen die Insel erobert hatten. Sie selbst fanden hier eine so lebendige und klangvolle Volkssprache vor, daß sie ihre eigene normannisch-französische nicht aufkommen ließ, ja sehr bald sogar am Hofe selbst verdrängte; es war unter ihrem Schutz, daß sicilianische Poeten zum erstenmal ihre Verse in ihrer Landessprache schriftlich überlieferten.

Mit dieser Thatsache, und historisch mit dem Poeten Ciullo von Alcamo beginnt die Geschichte der sicilianischen Sprache, so daß sich ihre Entwicklung bis auf heute an schriftlichen Denkmälern verfolgen läßt. Der glühende Patriotismus der Sicilianer, auf ihrer alten und großen Culturgeschichte so wol begründet, und durch die insularische Lage des schönen Landes so leicht erklärlich, weigert sich noch heute, das Sicilianische als einen Dialekt der allgemeinen Sprache Italiens anzuerkennen. Es soll durchaus eine eigene und originale Sprache, wenn nicht gar die Mutter des Italienischen selber sein. Die Sicilianer haben nicht vergessen, was Dante in seinem Tractat über die Vulgärsprache gesagt hat: daß alles was die Italiener in der Vulgärsprache dichteten, sicilianisch genannt werde und auch fortan so genannt werden müsse. Diese Meinung Dante's ist indeß nicht wahr geworden, denn sein eigenes Vaterland Toscana hat der Literärsprache Italiens den Namen gegeben, und Sicilien nur den Ruhm behalten, daß es eben sein Dialekt war, in welchem durch die Gunst der Verhältnisse die italienische Schrift- und Dichtersprache sich bildete.

Ich will es Vigo gern zugeben, daß sich eine lebende

Ueberlieferung von dem alten Siculiſchen bis zu dem heutigen Sicilianiſchen fortgezogen habe, gerade ſo wie die Wurzeln des heutigen Italieniſch in der Sprache enthalten ſind, die noch vor der Entſtehung Roms in Umbrien, in der Sabina und in Latium geredet ward; aber trotzdem war das Sicilianiſche auch zur Zeit Ciullo's und Friedrichs nur eine lingua volgare im Verhältniß zum Latein, welches einſt den alten ſiculiſchen Dialekt verändert hatte, wie alle anderen Provincialſprachen Italiens durch die Herrſchaft des Römiſchen mußten verändert worden ſein. Indem es im zwölften Jahrhundert in Italien noch keine allgemeine, durch Schrift und Cultur anerkannte Sprache außer der lateiniſchen gab, zerfiel das damalige Italieniſch je nach den Provinzen in eben ſo viele Mundarten, welche alte gemeinſame italiſche Wurzeln hatten, denen aber alte und neue Corruption des Lateiniſchen ihre Form gab. Von ihnen war die ſicilianiſche Sprache nur Eine, und damals den übrigen italieniſchen Dialekten näher verwandt, als ſie es heute iſt, nachdem das Sicilianiſche ſich während langer Jahrhunderte der Uncultur verſchlechtert und von der Sprache der Dichter des zwölften und dreizehnten Säculum weit entfernt hat. Und noch jetzt ſteht der Dialekt der Neapolitaner, der Corſen, der Sarden dem Sicilianiſchen ſehr nahe, und ſelbſt hier mitten im alten Latium, wo ich dieſe Blätter ſchreibe, in Genazzano bei Paleſtrina, höre ich täglich Ausdrücke, die ich in den ſicilianiſchen Volksliedern wiederfinde. Auch hier wird das r in manchen Worten verſetzt: ſo ſagt man auch hier crapa und nicht capra, ſo nennt

man das nahe Felſenneſt Capranica, Crapanica.*) Der Mädchenname Clorinda wird hier Crolinda geſprochen, und Claudia, Craudia. So ſagt man auch hier (in Genazzano) andar a balle (valle), zu Tal gehen oder abſteigen; ſtatt padre mio, wie in Neapel und Sicilien, patremo; ſtatt questo und esso, quisto und isso; ſtatt sò (ich weiß), sacciu. Und ſo verwandelt man auch hier, wie in Sicilien, das nd in Gerundien und Subſtantiven gern in nn; man ſagt alſo vivenno, campanno, granne, banno und munno. Ja ſelbſt die barbariſchen Formen corrumpirten Lateins auf ora und ara, die ich ſo oft in römiſchen Documenten des neunten, zehnten und eilften Säculum gefunden habe, begegnen mir noch heute ſo gut in Latium, wie in Sicilien. In jenen Jahrhunderten ſchrieben die Notare und ſprach das Volk fundora als Plural von fundus, arcora (von arcus), bandora (von bandus), censora (von census); ja ſelbſt die Accuſativform domoras von domus las ich in einer Urkunde des zehnten Jahrhunderts. Dieſe Barbarismen, welche ſich noch in der Chronik des Giovanni Villani finden, waren ſchon ſeit uralter Zeit im vulgären Gebrauch, denn das Volk nahm gern Endungen auf, die dem Ohre wolgefielen. Wenn nun Vigo das heutige ſicilianiſche ficara (Plural von ficus) aus dem Franzöſiſchen (figuier) ableitet, ſo iſt dies ein Irrtum;

*) Dieſer wunderliche Ort hat eine ſprachliche Eigenheit, die ich der Bemerkung wert halte. Während überall das Volk domani (morgen) ſagt, ſagen die Bewohner von Capranica crai (von cras), und ſtatt posdomani (übermorgen) hiserai.

ſondern jener alten Vulgärſprache analog bilden die Sicilianer noch heute die Pluralformen: ramira (von ramus), ficara (von ficus), und ſo nomira, loghira, sonura, ortura. Auch hier in Genazzano, 37 Millien von Rom, höre ich täglich gerade ſo wie in Meſſina ſagen: le ficara und le ramora; und da ich vor wenig Tagen aus dem reizenden Nympha nach dem alten Norma im Volskergebirg hinaufging, lockte ich einem mich begleitenden Knaben dieſelben Ausdrucksweiſen ab, die er noch zu meiner Genugthuung, wie ein Sicilianer, mit dem lateiniſchen marmora (ſtatt i marmi) vermehrte.

Im Ganzen darf man ſagen, daß derſelbe Grundzug durch alle Dialekte Italiens geht. Wenn der ſardiſche Poet Don Gavino Pes ſingt:

Li di, l'ori, e l'istanti
Chi viè possu; can sinzera amori
Offeru a chist' Amanti,
Chi da l'omu nò vò sinnò lu cori;

ſo klingt das dem Sicilianiſchen ſehr ähnlich; und wenn das corſiſche Volkslied ſagt:

Un ghiornu solu mill' anni
Mi arà pensandu a te;

ſo ähnelt dies nicht minder dem Sicilianiſchen. Der ſicilianiſche Dialekt hat jedoch einige Beſonderheiten merkwürdiger Art, vornämlich in der Conjugation der Zeitwörter, deren es dort nur zwei auf ari und iri gibt. Die zweite Perſon des Plurals hat den eigentümlichen

Pronominal-Zuſatz vu (voi); z. B. dicisti-vu, vidisti-vu. Vigo macht auf den nahen Zuſammenhang der ſicilianiſchen Conjugation mit der lateiniſchen aufmerkſam und zeigt, wie die erſte aus der letzten entſtanden ſei. Lateiniſch: vidi, vidisti, vidit, vidimus, vidistis, viderunt. Sicilianiſch: vitti, vidisti, vitti, vittimu, vidisti-vu, vittiru. Doch dies betrifft das Hochitalieniſche nicht minder. Die dritte Perſon des Perfectum lautet auf ao oder au, ſtatt ò: durao ſtatt durò, und auch dies iſt in andern Dialekten zu finden, nicht minder die Futuralform aggio, wie partiraggio ſtatt partirò, entſtanden aus partir-aggio, d. h. ho a partire, denn aggio iſt die dialektiſche und alte Form für ho oder o, ich habe, und partirò iſt gleich partir-ho. Noch heute ſagt man im Römiſchen aggio, ſtatt ho. Durch bloßes Abwerfen der lateiniſchen Nomenendung s und m hat der Sicilianer einfach viele ſeiner Worte auf u gebildet: tempus — tempu, bonus — bonu, matrimoniu, muru, periculu, maritu. Er ſteht hier, ganz wie der Sarde, dem Latein näher als der Toscaner, der das us und um in o verwandelt. Der Ausgang auf u iſt übrigens allen Dialekten Italiens gemein, und ſicherlich uraltes lateiniſches Vulgär. Der Sicilianer hat auch ſtatt der italieniſchen Endung e das dialektiſche i, wie notti, ſtatt notte.

Die Verwechslung des b und v iſt uralt, und man kann ſie auf zahlloſen chriſtlichen Inſchriften aus der römiſchen Kaiſerzeit im Vatican leſen. Der Sicilianer macht aus bibere, viviri, aus bos, vo, aus brachium, vrazzu, aus bucca, vucca, und aus votum, botu-

Kennzeichnend für das Sicilianiſche iſt die Verwandlung des ll in dd, z. B. beddu ſtatt bello, iddu und idda ſtatt illo und illa. Weil aber dieſe Eigentümlichkeit ſich auch bei den Sarden findet, ſo iſt es mir zweifelhaft, ob ſie Vigo mit Grund von den Carthagern herſchreiben darf. Uebrigens iſt es Vigo ſelbſt, der in ſeiner vortrefflichen Einleitung ſagt: „Dieſe Sprache, welche ich die inſulariſche genannt habe, und die ein und daſſelbe Gepräge trägt, lebt nicht allein in Sicilien, ſondern auch in Calabrien, freilich mit beſondern Modificationen, aber vom gleichen Charakter, und ihre Spuren ſind zahlreich in Sardinien und Corſica. Nach ſo langen Jahrhunderten und politiſchen Wechſelfällen reden ſie noch die Calabreſen, ja in vielen ihrer Städte iſt ſie durchaus nicht von der ſicilianiſchen verſchieden. Dies iſt in ihrem gemeinſchaftlichen Urſprung begründet, daher de Ritis ſagt: «Vom Gürtel der Apenninen bis zum Meer iſt die Volksſprache ‚campaniſch', oder wenn man will oſciſch und folglich dem Sicilianiſchen ähnlich.»"

Die Benennung „campaniſch" iſt glücklich; man muß darunter weſentlich auch die Volksſprache der Römer, Latiums, und eines Teils von Tuscien begreifen. Wenn man das Romanesco lieſt, z. B. die alte vita des Cola di Rienzo, und wenn man ſie mit den calabreſiſchen Chroniken, z. B. des Spinello, ferner mit dem Sicilianiſchen vergleicht, ſo wird man ihrer Gemeinſamkeit gleich gewahr. Jenſeits der Apenninen aber bilden die Romagna, die Marken, Lombardien, Venedig und Piemont eine andere dialektiſche Gruppe, in welcher fremde Einflüſſe galliſch-franzöſiſcher und langobardiſch-germa-

nischer Sprache deutlich genug sind. Es fallen demnach die Grenzen der italienischen Vulgärsprache mit denen des eigentlichen und historischen Italiens zusammen, welches von den Apenninen bis zu Sicilien reicht und in Latium seinen wahren Mittelpunkt hat.

Dieses Vulgär mag älter sein als der Untergang des römischen Reichs, und seine frühesten Spuren mögen in der Komödie des Plautus und beim Ennius gefunden werden; aber seine völlige Ausbildung kann doch nur aus dem Ruin des Latein datirt werden, wie mir hunderte von lateinischen Urkunden vom achten bis zum eilften Säculum dargethan haben. Als in der Barbarei die wissenschaftliche und politische Cultur Roms unterging, schwand das Latein aus dem Gebrauche des Volks, und die volkstümliche Mundart wurde die herrschende; sie nahm die entstellten Trümmer des Latein in sich auf. Die moderne Sprache Italiens baute sich, wie das zweite Rom, aus den schönen Marmorsteinen der alten Römersprache auf, bildete sich, ein wundervolles Phänomen der Culturverwandlung, weiter und weiter fort und trieb in Toscana ihre Blüte. Sicilien errang jedoch die bleibende Ehre, diese campanische Vulgärsprache zuerst cultivirt zu haben, denn unter den Normannenkönigen, noch mehr am Hofe Friedrichs wurde sie zuerst zur Sprache der Poesie erhoben, als höfische (aulica) ausgezeichnet und mit den Formen der Canzone und des Sonetts ausgestattet, so daß die ersten bekannten Dichter in italienischer Sprache Sicilianer und deutsche Fürsten Siciliens waren. Mit Recht kann also Vigo sagen: „Allora noi fummo l'Italia." Dieser Ruhm verleiht

dem ſicilianiſchen Dialekt Anſpruch auf Ehrwürdigkeit, und wenn man Vigo's Sammlung neben der toscaniſchen Tigri's aufſchlägt, glaubt man die Stimme der Mutter neben der ihrer cultivirteren Tochter zu vernehmen. Und in der That klingt das heutige Sicilianiſch ſehr antiquirt. Eine weite Kluft der Cultur trennt es nun vom Toscaniſchen, während doch die urſprüngliche Sprache Ciullo's von Alcamo, Jacopo's von Lentini, Pier's delle Vigne und Friedrichs des Zweiten, ein durch die Poeten gereinigtes, aber nationales Sicilianiſch des zwölften Jahrhunderts, dem heutigen Toscaniſchen noch nahe ſteht.

Die Fixirung des Italieniſchen als einer Schriftſprache datirt alſo erſt aus dem zwölften Jahrhundert, in welchem jene Sänger Siciliens lebten. Vor Ciullo gibt es kaum überlieferte Documente weder ſicilianiſcher noch italieniſcher Volksſprache, wenn man nicht das Fragment eines Liedes, anſcheinend aus dem eilften Jahrhundert, ausnimmt, welches ſich im Archiv vom Monte Caſino befindet, und bereits in Federici's Geſchichte der Herzöge und Conſuln von Gaeta abgedruckt iſt. Die lateiniſchen Diplome vor jener Epoche wimmeln jedoch von Vulgärausdrücken, die auf die Volksſprache ſchließen laſſen. In römiſchen Urkunden habe ich keine ſo entſchiedene Einmiſchung vulgärer Phraſen gefunden, als in den corſiſchen des zehnten Säculums, welche Muratori und Mittarelli mitteilen, und die zuſammenhängendſte italieniſche Phraſe, die ich aus jener Epoche entdeckte, las ich in einer lateiniſchen Urkunde von Monte Caſino aus dem zehnten Säculum, wo es wörtlich heißt: „Sao che chelle terre per chelle fini che contene trenta

anni le possete parte sancti Benedicti"; ſie beweiſt, daß das Volk bereits das Italieniſche ſprach, deſſen Exiſtenz ſicherlich in hohe Jahrhunderte hinaufreicht.

Das heutige Sicilianiſch unterſcheidet ſich wiederum je nach Städten, Bergen und Tälern in mannichfache und ſehr viele dialektiſche Zweige. Aber außerdem bewahrt die Inſel als ein ſonderbares Phänomen eine Sprache, die, obwol italieniſch, doch den Sicilianern ſelbſt völlig fremd und unverſtändlich bleibt. Dies iſt die Sprache der Lombardencolonien Siciliens. Es grenzt an das Wunderbare, daß noch heute Nachkommen jener erſt ſo furchtbaren, dann ſo fromm geſitteten Langobarden des Alboin, des Rotharis, des Liutprand und Deſiderius in Sicilien als Stämme gefunden werden, während ſie in Lombardien und Benevent ſeit mindeſtens ſchon ſieben Jahrhunderten in dem allgemeinen italieniſchen Elemente unerkenntlich aufgegangen ſind. Das Reich der Langobarden war durch Karl den Großen vernichtet worden, aber das blühende Herzogtum Benevent hatte den Ruin überlebt und dauerte noch, obwol in Benevent, Salerno und Capua zerſplittert, bis in das eilfte Jahrhundert fort. Die Normannen machten auch dieſem ſchönen Reſt langobardiſcher Herrſchaft ein Ende. Nachdem nun Robert und Roger Sicilien erobert hatten, ſiedelten ſich langobardiſche Schaaren aus Benevent und Salerno, welche unter ihren Fahnen auf der Inſel gefochten hatten, in Sicilien an. Mit ihnen vereinten ſich andere, die aus der eigentlichen Lombardei herübergekommen waren, als der Graf Roger ſich mit Adelheid von Montferrat vermälte, ſeinen Söhnen Jordan und Godfried aber deren

Schweſtern zu Weibern gab. Dieſe Langobarden ließen ſich nieder in Piazza, Nicoſia, Aidone, San Fratello, Randazzo, Sperlinga, Capizzi und Maniace, welche Orte von ihnen Lombardenſtädte genannt wurden. Roger ſetzte einen eigenen lombardiſchen Grafen über ſie, den leiblichen Bruder ſeiner Gattin, Heinrich, Sohn des lombardiſchen Markgrafen Manfred. Ihre Hauptſtadt wurde ſeitdem Piazza. Die alte germaniſche Mundart der Langobarden war freilich längſt der italieniſchen Sprache gewichen. Die Urenkel redeten nicht mehr die kräftige Heldenſprache des deutſchen Alboin, aber ihr italieniſch gewordener Dialekt hatte dennoch germaniſche Accente, Laute und Endungen behalten. In manchen ſicilianiſchen Orten vermiſchten ſich die Lombarden mit den Normannen, und wo die Zahl der letzteren überwog, bekam ihr Lombardiſch, wie es noch heute deutlich iſt, eine franzöſiſche Färbung. Die Normannen ſind auf Sicilien ſpurlos untergegangen, wie die Griechen und Araber, aber dieſe Lombarden-Colonien haben den Angriffen des ſicilianiſchen Elements durch acht Jahrhunderte getrotzt — ein Beweis von der außerordentlichen Zähigkeit dieſes Stamms, aber nicht minder von der Uncultur und Unwegſamkeit Siciliens. Einige lombardiſche Orte haben freilich ſchon aufgehört es zu ſein, und Vigo, welcher die lombardiſche Bevölkerung auf 50000 Seelen berechnet, bemerkt, daß ihre Sprache heute nur in Piazza, San Fratello, Nicoſia und Aidone am Leben ſei, von denen Nicoſia ſich durch franzöſiſch-normanniſchen Accent, San Fratello aber durch das reinſte Lombardiſch auszeichnen ſoll.

Welcher Art nun dieſe Sprache ſei, macht er durch eine Anekdote klar. Als im Jahr 1806 König Ferdinand III. durch Piazza kam, fragte er einen Bauer: „Was habt ihr in Piazza für mich zubereitet?“ Der Lombarde antwortete: „Ppi V. M. a Cciazza gl'è 'nciangh cing di fi riau.“ Worte, ſagt Vigo, verſtändlicher als die Sprache des Teufels, und die mir völlig wie chineſiſch klingen. Sie wollen auf italieniſch ſagen: per V. M. in Piazza v'è un piano pieno di fichi reali (für E. M. iſt in Piazza ein Garten voll von Königsfeigen). In San Fratello, ſo bemerkt Vigo, pflegt man zu ſagen parduomà a dumbard (lombardiſche Sprache), wenn ſie ſanfratellaniſch reden wollen, und parduoma a datin, wenn ſie lateiniſch, d. h. ſicilianiſch reden wollen.

Eine Octave aus San Fratello lautet:

Ajudam tucc a sgugghier st' strecc,
Cunfess ú mie debu, e 'un m'ámmucc.
A miei figgh cuminzà a dumer ù mecc,
Ognun si van abbuscher ù sa stucc.
Volu camper li fonni, brutt' impecc',
E roi divaintu cum i babalucc,
E quand puoi fan i scaramecc,
'N spartuoma la fam 'n tucc 'n tucc.

Die italieniſche Ueberſetzung davon:

Ajutatemi a sciogliere questa matassa,
Confesso il mio debole, e non mi occulto,
A miei figli cominciò ad ardere il mecco,
Ognuno si vuol buscare il suo astuccio:

Voglion campar le femine, brutto impiccio,
Ed essi addiventano come le lamache,
E quando poi faranno i picciolini,
Ci spartiremo la fame in tutti in tutti.

Außer dieſen Lombardencolonien ſind eine nicht minder merkwürdige Erſcheinung Siciliens die dortigen Colonien der Albaneſen, welche ſeit vierhundert Jahren ihre Sprache und ihren griechiſchen Cultus beibehalten haben. Nach dem Fall von Epirus unter die Türken wanderten viele Landsleute des berühmten Georg Caſtriota Skanderbeg nach Italien aus; einige ließen ſich in Calabrien nieder, andere wurden von Ferdinand dem Katholiſchen in Sicilien aufgenommen. Sie kamen dorthin im Jahr 1482 unter der Führung ihres Capitäns Georg Mirsgi, und ſiedelten ſich in Palazzo Adriano an. Ihnen folgten andere Coloniſten in der Nähe von Palermo, wo ſie die Lehen des Erzbistums Monreale Merco und Aidingli beſetzten, welche nun nach ihnen Piano dei Greci heißen. Heute dauern dieſe Albaneſencolonien, 10000 Seelen an Zahl, noch fort in Mezzojuſo, Conteſſa, Piana und Palazzo Adriano. Außer ihrer Nationalſprache, der albaneſiſchen, reden dieſe Fremdlinge auch griechiſch, und nachdem ſeit dem Ende der byzantiniſchen Herrſchaft die einſt in Sicilien heimiſche Sprache des Aeſchylus, Pindar und Platon in ſo langen Jahrhunderten völlig erloſchen war, wurde ſie zum dritten mal, und zwar von dieſen Heimatloſen auf die Inſel gebracht. Ihre kleinen Colonien erinnern nun, neben den Ruinen alter Tempel, an die blühende Epoche, als die Hellenen ihre Prachtſtädte Syrakus, Agrigent,

Selinus, Himera und ſo viele andere in Sicilien gründeten. Indem ſo jene Albaneſen die Gegenwart wieder an eine ruhmvolle Vergangenheit knüpfen, ſind ſie der gaſtlichen Pflege Siciliens wol wert. Ihr Ritus iſt byzantiniſch, er greift alſo in die freilich nicht glänzende Periode zurück, wo die byzantiniſchen Kaiſer die Inſel beherrſchten und mißhandelten, bis die Saracenen ſie ihnen entriſſen, und zwei Jahrhunderte ſpäter die normanniſche Invaſion die ſicilianiſche Kirche lateiniſirte. Der griechiſche Biſchof der Albaneſen reſidirt in Palermo, und neben dem Bistum beſteht dort ein griechiſches Seminar oder Collegium, woraus bereits einige namhafte Helleniſten, wie Criſpi, hervorgegangen ſind. Auf dieſes eine Inſtitut haben ſich demnach die alten Philoſophen- und Sophiſtenſchulen des Vaterlands von Gorgias und Empedokles beſchränkt. Die griechiſche Sprache iſt unter den Albaneſen freilich nur die Sprache des Cultus und der Wiſſenſchaft; ihr eigenes Idiom aber iſt von dem Griechiſchen weit verſchieden. Sie ſprechen es unter einander, ſie dichten darin ihre Klephtenlieder und Liebesgeſänge und ihre Apoſtrophen an die alte Heimat, woraus ſie verbannt worden ſind. Vigo berichtet, daß noch bis vor wenigen Jahren es bei ihnen Sitte war, jedesmal am 24. Juni, vielleicht dem Tag ihrer Abfahrt aus Albanien, gemeindeweiſe auf den Berg der Roſen zu ſteigen und beim Aufgang der Sonne, gegen Oſten gewendet, einen ſehnſüchtigen Klagegeſang zu erheben, deſſen Refrain lautet:

O ſchönes Morea,
Seit ich geſchieden, ſah ich dich nimmer.

Dort lebt mein Vater,
Dort lebt meine Mutter,
Dort ließ ich im Grab meine Brüder.
O ſchönes Morea,
Seit ich geſchieden, ſah ich dich nimmer.

Dieſe Verſe lauten im Original:

O' ebúcura Morée
Cù cuur të gliés néngh të pés.
Ati cám ù zootintát,
Ati cám ù mëmën t' i me,
Ati cám ú t' im vëlua.
O' ebúcura Morée,
Cù cuur të gliés néngh të pés.

Der Leſer, der noch keine albaneſiſchen Laute gehört hat, mag aus dieſer Probe urteilen, daß ſie fremdartig genug klingen und von jeder ihm bekannten Sprache abweichen. Das Albaneſiſche ſteht in der That unter den lebenden Idiomen faſt ſo rätſelhaft da, wie es für uns heute unter den todten das Etruskiſche iſt. Der ſprachgelehrte Biſchof Criſpi ſagt in ſeiner Einleitung zu der kleinen Sammlung ſicilijch-albaneſiſcher Volkslieder, die er in die Ausgabe Vigo's eingefügt hat: „Die albaneſiſche Sprache zählt ein ſo hohes Alter, daß man ſie zu den Urſprachen rechnen kann, denen ſie durch Mechanismus und Laute nahe kommt. Denn ſie ähnelt darin dem Chaldäiſchen und Hebräiſchen, ſie iſt innig verbunden mit dem Phrygiſchen, Pelasgiſchen, dem alten Macedoniſch und dem primitiven Aeoliſch. Ihr größter Ruhm iſt jedoch der, einer der urſprünglichen

Stämme zu sein, auf denen die göttliche Sprache der Hellenen wuchs. Obwol nun aber das Albanesische so alt ist, und obwol es als ein außerordentliches Phänomen betrachtet werden kann, daß diese Sprache sich im Munde des Volks, welches sie spricht, immer lebend erhielt, so hat sie doch nur sehr wenig Schriftsteller der Art gehabt, welche sie zu einer Schriftsprache hätten erheben können." Wenn nun dem so ist, daß die Sprache der Albanesen die Ursprache von Hellas sei, und wenn im Dialekt der Sicilianer noch die alte Ursprache der Siculer oder Italer erkannt werden darf, so würden also in Sicilien durch ein seltsames Zusammentreffen die verwandten Urstämme des Griechischen und Lateinischen neben einander gefunden werden. Das ursprüngliche Alphabet der Albanesen war phönizischer Art; jetzt bedienen sie sich, und schon seit lange, der griechischen Charaktere, aber in der Propaganda von Rom und in Sicilien schreiben sie mit lateinischen Buchstaben. Mit solchen hat auch Crispi die von ihm beigetragenen siebzehn Canzonen und die zwei geistlichen Gesänge in Vigo's Sammlung aufgezeichnet, indem er ihnen eine italienische Uebersetzung zur Seite gab. Ich finde sie nicht durch große Schönheit ausgezeichnet; sie stehen den sonst bekannten Volksgesängen aus Epirus und Griechenland weit nach, und sie ähneln ihnen oder den serbischen Liedern in Ton und balladenhafter Weise, erhalten aber hie und da eine eigene Färbung durch sicilianisches oder neapolitanisches Local. Ich will nur Einen Gesang wiedergeben.

Das Bankett.

Bankett, du reizend Bankett,
Prächtiges Bankett und heitres,
Sag' mir nun, ſag' die Wahrheit.
Wer hat geordnet dieſes Bankett?
Die Mutter des Bräutigams.
Bankett, du reizend Bankett,
Wo nahm der Bräutigam her die ſchöne Farbe?
Von dem roten Granatenapfel.
Bankett, du reizend Bankett,
Wo nahm doch her die Aehnlichkeit
Der ſchwellende Buſen der Braut?
Vom ſüßen Apfel.

Dies genügt die Nationalweiſe zu erkennen; ſie erinnert durchaus an die Serben, und in Sicilien ſteht ſie völlig fremd und vom Landescharakter gründlich verſchieden dar, während die Volkslieder der Lombarden Siciliens ſich von den ſicilianiſchen nur durch die Sprache unterſcheiden; denn auch ihre Form, wenigſtens ſo viele ihrer Vigo aufgenommen hat, iſt die ſicilianiſche Octave.

Ich wende mich nun zu dem ſicilianiſchen Volksgeſange ſelber. In der Einleitung zu meiner Ueberſetzung vieler Poeſien Giovanni Meli's habe ich eine Ueberſicht der poetiſchen Nationalliteratur der Inſel von Ciullo's Zeit bis auf Meli gegeben, aber auf die Volkspoeſie nicht Rückſicht genommen. Denn die namhaften Dichter Siciliens, wie Don Antonio Viniziano, der Marcheſe Rao e Requeſenz, Vitale da Gangi, Giovanni Meli, Domenico Tempio, Ignazio Scimonelli, ſind Kunſtpoeten, obwol ſie in derſelben Sprache ge-

ſchrieben haben, in welcher das namenloſe Volk ſeine ſchönen Lieder dichtet. Nur der gefeierte Pietro Fullone von Palermo, aus dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, deſſen zahlloſe Gedichte über die Inſel verbreitet ſind, iſt als der wahre Volkspoet und das Haupt der poesia rustica Siciliens zu betrachten. Er gehörte dem Volk ſelber an, weil er ein armer Steinſchneider und Arbeiter auf den königlichen Galeeren war. In ſeiner faſt beiſpielloſen Begabung für die Improviſation und die Dichtung jeder Art von Liedern, mochten ſie weltlich und geiſtlich, erotiſch, epiſch und ſatiriſch ſein, hat ſich das poetiſche Naturell des ſicilianiſchen Volks einen perſönlichen Ausdruck gegeben, und dieſe Naturkraft wiederholte ſich ſeit Fullone (er ſtarb am 22. März 1670) nicht mehr auf gleiche Weiſe in einer Perſon. Indeß finden ſich immer unter dem Volk einzelne namhafte Poeten, die ihre Gelegenheitsgedichte als fliegende Blätter drucken laſſen. Vigo, der dieſer Klaſſe von Dichtern eine rühmliche Liebe und Aufmerkſamkeit zugewendet hat, zeichnet von heute lebenden Volksdichtern beſonders aus: Alaimo, Adelfio und la Sala von Palermo. Von ihnen iſt der erſte ein Feldarbeiter, was man in Italien Zappatore nennt, d. h. ein Tagelöhner, der die Erde hackt; er iſt durch eine ſatiriſche Ader ausgezeichnet. Vigo nennt ihn den Salvator Roſa der poesia rustica, Stefano la Sala aber rühmt er als deren Arioſt. Dieſer Poet lebt als armer Nagelſchmied in Palermo. Vigo lernte ihn kennen und machte ihn im Jahre 1846 bekannt, indem er ſeine Poeſien drucken und das Porträt des Dichters mit der Umgebung ſeiner Hand-

werkſtätte lithographiren ließ. Das Volk beſtellt bei ihm Lieder, aber keine Arbeit, ſo daß es mit Sala's Schmiedekunſt nicht fortgehen will.

Sehr merkwürdig iſt, was Vigo über die Dichterakademie der blinden Bettler in Palermo mitteilt; es genügt, den außerordentlichen Sinn der Sicilianer für die Poeſie zu bezeichnen. In ganz Sicilien, ſo berichtet er, treiben die Blinden die Kunſt der Muſik und des Geſanges; die unzählige Menge von Tabernakeln und Kapellen, worin Heiligenbilder verehrt werden, die Novenen der Schutzpatrone, das Weihnachtsfeſt, die Tage des heiligen Joſeph, der Maria und Roſalia, die heilige Woche, der Märzen-Freitag, die Marien-Mittwoche, außerdem Hochzeiten, Ständchen, Carneval, alle dieſe Gelegenheiten geben den Blinden vollauf zu thun. Man findet ſie alſo in beſtändiger Thätigkeit. Von einem Ende Palermo's zum andern ſieht man ſie an der Hand eines Knaben gehen, um zur Violine oder Guitarre ihre Lieder zu ſingen, Lobgeſänge auf die Heiligen, Canzonen von Liebe, Eiferſucht, Verſchmähen, oder Banditengeſchichten von Teſtalonga, Fradiavolo, Tabbuſo, Zuzza. Sie ſind ſo ſehr beſchäftigt, daß man ſie nur auf ausdrückliche Beſtellung haben kann. In Palermo bilden ſie eine förmliche Akademie mit eigenen Statuten.

Die merkwürdige Geſchichte dieſer Schule blinder Troubadours iſt folgende. Im Jahr 1661 vereinigten ſich die Blinden jener Stadt und erhielten die Erlaubniß, ſich als Congregation zu ordnen, wozu ihnen einige mitleidige Bürger eine jährliche Rente von 42 Unzen, etwa 70 Thalern, ſchenkten, um die Koſten des

Vereins zu bestreiten. Im Jahre 1690 bewilligte ihnen der Jesuitengeneral Tirso Gonzales als Ort der Zusammenkunft die Vorhalle des Profeßhauses, wo sie sich noch heute versammeln. Als später der Orden vertrieben wurde, fuhren die Blinden fort, dieses Local zu benutzen. Die Jesuiten kehrten zurück, der König schenkte ihnen den dritten Teil der Einkünfte aller Congregationen, die im Profeßhaus zusammen kämen. Die armen Blinden beklagten sich seitdem und beklagen sich noch, daß der Orden Jesu ihnen die ganze Rente eingezogen habe, und sie strengten einen Proceß gegen ihn an, den sie von Zeit zu Zeit erneuern, um nicht des Rechts der Reclamation verlustig zu gehen. Auf ihre unabläßigen Forderungen gab ihnen endlich Ferdinand III. im Jahr 1815 eine jährliche Rente von 14 Unzen, die er auf die vacanten Bischofstische ausschrieb. Seither processiren die Blinden mit dem Orden Jesu, und diese armen, lichtlosen Sänger im Bettelkleide kämpfen gegen ihn hartnäckiger als die Illuminaten. Jene wollen sie aus dem Profeßhaus verjagen, die Blinden wollen nicht weichen, denn sie bestehen auf ihren verbrieften Rechten, die sie weder lesen noch überhaupt mit Augen sehen können. Während der Duca die Laurenzana Sicilien regierte, erlangten sie sogar einen Ministerialbefehl der Statthalterschaft, welcher ausdrücklich verbot, sie aus dem Profeßhause zu treiben. Die Blinden verschlossen dieses gerechte und rühmliche Decret der Regierung in ihren Diplomkasten mit drei Schlössern, wo sie alle auf ihre Zunft bezüglichen Urkunden verwahren. Bigo erzählt, daß sie dieselben mit so mißtrauischer Eifersucht hüten,

daß ſie ſelbſt ihm, einem ihrer Wolthäter, die Einſicht in jene Papiere nicht geſtatteten, wahrſcheinlich argwöhnend, er könne ein Emiſſär der Jeſuiten ſein. Demnach haben die Blinden über den Orden Jeſu geſiegt, denn es iſt ihm nicht gelungen, ſie zum Weichen zu bringen — ein ſeltſamer, ja ein rührender Triumf des erblindeten und bettelhaften Orpheus über den furchtbaren und heiligen General Ignatius Loyola.

Die Congregation beſteht aus dreißig Mitgliedern, alle Muſiker und Sänger. Einige ſind Finder von neuen Reimen (Trovatori), andere Rhapſoden, welche jene ſingen und verbreiten. Sie verpflichten ſich, nicht in Freudenhäuſern zu ſingen, noch auf den Straßen profane Poeſien vorzutragen, jeden Tag den Roſenkranz zu recitiren, jedes Jahr am 2. November zehn Gran für die Todtenfeier der verſtorbenen Blinden zu zahlen, und einen Tari für das Feſt der Immacolata am 8. December. Sie haben einen Capellan, der ihnen täglich die Meſſe lieſt, einen Jeſuitenpater, bei dem ſie jeden erſten Donnerstag im Monat beichten und deſſen Cenſur ſie ihre Poeſien vorlegen müſſen. Außerdem regieren ſie ſich durch ihre Beamten, einen Superior, zwei Conjuncten, ſechs Conſultoren. Stolz auf ihre Geſellſchaft, rühmen ſie ſich Genoſſen der Congregation der heil. Maria Maddalena in Rom zu ſein, und ihr geheimnißvoller Kaſten verſchließt den gnadenreichen Erlaß des Erzbiſchofs Mormile, der jedem, welcher einen Blinden eine geiſtliche Poeſie recitiren läßt, eine Indulgenz von vierzig Tagen gewährt. Jeder Zunftgenoſſe war ehedem gehalten, der Congregation am 8. December eine neue

Poeſie zum Lob der Madonna vorzutragen, aber dieſer Gebrauch iſt ſchon erloſchen. Wenn nun die Zuſammenkunft ſtattfindet, ſo iſt es rührend, dieſe Armen wie eben ſo viel blinde Homere im Kreis umher ſitzen zu ſehen, in ſonderbaren Haltungen, voll glühenden Eifers, einer dem andern den allgemeinen Beifall ſtreitig zu machen und einer nach dem andern ſeine neue Poeſie und Muſik vorzutragen, während die Kinder, ihre Führer, auf eine Weile von der Mühe ihres Dienſtes befreit, alle zuſammen auf der Erde kauern und ſich kindlichem Spiel überlaſſen.

Dies iſt die Schilderung Vigo's von der Akademie der Blinden zu Palermo, ein koſtbares Gemälde aus dem Leben des armen Volks, wofür wir ihm wahrhaft dankbar ſind. Jeder ſeiner Leſer wird es gern den langweiligen und anſpruchsvollen Akademien oder Reimgeſellſchaften in den Städten Italiens gegenüber ſtellen, wo Herren und Damen ihre überkünſtelten Sonette noch immer, wie zu Marini's Zeit, hören laſſen. Und kaum wird irgendwo ein Dichter- und Sängerbund gefunden werden, dem es wie jenem in Palermo ſo heiliger Ernſt um die Sache wäre. Ich kenne keine der Reimereien der armen Sänger, denn Vigo hat keine mitgeteilt, aber wie ſie auch ſein mögen, wie ſchrille Töne auch ihr Fiedelbogen hervorſtreichen mag, ſo glaube ich doch, daß die Muſen mit ſtillem Lächeln ihnen gern zuhören und daß ſie dieſen blinden Meiſtern, deren einzige himmliſche Tröſter und Ernährer ſie ſind, bisweilen auch gern einen guten Reim und Einfall ſchenken.

Während meines Aufenthalts in Sicilien hatte ich

oft Gelegenheit Improvisatoren oder jene Rhapsoden zu hören, welche in den Straßen in einem Kreise von Zuhörern Märchen und Rittergeschichten erzählen und Romanzen vortragen. Meistens sind auch sie sonderbare Leute, blind oder buckelig, und ich erinnere mich namentlich an einen solchen Volkserzähler in Catania, der mit einem Zepterstab in der Hand gesticulirte und sobald er einen ritterlichen Kampf schilderte, in den Lüften herumhieb; er sah so aus wie der sogenannte Aesop in der Villa Albani zu Rom. Wenn man den Ernst und die Begierde sieht, mit welcher das Volk solchen Improvisatoren zuhört, so darf man sich nicht mehr wundern, daß die Insel von zahllosen Volksliedern und von Grillengesang wiederklingt. Auf ganz Sicilien ist der Stein der Poesie (la pietra della poesia) berühmt. Er steht in Mineo, und Vigo sagt: „Es ist Volksglauben, daß man, um Poet zu werden, nach Mineo gehen und den Stein der Poesie küssen muß." Wenn einige meiner Landsleute, die nach Sicilien reisen, dazu Lust haben, so mögen sie sich adressiren lassen nach Mineo, Contrada Camuti, Villa di Paolo Maura, denn dort steht der Stein der Poesie. Indeß wer nicht zu diesem Kuß das rechte Herz mitbringt, kommt von Mineo gerade so klug zurück, als wäre er in Abdera gewesen. Es ist merkwürdig, daß auch die Irländer einen ähnlichen Zauber haben, denn sie sagen dasselbe von dem Blarney-Stein im Turm Blarney; wer ihn küßt, wird beredt.

Kein Volk, es sei denn das stammverwandte neapolitanische, besitzt eine gleich große Begabung für die Improvisation, als die Sicilianer. Wenn sie beim Wein

sitzen, sprudelt ihre Lust leicht in Reimen über; von diesem Talent hat Giovanni Meli eine Probe in seinem Dithyrambus gegeben, den ich unter dem Titel „Der sicilianische Weinschwelg" übersetzt habe. Bei ihren Festen, zumal bei den Jahresmessen in den einzelnen Orten, fehlen nie die Volkspoeten. „Jeder singt für sich", sagt Vigo, „wie die alten Troubadours, und jedem folgt eine Menge Volks, welches ihm applaudirt und ihn bezahlt, bis der Wetteifer sowol der Sänger als der Zuhörer die Tenzone oder den Sängerkrieg entzündet. Die Poeten kommen unter einem schattigen Baum oder in einer Schenke zusammen. Ehe ihr Wettgesang beginnt, durchsucht man sie, um ihnen die Waffen abzunehmen. Die Prosa ist untersagt; sie begrüßen sich in Versen und fordern einander heraus, dann legen sie sich Aufgaben zur Improvisation vor. Der Besiegte wird ausgepfiffen und verjagt, während der Sieger fröhlich weiter singt und auf seiner Guitarre oder dem Psalter klimpert. Aber das gewöhnliche Ende dieser Tenzonen ist, daß der Besiegte wie ein Dämon sich auf den Sieger stürzt, und in der Regel gelingt es erst den herbeieilenden Priestern, die Kämpfenden zu versöhnen." Vigo erzählt als Augenzeuge von einer friedlichen Tenzone, die am Johannisfest zu Palermo stattfand. „Es waren dort", so sagt er, „fünf- bis sechstausend Zuschauer versammelt; um die Mittagsstunde wurde der Heilige aus der Kirche getragen und auf dem Platz auf die Tragbahre gestellt. Hierauf bestiegen dieselbe Bahre fünf Poeten, Antonio Russo, ein Knabe, geführt von seinem Vater, einem Eisenschmied, Giovanni

Pagano, ein Ackermann, der Schuſter Andrea Pappalardo und der Bauer Salvatore da Miſterbianco. Einer nach dem andern ſang das Lob und die Wunder des heiligen Johann und hierauf begann der Wettſtreit. Alle bedienten ſich zur Improviſation der ſicilianiſchen Octave; nur Pappalardo ſang in der Seſtine mit zwei Plattreimen am Ende. Alle waren außerordentlich gewandt und kampffertig, am meiſten der Eiſenſchmied. Sie alle wurden belohnt und bekränzt. Niemand weiß", ſo bemerkt Vigo, „von wann ſich dieſe Tenzonen herſchreiben, nur daß ſie uralt ſind; ſie verdienen die größte Aufmunterung, weil ſie nicht allein Nutzen bringen, ſondern noch an die edlen Gebräuche der helleniſchen Zeit erinnern."

Die außerordentliche Begabung der Italiener und Sicilianer für die Improviſation wird durch die traditionellen Formen unterſtützt, worin ſie ihre Poeſien ausſprechen. Bei Völkern, welche ſolche allgemeine und allbekannte Rhythmen nicht haben, iſt der improviſirte Geſang weit ſchwieriger, weil er die That des perſönlichen Talents iſt. Das italieniſche Volk beſitzt von Alters her ſeine beſtändigen Sangesformen, die ihm zur geläufigſten Gewohnheit geworden ſind. Faſt durchweg in Toscana, in Latium, in Neapel, nun vollends in Sicilien wird die Octave mit dem Hendekaſyllabus gebraucht, und mit ſehr wenigen Ausnahmen gibt die ganze große Sammlung Vigo's nur Octaven, worin die verſchiedenartigſte poetiſche Stimmung ausgeſprochen und jeder beliebige Gegenſtand

behandelt wird. Dieſes Maß und dieſe alte Form ſind von ſolcher Art, daß der Reim ſich viermal, alſo durchgehend kreuzt; dieſe Geſtalt der Octave iſt eine nationale Erfindung Siciliens, während die toscaniſche ſowol der Volks- als der Kunſtpoeten, wie ſie Taſſo und Arioſt angewendet haben, ſich dadurch von ihr unterſcheidet, daß der Reim ſich nur dreimal kreuzt, die Octave alſo mit zwei Plattreimen ſchließt. Die ſicilianiſche Octave liebt die Aſſonanz, ſo daß oft auch die vier abweichenden Reime, nur durch leiſe Vocalveränderungen modificirt, den vier leitenden Reimen nahe kommen. Man liebt Reime wie usi-osi, etu-atu, uppa-appa durchzuführen. Dies gibt einen großen muſikaliſchen Zauber, wofür als Muſter Vigo folgende Octave aufſtellt:

Susiti, amanti mia, susiti susi,
'Ntra ssu lettu d'amuri 'un arriposi;
Vinni a spizzari ssi sonnura duci,
Di ssi biddizzi 'nciammari mi vosi,
Grapitimi ssi porti si su chiusi,
Quantu sentu l'oduri di li rosi.
Idda ccu li so modi graziusi
Grapiu, mi contintau, mi detti cosi.

Man ſieht, wie leicht mit dieſer unvergleichlichen Sprache ſich dichten läßt. Die Octave, und nur eine einzige, genügt übrigens dem Sänger. Sie enthält das ganze Lied oder Gedicht, ſei es Liebeslied, Sinnſpruch, Klage, Ständchen und dergleichen mehr. Ihr Name iſt wie im Toscaniſchen canzuna und bisweilen,

wie eben auch dort, strambotto, oder stornetto, wie man auf dem Aetna ſagt. Der Ausdruck strambotto, nach Tigri aus strano motto entſtanden, iſt ſehr alt. Wenigſtens gehört er mit Beſtimmtheit ſchon der Dichtung des fünfzehnten Jahrhunderts an. Der Strambott oder die Octave iſt mit Recht eine Erfindung der Sicilianer genannt worden, und nur in der Stellung der Reime haben die Toscaner ſpäter die bemerkte Aenderung getroffen. Die Nationalität dieſer Octave lehrt auch die Sammlung Vigo's. Vergleicht man ihre Liederformen mit denen, welche die toscaniſche Sammlung Tigri's enthält, ſo ergibt ſich, daß die Toscaner von jener Form der alten ſicilianiſchen Trovatori abgewichen ſind. Während ſie in Sicilien mit aller Energie feſtgehalten iſt, hat ſie ſich in Toscana nicht allein ſo verwandelt, wie ich oben ſchon angegeben habe, nämlich in die Seſtine mit angehängten Plattreimen, ſondern nicht einmal die Reime der Seſtine werden dort regelrecht durchgeführt. Der Toscaner hilft ſich mit Aſſonanz und ſelbſt mit dem Plattreim ſchon am Schluß der eigentlichen Seſtine, ſo daß ſeine populäre Octave ſehr oft mit einem Doppelpaar von Plattreimen ſchließt. Außerdem ſind bei ihm die zehn-, eilf- und zwölfzeiligen Strophen häufig in Gebrauch, wie es die zehnzeiligen im Römiſchen ſind, von denen Visconti und Giovanni Torlonia kleine Sammlungen herausgegeben haben. Die Toscaner nennen im Allgemeinen ihre Lieder rispetti, nicht strambotti, womit ſie eben Liebeslieder („Grüße der Hochachtung", des rispetto) bezeichnen.

Wie in Toscana, findet ſich auch in Sicilien die Gattung der fiori, oder Blumenritornelle, welche die Toscaner durchweg stornelli nennen. Die Sammlung Tigri's gibt davon eine große Anzahl und darunter ſo ſchöne, geiſtreiche und poetiſche, daß ſie in ihr als wahrhafte, in keiner andern Sprache nachzuahmende Edelſteine eingefügt ſind. Dieſe reizende Art der Volksdichtung iſt über Italien, wie die Blumen ſelber, verbreitet, aber ſie ſcheint in dem graziöſen Toscana, dem Garten Italiens, ihre eigentliche Heimat zu haben und in Sicilien nicht ſo gut zu gedeihen. Denn nur aus dieſem Grunde erkläre ich mir die auffallend geringe Anzahl von höchſtens fünfzehn fiori, welche Vigo aufgenommen hat, und von dieſen erreicht nicht eine Blume den Duft und die Anmut der toscaniſchen stornelli.

Als Vigo ſeine patriotiſche Sammlung anlegte und durch ein Circular ganz Sicilien zu Beiſteuern aufforderte, bezeichnete er als Gegenſtände derſelben folgende:

1. Lieder von Liebe, Haß, Verſchmähung, Eiferſucht, Verlaſſen, Entfernung, Hochzeit u. ſ. w. 2. Wiegenlieder (ninne-nanne). 3. Rätſel (Indovinelli). 4. Fiori. 5. Todtenlieder (canti funebri). 6. Heilige Geſänge. 7. Lieder von Banditen, Vendetta, Hexen, Krieg. 8. Lombardiſche und albaneſiſche Volkslieder.

Seine Sammlung iſt ziemlich vollſtändig geworden, namentlich in der erſten Nummer. Da, wie Herr Vigo mir mitteilt, bald eine vermehrte Ausgabe erſcheinen wird, bringt ſie wol mehr fiori, ferner Banditen- und

Vendettalieder und Todtenklagen, an denen Sicilien gewiß reich iſt, und die eine intereſſante Vergleichung mit den ſchönen Todtenklagen und Rachegeſängen der Corſen darbieten können. Auffallend war es mir, daß in der ganzen Sammlung Tigri's kein einziges Volkslied geſchichtlichen Inhalts zu finden, und daß dieſe Gattung auch von Vigo kaum berückſichtigt worden iſt. Der Volksgeſang Italiens beſteht weſentlich in der amoroſen Canzone. Wenn die ewige Klarheit des Himmels und die Schärfe des Verſtandes in Italien die poetiſche Gattung von Märchen, Geiſterſagen und Balladen dieſer Art unmöglich macht, ſo läßt auch die Menge, die Größe und die Beſtimmtheit der hiſtoriſchen Thatſachen in dieſem Vaterlande der Geſchichte die hiſtoriſche Volksſage nicht aufkommen. Das Volk aber beſingt geſchichtliche Ereigniſſe gewöhnlich erſt dann, wenn ſie durch das poetiſche Medium der Sage hindurchgegangen ſind. Ich habe in den Gebirgen Italiens zahlloſe zerſtörte Burgen beſucht, aber keine einzige von einer Volksſage im eigentlichen Sinne des Worts, wie bei uns oder in England, bewohnt gefunden. Dagegen gibt es kaum einen Ort in Italien, der nicht ſeine hiſtoriſchen Annalen von grauen Uranfängen herzuleiten wüßte, und wenige, die nicht ihre eigene gedruckte Specialgeſchichte aufzuweiſen hätten, voll von hiſtoriſchen und archäologiſchen Erläuterungen, von welchen, und namentlich den letzteren, die Muſen ſchnell, wie die Bienen aus ihrem Honigſtock durch Rauch, vertrieben werden.

Vigo hat sehr wol gethan, jedes der Lieder mit dem Namen des Orts zu bezeichnen, dem es angehört. Einige ausgezeichnete Städte sind, nicht durch seine Schuld, leer ausgegangen. Ich habe nur ein einziges Lied aus Syrakus gefunden, keins aus Agrigent, keins aus Taormina, Cefalù und Monreale. Am zahlreichsten ist Vigo's eigener Wohnort vertreten, Aci Reale, eins der reizendsten Städtchen in der Welt, in einem Paradies zu Füßen des Aetna gelegen, an des mythischen Akis heiliger Quelle, und gegenüber den Inseln des Polyphem, der dort um Galathea schmachtete. Wenn man diesen mit immerblühenden Rosen, mit Orangen und Reben bedeckten Ort kennt, wird man sich nicht wundern, daß unter seinem Volk so süß singende und melodische Musen wohnen. Nächst Aci sind viele und schöne Beiträge aus Messina, Catania, vom Aetna selbst, aus Palermo, Mineo und Raffadali, aus Lentini, Termini, Modica, Bronte, Itala, Piazza, Siciliana, Aderno und vielen andern Städten, in denen einst die Muse von Hellas gehört ward. Wenn heute die großen sicilianischen Poeten, Stesichorus und Theokrit, wenn selbst Pindar und Simonides die Lieder hörten, welche nach mehr als 2000 Jahren noch um die Ruinen der erlauchten Griechenstädte von einem andern Geschlecht gesungen werden, sie würden ihnen ihren Beifall nicht versagen. Die alten Weisen der Ode sind untergegangen, nur der bukolische Gesang ist durch Meli schön erneuert worden. Die künstliche Strophe hat sich in die gereimte Octave verwandelt; die Muse selbst trägt ein anderes

Gesicht, aber auch dieses ist schön, ausdrucksvoll und voll Geist und Gefühl. Denn die Muse ist unsterblich, wie die Natur und das Menschenherz, welches unter ihren Eindrücken seine Lust und sein Leid besingt.

Vergleicht man die zahlreiche Klasse der Liebeslieder bei Vigo mit den rispetti bei Tigri, so wird man durch ihre Aehnlichkeit überrascht. Die Uebereinstimmung in diesen Volksweisen ist ein glänzender Beweis von der Einheit der italienischen Nation. Die einzige Conföderation, welche ihre Stämme behauptet haben, ist die der Poesie. Eine blutige Geschichte hat ihre Provinzen zerrissen, die Politik des Auslands wie der eigenen Staaten hat diese Trennung beständig erhalten, ja vermehrt; der Municipalismus hält noch heute selbst die Städte eines und desselben politischen Ganzen aus einander; der Mangel an Industrie, Handel und Straßen scheidet nahe Gebiete weit von einander ab, und wie dem materiellen, so fehlen auch dem geistigen Leben Italiens die verbindenden und allgemeinen Culturstraßen des Verkehrs. Und dennoch zeigt sich im Volksliede der Italiener ein völlig individuelles, ein gleichartig nationales Gepräge, welches mit Entschiedenheit die Einheit der Nation ausspricht und vor der Welt behauptet. Das Volkslied ist die Schatzkammer der Nationalität, worin diese ihre Kleinodien verwahrt, die unveräußerlich sind. Denn Gesetze, Rechte, Freiheiten, politische und bürgerliche Institutionen lassen sich durch geschichtliche Processe vertilgen, aber die Sprache, worin das Volk

redet und ſingt, iſt ein nur mit ihm ſelbſt zerſtörbares Element. In dieſem Sinne der Nationalität ſind daher beide Sammlungen Toscana's und Siciliens bedeutende hiſtoriſche Documente von der innern Einheit des italieniſchen Volks und alles deſſen, was die Lateiner und ihre Nachkommen mit dem Begriff indoles bezeichnen.

Man leſe dieſe Lieder und erkenne, welcher feinen, liebenswürdigen und keuſchen Cultur des Herzens dieſes Volk fähig iſt, das unter ſo elenden politiſchen und bürgerlichen Zuſtänden, und faſt ohne Unterricht, faſt immer an ſeine Scholle gefeſſelt, aufwachſen muß. Es wiederholt ſich bis zum Ekel, daß Touriſten aus allen Ländern, nachdem ſie flüchtig auf den breiten Heerſtraßen ein paar Monate, ſelbſt nur Wochen lang aus dem Reiſewagen Italien geſehen haben, ſich herausnehmen über die Zuſtände des Volks dicke Bücher zu ſchreiben, worin ſie althergebrachte Phraſen wiederholen, um ſich vielleicht nur an den Wirtshausprellereien zu rächen. Und doch kennen ſie von dem Lande gerade ſo viel, als Einer Rom kennt, der es Nachts beim Schein von einem Schwefelhölzchen geſehen hat. Um das Volk kennen zu lernen, muß man mit ihm leben und mit ihm zu reden wiſſen, und man muß es in ſeinen Bergen und Tälern, bei ſeiner unausgeſetzten Arbeit, wie bei ſeinen mäßigen Feſten aufſuchen. Jene Volkspoeſie aber, ſie iſt die Campagna und das Gebirg in der Literatur, welches die verfälſchende Civiliſation noch nicht berührt hat.

Dieselbe Art des Empfindens, des Anschauens von Dingen und Menschen, dieselbe poetische Vorstellungsweise, die gleiche Symbolik, der gleiche Cultus des Gefühls, namentlich in Bezug auf die ritterliche Galanterie den Frauen gegenüber, durchdringt alle diese Lieder, und dieselbe Ausdrucksweise des poetischen Gedankens findet sich in Toscana und Latium, in Corsica, Sardinien und Sicilien wieder. Dieser poetische Cultus tritt überall mit derselben Einheit auf, wie der Cultus der Religion, und wie das Volksgemüt darin dieselbe Beschaffenheit zeigt, ist auch die äußere Form des Liedes von derselben Art, wenn auch hie und da durch Besonderheit modificirt. Die Stanzen Toscana's haben zum Beispiel, außer der schon bemerkten Abweichung, die Eigentümlichkeit, den Hauptgedanken oder das Motiv refrainartig in sich selber zu wiederholen, was ihnen ein reizendes populäres Gepräge gibt. Das ritornare scheint den Toscanern wesentlich zu sein. Im Ganzen aber hat das italienische Volkslied einen gemeinsamen Stil der Architectur, und in dieser traditionellen Gleichförmigkeit beruht zugleich mehr als die blos technische Stärke, welche diese Volkslieder auszeichnet.

Ihre reichere Form übertrifft die trochäische Volksweise der Spanier, und die im Ganzen monotone Art der serbischen und griechischen Lieder. Sie ist die volle Form der epischen Stanze und die unmittelbare Grundlage der italienischen Kunstpoesie, welche in ihrer höchsten Blüte nur als die Vollendung der populären Stanze erscheint — eine Thatsache, die von großer Bedeutung ist. Denn sie zeigt, daß die Kunstpoesie und die Volks-

poeſie Italiens durch keine Kluft von einander getrennt werden. Wenn in unſerem Vaterland die Poeſien Schillers und Goethe's, als Producte der vollendeten literariſchen Cultur, von jenen Schichten des Volks weit entfernt ſind, in denen die Lieder aus des Knaben Wunderhorn entſtanden, ſo werden in Italien die vollkommenen Meiſterwerke des Taſſo und Arioſt keineswegs von den Regionen getrennt, in denen die Volkslieder aus Vigo's und Tigri's Sammlung ihre Heimat haben. Ich finde in manchen volkstümlichen Octaven wörtliche Wendungen aus den großen Kunſtpoeten aufgenommen. Entweder ſind ſie dann urſprüngliches Eigentum des Volks, oder der Liederdichter entlehnte ſie doch als etwas populär Gewordenes jenen Dichtern. So heißt es in einem Lied aus Raffadali:

Vinissi chiddu patri chi ti fici,
Fari non nni pò chiù, persi la stampa.

Arioſt ſagt:

Natura il fece, e poi roppe la stampa.

Ein anderes Lied beginnt mit dem bekannten Vers Dante's:

Donni ch'aviti 'ntelletu d'amuri.

Ich darf nicht bemerken, daß das Volkslied die künſtlichen Strophen des Petrarca und die Sonettenform durchaus verſchmäht. Uebrigens gibt es noch eine andere innerlichere Vermittlung zwiſchen ihm und der

Kunſtpoeſie in dieſem Lande. Sie fließt aus dem Volksnaturell ſelber. Denn auch der Volksgeſang der Italiener hat etwas von Kunſtpoeſie an ſich, weil das Weſen des Volks künſtleriſch iſt. Der durch alle Klaſſen ſich erſtreckende Sinn für die Formſchönheit, der feine Takt für das Schickliche, die natürliche Grazie in Bewegung, Kleidungsweiſe, Benehmen, worin die Italiener (und das müſſen ihnen ſelbſt ihre ärgſten Feinde zugeſtehen) alle Völker weit übertreffen, finden ihr entſprechendes Abbild auch im Volksliede. Es zeigt eine Kunſt der Dichtung, die zur Natur geworden iſt, oder eine Natur, die ohne Mühe zur Kunſt wird. Dieſe Geſänge ſind ſchön coſtümirte Lieder, und dieſe nicht ohne Kunſt zu bildenden Octaven, ſtralend von prächtigen, oft wundervollen Metaphern, gleichen den ſchönen Frauen der Campagna an Feſttagen, wo ſie ſich mit blitzenden Ohrgehängen, mit Corallenſchnüren und goldenen Ringen ſchmücken.

Der Reichtum an Bildern iſt in dieſen Liedern groß; er bietet den italieniſchen Kunſtpoeten eine unerſchöpfliche Schatzkammer dar, in welche ſie um ſo mehr greifen ſollten, als die Metapher, der ſchöne Schmetterlingsſtaub auf dem Flügel der Muſe, von ihrer modernen Poeſie faſt abgewiſcht worden iſt. Die Metapher iſt aber keineswegs ein bloßes Ornament in der Architectur eines Gedichts, ſondern der bewegliche Geiſt der Phantaſie, welcher Gedanken ſchön bekleidet, die Anſchauung der Dinge aus ihrer ſtarren Einſamkeit erlöst, und ſie poetiſch macht, indem ſie in ſinnliche oder moraliſche Beziehung zum Leben gebracht

werden. Die Metapher beruht auf dem Sinn für die Natur und die zahlloſen Verbindungen deſſen, was in ihr als bedeutend erſcheint. Ein Stubenpoet wird daher ſchlecht geſchickt ſein, Metaphern zu finden, aber einem Volksdichter wird nichts geläufiger ſein, als dies, ja er wird ſein Dichten mit der Metapher beginnen, und fehlgreifen, indem er ſie allzuſehr anhäuft. Ein ſerbiſcher Poet vergleicht die Augenbrauen ſeiner Geliebten kühn und ſchön mit geſchwungenen ſchwarzen Schwalbenflügeln; ein corſiſcher ſagt von dem Herzen eines Banditen, es ſei vor Haß ſo klein geworden wie eine Flintenkugel; ein ſicilianiſcher Volksdichter läßt ſein Mädchen ihm ihre lang wallenden Haare als Strickleiter zum Fenſter hinauswerfen. Solche Bilder fallen einem Kunſtpoeten nur dann und wann als glänzende Meteore vom Himmel, aber der Volkspoet bricht ſie mit vollen Händen wie Blumen von einer lebenden Hecke.

Wenn nun dieſe Kunſt des ſchön Verkörperten in der Poeſie, oder die poetiſche Malerei im Allgemeinen eine Gabe der Naturpoeſie iſt, welche, zumal im Süden und im Orient, von dem Sinnlichen ausgeht, ſo kommt dem italieniſchen Naturell im Beſondern die ſcharfe und durchſichtige Klarheit des Verſtandes und ein geiſtreiches, in Antitheſen ſpielendes Weſen zu, wodurch auch das Volkslied ſich der Kunſtpoeſie nähert. Der Italiener iſt von Natur ein logiſcher Kopf, ein gewandter Dialektiker, geborener Advocat, Sophiſt und Rechenmeiſter; es iſt nichts Unklares in ſeiner Phantaſie, er kennt die Sentimentalität nicht, noch die ſanften

Mittelgefühle und Uebergänge, das sehnsüchtige Werden und Entwickeln in den Elementen des Lebens, wie sein Jahr nicht den langen Frühling und sein Tag nicht die lange Dämmerung kennt. Seine Gefühle sind daher extrem und fertig, vom praktischen Trieb bewußten Willens, nicht von dem schmerzlichen Verlangen geführt. Das Hangen und Bangen in schwebender Pein, welches als ein wesentliches Element der nordischen Poesie ihr die schönsten Phänomene der Dämmerung verleiht, ist dem Italiener völlig fremd. Vigo verlangt für seine Sammlung ausdrücklich Lieder von Liebe, Haß, Verachtung, Eifersucht, Verlassen, Entfernung, Hochzeit, und ich zweifle mit Grund, daß irgend ein deutscher Sammler für eine solche Collection dergleichen Motive so stark betont, während er die Kategorie der Sehnsucht mit den reichsten Nummern würde ausgestattet haben.

Ich will also sagen, daß auch in der italienischen Volkspoesie reflectirender Verstand und Bewußtsein des Zwecks die Gefühle zügelt oder beschränkt. Sie ist daher nicht in unserem Sinn lyrisch und musikalisch, sondern behält etwas Episches, Bild- und Genreartiges. Die nordische Volkspoesie ist sowol empfindungsreich als gedankenreich; die südliche ist graziös und geistreich. Die Fülle von Einfällen und originellen Motiven ist oft erstaunlich, und dennoch bleibt alles dies naiver Ausdruck eines Volks, das von Natur eben schön, lebhaft und geistreich ist. Ich habe beide Sammlungen, die toscanische wie die sicilianische, durchgelesen und finde sie gleich stark in jenen vorhin be-

zeichneten Eigenſchaften. Der Reichtum der Motive iſt gleich bewundernswürdig; die ewigen, die einfachen Zuſtände des Herzens kehren immer wieder und immer als ein neugeſagtes reizendes Lied und Bild. Ich bin von beiden Sammlungen bezaubert. Mir ſcheint indeß, und ich ſcheue mich nicht, es Vigo zu bekennen, daß der Volksgeſang der Toscaner graziöſer, blumenhafter, ſanfter ſei als jener Siciliens. Obwol in der ſicilianiſchen Sammlung ſehr viele und außerordentlich anmutige Lieder enthalten ſind, ſo finde ich doch deren im Ganzen mehr in der toscaniſchen. Die toscaniſchen Liederfarben ſind ſo zart wie jene der Malereien der Sieneſen und Fieſole's, und ihre liebliche Bewegung ſo ſchön wie die Grazie der alten Maler Lippi, Botticelli, Ghirlandajo. Schwerlich iſt dies nur Wirkung der melodiſchen Sprache, die am Arno und Ombrone geredet wird, ſondern des Naturells, welches bei den Toscanern milder, bei den Sicilianern energiſcher iſt. Die toscaniſchen Volkslieder ſind auch bei weitem lyriſcher oder liedartiger als die ſicilianiſchen, ſo daß ſie unſerer deutſchen Poeſie dadurch näher kommen; aber ſie ſind regelloſer, und die ſicilianiſchen übertreffen ſie weit an künſtleriſcher Form. Manche Lieder haben das gleiche Motiv, eine faſt gleiche Ausführung, ſo daß es unentſchieden iſt, in welches Land ſie die Muſe hinübertrug, ob aus Toscana nach der Inſel, oder umgekehrt.

Ich teile nun eine Reihe von ſicilianiſchen Octaven mit. Ich halte ſie ſo ungezwungen als möglich und

verzichte auf den Ruhm eines guten Ueberſetzers. Selbſt die Meiſterſchaft eines Rückert würde bisweilen in Verlegenheit geraten, die vierfachen Reime oder die Aſſonanzen genau durchzuführen, ohne den Sinn und Hauch des Liedes gewaltſam zu zerſtören. Und überhaupt: der Zauber ſolcher Volkspoeſien kann durch Ueberſetzung nicht erreicht, nur angedeutet werden.

O Bauer, wie ſchön iſt dein Töchterlein!
Sie gleicht einer Fahne von Golde.
Fädelt die Fäden in die Nadel ſie ein,
Scheint es, ſie ſtickt ſich Fäden von Golde.
Setzt ſie ſich nieder zum Webeſtul fein,
Läßt fliegen das Schifflein die Holde:
Ich Armer, ich Armer bin fern und allein,
Ich höre das Rauſchen, ob ſterben ich ſollte.
Palermo.

Adler, der du fliegſt über Meere, Meere,
Warte, ich ſag' dir zwei Wörtchen lieb.
Drei Federn aus Deinem Flügel will ich nehmen,
Ein klein Briefchen ſchreib' ich an mein Lieb.
Ganz mit Blut wol will ich es färben,
Setz' ich als Siegel darein mein Herz.
Wenn das Briefchen ich habe gefertigt,
Adler, dann trag' es zu meinem Lieb.
Itala.

Der Text dieſes reizenden Liedes lautet:

Acula, vai vulannu mari mari,
Spetta, quantu ti dicu dui palori,
Quantu ti scippu tri pinni d'ali,
Mi cci fazzu 'na littra a lu me' beni;

Tutta di sangu la vogghiu lavari,
E ppi sigillu ci metta lo cori:
Quanna la littra è spidduta di fari,
Acula, porticcilla a lu me' beni.

Der Adler hat im Sicilianiſchen ein weibliches Nomen. An andern Orten wird als Bote auch die Schwalbe und die Taube geſandt. Denn dieſes Lied iſt ſehr verbreitet und auch eins der reizendſten unter den toscaniſchen, wo es (ich habe die Ueberſetzung freier und liedartiger gehalten) ſo lautet:

Liebe Schwalbe, die du da fliegeſt,
Komm zurück und thu' mir's zu Lieb,
Gib mir 'ne Feder aus deinem Flügel,
Daß ich mag ſchreiben an mein Lieb.

Hab' ich geſchrieben, geſiegelt,
Und im Briefchen alles erzählt,
Liebe Schwalbe, dann geb' ich dir wieder
Die Feder, die am Flügel dir fehlt.

Hab' ich's geſchrieben auf Golde,
Und ſind es der Zeilen genug,
Liebe Schwalbe, dann geb' ich dir wieder
Deine Feder und deinen ſchönen Flug.

Ich empfehle dieſes Lied den Componiſten.

Die Amſel, die macht ſich im Strauch ihr Neſt,
Da muß ſie leiden von Stacheln und Dornen;
Am Acker baut ſich die Lerche feſt,
Da muß ſie leiden von Schlangen, Scorpionen;

Die Schwalbe am Dache man bauen läßt,
Da muß in dem Froſt ſie und Winde wohnen;
Ich aber, ich baue mein warmes Neſt
Am weißen Buſen von meiner Patronin.
Termini.

Geſtern Abend ging ich aus Meſſina,
Mit der Sonne war ich in Milazzu;
Hört' die Meſſe ſchon in Taormina,
War zu Eſſenszeit ſchon in Nandazzu.
Scholl das Veſperglöckchen in Traina,
Hört' ich's ſchlagen Zwei in Caſtellazzu,
Und das Ave lauten in Jaci Catina:
Sieh', aus Liebe welche Wanderſtraße!
Aci.

Sara, Sarella, wach' auf, weil es taget,
Höre der Nachtigall ſüßen Geſang!
Unter dem Fenſter im Garten ſie klaget,
Da breiten ſich gülden Orangen entlang.
Kommet ein Vogel, der zimmert ſein Neſtchen,
Und baut's mit drei Federn von Gold.
Kommet das Mädchen und nimmt ſich ein Junges
Und ſetzt's in einen Käfig von Gold.
Du biſt der Käfig mit goldenen Spangen,
Ich bin das Vöglein, hier bleib' ich gefangen.
Aci.

Die folgende Octave werde ich nicht in Reimen wieder geben, weil ich ihre große Schönheit zerſtören würde. Die ſicilianiſchen Verſe ſchließen in der Regel mit dem bedeutenden Kraftwort, worauf der Accent des Gedankens liegt und worin eben die poetiſche Schönheit

beſteht. Wir aber können ſelten einen vierfachen Reim durchführen, ohne zu unbedeutenden Endungen Zuflucht zu nehmen.

Schöne, denn unter den Schönen biſt du ein Phönix,
In meinem Herzen haſt du entflammt eine Lampe.
Du biſt von den Herzen die Kaiſerin,
Und wer dich ſieht, muß närriſch weiter leben.
Was in der Welt man ſaget und lieſet,
'S iſt ein Fünkchen von deiner Flamme.
Käme der Vater, der dich gezeugt, er könnte
Dich ſchaffen nicht mehr; er verlor das Gepräge.

Bedda, ca tra li beddi si' fenici,
Nni lu me cori addumasti 'na lampa,
Tu di li cori si' l'imperatrici,
E cu ti vidi pazziannu campa.
Zoccu si leggi a lu munnu o si dici,
E 'na faidda avanti a la to vampa;
Vinissi chidda patri chi ti fici,
Fari non nni pò chiù, persi la stampa.
Raffadali.

Mutter, zur Quelle nicht ſchick' mich allein,
Sind dort die Knaben, die mich erſchrecken.
Auf der Straße entfiel mir ein Linnen fein,
Da that ein Knabe die Händ' ausſtrecken;
Der ſagt': wie iſt dein Antlitz ſo lieblich und fein,
Mit viel Küſſen wol wollt' ich's bedecken;
Faßt' ich im Dunkeln allein dich, mit Schrei'n
Alle die Heil'gen wol würd'ſt du erwecken.
Minco.

Eine Octave aus Syrakus:

Liebreizend, o Mädchen, ſind deine Manieren,
Die Lippen vollkommene Mandeln ſind.
Gott hab' ich gebeten, er woll' es gewähren,
Daß ich könnt' ſchlafen im Arm dir, o Kind.
Die Nächte, bat ich, ſie möchten mir währen,
So lang wie zwei Tage des Sommers ſind.
O ſelig die Linnen, die alſo die Glieder
Die zarten und ſüßen umfaſſen gelind.

Mir träumte die Nacht: wir lagen als Leichen,
Und über uns machten ſie Anatomie.
Da kamen die Aerzte aus allen Bereichen,
Da kam auch der Meiſter der Chirurgie.
Sie kamen mit Meſſern und ſpitzigen Eiſen,
Sie ſchnitten die Bruſt auf ſo mir, und ſo dir;
Da ſtarben vor Schreck ſie, 's that ſich erweiſen:
In dir lagen zwei Herzen, und keines in mir.

Vizini.

Mich treibt über Meer die bittere Qual,
Weit, weit, da erreicht dich nimmer die Kunde,
Die Sterbeglocke nicht einmal,
Nicht einmal das Grab im Grunde.
Ich laß' dir dies Sternlein zum Signal:
Iſt es verloſchen, dann weine zur Stunde.

Aetna.

Die du wohneſt beiſeit der Marine,
Wer hält dich das Meer ſo friſch und ſo ſchön,

So friſch wie die Roſe und Balſamine,
Weil thauige Wind' ihr den Buſen umwehn.
Du verdienſt zu ſein die Königinne,
Die Patronin von vier Caſtellen ſchön,
Rom, Palermo, Neapel, Meſſine,
Wo die großen Citadellen ſtehn.

Aci.

An das Fenſterlein ſollſt dich nicht ſtellen,
Denn ſeh'n dich die Männer, ſie ſterben vor Qual;
Die braunen Haare ſollſt du nicht flechten,
Wie eine Roſe laß ſie nur flattern zumal.
Kommet der Wind, und macht ſie entblättern,
Und güldner als Gold erglänzen ſie all.
Stehſt du am Fenſter, beginnſt du zu ſpindeln,
Ziehſt mit den Augen den Liebſten du an.

Aci.

Schöne, am Sonntag biſt du 'ne Fee,
Am Montag eine Göttin vom Paradies,
Am Dienſtag ein Engel aus Himmelshöhn,
Am Mittwoch ſtrahlt dein liebſtes Geſicht,
Am Donnerſtag biſt du ein flammendes Schwert,
Am Freitag ſtehſt du in Jubel und Licht,
Am Sonnabend, das iſt der letzte Tag,
Da woll'n wir ſterben und geh'n in's Paradies.

Catania.

Einen Adler ſeh ich fliegen, fliegen,
Einen Flügel nur zeigt er allein
Von Demant voll und von Rubinen;
Bis über den Abend erglänzet der Schein.

Ihn lockten die Kön'ge, lockten die Prinzen
Vergebens, ſie ſingen ihn nimmer ein.
Ich ſtoß einen Pfiff aus, ich treuer Gebieter:
Da kommt er herunter, der Adler iſt mein.
Ribera.

Heil'ger Engel, warſt du Eremit?
Willſt an's Fenſterlein nicht kommen.
Kommſt du, wird lebendig mein Gemüt,
Iſt mir alles Leiden da benommen.
Wie die Roſe biſt du, die erblüht
Ganz in Blumen ſteht erglommen;
Ich das Eiſen, du Magnet, der zieht,
Ohne Zügel ziehend mich hingenommen.
Termini.

Als ich noch klein, hab' ich als Nachtigall
In deinen Locken, Mädchen, geſchlagen.
Verhaßt war der tagende Sonnenſtral,
Der Mond mir ſo lieb, du weißt's zu ſagen.
Nun muß ich wandern mit traurigem Schall,
Als Eule der Nacht, und klagen, klagen.
Wird kommen ein Tag, und werden zumal
Zu Neſte wir Halme miſammen tragen.
Ständchen aus Monte Maggiore.

Wiegenlied.

Rudre, Schiffer, rudre weiter,
Denn der Himmel iſt nicht heiter,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir nò.

Die Buntvöglein feſt und feſter
Hüllen ſich in ihre Neſter,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Seine Augen ſchlafverdroſſen
Hat das Schäflein halb geſchloſſen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Die verliebten Ringelſchlangen
Sind ſchon all zu Bett gegangen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Kaum will's Bächlein leiſe lallen,
Nacht iſt auf den Bergen allen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

In dem Tal das liebe Veilchen
Hängt das Köpfchen ſchon ein Weilchen,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Für mein Liebchen ſaugt die Biene
Honig aus der Geſumine,
Weil der Schlaf iſt kommen ſo,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Patti.

Der erſte Vers dieſes Schlummerliedes lautet im Text:

Voca, voca marinaru,
Ca lu celu non è chiaru;
Pri lu sonnu chi calò,
Fa la ninna, e fa la vò.

Ich erinnere hier an den corſiſchen Wiegenvers, den ich nebſt einem corſiſchen Wiegenliede in meinem „Corſica“ mitgeteilt habe:

Ninni, ninni, ninni nanna,
Ninni, ninni, ninni nolu,
Allegrezza di la mamma,
Addurmentati, o figliuolu.

O Sonne, welche Macht kannſt du ergießen,
Läß'ſt dir in's Antlitz von niemand ſeh'n;
Wagt's wer, die Augen ihm thuſt du ſchließen,
Da blickt er zur Erd' und muß weinend ſteh'n.
Der Hügel prahlt mit den Blumen, die ihm entſprießen,
Die Taube mit dem Schnabel und Flügelein ſchön;
Ich prahle mit dir, o du Süße der Süßen,
Wenn in die Kirche zur Hochzeit wir geh'n.
Monte Maggiore.

Quelle der Schönheit, kryſtallene klare,
Denn wer draus trinket, behält es im Sinn;
Du biſt die Tochter vom Grafen Mazzara,
Denn ſchönere Schönheit findet man nicht.

Kommſt du gegangen, der Himmel wird klare,
Die Sonne, ſie ſcheinet, es legt ſich der Wind.
So viel um den Oelbaum Zweige ſich ſchaaren,
In ſo viel Wünſchen im Herzen trag' ich dich, Kind.
Meſſina.

Ich wollte fliegen, kann nicht von der Stelle,
Denn mein Geliebter hält mich am Band.
Ich wollte berühren die rauſchende Welle,
Die Straße, die Sterne und Himmel und Land.
Ach! hätt' ich hundert Augen zum ſehen helle,
Ach hätt' ich tauſend Herzen, dir zugewandt!
Aci.

Ich ſah am Himmel zwei Feuer entbrennen,
Zwei ſchöne Sternlein, die ſah ich dort zieh'n.
Das eine der Sternlein, nicht konnt' ich's erkennen,
Ein Stral von der Sonnen das andre mir ſchien.
O Säule des Domes, ſo will ich dich nennen,
O Banner des Feſtes, drum Roſen erglüh'n!
Es wird unſer Lieben ſich ſcheiden und trennen,
Wenn um die Weihnacht der Juni wird blüh'n.
Mineo.

Ich ſchließe hier, und wünſche Herrn Vigo aufrichtig Glück zu ſeinem Werke. Er hat eins der ſchönſten Denkmäler der ſicilianiſchen Literatur hergeſtellt, und den Liederſchatz von Völkerſtimmen, welchen wir Deutſche ſeit Herders Zeit zu pflegen nicht aufgehört haben, um ein prächtiges Kleinod vermehrt. Seit langen Zeiten hat die italieniſche Literatur nichts hervorgebracht, was nur im Entfernteſten dem Werk jener von Bauern, Fiſchern, Arbeitern gedichteten Lieder in Tigri's und

in Vigo's Sammlung gleichkäme. Es iſt eine Erquickung wahrhafter Muſe, darin zu leſen und das elende Reimgeklingel der Kunſtpoeten zu vergeſſen. Daß dieſe Sammlungen gerade in dieſer gegenwärtigen Epoche an das Licht gekommen ſind, kann dem italieniſchen Volk zu großem Troſt gereichen; denn dieſe ihre Volksdichtung iſt die glänzendſte Apologie Italiens, die je geſchrieben worden iſt; es iſt das Volksparlament der Muſen, welches ſeine Stimme auch vor dem Ausland erhebt, und ſie wird gern vernommen werden.

Neapel und Sicilien

vom Jahr 1830 bis 1852.

Als Ferdinand II. seinem Vater Franz I. am 8. November 1830 auf dem Tron beider Sicilien folgte, war er erst 20 Jahre alt. Er übernahm den Staat mitten in der Bewegung, welche die Julirevolution in Europa hervorgerufen hatte. Erst vor neun Jahren war die carbonarische Revolution vom Juli 1820 durch den Treubruch seines Großvaters und die österreichische Intervention unterdrückt worden; jüngst erst, im Februar 1827, hatten die Oesterreicher das neapolitanische Land verlassen, welchem ihr Unterhalt 74 Millionen Ducati kostete. Die Parteien standen sich schroff gegenüber; die Carbonari rüsteten einen neuen Aufstand; in Verbindung mit den Verschworenen Mittelitaliens sollte er einen allgemein italienischen Charakter annehmen. Aber die liberale Partei war erschöpft. Während sich Mittelitalien erhob, zeigten sich im Königreich nur flüchtige Bewegungen, bis das schnelle Ende der Revolutionsversuche in Modena und den Legationen die Aufständischen vollends entmutigte.

Ferdinand II. suchte indeß durch Zugeständnisse das

Volk zu beschwichtigen; aber obwol man manchen Druck erleichterte, mißliebige Beamte entfernte, einige Exilirte und Verurteilte aus den Jahren 1821 und 1828 amnestirte, zeigte sich doch der dem neapolitanischen Regiment eigentümliche Widerspruch in den öffentlichen Maßregeln. Denn sofort wurde zum Minister des Innern gemacht der Marchese Pietracatella, ein Anhänger des verhaßten Canosa, und was noch mehr in Erstaunen setzte, war die Begnadigung des um abscheuliche Gewaltthat verurteilten Intendanten von Cosenza, de Matteis. Der junge König gab ihm eine Pension.

Damals war Intonti Polizeiminister, ein Mann, den das Volk haßte, und der als ehrgeizig und hartherzig galt. Indem er voll Furcht die Gährung des Landes beobachtete, machte er selbst dem jungen König den Antrag, das Regierungssystem in liberalem Sinn zu ändern, ein volkstümliches Cabinet zu bilden, einen Staatsrat mit den ausgedehnteren Befugnissen eines Senats einzusetzen, und eine Nationalgarde zu errichten. Intonti setzte im Könige bei so großer Jugend liberale Neigungen voraus, die er für sich selbst auszubeuten hoffte; und in der That schien Ferdinand gewillt, auf diese Vorschläge einzugehen. Aber kaum hatte Monsignor Oliveri, sein Erzieher und Ratgeber, davon Kunde, als er mit den Ministern zusammentrat und dem Könige zu verstehen gab, daß Intonti ein Intriguant sei, welcher aus Ehrgeiz und mit der französischen Regierung einverstanden den Staat in Revolution zu stürzen beabsichtige. Sogleich gebot Ferdinand dem Polizei-

minister das Land binnen 24 Stunden zu verlassen, und damit hatte der Reformversuch ein Ende.

Der Fall Intonti's wurde in Neapel mit Jubel begrüßt, doch verwandelte sich die Freude bald genug in Schrecken, als seine Stelle einzunehmen berufen wurde del Carretto, Chef der Gendarmerie, ein Mann, von dem man sagte, er sei zum Henker geboren, und der sich bereits im Jahr 1828 dadurch ausgezeichnet hatte, daß er den Ort Bosco, wo die Carbonari einen Aufstand erhoben, bis auf den Grund zerstörte und viele Unglückliche zum Tode oder zu den Galeeren verdammte. Del Carretto war seither bis zum Jahr 1848 der Dämon Neapels und der Gründer eines fluchwürdigen Polizeiregiments.

Im Jahr 1832 vermälte sich der König Ferdinand mit Maria Christina von Savoyen, der Tochter Victor Emanuel's I. Diese Fürstin machte sich durch ihre große Frömmigkeit und ihre Tugenden bald beliebt, aber ihr bigotter Sinn übte einen schädlichen Einfluß auf die Richtung des Hofes aus. Sie starb schon am 31. Januar 1836, nachdem sie wenige Tage zuvor den Tronerben Francesco Maria Leopoldo, Herzog von Calabrien, geboren hatte. Ein Jahr nach ihrem Tode vermälte sich der König zum zweiten mal, mit Maria Theresia, der Tochter des großen Feldherrn Karl, Erzherzogs von Oesterreich, eine Verbindung, die das Metternich'sche System in Neapel befestigte. Es war das Jahr 1837 verhängnißvoll durch die unerhörte Wut, mit welcher die Cholera im Königreich auftrat. In der Hauptstadt erlagen in kurzer Zeit 13798 Opfer; noch

peſtartiger wütete die Seuche in dem heißern Sicilien, wo in Palermo allein 24000 Menſchen hingerafft wurden, in Catania 5360, auf der ganzen Inſel 69250 Menſchen ſtarben. Seitdem der ſchwarze Tod Europa heimgeſucht hatte, waren kaum ähnliche Scenen des Schreckens erlebt worden: es wiederholte ſich, was Boccaccio und Manzoni in ihren Schilderungen der Peſt erzählten, oder was der Pinſel Spadaro's dargeſtellt hat. Das Entſetzen wurde durch die Wut des Volks vermehrt, welches Brunnen und Lebensmittel vergiftet glaubte, und Beamte, Aerzte, Privatperſonen ermordete, verbrannte, lebendig begrub. Die Syrakuſer erhoben ſich gegen ihre Localregierung, ermordeten den Intendanten und viele andere Perſonen. Infolge dieſer Exceſſe ernannte der König Militärcommiſſionen, die Schuldigen zu beſtrafen; er ſchickte nach Calabrien den Intendanten von Catanzaro, Giuſeppe de Liguoro, nach Sicilien del Carretto als Alter ego. Auf die Schrecken der Peſt folgten die der Polizei. Syrakus, bisher Hauptſtadt, verlor zur Strafe die Intendantur, welche nun nach Noto verlegt wurde, ſodaß die Vaterſtadt von Hiero und Archimedes mit jedem Jahre tiefer herabſinken mußte.

So zeichnen wiederholte Aufſtände, Erdbeben und Peſtilenzen die jüngſte Geſchichte beider Sicilien aus. Seitdem die Secte der Carbonari dem Jungen Italien Mazzini's Platz gemacht hatte, ſchien die Revolutionspartei mit verdoppelter Energie in allen Provinzen thätig zu werden. Der Schauplatz des Losbruchs wurde tiefer nach dem Süden hinabgerückt; denn obwol

die neapolitanische Regierung über eine große Truppenmacht gebot, welche der König noch durch neue Schweizerregimenter vermehrte, so waren doch die neapolitanischen Lande entfernt von dem unmittelbaren Einfluß Oesterreichs, und mit Recht durften die Radicalen auf das entzündliche Naturell der Calabresen, wie auf den Nationalhaß der um alle ihre verbrieften Rechte gebrachten Sicilianer zählen. Man erwartete seit 1840 einen Aufstand im Königreich. Die orientalische Frage schien bereits damals Europa verwirren zu wollen, und eine allgemeine Entzündung der Gemüter weissagte schwere Ereignisse. Neapel war durch die sogenannte Schwefelfrage von England mit Krieg bedroht, sodaß selbst die Regierung des Königs, wie im Jahr 1830, eine liberale Miene anzunehmen schien. Das Gerücht, der König beabsichtige Constitution und Preßfreiheit zu geben, sprach das allgemeine Bedürfniß des Volkes aus. Indessen fanden hie und da Schilderhebungen statt. Im Jahr 1841 rief man in Aquila die Constitution aus. Das Volk erschlug den Intendanten Tanfano, einst Vertrauten des Cardinals Ruffo und wegen Gesinnung und Grausamkeit verabscheut; aber die bewaffnete Macht unterdrückte den Aufstand schnell: der General Casella, nach Aquila als Commissar der Regierung geschickt, verurteilte 56 Personen zu den Galeeren, andere zum Tod.

Kurze Zeit darauf erhob sich Cosenza, dann Salerno. Diese vereinzelten Aufstände vermehrten den Haß, aber sie zeigten die Ohnmacht solcher Explosionen der Leidenschaft, von denen nur Schwärmerei den Un-

sturz eines Staats erwarten konnte. Unter allen jenen abenteuerlichen Unternehmungen, wie sie im Charakter des Südens liegen, hat sich keine dem Gedächtniß der Zeit so sehr eingeprägt, und keine in ganz Europa eine so schmerzliche Sympathie erregt, als jene der beiden Brüder Attilio und Emilio Bandiera, der jungen und hochherzigen Söhne des österreichischen Admirals gleiches Namens, welche aus ihrem Exil in Korfu nach Calabrien schifften, weder zurückgehalten durch die Warnungen Mazzini's selbst, noch durch den Jammer der Mutter, noch durch die offenbare Unsinnigkeit ihres Wagnisses. Da die englische Regierung Neapel von allen Plänen der Exilirten in Kenntniß gesetzt hatte und Calabrien so streng überwacht wurde, daß die Insurgenten sich nicht vereinigen konnten, mußten jene kühnen Jünglinge dem unvermeidlichen Tod entgegengehen. Ein Verräter lockte sie und ihre 20 Begleiter nach San Giovanni in Fiore, wo man sie gefangen nahm. Am 25. Juni 1844 wurden sie in Cosenza erschossen. Die Welt erstaunte über die Schwäche und die Grausamkeit der neapolitanischen Regierung, während das Beispiel der Bandiera die Jugend Italiens noch leidenschaftlicher entflammte. Damals nahm die Romagna einen drohenden Charakter an; die Emissäre des Jungen Italien wiegelten das Volk auf; die Provinzen wurden mit Flugschriften überschüttet, Comités organisirt, Geld gesammelt. Noch saß die Militärcommission in Bologna; es war gegen das Ende der Regierung Gregors XVI. Massimo, sein Cardinallegat, hatte die Commission nach Ravenna berufen und dort viele Bürger wegen Hoch-

verrats in die Kerker geworfen. Diese und andere Gewaltmaßregeln erbitterten; kaum war im Kirchenstaat die Bewegung zu hemmen, und dort, nachdem die Aufstände im Neapolitanischen fehlgeschlagen, schien das Centrum der kommenden Revolution sich bilden zu wollen. Aber eine andere Richtung hatte sich Bahn gebrochen; man hatte eingesehen, daß, um die Erhebung national zu machen und das Volk in allen Schichten fortzureißen, sittliche und gesetzliche Mächte mitwirken mußten. Man schlug den Weg der Reformbestrebungen ein, und versuchte die öffentliche Meinung zu einer Macht zu erheben, welcher dann die Regierungen folgen sollten.

Solchen Umschwung der Gesinnungen zeigte schon das merkwürdige Manifest von Rimini („Manifesto delle popolazioni dello stato Romano ai principi ed ai populi d'Europa"), in welchem die Aufständischen im Jahr 1845 in gemäßigter Sprache ihr politisches Programm niederlegten. Es sprach sich damals so hier, wie im ganzen Lande mit Entschiedenheit der Constitutionalismus aus. Weil nun in Italien nicht, wie in den deutschen Ländern zu gleicher Zeit, Land- und Provinzialstände als Organe der öffentlichen Wünsche sich konnten vernehmen lassen, so gab die Presse allein, und zwar vom Auslande her, dem Begehren des Volks Stimme und Ausdruck. Die Presse war damals in Italien eine hinreißende und allgemeine Macht.

Als literarische Erscheinungen von weitreichendem Einfluß in jener Zeit müssen Gioberti's „Del primato morale e civile degli Italiani", Cesare Balbo's Schrift „Le speranze d'Italia" und die Schriften von Massimo

d'Azeglio, von Giacomo Durando u. ſ. w. erwähnt werden. Indem weſentlich von Piemont aus die Reformpartei ihre politiſchen Grundſätze verbreitete und für den Gedanken der italieniſchen Einheit oder Staatenconföderation reißend ſchnelle Propaganda machte, zugleich auch die beiden Angelpunkte der annahenden allgemeinen Revolution Italiens vorahnend bezeichnet wurden, nämlich der Papſt (im Sinne Gioberti's) und der König von Sardinien (im Sinne Balbo's), der eine als moraliſcher, der andere als politiſcher Einheitspunkt, ſo ſchien das Königreich beider Sicilien hinter dieſer Bewegung zurückzubleiben. Denn weder dieſſeit des Faro, noch am wenigſten jenſeit deſſelben hat der italieniſche Nationalismus Boden im Volk. Die geographiſche Abgeſchiedenheit, die commerzielle nach dem Orient hinweiſende Richtung, Sitten und Sprache, die faſt unitalieniſch zu nennende Geſchichte des Landes ſcheiden die Neapolitaner und Sicilianer vom übrigen Italien, wie wiederum beide Volksgruppen von einander geſchieden ſind. Die revolutionäre Bewegung nahm daher im Süden in demſelben Maß einen beſondern und örtlichen Charakter an, als ſie in Italien nationaler und allgemeiner wurde.

Wie nun für Italien im Ganzen Cesare Balbo's und Gioberti's Schriften epochemachend auftraten, ſo waren es für das Königreich beider Sicilien ebenfalls zwei Schriftſteller, welche der Reformpartei Ausdruck gaben, Colletta und Amari. Jener, der bekannte General Murats, der die Convention von Caſa Lanza

abgeschlossen hatte, war nach Florenz exilirt worden, wo er im Jahr 1831 starb. Dort hatte er kurz vor seinem Tod seine „Geschichte Neapels" geschrieben, ein durch Form und Inhalt treffliches Werk, welches im Spiegel der modernen Geschichte Neapels von Karl III. bis auf die carbonarische Revolution die elende Verfassung des Staats, die Unhaltbarkeit der Absolutie und die Notwendigkeit eines constitutionellen und volkstümlichen Regiments mit der etwas künstlichen Beredsamkeit eines Tacitus darstellte. Dies Werk war einer der größten Siege, den die Reformpartei überhaupt erfocht; es öffnete dem Volk die Augen, indem es historisch überzeugte.

Colletta's Geschichte wirkte auch auf Sicilien. Ohne Zweifel begeisterte sie den talentvollen Michele Amari zu seiner „Geschichte der Sicilianischen Vesper", die im Jahr 1842 erschien, ein Buch, taciteisch in der Form, noch gezwungener geschrieben, als jenes von Colletta. Mit dramatischer Lebendigkeit stellte Amari jene merkwürdige Revolution Siciliens dar, und lehrte den Sicilianer seine verfassungsmäßigen Rechte und, im Widerspruch zu diesen, die elende Gegenwart deutlicher erkennen. Amari, der sich in neuester Zeit auch durch den Beginn eines trefflichen Werks über die Geschichte der Muselmannen auf Sicilien bekannt gemacht hat, trat im „Vespro siciliano" ganz und gar tendenziös auf. National-sicilianische Absichten leiteten ihn allein und verleiteten ihn auch dazu, jene bekannte Figur des Johann von Procida fast ganz aus der geschichtlichen

Wirksamkeit in das Reich der Sage zu verweisen, um nur die Befreiung Siciliens vom Joch Neapels als That der Volkskraft selbst erscheinen zu lassen.

Man kann sagen, daß Colletta's und Amari's Werke die Revolutionen von 1848 wie in Neapel so in Sicilien ankündigten. Beide waren geschichtliche Proteste gegen die Absolutie des Königtums und die despotische Erdrückung der Volksrechte, aber beide verhalten sich ohne Wissen und Wollen feindlich zu einander: jenes, das neapolitanische, ist das Programm des Constitutionalismus, dieses, das sicilianische, muß auf die Losreißung der Insel und stillschweigend auf die Republik hinauslaufen. In beiden hat sich die öffentliche Meinung in das Asyl streng wissenschaftlicher Darstellung geflüchtet.

Während solche Erscheinungen die denkende Klasse der Bevölkerung bewegten, ward in Neapel die geheime Presse nicht müde, zahllose Flugschriften, Proteste und Appelle, leidenschaftlich und excentrisch in ihrer Haltung und schonungslos im Urteil über den König und die Minister, auszustreuen. Die öffentliche Presse selbst lag geknechtet unter der ärgsten Censur. Die Begriffe popolo, cittadino, nazione wurden aus dem literarischen Verkehr gestrichen; die Aengstlichkeit der Regierung war lächerlich. Dagegen hatten die Jesuiten volle Freiheit sich in Schriften zu ergehen: sie gaben damals, ehe die „Civiltà cattolica" in Neapel gegründet wurde, die Zeitschrift „Scienza e fede" heraus, unter der Redaction des Padre Curci, eines eifrigen Bekämpfers des Gioberti, und unter der Protection des Monsignore Cocle

des alles vermögenden Ratgebers des Königs. Die Priester übten zugleich die Censur aller eingeführten Zeitschriften und Bücher aus; sie censirten selbst die theatralischen Aufführungen und die Ballets.

Eine pietistische Richtung beherrschte den Hof; der König huldigte ihr. Man weiß, daß Ferdinand, von Kindheit an durch Priester erzogen und geleitet, eine devote Verehrung gegen die Religion und die Heiligen an den Tag legte. Jeden Morgen hörte er die Messe; streng fastete er am Freitag und am Sonnabend; drei mal des Tags betete er das Angelus, und nie hat er irgend einer großen Kirchenfunction seine Gegenwart entzogen. Celestino Cocle war sein Beichtvater, Geistlicher vom Orden des San Alfonso und Erzbischof von Patras, ein Mann, dessen Macht nicht minder gefürchtet und gehaßt wurde, als jene del Carretto's Auch andere Priester umgaben den König; Don Placido, ein hitziger und bigotter Kanzelredner, welcher in Neapel großes Aufsehen, namentlich beim weiblichen Geschlecht machte, stand hoch in seiner Gunst. Seit den Ereignissen im Frühjahr 1848 kam Ferdinand II. überdies in den Ruf eines grausamen Tyrannen und zweiten Attila, aber die maßlose Leidenschaft hat ihm Eigenschaften beigelegt, die er nicht besaß. In keiner Weise durch Gaben des Genies ausgezeichnet, weder im Guten noch im Schlimmen, teilte dieser sehr untergeordnete Fürst mit vielen andern älterer und neuerer Zeit dasselbe Schicksal: die Verhältnisse und die Umgebungen haben ihn bezwungen, die Furcht ihn in's Extrem gedrängt. Er war zu schwach, ihr zu widerstehen,

und zu roh, um einen andern Begriff vom Staat zu haben, als den, daß er sein Eigentum sei. Dieser Geizhals häufte Millionen auf, die seinem Volk erpreßt wurden.

Man sagt nicht ohne Grund, daß Mistrauen und Furcht in keinem andern Staat so sehr alle Handlungen beherrschten als in Neapel; es war nicht allein der immer wache Argwohn vor den Bewegungen in den Provinzen, sondern auch das Mißtrauen gegen seine eigenen Minister, welches dem König bittere Pein verursachte. Er schien es zum Princip genommen zu haben, sein eigenes Cabinet in feindliche Elemente zu zerspalten und so gleichsam einen Minister zum Beobachter und Gegner des andern zu machen. Präsident des Ministerium war im Jahr 1846 der Marchese von Pietracatella, ein grundsätzlich entschiedener Anhänger der Absolutie, ein Mann von österreichischen Gesinnungen. Minister des Innern Niccolo Santangelo; Minister der Polizei Francesco Saverio del Carretto; Finanzminister Ferdinando Ferri, ein alter Liberaler vom Jahr 1799; Minister des Auswärtigen der Prinz di Scilla Fulco Ruffo; Minister der Justiz Niccolo Parisio, gerühmt als Gelehrter, aber ohne Energie; Minister der geistlichen Angelegenheiten der Prinz Giuseppe Lanza: Minister des Kriegs und der Marine der König selbst; Director dieses Ressorts der General Giuseppe Garzia. Außerdem war Vicekönig von Sicilien der Herzog Luigi di Maio, ein Mann, welchen die Sicilianer wegen seiner unbedeutenden Persönlichkeit geringschätzten.

Von allen diesen Ministern zeigten sich allein mächtig del Carretto und Santangelo; hinter ihnen stand Monsignore Cocle, durch dessen Einfluß auf das Gemüt des Königs alles vermocht wurde, öffentliche Maßregeln wie Besetzung der Aemter durch Meistbietende oder Günstlinge. Es erklärte einer jener Proteste, welche im Jahr 1846 die geheime Presse druckte: „Unter den Ministern herrscht nicht einmal die Einigkeit der Banditen, denn sie kennen, sie hassen sich, sie stellen einander nach; der König hält sie mit Gewalt zusammen und glaubt, daß sie, je feindlicher sie unter einander sind, desto treuer ihm anhängen. Wenn einer von ihnen das Gute vorschlägt, so setzen sich ihm die andern aus Bosheit entgegen und lassen das Schlimme durchgehen; wenn er das Schlimme vorschlägt, so werden die andern Tugendhelden und verhindern es, daher geschieht weder das Gute noch das Böse, sondern jeder macht in seinem Ministerium, was er will. Del Carretto spielt den Nero, Santangelo raubt, Ferri erspart, Parisio träumt von Justiz, der König sagt Gebete her, Monsignore öffnet die Pforten des Himmels und der Erde. Daher ist es kein Wunder, wenn der Staatsrat nichts ist, wenn die Regierung stumpf, ungerecht, lächerlich, tyrannisch und beschämend ist für die Unterdrücker wie die Unterdrückten."

In der That waren die Zustände Neapels kurz vor dem Ausbruch der Revolution von 1848 erschreckend. Täglich fanden Verhaftungen statt; die Polizei füllte alle Kerker; indem sie die Gesetze umstieß, hob sie die öffentliche Sicherheit auf, und machte sie die Willkür zur Regel. Die Processe, zahllos angehäuft, da beim

geringsten Verdacht oder dem leisesten Wink der Spione Verhaftungen erfolgten, wurden insgeheim von der Polizei instruirt; die Advocaten wagten nicht mehr zu vertheidigen, weil sie der Rache der Regierung und dem Verlust ihres Amtes ausgesetzt waren. Dies Schicksal traf unter Andern Giuseppe Macarelli, den Präsidenten des Criminalgerichtshofs von Neapel, den mutigen Vertheidiger einiger junger Männer, welche des Zusammenhangs mit dem Jungen Italien waren angeklagt worden. Und doch scheute sich zu gleicher Zeit die Regierung nicht, ihre Ohnmacht den Banditen gegenüber öffentlich einzugestehen und mit ihnen förmliche Friedensverträge abzuschließen. So geschah es mit Giosafat Talarico, einem Räuber, der zwölf Jahr lang im Silawald gehaust hatte. Man capitulirte mit ihm; der Minister del Carretto übergab ihm eigenhändig in Cosenza das Gnadendecret, und nachdem der gefürchtete Hauptmann sich unterworfen hatte, sandte man ihn und seine tapfersten Gefährten nach Lipari mit einer monatlichen Pension von 18 Ducati. Solche Demoralisation einer despotischen Regierung, die nur gegen Wehrlose stark war, mußte sie verhaßt und verachtet machen. Es stieg die Gährung in allen Provinzen; in Calabrien, jenem Lande, dessen Haß gegen Neapel nicht minder national ist als der der Sicilianer, bereitete man einen Aufstand vor, der schon lange in Verbindung mit den Liberalen der Hauptstadt organisirt war.

Einen Augenblick lang hemmte die dem Ausbruch nahe Bewegung der Tod Gregors XVI., die am 16. Juni 1846 erfolgte Wahl Pius' IX., und der wunderbare

Umschwung, welcher wie mit einem Zauberschlag alle Gemüter in Entzücken versetzte. Aber während sich das übrige Italien enthusiastischem Taumel hingab und die Völker in unwiderstehlichem Drange nach Reform und nationaler Selbständigkeit zu erneutem Lebensgefühl erwachten, nahm Neapel ein um so düsteres Aussehen an; die Regierung verdoppelte den Druck, statt ihn zu erleichtern. Der König zeigte sich ohne Kopf und Herz, unfähig die Zeit zu begreifen. Nun erst ging del Carretto's Polizeiherrschaft bis an's Aeußerste. Neapel bedeckte sich mit Gendarmen und Spionen; Verhaftungen folgten auf Verhaftungen; keine Concession im liberalen Sinne ward gemacht, weder im Jahr 1846 noch bis zum Sommer des folgenden Jahrs. In der Verblendung, daß eine schlagfertige Truppe und die Gendarmerie hinreichend sei, den durch soviel Jahrzehnde, durch soviel gehäufte Opfer des Bluts gesteigerten Haß des Volks niederzuhalten, ließ man die Erbitterung wachsen, ermutigt auch durch das neue Freundschaftsverhältniß zu Rußland, dessen Kaiser Nikolaus kurz zuvor (1845) einen Besuch am Hofe Neapels gemacht hatte. Man hatte ja auch seit geraumer Zeit wiederholte Aufstandsversuche erstickt, und sie jedesmal als romantische Tollheiten spurlos verlaufen sehen. Neuen Unternehmungen der Art wollte man jetzt kräftig vorbeugen, indem man den General Statella mit Truppen in das von unzähligen Banditen beunruhigte Calabrien sandte, den Herd alles revolutionären Treibens diesseit der Meerenge.

Da brach zuerst in Messina ein Aufstand aus. Eine Schaar fanatischer und tapferer Jünglinge hatte sich

verſchworen, den Commandanten der Stadt und die angeſehenſten Offiziere bei einem Feſt zu überfallen und aufzuheben; der tollkühne Verſuch endete nach kurzem Straßenkampf mit der Gefangennahme oder Flucht der Verſchworenen. Doch war dieſer Aufſtand nicht vereinzelt, er ſtand vielmehr mit andern revolutionären Erhebungen in Verbindung, welche im Sommer des Jahrs 1847 in Calabrien und Sicilien ausbrechen und das ganze Königreich beider Sicilien mit ſich fortreißen ſollten. Für Calabrien waren die Brüder Domenico und Gian Andrea Romeo, aus Reggio, zu Führern ernannt. Nachdem dieſe unternehmenden Männer mit den Verſchworenen in Neapel Abrede getroffen hatten, überfielen ſie an der Spitze einer Inſurgentenſchaar Reggio, und zwangen die kleine Beſatzung der Citadelle das Gewehr zu ſtrecken. Dies geſchah am Ende des Monats Auguſt. Nirgends erhob man den Ruf nach Republik; man ließ den conſtitutionellen König und Pius IX. leben, ja man pflanzte auf der Citadelle die päpſtliche Fahne auf. Aber die Bewegung blieb local. Zwar beteiligte ſich das Volk von Reggio und die nächſte Umgegend; doch ohne Verbindung mit den übrigen Städten und ohne den Maſſenaufſtand der Provinz, mußte die Inſurrection in ſich erlöſchen, wie jene frühern von Aquila, Salerno und Coſenza. Und kaum waren zwei Tage vergangen, als auf die Kunde von der Erhebung Reggio's Kriegsſchiffe vor der empörten Stadt erſchienen. Sie ergab ſich den Truppen nach kurzem Widerſtand. Die Führer warfen ſich in die Berge, um mit dem Reſt der Inſurgenten das innere Land auf-

zuwiegeln; aber die Königlichen überwältigten diese Schaaren eine nach der andern, und nachdem Domenico Romeo, ein Mann von großem Mut, ein echter Calabrese, im Kampf gefallen war, überlieferte sich sein Bruder Gian Andrea selbst den Händen der Königlichen. Glücklicher als seine Schicksalsgenossen vor ihm, wurde er zu den Galeeren begnadigt und sollte bald darauf noch eine hervorragende Rolle spielen.

Der Aufstand Calabriens war bedeutender gewesen als jeder andere ihm seit 1820 voraufgegangene. Hatten die Erfolge auch keinen Bestand gehabt, so war doch eine Stadt überwältigt, eine provisorische Regierung eingesetzt worden, und nachdem die Insurrection am 31. August ausgebrochen, hatte man sie erst am Ende des October und nach schwierigen Kämpfen bewältigen können. Ihr Zusammenhang mit der italienischen Bewegung im Allgemeinen und der Umstand, daß sie sich unter die Fahne Pius' IX. gestellt und so in den Augen des Volks sich eine Heiligung gegeben hatte, mußte der Regierung doppelt gefährlich erscheinen. Man verschärfte demnach alle peinlichen Processe; man wandte gegen die gefangenen Insurgenten und Liberalen in scheußlichen Kerkern selbst die Tortur an; unzählige Menschen in der Hauptstadt wie in den Provinzen wurden ihren Familien entrissen, und niemals war del Carretto's und Campobasso's Regiment so fürchterlich als nach dem Aufstand von Reggio. Aber es neigte sich schon dem Ende zu. Denn jene nicht mehr zu hemmende Aufregung der Völker brach nun als Massenbewegung in den Hauptstädten selbst aus. Die Aufstände in den Provinzen

hatten nur einen vereinzelten Charakter gehabt, anders aber mußten sich die Dinge gestalten, wenn das Volk in der Hauptstadt selbst die Regierung überflutete.

Dies geschah. Je mehr sich die römischen Reformen unter Pius IX. erweiterten, desto lebhafter wurde das Begehren in Neapel, in gleichem Maße fortzuschreiten. Die Kunde von der vom Papst bewilligten Staatsconsulta fiel wie eine Funke in Neapel und Palermo hinein. Die Polizei reichte mit Verhaftungen nicht mehr aus, denn man hätte bei den täglichen Demonstrationen auf Plätzen und Straßen Tausende und aus allen Ständen verhaften müssen. Mit jedem Tage wuchs die Bewegung; Adressen, Petitionen, Manifestationen jeder Art, Deputationen der Sicilianer, der Calabresen, der Neapolitaner folgten einander, und man hörte zu jeder Zeit das Geschrei: Es lebe Italien! Pius der Neunte! Es leben die Sicilianer! die Constitution!

Man mußte einlenken. Schon im August hatte König Ferdinand die drückende Mahlsteuer abgeschafft und die Abgabe auf das Salz verringert; endlich änderte er das Ministerium. Niccolo Santangelo, Ferdinando Ferri traten ab; del Carretto blieb, wie auch der österreichisch gesinnte Pietracatella. Das Volk umlagerte indeß täglich den königlichen Palast und schrie: Reform! Reform! Täglich gingen Deputationen aus allen Teilen des Königreichs, täglich Botschaften von drohenden Bewegungen in den Städten und Provinzen ein. Neapel war in fieberhafter Aufregung. Am 14. December strömte das Volk auf den Platz della Carità. Zahllose Schaaren aus allen Ständen, zum

Teil mit den italienischen Nationalfarben geschmückt, ließen sie Pius IX., Leopold von Toscana und die Sicilianer hoch leben, und den Ruf nach Reform und Constitution erschallen. Das Militär, verstärkt durch Zuzug aus Salerno und Nola, stand kampffertig, das königliche Schloß war mit geladenen Kanonen umstellt. Noch einmal fanden massenhafte Verhaftungen statt, und indem sich unter den von der Polizei Ergriffenen junge Männer aus den ersten Ständen befanden, wie der Prinz Caracciolo, der Herzog von San Donato, der Herzog von Albaneto und Andere, gab man dem Volk den Beweis, daß der Liberalismus selbst im höchsten Adel Anhänger gefunden habe. Man schloß die Universität und die höhern Lehranstalten; einige Tausende den Provinzen angehörige junge Leute mußten die Stadt verlassen. So wuchs die Aufregung; man konnte mit jedem Tag einen Schlag erwarten. Aber er fiel nicht hier, sondern in Sicilien, und Palermo sollte durch mutige Erhebung dem übrigen Europa das Signal zu allen jenen Revolutionen geben, welche sich mit elektrischer Schnelligkeit verbreiteten, um dann eine nach der andern die Machtlosigkeit des modernen Geschlechts darzuthun.

Unter allen Nationen, die sich damals im Namen des Rechts und der Freiheit erhoben, war keine der Sympathie würdiger und keine in ihren Rechten tiefer verletzt als die sicilianische. Keine hatte ein so reelles, so klar gefaßtes und historisches Ziel vor Augen: nationale Unabhängigkeit, Constitution von 1812. Während im übrigen Europa, selbst in Italien mancherlei

durch historische Entwicklung oder theoretische Schulen erzeugte Ideen politischer oder socialer Natur die Völker verwirrten, die Kräfte und Interessen zersplitterten und allgemeine Resultate unmöglich machten, war Sicilien in seiner patriotischen Abgeschiedenheit von allen modernen Richtungen unberührt geblieben. Der Feudalismus war aufgehoben worden, ohne daß socialistische Tendenzen sich bemerklich machten; der Adel, mit dem Klerus verbrüdert, ausgezeichnet durch den fast ausschließlichen Besitz literarischer Bildung und glänzend durch patriotische Verdienste in den Wissenschaften, war der anerkannte Träger der nationalen Rechte, der durch die Geschichte von Jahrhunderten bestellte Verfechter der alten Verfassung. Man weiß, daß die Constitution von 1812, einst durch Lord Bentinck veranlaßt, durch Ferdinand I. aufgehoben wurde. Das letzte Parlament Siciliens war am 15. Mai 1815 aufgelöst worden. Als jener Monarch im Jahr 1816 Miene machte, die von England gewährleistete Verfassung durch Decrete gewaltsam zu ändern, hatte ihn Lord Castlereagh von solchem Unterfangen abgemahnt und ihm sogar mit einer Intervention gedroht. Aber es war bei Noten geblieben, denn ungehindert durfte der König die Rechte Siciliens schmälern, am 11. December 1816 die Insel sogar mit Neapel vereinigen. Das Nationalheer wurde aufgehoben, die Verwaltung neapolitanisch gemacht, die Aemter an Neapolitaner vergeben, die Steuern willkürlich erhöht. Zwar machten die Sicilianer noch einmal durch die Revolution von 1820 ihre Unabhängigkeit und Constitution geltend; aber nachdem Palermo dem

General Floreſtan Pepe die Tore öffnen müſſen und ſein Nachfolger, der General Colletta, mit Strenge den Aufſtand gebändigt hatte, lenkte die neapolitaniſche Regierung in die alte Bahn wieder ein, den Plan ungeſcheut verfolgend, Sicilien zu einem blos provinziellen Teil der Monarchie umzugeſtalten. Auch der letzte Reſt von Selbſtändigkeit ſollte vertilgt werden. Das durch Steuern übermäßig belaſtete Land fiel in Armut, die Städte verkamen, und in dieſer Verſunkenheit und einer gefliſſentlich erhaltenen Uncultur hoffte man die patriotiſche Kraft zu erſticken.

Im Jahr 1837 hatte Ferdinand II., infolge der durch die Cholera veranlaßten Aufſtände, durch das Decret vom 31. October einen weitern Gewaltact gegen die Sicilianer ausgeführt; Wechſelſeitigkeit der Aemter war für Neapel und Sicilien feſtgeſetzt worden, ſo daß alſo ohne Unterſchied der Nationalitäten dort Sicilianer, hier Neapolitaner angeſtellt werden durften. Es erbitterten die Sicilianer auch materielle Beſchwerden; denn obwol die Finanzeinnahme nach einem Parlamentsbeſchluß von 1813 die Summe von 1,847685 Unzen niemals überſteigen ſollte, war ſie dennoch verdreifacht worden, namentlich durch die Mahlſteuer und die Grundſteuer. Dazu kamen indirecte Abgaben, und ſo ſah ſich der kleine Eigentümer mit 32 Procent überlaſtet.

Seit jenem Cholerajahr ſtieg das Elend auf's höchſte. Zwei Geißeln hatten die Inſel zerfleiſcht, die Cholera und del Carretto, der Alter ego des Königs. Dieſer Mann, den ſelbſt ein Tiberius für die erſte Polizeiſtelle würde verwendet haben, führte ſein Polizeiregiment in

unerhörter Weise. Der Sicilianer verzweifelte unter dem dreifachen Druck des Steuereinnehmers, des Schergen und des Soldaten. Selbst die Statthalterschaft, wenigstens ein Schein nationaler Anerkennung, wodurch Sicilien von den Provinzen des Festlandes sich unterschied, wurde zu einem militärischen Posten herabgedrückt. Der Graf von Syrakus, Bruder des Königs, bekannt durch seine seltsamen Launen, die an den russischen Großfürsten Konstantin erinnern, war der letzte Statthalter königlichen Bluts gewesen. Nachdem er im Jahr 1835 abberufen worden, folgten ihm in der Statthalterschaft Generale. Im Jahr 1839 machte der König sogar einen Schweizer, den General Tschudy zum Lieutenant der Insel; ihm folgte der General Vial, und diesem seit 1840 de Maio.

Die Verhältnisse Siciliens zu Neapel und zur Dynastie Bourbon am Ende 1847 glichen denen vor der sicilischen Vesper. In beiden so weit getrennten Zeiträumen handelte es sich bei ähnlichem Druck und demselben Bestreben Neapels, Sicilien zu entnationalisiren, um dieselben Zwecke, und jedesmal gab der Revolution Grundlage und materielle Berechtigung eine vorhandene, aber unterdrückte Verfassung. Vielfache Aehnlichkeiten weisen auch sonst beide Revolutionen auf: beide male wurde die herrschende Dynastie des Throns für verlustig erklärt und ein fremder Herrscher zum Könige der neu constituirten Nation berufen. Aber die Resultate waren weit verschieden. Die Revolution von 1848, im Anfang mit Leidenschaft begonnen, ausgezeichnet durch Einheit des Willens, durch Zustimmung

aller Städte und Landſchaften, endlich durch die Zeitumſtände hoch begünſtigt, endete in kurzer Zeit mit einer Kraftloſigkeit, welche in Erſtaunen ſetzt; ſie erlag einer Waffenmacht, die wenig mehr als 20000 Mann zählte; man darf ſagen: ſie erlag ein paar tapfern Schweizerregimentern.

Wir wollen den Gang der Dinge im Zuſammenhang überſchauen.

Während ſeit dem Herbſt 1847 das Volk in Neapel in leidenſchaftliche Aufregung geriet, gährte auch, und heftiger, Palermo. Dort war Maio (ein Name, der zur Zeit des normanniſchen Wilhelm einen ſehr verhaßten Klang gehabt hatte) Statthalter des Königs und Vial Commandant der königlichen Truppen. Das Volk, an deſſen Spitze die erſten Männer des Adels, der Marcheſe Ruggiero Settimo, der Marcheſe Spedalotto, der Prinz Serra di Falco, Scordia, Pallagonia, Grammonte, Pantellaria ſtanden, hatte Deputationen nach Neapel geſchickt, die altverbrieften Rechte zurück verlangend. In Palermo dieſelben Demonſtrationen wie in Neapel, dieſelbe drohende Haltung des Militärs, und unausgeſetzte Verhaftungen. Als nun kein Zugeſtändniß von Seiten der Regierung erfolgte, kündigten die Sicilianer mit ritterlicher Offenheit den Kampf an; die Revolution wurde durch Placate, Reden und abgeordnete Deputationen förmlich angeſagt. Sie ſollte nichts vom Charakter der Verſchwörung an ſich haben, nicht als Empörung oder Aufruhr gelten, ſondern die That des in Maſſe ſich erhebenden Volkes ſein. Man ſetzte ſie auf den 12. Januar 1848 feſt, den Geburts-

tag Ferdinand's; wenn bis zu diesem Tag dem Begehren des Volks nicht würde gewillfahrt sein, so würde der Kampf seinen Anfang nehmen.

Am Morgen des festgesetzten Tags erhob sich Palermo wirklich. Die Sturmglocken läuteten, das Volk stürzte aus den Häusern, Adel, Mönche, Priester wie Bürger, Handwerker und Fischer, ohne Unterschied des Standes, die Einen wolbewaffnet, die Andern mit Waffen des Augenblicks, Speeren, Fischerharpunen, Jagdmessern. Man rief: Evviva Pio Nono! Evviva la lega italiana! Evviva la Santa Rosalia! Das Militär zog sich zurück; Dragoner und Artillerie umstellten das königliche Schloß, welches den Cassaro, die Hauptstraße der Stadt, beherrscht. Um 2 Uhr Nachmittags entstanden überall Barrikaden; aber noch kam es nicht zum Kampf. Man stand sich gerüstet gegenüber; die Nacht war dumpf, unterbrochen durch Geschrei sich ordnender Massen, durch Lichterschein in den Straßen und fliegende Feuer auf den Plätzen. Am folgenden Vormittag begannen die Kanonen vom Schloß her zu spielen; Nachmittags warf das Fort Castellamare Granaten. Hier commandirte ein entschlossener Schweizer, der Oberst Gros, welcher den Befehl hatte, alle fünf Minuten eine Bombe in die Stadt zu werfen; er warf nur jede Viertelstunde. Mit Wut kämpfte man in der Stadt, deren heißes Volk selbst im alltäglichen Treiben in fieberhaftem Aufruhr zu sein scheint. Das unablässige Läuten der Sturmglocken mischte sich in das Gebrüll der Kämpfenden und das Dröhnen der Geschütze. Zwar gelang es den Protesten aller Consuln

der auswärtigen Mächte wie des Commandanten des im Hafen liegenden britischen Dampfers Bulldog, wenigstens die Beschießung der Stadt mit Bomben und Raketen zu mindern, und endlich auch einen Waffenstillstand von 24 Stunden auszuwirken, während welcher Zeit sich die Fremden auf die Schiffe flüchten konnten. Aber der Kampf begann auf's Neue nach Verlauf dieser Frist. Der Mut der Palermitaner war ihrer Vorfahren würdig; man sah Schaaren selbst von Benedictinermönchen angeführt, und mitten im Kugelregen Priester Kreuz und Fahne emporhalten. Musterhaft die Ordnung; kein Excess wurde begangen, kein Diebstal, der nicht sofort durch Volksjustiz mit dem Tod bestraft worden wäre. Keine Gewaltthat geschah in den ersten Tagen der Begeisterung von Seiten des Volks; selbst die verwundeten Soldaten trug man in die Lazarethe. Aber später begannen Rachsucht und persönlicher wie allgemeiner Haß ihre Opfer zu fordern; es fielen Scenen schrecklicher Volkswut vor; auch die Truppen, und sie vielleicht zuerst, wüteten, erbittert durch ihre unhaltbare Lage und die verzweifelte Anstrengung. Sie stürmten die Klöster, ermordeten die Benedictinermönche, warfen Lebende und Todte aus den Fenstern auf das Straßenpflaster.

Während das Volk in den Straßen kämpfte, erließen die Führer einen Aufruf, die Ursachen der Revolution aus einander zu setzen. Seit 30 Jahren, so hieß es darin, sei das sicilische Parlament nicht mehr berufen worden; auf den Absolutismus, der die alten Staatsgesetze und Rechte gewaltsam unterdrückt habe, sei das Elend der Grundbesitzer und der Industrie gefolgt.

Vergebens habe das Volk bei England im Jahr 1816 proteſtirt, weil doch dieſe Nation im Jahr 1812 das politiſche Statut Friedrichs II. von Aragon in ſeiner neuen Form gewährleiſtet habe; vergebens die Aufſtände von 1831, 1837, 1847! Aber mit den Reformen Pius' IX. ſei die Stunde der Befreiung gekommen; jetzt hätten ſich die Sicilianer erhoben, ihre Rechte wiederzuerobern, ihr Vaterland wieder in die Reihe der blühenden Nationen zurückzuführen. „Sicilianer, haben unſere Vorfahren nicht den tyranniſchen Karl von Anjou verjagt und nicht Friedrich von Aragon gegen ganz Europa vertheidigt? Was können demnach die Waffen Ferdinands II. ausrichten, wenn ein ganzes Volk auf ſeinem Willen beſteht? Die Würfel ſind gefallen; vollenden wir das heilige Unternehmen. Es lebe Pius IX.! es lebe Sicilien! es leben unſere italieniſchen Brüder!"

Unterdeß hatte der Dampfer Veſuv die Kunde der ausgebrochenen Revolution nach Neapel gebracht. Die erſchreckte Regierung ſchiffte 6000 Mann ein, auf zehn Dampfſchiffen, unter dem Befehl des Generals Deſauget. Als dieſe ſchon am 15. Januar (man fährt in 16 Stunden von Neapel nach Palermo) im Hafen der empörten Stadt landeten, fanden ſie das Volk Meiſter aller offenen Punkte, die Beſatzungstruppen noch im Beſitz aller Forts, wie auch des königlichen Schloſſes. Der Aufſtand war vollſtändig organiſirt; eine proviſoriſche Regierung von 30 Männern aus den erſten Ständen eingeſetzt, und das Landvolk im Zuzuge begriffen. Die Revolution zeigte ſich allgemein; daß ſie eine Erhebung

des Volks, nicht, wie man behauptet hat, ein bloßes Machwerk der herrschsüchtigen Geistlichkeit und des auf seine Pairsrechte eifersüchtigen Adels war, lehrte der augenblickliche Beitritt aller Städte. In Syrakus, Girgenti, Noto, Catania, Trapani, Milazzo, Caltanisetta war das neapolitanische Militär überwunden, ein Volksausschuß eingesetzt und der Anschluß an die Junta von Palermo verkündigt. Diese selbst teilte sich am 15. Januar in vier Ausschüsse, zur Verteidigung unter dem Fürsten Pantellaria, zum Behuf der Verpflegung unter dem Marchese Spedalotto, für die Finanzen unter Marchese Rudini, für die Staatsangelegenheiten unter Ruggiero Settimo, einem edeln und würdigen Greise, welcher ehedem sicilianischer Minister gewesen war und wegen seiner liberalen Grundsätze die höchste Popularität genoß. Er trat jetzt an die Spitze des Volks.

Die Truppen Desaugets hatten sich mit der Besatzung vereinigt, und 9000 Mann stark geworden, den Kampf und die Beschießung wieder aufgenommen. Man kämpfte und unterhandelte zugleich. Der Herzog Maio und Spedalotto, Prätor der Stadt, das ist Präsident des Senats von Palermo, sandten einander Botschaften: das Volk verlangte die Verfassung von 1812 und die sofortige Berufung des Parlaments. Der Graf von Aquila, Bruder des Königs, am 15. mit jenen Truppen angekommen, war nach nur 24stündigem Aufenthalt mit zwei Fregatten nach Neapel zurückgegangen, um dem König den Stand der Dinge vorzutragen, und ihn zum Einlenken zu ermahnen. Schon am 20. Januar kam er wieder mit den Reformdecreten

vom 18. Januar, welche der König, erschreckt durch die bedrohliche Wendung der Ereignisse, sich hatte abdringen lassen. Darin ward den Sicilianern getrennte Verwaltung und Rechtspflege zugesichert, das Decret vom 31. October 1837 aufgehoben, der Graf von Aquila zum Statthalter ernannt, und ein neues Ministerium unter Lucchesi Palli angekündigt.

Aber die provisorische Regierung lehnte diese Zugeständnisse ab: sie verlangte rund heraus die Entfernung des Militärs, die Uebergabe sämmtlicher Forts, und die Einberufung des Parlaments auf Grund der Constitution von 1812. Der Enthusiasmus kannte kein Bedenken mehr; man wollte das Entschiedene und nicht das Halbe. Also begann der Kampf mit neuer Heftigkeit. Man schlug sich von beiden Seiten mit der größten Erbitterung; die Soldaten litten entsetzlich; durch Mangel, Hunger, Witterung und beständigen Kampf erschöpft fingen sie an zu weichen. Als nun am 25. Januar auch das königliche Schloß in die Hände des Volks gefallen war, erkannte Desauget die Unmöglichkeit, Palermo zu bezwingen oder sich überhaupt nur zu halten; er begehrte Waffenstillstand, um den Rest seiner Truppen nach Neapel einzuschiffen. Weil aber das Volk die Uebergabe von Castellamare zur unerlaßlichen Bedingung des Waffenstillstandes machte, zogen sich die königlichen Truppen in der Nacht des 29. Januar über Bagaria nach Solanto zurück, wo sie sich endlich mit genauer Not auf die Dampfboote retteten. Als sie hierauf in Neapel ausgeschifft wurden, elend und verwildert, unbeschuht, abgerissen wie nach einem langen Feldzuge,

bekundeten sie dort den Sieg der Sicilianer und die Unfähigkeit der Regierung, mit Waffengewalt etwas auszurichten.

Und in der That machte die Revolution in Sicilien reißende Fortschritte. Die Königlichen waren gewichen; nur die Citadellen von Palermo, von Messina, welche der General Pronio verteidigte, und die Festung von Syrakus in ihren Händen geblieben: alles übrige Land frei und in voller Thätigkeit, sich im nationalen Sinn zu organisiren.

Das Gerücht vergrößerte die Ereignisse in Neapel selbst. Hier überließ sich das Volk unverholenem Jubel; es durchwogte die Straßen mit dem Geschrei: Sicilien! Constitution! Schon wehte auf dem Castell Sant Elmo die blutrote Fahne, und in allen Kasernen ertönten Alarmsignale. Wer mochte noch Neapel bändigen? Der König, umringt von seinen Räten und den fremden Diplomaten, schwankte, dann gab er nach. Schon am Abend des 26. Januar wurde der Polizeiminister Carretto entlassen, als er in Begleitung des Herzogs Filangieri den Palast verließ, auf der Treppe selbst verhaftet, in aller Stille, nach altvenetianischer Art, fortgeführt und auf ein bereitliegendes Schiff gebracht, das noch in der Nacht mit ihm nach Livorno unter Segel ging. Kein Verkehr mit dem Lande war ihm gestattet worden; nicht Freunden noch Angehörigen durfte er Lebewol sagen; nur 3000 Ducaten hatte ihm der König nachgeschickt.

Alle Minister reichten ihre Entlassung ein. An die Spitze des neuen Cabinets trat der bisherige Botschafter

in Frankreich, Herzog Serracapriola; die übrigen Minister wählte man aus dem Volk angenehmen Persönlichkeiten, wie Bozelli, welcher von der Revolution des Jahres 1820 her als Liberaler bekannt war und Kerker und Exil überstanden hatte, Bonanni, Dentice, Carlo Cianciulli, der das Innere übernahm. Man hat behauptet, daß diese Männer die Portefeuilles nur unter der Bedingung annahmen, daß der König eine Constitution gäbe. Aber neuere Mitteilungen versichern, daß dieser selbst die Initiative ergriff und eine Constitution befahl. Sie wurde verkündigt am 29. Januar 1848. Das Decret verhieß eine Pairskammer, die vom König, eine Deputirtenkammer, die aus einem Wahlcensus vom Volk zu ernennen sei, Verantwortlichkeit der Minister, Organisation der Nationalbank, Preßfreiheit mit Repressivmaßregeln. So hatte der absolute König Neapels, durch die Ereignisse außer Fassung gebracht, seinem Lande eine Constitution gegeben, ehe selbst Toscana oder Piemont sie erhielten. Der Umschlag war von zauberischer Wirkung: mit einem mal war die Polizei verschwunden, wie das Nachtgevögel, welches der Tag in seine Hölen zurückschreckt; die Exilirten kehrten zurück; die Kerker der Stadt und der Inseln gaben ihre Opfer wieder; die entfesselte Presse schüttete Journale, Flugschriften, Pamphlete, satirische Lebensgeschichten der frühern Minister aus. Das Volk in seinen tiefsten Schichten starrte die neue Erscheinung mit Mistrauen an; jene Lazzaroni, die Freunde des absoluten Königtums, welche von den fanatischen Mönchen bearbeitet, von del Carretto mit Geldausteilungen beschenkt zu sein

gewohnt waren, erhoben sich sogar mit drohenden Ausrufen und rotteten sich auf dem Mercato und am Hafen zusammen, um das Königtum zu verteidigen. Die Nationalgarde brachte sie zur Ruhe. Aber es schieden sich gleich mit der Erteilung der Constitution die Parteien, und während sich auf der einen Seite die Radicalen und Advocaten, Schriftsteller und enthusiastische Principi schaarten, und ein leidenschaftliches Treiben begann, sah man das Volk im Großen und Ganzen, zwar aufgeregt von der Neuheit der Dinge, aber unfähig, ein politisches Princip zu fassen, ohne geschichtlichen Ernst und nachhaltige Teilnahme. Die Neapolitaner sind große Kinder; selbst die Weltgeschichte decorirt sich dort, wie die Natur, opernhaft, und verläuft am Ende wie ein Theaterstück, dessen Coulissen dann die Polizei abräumen läßt.

Man feierte Saturnalien ausgelassenen Taumels; nach den Provinzen flogen Boten, diese mit der Beschwörungsformel Constitution zu entwaffnen. Ein Dampfschiff eilte nach Palermo, die noch kämpfenden Sicilianer zu beschwichtigen und dem Commandanten von Castellamare die Uebergabe der Forts an das Volk zu befehlen. Es geschah dies erst am 5. Februar. Drei Tage zuvor hatte der Generalausschuß zu einer geregelten Regierung unter dem Vorsitz von Ruggiero Settimo sich geordnet, und indem die Insel in dem neuen Zustand sich mehr und mehr befestigte, wuchs das Vertrauen auf die nationale Kraft, sowie mit der Betrachtung der Schwäche Neapels auch die Ueberschätzung der eigenen Stärke. Und doch war Messina noch in den Händen

der Königlichen; denn alle Stürme des Volks, welches auch dort sich erhoben hatte, scheiterten an dem festen Castell, von dessen Mauern Pronio einen Hagel von Bomben und Raketen herabwarf, indem er zugleich wütende Ausfälle machte. Daß die Sicilianer nicht im Stande waren, im ersten Sturm ihrer Begeisterung jenes Castell zu nehmen, dessen muß man sich verwundern. Indem sie diesen wichtigen Posten dem Feinde überließen, behielten sie im eigenen Land den Todeskeim; Messina war die Achillesferse ihrer neuen Freiheit.

Unterdeß befand sich die Regierung Neapels in der übelsten Lage. Unfähig, Sicilien mit Gewalt anzugreifen, noch weniger geneigt, die Forderungen des Inselvolks geradezu oder durch directe Unterhandlungen anzuerkennen, nahm sie die aufgedrungene Vermittelung Englands an. Das Cabinet Palmerston ergriff die innere Verwirrung Neapels mit Begierde, diesen Staat zu schwächen, seine Hand in dessen Angelegenheiten zu behalten, und festen Fuß in Sicilien zu gewinnen. Aller Augen waren auf England gerichtet. Es hatte die Constitution Bentincks gewährleistet, es galt als der natürliche Verbündete der sicilianischen Insurrection; seine Flotte erschien vor Palermo; englische Schiffe kreuzten vor Messina; englische Waffen und Munition waren in Palermo ausgeteilt worden. Die englische Diplomatie drängte den König zu den weitesten Zugeständnissen. Derselbe nahm Lord Minto's Vermittelung mit seinem Lande Sicilien an, und dessen unabhängige Stellung wurde anerkannt. Als nun die französische Februarrevolution alle europäischen Verhältnisse umzustürzen drohte und den Forderungen

der Nationen neuen Nachdruck gab, gewährte die neapolitanische Regierung den Sicilianern alles, was sie bis an die Grenzen völliger Entsagung gewähren konnte.

Am 6. März willigte der König in die sofortige Einberufung des sicilischen Parlaments, auf daß es die Constitution von 1812 „den Zeitumständen anpasse". Zugleich wurde Ruggiero Settimo zum Vicekönig ernannt, und ein eigener sicilianischer Minister bestellt; doch Messina und Syrakus sollten den Truppen als Pfänder eingeräumt werden.

Hätte das sicilianische Volk, in ruhiger Ueberlegung seiner schwachen Widerstandskraft und seiner geringen Kriegsmittel, die Vermittelungsvorschläge angenommen, und sich mit getrenntem Parlament und Verwaltung begnügt, so würde es unter der Garantie Englands und Frankreichs diese Errungenschaften vielleicht behauptet haben. Aber der leichte Sieg vom Januar, die verächtliche Schwäche der bourbonischen Dynastie, an deren frühere Meineide die Stimme des Volks immer wieder mahnte, die patriotische Leidenschaft, der Haß, der Nationalstolz, die Eifersucht der Barone, endlich der allgemeine Siegestaumel Europa's, welcher eine neue Epoche anzukündigen schien, erstickten jede Stimme der Mäßigung. Das so oft getäuschte Sicilien wollte eine bestimmte Entscheidung. Man nahm Lord Minto in Palermo mit kalter Zurückhaltung auf; man mißtraute den Engländern nicht minder als den Neapolitanern; man forderte die völlige Unabhängigkeit; nur einen Statthalter königlichen Bluts, aber gleichsam als Bevoll-

mächtigten des Nationalparlaments und durch seinen Willen anerkannt, wollte man sich gefallen lassen. Alle Aemter sollten nur an Sicilianer und ohne Bestätigung des Königs erteilt werden, das Heer sicilianisch sein. Man verlangte die Uebergabe von Messina und Syrakus, ja sogar die Auslieferung des vierten Teils der Kriegsschiffe und des Kriegsvorrats als sicilianisches Nationaleigentum. Endlich sollte Sicilien beim italienischen Bunde selbständige Vertretung haben.

Man wollte also dem Monarchen Neapels nur die Titel eines Königs von Sicilien lassen, etwa wie er sich noch heute König von Jerusalem nennt. Als mißhandelte Nation mochten sich die Sicilianer das Recht zuschreiben, diese Forderungen zu stellen, aber es fehlte ihnen leider das wichtigste Recht, das der Volkskraft, welche den Willen durch die That zu behaupten weiß.

Feierlich protestirte der König gegen jeden Act, der darauf hinzielte, den durch den wiener Congreß sanctionirten Bestand des Königreichs beider Sicilien, und seine Rechte auf die Insel zu schmälern. Hinter ihm stand Herr von Chreptowitsch, der Vertreter des Zaren, vor ihm Lord Minto. Bei solcher Lage der Dinge überließ man mit großer Gewandtheit, unterhandelnd und nichts lösend, die Sicilianer vorerst sich selbst; im Lande diesseit des Faro sollte erst die große Oper „La Costituzione" rein ausgespielt werden.

Die Verfassung war am 10. Februar verkündigt worden, am 24. Februar wurde sie mit großem Pomp, unter unermeßlichem Festjubel des Volks in San Francesco di Paola vom König auf das heilige Evangelium

beſchworen, wie einſt Ferdinand I. ſein Großvater ſie beſchworen hatte. Neapel war noch einmal ein conſtitutioneller Staat.

Bald darauf, am 2. März, trat das Miniſterium Serracapriola ab, ein neues unter Cariati war gebildet worden. Welche Erſcheinungen ſah man nun in Neapel! Carlo Poerio, der liberale Advocat, der kaum noch die Ketten del Carretto's abgeſtreift hatte, war jetzt Miniſter des öffentlichen Unterrichts; Gian Andrea Romeo, eben noch auf der Galeere in Eiſen geſchmiedet, genoß hoher Ehren am Hof, ward zum Intendanten der Provinz Principato Citeriore ernannt, und als Vertheidiger der conſtitutionellen Monarchie dem immer ungeſtümer werdenden Radicalismus entgegengeſtellt. Am 11. März entzückte die Neapolitaner das ſeltenſte Schauſpiel: 30 Kutſchen rollten über den Platz des Caſtell nuovo, mit den Vätern Jeſu, welche — in's Exil wanderten. Auch Monſignor Cocle, der allmächtige Beichtvater des Königs, war ſchon vorher verſchwunden, und nach Malta in Sicherheit gebracht worden. Uebrigens zeigte die Entfernung der Jeſuiten deutlich den moraliſchen Zuſtand des Volks. Denn kaum verließen ſie die Stadt, als die Lazzaroni, von Mönchen und Prieſtern fanatiſirt, ſich in Schaaren verſammelten, gegen den Schloßplatz zogen, und mit wüthendem Geſchrei die Zurückberufung der Väter Jeſu verlangten. Sie ließen den König wie die Madonna del Carmine hoch leben; ſie ſchrieen Tod der Conſtitution und den Liberalen, welche ihnen Religion und Heilige, wie ſie ſagten, nehmen oder ihre Kirchen zerſtören wollten. Die Nationalgarde bändigte den

Tumult nicht ohne Mühe. Diese Lazzaroni, die armen Kinder des Augenblicks und doch die eifrigsten Anhänger des althergebrachten Zustandes, begriffen von der Constitution so wenig als von der politischen Bewegung überhaupt. Sie blieben dem Könige zugethan; so oft er sich öffentlich zeigte, umschwärmten sie ihn, und verlangten von ihm Waffen, um seine Feinde zu erschlagen. Wenn wir keine Waffen haben, sagten sie, so werden wir die Steine vom Boden aufgreifen und dich verteidigen, wie unsere Väter deinen Großvater verteidigt haben.

Der Zustand Neapels war seltsam. Während Sicilien, welches am 25. März sein Nationalparlament feierlich in Palermo eröffnet hatte, sich zur vollständigen Losreißung und Enttronung des Königs anschickte, und so die Regierung diesseit und jenseit des Faro in doppelter Bedrängniß stand, wurde diese auch über die eigenen Grenzen hinaus in die allgemeine italienische Bewegung hineingerissen. Es handelte sich um die Lega d'Italia: der italienische Congreß sollte in Rom beschickt, ein Hülfscorps für den lombardischen Krieg abgesendet und für die italienische Unabhängigkeit gefochten werden. Mit großem Geschick leistete man alles. Schon am 28. März mußte Fürst Schwarzenberg, der österreichische Gesandte in Neapel, dessen Wappen das Volk heruntergerissen, die Stadt verlassen. Am 7. April, nachdem unter Carlo Troya ein neues Ministerium gebildet worden war, erschien ein pomphaftes Manifest des Königs, worin er seine Völker für die italienische Union aufrief. Sofort wurden die Regimenter für den

Krieg in der Lombardei ausgerüstet, und dem General Wilhelm Pepe, dem berühmten Carbonarichef aus dem Jahre 1820, der Oberbefehl übertragen. Freiwillige waren bereits abgezogen, begleitet von der enthusiastischen Prinzessin Belgiojoso; am 27. April aber gingen 8000 Mann auf acht Kriegsschiffen in See, um die italienische Sache in Oberitalien zu unterstützen.

Kaum war dies geschehen und der Blick in das weite Vaterland gerichtet, als die Kunde von Palermo einlief, das sicilische Parlament habe einstimmig Ferdinand von Neapel und die bourbonische Dynastie für alle Zeiten des Trons entsetzt und jedes Rechts auf Sicilien verlustig erklärt. Am 13. April war dieser überraschende Act erlassen worden, unterzeichnet vom Marchese Torrearsa als Präsidenten der Kammer der Gemeinen, vom Herzog Serra di Falco als Präsidenten der Pairskammer, von Ruggiero Settimo als Reichspräsidenten und von Calvi als Minister des Innern. Sicilien hatte sich unabhängig und zu einem constitutionellen Staat erklärt, auf dessen Tron ein italienischer Fürst berufen werden sollte, sobald die Verfassung gänzlich würde geregelt sein.

Dies verzweifelte Decret brachte im Volk nicht gleichmäßige Wirkung hervor. Die Radicalen frohlockten; Palermo beleuchtete sich drei Nächte lang; man stürzte die Bildsäulen der Könige um, außer der Karls III.; aber die Gemäßigten erschraken; die Spaltung der Parteien, die Reaction im eigenen Lande waren unvermeidlich. Grenzenloser Haß und fanatische Leidenschaft, der Stolz des hohen Adels, Hoffnung auf England und Frankreich,

wie auf Piemont, dem man die Krone anzutragen willens war, hatten jenen Entschluß herbeigeführt: man wollte die Revolution der alten Vesper noch einmal durchführen, verrechnete sich aber wie in der eigenen Kraft, so in der Unterstützung des Auslandes.

Der König antwortete auf die Unabhängigkeitserklärung mit einem Protest, worin er diesen Act für nichtig erklärte. Das sicilische Parlament hatte indessen eine Commission niedergesetzt, welche die Motive der Enttronung des Hauses Bourbon in einem Manifest an alle civilisirte Nationen auseinanderlegen und auch die Constitution von 1812 revidiren sollte. Aber nicht mit gleicher Energie schritten die Anstalten zur Aufstellung eines Nationalheeres vorwärts. Pronio hielt sich noch immer in der Citadelle von Messina, und jeder Versuch des Volks auf die Festung war abgeschlagen worden, bis endlich Gian Andrea Romeo, welchen der König selbst abgesendet hatte, einen Waffenstillstand bis zum 15. Mai vermittelte.

So standen die Dinge schwebend, als der 15. Mai eine plötzliche Veränderung hervorbrachte und mit einem Schlag die Revolution in Neapel zu Boden warf. An diesem Tag sollte das neapolitanische Parlament eröffnet werden. Nachdem die Abgeordneten aus den Provinzen angelangt waren, erschien am 14. in der Staatszeitung die Liste der vom König erwählten 50 Pairs und das Ceremoniel, welches bei der Eröffnung der Kammern zu beobachten sei. Danach hatten sich Pairs und Gemeine in der Kirche San Lorenzo zu vereinigen. Der König sollte nach beendigter Messe die Eröffnungsrede

halten, und hierauf der Eid der Treue gegen die Krone, wie gegen die Conſtitution geleiſtet werden. Nicht ſobald war dies Programm erſchienen, als ſich eine wilde Bewegung kund gab. Die Deputirten weigerten ſich einen Eid zu leiſten, der die Befugniß der Kammern vorweg beſchränken müſſe; die Radicalen wollten von einer Pairskammer nichts hören. Letztere verſammelten ſich in der Nacht vom 14. auf den 15. in Montolivéto, 99 an Zahl, worunter exaltirte Adelige, wie Ricciardi, Camaldoli, La Cecilia. Sie blieben in Permanenz, indem ſie Deputationen an den Miniſterpräſidenten ſchickten, Abſtand von jenem Programm verlangend. Der König weigerte ſich. Die Radicalen, vielleicht auch Agenten der Abſolutie, brachten das Volk in Aufruhr: man ſtieß Drohungen aus; man ſprach von Zuzügen der Calabreſen Romeo's, vom Einſchreiten der Franzoſen, deren Flotte unter Baudin vor Neapel lag; es erhob ſich der Ruf nach Republik und Abdankung des Königs. Noch in der Nacht baute man Barrikaden in den Seitenſtraßen des Toledo, welche die Nationalgarden beſetzten, während die Truppen ſich vor dem Schloſſe aufgeſtellt hatten. Die Wut und die Verwirrung ſtieg mit jedem Augenblick. Am Morgen des 15. conſtituirten ſich die Deputirten im Stadthauſe als proviſoriſche Regierung und ernannten einen Wolfahrtsausſchuß. So ward jede unblutige Löſung der Frage unmöglich. Das Mißtrauen gegen die bourboniſche Dynaſtie trieb alles auf die Spitze, und dieſem Mißtrauen iſt mehr als der republikaniſchen Partei die Kataſtrophe des 15. Mai zuzuſchreiben, denn jene war im

Ganzen klein und im Volk ohne Anhalt. Der König übrigens gab noch am Morgen soweit nach, daß die Pairskammer nicht eröffnet und die beanstandete Eidesformel verändert werden sollte, und wirklich schien sich hierdurch der Tumult zu beruhigen: man verließ sogar einige Barrikaden; die Schweizerregimenter kehrten in die Kasernen zurück. Aber die Radicalen trauten keiner Zusage; die Revolutionsmänner, von denen die meisten aus den Abruzzen, dem Principato und Calabrien hereingeströmt waren, schürten den Aufstand, indem sie das Abbrechen der Barrikaden hinderten und neue erbauten. Noch einmal stellten die Deputirten an den König als Gewähr seiner redlichen Absicht, die Constitution zu halten, folgende Bedingungen; Abschaffung der Pairskammer, Uebergabe aller Forts an die Nationalgarde, Entfernung aller Truppen auf zehn Millien vom Stadtgebiet. Dagegen berief sich der Monarch auf die von ihm beschworene Constitution, welche die Deputirtenkammer durch ihre gesetzwidrigen Beschlüsse offenbar umgestoßen habe, und die er verteidigen werde. Allerdings war die Constitution vom 10. Februar von den Abgeordneten umgestoßen und die Regierung in diesem Augenblick im formellen Recht. Sie kannte die Schwäche der Volkspartei wol und konnte auf die Truppen zählen, darum scheute sie sich nicht den Kampf mit Entschlossenheit aufzunehmen. Der König selbst zeigte sich zum Aeußersten bereit, und sandte an die Commandanten der Forts den Befehl, die Stadt zu bombardiren, als der Kampf begonnen hatte.

Um 11 Uhr Morgens fiel der erste Schuß; ein

Nationalgardist erschoß einen Soldaten: der Kampf begann. Die Truppen rückten sofort gegen die Barrikaden, und die vier Schweizerregimenter stürmten mit gefälltem Bayonnet. Zugleich feuerte das Castell nuovo rücksichtslos mit Kartätschen. Man focht eine Zeit lang mit großer Erbitterung; aber obwol die Radicalen die Häuser in Festungen verwandelt hatten und aus den Fenstern und von den Balconen wie aus den Kelleröffnungen ein heftiges Feuer unterhielten, fielen doch die Barrikaden sehr bald vor dem Ungestüm der Schweizer, welche in die Paläste drangen und niederstachen, was sie darin in Waffen fanden. Nachmittags war das Kampfgewühl im untern Toledo still geworden, während noch auf Santa Brigita von Mercadello fortgekämpft wurde. Viele Paläste standen in Flammen oder lagen in Trümmern. Hinter den Schweizern tobte die entfesselte Horde der Lazzaroni, welche die Stadt zu plündern herbeigekommen waren, in die Häuser drangen und fortschleppten, was in ihre Hände fiel. Als die vom Flammenschein gerötete Nacht des 15. Mai vergangen war, enthüllte der Morgen ein schauderhaftes Bild der Verwüstung: zerstörte Paläste, aus einander gezerrte Barrikaden, Leichen und Verwundete über einander gestürzt, herumschweifendes Gesindel in Lumpen, beladen mit Geräten und Kostbarkeiten jeder Art, Trupps von Gefangenen, die mit Kolbenstößen nach dem Castell nuovo abgeführt wurden. Die Deputirten waren zersprengt oder gefangen, andere glücklich entflohen, wie Romeo, Pellicano, Scialoja, Saliceti; viele nahmen die im Hafen ankernden französischen Schiffe auf.

Die Schweizer hatten den Tron gerettet. Man hat diesen Mietlingen der Despotie blutige Grausamkeit gegen das Volk, selbst Plünderung der Paläste während des 15. Mai vorgeworfen; im Namen der vier Schweizerregimenter haben sich die Obersten in einer Erklärung (Neapel, 7. Juni 1848) gerechtfertigt, worin sie alle solche Beschuldigungen von sich abweisen und behaupten, daß sie am 15. Mai nicht gegen das Volk, sondern für die auch von ihnen beschworene Constitution vom 10. Februar gekämpft hätten.

Der König erschien am 16. Mai auf dem Balcon seines Schlosses und dankte seinen Rettern; am 17. hielt er einen Zug durch die noch verwüsteten Straßen seines schönen Neapel. Es umschwärmten ihn Lazzaronihaufen, welche die Fahne der Bourbons schwangen, das Bild der Madonna del Carmine einhertrugen, mit dem Gebrüll: Santa Fede! den Monarchen beglückwünschten, und Plünderung der Stadt verlangten.

Schon am 16. war die Nationalgarde aufgelöst worden; ihre Waffen sah man von zerlumpten Straßenbuben mit Hohngeschrei auf das Generalcommando schleppen. Neapel selbst ward in Belagerungszustand erklärt; zugleich erschien ein königliches Decret, welches die feierliche Versicherung enthielt, die beschworene Constitution aufrecht zu erhalten, und, indem es die Deputirtenkammer auflöste, eine neue ausschrieb und auf den 1. Juli einberief. Endlich kam auch ein neues Ministerium unter Cariati zu Stande, in welchem Bozzelli das Innere übernahm, der Prinz Ischitella den Krieg und die Marine, Torella den Ackerbau und Handel,

der General Carascosa die öffentlichen Arbeiten, Paolo Ruggiero die Finanzen, Serracapriola die Präsidentschaft des Staatsraths erhielt.

So ging Ferdinand II. mit einem glänzenden Sieg aus dem Kampfe des 15. Mai hervor, glücklicher als sein Großvater, der erst durch offenbaren Treubruch und die Waffenmacht der Fremden die lästige Constitution losgeworden war. Die Urteile über den 15. Mai sind sehr verschieden; wenn man auch weiß, daß der Absolutismus es mit der Verfassung nimmer redlich meinen kann, so muß man dennoch zugestehen, daß die neapolitanische Regierung Charakter zeigte, und daß sie anfangs mit Mäßigung verfuhr. Die Radicalen, schlecht organisirt, im Volk ohne Rückhalt, töricht bis zur Unsinnigkeit, meist, wie auch im übrigen Europa, unpraktische Männer, boten der Regierung selbst den köstlichen Moment dar. Diese ergriff ihn mit Klugheit und Energie, machte die Volkspartei zur Rebellenpartei, sich zum Verteidiger der Verfassung, besiegte jene mit Leichtigkeit, und so ließ sie die Constitution allmälich verschwinden. Vergleicht man das Jahr 1848 mit jenem von 1820, so zeigt sich klar, daß die Revolution der Carbonari im Princip bestimmter, daher nachhaltiger gewesen war. Damals gab es nur eine Frage; im Jahr 1848 ging der Mittelpunkt der Bewegung, so in Neapel wie in Deutschland und Frankreich, über tausend andern Fragen verloren. Daher diese grenzenlose Schwäche der Volkspartei und die allgemeine Erscheinung, daß niemals in der Weltgeschichte die Anfänge von Revolutionen glänzender, kläglicher die Ausgänge waren.

Der 15. Mai zog für Italien die verhängnißvollsten Folgen nach sich. Sofort machte sich der Rückschlag in der Lombardei fühlbar. Indem der König Ferdinand seine Hülfsarmee zurückrief, wurde der österreichisch-lombardische Krieg in eine neue Lage gebracht und den italienischen Bestrebungen der Todesstoß versetzt. Die neapolitanische Flotte, welche am 5. Mai vor Ancona erschienen war und nun, vor Venedig kreuzend, Triest blokirte und das österreichische Geschwader in Schach hielt, kehrte heim und gab von jener Seite Venedig bloß. Die Landarmee unter Pepe wurde ebenfalls zurückgerufen. Schon auf ihrem Zug durch die päpstlichen Staaten hatte sie sich auffallend langsam bewegt, geheimen Befehlen gemäß; denn viele Offiziere, welche im Vertrauen des Königs waren, legten dem Marsch der Truppen unter mancherlei Vorwänden Hindernisse entgegen, sodaß sie erst nach unverhältnißmäßig langer Zeit Bologna erreichten. Da erschien ein Stabsoffizier von Neapel mit dem Befehl zur schleunigen Umkehr. Pepe zwar widersetzte sich und führte eine kleine Schaar weiter über den Po, aber fast die ganze Armee kehrte mit dem General Statella nach Hause zurück, um gegen die Aufständischen in Calabrien zu marschiren. Indem also 14000 Neapolitaner, auf die man in der Lombardei gezählt hatte, den Rücken wandten, geschah es, daß der römische General Durando, welcher den Oesterreichern unter Nugent entgegenstand, sich nicht mehr halten konnte, und auch die Operationsplane der Piemontesen dadurch gestört wurden.

Schneller, als die Neapolitaner gegen die Lombardei

heraufgerückt waren, marschirten sie jetzt gegen Calabrien hinunter. Denn dort sollte der verunglückte Kampf fort geführt werden, dort wollte die zersprengte Deputirtenkammer sich vereinigen und Cosenza zum Mittelpunkt aller Operationen machen. Vier Deputirte, Ricciardi, Eugenio di Riso, Raffaele Valentini und Domenico Mauro, sollten sich nach Cosenza begeben und die übrigen Abgeordneten dahin berufen. Indem sie sich hier als Wolfahrtsausschuß organisirten, und die Radicalen von allen Seiten zusammenströmten, rüstete man die Volksbewaffnung. Mehre Tausend Calabresen hatten sich versammelt; von Messina her führte der tapfere Ignazio Ribotti einige Hundert Mann auf das Festland. Aber kaum rückte der General Lanza gegen Cosenza, als die Calabresen sich zurückzogen und der Wolfahrtsausschuß entfloh. Zugleich war Nunziante in Pizzo gelandet, hatte in Monteleone Verstärkungen an sich gezogen und war auf Campo Longo marschirt. Hier warfen ihn die Calabresen mit Tapferkeit zurück, so daß die Neapolitaner sich auf Pizzo zurückzogen, wo sie arge Excesse verübten. Aber leider brach unter den Führern der Volkssache Uneinigkeit aus, namentlich zwischen Ribotti und Mauro. Das calabrische Heer löste sich auf, die Sicilianer, welche zu Schiff zu entkommen suchten, wurden gefangen; doch rettete sich der Wolfahrtsausschuß nach Korfu. Die Insurgenten wurden zu Banditen, zerstreuten sich in die Berge, und machten ganz Calabrien unsicher. Eine heillose Anarchie war die Folge des calabrischen Kriegs, so daß in jener Provinz barbarische Gräuel, Raub und

Mord an den Gutsbesitzern und jegliche Jacquerie verübt wurde.

In den übrigen Provinzen fanden nur unbedeutende Erhebungen statt; die Sache des Volks war verloren. Zwar schmeichelte man den Neapolitanern noch mit einem constitutionellen Schein, aber es geschah nur, weil die Reaction nicht mit einem mal alles wagen durfte. Ja man hob schon am 14. Juni den Belagerungszustand auf; man befahl die Reorganisation der Nationalgarde; man vollzog die Wahlen zu den neuen Kammern, welche durchaus gegen die Regierung ausfielen. Am 1. Juli eröffnete Serracapriola das Parlament im Namen des Königs mit einer Rede, die den Schmerz des Monarchen über die blutigen Ereignisse des 15. Mai ausdrückte, und die Aufmerksamkeit der Kammern auf die Verwaltung der Communen und Provinzen, auf die Nationalgarde, die Finanzen und den öffentlichen Unterricht leitete.

Jetzt aber richtete die Regierung, der Bewegung diesseit des Faro sicher und Herrin der Dinge, alle ihre Kräfte auf die Unterwerfung Siciliens. Von der italienischen Angelegenheit ganz auf sich zurückgewendet, konnte sie alle Mittel dazu aufbieten. Schon zog sich Nunziante's Heer Messina gegenüber in Reggio zusammen, und die Flotte rüstete sich, von Neapel mit den Schweizerregimentern auszulaufen. Da beschloß das Parlament Siciliens am 11. Juli die Krone der Insel dem tapfern Herzog von Genua, dem zweiten Sohn des Königs von Sardinien, anzutragen, welcher als Albert Amadeus zum Könige der Sicilianer ernannt wurde,

mit einer Civilliste von 243030 Ducaten. Eine Deputation brachte die Krone dem Herzog nach Turin, aber sie wurde mit unentschiedenen Worten entlassen. Der Prinz (er starb sechs Jahre darauf im Anfang des Jahres 1855) erkannte die Unsicherheit der Lage Siciliens zu wol, und Sardinien mußte sich damals einen zu kühnen Schritt versagen.

So kam das Ende des Monats August heran; die königlichen Truppen, 10000 Mann stark, schifften sich unter Filangieri in Neapel auf 13 Dampfern und 20 Kanonierschiffen ein und erschienen, nachdem sie zuerst bei Reggio angelegt hatten, am 2. September im Angesicht von Messina. Diese Stadt, in welcher eine provisorische Regierung tagte, war von etwa 16000 Mann Nationalgarden verteidigt, die nicht hinreichten zweifache Angriffe, die des landenden Feindes und jene aus dem Castell, abzuhalten. Indem Pronio am Morgen das Bombardement eröffnete und die Stadt, welche, wie wenige Städte Europas, durch Erdbeben, Pest und Krieg seit so vielen Jahrhunderten heimgesucht worden ist, mit Wurfgeschossen überschüttete, bewerkstelligten die Truppen an der Rhede Marco Grosso am 5. September die Landung. Die Messinesen sind ein tapferes und todesmutiges Volk, vielleicht unter allen Sicilianern die am meisten energischen: sie verteidigten sich auch diesmal mit großer Erbitterung. Aber ein Posten nach dem andern mußte dem Feinde überlassen werden, und nach rühmlichem Kampf sah sich die Stadt zur Uebergabe gezwungen. In das fürchterlich verwüstete Messina zog Filangieri am 7. September ein; so war die wichtige

Stadt in drei Tagen übergegangen. Auch hier drängt sich der Vergleich mit jenen Kämpfen nach der sicilianischen Vesper auf. Damals vermochte die gesammte Macht Karls von Anjou, welcher in Person sein Heer befehligte, Messina nicht zu beugen, und vom April bis zum 2. September 1282 behauptete sich der große Kriegsheld Alaimo als Sieger in zahllosen Ausfällen, trotz beispielloser Hungersnot und Erschöpfung der Bürger, bis Peter von Aragon, welchem das Parlament von Palermo die Krone angetragen, die heldenmütige Stadt entsetzte.

Der Fall Messina's machte auf Palermo eine entmutigende Wirkung. Auf's neue wandte sich jetzt das Parlament an England in der Hoffnung, endlich Anerkennung zu finden. Das englische Cabinet mahnte allerdings den König von Neapel von einem Kriege gegen Sicilien ab, und mit ihm vereinigten sich die Vorstellungen Frankreichs durch dessen Gesandten Rayneval. Man unterhandelte durch die Admirale Baudin und Parker, deren Flotten Sicilien beobachteten, und man schloß vorerst einen Waffenstillstand.

Während hier nun die Waffen ruhten, geschah in Neapel selbst nichts Nennenswertes, als die neue Vertagung der Kammern und ihre neue Berufung, ein Schauspiel, welchem das Volk teilnahmlos zuzusehen begann. Die Neapolitaner, immer nach neuen Dingen begierig, sind bald gelangweilt. Von 9000 eingeschriebenen Wählern nahmen im November kaum 1000 teil, und nachdem die Kammern eröffnet waren, wurden auch sie sogleich bis zum 1. Februar 1849 vertagt.

Die Physiognomie der Stadt war allmälich die alte geworden; die Polizei füllte wieder die Straßen; die Militärcommission, welche die Verhafteten des 15. Mai zu richten hatte, entwickelte die größte Thätigkeit; auch Monsignore Cocle war aus seinem Exil zu Malta schon am 2. October lachend nach Neapel zurückgekehrt.

Aber bald sollte ein seltsames Ereigniß die Augen der Welt auf Neapel richten, ein Ereigniß, wie es seit Jahrhunderten nicht erlebt worden, und welches damals nachhaltigere Folgen versprach, als sie in Wirklichkeit eingetreten sind. Am 27. November erschien der Graf Spaur, Gesandter Baierns am päpstlichen Hof, im Schlosse zu Neapel und gab folgenden Brief in die Hände des Königs:

„Sire! Der augenblickliche Triumf der Feinde des heiligen Stuls und der Religion haben das Oberhaupt der katholischen Kirche gezwungen, Rom wider Willen zu verlassen. Ich weiß nicht, zu welchem Punkt der Erde der Wille des Herrn, dem ich meine Seele in aller Demut befehle, meine flüchtigen Schritte führen wird; unterdessen habe ich mich in die Staaten Ew. Majestät geflüchtet, mit einigen treuergebenen Personen. Ich weiß nicht, welcher Art Ihre Absichten in Bezug auf mich sein werden, und dessen ungewiß halte ich es für Pflicht, Ihnen durch meinen Abgesandten, den Grafen Spaur, bairischen Minister beim heiligen Stul, wissen zu lassen, daß ich bereit bin, das neapolitanische Gebiet zu verlassen, wenn meine Gegenwart in den Staaten Ew. Majestät ein Gegenstand der Furcht oder der politischen Differenzen werden könnte. Pius IX."

Um 7 Uhr des Morgens fuhr der König Ferdinand mit der königlichen Familie auf einem Dampfschiff nach Gaeta ab. Derselbe Papst, der einst durch seine Reformen die italienische Bewegung veranlaßt hatte, dessen Name als Revolutionsruf in allen aufständischen Provinzen gehört worden war, kam nun als Flüchtling, die Gastfreundschaft Neapels anzuflehen. Der Hof nahm ihn mit Enthusiasmus auf. Man führte ihn in den Gouvernementspalast von Gaeta, wo er sich einrichtete, und hiermit wurde dieses Gibraltar Neapels das italienische Koblenz, der Sammelpunkt der Reaction.

Nachdem, wie schon bemerkt, durch Vermittelung von England und Frankreich ein Waffenstillstand zwischen Neapel und Sicilien abgeschlossen worden, waren Unterhandlungen rücksichtlich des Schicksals der Insel in Gang gekommen. Der König Ferdinand gab den dringenden Vorstellungen der beiden fremden Höfe so weit nach, daß er den Sicilianern ein Ultimatum stellte: er bot ihnen eine Constitution auf der Basis von 1812, die Statthalterschaft eines königlichen Prinzen oder eines Sicilianers, die getrennte innere Verwaltung; doch sollte Sicilien Heer und Flotte mit Neapel gemein haben und in allen äußern Angelegenheiten nur durch Neapel vertreten sein. Er bot endlich Amnestie, nahm aber 45 Personen davon aus, welche von der Insel zu entfernen seien.

Die fremden Admirale überbrachten dies sehr günstige Ultimatum dem Parlament nach Palermo. Aber teils war man schon überhaupt zu weit gegangen, teils traute man dem Könige nicht, der bereits die Constitution

Neapels unterdrückt hatte. Man erkannte auch in den Zugeſtändniſſen ſo viele Punkte, welche die Verfaſſung illuſoriſch machen mußten, wie namentlich einen, der den ſicilianiſchen Adel mit dem Verluſt ſeiner Pairie bedrohte, da der König Miene machte, die Pairs ſelbſt ernennen zu wollen. Das Parlament antwortete daher mit einem Aufruf (vom 20. März 1849) zur Erhebung in Maſſe, der alſo lautete:

„Sicilianer! Für uns iſt das Kriegsgeſchrei ein Freudengeſchrei! Der 29. März, der Tag, an welchem die Feindſeligkeiten mit dem Despoten von Neapel beginnen, wird von uns mit ſolcher Luſt begrüßt werden, wie es der 12. Januar war, weil man ja die Freiheit mit dem Preiſe des Bluts erkaufen kann. Der Friede, den man euch antrug, war ſchimpflich. Er zerſtörte mit einem Schlag alle durch die Revolution erworbenen Güter. Ihr habt die Aufmerkſamkeit des ganzen Europa verdient; aber wenn ihr auf eure Rechte weniger eiferſüchtig geweſen wäret, wenn ihr euch von neuem dem betrügeriſchen Despotismus eines Tyrannen würdet unterworfen haben, was hätte Europa geſagt? Sicilianer, obwol der Sieg unſicher iſt, ſo hat doch eine Nation, deren Ehre auf dem Spiele ſteht, wie ein Individuum, das höchſte Recht, ſich zu opfern. Es iſt beſſer, mitten unter den Ruinen des Vaterlandes ſich zu begraben, als Europa das Schauſpiel unerhörter Feigheit zu geben. Der Tod iſt der Sklaverei vorzuziehen. Aber nein! wir werden ſiegen; wir vertrauen unſerer heiligen Sache und der Gewalt unſerer Waffen. Blickt auf die Verzweiflung und die Trümmer von Meſſina! Der Krieg iſt für

uns das Symbol der Rache und der Pietät. Eine einzige Stadt Siciliens seufzt unter dem Joche des Feindes der Freiheit. Zu den Waffen! Zu den Waffen! Sieg oder Tod!"

Was verlieh, so fragt man wol mit Recht, diesem Manifest den Nachdruck? Welches waren die Vertheidigungsmittel? welches die Generale und Führer des Volks? Als die Magyaren in ähnlicher Lage aufstanden, sah das überraschte Europa im Augenblick wie aus dem Boden aufsprießen eine Fülle organisirender Talente und eine Schaar von Feldherren und Führern, welche in jeder Epoche als militärische Genies würden geglänzt haben. Aber die Sicilianer hatten keinen einzigen bedeutenden Mann aufzustellen. Da zeigte sich, wie dieses begabte und leidenschaftliche Volk durch die lange Knechtschaft unter den Bourbons entkräftet worden war! es war seinem Elend erlegen, und jener einst so gewaltige Feudaladel des Mittelalters, im Kriegshandwerk nimmermehr geübt, war in den Künsten des Friedens und in Wissenschaften aufgewachsen.

Mieroslawski, ein Pole von zweideutigen Talenten, leitete das sogenannte sicilianische Nationalheer, kaum 20000 Mann regulärer Truppen, unter denen obenein viele Fremde, Polen und Franzosen sich befanden. Kein Wunder, daß der Unabhängigkeitskrieg so kläglich verlief. Ueberall nichts als Scharmützel, kaum größere Kämpfe! Am 4. April begannen die Feindseligkeiten. Auch diesmal waren es die Schweizer, die dem Absolutismus den Sieg gewannen. Filangieri rückte von Messina zuerst auf Taormina, welche berühmte Stadt, auf Höhen, in

faſt uneinnehmbarer Lage die große Straße verſperrt, ſo daß man hier einen unbeſieglichen Widerſtand erwartete. Aber der Ort wurde, obwol ihn 4000 Mann mit neun Kanonen verteidigten, in einigen Stunden von mehreren Bataillonen geſtürmt und genommen. Sofort rückte Filangieri auf der Straße von Catania weiter und beſetzte Aci Reale, wo ihn das Volk bereitwillig aufnahm. Von hier ſind es nur einige Stunden bis zum ſchönen Catania am Fuß des Aetna. Dort hatten ſich die Sicilianer vereinigt: man erwartete demnach einen Kampf auf Leben und Tod. Am 5. April 1849 wurde die Stadt zu Lande und zu Waſſer angegriffen; die Kriegsſchiffe ſtellten ſich am Hafen auf, deſſen Zugang nur drei Batterien ſchützten. Am 6. rückte Flotte und Heer zu gleicher Zeit an, während 20000 Mann Sicilianer und Fremde, reguläre Truppen wie Milizen, die verbarrikadirte Stadt verteidigten, die durch das Bombardement vernichtet zu werden drohte. Tapfer kämpfte die Fremdenlegion, und heldenmüthig wehrten ſich die Catanenſen, aber ſie mußten weichen. Die Schweizer ſtürmten unter Muralt das Tor Sant' Agata und drangen in die Stadt, worauf ein grauſiger Straßenkampf begann, ein Morden, Brennen und Plündern, wie in Neapel und Meſſina. Die Strada Etnea, die herrlichſte Catania's, dieſes köſtlichen Edelſteins unter den Städten Siciliens, wurde ganz verwüſtet, ſelbſt das berühmte Muſeum Biscari war der Plünderung ausgeſetzt und büßte Vieles aus ſeiner wertvollen Sammlung ein.

Als Catania gefallen war, machte Mieroſlawſki von Regalbutto aus noch einen Verſuch, die Neapolitaner

daraus zu vertreiben, aber an den Vorbergen des Aetna zurückgeschlagen, entwich er mit dem Reſt ſeines Heerhaufens in das Innere. Hierauf ergaben ſich ohne Schwertſtreich Syrakus, Auguſta und Noto. Die ganze Oſtküſte war in wenig Tagen erobert worden, und nunmehr konnte Filangieri ſeinen Marſch gegen Palermo richten.

Hier war das Parlament auf die Nachricht, daß alle jenen feſten Punkte in Feindes Hand gefallen ſeien, in die größte Beſtürzung geraten. Das Volk ſelbſt ward unruhig; Stimmen der Verzweiflung ließen ſich überall hören; an ernſtlichen Widerſtand dachten Wenige. Nicht einmal Caſtro Giovanni, das alte Enna, wo ſich vor Zeiten Byzantiner und Saracenen ſo lange Jahre gehalten hatten, beſetzte man. Die Rathloſigkeit war grenzenlos; es fehlte an einem Garibaldi. So geſchah es, daß die Miniſter dem Parlament den Antrag der Unterwerfung vorlegten. Die Pairskammer nahm ihn einſtimmig, die Deputirtenkammer mit 60 Stimmen gegen 30 an, und nachdem dies geſchehen, erſuchte man den Admiral Baudin die Vermittelung zu übernehmen. Als der Heerhaufen Filangieri's bereits Caltaniſetta erreicht hatte, im Begriff auf Palermo vorzurücken, kam ihm eine Deputation entgegen, darunter der Prinz von Pallagonia, der Marcheſe von Rudini, der Graf Lucheſi Palli, mit der Nachricht, daß Palermo ſich unbedingt unterwerfe und dem Einzuge der königlichen Truppen nichts mehr in den Weg ſtelle. Zwar hatten ſich die Radicalen unter der Führung Scordati's erhoben, eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt und Anſtalten zur Ver-

teidigung getroffen, und es gab am 8. und 9. Mai einen Zusammenstoß mit den Truppen, welche von Montreale heranzogen; aber in der Stadt herrschte die wildeste Anarchie; ein Streit zwischen der Fremdenlegion und den Sicilianern war ausgebrochen. Das Parlament selbst hatte sich aufgelöst, und 3000 Personen waren auf englischen und französischen Schiffen aufgenommen worden. Filangieri indessen blieb einige Tage vor Palermo stehen. Er verkündete Amnestie, von welcher 45 Personen ausgeschlossen blieben, unter ihnen Ruggiero Settimo, Serra di Falco, der Marchese Torrearsa, Mariano, Stabile, der Principe Scordia. Hierauf zog er erst am 15. Mai, dem Jahrestag der neapolitanischen Contrerevolution, in das entwaffnete Palermo ein.

So endete die Revolution Siciliens, wahrlich höchst kläglich, erwägt man ihren Beginn und sieht man auf ihre Parlamentsbeschlüsse. Auch die Sicilianer hatten falsch gerechnet. England hatte sie sich selbst überlassen, da der 15. Mai den Dingen eine andere Wendung gegeben; das Volk war bald nicht mehr mit ganzer Seele bei der Revolution. Der Adel und die Geistlichkeit erregten Mistrauen um ihrer egoistischen Absichten willen; Führer wie Mittel fehlten, denn Land und Städte waren verarmt und erschöpft. Dem neu gerüsteten Absolutismus nicht gewachsen, sank die Insel auf's neue, und elender denn zuvor, unter das Joch des verhaßten Neapel.

An demselben Tage, da Palermo fiel, stand der König Ferdinand — so wunderbar wechselten die Ereignisse — mit einem kampffertigen Heer auf päpstlichem

Gebiet, in seinem Hauptquartier zu Albano im Angesicht von Rom. Denn von Gaeta aus hatte der Papst im Frühjahr alle katholischen Mächte aufgefordert, mit Waffengewalt das republikanische Rom ihm zu unterwerfen und ihn in seine Staaten wieder einzusetzen. Während nun die Franzosen, ihrer eigenen republikanischen Verfassung zum Widerspruch, unter Oudinot vor Rom lagen, die Oesterreicher Bologna besetzt hielten, und die Spanier in Porto d'Anzio sich ausschifften, war der König mit 16000 Mann und 72 Kanonen herangezogen. Dieser Feldzug blieb jedoch ohne Lorbeeren; es fehlte nicht viel, daß der tapfere Garibaldi in den Gefechten bei Palestrina am 9. und bei Velletri am 19. Mai die Neapolitaner vernichtet hätte. Nach dem Kampf von Velletri trat der König eilends seinen Rückzug in seine Staaten an, verfolgt von den römischen Republikanern, welche, kühner und ausdauernder als die Sicilianer, erst nach harter Gegenwehr den Franzosen erliegen sollten.

Mit dem Fall Siciliens am 15. Mai und jenem Roms am 3. Juli 1849 endigte die Revolution des südlichen Italien, und was wir weiter zu berichten haben, sind nur die traurigen Folgen aller verunglückten Volksaufstände, Martialgerichte, Processe und Maßregeln der Reaction.

Was Sicilien betrifft, so wurden jene Versprechungen, die Filangieri den Palermitanern gemacht hatte, nicht gehalten. Die Zusage, daß ein königlicher Prinz Statthalter werden sollte, bestätigte der König nicht; er machte vielmehr Filangieri selbst zum Vicekönig, indem er ihm zugleich als Belohnung seiner Waffenthaten

den Titel eines Herzogs von Taormina verlieh. Nunziante, der Besieger Calabriens, und Statella, welcher die neapolitanischen Truppen wieder vom Po zurückgeführt hatte, wurden unter ihm Generale. Sicilien kehrte in die alten Verhältnisse zurück. Doch wurde vorerst Don Giovanni Carrisi, ein Sicilianer, zum Ministersecretär für die Angelegenheit der Insel ernannt, welcher beim König zu residiren hatte, und gemäß des Entschlusses vom 27. September 1849 ward eine sicilianische Consulta ernannt, die auch am 28. Februar 1850 ihre Sitzung eröffnete. Ein fürchterlicher Druck belastete nun das verarmte Volk: die frühern Steuern wurden nicht allein wieder aufgelegt, sondern neue ihnen hinzugefügt, eine umfassende Stempelsteuer, selbst eine Fenstersteuer. Alle Gewerbe gerieten in Verfall; Banditen machten die Straßen unsicher; dem Ackerbau mangelten die Kräfte; denn was der Krieg nicht getödtet hatte, entzogen dem Lande Kerker und Flucht. Viele der Häupter waren glücklich auf französische oder englische Schiffe entkommen; Ruggieri Settimo nach Malta entflohen, andere in das Exil nach Paris, London oder Korfu gewandert; aber viele ereilte die Polizei, welche nun eifrig Land und Städte durchsuchte, Deputirte aufzutreiben, um sie zu einer Erklärung zu zwingen, worin sie jenen Beschluß zurücknahmen, der die Bourbons des sicilischen Throns für verlustig erklärt hatte. Eine gleiche Forschung fand nach Waffen statt. Das Elend des Jahrs 1837 war leicht gegen das Schreckenssystem, unter welchem Sicilien nach seiner letzten Revolution seufzen sollte. Indem alle Zusagen, selbst die der Amnestie, zurückgenommen wur-

den, fiel die Insel in den Zustand von 1837 zurück: factisch wurde sie eine neapolitanische Provinz.

In Neapel selbst ließ man die Constitution allmälich erlöschen; nachdem am 14. März 1849 die Kammern aufgelöst worden waren, wurden sie nicht mehr zusammenberufen. Es figurirte nur noch die Verfassung auf dem Titel der amtlichen Zeitung, dem „Giornale costituzionale delle due Sicilie", bis am 21. Mai 1850 auch das Wort „costituzionale" verschwand. Die Verfassung ward spurlos, trotz des geschworenen Eides vom 24. Februar 1848. Hie und da freilich, in den Abruzzen und in Calabrien fanden noch Nachwehen der Revolution statt, aber die Polizei genügte, sie zu unterdrücken.

Das absolute Königtum stellte sich geräuschlos wieder her. Man sah den König nicht mehr in Neapel, denn seit dem 15. Mai residirte er fast immer in Gaeta, wo Pius IX. noch bis zum 4. September 1849 seinen Sitz hatte. An diesem Tag verließ der Papst auf dem Dampfer Tancred Gaeta und bezog seine Wohnung im Schloß zu Portici. Die Denkwürdigkeiten seines Aufenthalts hier und in Neapel haben die Annalen der Kirchengeschichte aufgezeichnet; wir bemerken nur ein Institut, welches damals unter seinen Augen begründet wurde. Schon in Gaeta war man auf den Gedanken gekommen, ein umfassendes katholisches Organ zu stiften, welches als Bollwerk gegen die demokratische Presse und alle umstürzenden Tendenzen dienen sollte. So entstand in Neapel im Jahr 1850 die „Civiltà cattolica", unter der Leitung jenes Jesuiten Curci, der vor dem Ausbruch der Revolution die Zeitschrift „Scienza e fede" redigirt

hatte, und der Jesuiten Bresciani und Trapello. Dieses Organ, welches ein Jahr später von Neapel nach Rom verlegt wurde, besteht noch und kämpft mit allen Waffen gegen die Revolution. Bei großer Verbreitung und vielen Correspondenzen aus allen Teilen der Welt wird es mit Geschick geleitet. Es erscheint jeden ersten und dritten Sonnabend im Monat, und bringt in jedem Heft vielseitige Abhandlungen, allgemeine politische Betrachtungen, eine zeitgenössische Chronik der Welthändel, sogar Romane, wie der „Ebreo di Verona", der erste darin erschienene, von Bresciani, welcher die italienische Revolution von 1848 zum Gegenstand hat. Im Anfang des Jahrs 1855 wurde dies Journal dem König von Neapel misliebig, man sagt, um gewisser Artikel willen, die nur in einigen Exemplaren abgedruckt waren, und deren Inhalt nicht bekannt ist. Der Redacteur Curci mußte abtreten; der Orden Jesu schien sogar mit der Ausweisung aus Neapel bedroht; indeß die Differenzen wurden ausgeglichen.

Nachdem Pius IX. einige Prinzen und Prinzessinnen des neapolitanischen Hauses getauft oder gefirmelt und der Königin die goldene Rose geschenkt hatte, reiste er am 4. April 1850 von Portici ab über Caserta. Er besuchte noch einmal Gaeta, dessen Dom er zur Metropolitankirche erhob; in Begleitung des Königs und des Prinzen von Calabrien gelangte er nach Fondi; dort an der Grenze des Königreichs nahm er unter Tränen Abschied und dankte für die Gastfreundschaft, die ihm Neapel in seinem Unglück erwiesen hatte. Dann setzte er seine Reise fort und zog am 12. April durch eben

dasselbe Tor San Giovanni in Rom ein, aus welchem er am 24. November 1848 entflohen war.

Der König kehrte nach Caserta zurück, wo er lebte, während in seiner Hauptstadt Scenen stattfanden, die das Land mit Jammer erfüllten. Denn nun begannen die massenhaften Verfolgungen gegen Deputirte und Liberale, und eine Reihe von Monsterprocessen, welche sich bis in's Jahr 1853 fortsetzten. Neun ehemalige Minister waren gefangen oder auf der Flucht, 54 Deputirte gefangen oder im Exil; die Zahl der Eingekerkerten gab man auf viele Tausend an, und wenigstens waren ihrer nach authentischen Berichten im Jahr 1851 2024 in den Staatsgefängnissen.

Unter allen jenen Processen erregte der Monsterproceß gegen die sogenannte Secte Dell' unità italiana das allgemeine Aufsehen Europa's. Die Anklage hing mit einem Vorfall in Portici zusammen, wo am 16. September 1849 auf dem Schloßplatz, während der Papst den Segen erteilte, das Aufknallen einer Petarde eine vorübergehende Störung verursacht hatte. Man nahm diesen Mutwillen als Demonstration von Seiten eines Geheimbundes auf, der als Lega der italienischen Einheit sich sollte organisirt haben, den Mazzinismus zu verbreiten und das Leben des Fürsten zu bedrohen. Anonyme Angebereien der Polizeiagenten besagten das Nähere: es hieß, die Secte bestehe in fünf Graden, sie habe einen Großrat unter der Leitung des Grafen Maniani, einen Generalverein, Provinzialvereine, Districts- und Communalvereine, entsprechend der administrativen Gliederung des Landes. In Wahrheit bestand eine

Gesellschaft für die Zwecke der italienischen Union, welche ja die neapolitanische Regierung selbst einst durch Manifeste und thatsächliche Zustimmung angestrebt hatte; aber die Agenten der Polizei beschuldigten viele hervorragende Persönlichkeiten als Stifter oder Teilnehmer eines königsmörderischen Bundes, um sie zu verderben, unter ihnen auch Carlo Poerio, jenen Advocaten, welcher im Jahr 1848 zuerst Director der Polizei, dann Minister des Unterrichts gewesen war, ein Mann von durchaus gemäßigten Ansichten, der nicht einmal an der republikanischen Erhebung des 15. Mai teilgenommen hatte. Ebenso waren darunter begriffen Dragonetti und der Herzog Caraffa d'Andria, und viele andere angesehene Männer, im Ganzen 40 Angeklagte. Die Polizei war der Ankläger, ein Specialgerichtshof instruirte und fällte das Urteil, unter dem Vorsitze Navarro's. Am 1. Juni 1850 wurde der Proceß eröffnet, am 5. December das Urteil gefällt; nur vier Personen sprach man frei, drei dagegen, Fancittano, Settembrini und Agresti, verurteilte man zum Tode, die Uebrigen zu den Galeeren. Die zum Tode Verurteilten begnadigte man kurz vor der Execution zu den Galeeren. Es ist wahr, die Regierung von Neapel vollzog kein politisches Todesurteil, aber die Gefängnißstrafe war härter, als ein schneller Tod. Man führte die Unglücklichen, unter ihnen Poerio, der zu 24 Jahren Kerker verdammt war, nach dem Hafen, wo sie paarweise wie gemeine Verbrecher in Eisen geschmiedet, dann in ein Schiff gebracht und zuerst in die Kerker von Nisita abgeführt wurden. Ein Schrei der Entrüstung wurde in aller Welt laut; die Behandlung der

Verurteilten, so sagte man, sei barbarisch. Das Turiner „Risorgimento“ brachte ausführliche Berichte von scheußlichen, unterirdischen Kerkern auf Nisita, Ventotiene und Tremiti, wo die Unglücklichen in feuchten Verließen, Männer höchster Bildung, ehemalige Minister, Herzoge und Grafen, mit gemeinen Verbrechern an eine und dieselbe Stelle geschmiedet wären. Die bekannten Briefe Gladstone's an Lord Aberdeen, welche diese Berichte bestätigten, brachten einen wahren Sturm hervor. Die neapolitanische Regierung rechtfertigte sich allerdings durch öffentliche Erklärungen; man schrieb hin und her; aber wenn sich auch die Uebertreibung jener Angaben herausgestellt hat, so war und ist das Loos der politisch Gefangenen doch schrecklich genug. Paarweise an eine sechs Fuß lange Kette geschmiedet, ertragen sie neben der leiblichen Folter in ungesunden Kerkermauern noch die unverhältnißmäßig größere moralische Pein. Einst wird von diesem oder jenem Opfer der neapolitanischen Revolution des Jahrs 1848 die Welt wol Kerkermemoiren erleben, welche denen Silvio Pellico's vom Spielberge an schauerlichen Scenen schwerlich nachstehen können.

Die politischen Processe nahmen unter diesen Verhältnissen kein Ende. Solche, die man überall in den Provinzen, vor allem in Calabrien einleitete, entzogen sich den Blicken der Welt, nur die in der Hauptstadt selbst machten von sich reden, wie der Proceß der Maiangeklagten, und ein anderer, welcher die sogenannte Setta carbonaria militare betraf. Zu den Verurteilten auf den Galeeren gesellten sich Tausende, die man unter polizeiliche Aufsicht stellte, oder ihren Familien in den

Provinzen entriß, um sie hundert Meilen weit auf eine Insel zu verbannen. Verdacht, oder unvorsichtige Rede, selbst das Tragen eines calabrischen Hutes und Cavalierbarts gab dazu Veranlassung. Man raffte im Jahr 1852 sogar Fremde in den Straßen Neapels auf und zwang sie ihren Bart à la Napoléon scheren zu lassen.

In dem Jahr 1852 stieg ein neues Schreckbild vor der neapolitanischen Regierung auf: der Josefinismus und Muratismus. Nach dem vollendeten Staatsstreich in Paris, endlich nach der Kaiserwahl, welche Neapel vor allen andern Mächten sich beeilte anzuerkennen, schöpfte man aus jeder Regung in diesem Sinn Argwohn und Furcht. Es ist wahr, die Lage der Regierung Neapels ist schrecklich; sie befindet sich in beständiger Aufregung vor Mazzini'schen Landungen, vor Muratistischen Prätensionen, vor dem innern Aufstand in Calabrien und Sicilien, wo man bald hier bald dort, bald in Cosenza, bald in Messina, bald in Palermo und in Girgenti geheime Bündnisse und Aufstände wittert. An eine Versöhnung ist nicht zu denken. Zwar beschwichtigte die Regierung Messina im Februar 1852 durch das Privilegium eines Freihafens. Der König selbst bereiste Sicilien und gab das Versprechen, neue Straßen zu bauen; er erließ eine teilweise Amnestie in seinem Königreich, wo mehr als 200 politisch Verurteilte begnadigt wurden; man hörte sogar das Gerücht, er wolle eine Constitution erteilen. Aber der Haß der Sicilianer ist unversöhnlich, und die radicalen Parteien im Königreich sind unbezwungen. Der Zustand Neapels ist heute derselbe, oder ein noch schlimmerer, wie nach dem Jahr 1837.

Indem keinem Bedürfnisse Genüge geschehen, sondern die politische Leidenschaft durch den übermäßigen Gewaltdruck der Reaction aufgeregt worden ist, geht Neapel einer neuen und größern Revolution entgegen, welche nicht ausbleiben wird.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1873.

Von Ravenna bis Mentana.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite vermehrte Auflage.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Der Autor reservirt das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen.

An

Herrn Tommaso Gar

in Venedig.

Ich sende Ihnen, lieber Freund Gar, diesen Band mit dem Wunsche, daß Sie sich dabei an unser Zusammensein in Florenz, Neapel und Venedig erinnern mögen. Auch wünsche ich Ihnen zu sagen, daß ich der Liebenswürdigkeit eingedenk bin, mit der Sie mir stets entgegen gekommen sind, zumal in dem venetianischen Archiv, diesem unvergleichlichen Monument weltumfassender politischer Thätigkeit und diplomatischer Weisheit des wunderbarsten aller Staaten Italiens — und diese große Schatzkammer konnte keinem umsichtigeren Verwalter anvertraut werden, als Ihnen selbst.

Das vierte Bändchen hier schließt meine „Wanderjahre in Italien“ ab. Ich übersehe nun deren Reihe und Inhalt, und erkenne mit Freude, daß sie für mich einen reichen Schatz von Erinnerungen bilden, aufgesammelt in der glücklichsten weil thätigsten Epoche meines Lebens.

Wie fand ich Ihr Vaterland, als ich es am 19. April 1852, in Venedig, zuerst betrat! Und wie zeigt sich dasselbe heute in einer fast unbegreiflich schnellen Metamorphose umgestaltet! Was vor kaum 12 Jahren Patrioten als ein erst in weiter Ferne zu verwirklichendes Ideal erhofften — woran wol Sie selbst, der Zeitgenosse und Gefährte Manin's, in den Tagen bitterer Täuschung verzweifelten: das steht jetzt als volle geschichtliche Wirklichkeit da.

Unberechenbare Ereignisse, doch Resultate langer Bestrebungen haben Italien plötzlich frei und einig

gemacht. Dieselbe Zeit befreite auch mein eigenes Vaterland aus Ohnmacht und Zerrissenheit, und ließ es in neuer Herrlichkeit als Deutsches Reich erstehen, nach langer und mächtiger Geistesarbeit im Innern, und endlich unter Heldenkämpfen ohne Gleichen in der Vergangenheit, ja unter Katastrophen von so biblischer Größe, daß sie wol noch in der spätesten Nachwelt eine der erhabensten Legenden der Geschichte und ihrer rächenden Nemesis sein werden.

Dieselbe Stunde brach jene Fesseln, in welche die einst notwendige Verkettung durch das Dogma des Reichs und der Kirche beide Völker verflochten hielt. Sie duldeten den Bedingungen der Geschichte gemäß lange fast dasselbe harte Loos, und sie fanden jetzt auch dasselbe Glück. Eine Stunde hat den Haß und die Schuld von Jahrhunderten getilgt, und diese beiden feindlichen Geschwister der Cultur erst von einander national

abgelöst, um sie dann in Thaten des Friedens, so hoffen wir, für immer mit einander zu verbünden.

Die nationale Einheit Italiens und Deutschlands ist ein unermeßliches Ereigniß, welches für beide Völker und wol für die Verfassung der Welt überhaupt eine neue Epoche herbeiführen muß, in deren unabsehbaren Horizont unser freudiger Blick nicht einzudringen vermag. Der Anblick dieses neuen und glänzend aufsteigenden Völkertages ist ein beseligendes Glück. Es ist der herrlichste Lohn für jeden Mann, der die Menschheit und sein Vaterland liebt, und ihnen auf welchem Felde des Wirkens immer seine Mühen gewidmet hat.

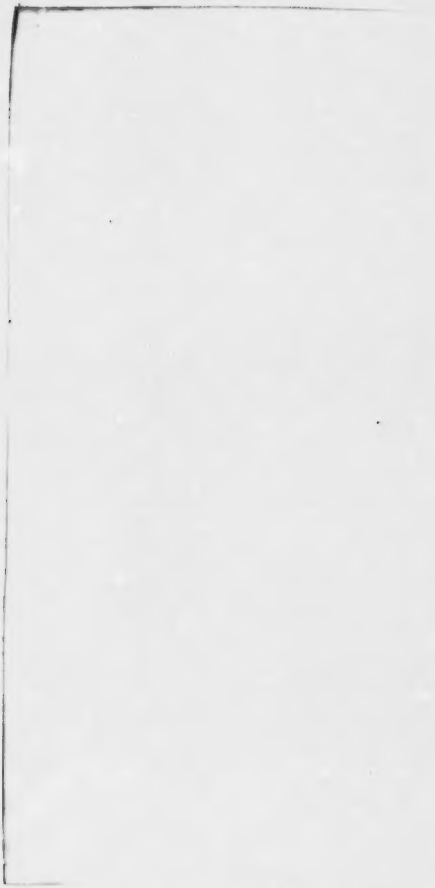
Noch stehen manche Kämpfe bevor; zumal Ihrem Vaterlande, wo vielleicht die politischen Thatsachen den innern moralischen Proceß überholt haben, und wo die schwierigste Frage des Jahrhunderts noch die Form eines quälenden Problems behalten hat. Die Lösung

desselben wird das kommende Geschlecht finden, wenn es sich für eine hohe Aufgabe erzieht, welche Italien, nach allem Schönen was es der Menschheit bot, der Welt vielleicht noch schuldig blieb; und wenn es den ganzen Ernst sittlicher Gewissenspflicht und Arbeit zur Selbstbefreiung sich errungen hat.

Ich grüße Sie, Freund Gar, voll Freude und mit warmen Glückwünschen für dies mir teure Land Italien.

Rom, 27. März 1871.

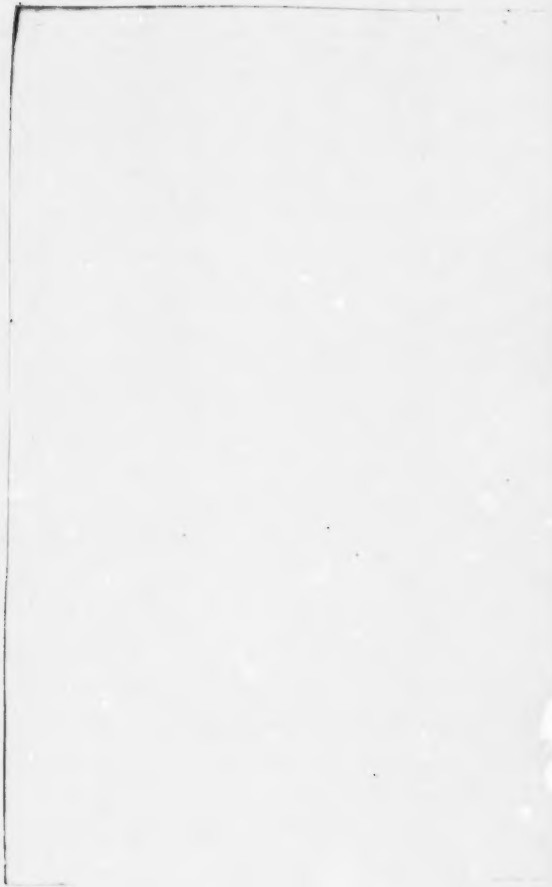
F. G.



Inhalt.

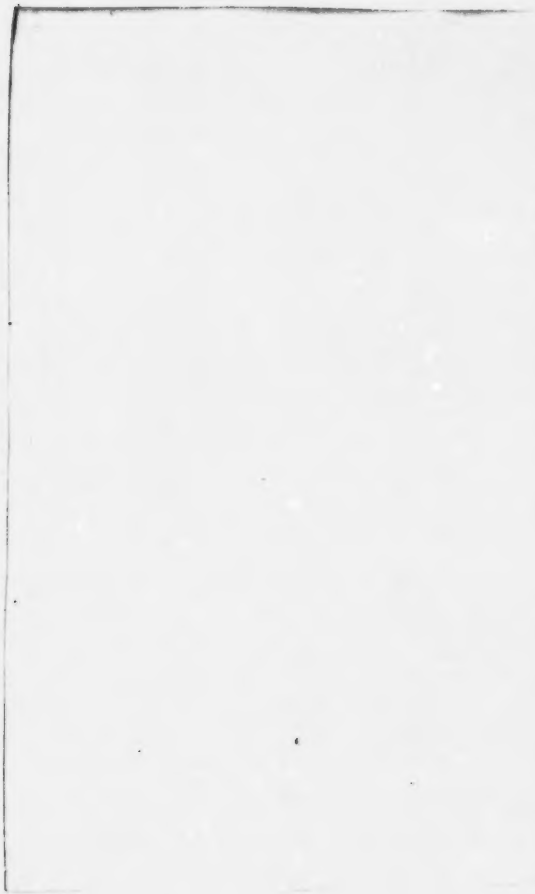
Seite

Ravenna 1
Streifzug durch die Sabina und Umbrien 53
Das Reich, Rom und Deutschland 115
Das Schloß der Orsini in Bracciano 173
Der Krieg der Freischaaren um Rom 195
Eine Pfingstwoche in den Abruzzen 343



Ravenna.

1863.



Seit dem August des Jahres 1863 geht die adriatische Zweigbahn von Castel Bolognese nach Ravenna. Man gelangt in diese berühmte Stadt jetzt von Bologna aus über Imola, Lugo und Bagnacavallo in wenig mehr als drei Stunden; und so ist eine der merkwürdigsten Städte des Altertums und Mittelalters, die bisher vom Menschenverkehr abgelegen und in einer nur mühsam erreichten Einsamkeit halb verschollen war, mit dem allgemeinen Leben neu verbunden worden.

Die Städte Italiens stellen fast durchweg die zwei großen Epochen der Geschichte dieses Landes in ihren Denkmälern dar: das römische Altertum und das christliche Mittelalter. Nur Ravenna ist das Monument des Ueberganges aus der einen Epoche in die andere, und deshalb von unvergleichlichem Wert. Das römische Kaisertum in der Zeit seines Falles unter die Germanen, die erste Gründung des germanischen Königtums von Italien auf den Trümmern jenes Römerreichs, die 60jährige Herrschaft der Ostgothen, und die ihr folgende zwei Jahrhunderte umfassende Despotie der Byzantiner, alle diese Epochen haben in jener einen Stadt ihr Theater gehabt, und noch zahlreiche Denkmäler ihrer Geschichte in ihr zurückgelassen.

Wer nach Ravenna kommt und diese Monumente so alter Zeit sieht, Grabmäler des fünften und sechsten Jahrhunderts, Kirchen stralend von Musiven ebenderselben Zeit, wird von ihnen fast so ergriffen wie von den Resten Pompeji's. Und in der That Ravenna ist das Pompeji der gothischen und byzantinischen Zeit.

Die oft fast unversehrte Erhaltung dieser Denkmäler ist einem Wunder gleich zu achten, wenn man sich vorstellt welche wilde und verwüstende Jahrhunderte darüber hingegangen sind. Sie erklärt sich für das frühere Mittelalter aus dem glücklichen Umstand, daß es den Langobarden nicht gelang Ravenna den byzantinischen Exarchen zu entreißen. Erst im Jahr 727 oder 728 vermochte der König Liutprand dort einzuziehen, in einer Zeit also wo diese furchtbaren Krieger bereits von der Cultur gezähmt waren. Weder er noch sein zweiter Nachfolger auf dem langobardischen Tron, Aistulf, vergriffen sich an den Monumenten dieser berühmten Stadt. Nur Classe, eine Vorstadt, mochte durch Liutprand zerstört worden sein.

Lange Zeit war Ravenna Sitz der byzantinischen Verwaltung Italiens, von wo aus das tief herabgekommene Rom wie eine Provincialstadt regiert wurde. Sie genoß daher ab und zu der Fürsorge selbst byzantinischer Kaiser, welche dies Kleinod ihrer italienischen Länder anfangs mit Eifersucht hüteten. Als später mit dem Falle des Langobardenreichs und des Exarchats der Papst in Rom ihren Besitz auf Grund der Pipinischen Schenkungen beanspruchte, erhoben sich gegen diese Ansprüche die Patriarchen oder Erzbischöfe der Stadt. Sie machten sich zu Herren der Romagna, setzten sich an die Stelle der Exarchen, und

behaupteten, in hartnäckigem Widerſtande gegen den Primat der römiſchen Kirche und unter den Privilegien der Kaiſer, lange Zeit die Herrſchaft über Ravenna. Sie wetteiferten mit den Päpſten und mit Rom, indem ſie die ehemalige Kaiſer-Reſidenz vor dem Verfalle ſchützten und mit immer neuem Schmuck verſahen. Dieſe noch lange Zeit mächtige und volkreiche Stadt war daher zweimal die Nebenbuhlerin Roms, nämlich in der letzten römiſchen Kaiſerzeit und in der erſten Epoche des ſich bildenden Papſttums im Sinne der kirchlichen Suprematie.

Die Erinnerungen an ſo große und tragiſche Zeiten des römiſchen Verfalls und der Völkerwanderung, an die Epoche des Stilicho, Attila, Alarich und Genſerich, oder an die Gothenherrſchaft, deren unſterbliche Charaktergeſtalt Theodorich noch das heutige Ravenna zu beherrſchen ſcheint, die Vorſtellung ferner von dem Untergange dieſer Gothen und ihren gigantiſchen Todeskämpfen, aus denen Totila und Beliſar, Tejas und Narſes heldenhaft emporſteigen, ſodann das faſt mythiſch gewordene Dunkel der byzantiniſchen Epoche unter den Exarchen, welches nur ſparſam durch einige Chroniſten erhellt wird: alles dies verleiht Ravenna einen Reiz, der mächtig aufregt wenn man ſich der Stadt nähert und ihre braunen Türme aus der ſtillen und ſumpfigen Ebene hervorragen ſieht.

Wie wird eine ſolche Stadt ausſehen welche das Denkmal ſolcher Zeiten und Thaten iſt? Sie wird finſterer und melancholiſcher ſich darſtellen als das hochgetürmte Bologna, welches wir nur eben verlaſſen haben. Wenn wir nun eintreten, erfahren wir auch hier daß die Wirklichkeit ſich zur eingebildeten Vorſtellung immer ironiſch

verhält, und daß diese eine gewisse Zeit braucht um sich zu reinigen und der reellen Gestalt der Dinge ganz mächtig zu werden. Die Enttäuschung ist groß. Hundert andere Städte des historischen Italiens, selbst kleine Castelle in den Gebirgen sehen auf den ersten Blick geschichtlicher, mittelalterlicher und überhaupt monumentaler aus als dies gothische und byzantinische Ravenna. Erst wenn man dessen Denkmäler aufsucht und hin und her darin wandert, fühlt man das Wehen des Hauchs alter Vergangenheit in solcher Macht, wie etwa nur in Rom allein, wo der geschichtliche Geist freilich ein universaler ist, während er in Ravenna nur einer Periode angehört, aber diese ist hier einzig ausgedrückt und vertreten.

Hier sind überall todtenstille Straßen, meist von kleinen Häusern aus moderner Zeit, doch geräumig und in der Regel geradlinig gebaut, weil die Stadt auf einer Fläche liegt. Eine träumerische Versunkenheit in sich selbst, eine melancholische Verkommenheit. Auf den Plätzen hie und da wunderliche Säulen des Mittelalters, Schutzpatrone tragend; hie und da das sitzende Standbild eines um die Stadt verdienten Papstes, nachdenklich und in sich versunken, von der Zeit geschwärzt. Jede Spur der großen Epoche des guelfischen Mittelalters in Palästen oder bedeutenden Kirchen, wie sie andere Städte in so großer Fülle darbieten, ist verschwunden. Nur dann und wann ein stumpfer und gesenkter Turm, oder Paläste verödeten Ansehens, doch erst aus dem 15. und späteren Jahrhunderten. In dieser Stille zahlreiche Kirchen, in halbverfallenem Zustande von außen, mit uralten ihnen getrennt zur Seite stehenden Glockentürmen eines einfachen und rohen Ziegelbaues. Einige

modern restaurirt, andere in unversehrtem, eigentümlichem Stile der Gothenzeit. Alle eher von kleinen als von großen Verhältnissen; keine durch Gestalt imponirend, wie ein Dom von Pisa, Siena oder Orvieto; aber innen mit byzantinischen Mosaiken bekleidet und mit figurenreichen Compositionen geschmückt, welche einer Zeit angehören die sonst in aller Welt nur wenige Denkmäler aufzuweisen hat. Diese uralten Kirchen scheinen wie verzaubert in unserer Gegenwart dazustehen. Sie sind es welche die Geschichte jener Vergangenheit festhalten, und die heutige Stadt Ravenna ist kaum mehr als ihr musivisch ausgelegtes Grab.

Die Ueberreste des alten Ravenna der Römer sind auffallenderweise ganz verschwunden. Classe und Cesarea, einst bedeutende Vorstädte, welche mit großen Bauwerken erfüllt waren, liegen im Sumpf versenkt, und kaum eine Spur gibt von ihrem Dasein Kunde. Ravenna war einst das Avignon der römischen Kaiser. Als Honorius im Jahr 404 aus Furcht vor den andringenden Gothen seine Residenz von Rom in diese Stadt verlegte, welcher damals Sümpfe, Flüsse und das Meer eine große Festigkeit gaben, verstärkte er ihre Mauern und baute sich vielleicht selbst eine kaiserliche Residenz. Wo diese oder wo der Palast der Galla Placidia und jener Valentinians III. standen, weiß man nicht mehr, obwol man ihren Ort bezeichnen will. Antonio Zirardini, ein Rechtsgelehrter Ravenna's und ein Archäolog ersten Ranges, schrieb im Jahr 1762 sein treffliches Buch über die antiken Bauwerke seiner Vaterstadt (degli antichi edifizi profani di Ravenna), welches noch heute das beste Werk über diesen Gegenstand ist, aber seine angestrengten

Forſchungen vermögen nur wenig Licht über das alte Ravenna zu verbreiten.

Honorius erlebte im dortigen Kaiſerpalaſt den erſten Fall und die Plünderung Roms durch die Weſtgothen Alarichs, und ſtarb dort auch im Auguſt 423. Er wurde indeß neben dem S. Peter in Rom begraben. Für uns beginnen die hiſtoriſchen Monumente Ravenna's mit dem Mauſoleum ſeiner Schweſter Galla Placidia, einer der merkwürdigſten Frauengeſtalten aus der Epoche des Falls des römiſchen Kaiſerreichs, deren Schickſale mit dieſem ſelbſt tief und tragiſch verflochten ſind. Die Tochter Theodoſius des Großen lebte im Cäſarenpalaſt von Rom als ein Mädchen von 21 Jahren, während Alarich die Hauptſtadt der Welt belagerte, eroberte und plünderte. Er führte ſie gefangen mit ſich nach Calabrien, und bald darauf mußte die Tochter und Schweſter von römiſchen Kaiſern ſich in Narbonne mit Alarichs Nachfolger Ataulf vermälen. Sie folgte ihrem germaniſchen Gemal nach Spanien, erlebte dort deſſen und ihres Sohnes Theodoſius Tod, und wurde darauf unter Mißhandlungen empörender Art ihrem Bruder Honorius nach Ravenna zurückgeſchickt. Er zwang ſie hier dem General Conſtantius ihre Hand zu geben, welchem ſie zwei Kinder, Valentinian und Honoria, gebar. Als auch Conſtantius geſtorben war, wurde Placidia von ihrem Bruder nach Byzanz verbannt, von wo ſie nach des Honorius Tode mit einer griechiſchen Flotte wiederkehrte, um ihren jungen Sohn Valentinian III. auf den Thron des Abendlandes zu ſetzen, und als ſeine Vormünderin lange und unglücklich das Reich zu regieren. Sie ſtarb in Rom im 61. Jahre ihres vielbewegten Lebens am 27. November 450.

Mit ihrem Sohn Valentinian III., welcher fünf Jahre später in Rom ermordet wurde, erlosch der kaiserliche Stamm des großen Theodosius überhaupt.

So ist die Geschichte des Falls der Familie von Theodosius zugleich die vom Falle des römischen Reichs, und das Grabmal der Placidia, eins der merkwürdigsten Monumente der Welt, gleichsam das Mausoleum des römischen Reichs der alten Imperatoren. Man betritt diese kleine und düstere, mit Mosaiken bekleidete Gruft mit einem Gefühl historischer Pietät, welches in solcher Stärke weder das Mausoleum des Augustus, noch das Grabmal Hadrians in Rom erwecken kann.

Die unglückliche Fürstin wollte in Ravenna begraben sein, welches sie liebte und mit vielen Kirchen geschmückt hatte, nicht in Rom, wo ihr ganzes Lebensschicksal in der Blüte ihrer Jugend durch die schreckliche Katastrophe des Falls der Stadt eine so düstere Richtung hatte nehmen müssen. Sie hatte sich ein Grabmal bauen lassen, und dieses als eine Capelle den Heiligen Nazarius und Celsus geweiht. Es liegt nicht fern von der berühmten Kirche S. Vitale und in unmittelbarer Nähe von S. Maria Maggiore, in einem Straßenviertel so ärmlichen Aussehens daß man schwerlich einen so kostbaren Schatz darin erwarten möchte. Zur Zeit als Placidia dies Mausoleum baute, lag in jener Gegend wahrscheinlich ihr eigener Palast.

Wenn man diese Gruft der letzten Kaiserdynastie Roms mit den pomphaften Mausoleen früherer römischer Imperatoren oder selbst nur alter Senatorenfamilien vergleicht, so erkennt man an ihren bescheidenen Dimensionen wie an ihrem Charakter den Unterschied der Zeiten. Sie ist ganz

vom christlichen Geist durchdrungen, und in der That eine Capelle in lateinischer Kreuzesform, nur 55 römische Palm lang und 44 Palm breit. Eine Kuppel wölbt sich über ihr, mit Mosaiken bedeckt, wie die Nischen und die Bogen, und ein mattes Zwielicht fällt durch kleine Fensteröffnungen ein. Fünf Sarkophage stehen im Mausoleum, zwei kleinere sind in die Seitenmauern des Eingangs eingefügt, drei große aus griechischem Marmor, von plumper und bildloser Gestalt, füllen die drei Nischen aus, die durch die Kreuzesform gebildet sind. In der Hauptnische gegenüber dem Eingang steht die größte Urne, sie ist 7 Fuß hoch, sehr einfach und auffallender Weise ohne Schmuck von heiligen Darstellungen in Relief. Es ist kein Zweifel, daß in ihr die Schwester des Honorius bestattet war. Die ravennatische Tradition erzählt daß sie in diesem Sarkophag, auf einem Thron von Cypressenholz in kaiserlichen Gewändern sitzend, sich Jahrhunderte lang erhielt, und spätere Geschichtsschreiber Ravenna's berichten, daß erst im Jahr 1577 diese seltsame Gruftgestalt zu Asche ward. Neugierige Kinder hatten eine brennende Kerze in die Oeffnung des Sarkophags geschoben, worauf die Grabgewänder in Flammen aufgingen und das Traumgebild der Placidia zerfiel.

Wer in den übrigen Sarkophagen bestattet liegt weiß man nicht anzugeben, wahrscheinlich umschließen die beiden größeren die Reste des Generals Constantius und seiner und der Placidia Tochter, der unglücklichen Prinzessin Honoria, die sich dem furchtbaren Attila verlobt hatte. Nach einem Leben voll abenteuerlicher Leidenschaft hatte sie in einem Kloster Ravenna's verschmachten müssen. Die Meinung, daß Honorius in einem jener Sarkophage bestattet

liege, ist sicher irrig, denn dieser Kaiser, welcher in Rom starb, wurde in dem kaiserlichen Mausoleum am S. Peter begraben, wie die Historia Miscella es ausdrücklich erwähnt, und dort hat man noch in später Zeit, als dieses selbst verschwunden war, den Sarkophag seiner Gemalin Maria der Tochter Stilicho's, aufgefunden. Und auch dieser berühmte Feldherr gehört wenigstens im Tode Ravenna an, denn hier wurde er ermordet.

Die Musive des Mausoleum sind sehr merkwürdig wegen ihres hohen Alters. Da sie vor das Jahr 450 fallen, gehören sie zu den ältesten der christlichen Kunst überhaupt. Sie stellen, außer gut componirten Arabesken, Einzelfiguren von Propheten und Evangelisten, und die zweimal wiederholte Figur des Heilands dar. An ihr ist sowol hier als in den ältesten Kirchen Ravenna's die schöne, ganz jugendliche und bartlose Gesichtsbildung auffallend. Die jugendliche Vorstellungsweise des Heilands ist aber das früheste und ursprüngliche Christusideal, denn erst später fixirte sich jener greisenhaft finstere und erschreckende Typus des Christusantlitzes, welches man als byzantinisch zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Daß dies irrig sei, kann Ravenna beweisen. Wenn irgendwo in Italien, so mußten hier vor allen andern Städten byzantinische Mosaicisten arbeiten, und namentlich haben sie in der Epoche Justinians ohne Zweifel in Ravenna gearbeitet. Und doch werden wir selbst noch in S. Vitale, dessen Mosaiken etwa 100 Jahre später als jene im Mausoleum der Galla Placidia gefertigt wurden, denselben jugendlichen Typus des Heilands wiedersehen, welcher so wenig byzantinisches Wesen hat daß er vielmehr dem ursprünglichen Ideal der Katakombenmalerei

ähnlich sieht. Der zweite fast dämonische Typus Christi findet sich aber wunderbarerweise schon auf dem Triumfbogen von S. Paul zu Rom, welchen dieselbe Placidia zur Zeit des Papstes Leo I. (440—462) mit Musiven schmückte, wie noch heute dort die Inschrift es besagt (Placidiae pia mens operis decus...). Der Heiland, welcher dort in einem Brustbild übermenschlicher Größe dargestellt ist, trägt schon einen Ausdruck von wahrhaft furchterregender, greisenhafter Düsterheit. In Rom arbeiteten damals keineswegs byzantinische Künstler, sondern Mosaicisten aus der alten Kunstschule, welche bei den Thermen thätig gewesen waren, und dieses abschreckende Christusideal muß daher nicht byzantinischer, sondern römischer Auffassung angehören.

Placidia, die Freundin oder Gönnerin jenes großen Papstes Leo, welcher bald nach ihrem Tod Attila von Rom zurückschreckte, und der Liebling der orthodoxen Geistlichkeit jener Zeit, stiftete in Ravenna noch eine große Menge von Kirchen. In diesen Gründungen der Pietät spricht sich der tief religiöse Sinn der merkwürdigen Frau aus, und auch die Schwermut ihrer Seele. Ihr Lebensende schien sie in frommer Selbstbetrachtung über ihre Schicksale dankbar dem Himmel geweiht zu haben. Und wahrlich, wenn uns die Gestalt ihres Bruders Honorius, von dem man sagte, er habe bei der Kunde vom Falle Roms nur den Tod seines Lieblingshuhns Roma beweint, Verachtung einflößt, so zwingt uns das unglückliche und wechselvolle Leben Placidia's eine tiefe Teilnahme ab.

Es ist passend von ihrem Grabmal an das noch berühmtere Theodorichs zu treten, weil es doch neben

jenem die zweite Epoche Ravenna's, und einen merkwürdigen Abſchnitt der Geſchichte Italiens ſelber darſtellt.

Der germaniſche Held Odoaker hatte im Jahr 476 dem weſtrömiſchen Kaiſerreich ein Ende gemacht, und ſich zum erſten Könige Italiens aufgeworfen. Er herrſchte mit Klugheit und Macht in Ravenna, wo er im Palaſt des Kaiſers ſeine Reſidenz genommen hatte, dann aber führte Theodorich ſein Oſtgothenvolk zur Eroberung nach Italien. Odoaker wurde in Ravenna eingeſchloſſen; er verteidigte ſich glänzend drei Jahre lang bis 493, wo er ſich ergab, und von ſeinem ſiegreichen Feinde wider die Artikel der Capitulation bald darauf in jenem Palaſt niedergehauen wurde. Dieſer Treubruch und die ſpätere Hinrichtung zweier berühmter Senatoren Roms ſind dunkle Flecken, die vom Andenken des großen Gothenkönigs nicht getilgt werden können. Odoaker, ein gewaltiger Krieger und unſterblich durch die That, das Römerreich geſtürzt zu haben, hat kein Denkmal in Ravenna.

Auch Theodorich regierte Italien, welches unter dem Gothenregiment zum letztenmal als ein Reich vereinigt war, von Ravenna aus. Er baute ſich hier einen prachtvollen Palaſt. Dies würde lehren daß die Reſidenz der letzten abendländiſchen Kaiſer in den Stürmen der Zeit bereits untergegangen war, wenn es ſich beweiſen ließe daß Theodorich wirklich jenen bewohnt hat. Aber alte Schriftſteller, die von deſſen Bau berichten, bemerken zugleich daß er ihn zwar vollendete, doch nicht einweihte, d. h. alſo nach dem Sprachgebrauch jener Zeit daß er nicht in ihn einzog. Wenn dies angenommen werden darf, ſo charakteriſirt es

sehr gut das Schicksal der Gothen überhaupt, die in Italien nicht Wurzel fassen sollten. Der Gothenkönig fuhr also fort in dem alten Kaiserpalast zu wohnen, und baute für sich noch einen zweiten. Von ihm haben sich einige Trümmer erhalten. Man findet sie in der Hauptstraße, welche Ravenna von der Porta Serrata bis zur Porta Nuova durchschneidet. Dort steht eine hohe aus gebranntem Ziegelstein erbaute Mauer, der dürftige Rest von nur irgendeinem Teile des ganzen Palastes. Das obere Wandgeschoß wird von einer großen Nische und acht kleineren römischen, auf Säulen ruhenden Bogen gegliedert; auch die Türen haben römische Bogenform. In seiner heutigen traurigen Gestalt zeigt dieser Rest schon kleinliche Verhältnisse, welche das beginnende Mittelalter ahnen lassen, wo die große römische Anschauung in der Architektur unterging, und überhaupt ist die Verkleinerung der Maßstäbe in allen Bauten Ravenna's sichtbar. Man darf freilich aus dem was von der Gothenresidenz übrig blieb nicht schließen, daß nicht der ganze Bau groß und prächtig gewesen sei.

Die alten Geschichtschreiber berichten, daß Theodorich Säulen und Marmor von Constantinopel und von Rom nach Ravenna kommen ließ, und namentlich bediente er sich des kostbaren Materials von dem zertrümmerten Palast der Pincier in Rom. Dies ist sehr auffallend, weil doch Ravenna selbst eine Fundgrube des schönsten Gesteins sein mußte. Die Residenz Theodorichs scheint mit Portiken umgeben gewesen zu sein, und sie war innen mit Mosaiken überreich verziert. Im Jahre 800 raubte ihrer viele Karl der Große. So ist auch der Untergang musivischer Bilder zu beklagen, welche dort Theodorich selbst darstellten,

wie er auch in seinen andern Palästen zu Verona und Pavia, und selbst in Neapel in Mosaik sich hatte abbilden lassen.

Vor der Façade seines Palasts stand seine Reiterstatue von vergoldeter Bronze, ein Werk, dessen Schönheit, freilich in schon barbarischer Zeit und von Karl dem Großen, der sich auf Kunstkritik sehr wenig verstand, überschwänglich gelobt wurde. Wenn nun Theodorich durch seinen Tod verhindert wurde in den vollendeten Bau einzuziehen, so bewohnten doch die neue Residenz die folgenden Gothenkönige, nach ihnen aber die Exarchen, während der alte Palast der Kaiser gleich jenem von Rom in Trümmer fiel. Aber auch das schöne Haus Theodorichs zerfiel in zwei Jahrhunderten. Karl der Große plünderte es zuerst mit Bewilligung des Papstes Hadrian I., um daraus Marmor und Mosaiken nach Aachen zu schaffen, wo er die berühmte Capelle und seinen eigenen Palast baute. Selbst die Reiterfigur Theodorichs ließ er nach seiner Heimat entführen. Man sehe demnach wie im Mittelalter die Trümmer wanderten: vom Palast der Pincier in Rom nach Ravenna, vom Palast Theodorichs aus Ravenna nach Aachen, von dort vielleicht nach Skandinavien, als die Normannen die Residenz Karls des Großen zerstörten. Uebrigens hat Zirardini aus alten Documenten nachgewiesen, daß der Palast des Gothenkönigs noch im 11. und einmal sogar im 12. Jahrhundert genannt wird. Bis auf diese Zeit muß er sich also in noch bedeutenden Trümmern erhalten haben. Er gab einem ganzen Quartier der Stadt den Namen „Palast des Theodorich". Und noch heute dauert die Benennung eines Stadtviertels vom Gothenkönig fort,

so daß es immer überrascht wenn man an den Straßenecken seinen Namen liest.

Es kann nicht mehr bezweifelt werden daß jene Mauerreste dem gothischen Königshof angehört haben. Die Tradition seines Locals konnte sich in Ravenna unmöglich verlieren. Außerdem zeigt ein glücklich erhaltenes Abbild der Fronte von Theodorichs Palast in den Mosaiken von S. Apollinare Nuovo eine ähnliche Architektur. Im Jahr 1564 ließ ein päpstlicher Legat eine porphyrne Urne in jene Palastmauer einfügen. Weil man sie neben dem Grabmal Theodorichs gefunden hatte, schloß er daraus daß sie die Asche des großen Gothenkönigs bewahrt habe, und dies wurde dreist in der Inschrift ausgesprochen die man noch heute dort liest.

Der Gothenkönig starb am 30. August 526, in vollem Zerwürfniß mit der römischen Kirche, mit dem italienischen Volk und mit Byzanz. Er wurde in dem Mausoleum bestattet welches er für sich und sein Haus neben der Stadt hatte errichten lassen. Dies berühmte Grabmal, für die Geschichte der Denkstein der Gothenherrschaft in Italien, für die Kunst das Monument der Uebergangsform einer Epoche in die andere, hat sich, wenige und unwesentliche Veränderungen abgerechnet, in wunderbarer Reinheit erhalten, gleich dem Mausoleum der Placidia. Die berühmten Mausoleen Roms gingen entweder fast gänzlich unter, wie das des Augustus und anderer Kaiser, oder das Mittelalter verwandelte sie durch die Benützung zu Castellen bis zur Unkenntlichkeit, wie das Grabmal des Hadrian und selbst der Cäcilia Metella. Aber das Monument Theodorichs hat die Zeit im wesentlichen verschont. Sein äußerer

Schmuck, vielleicht Arcaden, welche die Terraſſe des Obergeſchoſſes umgaben, zerfiel, doch keine Gewalt der Jahrhunderte vermochte das feſte Gefüge der Quaderſteine zu zerbrechen, oder den rieſigen Kuppelmonolith niederzuwerfen, der das Grab des nordiſchen Heldenkönigs umſchloß.

Es begrüßt zu allererſt den deutſchen Wanderer, wenn er auf der Eiſenbahn nach Ravenna gelangt; der Zug brauſt ihm auf nur 100 Schritte vorbei. Mitten in Gärten und Weinbergen erhebt es ſich als eine Rotunde von hellgrauem Stein. Auf ſeinen Proſpect führt ein mit Bäumen bepflanzter Weg, deſſen dichter Graswuchs darthut, daß nur ſelten Beſucher ihn betreten. Die verwilderte Einſamkeit und das ſchöne Grün rings umher geziemen gut dem germaniſchen Helden, der wie ſein Volk die friſche Natur liebte.

Wenn die fromme Placidia, welche lange in Byzanz gelebt hatte, ſich in einer von Moſaiken und Heiligenbildern glänzenden, faſt unterirdiſch zu nennenden Capelle beſtatten ließ, ſo wollte der arianiſche Gothenkönig zugleich wie ein nordiſcher Held und wie ein römiſcher Cäſar begraben ſein. Die heldenhafte Ruhe und Kraft des Monuments, welches ein Steinblock bedeckt, den nur Giganten erhoben zu haben ſcheinen, mag dem alten Dietrich von Bern, dem Recken des Nibelungenliedes, geziemen, aber der im Ganzen römiſche Charakter des Baues zeigt den germaniſchen König doch in römiſcher Culturverwandlung, und geziemt dem Freunde des claſſiſch gebildeten Caſſiodor und dem Erben wie Nacheiferer der Imperatoren Roms.

Als Theodorich im Jahre 500 zum erſtenmale Rom

sah, mochte ihm die Grabrotunde Hadrians den Gedanken eingeben sich ein ähnliches Mausoleum in Ravenna zu erbauen. Die verringerten Verhältnisse römischer Herrschaft und auch der Mittel der Kunst, wahrscheinlich auch sein eigener Sinn hielten ihn jedoch ab ein pharaonenhaftes Monument aufzutürmen, wie es die alten Römer thaten. Als ich Theodorichs Grabmal erblickte, war mein erstes Gefühl das der Täuschung, denn ich fand seine Verhältnisse bei weitem kleiner als ich sie mir vorgestellt hatte; vielleicht deshalb, weil ich an die römischen Dimensionen zu sehr gewöhnt bin. In der That es imponirt durch seine Größe nicht, und selbst weniger als die Pyramide des Cestius und das Grabmal der Cäcilia Metella. Aber es wächst dennoch vor den Augen empor, wenn man seinen schönen harmonischen Bau betrachtet und die gewaltige aus einem einzigen lebenden Marmorstück gehauene Flachkuppel sieht, durch welche der Gothenheld mit den Riesenbauten selbst der Römer mochte zu wetteifern meinen. Dieser Monolith und der einfache Ernst des architektonischen Stils bringen noch immer einen mächtigen Eindruck hervor, und indem die Tradition römischer Baukunst schon von einem ihr fremden nordischen Wesen durchdrungen zu sein scheint, stellt sich dies merkwürdige Mausoleum als das letzte Monument römischer Formen dar, welches schon leise an den Barbarismus der kommenden Jahrhunderte gränzt. Man versteht es recht und belebt es mit dem eigenen Geist der Regierung jenes Gothen, wenn man die Reskripte seines Ministers Cassiodor kennt, und weiß wie Theodorich sich bemühte die Formen des alten Römerreichs aufrecht zu erhalten.

Im unteren Geschoß öffnet eine römische Bogenthüre ein Gewölbe von lateinischer Kreuzform; im oberen eine viereckige Türe ein Rundgewölbe das von der Kuppel bedeckt wird. Die beiden steinernen Treppen die zum Obergeschoße führen, wurden erst im Jahre 1780 angelegt. Kein Sarkophag steht mehr in den völlig leeren Räumen; keine Inschrift zeigt die Stelle an wo Theodorich oder einer seiner Nachfolger begraben lag. Niemand weiß zu sagen, in welcher Zeit die Graburnen verschwanden und wohin sie gebracht wurden. Nur die Sage berichtet, daß Theodorichs Porphyrsarg oben auf der Kuppel selber stand; aber dies ist irrig, denn ihr Platz muß jene große Nische gewesen sein, welche im Obergeschoß dem Eingange gegenübersteht. Eine andere Sage erzählt, daß sein Sarkophag in der Kirche S. Prassede in Rom sich befindet. Als Belisar Ravenna eroberte, mögen die wilden Griechen und Isaurier das Innere des Mausoleum aus Rache verwüstet und die Asche des edlen Gothenkönigs hinausgeworfen haben; und wenn sein Sarkophag nicht schon damals zerschlagen wurde, so mochte ein späterer Exarch ihn als Trophäe nach Byzanz gesendet haben. Karl der Große fand ihn in Ravenna nicht mehr vor, denn sonst hätten wir wahrscheinlich gehört daß er ihn nach Aachen bringen ließ, oder wenigstens daß er ihn voll Ehrfurcht in Augenschein nahm.

Als Theodorich sein Mausoleum baute, hoffte er daß es seiner Dynastie zum Grabmal dienen und noch zahlreiche Enkel und Urenkel umschließen würde. Er täuschte sich. Sein Haus fand einen schnellen und furchtbaren Untergang, und das ganze Gothenreich wurde wie vom

Sturmwind hinweggeweht. Dieſes jähen Unterganges gedenkt man, wenn man heute im Grabmal zwiſchen leeren Wänden ſteht, und vergebens eine Spur von ſeinen Todten ſucht. Amalaſwintha, Theodorichs berühmte geiſtvolle Tochter, beſtattete darin ſchon im Jahre 534 ihren Sohn Athalarich, den letzten Erben vom Haus ihres Vaters, den unglücklichen Jüngling, welcher in italieniſcher Schwelgerei ſo früh ausgeartet war. Sie ſelbſt wurde bald darauf auf einer Inſel im See von Bolſena erwürgt, und es iſt ungewiß ob ſie in Ravenna ihr Grab fand. Ihr Gemal und mutmaßlicher Mörder, der entartete Theodat, Sohn von Theodorichs Schweſter Amalafrida, wurde ſchon im Jahr 536 auf der Flucht von Rom nach Ravenna von Bluträchern erſtochen; er fand ſein Grab ſchwerlich im Mauſoleum Theodorichs. Auch die unglückliche Mataſwintha, die Tochter Amalaſwintha's, welche Vitiges, der Nachfolger von Theodat, gezwungen hatte ſich ihm zu vermälen, wurde dort nicht begraben. Sie endete, wie Vitiges, gefangen in Byzanz oder irgendwo im Orient; und auch keinen der letzten Heldenkönige des Gothenvolks nahm das Mauſoleum auf. Der hochherzige Totila wurde verſcharrt in den Apenninen, und Tejas auf dem Gefilde des Veſuv, wo er nach einem heroiſchen Kampf wie ein homeriſcher Held gefallen war.

Das Grabmal Theodorichs iſt eine Stelle in Italien wo der Deutſche, wenn er dort vor ihm in der grünen Wildniß ſteht, von geſchichtlichem Geiſte und von ſchwermüthiger Liebe zu ſeinem großen Vaterlande durchdrungen wird. Die Schatten jenes heldenhaften Jahrhunderts, wo das Epos des griechiſchen Homer ſich mit den deutſchen

Nibelungen zu verschmelzen scheint, schweben um dies ernste Gothengrab: Belisar, Narses, Totila und Tejas, Theodorich und Amalaswintha, Cassiodor, Procopius, Boethius, Justinian und so viele andere berühmte Gothen, Römer und Griechen, die hier auf der Schwelle zweier Weltalter eins der merkwürdigsten Schauspiele der Geschichte und der mit einander sich mischenden und sich bekämpfenden Nationalitäten und Culturen darbieten. In Rom bezeichnet der Triumfbogen Constantins die Gränze zwischen Heidentum und Christentum; in Ravenna das Grabmal Theodorichs die Gränze zwischen der antik-römischen Welt und dem römisch-deutschen Mittelalter, zu welchem es hinüberführt. Es ist aber zugleich das Grabmal der römischen Kunst und Literatur, der Wissenschaft und Cultur überhaupt, welche Theodorich und seine Tochter noch zum letztenmal schützten und erhielten, denn hinter ihnen folgt die lange Geisteswüste und der Schutt der Barbarei.

Das Grabmal versumpft wieder. Vergebens hat ein wolgesinnter Papst, ich glaube es war Gregor XVI., den Sumpf durch einen gemauerten Canal abzuleiten gesucht. Ich fand selbst in trockenster Jahreszeit Pfulwasser umher, welches im Herbst sich in Strömen in das Untergeschoß ergießen muß. Und noch schlimmer, die Quadersteine des oberen Geschosses lösen sich hie und da. Der Graf Alessandro Cappi, ein um die Pflege Ravenna's verdienter Mann, beklagte bitter den Verfall des herrlichen Monuments, für dessen Restauration schon lange Zeit nichts geschehen sei, und ich wiederhole auch an diesem Ort den Appell an die Italiener, dies berühmte Denkmal so schnell als möglich vor einem größeren Ruin zu bewahren.

Italien mag sich an das Wort des letzten Römers Cassiodor erinnern, des Ministers des unsterblichen Gothenkönigs, welcher den Gothen, die einst Unwissenheit oder Fremdenhaß als die Zerstörer der alten Cultur darstellte, freudig nachgerühmt hat, daß sie deren Erhalter gewesen sind: „Gothorum laus est civilitas custodita.“ Wir Deutsche haben ein moralisches, die Italiener das historische Recht auf das Denkmal der Gothen; wir stellen es in den Schutz ihrer Pietät für die Monumente ihrer eigenen großen Vergangenheit, und heute leben wir glücklicherweise nicht mehr in jenen wahrhaft vandalischen Zeiten des Mittelalters, wo man die herrlichsten Denkmäler der Geschichte so gleichgültig verfallen ließ.

Der große Belisar war am Ende des Jahres 539 als Sieger in das noch nie bezwungene Ravenna eingezogen, wo er in Theodorichs verwaistem Palast Wohnung nahm. Aber nicht ihm, sondern dem gleich kühnen Eunuchen Narses war es vergönnt den furchtbaren Gothenkrieg zu beendigen. Justinian ernannte ihn zu seinem Patricius oder Statthalter Italiens, und auch Narses residirte ab und zu im Palast Theodorichs, so oft er in Ravenna war. Seit dieser Zeit überhaupt wurde Ravenna die Hauptstadt Italiens, oder fuhr es fort zu sein, wie in der Gothenzeit.

Als die redenden Denkmäler jenes Sieges von Byzanz über die Gothen können einige uralte, glücklicherweise völlig erhaltene Basiliken betrachtet werden.

Die berühmteste aller Kirchen Ravenna's ist S. Vitale, in der Nähe des Mausoleum der Galla Placidia. Sie wurde im letzten Jahre der Regierung Theodorichs an-

gefangen, während des Gothenkrieges weiter gebaut, so daß Belisar sie noch in ihrer Unvollendung betrachtete als er in Ravenna eingezogen war, und endlich eingeweiht unter dem Erzbischof Maximian, im Jahre 547, zur Zeit als Totila Rom zum zweitenmal bestürmte, und Belisar es zum zweitenmal siegreich verteidigte. Der Bau von S. Vitale begleitet daher den Fall der Gothen, und verherrlicht schon den Sieg von Byzanz, wo Justinian zu gleicher Zeit den Prachtbau der Sophienkirche aufrichtete, welcher sich in der Form von S. Vitale abspiegelt. Diese Basilika ist von so reinem byzantinischen Charakter, daß sie in der Geschichte der Kunst um so mehr als das Monument der Architektur und Malerei der justinianischen Periode gelten muß, weil von deren Bauen in Konstantinopel selbst, außer der Sophienkirche sich so wenig Ursprüngliches erhalten hat. Dies betrifft namentlich die Musive, mit denen die byzantinischen Basiliken in der Zeit Justinians so reich geschmückt waren, die aber dort alle untergingen.

S. Vitale hat die Form eines überkuppelten Achtecks, welches innen Pfeiler tragen und eine Gallerie von Arcaden oberhalb umzieht. Die Kuppel war einst mit Mosaik bekleidet, die indeß herunterfiel; dagegen haben sich die weltberühmten Musive im Presbyterium in ihrer ganzen Ursprünglichkeit erhalten. Die Einfügung der Pasten ist so fest daß sie schon 1300 Jahre dauern, ohne eine irgend namhafte Restauration erfahren zu haben, ein seltenes Glück, welches wenigen Musiven zu Teil geworden ist. Die Mosaiken von S. Vitale scheinen jedoch zwei Perioden anzugehören, einer früheren und einer späteren,

wenn sie auch kaum ein Jahrhundert von einander trennen mag. Die letztere bemerkt man an den oberen Wänden des Presbyterium, wo die Bildnisse des Heilands und der Apostel schon an den sogenannten Byzantinismus streifen. Hier ist Christus schon bärtig, mit lang herabwallendem blonden Haar dargestellt. Dagegen erscheint er in der jugendlichern Bildung des ersten Typus in der Tribüne, deren figurenreiche Musive die frühesten in dieser Kirche sind. Er sitzt auf der Weltkugel zwischen zwei Engeln, und reicht dem Märtyrer Vitalis die Krone, während zur Linken Sanct Ecclesius, der Gründer der Basilika, ihm deren Abbild übergibt. Der Heiland trägt den Nimbus mit dem Kreuzesbild, und ein schlichtes braunes Gewand. Sein Antlitz von antiker, jugendlicher Idealität ist so anmutig daß ich nie auf Musiven ein gleich schönes und ansprechendes gesehen habe.

In dieser Tribüne ist es nun wo man gewagt hat einen weltlichen Fürsten damaliger Gegenwart, Justinian mit seinem Gefolge, neben Heiligen darzustellen. Ein zweites Beispiel dieser Art ist nicht bekannt, weil das berühmte Musiv vom römischen Lateran, welches Karl den Großen darstellt, doch nur einem Triclinium oder Speisesaal angehört hat. Auf der rechten Wand der Tribüne steht Justinian, einen Nimbus um das Haupt (welcher damals also noch keineswegs die spätere dogmatische Bedeutung gehabt haben kann), ein Weihgeschenk in der Hand, bekleidet mit einem einfachen braunen Gewande, worüber die goldene Stola liegt, und mit den byzantinischen Purpurstiefeln. Sein Kopf ist jugendlich, von schönem Oval, seine Gestalt kräftig und schlank. Er trägt einen Schnurr-

bart, während die Kriegergestalten neben ihm mit Lanzen und Schilden, die das Monogramm Christi bezeichnet, auffallenderweise bartlos sind. Gegen ihn bewegt sich auf der andern Seite des Bildes Sanct Maximian mit zwei Geistlichen. Er scheint aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, welche auch die Würde des Pontifex Maximus beanspruchte, sich des Nimbus entäußert zu haben, denn er trägt ihn nicht, und dies ist sehr charakteristisch für das byzantinische Dogma von der unnahbaren und göttergleichen kaiserlichen Gewalt. Im übrigen mag man wissen, daß der Glorienschein ursprünglich dem Haupt Apollo's entlehnt war, und daß ihn schon die Köpfe apotheosirter römischer Kaiser haben.

Diesem berühmten Musiv gegenüber erscheint auf der linken Seite der Tribune die Gemalin Justinians, Theodora, einst eine öffentliche Dirne in Byzanz, eine durch ihre schamlose Kunst die unzüchtigsten Scenen auf der Bühne darzustellen berüchtigte Schauspielerin, dann die erlauchte Kaiserin des Morgen- und des Abendlandes, wert erachtet im Sanctuarium einer Kirche unter frommen Heiligen abgebildet zu sein und wie der Heiland selbst einen Nimbus ums Haupt zu tragen. Wenn man die haarsträubenden Geschichten kennt welche Procopius, der Geheimschreiber Belisars und der letzte classische Geschichtschreiber des Altertums, von diesem Weibe erzählt, oder wenn man gelesen hat wie er in der Historia Arcana (den Mysterien von Byzanz) den Charakter Justinians brandmarkt, so befremdet es gar sehr ihre Abbilder in dem schönen und heiligen Raum eines Tempels zu finden. Aber missen möchten wir sie dennoch nicht, denn sie sind

für die Anschauung der Geschichte von hohem Wert, und weil die damalige Kunst noch darstellende Kraft genug besaß, so dürfen wir annehmen, daß jene Kaisergestalten mehr als nur einen Anflug von Porträtähnlichkeit besitzen.

Theodora erscheint als ein imposantes und schönes Weib von wahrhaft kaiserlicher Gestalt und in noch jugendlichem Alter. Sie trägt das reiche byzantinische Diadem. Ihr braunes Obergewand ist nach orientalischer Art kostbar mit Gold und Edelsteinen geziert. Auch sie hält eine Vase als Weihgeschenk in den Händen. Die Hofdamen neben ihr sind nicht minder schöne Gestalten in reichen brokatenen Gewändern, lebhaften Farbenschmucks, und noch antiker Form. Auffallend ist ihre Haartracht, denn sie gleicht durchaus den Frauenperücken aus der Zeit der Flavier und Antonine in Rom. Wenn in diesen Frauen, welche einander ähnlich sehen, auch kein Porträt gesucht werden kann, so betrachtet man doch mit lebhaftester Spannung die Gestalten von Griechinnen aus der Epoche der glänzendsten Pracht und der raffinirtesten Ueppigkeit des Hofes von Byzanz. Der Künstler verlieh ihnen allen wahrhafte Größe ohne Uebertreibung, und einen so feierlichen und doch schönen Ernst goß er selbst über diese profanen Weiber aus, daß die Heiligkeit des Orts durch keinen unpassenden Zug gestört werden konnte. Ueberhaupt ersieht man aus diesen prächtigen und farbenglühenden Musiven, daß die byzantinische Kunst welche sie schuf noch auf dem Grunde der Antike stand. Nicht eine Spur von jenem überheiligen, alle weltliche Freude abtödtenden Wesen, oder jenem spätern verknöcherten Mönchsstiel der Malerei,

welchen man einmal den byzantinischen zu nennen beliebt hat, ist hier sichtbar.

Die Kirchen Roms, so unschätzbar ihre musivischen Monumente sind, besitzen keine mehr aus jener Epoche des 6. Jahrhunderts, welche dem geschichtlichen oder künstlerischen Werte jener von S. Vitale gleich kämen. Zu derselben Zeit als man die ravennatische Basilika baute, oder doch höchstens 10 Jahre später, wurde in Rom unter Narses die Basilika der zwölf Apostel aufgeführt; aber ihre Musive gingen unter und sie bieten daher keinen Vergleich mehr mit denen von S. Vitale dar. Nur die berühmten und schönen Musive aus der Basilika von S. Cosma und Damian, die von Felix IV. in der Gothenzeit (524—530) auf dem alten Forum Roms erbaut wurde, haben sich erhalten. Ihr Stil, äußerst kraftvoll und sehr eigentümlich, kommt an künstlerischer Vollendung den ravennatischen Musiven nicht gleich.

Ich war erfreut in S. Vitale römische Mosaikarbeiter zu finden, welche dort schon lange arbeiten und noch vom päpstlichen Regiment beauftragt waren die Musive Ravenna's zu restauriren. Es gab eine Zeit wo die musivische Kunst in Rom untergegangen war, und wo man dorthin Künstler aus Byzanz oder aus der Mosaikschule holte, welche der berühmte Desiderius in Monte Casino errichtet hatte. Als mit dem 13. Jahrhundert seit Innocenz III. und Honorius III. die römische Kunst einen neuen Aufschwung nahm, wurde das freilich anders. Die einheimische römische Musivarbeit erhielt sich seither mit geringer Unterbrechung in schöner Blüte bis auf den heutigen Tag. Die Familie die ich in Ravenna arbeitend

fand, Vater und Sohn, hat diese Kunst ererbt, und alle ihre Mitglieder haben sich ihr gewidmet. Sie erinnerte mich deshalb an die Cosmatenfamilie Roms im 13. Jahrhundert. Hr. Kibel war gerade dabei thätig schadhafte Stellen in einem Nebenmusiv der Tribune zu ersetzen und andere zu reinigen. Man hat ein chemisches Wasser erfunden, welches die von der Zeit geschwärzten Mosaiken glänzend wieder herstellt. Der Versuch den der Mosaicist an einem Bilde bereits gemacht hatte, war so vollständig gelungen, daß das Gemälde in der blühendsten Farbenfrische verjüngt worden war. Mit der Zeit werden alle jene Musive die gleiche Reinigung erhalten, und dann erst den vollen Genuß ihrer Ursprünglichkeit gewähren.

Diese Herren beschenkten mich mit einer der seltensten Gaben für ein photographisches Album der Gegenwart, mit dem Porträt Justinians in Visitenkarten-Format. Sie hatten ein musivisches Brustbild des Kaisers als den Rest von Musiven vorgefunden, welche ehemals die innere Wand über dem Portal von S. Apollinare Nuovo schmückten, sie hatten es gereinigt und von ihm Photographien genommen. Justinian ist darin wie in S. Vitale vorgestellt, doch nur bis zur Büste. Sein Antlitz ähnelt durchaus dem in jener Basilika, nur erscheint es mehr in fast weichlich gewordener Fülle des Alters. Er trägt auch hier die braune Toga mit der diamantenen Agraffe auf der Schulter; sein Diadem ist auch hier von jener doppelten Reihe von Edelsteinen gebildet, wie man es auf byzantinischen Kaisermünzen sieht. Auch hier umgibt sein Haupt ein kreisförmiger Nimbus von purpurroter Farbe und mit weißen Punkten, welche Perlen zu bedeuten scheinen. Das

Bild ſteht auf Goldgrund, über ihm lieſt man in römiſcher Schrift den Namen IVSTINIAN. In der That ein merkwürdiges Porträt, und eine Photographie wert daß man ſie ins Ausland ſich verſchreibe.

Wenn man aus S. Vitale in einen der äußern Räume tritt, ſo gelangt man an eine verſchloſſenene Zelle, welche Trümmer von Altertümern bewahrt. Unter ihnen ſteh ein großer Sarkophag aus griechiſchem Marmor, deſſen Vorderteil mit der Verehrung des Chriſtuskindes durch die drei Magier in Relief geſchmückt iſt, und auf deſſen Deckel eine große griechiſche Inſchrift in den ſchönſten und ſauberſten Charakteren zu leſen iſt. Ich kannte dieſe merkwürdige Inſchrift lange; ſie jetzt wirklich mit Augen zu ſehen und zu leſen, machte mir die größte Freude. Sie verherrlicht einen todten Exarchen; die Urne überhaupt iſt das einzige Exarchengrab welches ſich in Ravenna erhielt, alſo das geſchichtliche Monument jener Epoche, wo dieſe byzantiniſchen Patricier und Höflinge, unter denen mehrere, gleich Narſes, Eunuchen waren, Italien regierten, als Vampyre ausſogen und zu Grunde richteten. Es iſt der achte Exarch Iſaak, der dort im Jahr 641 oder 644 beſtattet wurde. Er war Armenier von Geburt. Das Glück wollte ihm wol, denn er vermochte eine Rebellion in Rom zu unterdrücken, wo ſich ein kaiſerlicher Beamter zum Tyrannen aufgeworfen hatte. Nun rühmt die pomphafte Inſchrift, daß Iſaakios, Mitſtreiter der Kaiſer, der Glanz von ganz Armenien, welcher Rom und den Occident 18 Jahre lang ſeinen erlauchten Herren unverſehrt erhielt, von der keuſchen Suſanna, ſeiner Gemalin, die der Turteltaube gleich ſeinen Verluſt beſeufzte, nach ruhm-

vollem Tode als Strateg des Abendlandes und des Morgenlandes hier bestattet wurde.

Mit S. Vitale fast gleichzeitig wurde die schöne Basilika S. Apollinare Nuovo vollendet; begonnen hatte sie schon Theodorich, als Hauptkirche seines arianischen Glaubens. Nach dem Falle der Gothenherrschaft wurde sie sodann dem katholischen Ritus geweiht. Das Schisma zwischen Arianern und Katholiken trennte damals Italien in zwei kirchliche Systeme, aber der aufgeklärte Geist Theodorichs hielt die religiöse Duldung bis gegen sein Ende fest, ehe ihn ein gegen die Arianer erlassenes Edict des byzantinischen Kaisers von diesem Princip abzugehen zwang. Er baute in Rom, wie in Ravenna, wo sich noch die gothische Taufcapelle erhalten hat, arianische Kirchen, und diese wurden damals von den Katholiken als ebenso ketzerisch und profan betrachtet wie heute die Kirchen der Waldenser und Protestanten.

Apollinare Nuovo stellt sich äußerlich, wie alle übrigen Basiliken Ravenna's, als sehr unscheinbar dar. Ihr zur Seite steht ein Glockenturm von jener auffallenden Gestalt, welche Ravenna eigen zu sein scheint, da sie sich auch bei mehreren andern Kirchen findet. Diese barbarisch aussehenden Türme sind kreisrund und unverjüngt, von nur mäßiger Höhe, aus rohem Ziegelstein gebaut, ohne Gliederung noch sonstiges Ornament, außer jenem welches durch die Rundbogenfenster mit kleiner Mittelsäule hervorgebracht wird. Ich halte sie für Bauten nicht schon des sechsten, sondern frühestens des achten oder neunten Jahrhunderts. Der innere Raum der Kirche besteht aus drei Schiffen, die auf 24 Säulen von griechischem Marmor

ruhen und, wie die meisten alten Basiliken Ravenna's, durch klare Einfachheit sich auszeichnen. Was diese Kirchen von den römischen derselben Epoche unterscheidet, ist überhaupt der Eindruck heiterer Leichtigkeit und Anmut, welche die Genüsse der Welt noch nicht verleugnet hat. Auch bemerkt man bald daß sie freie Productionen der damaligen lebenskräftigen Zeit sind, welche ein typisch gewordenes Ideal doch eigenartig durchführte. Obwol das in Trümmer gehende alte Ravenna den Baumeistern eine reiche Fülle antiker Säulen darbieten mußte, so haben sie es doch verschmäht sich ihrer zu bedienen. Vielmehr zeigen sich sowol die Säulen, als die schwieriger herzustellenden componirten Capitäler als selbständige Arbeiten der Zeit. Anders ist dies in Rom, wo neu entstehende Basiliken meist aus zusammengesuchten Resten des Altertums erbaut wurden, daher ihre Säulen und selbst die Capitäler ungleichartig sind und den Eindruck eines harmonischen Ganzen beeinträchtigen.

Das Mittelschiff von S. Apollinare Nuovo ist mit schönen Musiven geziert. Wenn jene von S. Vitale durch die Aufnahme wirklicher historischer Persönlichkeiten merkwürdig sind, so sind es diese durch Abbildungen von Bauwerken Ravenna's aus jener Zeit. Freilich sind diese Bilder nur andeutend getreu. Auf der rechten Wandfläche des Schiffs erblickt man in lebhaft strahlenden Farben die Stadt Ravenna, mit der Kirche S. Vitale, mit anderen Gebäuden und dem Palast Theodorichs. Er stellt sich als eine Façade von Säulenstellungen in Rundbogenform dar; zwischen den Säulen des Portiens hängen Vorhänge von weißer Farbe mit roten darein gewirkten Blumen.

Theodorich mochte solchen Schmuck der byzantinischen Palastsitte entlehnen, und man weiß daß im frühesten Mittelalter zwischen den Säulen auch der Kirchenschiffe, wie der Vorhallen, kostbare Teppiche ausgespannt wurden. Dieser Gebrauch war vom Tempel Salomo's, und überhaupt vom Orient entlehnt. Auf dem Frontispiz des Gebäudes steht in goldenen Buchstaben das Wort Palatinm, womit nur die Residenz Theodorichs bezeichnet sein kann. Es folgen 25 Gestalten von Heiligen mit Kronen in den Händen, durch Palmenbäume von einander abgetrennt. Ihre Reihe beschließt Christus auf dem Tron zwischen Engelsfiguren in schwarzbraunem Gewande, bärtig, doch ganz jugendlich, und ohne den späteren Ausdruck unnahbarer Majestät.

Auf der linken Wand eine entsprechende Composition von heiligen Jungfrauen, welche auf der einen Seite die Verehrung der Magier, auf der andern ein architektonisches Abbild beschließt. Die tronende Jungfrau ist eine anmutige Gestalt, mit nonnenhafter Verschleierung um das Haupt. Die Magier tragen bunte, brokatene, sehr kurze Mäntel, Röcke und Hosen, womit ihre barbarische Herkunft aus fremden Landen mag bezeichnet sein. Ihrer Gestalt nach stellen sie, wie gewöhnlich, die drei Lebensalter dar. Die heiligen Frauen erscheinen ohne Individualität in einer und derselben Haltung und Gesichtsbildung, mit reichen byzantinischen Gewändern, weißen Schleiern, und griechische Diademe auf dem Haupt. Diese Gestalten, alle noch kunstvoll in Licht und Schatten gemalt, zeichnen sich vor anderen Figuren der ältesten Darstellung von Heiligen aus, die man in römischen Basiliken, so in S. Paul und anderen Kirchen, meistens auf

den Triumfbögen oder den Seitenflächen der Tribunen abgebildet sieht. In ihnen lebt noch die Tradition antiker Kunst; kein Zug späterer Barbarei ist sichtbar, und selbst die immer wiederkehrende Gleichheit ermüdet nicht durch Einförmigkeit, sondern verleiht dem Ganzen eine feierliche Ruhe, welche doch durch die Wolgestalt reichgeschmückter Erscheinungen angenehm belebt wird.

Dem Abbilde Ravenna's entspricht am Ende jener Reihe das Bild der untergegangenen Vorstadt Classe: eine festgemauerte Burg mit Zinnen und Türmen, das blaue Meer, Segelschiffe welche den Hafen bezeichnen. Dies ist von kräftiger Wirkung.

Ravenna besitzt keine Kirche mehr welche S. Apollinare Nuovo an edler Pracht und schönen Verhältnissen gleichkäme; aber noch eine Reihe von andern alten und merkwürdigen Basiliken, die ich nur andeuten will. Theodorich ließ dort manche arianische Kirche bauen, wie Spirito Santo, die noch erhalten ist, und S. Maria in Cosmedin, einen achteckigen Bau, die arianische Taufcapelle. Ich werde mich weder hier aufhalten, noch bei älteren Monumenten aus der Zeit der Galla Placidia, wie S. Giovanni Evangelista, S. Agata und S. Franciscus. Nur die Metropolis oder Domkirche der Stadt würde als Sitz der einst mächtigen Patriarchen eine aufmerksame Betrachtung fordern, wenn sie nicht im 18. Jahrhundert gänzlich umgebaut worden wäre.

Sie war der älteste Kirchenbau Ravenna's, und wenig später gegründet als S. Peter, S. Paul und der Lateran in Rom. Ihre Anlage rührte vom Erzbischof Ursus her, von dem sie auch den Namen Basilica Ursiana erhielt.

Sie war ursprünglich wie der alte S. Peter und S. Paul, eine fünfschiffige Basilika, die auf 56 Säulen ruhte. In ihren Schiffen sah man manches Gemälde, welches Scenen aus der Geschichte Ravenna's darstellte. Alles dies ist untergegangen, und der Neubau, so prächtig einzelne Teile in ihm sind, reizt uns nicht. Dagegen hat der erzbischöfliche Palast, welcher mit dem Dom verbunden ist, noch Reste des Altertums bewahrt, namentlich die sogenannte Capella Domestica, die noch mit Musiven des fünften Jahrhunderts bekleidet ist.

Heute ist der größte Schatz des erzbischöflichen Palasts sein berühmtes Archiv. Die Sammlung von Pergamenten (noch jetzt fast 25000 an der Zahl) und von Papyrusschriften, die bis ins 5. Jahrhundert hinaufreichen, gehörte, ehe diese letzteren in den Vatican nach Rom kamen, oder teils in den Stürmen der Zeit untergingen und zerstreut wurden (eine große Anzahl mittelalterlicher Urkunden liegt heute in Forli, und wird wahrscheinlich an das Archiv von Bologna kommen), zu den größten Schätzen der diplomatischen Wissenschaft. Wer nur immer mit der Geschichte des Mittelalters bekannt ist, weiß von den Papiri di Ravenna, welche der gelehrte Marini edirte, von des Rossi Geschichte Ravenna's, deren urkundlicher Stoff (freilich uncorrect genug) aus jenem Archiv gezogen wurde, und von Fantuzzi's großer Urkundensammlung (Monumenti Ravennati). So groß ist jedoch der Reichtum des in jenem Archiv heute Vorhandenen, daß er noch lange nicht erschöpft ist. Ein diplomatischer Codex ravennatischer Urkunden nach dem System der gegenwärtigen Wissenschaft ist sehr zu wünschen.

Nicht weit vom Dom steht das alte Baptisterium S. Giovanni in Fonte. Auch dessen Errichtung schreibt man dem Erzbischof Ursus zu. Der merkwürdige Bau, achteckiger Form, hat nur zwei römische Bogenstellungen über einander von höchst altertümlicher Gestalt. Eine Kuppel umwölbt ihn, mit Musiven ganz und gar bekleidet, welche sich noch vom antiken Ideal durchdrungen zeigen. Sie stellen in der Mitte die Taufe Christi im Jordan, rings umher die zwölf Apostel dar.

Außerhalb der Stadt liegen noch zwei andere alte Basiliken, S. Maria in Porto und S. Apollinare in Classe fuori. Die letztere ist bei weitem die schönste von allen Kirchen, welche Ravenna besitzt, und dahin wollen wir noch hinübergehen. Man weiß daß ehemals das Meer nahe an Ravenna lag, und im Verein mit Flüssen und Sümpfen dieser Stadt eine Festigkeit und zugleich eine Bedeutung gab, welche dem späteren Venedig gleich kam. Auch das alte Ravenna dessen Gründung fabelhaften Zeiten angehörte, war ursprünglich, wie Venedig, zum Teil auf Inseln gebaut, während die Lagunen des nahen Po im Norden und andere Sümpfe im Westen sich ausbreiteten. Eine so ausgezeichnete Lage bestimmte schon Augustus, Ravenna zu einer Flottenstation des adriatischen Meers zu machen, und so entstanden die Vorstädte Cäsarea und der Hafen Classe, welcher letztere von der Flottenstation selbst seinen Namen erhielt. Lange Zeit behauptete Ravenna den Handel auf dem adriatischen und jonischen Meer mit dem Orient, bis es teils durch Versandung seines Hafens, teils durch allgemeine politische Verhältnisse herabkam und seine Bedeutung auf Venedig überging.

Das Meer hat sich mit der Zeit sieben Millien weit von der heutigen Stadt zurückgezogen, so daß man seiner dort nirgends ansichtig wird. Nur an der feuchten Seeluft, welche über die Wälder der Küsten herweht, merkt man seine Nähe. Der alte Hafen ist verschwunden; nicht einmal seine Lage kann man heute mit Sicherheit angeben. Der Name einer Kirche vor den Mauern der Stadt, Santa Maria in Porto, und auch S. Apollinare in Classe bezeichnen obenhin die Richtung, wo einst Hafen und Arsenale sich befunden haben.

Um nach der Basilika von Classe zu gelangen, muß man etwa drei Millien weit nordostwärts gehen. Man überschreitet zuerst den Ponte Nuovo, die Brücke über den Fluß Ronco. Sodann erblickt man zwei Millien vor sich jene altertümliche Basilika, mit dem runden braunen Glockenturm neben ihr in völliger Einsamkeit. Ringsum eine weite, zum Teil sumpfige Ebene von ernst melancholischem Charakter, hie und da mit Reis bepflanzt, welcher das Wasser liebt. Gegen das Meer hin umschließt sie als der schönste Gürtel der meilenweite berühmte Pinienwald, und landwärts steigen am Horizont die blauen Apenninen Bologna's auf.

S. Apollinare in Classe verhält sich zu Ravenna wie S. Paul vor dem Tor zu Rom. Aber während diese große Basilika durch den Brand der sie verschlang zerstört wurde, und jetzt als ein moderner Luxusbau der Asche entstieg, ist jene unversehrt geblieben. Sie bietet, äußerlich halb verrottet und neben Ruinen ihres ehemaligen Klosters, in einer gränzenlosen Verlassenheit das reizendste Bild des Mittelalters dar.

Sie wurde im Jahr 535 von Julianus Argentarius errichtet (dem man die meisten Basiliken Ravenna's jener Zeit zuschreibt) und schon im Jahre 549 von demselben Patriarchen Maximianus geweiht, welcher auch S. Vitale vollendet hatte. Von dem Quadriporticus der sie umgab, ist nur die vordere Seite stehen geblieben. Sie bildet jetzt die Vorhalle, welche bei allen alten ravennatischen Kirchen mit dem Begriff Arbica (entstanden aus Narthex) bezeichnet wird.

Das Innere ist ein herrlicher Raum von den edelsten und einfachsten Verhältnissen. Vierundzwanzig prächtige Säulen aus griechischem Marmor, nicht alten Tempeln entrafft, sondern zum Bau gehauen und geziert mit componirten Capitälern, teilen diese Schiffe, über denen sich, nach dem ursprünglichen Baustil, noch das nackte Sparrendach erhebt. Die schönen Mosaiken der Tribüne, ehrwürdige Werke des 6. Jahrhunderts, glänzen beim Eintritt dem Blick entgegen. Alles athmet hier den Geist der alten Zeit, und dieser Eindruck wird verstärkt durch den Anblick einer großen Reihe von gewölbten und schwerfälligen Sarkophagen, welche an den Wänden der Nebenschiffe stehen. Ich habe in keiner Stadt so viel alte Sarkophage in Kirchen frei aufgestellt und beisammen gesehen außer in Arles in der Provence, und der Anblick jener in S. Apollinare (auch andere Kirchen Ravenna's sind daran reich) rief mir sofort die Erinnerung an die berühmte Gräberstraße von Arles zurück.

Die ravennatischen Graburnen unterscheiden sich auf eigentümliche Weise von den römischen der christlichen Epoche. Rom besitzt deren viele und ausgezeichnete in

den Grotten des Vatican oder im lateranischen Museum, hie und da auch in Kirchen, namentlich aus dem späteren Mittelalter. Es besitzt eine große Menge von Graburnen des frühesten Christentums, welche alle mit Reliefs von heiligen Geschichten bedeckt sind. Die Urnen von Ravenna dagegen gehören der gothischen, byzantinischen und auch barbarischen Zeit an. Sie sind fast durchweg bildlose und sehr massive Sarkophage aus griechischem Marmor von weißgrauer Farbe, mit christlichen Symbolen bezeichnet, und mit einer einfachen Inschrift versehen. Keiner von ihnen ist, meines Wissens, dem heidnischen Altertum entlehnt, wie es in Rom selbst einige Grabmäler der Päpste sind, sondern sie wurden selbständig gearbeitet. Ihre seltsame, ernste und grandiose Form bringt eine tiefe Wirkung hervor, und in diesen hohen, gewölbten und grauen Sarkophagen möchte man eher gothische Helden als fromme Patriarchen bestattet glauben. Aber es scheint, daß die Sculptur in Ravenna schon zur Zeit der Galla Placidia abgestorben war, denn sie ist dort nur wesentlich in ihrer Beziehung auf die Architektur sichtbar. Die bildnerische Kunstthätigkeit concentrirte alle ihre Kraft in der Mosaik allein, wo sie freilich noch eine schöne Blüte trieb.

Jene Graburnen standen ehemals, christlicher Sitte gemäß, im äußeren Porticus der Kirche. Sie verschließen Patriarchen der Stadt vom 5. bis zum 8. Jahrhundert. Die lange Reihe der ravennatischen Erzbischöfe hat man übrigens doch erst in moderner Zeit auf den Wänden der Kirchenschiffe in Porträts dargestellt, und dies dem Muster von S. Paul bei Rom nachgeahmt. Sie beginnt wie die der Päpste mit Petrus, so mit seinem

Missionär Apollinaris, dem Stifter des ravennatischen Erzbistums. Der Schutzpatron und das hierarchische Haupt von Ravenna, obwol der römischen und absichtlichen Tradition nach von S. Peter in Rom zum Bischof eingesetzt, der Schüler also und Jünger des Fürsten der Apostel, machte dennoch lange Zeit dem Schutzpatron von Rom den Primat streitig, oder vielmehr die ravennatischen Bischöfe, welche sich seine Nachfolger nannten, sträubten sich Jahrhunderte lang die Obergewalt des römischen Stules anzuerkennen. Auch das Dominium temporale von Apollinaris war sehr reich. Die Erzbischöfe Ravenna's besaßen liegende Güter selbst in dem fernen Sicilien und im Orient, und wir bemerkten schon daß sie sich zu Herren des Exarchats machten, die Ansprüche der Päpste nicht achtend, welche diese schöne Erbschaft seit dem Falle des Longobardenreichs unter die Franken ihnen lange Zeit ohne Erfolg bestritten.

Noch im 11. Jahrhundert war der Patriarchat von Ravenna so reich und mächtig, daß Heinrich IV. dort seine kräftigste Stütze im Kampf mit Gregor VII. und der Gräfin Mathilde fand, und es war Wibert, Erzbischof von Ravenna, den er als Clemens III. zum Gegenpapst erhob. Er bezeichnet indeß die Gränze der Macht der ravennatischen Kirche, welche seither zerfiel.

In der Blütezeit des Reichs waren mehrere Deutsche von den Kaisern zu Erzbischöfen Ravenna's erhoben worden, und mit großen Privilegien der Immunität und Jurisdiction beschenkt. Auch gingen einige Päpste aus der Reihe der ravennatischen Erzbischöfe hervor, wie der kräftige Johann X. und der berühmte Gerbert oder Sylvester II.

zu Otto's III. Zeit, während große Heilige, Romuald und Pier Damiani, ihrer Kirche Glanz verliehen. So ist die Geschichte der Erzbischöfe von Ravenna (sie verdiente eine gründliche und kritische Durcharbeitung) bis zum 12. und 13. Jahrhundert ein wesentlicher Teil der Geschichte der römischen Kirche selbst und des italienischen Mittelalters, und von der größten Merkwürdigkeit. Den Anfang sie zu schreiben machte in der Mitte des 7. Jahrhunderts Agnellus von Ravenna, in seinem Liber pontificalis, einem Werk das den Stempel tiefster Barbarei in der Behandlung der lateinischen Sprache und des Stoffs an sich trägt, aber ehrwürdig ist durch Alter, unschätzbar durch viele historische Nachrichten, und anziehend durch seine kindliche Naivetät.

Mehrere Erzbischöfe Ravenna's sind in den Mosaiken der Tribune abgebildet; diese ähneln zwar im Charakter noch jenen die wir in der Stadt gesehen haben, scheinen mir aber doch später als sie. Auch hier ist die Consecration der Basilika dargestellt durch die Figuren S. Maximians und des zu seiner Rechten stehenden Justinian. Der Kaiser hält Pergamentrollen in der Hand, auf denen man das Wort Priviligia liest, und Gestalt wie Gewandung gleicht seinen andern mustivischen Porträts. Die Pietät der Geistlichkeit von S. Apollinare hat das Andenken der Wolthäter ihrer Basilika durch Inschriften auf den Wänden geehrt. Wenn sie auch neueren Datums sind, so erfüllen sie doch den schönen Tempel noch mehr mit historischem Geist, und rufen die Erinnerung einer langen und großartigen Geschichte ins Gedächtniß zurück. Eine Tafel ist Narses geweiht, von dem sie rühmt, daß

er nach Besiegung der Gothenkönige und der Wiederherstellung des Friedens in Italien dieser Kirche ein neues Gebäude hinzugefügt habe. Eine andere preist die Kaiser Justinian, Ludwig II., Otto I., Otto II., Otto III., Heinrich II., Konrad I., Heinrich III., Otto IV. und selbst die Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II. wegen der Privilegien, welche sie dem Tempel und dem Kloster von Classe so reichlich verliehen haben.

Seit Karl dem Großen, der Ravenna eines Teils seiner Zierden beraubt hatte, gab es bis auf die Hohenstaufenzeit nur wenige deutsche Kaiser, welche jene Stadt auf ihren Romfahrten oder während ihrer Kämpfe in Italien nicht besucht hätten. Dies kann man aus Itinerarien sehen, die ihre Regesten darbieten. Die Hauptstadt des alten Exarchats bot eine bedeutende Stellung in Italien, im Kampfe mit den Städten sowol als mit den Päpsten dar; die Besitzestitel welche diese darauf geltend machten, anerkannten die Kaiser nicht, denn seit der Ottonischen Zeit waren Romagna und Exarchat anerkannte Reichsländer und von kaiserlichen Grafen regiert. Erst Rudolf von Habsburg verzichtete zu Gunsten des heiligen Stuls feierlich auf die uralten Rechte welche das Reich dort behauptete. Am häufigsten waren die drei Ottonen in Ravenna, Otto I. sogar fünfmal, in den Jahren 967, 968, 970, 971 und 972. Dieser kräftigste unter den deutschen Herrschern über Italien betrachtete den Papst so wenig als Herrn Ravenna's, daß er sich sogar nicht weit von den Mauern dieser Stadt einen neuen Palast erbaute. Wo dieser lag ist nicht mehr mit Gewißheit auszumachen, aber weder Cäsarea noch

Classe waren zu jener Zeit schon ganz und gar verschwunden.

Zweimal wohnte Otto II. in Ravenna, dreimal Otto III. Dieser jugendliche Fürst erhob hier im Jahre 996 den ersten deutschen Papst überhaupt, seinen Vetter Bruno, der ihm bald darauf als Gregor V. in Rom die Kaiserkrone aufsetzte. Er liebte Ravenna und dessen Heilige mit der ihm eigenen schwärmerischen Leidenschaft. Er erhob den berühmten Gerbert, seinen Lehrer, vom Erzbischofstul Ravenna's auf den päpstlichen von Rom. Wenige Jahre gingen hin, und Otto III. erschien als Flüchtling, von den Römern vertrieben, im Kloster zu Classe, um einige Wochen in der Zelle des berühmten Romuald im Mönchsgewand unter Bußübungen zuzubringen. Dies war die schmerzlichste Epoche im Leben des letzten der Ottonen.

Heute erinnert daran eine, obwol moderne und pfäffische Inschrift, welche in die Wand jener Basilika eingefügt ist. „Otto III., deutsch-römischer Kaiser, um seiner Missethaten willen der strengsten Disciplin Sanct Romuald's sich unterwerfend, pilgerte mit nackten Füßen von der Stadt Rom zum Berg Garganus, wohnte in dieser Basilika und dem Kloster Classe 40 Tage als Büßer, sühnte im härenen Gewand und mit freiwilligen Casteiungen seine Sünden, gab ein erlauchtes Beispiel der Demut und adelte als Kaiser diesen Tempel durch seine Bußfertigkeit.“ [1]

[1] Otto III. Rom. Imp. Germ. Ob Patrata Crimina Austeriori Disciplinae Sancti Romualdi Obtemperans Emenso Nudis Pedibus Ab Vrbe Roma Ad Garganum Montem Itinere Basilicam Hanc Et Coenobium Classense XXXX

Das berühmte Kloſter Romuald's wurde erſt in der Epoche Napoleons I. aufgehoben; ſeine Gebäude liegen neben der Baſilika in Trümmern unter wildem Wuchs von Farnkraut und Oelgeſtrüpp. Die Mönche ſind verſchwunden; nur einer wandelt dort in der Kirche umher als trauriger Tempelhüter. Die Baſilika verwittert gleich dem alten Turm zu ihrer Seite, welcher eher einem Pharus als einem Glockenturme ähnlich ſieht. Die Verlaſſenheit umher iſt in Wahrheit ſo gränzenlos, wie der Blick auf das ſchwermüthige Gefilde unbeſchreiblich ſchön. Ich ſah dieſe große maremmenartige Fläche während eines Gewitters, das fern über dem unſichtbaren adriatiſchen Meere ſchwebte, und den Himmel mit einem finſtern Blauſchwarz umzogen hatte. Das ſumpfige Waſſer, hie und da durch einige Gräben abgeleitet, in denen die ſchöne Sumpflilie üppig wucherte, die düſtern Tamarisken, welche die Nähe des Meeres andeuten, die zerfallenen Ruinen, die altersgraue Baſilika mit ihren Erinnerungen, die öde Straße welche dies Gefilde nach Ceſena hin durchzieht, der finſtere, meilenlange Pinienwald, deſſen rieſige Wipfel ſtill und majeſtätiſch gleich Palmen ſich erheben, und auf der andern Seite die in der blitzenden Gewitterluft ragenden Türme des alten Ravenna, alles ſtill, ſchwermuthsvoll und todt, nicht von der Stimme eines Vogels, noch von der Geſtalt

---

Diebus Poenitens Inhabitavit Et Hic Cilicio Ac Voluntariis Castigationibus Peccata Sua Expians Augustum Dedit Humilitatis Exemplum Et Imperator Sibi Templum Hoc Et Poenitentiam Suam Nobilitavit Anno D. C. M. Das Jahr iſt vielmehr 1001.

eines Menschen belebt — ja, dies brachte eine unaussprechliche Wirkung hervor.

Die melancholischen Ufer des Flusses Ronco belebt noch eine andere Erinnerung der Geschichte, die an die Schlacht von Ravenna am 11. April 1512, eine der furchtbarsten Schlachten überhaupt, welche auf dem blutigen Boden Italiens gekämpft wurden, und von einem so heroischen Charakter, daß auch Theodorich und Odoaker den Heldenmut der Streiter würden bewundert haben. Die alliirten Armeen Spaniens und des martialischen Papsts Julius II. wurden dort von dem Heere des Königs Ludwig XII. von Frankreich unter dem Befehl des jungen Helden Gaston de Foix angegriffen, als sie Ravenna zu entsetzen versuchten, worin der General Marcantonio Colonna lag. Die Franzosen, mit denen sich Alfonso von Este vereinigt hatte, gingen als Sieger aus dem mörderischen Kampf hervor, aber sie bezahlten den Sieg mit dem Tod ihres glänzenden und genialen Führers, den eine spanische Kugel zu Boden warf. Die berühmtesten Capitäne und Männer jener Zeit, die Helden des beginnenden großen Jahrhunderts Carl's V., Spanier, Franzosen, Italiener, Deutsche, die Blüte der damaligen Aristokratie, nahmen an der Schlacht Teil; selbst ein großer Dichter, Ariosto, befand sich im ferrarischen Lager, und der später so weltberühmte Papst Leo X. geriet als Legat in Gefangenschaft. Im Heere Frankreichs, welches damals seine Kriege auch mit der erkauften Söldnerkraft unser zersplitterten Vaterlandes führte, diente deutsches Fußvolk unter Jakob Embser und Philipp von Freiberg; dessen Zusammenstoß mit dem spanischen Fußvolk war der

Gipfel dieſer Schlacht, und der heldenhafte Rückzug der 3000 Spanier an dem Roncoufer ihre bewundernswerteſte That. Die Schlacht von Ravenna wurde weſentlich durch Fußvolk und durch die Artillerie des Herzogs von Ferrara zur Entſcheidung gebracht. Wenn der junge Foix ſeinen Sieg überlebt hätte, ſo würde ihn nichts aufgehalten haben, Rom ſelbſt zu erobern und den Papſt Julius II. gefangen hinwegzuführen, aber das Glück, welches die Päpſte faſt immer begünſtigt hat, brachte bekanntlich einen ſolchen Umſchwung hervor, daß in kürzeſter Friſt die Franzoſen aus Siegern zu Beſiegten wurden und Italien verlaſſen mußten.

Im Jahre 1557 ließ der päpſtliche Präſident der Romagna Donato Ceſi, ſpäter Cardinal, auf dem Schlachtfelde am Ronco die Denkſäule aufrichten, welche heute dort aufrecht ſteht. Inſchriften auf Medaillons, ſehr mittelmäßiger Art, rufen das große Ereigniß ins Gedächtniß. Charakteriſtiſch für die ſchon manirirt werdende Zeit iſt die alberne Spielerei in dieſen Verſen:

Hac Petra Petrus Donatus Donat, Iberos
Gallosque hic caesos, Caesius enumerat.

Ich habe den berühmten Pinienwald (la Pineta) leider nicht beſucht. Der Anblick ſeiner ſchwarzen Maſſen in nicht zu weiter Entfernung von Claſſe reizt mächtig genug ſein Dickicht zu durchſtreifen, oder ihn wenigſtens auf der Straße nach Comacchio zu durchziehen. Der Forſt iſt uralt. Man ſagt, daß ſchon die Römer aus ihm das Material für die Werften des ravennatiſchen Hafens zogen. Das Heer der Gothen lagerte in ihm, als Theoderich den König Odoaker in Ravenna eingeſchloſſen hielt. Seine

Hauptmasse besteht aus dichtem Gestrüpp verschiedenartigen Baumwuchses, aus welchem sich die herrlichen Pinien erheben. Ihre Zapfen enthalten mandelartige Kerne, welche von Ravenna aus in großer Menge weit und breit versendet werden. Man berechnet sie auf 10000 Scheffel jährlich. Ravennaten schilderten mir die innersten Wildnisse dieses Waldes, in welchem der Jäger das wilde Schwein jagt, als bezaubernd schön, und nicht minder die Gegenden wo er bis zur Küste hinabsteigt, und in malerischen Buchten vom Meer bespült wird. Er erstreckt sich längs desselben 24 Millien weit von der Stadt Cervia bis zur Mündung des Po, welche Spina oder Spineticum heißt. Seine größte Breite beträgt drei Millien. Der herrliche Wald gehört seit Alters Ravenna, deren Geistlichkeit sich fast ganz in seinen Besitz setzte. Die Päpste schützten ihn vor der Zerstörung, und er verdiente mit vollem Recht seine eigene Geschichte, die ihm gewidmet worden ist: Francesco Ginanni, Storia civile e naturale delle Pinete Ravennati. Roma, Salomoni 1774.

Wir haben die Monumente Ravenna's nach der Folge ihrer Zeiten, nicht nach ihren Localen aufgesucht, und von ihnen auch nur wenige, aber solche herausgehoben welche als Charaktergestalten ihrer Epochen bedeutend sind. Wir sagten daß die ganze große Periode der guelfischen Zeit in Kirchen und Palästen monumental kaum mehr sichtbar sei, aber statt ihrer zeigen die Ravennaten voll Stolz in einer unscheinbaren Gasse eine kleine Gruftcapelle, welche sie mit keinem Prachtdom der Welt vertauschen würden. Dort liegt der größte Genius Italiens begraben, Held und zugleich Opfer der Kämpfe zwischen Guelfen und

Ghibellinen, denen er ein Denkmal gründete, das nur mit der Menschheit selbst untergehen kann. Die Vereinigung dreier weltberühmter Mausoleen in Ravenna, welche so große Abschnitte des geschichtlichen Lebens bezeichnen, ist ganz wunderbar: Galla Placidia, Theodorich und Dante! Der Gang von einem zu dem andern ist wahrlich eine Wanderung durch große, von Gestalten reich erfüllte Räume der Weltgeschichte.

Wenn Ravenna keine andere Zierde besäße als die ihm die Verse auf der Gruft Dante's verleihen, und keinen andern Ruhm als den, diesem Poeten das letzte Asyl dargeboten zu haben, so wäre dies hinreichend genug es für alle Zeiten dem Dunkel zu entreißen. Es war um das Jahr 1320, als Dante von Verona nach Ravenna ging, heimatlos und in bitterster Armut. „Damals" so erzählt Boccaccio, „war Herr über Ravenna, eine hochberühmte und alte Stadt der Romagna, ein edler Ritter mit Namen Guido Novello da Polenta; dieser war in den liberalen Wissenschaften wol unterrichtet, ehrte die tüchtigen Männer hoch, und vor allen diejenigen welche durch Kenntnisse andere überragten. Als er hörte, daß Dante ohne alle Aussicht in der Romagna sich befinde, von dessen Ruf er lange vorher vernommen hatte, so entschloß er sich ihn in diesem verzweifelten Zustande aufzunehmen, ohne von ihm darum angegangen zu sein." „Dante wohnte also in Ravenna, nachdem er jede Hoffnung der Rückkehr nach Florenz verloren hatte, einige Zeit unter dem Schutze dieses gnädigen Herrn; hier bildete er mehrere Schüler in der Dichtkunst, zumal in der lingua volgare, welche er, nach meinem Dafürhalten, zuerst unter den Italienern

zu dem Range erhoben hatte, welchen Homer unter den Griechen, und Virgil unter den Lateinern ihren Muttersprachen gegeben haben." [1]

Die Familie der Polenta hatte im Jahr 1275 die Signorie der Stadt erlangt, und in der Epoche der italienischen Tyrannis zu ihren Herrschern sich aufgeworfen, nachdem früher die Herzoge vom uralten Geschlecht der Traversari Ravenna regiert hatten. Guido da Polenta war Neffe der Francesca da Polenta, welche, mit Giovanni Malatesta von Verucchio, dem Podesta von Rimini, vermält, durch Dante selbst unsterblich geworden ist. Der Herr von Ravenna nahm keinen Anstoß an den Versen des großen Dichters, der den Schatten seiner unglücklichen Muhme unter den zu ewiger Qual verdammten Seelen aufgeführt, aber ihr tragisches Schicksal durch die Verklärung seiner Poesie zu einem Gegenstande der Rührung für alle Zeiten gemacht hatte. Dante brachte sein Lebensende unter dem Schutze Guido's zu. Doch der Palast der Polentanen ist spurlos verschwunden. Von ihrer Herrschaft über Ravenna blieb als das schönste Denkmal nur diese Poetengruft übrig. Sonst ruft nichts mehr ihren Namen ins Gedächtniß, es sei denn ein Stein welcher in der Wand der Kirche von S. Francesco eingemauert ist, einen in die Kutte der Minoriten gehüllten Mann darstellt, und diese Inschrift trägt: Hic jacet Magnificus Dominus Hostasius de Polenta qui ante diem felix obiens occubuit MCCCLXXXVI die XIV. Mensis Martii. Cujus anima requiescat in Pace.

[1] Man sehe das treffliche Werk Balbo's, Vita di Dante.

Die Kämpfe der leidenschaftlichen Seele Dante's, welche sein Gedicht durchstürmen und ihm den unvergleichlichen Lebensgeist der Persönlichkeit eingehaucht haben, waren geschlichtet als er in Ravenna seine Tage beschloß. Er widmete sie hohen religiösen Betrachtungen, der vita contemplativa. Er dichtete hier die Bußpsalmen und sein Credo; er schien ein Büßer geworden zu sein wie jener Otto III., welcher, nachdem seine Herrschaft über Rom in Trümmer gegangen war, sich in die Kutte hüllte und in der Zelle von S. Apollinarius betete. Als er nun zum Sterben sich legte (er starb am 14. Sept. 1321), wollte er in der Kutte der Franciscaner begraben sein. Die Minoriten rechnen ihn daher zu den Ihrigen, und man erinnere sich daß er sich selber schon in seinem Gedichte darstellt, den Strick jenes Ordens um den Leib gegürtet. Man sagt sogar: er habe sich in Ravenna wirklich unter die Tertiarier von S. Franciscus aufnehmen lassen.

Guido Polenta bestattete den todten Dichter in einem Marmorsarkophag bei den Minoriten. Er beschloß ihm ein prachtvolles Denkmal zu errichten, aber dies unterblieb. Während der Unruhen denen das Haus der Polenta erlag, wurde das Dichtergrab vernachlässigt und fast vergessen, und erst im Jahre 1482 erinnerte man sich an eine heilige Pflicht. Die Polentanen waren vertrieben worden. Hostasius, der letzte dieses berühmten Hauses, endete in der Gefangenschaft auf der Insel Candia, denn die Stadt Ravenna hatte die Republik Venedig angerufen und sich in ihren Schutz gestellt. Sie wurde nun ein integrirender Theil derselben, und bis zum Jahre 1509 von venetianischen Prätoren regiert. Unter diesen war es

Bernardo Bembo, der Vater des berühmten Cardinals, welcher den Plan Guido's da Polenta wieder aufnahm und im Jahre 1482 dem Dichter ein schönes Mausoleum bauen ließ. Es ist das heutige, aber in der Umwandlung durch die päpstlichen Legaten im 17. und 18. Jahrhundert. Die Venetianer hatten nämlich Ravenna wieder an den heiligen Stul abgetreten, im Jahre 1509, zur Zeit Julius II., welcher auch Bologna an die Kirche brachte.

Das Grabmal Dante's ist ein kleiner Tempel, den eine Kuppel deckt, im Stile der Renaissance. Den innern Raum schmücken Reliefs und Inschriften. Vier Medaillons stellen Virgil, Brunetto Latini, Can Grande della Scala und Guido von Polenta dar. Der Eingangsthüre gegenüber steht der Marmorsarkophag, über ihm das Bildniß Dante's in Relief. Die bekannte Inschrift, welche er selbst sich dichtete, sagt:

Jura monarchiae superos phlegetonta lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque:
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,
Autoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Das Grab ist stets verschlossen; der Schlüssel wird auf dem Stadthause verwahrt. Der Graf Alessandro Cappi, welcher mich in das Mausoleum führte, ein schöner Mann im ersten Greisenalter, hatte in früher Jugend hier noch Lord Byron gesehen, in jener Epoche seines Lebens wo er die Gräfin Guiccioli liebte (diese Dame lebt noch hochbetagt, nicht in Ravenna, sondern in Paris, so wenigstens erzählte man mir). Der Lord, so sagte mein Führer, ging niemals an dem Grabmal, auch in

der Weite vorüber, ohne ehrfurchtsvoll sein Haupt zu entblößen, und ich erinnere mich der schönen Verse die er der Dante'schen Gruft gewidmet hat. Wohl, hier ist ein Heiligthum, welchem jeder fühlende Mensch nur mit tiefster Rührung nahen wird, ein Wallfahrtsort der Andacht für alle welche fähig sind die freie schöpferische Kraft eines Menschengeistes zu bewundern, der über dem Sturm seiner Leidenschaften einen solchen ruhigen und ewigen Himmel verklärter Ideale aufzubauen vermochte. Dante hat in Wahrheit an seinem eigenen Leben dargestellt was eigentlich sein ganzes Vaterland in der guelfischen Epoche so bewundernswürdig macht, wo mitten unter den schrecklichsten Kämpfen der Parteien überall aufsproßten zahllose edle Blüten der Kunst und des Wissens, und schon dies geschichtliche Verhältniß macht ihn zum Repräsentanten und Inbegriff seines Nationalgeistes in einer langen Periode.

Die Einsamkeit seines Grabes ist bezaubernd, und es ist gut daß die Ravennaten den reuigen Florentinern es verweigerten den Nationalschatz auszuliefern. Denn so setzt Dante noch sein Exil fort, und er ruht in der berühmten Stadt, unter deren gastlichem Schutze er gestorben ist, in einem Monument an dessen Errichtung die erlauchte Republik Venedig und das Papsttum Anteil haben, und welches frei und isolirt dasteht, wie ein Königsgrab, wie das Mausoleum des großen Theodorich.

Streifzug

durch

die Sabina und Umbrien.

1861.

Eine Fahrt von Rom durch römisch Tuscien, die Sabina und Umbrien ist heute um so anziehender, weil der Reisende in den ehemaligen päpstlichen Provinzen, nun annectirten Teilen des Königreichs Italien, viele neue Beobachtungen machen kann. Statt mit der täglichen Post zu fahren, ist es besser, einen Vetturin bis Perugia zu nehmen. Das echt italienische Institut der Vetturine wird in einigen Jahren durch die Eisenbahnen verschwinden und mancher wird es bedauern. Wenn auch nicht immer bequem, so ist diese Art des Reisens doch mit vielerlei Vorteilen verbunden. Man lernt das Land kennen und hat Erlebnisse unterwegs, was mit der Eisenbahn aufhört.

Mein Vetturin trabte recht wacker auf der alten flaminischen Straße fort, in hoher Morgenfrühe, bei dem köstlichen Septemberwetter. Die Fahrt durch jene tuscische Campagna ist wahrhaft schön, weil der Soracte und das mächtige Sabinergebirg zur Rechten die herrlichsten Ansichten entfalten. Der Orte giebt es in dieser Oede sehr wenige. Zuerst passirt man hinter dem dritten Meilenstein Prima Porta, die Sara Rubra des Altertums, so genannt von den rötlichen Tuffelsen die sich dort erheben. Dieses vulcanische Gestein ist der römisch-tuscischen Land-

schaft besonders eigen; es bildet sehr malerische Formationen von Hügeln, Schluchten, natürlichen Mauern und Hochflächen, die zum Anbau von Städten einladen. Wer Veji und Civita Castellana kennt, erinnert sich dieses ausgeprägten Charakters, welcher so ganz von jenem Latiums abweicht.

Der Tiber fließt in schönen Windungen durch dies Gebiet, von fernen Bergreihen prachtvoll eingefaßt. Man verläßt ihn jedoch bald, indem man linkswärts abbiegt, um Castelnuovo vorbei Rignano zu erreichen. Ein Zug päpstlicher Reiterei belebte die Straße; diese Truppe bewegte sich, in dichten Staub eingehüllt, ziemlich rasch vorwärts, und bald sollte mir klar werden was dies letzte militairische Schauspiel in päpstlichen Landen für einen Zweck hatte.

Man weiß daß römisch Tuscien, durch den Tiber von Latium oder der Campagna geschieden, das eigentliche Patrimonium S. Peters genannt wird. Mit Unrecht datirt man den Besitz dieses Gebiets von der Schenkung der Gräfin Mathilde her. Die berühmte Beschützerin der römischen Hierarchie hatte freilich dort Domänen, aber ihre Hausmacht reichte bis tief nach Latium hinein, wo sie viele zerstreute Güter besaß. Was man nun das Patrimonium S. Petri nennt, bildete vielmehr die ältesten Grundbestandteile des Kirchenstaats; dort liegen dessen Anfänge, und das erste weltliche Besitztum welches der heilige Stuhl erwarb, war Sutri oberhalb des Sees von Bracciano, eine Schenkung des Langobardenkönigs Liutprand.

In der carolinischen Epoche gebot der römische Bischof

über alle die noch heute dauernden Städte von römisch Tuscien, die er durch Delegaten unter dem Titel von Duces, Comites und Rectoren verwalten ließ. Doch dies Besitztum ging allmälig verloren, sobald sich nach dem Falle des carolinischen Reichs erbliche Grafen jener Städte bemächtigten. In der Epoche Mathildens besaß der Papst weder in Tuscien, noch in der Sabina mehr politische Landesgewalt, sondern hundert kleine Grafen und Landbarone herrschten dort, und spotteten der Schenkung Pipins und Karls. Vieler Kriege, langer Jahrhunderte bedurfte es um den heiligen Stul in den Besitz dieser alten Patrimonien zu setzen.

In Rignano rasteten wir sechs Stunden des Tages über. Dieser Ort gehört noch zur Comarca von Rom, welche hier endet, denn jenseits beginnt die Delegation Viterbo. Er ist klein und unansehnlich, aber ein Herzogtum wie viele andre römische Nester. Der älteste Sohn des Hauses Massimo führt jetzt den Titel Duca di Rignano. Im Gasthofe des Städtchens fand ich einen päpstlichen Colonnell, welcher als verabschiedeter Officier nach seiner Heimat Macerata reisen wollte, aber in Narni von den Piemontesen zurückgewiesen war, weil auf seinem Paß das Visum des „italienischen Consuls“ fehlte. Man schilderte mir überhaupt die piemontesische Gränzwacht, die ich bald erreichen mußte, als sehr streng; man sagte mir daß alles was von Rom komme verdächtig, daß die Furcht vor reactionären Umtrieben groß sei. Zugleich gingen sowohl in Rignano als in allen andern Orten dieses Gebiets aufregende Gerüchte von dem Einbruch von 200 Neapolitanern oder von einer Bande Reactionäre, welche,

als Zuaven verkleidet, von Corneto her sich aufwärts bewegten, um den Fluß zu passiren. Einige Leute versicherten sogar, daß sie das Korps im Lager gesehen hätten, und kurz man fürchtete Exzesse ähnlich jenen im Neapolitanischen. Selbst mein Vetturin wurde ängstlich, und beschloß seinen Tagesmarsch abzukürzen, indem er schon in Civita Castellana Halt machte. Die Bewegung eines Zuavencorps oder einer Freischar dieser Art war es denn auch, welche, wie man mir sagte, den Ausmarsch jener päpstlichen Reiterei in der Richtung auf den Tiberfluß veranlaßt hatte. Wir haben indeß nichts von dieser Bande wahrgenommen, sondern wir setzten unsere friedliche Reise Nachmittags durch die entzückende Tiberlandschaft weiter fort.

Und entzückender wird die Gegend, sobald man Rignano verläßt um nach dem nahen Civita Castellana zu fahren. Man rollt auf der herrlichen Flaminia dicht am Fuße des Soracte hin, welchem man lange Zeit so nahe bleibt daß man den Ort auf ihm, die mittelalterlichen Türme, und die Kirche auf seiner Höhe deutlich betrachten kann. Jener Berg, dem Horaz und Virgil ein paar Verse gewidmet haben, ist weithin im tuscischen Lande und schon von Rom aus sichtbar. Er erhebt sich ganz isolirt als eine rötliche, scharf und schön gemeißelte Kalksteinmasse seitwärts vom Tiber. Seine inselartige Gestalt, seine Farbe, und die graciöse Form erinnerten mich lebhaft an den Monte Trocchio in der nächsten Nähe S. Germano's, obwohl er größer und höher ist. Seine Höhe beträgt nämlich über 2000 Fuß. Der Archäolog kennt diesen reizenden Berg wegen der uralten Culte die dort ihr Local

hatten, und den Geschichtschreiber erinnert er an vielerlei Epochen im Mittelalter. Jener Papst Sylvester welcher sich vom Kaiser Constantin, den er der Sage nach im lateranischen Palast taufte, das ganze Land Italien, die Hauptstadt Rom, ja das ganze Abendland schenken ließ — und wie lange Zeit hindurch hat man nicht an diese lächerliche Schenkung geglaubt? — jener glückliche Papst also lebte in der Einsamkeit des Soracte versteckt, so lange als die letzte Christenverfolgung dauerte. Ihm zu Ehren wurde schon im frühesten Mittelalter das Kloster S. Sylvester auf der Spitze des Bergs, und wie man behauptet, über den Trümmern des Apollo-Tempels erbaut. Dies Kloster war eine Zeitlang berühmt und stark besucht, als eins der ältesten im Landgebiete Roms. Karlmann, der älteste Sohn des großen fränkischen Helden Karl Martell, nahm hier im Jahre 746 die Kutte, vertauschte aber die reizende Einsiedelei mit dem noch reizendern Monte Casino, um sich den lästigen Besuchen zu entziehen welche ihm fränkische Edle machten, wenn sie die flaminische Straße herab nach Rom reisten. Diese Beziehung des einsamen Berges auf die große Epoche Karls giebt ihm in der That einen Reiz mehr.

Noch andre Klöster entstanden hier; darunter S. Andrea am Fuße des Berges (jetzt zerstört), wo im 10. Jahrhundert der Mönch Benedict eine barbarische, doch durch historische Notizen wichtige Chronik schrieb. Pertz fand sie in der Chigiana zu Rom, und ließ sie in den Monumenta Germaniä abdrucken. Ueberhaupt war gerade diese Gegend an den Gränzen der alten Sabina ein wahres Stammland der Benedictiner. Jenseits über

dem Tiber, wenig entfernt vom Soracte, liegt noch heute das uralte Kloster Farfa, jetzt in Verlassenheit, eine ehemals berühmte Stiftung langobardischer Zeit, eine kaiserliche und ghibellinisch gesinnte Abtei, welche den deutschen Kaisern oftmals zum Stützpunkt in diesen Gegenden diente. Sie hat der Culturgeschichte im Ganzen wenig Früchte getragen; aber die Forschung über das römische Mittelalter verdankt dem Sammlerfleiß ihrer Mönche den kostbaren Codex farfensischer Regesten, welchen die Vaticana verwahrt. Dies wichtige Urkundenbuch, ein Seitenstück zu den Regesten des Petrus Diaconus von Monte Casino, ist eine vorzügliche Quelle geschichtlicher Forschung geworden. So betrachtet man mit nicht geringem Anteil das großartige Gefilde um den Soracte, und man erinnert sich mancher Romfahrt unserer deutschen Kaiser während ihrer Kämpfe mit dem gregorianischen Papsttum. Unterhalb des Soracte liegt auch die Tiberfurt, wo sie gewöhnlich über den Fluß setzten, bei dem alten Flaviamm, dem heutigen Fiano.

Ich habe es bedauert daß ich nicht zu dem Ort S. Oreste emporsteigen konnte, welcher recht einladend auf dem Rücken des Berges steht. Die Archäologen wollen wissen daß dort einst der berühmte Tempel der Feronia stand, daß der darauf gebaute Ort ursprünglich S. Edistio, dann corrumpirt S. Resto hieß, woraus S. Oreste entstanden sei. Doch viel wahrscheinlicher ist es, daß dieser Name aus dem alten Soracte selbst herzuleiten sei. Der Name eines heidnischen Bergs verwandelte sich im barbarischen Mittelalter in den eines unbekannten oder fingirten Heiligen.

Ich erreichte Civita Castellana um 6 Uhr Abends.

Der Anblick dieses merkwürdigen Orts ist unvergleichlich, und übertrifft selbst den von Veji, weil er viel mehr ein ganzes und abgeschlossenes Gemälde darstellt. Er erhebt sich auf einem Felsenplateau, dessen schroffe, röthliche, malerisch umrankte Wände als natürliche Mauer dienen, während der Fluß Treja um sie herfließt. Schön gebaute, zum Teil alte Brücken führen von mehreren Seiten über den Fluß; eine derselben sieht der neuen Brücke von Arricia ähnlich, ist aber keineswegs so großartig. Die tiefe und prachtvolle, oft sehr enge Felsschlucht, welche die Treja durchrissen hat, bietet die mannichfaltigsten und wahrhaft überraschende Ansichten dar, die den Maler entzücken müßten. Die Wahl des Locals dieser etruskischen Orte ist immer höchst passend und praktisch gewesen.

Hier soll das uralte Falerii gestanden haben, während man in den noch heute sichtbaren Ruinen von Falari, wenig seitwärts von Civita Castellana, die spätere römische Colonie Falerii zeigt. Im Mittelalter, als die Saracenen diese Gegenden unsicher machten (sie zerstörten einst auch die Abtei Farfa), wurde das älteste verlassene Falerii wieder bevölkert, weil seine ausgezeichnet feste Lage auf dem Felsenplateau den besten Schutz darbot, und so entstand die Civitas Castellana, lange Zeit der Sitz mächtiger Grafen und in der Geschichte der Päpste häufig genannt. Der standhafte Gegner Gregors VII., Wibert von Ravenna, als Gegenpapst Clemens III., residirte hier in seiner letzten Zeit, und starb auch daselbst. Auch Alexander III. starb hier. Heute bietet diese freundliche und geräumige Stadt (von nur 2400 Einwohnern) wenig bemerkenswertes dar. Sie ist ein Bistum seit alter Zeit, wie fast jeder beträcht-

liche Ort im Patrimonium und in Latium von Alters her Sitz eines Bischofs ist. Die Kathedrale S. Maria ist sehenswert, ihr romanisches Portal und Vestibulum ein merkwürdiges Denkmal des 13. Jahrhunderts. Rundbogen, Rundfenster mit römischer Gothik; Säulen, und ein mosaicirter Architrav, völlig römisch. In der Vorhalle noch alte Inschriften, worunter die älteste eine Schenkung von Gütern aus dem 9. Säculum an die Kirche enthält.

Sonst zeigt die Stadt keine Reste municipaler Epoche, und die feudale Periode ist nur an dem alten Castell sichtbar, einem Bau aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, wie das Wappen Borgia es lehrt; denn Alexander VI. ließ diese Burg von Antonio da Sangallo errichten. In der letzten Zeit diente sie als Bagno oder Staatsgefängniß, und mancher Reisende erinnert sich vielleicht hier den berühmten Räuberhauptmann Gasparone, einen nahen Verwandten des Cardinals Antonelli, gesehen zu haben. Ob dieser Mensch noch lebt und dort noch verwahrt wird, vergaß ich zu erfragen. Ich erinnere mich daß mir jemand in Rom erzählte diesen Banditen in Civita Castellana aus Neugierde aufgesucht zu haben, und daß Gasparone, auf die Frage wie viel Menschen er umgebracht, ihm geantwortet habe: „Es sind deren nicht so viele, vielleicht nur etliche zwanzig.“ [1]

Heute weht die französische Tricolore auf dem schwarzen und malerischen Turm von Civita Castellana; denn dies

[1] Gasparone wurde im Jahre 1871 entlassen, und zeigte sich sogar in Rom, wo man ihm von gewisser Seite her, als einem Sträfling päpstlicher Zeit, einige kindische Huldigungen darbrachte.

ist der äußerste Ort des Patrimonium Petri gegen die Sabina hin, welchen die Truppen Napoleons besetzt halten. Die französischen Soldaten die ich sprach, schilderten mir ihr Leben in dieser Einsamkeit als sehr traurig und langweilig, und sie hatten Grund über die brennende Sonnenglut in so schattenloser Gegend zu klagen, welche sonst ziemlich gesund sein soll. Auch ist der Wein, eine säuerliche, weiße Gattung, die man hier überall zu ziehen scheint, nicht kräftig genug.

Nach einer guten Nachtrast in dem ziemlich saubern Hotel der Post, welches wegen der Verbindungsstraßen nach der Sabina, nach Nepi, Amelia und Viterbo, die in Civita Castellana zusammentreffen, sehr lebhaften Verkehr zu haben scheint, sollte ich in kurzer Zeit die päpstliche Gränze verlassen und auf die ersten Piemontesen stoßen. Denn die Gränzscheide zwischen dem gegenwärtigen Rest des Kirchenstaats und dem neuen italienischen Reich bildet der Tiber, so weit er in seinem Laufe hier das Patrimonium und dort Umbrien und die Sabina von einander trennt.

Des Morgens um 5 Uhr von Civita Castellana abgereist, erreichte ich in einer Stunde Borghetto, ein zerfallenes malerisches Castell unweit des Flusses, und heute dort der letzte päpstliche Ort. Unten strömt der Tiber durch ein herrliches breites Tal, in entzückender Landschaft, da jenseits die schönen Berge der Sabina nahe herantreten, mit vielen alterthümlichen Ortschaften, die jetzt, im Jahre 1861, alle voll von Piemontesen und von Lombarden sind.

Hier führt unterhalb Borghetto die Brücke Felice über den noch ziemlich breiten Strom. Sie ist das schöne

Denkmal Sixtus V. (Felix Perretti). Er baute sie im Jahre 1589. Bis hieher können Tiberschiffe stromauf fahren; seit einigen Jahren gehen von der Ripetta Roms sogar kleine Dampfschiffe in regelmäßiger Wochenfahrt dorthin, und stellen so einen mäßigen Waarenverkehr zwischen der Hauptstadt und der Sabina her. Die große Sommerdürre hatte den Fluß sehr geschmälert, und höchstens zwei oder drei Kohlenschiffe sah ich am Ufer fest.

Mitten auf der Brücke stand gerade über der Inschrift von Sixtus V. die Fahne Frankreichs. Bis dahin reicht also heute das Dominium Temporale der Nachfolger dieses berühmten Papsts, und jenseits beginnt der neue Staat, welchen die merkwürdige Revolution Italiens von 1859 per fas et nefas geschaffen hat. Es war ein interessanter Anblick am Ende der Brücke die zwei italienischen Tricoloren zu betrachten, welche mit schon welken Lorbeeren bekränzt dort hingen, nicht hoffnungsvoll in den Lüften flatternd, sondern, von keinem Winde bewegt, melancholisch an dem Lanzenschafte niederhangend. Sie schienen so verzweifelte Blicke auf die unerbittliche französische Fahne zu werfen, wie die großen und breitschultrigen Grenadiere Piemonts, die am Haupt der Brücke vor einer Hütte auf der Wacht standen. Diese kräftigen Leute sahen ernst und argwöhnisch aus, als sie in ihrem piemontesischen Dialekt, der mein an die Sprache Latiums gewöhntes Ohr beleidigte, meinen Paß verlangten. Während sie nun denselben studirten, benutzte ich diese kleine Pause, wieder nach der Mitte der Brücke zurückzugehen, um dort die Inschriften der Päpste Sixtus V. und Urban VIII. abzuschreiben. Aber wunderlicher Weise hinderte mich daran ein mir rasch nachfolgender Grenadier,

welcher mir ziemlich heftig erklärte daß er mir nicht erlauben dürfe die Brücke nochmals zu beschreiten; er selbst wagte sich nicht einen Schritt über die französische Fahne hinaus, so daß ich mich von der energischen Wirkung dieses Gränzsymbols bestens überzeugen konnte. Meine Demonstration war vergebens, der wackere Soldat begriff weder meine Absicht, noch wollte er sonstige Gründe anhören, ich muß schlechterdings zurückgehen. Im übrigen benahm sich der Wachposten freundlich, und nicht minder der Doganen-Beamte, dem man sich alsbald präsentiren muß. Das Panorama welches man von der Brücke selbst nach der Sabina hinein vor sich hat, ist schön und mannichfach. Nahe gegenüber zeigt sich der alte und finstere Ort Magliano, Sitz des sabinischen Bischofs — der Prälat wurde vor mehreren Monaten gefangen hinweggeführt — weiter hinein liegt Poggio Mirteto, jetzt eine der Hauptstationen für die piemontesische Gränzarmee, während sich die Civil-Intendantur der ganzen Sabina in der großen Stadt Rieti befindet, dem bisherigen Sitze des päpstlichen Delegaten.

Ich fuhr nun in das schöne Bergland hinein. Lachende Hügel durchziehen die Sabina, reich an Wein, Oel und Castanienwuchs, bevölkert von einem kräftigen, biedern und patriarchalischen Menschenschlag ohne Cultur. Der Charakter dieser Gegenden ähnelt nicht dem von Latium, wo doch alles sonniger und südlicher ist, sondern schon eher jenem in den mittleren Apenninen. Die ungewöhnliche Dürre des Sommers hatte auch hier alles verbrannt; der Mais stand kümmerlich in Kolben, der Weinstock versprach einen guten Ertrag, der Oelbaum nur geringe Frucht.

Die erste Stadt, die man auf der dortigen Straße erreicht, ist das uralte, jetzt sehr kleine Otricoli, der berühmte Fundort mancher Altertümer, wie des Jupiterkopfs im Vatican. Merkwürdig ist er auch dadurch, daß hier der berühmte Arnold von Brescia von den Landsknechten Barbarossa's gefangen und den Cardinälen ausgeliefert wurde, wonach man ihn zur Hinrichtung nach Rom führte. Was heute Italien vom Papst verlangt, hatte schon er damals gelehrt!

Otricoli wird eigentlich bereits zu Umbrien gerechnet, aber die Gränzen beider Provinzen sind hier kaum bestimmbar und waren immer schwankend. Heute gehört die Stadt zur Delegation Spoleto, man betritt also schon hier das Gebiet dieses alten, einst so mächtigen Herzogtums. So viele Orte man nun durchfährt, überall wird dem von Rom Kommenden die Menge der italienischen Tricoloren und Farben, sowie der frisch gemalten Wappen des Hauses Savoyen ins Auge fallen, als nicht genug wiederholte Demonstration eines neuen Zustandes. Ueberall wird er piemontesisches Militär sehen, Grenadiere, Lanzenreiter, Alpenjäger in spitzen Federhüten und blauen kurzen Mänteln, ziemlich theatralischer Erscheinung; ferner die stattlich aussehende, überall gleichförmig gekleidete Nationalgarde, welche, je weiter man sich von der römischen Gränze entfernt, desto mehr hervortritt, bis das Linien-Militär ganz verschwindet.

Hinter Otricoli zeigt sich die große Schlucht, welche die Nera durchströmt, ein wildes Bergwasser, das dem Tiber zueilt, einst die geographische Gränze zwischen der Sabina und Umbrien. Dann steigt das schön gelegene

Narni, eine der alten Hauptstädte Umbriens, mit seiner prächtigen Burg droben und vielen Kirchentürmen empor. Die Lage Narni's ist reizend; der aus der grandiosen Schlucht kommenden Nera öffnet sich plötzlich zu den Seiten ein weites herrliches Tal welches der Fluß durchrauscht, während links und rechts Bergreihen sich fortziehen. Eine großartige Brücke der Römer überspannt noch den reißenden Bergstrom. Man blickt hier voll Verlangen zu jenen Bergen Umbriens hinüber, wo das feigenreiche Amelia und so viele andere Orte deutlich sichtbar werden. Vorwärts dagegen taucht in einer Weite von nur fünf Milien zwischen grünen Hügeln das alte Interamna auf, die Vaterstadt des Tacitus, heute Terni genannt. Nichts dürfte entzückender sein als diese Landschaften im Frühling oder Herbst fußwandernd zu durchstreifen.

Außer dem schönen Schlosse hat Narni einige sehenswerte Kirchen und Klöster, so die alte dem ersten Bischof des Orts S. Juvenal geweihte Kathedrale; doch der größeste Schatz des kleinen Orts ist ein berühmtes Bild von Lo Spagna, welches die Krönung der Madonna vorstellt, im Kloster der Zoccolanti. Man begegnet Gemälden dieses ausgezeichneten Meisters in manchen Kirchen Umbriens, aber einige werden ihm fälschlich zugeschrieben.

Die Cyclopenmauern oben auf der Arx sind bis auf wenige Ueberreste untergegangen, und von den römischen Monumenten der alten Narnia, wo der Kaiser Nerva geboren wurde, hat sich nichts mehr erhalten als die Trümmer der Brücke des Augustus über der Nera. Dies Werk, eines der großartigsten dieser Art überhaupt, ist noch heute bewundernswürdig, obwohl von den ursprünglichen drei

oder vier Bogen, welche die Brücke bildeten, nur noch einer aufrecht steht. Der Anblick dieser herrlichen Trümmer in Verbindung mit dem wildflutenden Wasser der Nera, einem nahen Kloster, und den übrigen Architekturmassen der Stadt, wie endlich der prächtigen Landschaft ist unvergleichlich, von welchem Standpunkte auch man diese Brücke betrachten mag.

Zum erstenmale erwähnte ihrer Martial:

Narnia sulphureo quam gurgite candidus amnis
Circuit, ancipiti vix adeunda jugo,
Quid tam saepe meum nobis abducere Quintum
Te juvat, et lenta detinuisse mora?
Quid Nomentani causam mihi perdis agelli
Propter vicinum qui pretiosus erat?
Sed jam parce mihi, nec abutere, Narnia, Quinto;
Perpetuo liceat sic tibi ponte frui.

Die Brücke stürzte erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts zusammen. Zur Zeit der Hohenstaufenkaiser bestand sie nicht mehr, denn Parcival Doria, der General Manfred's ertrank gepanzert wie er war auf seinem Rosse, als er oberhalb Narni den reißenden Fluß zu durchschwimmen wagte. Man baute, da die Kosten der Wiederherstellung der alten Brücke zu groß waren, die neue und bequemere in der Nähe jener.

Die Erwähnung des tapferen Parcival auf diesem Local bringt eine andere Kriegergestalt in Erinnerung, und diese ist noch heute ein Stolz der Narnesen. Wer vor dem Dom S. Antonio von Padua stand, sah daselbst die bronzene Reiterfigur Gattamelata's, ein Werk Donatello's, und das erste dieser Art überhaupt seit dem Wiederauf-

leben der Künste in Italien. Dies Denkmal ließ die Republik Venedig einem ihrer verdienstlichsten Condottieri, jenem Gattamelata setzen, welcher der Fahne S. Marco bis zum Jahre 1441 gedient hatte. Er stammte aus Narni, sein eigentlicher Name war Erasmus.

Noch ein anderer Narnese gab dem kleinen Ort im 15. Jahrhundert Ansehen; der Cardinal Bernardino Eroli, der im Jahre 1479 starb, und dessen Grabmal in den Grotten des Sanct Peter zu Rom gesehen wird.

Die Familie dieses Cardinals dauert noch in Narni als die erste der dortigen Patriciergeschlechter fort. Sie bewohnt daselbst einen alten Palast. Einer ihrer Mitglieder ist der Marchese Giovanni Eroli, gelehrter Antiquar, Geschichtsforscher, und die lebende Chronik seiner Vaterstadt, deren Merkwürdigkeiten er vielfach beschrieben und in seiner Sammlung von Collectaneen unter dem Titel Miscellanea Narnese zusammengefaßt hat. Da ich mich einige Zeit in dem Orte aufhielt, besuchte ich diesen liebenswürdigen Herrn, einen unverheiratheten Mann in noch kräftigsten Jahren. Das Leben eines Patriciers in einer kleinen, geistig öden Landstadt muß um so entbehrungsvoller sein, je größere Kenntnisse und Neigung, sie auszubeben, er selbst besitzt. Der Marchese, offenbar erfreut einen wissenschaftlich Reisenden vor sich zu sehen, und zumal einen der von Rom zekommen war, empfing mich auf das freundlichste, befriedigte meine Nachfragen über das Gemeinde-Archiv Narni's, wie über die Archive anderer Städte Umbriens, und er lud mich endlich ein, ihn außerhalb seines Palasts in sein Atelier zu begleiten. Dies war kein Studium für Bildhauerkunst oder Malerei, sondern für Photographien.

Als ich in dies bunte, mit Glas gedeckte Gemach trat, glaubte ich in einem Treibhause zu stehn, denn die Gluthitze darin war in Wirklichkeit kaum erträglich. Hier zeigte mir der Marchese die Anfänge seiner Productionen, welche indeß so wenig gelungen erschienen, daß sie seine Gäste nicht gerade einladen konnten, sich zu Opfern seiner dilettantischen Versuche herzugeben, obwohl sie bei dieser Procedur auf einem schwarz und weiß getäfelten Marmorboden sitzen oder stehen dürfen.

Von Narni aus vertieft sich der Wanderer mit wahrhafter Freude in das umbrische Land, diesen von wonnigen Hügeln, Olivenhainen, lachenden Thälern, und von reichlich strömenden Flüssen belebten Garten Mittelitaliens. Heiterkeit und Grazie scheinen überall verbreitet, selbst die Sprache des Volks ist melodiös. Kein Wunder, daß hier die umbrische Malerschule blühte, für deren Gestalten voll reizender und seelenvoller Anmut die Landesnatur die Quelle gewesen ist. Umbrien ist in Wahrheit die Vorstufe für das noch schönere, noch anmutigere Toscana selbst.

Nach einer herrlichen Fahrt durch die fruchtbare Campagna Narni's erreicht man schnell Terni, die Vaterstadt des Tacitus, dem Reisenden sonst durch den berühmten Fall des Velino bekannt, und eine betriebsame Stadt von nahe an 9000 Einwohnern. Ich habe den Wasserfall nicht gesehen, aber die Stadt hin und her durchwandert. Ein ziemlich sauberer Ort, in welchem die Periode der Renaissance und des baronalen Luxusstils das charaktervolle Mittelalter schon ausgelöscht hat. Viele recht ansehnliche Paläste lehren daß reicher umbrischer Adel hier

seßhaft ist. Auch bringen die gegenwärtigen politischen Verhältnisse einige Bewegung hervor.

Als ein ansehnlicher Ort, größer als Narni, an Einwohnerzahl sogar Spoleto gleichkommend, und in der üppigsten Landschaft gelegen, scheint Terni schon starke Ansprüche politischer Bedeutsamkeit zu machen. Die Italianisirung der Stadt war in starken Farben aufgetragen; ich sah selbst die Schilder von Handwerkern und Gewerbetreibenden fast überall in rot, grün und weiß gemalt, und in meinem Hôtel stand die Tricolore selbst mitten auf dem Speisetisch aufgepflanzt. Wo nur immer die Nationalfarbe anzubringen ist, da wird sie in diesen neu-annectirten Orten sichtbar. Dies ist kein Wunder. Unter gleichen Verhältnissen würden wir in Deutschland Dörfer und Städte nicht minder mit unserer Tricolore schmücken. In Italien wächst eine bekannte Art Wassermelone, der Cocomero; sie ist von außen hellgrün, und zeigt, durchschnitten, innen den purpurroten Wasserkern, rings umher aber eine weiße Lage. Sie bietet also die natürliche italienische Cocarde dar. Nun sah ich in einem Ort folgende heitere Darstellung: ein Melonenverkäufer hatte über seinem Tisch eine große Tricolore errichtet, worauf die Melonen-Göttin, eine genienhafte Frauengestalt, in ihrer natürlichen Cocomero-Farbe als Italia abgebildet war, mit der transparenten Unterschrift: Natura mi diè questi colori! Der moderne und geistreiche Cocomeraro hatte ohne Zweifel einen wolverdienten Zuspruch. In päpstlichen Landen bringt die Natur übrigens auch die Cocarde des Gouvernements hervor, nämlich als durchschnittenes gesottenes Ei. Viel Calembours laufen über beide Cocarden im Volke um.

Eine andere Wahrnehmung wird man machen, nämlich daß die italienische Bewegung auch eine Revolution in den Namen von Straßen, Cafés und Hôtels hervorgebracht hat. Ein von mehrjähriger Reise wiederkehrender Bürger würde sich in kaum einer Stadt seines erneuerten Vaterlands mehr zurecht finden. Wo es in kleineren Orten einen Hauptplatz gibt, kann man sicher sein, daß er jetzt nicht mehr S. Maria oder S. Paolo, sondern Vittorio Emanuele heißt, und so sind andere heilige Patrone von Straßen durch Cavour, Garibaldi, Ricasoli, durch Männer des Schwerts oder des Parlaments verdrängt. Es würde erheiternd sein, die Straßen und Cafés zusammenzuzählen, welche heute in Italien allein von Garibaldi benannt sind.

Terni ist gegenwärtig das Hauptquartier des Generals Brignone; viel Linienmilitär liegt hier in Garnison. Die Straßenecken fand ich bedeckt mit Aufrufen der umbrischen Intendantur, Betreffs der einzuberufenden Militärkategorien. Man sagte mir, daß die Bevölkerung in ganz Umbrien sich der verhaßten Conscription williger füge als in den übrigen annectirten Provinzen des alten Kirchenstaats, namentlich den Marken. Conscriptionsflüchtige gibt es freilich auch hier; sie verstärken die Reaction in Neapel, und die Ueberwachung der neapolitanischen Gränze ist kaum möglich bei der Beschaffenheit des Landes. Es wird eine lange Zeit hingehen ehe die Italiener sich an den Militärzwang gewöhnen. Die Freiheit davon ist ein kostbares Gut des Landmannes unter dem päpstlichen Regiment gewesen.

Groß ist die Zahl der römischen Emigranten in Terni,

wie überhaupt in Umbrien und der Sabina. Die gesammte Emigration, wie sie in verschiedenen Orten zerstreut ist, gab man mir auf 5000 an. Indeß diese Zahl dürfte übertrieben sein. Ein großer Teil der Fuorusciti lebte bisher in Rieti, aber ein zwischen den Römern und den Bürgern dieser Stadt ausgebrochener Zwist zwang jene den Ort für immer zu verlassen, und sich über Umbrien zu zerstreuen. Das Leben dieser Verbannten mag kümmerlich genug sein, denn die Comitate welche sich zum Zweck ihres Unterhalts gebildet haben, bringen schwerlich das Nötige auf. Sie conspiriren eifrig, in so naher Nachbarschaft Roms, wo sie mit dem National-Comité in directer Verbindung stehen. Wahrscheinlich sind sie es, welche die umbrischen und sabinischen Journale redigiren, namentlich L'Italia e Roma, eine Zeitung die in Perugia erscheint. Diese Blätter werden eifrig gelesen, und auch in vielen Exemplaren nach Rom eingeschmuggelt.

Von Terni fuhr ich nach Spoleto. Einförmige, aber frische Bergfahrt, viele Stunden lang, oft durch herrliche Eichenwaldung. Man passirt nämlich gleich hinter Terni den Apennin, oder jenen Gebirgskamm welcher Somma heißt. Die sehr gute Fahrstraße geht bis gegen den Gipfel immer an einer durch die Strettura gebildeten Schlucht entlang, bei mäßiger Steigung. Der im Winter gewaltige Bergstrom lag von der Hitze ausgedörrt. Die Bergabhänge zu beiden Seiten sind bebuscht; Ortschaften sieht man keine, nur hie und da einzelne Gehöfte. Das Fuhrwerk verstärkte sich durch Apennin Ochsen weißer Farbe, prächtige Thiere. Weil es nun recht langsam aufwärts geht, so ist eine Fußwanderung in dieser Gebirgs

einſamkeit ein wahrhafter Genuß. Die Lüfte ſind friſch und elaſtiſch, man kann ſtundenlang marſchiren ohne Ermüdung zu ſpüren. Von Räubern iſt hier nichts zu fürchten, denn ganz Umbrien erfreut ſich der tiefſten Ruhe. Indem ich ſo, den Wagen hinter mir laſſend, rüſtig fortwanderte, bemerkte ich plötzlich einen Mann ſich im Gebüſche ſeitab verſtecken, wo er kauerte, und mir, ſobald er meiner gewahr wurde, heftige Zeichen machte. Dieſe Zeichen waren die den Italienern eigenen des Herankommens. Ich blieb indeß mitten auf dem Wege ſtehen; der Mann winkte heftiger, und offenbar daß ich weiter gehen ſolle. Ich aber blieb ſtehen. Wollte er mir ſagen, daß ich vorſichtig ſein ſolle? Endlich kam er ſelbſt von dem Felſen über den Weg herab, und es enthüllte ſich ein junger hübſcher Mann in der Kleidung der Nationalgarde. Ihr ſcheint mißtrauiſch zu ſein, ſagte er; ich habe euch zugewinkt, daß ihr ruhig euren Weg fortſetzen möget, um mir mein Spiel nicht zu verderben, denn ich habe mich hier verſteckt, weil ich beobachten wollte was dort unten in der Schlucht ein junger Burſch und ein Mädchen vorhaben. Auf dieſe paſſe ich. Der naive Nitionalgardiſt ſagte dies heftig aufgeregt. Ja: „Eiferſucht das größte Scheuſal!“ Auch hier mitten in dieſem ſtillen Gebirg, das nur für patriarchaliſche Zuſtände geſchaffen zu ſein ſcheint, kauert dieſer Drache in ſeiner Höle. Der von dieſem Dämon Geplagte mochte freilich guten Grund haben, denn ich ſah bald darauf das Pärchen aus myſteriöſen Waldbüſchen hervorſchleichen, wo ſich das Mädchen von ſeinem Schatz trennte und am Rinnſal des Bergbachs weiter

fortging, während jener verschwand. Einer Coltellata wird er schwerlich entgangen sein.

Wir erreichten endlich das Joch der Somma, wo die Ochsen ausgespannt wurden. Von hier rollt man auf der Fahrstraße, gerade an einer eben solchen Wasserschlucht als man aufwärts begleitete, sechs Millien weit abwärts, durch reizende Bergpartien, bis sich überraschend schnell das alte Spoleto und hinter ihm das Tal des Clitumnus, wie die Tiberebne zeigen. Der Anblick dieser Stadt, nach vielstündiger Vereinsamung im tiefsten Gebirge, ist sehr schön. Mir schien, als hätte ich nie etwas so malerisches gesehen als jene alte schwarze Burg über der vielgetürmten, schöngegliederten Stadt, wie sie sich mit ihren stumpfen Türmen und crenelirten Mauern hoch über ihr erhebt. Sie empfing gerade das tiefgoldene Licht der untergehenden Sonne, und so war dies ein Gemälde von vollkommen historischem Stil. Es kommt freilich viel darauf an, aus welchem inneren Gesichtspunkt man eine altertümliche Stadt betrachtet; denn es ist immer die Vorstellung selbst, welche das den Dingen an sich Eigene und Bedeutende verklärt. Ich kannte Spoleto noch nicht, und welche reiche Geschichte enthält diese Stadt nicht vom alten Langobarden-Herzog Faroald an bis zum verunglückten General Lamoricière, der hier im Jahre 1860 sein Hauptquartier aufschlug, um den Kirchenstaat gegen die neuesten Usurpatoren mit einer Handvoll Legionäre zu verteidigen.

Als ich in Spoleto einfuhr, verwischte sich jedoch das Bild des Altertums; auf der saubern Esplanade strömte die elegante Welt hin und her, und freundliche, selbst reinliche Straßen, moderne Gebäude, ein Anstrich von

heiterer Wolhabenheit machten den angenehmſten Eindruck fröhlichen Lebens.

Das langobardiſche Herzogtum Spoleto wurde um 570 geſtiftet, bald nachdem König Alboin ſein Volk nach Italien geführt hatte. Seine erſten beiden Herzoge waren Faroald und Ariolf; ſie entriſſen den Griechen eine Provinz nach der andern, und das Herzogtum umfaßte mit der Zeit einen großen Teil Mittelitaliens, ganz Umbrien, die Sabina, das Marſenland (die heutigen Abruzzen), und die Marken Fermo und Camerino. Die Päpſte in Rom geriethen oft in äußerſte Bedrängniß durch die Herren von Spoleto, deren Macht ihnen gefährlicher wurde als die von Benevent, dem zweiten großen Herzogtum der Langobarden, welches ebenfalls am Ende des 6. Jahrhunders geſtiftet worden war. Selbſt als Karl der Große dem Langobardenreich ein Ende machte, blieb die Gewalt der Herzoge von Spoleto, der nun fränkiſchen Vaſallen, noch groß genug. Franken ſelbſt trugen dort die Herzogswürde, und nach dem Falle der Carolinger konnte Guido von Spoleto ſogar die römiſche Kaiſerkrone ſich aufs Haupt ſetzen. Er vererbte ſie ſeinem Sohne Lambert, einem glänzenden und heldenmütigen Jüngling, der aber plötzlich durch einen Sturz auf der Jagd ſein Leben verlor (898). Guido und Lambert waren demnach die beiden Kaiſer, welche aus Spoleto auf den römiſchen Tron ſtiegen, Nationalkaiſer, wie die Italiener ſie im Gegenſatz zu den Imperatoren deutſcher Nation nennen, obwohl auch ſie von fränkiſchem Geſchlechte waren.

Als ſpäter das Reich in der deutſchen Nation durch die Ottonen hergeſtellt wurde, beſetzten die Kaiſer den

herzoglichen Stul von Spoleto nach Willkür; kein erbliches Dynaſtengeſchlecht kam dort auf. Vorübergehend wurde Spoleto mit dem Mathildiſchen Lande, ſelbſt mit Ancona verbunden, bis die Päpſte günſtige Verhältniſſe benutzten ſich jenes Herzogtums zu bemächtigen, auf welches ſie ſchon ſeit Karl dem Großen Anſprüche machten. Es war Innocenz III., und vollends Gregor IX., welcher Spoleto, die Marken Ancona, Camerino und Fermo an die Kirche brachten. Die eigentliche Beſitzergreifung jener Gebiete durch den heiligen Stul datirt alſo vom Anfang des 13. Jahrhunderts; aber manche Landſchaften gingen ihm ſpäter wieder verloren; ſo die Mark Ancona, welche erſt im Jahr 1532 definitiv an Rom fiel, und ebenſo Fermo und Aſcoli, das gleichfalls erſt damals römiſch wurde.

Alle dieſe Provinzen verlor der heilige Stul in kurzer Zeit, um die Mitte des Septembers 1860. Lamoricière hatte Spoleto zu ſeinem Hauptquartier gewählt; die Poſition war gut, weil ſie eine mittlere Lage darbot, von wo nach jeder der drei Seiten des Angriffs Colonnen leicht dirigirt werden konnten. Der General Schmidt hatte ſein Quartier in Foligno, Pimodan ſtand mit der zweiten Brigade in Terni, und de Courten in Macerata. Nun glaubte Lamoricière anfangs, daß er ſich nach dem Neapolitaniſchen gegen Garibaldi würde zu wenden haben, aber die Notification des Generals Fanti belehrte ihn, daß die Piemonteſen in Umbrien und die Marken einrücken würden. Schon am 8. Sept. brachen die Freiſcharen Maſſi's bei Città della Pieve in den Kirchenſtaat und rückten auf Orvieto. Am 10. Sept. zog Lamoricière ſeine Corps zuſammen und am 12. brach er von Spoleto

nach den Marken auf, während ihm Pimodan folgte. In der Citadelle Spoleto's hatte er 300 Irländer unter dem Major O'Reilly zurückgelassen mit ein paar Kanonen. Diese kleine Festung wurde am 17. Sept. von den Piemontesen unter den General Brignone angegriffen; die Irländer verteidigten sich nach Lamoricière's Bericht tapfer, schlugen einen Sturm zurück und capitulirten endlich nach zwölf Stunden. Die Piemontesen hatten, so sagt Lamoricière, 100 Mann an Todten, 300 an Verwundeten verloren, die Päpstlichen zählten nur 3 Todte und 6 Verwundete. Es ist wunderlich genug, das die letzte Waffenthat welche in der alten Burg geschah Irländern angehört.

Man sieht noch die Spuren des letzten Kampfes auf ihr. Kein Militär liegt gegenwärtig darin, aber sie dient noch zum Bagno für Verbrecher.

Sonst ist alle Erinnerung an die Ereignisse des vorigen Jahres in Spoleto fast verschwunden. Die ehemalige Delegation hat sich in eine Unterpräfectur verwandelt, und steht unter Perugia, dem Sitze der Central-Intendantur von ganz Umbrien. So hat Spoleto den Charakter und die Vorteile einer Provincial-Hauptstadt verloren; der Sitz des Delegaten konnte bisher mit einem kleinen Hofe verglichen werden, und solche päpstliche Provincial-Gouvernements, namentlich die der Cardinal-Legaten, behaupteten eine gewisse Autonomie. Das alles wird nun fortfallen, Präfecturen und Kreise werden an die Stelle ehemaliger politischer Provinzen treten, und die alten historischen Begriffe Umbrien, die Marken, Sabina nur noch einen geographischen Wert behalten.

Die Straßen der Stadt gehen bergauf, doch in sanfter

Steigung, und angenehme Plätze durchbrechen sie. Viele Teile sind außerordentlich malerisch, so recht italienisch, auch hie und da wüste und verwohnt. Man sieht dem Ort an daß er einst ein reiches Land beherrschte und der Mittelpunkt einer kleinen Monarchie war, obwol er heute kaum noch 9000 Einwohner zählt. Auch hier ist der vorherrschende Charakter der Architectur die Renaissance. Das höhere Mittelalter ist ziemlich zurückgedrängt, von römischen Antiquitäten zeigt sich mancher Ueberrest, und ein altes Tor beim Palast Gavotti erinnert sogar noch an Hannibal, der nach der großen Schlacht am trasimenischen See von Spoleto zurückgewiesen wurde. Es heißt Porta della Fuga oder di Annibale.

Nur langobardische Altertümer wird man in Spoleto vergebens suchen. Meine erste Frage war hier die: wo der Palast der alten Herzöge gestanden habe. Aber Niemand weiß darauf eine Antwort zu erteilen, und auch der Geschichtschreiber der Herzöge Spoleto's Giancolombino Fatteschi erklärt, daß dies unbekannt sei. So spurlos verschwand die Erinnerung an die Residenz einst so mächtiger und so lange herrschender Fürsten; nicht ein einzelner Stein mehr redet davon. Nur eine unverbürgte Tradition behauptet daß der Palast Aroni auf dem Domplatze die Stelle einnehme, wo seit dem ersten Herzoge Faroald (569) die Ariulf, Toto, Trasmund, Agebrand und Hildebrand, die Gisulf, Lambert und die Guido geherrscht haben, bis mit dem letzten ihrer langen Reihe, dem Schwaben Conrad, das Herzogtum im Jahre 1198 erlosch.

Nun erhebt sich als eins der ältesten Denkmäler Spoleto's der Dom auf seinem zierlichen Platz und dem Hinter-

grunde der malerischen Berghöhen. Er wurde schon vom dritten Herzoge Tendilapius im Jahre 617 gebaut, dann im Laufe der Zeit vielfach restaurirt. Es ist eine Kirche von schöner Einfachheit, mit einem Turm neben der romanisch-gothischen Façade aus dem 13. Jahrhundert. Das Atrium ist neu und ein Bau Bramante's. Die Façade ziert ein großes Mosiv, ein Werk des Solsernus, welches die Jahreszahl 1267 trägt. Man bemerkt an ihm mit Ueberraschung die erste freiere Entwicklung umbrischer Kunst. Drinnen hat sich Fra Filippo Lippi, einer der liebenswürdigsten Maler der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, durch seine Fresken im Chor verewigt, und er selbst liegt dort bestattet. Das Innere ist leider gänzlich modernisirt; von mittelalterlichen Inschriften blieb nichts mehr, selbst nicht im Atrium, übrig. Der Dom ist jetzt die Hauptzierde und größte Merkwürdigkeit Spoleto's, außer ihm noch S. Pietro, eine Kirche im lombardischen Stile, sehenswert. Ihre Façade ist mit Sculpturen bedeckt, unter denen die Fabel von Reinhard dem Fuchs in naivster Weise dargestellt ist.

Das in manchen Teilen noch altertümliche Gemeindehaus bewahrt ein schönes, ja bewunderswertes Frescobild von Lo Spagna, die Madonna mit Heiligen darstellend, und eine Marmorinschrift, welche die barbarische Zerstörung der Stadt durch den Kaiser Barbarossa, den großen Städteverwüster des Mittelalters verewigt. Ich copirte diese Inschrift in den Charakteren des 12. Jahrhunderts von dem Steine. Sie ist diese:

HOC EST SPOLETVM
CENSV PPLQ̄E REPLETVM
QVOD DEBELLAVIT
FRIDERICVS ET IGNE CREMAVIT
SI QVERIS QVANDO
POST PARTV̄ VIRGINIS AN̄O
MCLV.
TRES NOVIES SOLES JVLIVS
TVNC MENSIS HABEBAT.

Wahrscheinlich ging die alte langobardische Residenz in eben diesem Brande ganz unter.

Besonders malerisch ist die Verbindung des oberen Stadtteils mit dem Monte Luco durch den riesigen Brückenaquäduct. Dieser Berg wird nämlich von dem Hügel, auf welchem die Burg steht, durch eine 200 Fuß tiefe Schlucht getrennt, und über sie spannt sich eine großartige Brücke von zehn Spitzbogen. Ihr erster Erbauer soll schon der langobardische Herzog Teudilapius im Jahre 604 gewesen sein; im Laufe der Zeit wurde sie vielfach erneuert. Das Wasser wird über sie vom Monte Luco fort geleitet. Wenn man auf dem schmalen Brückengange vom Castell nach dem Berge geht, so erregt der Blick in die Tiefe Schwindel, zumal der Wind hier heftig zu wehen pflegt; er zwang mich bisweilen, mich ans Geländer festzuhalten. Der Monte Luco ist der Mont Serrato Umbriens. Nachdem zuerst ein syrischer Heiliger Isaak dort im 6. Jahrhundert eine Einsiedelei gegründet hatte, entstand im 10. Säculum das Kloster S. Julian, und eine Reihe von Eremitagen. Von diesen Einsiedeleien stehen noch einige aufrecht, aber die Eremiten sind längst verschwunden; aus manchen ihrer Capellen haben Bürger

Spoleto's ſich kleine reizende Landhäuſer errichtet. Das Wandern in den tiefen Eichenſchatten des Berges iſt ein wahrer Genuß; das balſamiſche Kraut ſtrömt vom Boden ſein ſüßes Arom aus, die Lüfte ſäuſeln im Laub tauſendjähriger Eichenwipfel, und ſonſt ſtört kaum ein Ton, kaum ein Glockenklang, die zaubervolle Stille. Dort oben gelagert blickt man auf das maleriſche Spoleto und die weiße Fahrſtraße der Flaminia zu den Füßen der Stadt nieder, oder in das lange und duftige Tibertal hinab.

Aber vor allem majeſtätiſch erſcheint dann die Burg ſelbſt auf ihrem Stadt und Land weit beherrſchenden Berge, ein bethürmtes Viereck von edelſter Einfachheit der Renaiſſance, in Wahrheit eines der ſchönſten Denkmäler des Mittelalters in Italien. Der berühmte Cardinal Gil d'Albornoz, der Zeitgenoſſe des Volkstribunen Cola di Rienzo, hatte dieſe wol ſchon uralte Burg im Jahre 1356 neu ausgebaut, worauf ihr ſpäter der Papſt Nicolaus V. die Vollendung gab. Die Erinnerungen an die alten Herzöge oder die Vögte, welche in jenem Caſtell hauſten, ſind hingeſchwunden, aber aus den hohen Fenſterräumen des Schloſſes blickt auf den Wanderer das Bild eines reizenden, weltberühmten Weibes herab, welches einſt dort reſidirte, weil ſie Regentin von Spoleto war. Es iſt Lucrezia Borgia, die Tochter Alexander's VI., die Kleopatra des 15. Jahrhunderts. Ihr Vater hatte ſie im Jahre 1499 zur Regentin jener Stadt und ihres Diſtrictes ernannt, eine Handlung, welche in der Geſchichte des Papſtthums völlig unerhört iſt. Die ſchöne Herzogin verließ mit ſtattlichem Gefolge Rom am 8. Auguſt zu Roß, um ſich auf ihren Poſten

zu begeben. Schon vor Spoleto empfingen sie mit höchsten Ehren die Prioren der Stadt und geleiteten sie nach der Burg, wo sie Wohnung nahm. Sie überreichte hier ihren Untergebenen ihr päpstliches Diplom und ein Breve ihres Vaters dieses Inhalts:

„Geliebte Söhne, Gruß und den apostolischen Segen. Wir haben dies Amt der Bewahrung des Schlosses wie die Regierung unserer Städte Spoleto und Foligno, und ihres Comitats und Districts der in Christo geliebten Tochter, der Edelfrau Lucrezia de Borgia, der Herzogin von Biseglia übergeben, zum Wole und friedlichen Regiment eben dieser Orte. Vertrauend auf die besondere Klugheit und die vorzügliche Treue und Aufrichtigkeit derselben Herzogin, wie wir das des Weitern in unsern andern Breven erklärt haben, und auch auf Grund Eures gewohnten Gehorsams gegen Uns und diesen heiligen Stul, hoffen wir, daß ihr nach Pflicht eben diese Herzogin Lucrezia als eure Regentin mit aller Ehre und Ehrerbietung aufnehmen, und ihr in allen Stücken gehorsamen werdet. Indem wir aber wünschen daß dieselbe ganz besonders ehren- und achtungsvoll von Euch empfangen und angenommen werde, so befehlen Wir auch durch Gegenwärtiges, insofern ihr Unsere Gnade wert halten und Unsere Ungnade vermeiden wollet, daß ihr dieser Herzogin Lucrezia und enrer Regentin in allem und im einzelnen, was immer von Rechts und Gewohnheitswegen sich auf die besagte Regierung bezieht und was sie euch zu befehlen für gut halten wird, wie unserer eigenen Person gehorsamet und mit allem Eifer und Fleiß ihre Gebote ausführet, damit ihr euch die verdiente Billigung

eurer Dienstbarkeit erwerbet. Gegeben zu Rom am Sanct Peter unter dem Fischerring, am 8. August 1499. Hadrianus.

An die Prioren von Spoleto."

Das Leben, welches Lucrezia Borgia, plötzlich Nachfolgerin der alten Langobardenherzöge geworden, im Schlosse zu Spoleto führte, konnte ihr freilich nur langweilig und unerträglich sein. Es verlautet auch nichts von ihren Regentenhandlungen, außer daß sie eine Aussöhnung zwischen den streitenden Gemeinden von Spoleto und Terni stiftete. Im Stadtarchiv von Trevi zeigt man noch ein Actenstück, welches von ihrer Hand mit dieser Formel unterschrieben ist: Placet ut supra Lucretia de Borgia.

Der Aufenthalt der schönen Papsttochter in ihrem einsamen Regierungssitze dauerte auch nur kurze Zeit. Sie besuchte von Spoleto aus am 21. Sept. ihren Vater in Nepi, und kehrte schon im October zu ihrer Entbindung nach Rom zurück. Wenige Monate später, im Juli 1500 erlitt sie den Tod ihres Gemals Don Alfonso von Aragon, Herzogs von Biseeglia, welchen Cäsar Borgia erst auf der Treppe des Sanct Peter dolchen, und dann in seinem Palast erwürgen ließ.

In Spoleto blieben ihre Beamten zurück, ihr Auditor Antonio degli Umioli von Gualdo, Doctor des Rechts, und ihr Secretär Cristoforo Piccinino. Sodann übertrug am 10. August 1500 Alexander VI. die Regierung Spoleto's dem Lodovico Borgia, Erzbischof von Valenza.

Man fährt von Spoleto durch schönes Land weiter nach Foligno, durch das Tal des Clitumnus, vorüber an dem kleinen unbedeutenden Tempel dieses Flußgottes, welchen man indeß nicht mehr für den von Plinius beschriebenen gelten läßt; er steht kurz vor der Poststation Le Vene, und nahe an dem Ursprung des crystallreinen Quells.

Rings umher ist lachende Landschaft, mit entzückenden Fernsichten auf die Berge Umbriens. Wenn man dies kleine Reich der Päpste durchreist, welches ich in wenigen Wochen von der tiefsten Mitte Latiums bis zur toscanischen Gränze hinauf durchzog, so muß man sich allerdings sagen, daß es eine köstliche Monarchie war, deren Krone jeder König gern hätte tragen mögen. Man muß diese Gefilde und Landschaften mit Augen sehen und ihre altertümlichen Städte kennen, um zu begreifen, daß eine geradezu übermenschliche Größe der Gesinnung dazu gehören würde, sich eines solchen altererbten Besitztums in friedlicher Entsagung zu begeben. Doch der Gewalt der Zeit kann am Ende keine noch so legitime Macht widerstehen.

Die ansehnliche Stadt Foligno zählt doppelt so viel Einwohner als Spoleto. Sie ist betriebsam; namentlich werden hier Tuch, Papier, Wachskerzen und wie man sagt die besten Confetti in ganz Italien bereitet. Sie liegt in einer reichen Ebne, wo sie den Knotenpunkt für die umbrischen und romagnolischen Eisenbahnen bildet. Daher ist ihr eine wachsende Bedeutung für die Zukunft gewiß.

Alles ist hier mehr oder minder modern; doch gibt es noch Paläste in der Stadt, welche den Stil der Epoche Bramante's zeigen. Der Dom ist innen ganz modernisirt

und nur die Fronte hat noch die gothische Bauweise mit dem alten Portal bewahrt. Andere Kirchen sind nur durch ihre Gemälde sehenswert; so besitzt S. Nicolo eins der Hauptwerke des Meisters der Malerschule von Foligno, des Nicolo Alunno, dessen Schüler Perugino war.

Von Foligno geht es vorbei an Trevi, dann durch Spello auf der Anhöhe. Diese Städte sind originell und mittelalterlich; ihre schwarzen Mauern mit Zinnen und Türmen, und ihre alten Stadttore halten den Charakter der Vergangenheit fest. Bei Spello liegen noch viele Häuser in Ruinen, wie sie das schreckliche Erdbeben vom Jahre 1831 zerstörte. Dies ist nicht gerade ein Beweis von Lebenskraft der Bevölkerung. Nun wird das Land eben, man nähert sich wieder dem Tal des Tiber, der hier zwischen den beiden Berghöhen von Assisi und Perugia strömt. Man passirt ihn selbst unterhalb Bastia, wo er noch recht klein und kindlich aussieht. Durchweg ist die Campagna fruchtbar und wol cultivirt; man baut viel Mais und viel Wein, der hier an Ulmen rankt.

Ich bin Assisi vorübergefahren, welches ich erst von Perugia aus bequem zu sehen gedachte. Die Vaterstadt des heil. Franziscus liegt herrlich auf einer Berghöhe, welche sie selbst terrassenförmig bedeckt, mit vielen uralten Türmen und den starken Aufmauerungen der Kirche des Heiligen. Kaum zwei Million unterhalb gelangt man zu der großen Kirche S. Maria degli Angeli. Sie war im 16. Jahrhundert über der Capelle des heil. Franziscus gebaut worden und stürzte durch das Erdbeben von 1831 zusammen. Gregor XVI. ließ sie durch den Architecten Poretti wieder herstellen. Dies Bauwerk ist eine Copie

des T. Peter zu Rom, von colossaler Masse und geistlos nüchtern. Es gibt keinen grelleren Gegensatz als der ist zwischen den mittelalterlichen Städten, die man eben gesehen hat, und solchem modernsten Bau, dem auch nicht eine Spur religiöser Ursprünglichkeit mehr inne wohnt. Die erste Vorstellung welche man bei seinem Anblick bekommt, ist vielleicht diese, daß er ganz erstaunliche Summen muß gekostet haben.

Der Raum der Kirche ist prachtvoll, das ist alles was man zu ihrem Lobe sagen kann. Nun hat sich aber mitten in ihr das Sanctuarium des heil. Franziscus unzerstört erhalten; eine kleine Capelle gothischen Stils, die einen grellen Contrast zu dem modernen Raum bildet, in dem sie so fremdartig dasteht. Man baute sie einst zum Andenken an die Erscheinung der Rosen, welche den Heiligen, als er hier betete, bestimmt haben soll seinen berühmten Orden zu stiften. Votivtafeln, Weihgeschenke hängen in dem finstern, von Kerzen sparsam erhellten Oratorium, worin auf Betstülen Andächtige niederknieen, wenn es geöffnet wird. Denn diese Capelle ist ein Heiligtum in Umbrien. An den beiden Giebeln auswärts sieht man Fresken; eines ist das Werk von Overbeck, und, wie man sagt, das beste was er gemalt habe; das andere, stark restaurirt, ein schönes Gemälde aus der Schule Perugino's, vielleicht von Lo Spagna. Beide Bilder scheinen sich zu einander zu verhalten wie eine neue Kirche zu einer alten, oder wie ein moderner Heiliger zu einem alten, oder wenigstens doch wie ein moderner Heiligenmaler zu einem alten. Jede Zeit hat ihr Maß, und nachgemachte Birnen haben keinen Duft und keine Seele.

Auch der trefflichste Künstler, ja der größte Maler wird heute kein Bild mehr zu Stande bringen, welches mit dem Zauber eines Perugino, Spagna oder Pinturicchio auf uns wirkte.

Im Convent der S. Maria leben 90 Franziscaner. Die Revolution hat weder sie noch die Klöster in Assisi angetastet, wie der mich begleitende Mönch mir versicherte. Er schien indeß sehr scheu und gedrückt. Was man überhaupt von der gänzlichen Aufhebung der Klöster Umbriens geschrieben hat, ist übertrieben. In allen Orten, wo ich mich aufhielt, habe ich Mönche gesehen; man wird sie in Italien niemals los werden, sie niemals ganz entfernen können. Sie gehören zu diesem Lande, wie Pflanzen oder Thiere zu ihrem Clima. Die Capuziner, die Zoccolanti, die Benedictiner, die mit dem Volksunterricht sich beschäftigenden Klosterbrüder hat man nirgends angetastet; man hat die Klöster reducirt, nach dem Gesetze Sicardi. Das Kirchengut, sehr bedeutend in Umbrien, steht unter Sequester, verkauft ist nichts worden. Daß hie und da mancher zu hastige Eingriff geschehen sei, kann nicht bezweifelt werden.

Hochgelegen auf einem Gebirgszuge über dem weiten Tiber-Tal, höchst altertümlichen Aussehens, recht an die Lage und den Charakter Palestrina's erinnernd, doch nur aus der Ferne, zeigt sich jetzt Perugia. Tritt man endlich in diese berühmte Hauptstadt Umbriens ein, so befindet man sich in einem ansehnlichen Ort mit höchst eigentümlichem Gepräge bedeutenden Municipal-Lebens im Mittelalter. Diese Stadt, das Haupt des ganzen Landes Umbrien, reich und blühend, ein Museum umbrischer Kunst,

ein Centrum der Wissenschaft durch ihre einst berühmte Universität, war immer ein Kleinod der Päpste, welche sie mit Vorsicht, Schonung und Liebe behandelt haben. Seit dem byzantinischen Bilderstreit war Perugia, wenigsten dem Namen nach, ein Besitz der Kirche; aber sie entzog sich für Jahrhunderte, wie andere Städte, ihrer Gewalt, und lange ragte sie unter den Republiken jener Gegend hervor. Abwechselnd hatten hier die Popolanen (Raspanti), und die Nobili (Beccarini) die Gewalt; abwechselnd herrschte die guelfische und die ghibellinische Partei. Eine Zeitlang konnte indeß Perugia gerade während dieser Factionskämpfe vielen Päpsten zum Sitze dienen. Der große Innocenz III. starb hier im Jahre 1216, und liegt auch im Dom begraben, in ein und derselben Urne mit jenem Martin IV., welcher an den Aalen des trasimenischen Sees gestorben ist, die er am heiligen Sonnabend im Uebermaß zu sich genommen hatte. Auch Innocenz IV. hielt sich in Perugia auf. Daselbst starb auch der unglückliche Benedict XI., der letzte Papst vor dem avignonischen Exil.

Im 14. Jahrhundert blühte die städtische Republik so mächtig daß sie ganz Umbrien sich unterwarf, aber schon im Jahre 1370 mußte sie sich dem Papst ergeben. Zwar erhoben sich die Bürger schon nach fünf Jahren und zerstörten die Festung welche die päpstliche Regierung angelegt hatte, doch am Ende des Jahrhunderts bezwangen sie die Päpste wieder. Damit hörten keineswegs die innern Bürgerkriege und die Wiederkehr republikanischer Selbständigkeit auf. Das Geschlecht der Oddi und der Baglioni spielten darin die hervorragende Rolle, namentlich das

letztere, welches sich durch einige tapfere Capitäne ausgezeichnet hat. Peruginer war auch der bekannte Braccio Fortebraccio, der sich im Jahre 1416 zum Signoren der Stadt machte. Endlich unterwarf sich Paul Baglione dem Papst Julius II.; es ist derselbe welchen Leo X. in der Engelsburg enthaupten ließ. Paul III. vernichtete sodann auch den letzten Rest der Unabhängigkeit Perugia's, und diese Republik wurde seither von Cardinal-Legaten regiert, die in dem alten, schönen Communalpalast ihre Wohnung nahmen.

Wie nicht viele andere Städte ist Perugia noch ganz vom Charakter des Mittelalters durchdrungen. Nichts hier von der kasernen- oder salonartigen Gleichförmigkeit modernen Wesens, überall diese feste und ernste, zugleich künstlerisch durchbildete Eigenartigkeit der Zeit der Stadtgemeinden und des Parteienkampfes zwischen Adel und Bürgerschaft. Aber die Namen der Baglioni und Braccio, der Volkshäupter und Tyrannen sind heute von dem eines schlichten Künstlers und Handwerkers verdrängt. Perugino ist der Glanz der Stadt und ihr schönster Ruhm. Man begreift erst hier die ganze Bedeutung dieses Talents, welches dem Genie Rafaels als feste Grundlage gedient hat. Doch ich will nicht Eulen nach Athen tragen, nicht von den Gemälden jenes Meisters, nicht einmal von denen im Cambio reden, noch sonst eine Beschreibung dieser überreichen perugin[illegible]schen Schatzkammer Umbriens geben.

Zwei Hauptmassen bilden die eigentliche Stadt, eine obere und untere: beide sind oft durch seltsame Stiegen und Brücken aus gebranntem Stein verbunden, von denen

herab der Anblick der Architecturen wie der Landschaft höchst überraschend ist. Die obere Stadt ist das wahre alte Perugia, und enthält dessen merkwürdigste und schönste Teile, wie die breite schöngepflasterte Hauptstraße, das Monument republikanischer Größe, mit vielen Palästen aus dem 15. und noch dem 14. Jahrhundert. Ihre altertümlichen, gothisch-romanischen Façaden wirken höchst charaktervoll neben einander, als geschichtliches Gepräge, ja als das eigentliche Antlitz der Stadt. Da ist der großartige Gemeindepalast, schon gegründet im Jahre 1281, düster und tief ernst, dunkel und schwermutsvoll, mit moresker Architectur an Fenstern und Portalen, mit Wappenschildern verbündeter Städte und Fürsten, mit Sculpturen mancherlei Art. Zu Füßen des Greifen, des Sinnbildes von Perugia, hingen einst die Ketten des Tors von Siena, welche die Peruginer erbeutet hatten.

Den Domplatz, dem die eine Seite des Stadthauses zugekehrt ist, ziert noch das große Brunnenwerk des Johann von Pisa, und die bronzene Statue von Julius III. Ich sage nichts vom Dom, noch von so vielen andern Kirchen, wie von S. Domenico, worin das Grabmal Benedicts XI. steht, oder von S. Agostino und S. Francesco, denn all dies ist hundertfach gesagt worden; und hundertfach sind die Schätze der großen Privatpaläste Conestabili, Donini, Baglione, Bracceschi und Baldeschi, Monaldi, Penna und Cenci geschildert worden.

Nicht weit vom Corso erhebt sich die päpstliche Festung, das Werk Pauls III. Farnese und seines gräßlichen Sohns Pierluigi, welcher Perugia eigentlich bezwang. Diese Zwingburg wurde dort gebaut wo ehemals die Paläste

der Bagliani standen. Schon im Jahre 1848 legte man Hand daran, sie abzutragen, und gegenwärtig bezeichnet nur noch ein Steinhaufen die Stelle wo dies Fort stand, welches noch eben erst der Schauplatz der letzten Kämpfe mit dem päpstlichen Schweizergeneral Schmidt gewesen ist.

Die Ruine des Castells sieht kläglich aus. Ich fand eine Menge von Personen, namentlich von jungen Leuten, mit sichtbarer Genugthuung darauf umher gehen. Sie schienen sich an den Trümmern dieser kleinen Bastille zu weiden, und unterhielten sich eifrig mit Erzählungen von dem letzten Bombardement und der Capitulation mit dem General Fanti. Das alte Fort hatte übrigens keinerlei strategische Wichtigkeit. Es war von vornherein nur dazu bestimmt, die Stadt im Zaum zu halten. Die Piemontesen konnten sich deshalb von allen Seiten nähern und ihrer sich bemächtigen, ohne von der Besatzung daran gehindert zu werden.

Man weiß nicht recht was man auf den Trümmern der Citadelle errichten soll; denn ein öffentliches Gebäude soll dort seinen Platz finden. Die Lage des Hügels ist schön, die Aussicht in das Tibertal und die Bergreihen angenehm. Der Platz vor dem abgetragenen Fort ist heute schon von Victor Emmanuel benannt, und eine Marmortafel sagt daß dies geschehen sei zum Andenken an den 14. März, an welchem er durch das National-Parlament zum Könige Italiens proclamirt worden ist.

Unter dem Castell führt die Promenade in die niederen Stadtteile; das alte Glacis ist nämlich schon längst darein verwandelt worden, wie dies das Schicksal der Wälle in so vielen andern Städten in aller Welt geworden ist.

Der Spaziergang ist etwas beschwerlicher Natur, weil man ihn doch, hin und her wandelnd, bergauf wieder zurücksteigen muß. Ich erfreute mich der Allee deutscher Castanien, mit denen er bepflanzt ist; aber diese Bäume waren von der Dürre völlig blattlos, wie im Winter, und noch saßen hie und da verkümmerte und gequälte Blütendolden auf den kahlen Zweigen. Die Entwicklung der Vegetation fällt in Perugia in eine spätere Zeit als drunten im Tal, und schon früh vor Winters Eintritt bedeckt sich diese hochgelegene Stadt mit Schnee.

Es ist für einen Fremdling immer praktisch, wo er sich in einer ihm unbekannten Stadt findet, die Promenaden aufzusuchen. Zumal an Festtagen kommt ihm meist die Blüte des Orts entgegen. Nun aber kann ich in dieser Beziehung nicht viel gutes von Perugia sagen; die Zahl der auf dem Glacis am sonnevollsten Abend Wandelnden war sehr gering, Frauen zeigten sich einige wenige in Gesellschaft ihrer Männer. Dagegen drängten sich frech und mit Geräusch die Freudenmädchen hervor, angethan mit einem Schleier, in bergähnlichen Crinolinen, widerliche Gestalten. Es ist bedauerlich daß die Revolution von 1859 das Decorum, welches in gewisser Hinsicht fast durchweg in italienischen Städten festgehalten worden ist, nicht mehr achtet; so hat es wenigstens den Anschein, und namentlich mag in ehemals päpstlichen Städten um des Widerspruchs willen die Licenz noch zügelloser ausarten. So freches Auftreten der Dirnen erinnere ich mich indeß in keinem andern Ort gesehen zu haben als gerade in Perugia, und dies am hellen Tage, wo sich junge Männer nicht scheuten, mitten auf dem Corso Unter-

haltungen mit ihnen anzuknüpfen. Abscheulich ist auch die Ueberschwemmung Italiens mit obscönen Photographien, die in Frankreich gefertigt werden. Es ist sehr zu loben daß die päpstliche Regierung in Rom den Verkauf solcher Photographien durch ein Edict untersagt hat. Man sollte dies in jeder andern Stadt thun. Nichts muß die öffentliche Sittlichkeit so zerrütten als dieser Mißbrauch.

Im Ganzen ist Perugia wenig belebt. Von Linientruppen sah ich nicht viel; die Nationalgarde hat auch hier alle Wachen bezogen; masisches Volk liegt in der Stadt. Dies Freischarencorps ist bereits regulär organisirt, und wird, wie man mir sagte, in die Armee eingereiht werden. Sein Chef Masi, jetzt Colonnell, war, so sagte man mir, ursprünglich Secretär bei einem Prinzen des Hauses Bonaparte; er trieb sich dann lange Jahre in Amerika herum, wo er sich in vielerlei Speculationen, wie es scheint, ohne Glück versuchte. Im Jahre 1859 tauchte er an der päpstlichen Gränze Toscana's als Bandenführer auf, und verdiente sich seine ersten Sporen bei Montefiascone. Es ist sehr merkwürdig daß das Wesen der Condottieri, Italien im Mittelalter vor allen andern eigen, sich so hartnäckig erhalten hat. Die Italiener scheuen den regulären Waffendienst, weil sie, bei ihrem unabhängigen Naturell, sich der Disciplin nicht gerne fügen. Ich habe die Armee Franz II. von Neapel im Jahre 1858 gesehen als sie sich nordwärts gegen Aquila bewegte. Sie sah prachtvoll gerüstet und gut organisirt aus, aber diese 100000 Mann stoben vor den Freischaren Garibaldi's aus einander, und nun stellen sich ihre aufgelösten Trupps hie und da unter die Führung sehr unbedeutender Banden-

chefs, eines Chiavone, Crocco, Ninco Nanco und Cipriani, um wie Räuber tapfer zu kämpfen und sich todt schießen zu lassen. Eine solche romantische Art des Kampfs sagt dem südlichen Naturell zu. Dem masischen Volk (es ist auch Reiterei darunter) gesellen sich noch immer viel Freizügler bei, selbst aus Rom, wo oft ganz junge Leute ihren Eltern oder Brodherren davon laufen, um in Spoleto oder Perugia zu dienen.

Man sieht in den Cafés junge Officiere in lebhaften Gruppen, und merkt daß sie voll Eifer und Nationalgefühl sind. Es erschien mir überhaupt die Stimmung hier, wie in ganz Umbrien, hoffnungsvoll, wenn sich auch niemand verhehle daß die Schwierigkeit der Lage sehr groß sei. Ein Kern von Reaction ist im Lande zurückgeblieben; er besteht aus den ehemaligen Beamten, welche man, wo es immer möglich war, mit Schonung in ihren Stellen gelassen hat, aus der Aristokratie und dem Priestertum. Der umbrische Adel, namentlich in Perugia, zum Teil sehr wolhabenden und alten Familien angehörig, ist vielfach dem alten System freundlich geblieben. Außer daß ihn Tradition, Familienverbindungen und Aemter an das Papsttum ketten, fürchtet er seine Vernichtung durch die Demokratie. Diese Herren halten sich daher in mürrischer Zurückgezogenheit auf ihren Landsitzen oder in ihren Palästen in der Stadt. Der geringere Adel dagegen hat sich der Bewegung bereitwillig angeschlossen, und dasselbe gilt vom niedern Klerus.

Perugia besitzt nicht weniger als 36 Männer- und Frauenklöster. Einige von ihnen, wie die Klöster der Dominicaner, sind geschlossen, die Mönche haben sich ins

Römische gezogen. Die Priester in höheren Stellen sind der Revolution feind, aber sie betragen sich vorsichtig und klug. Der ganze umbrische Episcopat steht wie ein Mann zum Papst, wie überhaupt dies feste Zusammenhalten des Klerus in Italien, wenn man sehr wenige Ausnahmen abrechnet, etwas Imponirendes hat. In vielen Hirtenbriefen hat sich der höhere Klerus den Maßregeln des umbrischen Intendanten opponirt, wo es Klöster, Kirchengüter, Aufhebung des geistlichen Forum, Befreiung des Unterrichts von der kirchlichen Aufsicht betrifft. Die Intendantur (heute in Händen Gualterio's) nimmt selbstverständlich auf diese Proteste keine Rücksicht. Die Presse ist ganz frei. In dem altpäpstlichen Perugia verkauft man jetzt öffentlich die Bibeln Diodati's, so gut wie in Florenz, und bei den Straßenbuchhändlern liegen die heftigsten Invectiven gegen das Papsttum aus. Die Gazzetta dell' Umbria, und das Wochenjournal Roma e l'Italia, welche in Perugia erscheinen, bringen furiöse Artikel gegen einheimische Priester, wie gegen die Cardinäle in Rom. Und so wird ein alter Zustand, nur auf passiven Widerstand beschränkt, öffentlich durch die Gewalt des neuen überflutet.

Die Universität, eine Lieblingsanstalt der Päpste, durch viele treffliche Lehrer in alter und neuer Zeit ausgezeichnet, bietet denselben Gegensatz dar. Viele Professoren, darunter Männer von altumbrischem Adel, sind reactionär; das jüngere Personal hat sich der Revolution in die Arme geworfen. Die Stockung in der Lehrthätigkeit ist sehr fühlbar, denn die Jugend verläßt den Hörsal um das Gewehr in die Hand zu nehmen. Natürlich fühlt sich

die gelehrte Welt in Zuſtänden unbehaglich welche den Studien die Ruhe und Bedeutung nehmen. Und keine Ausſicht iſt vorhanden daß dieſen Uebeln in Jahren abgeholfen werde, oder es müßte Perugia die Hauptſtadt Italiens werden, was einige Peruginer, wie man mir lachend verſicherte, in allem Ernſt vorgeſchlagen haben, weil ihre Stadt, abgeſehen von allen andern Vorzügen, eigentlich der Nabel Italiens ſei.

Der Zweck meines Aufenthaltes in Perugia waren archivaliſche Forſchungen für die Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter, ſowol in dem vortrefflich geordneten Decemviralarchiv des Gemeindehauſes, als in andern Anſtalten dieſer Natur.

Gegenwärtig ſind an die Gemeinde alle Archive gekommen, welche den aufgehobenen Klöſtern der Stadt und ihres Diſtricts angehört haben. Es ſind deren 22 unterdrückt, mit Ausnahme der Bettelbrüder, und des Benedictinerkloſters S. Petrus vor der Stadt. Da aber eben dieſelben Klöſter ſchon im Jahre 1810 aufgehoben waren, ſo haben ſich bereits damals viele Urkunden aus ihnen verloren. Ein Profeſſor der Univerſität, Herr Adamo Roſſi, führte mich in das ehemalige Servitenkloſter S. Maria Nuovo, wo in mehreren Zimmern ſolche nun der Stadt überlieferte Archive verſammelt ſind. Ich ſah hier ganze Maſſen von Pergamentrollen aufgehäuft und über den Boden hingeſtreut, ein verzweifelter und zugleich aufregender Anblick wie eines Schatzes, für deſſen Hebung die Kräfte fehlen. Wir wühlten freilich darin wie Schatzgräber, und warfen eine ganze Staubwolke aus den Rollen empor, doch nicht ein einziges für mich bedeutendes Document

kam in unsere Hand, da diese Klosterurkunden nur localer Natur sind.

Die Verlassenheit solcher abgeschaffter Klöster ist grenzenlos — Gras wächst in ihren leeren Höfen; die scholastische Spinne webt ihre Netze in öden Sälen und Corridoren; in einigen schleicht noch wie ein Geist der Vergangenheit ein trübseliger Mönch als Schatten umher. Es ist das Ende einer ganzen Epoche der Geschichte, welches hier empfunden wird.

Acht Mönche leben noch in dem altberühmten Benedictinerkloster San Pietro, worin einst Gregor IX., der große Feind Friedrich's II., zwei Jahre wohnte. Das Kloster ist 900 Jahre alt, seine Kirche eine auf antiken Granitsäulen ruhende Basilika von reizender Form, wie ein Kleinod der Stadt geachtet und erhalten, und ein wahres Museum umbrischer Malerei. Denn schöne Gemälde von Perugino, Orazio Alfani, Doni, Lo Spagna, und andern Meistern erfüllen sie, nebst den köstlichsten Copien von Werken Perugino's und Rafael's, welche Sassoferrato gemacht hat. Die Benedictiner beklagten dort ihr Loos nicht, sondern sie schienen gefaßt. Der würdige Abt selbst sprach sich patriotisch für die Einheit Italiens aus, nur Rom wollte er dem Papst gesichert wissen. Ich merkte indeß, daß er noch mehr auf dem Herzen hatte, was er verschwieg. Man hat auch dieser Abtei, wie der Metropole von Monte Casino das Privilegium des Fortbestandes bis zum Tode der letzten Mönche gewährt, und diese haben eine agrarische Schule von 50 Zöglingen eingerichtet.

Ein junger Benedictiner führte mich in das Archiv

des Klosters. Es bewahrt einige Kaiserdiplome von Heinrich III., Conrad III. und Barbarossa, und viele Papstbullen. Sein Stolz aber ist oder war die älteste Urkunde, welche Perugia überhaupt besitzt: das Privilegium Benedicts VII. vom Jahre 978 für den Gründer und ersten Abt des Klosters, Petrus. Als die päpstlichen Schweizer unter ihrem Oberst Schmidt im Jahre 1859 das abgefallene Perugia erstürmten, drangen sie in dies Kloster, wo sie arge Verwüstungen anrichteten. Sie warfen, so erzählte man mir, im Archiv die Diplome aus einander, rißen die Siegel und Bullen von vielen ab, und zerstörten leider auch jenes unschätzbare Document. Es ist davon nur ein Bruchstück übrig geblieben, und das hat man an der Wand des Archivs unter Glas gesetzt. Ein klagender Mönch hat daran ein lateinisches Epigramm geheftet, welches zum Denkmal für spätere Zeiten die vandalische Unthat des furor Helveticus verewigen soll.

Ich dehnte meine umbrische Reise zum Zweck der Forschung in Archiven später noch über andere Städte aus, in welchen allen ich durch Briefe des italienischen Unterrichtsministers Michele Amari angekündigt war und die liberalste Aufnahme fand.

Von diesen Orten hat mir kaum ein anderer so angenehme Erinnerungen zurückgelassen, als das reizende Todi.

Diese uralte Stadt Umbriens, im Altertum Tuder oder Tuterdum genannt, liegt auf einer lachenden Höhe über dem Tibertale, in einer von Olivenhainen und Weinbergen bedeckten Hügellandschaft, an welcher der schöne

Fluß vorüberzieht. Von den großen Verkehrsstraßen nicht berührt ist sie wie eingeschlummert in ihrer eigenen Vergangenheit, in einer zauberhaften Stille, die aber keineswegs Abgestorbenheit zu nennen ist.

Es war schon Nacht, als ich mit der Post in der unten an der Höhe gelegenen Vorstadt anlangte, von welcher ich mich sofort bergauf, durch das Stadttor führen ließ, um einen Gasthof aufzusuchen. Ich erwartete nichts Gutes von Todi, denn der Eintritt durch wüste und finstere Straßen in eine finstere und unheimliche Locanda versprach mir schlechte Tage. Aber schon am folgenden Morgen überzeugte ich mich, daß meine Befürchtungen grundlos gewesen seien.

Todi stellte sich mir im heitersten Morgenlicht als ein reizender kleiner Ort dar, mit so entschieden mittelaltrigem Charakter, wie ihn wenige Städte haben bewahren können. Von alten Stadtmauern zum Teil noch etruskischer Anlage umgeben, bedeckt diese Stadt die Höhe, auf welcher sie liegt, doch so, daß ihre Hauptplätze geräumig und ganz eben sind. Alte Paläste, braune Türme des Mittelalters, höchst malerische halbgothische Architecturen, ehrwürdige Kirchen und Klöster erheben sich aus ihr, überragt von dem stattlichen Dom.

Auf dem Hauptplatze stehn die öffentlichen Gebäude, die Monumente jener Zeit, wo Todi eine freie umbrische Republik war, und Kriege mit Nachbarstädten, wie Terni und Spoleto führte, oder mit andern Bündnisse schloß. Denn im 13. Jahrhundert, ihrer Blütezeit, konnte diese Stadt 1000 gewaffnete Reiter ins Feld stellen. Während sie heute nur 4000 Einwohner zählt, hatte sie damals

deren 30000 in ihren sechs Quartieren. Ihre guelfische Verfassung war ganz und gar volksmäßig, denn die Handwerkerzünfte allein regierten durch Ausschüsse des Parlaments. Ein Podesta und ein Volkscapitän für die Justiz standen an der Spitze des Freistaats, und diese jährlich wechselnden Beamten waren stets Fremde. Es finden sich darunter viele Römer aus den namhaftesten Geschlechtern des 13. Jahrhunderts, Colonna, Orsini, Frangipani, Anibaldi, Cenci, Gaetani, Savelli, Malabranca und andere.

Die Denkmäler nun dieser republikanischen Stadtgeschichte Todis sind noch heute das Gemeindehaus, der Palazzo Communale, und der Palast des Governators, beide auf dem Hauptplatz. Der erste ist ein großes Gebäude im römisch-gothischen Stil, von sehr edeln Verhältnissen, mit einer mächtigen Freitreppe aus Stein. Der andre hat einen höheren Turm mit einem Zinnenaufsatz an der ganzen Fronte, und erinnert leise an den venetianischen Palast in Rom. Gegenüber liegt der Dom, von gleichfalls halb gothischer Architectur, mit mächtigem Turm. Das Innere hat drei Schiffe, von denen das Hauptschiff noch die vorgothische Bogenarchitectur des 11. oder 12. Jahrhunderts zeigt; ein viertes Nebenschiff in gothischer Form ist später hinzugefügt worden.

Außer dem Dom ist die sehenswürdigste Kirche Todis die von S. Fortunat, ein mächtiges gothisches Gebäude vom Ende des 13. Jahrhunderts. Der Heilige ist der Schutzpatron der Stadt, seine in malerischer Einsamkeit gelegene Kirche daher die Hauptkirche von Todi selbst.

Ich habe während meines Aufenthalts in dieser Stadt

gerade in S. Fortunat die meiſten Stunden zugebracht, denn dort befindet ſich das Gemeindearchiv. Nachdem ich von dem Syndicus die Erlaubniß erhalten hatte, dies Archiv zu benutzen, führte mich der Archivar Herr Angelo Angelini durch die Kirche von S. Fortunat in einen unteren Raum derſelben, neben der Sakriſtei. Hier ſchob er von der Wand einen zerlegbaren Beichtſtul, und machte ſo eine Thüre frei, durch welche wir in ein kleines Gemach traten, das Archiv ſelbſt. In Schränken an deſſen Wänden lagen, zum Teil in trauriger Vernachläſſigung, ungezählte Pergamente in Haufen aufgeſchichtet; in der Mitte aber auf dem Boden und auf einem Tiſche, mit Staub bedeckt und modernd Stöße von Büchern und auch von Pergamenthandſchriften. welche einſt einen Teil der Bibliothek des Cardinals und Biſchofs von Albano, Bentivegna d'Acquaſparta ausgemacht haben ſollen. Dieſer Mann, deſſen Dante in ſeinem Gedicht einmal Erwähnung thut, ſtarb im Jahre 1289.

An das Archiv grenzt der Raum der Bibliothek, und dort arbeitete ich über Pergamenten und Papier in der reizendſten Stille viele Stunden des Tages lang. Man gab mir erſt einen Communaldiener förmlich zur Wache; da ich aber dagegen als einen mich entwürdigenden Act Proteſt einlegte, ſo ſetzte man mich in Beſitz des Schlüſſels, ſelbſtverſtändlich nicht des Archivs, ſondern der Bibliothek.

Es verbreitete ſich ſchnell in Todi die Kunde, daß hier ein Fremder ſich aufhalte, welcher alte Schriften und Urkunden zu leſen verſtehe; in Folge dieſer Neuigkeit erſchien eines Tags in meinem Gaſthaus der Prior der Schneider-

zunft, einen Stoß von vergilbten Papieren und Pergamenten nebst den Statuten seiner ehrenhaften Gilde unter dem Arm. Es war ein junger Mann in sehr sauberer Kleidung, mit intelligentem Gesichtsausdruck. Ich komme, so sagte er, zu Ihnen in Angelegenheiten unserer Zunft, Sie um ihren Rat zu fragen. Nur mit Mühe unterdrückte ich hier ein Lachen bei der Vorstellung, zu wie großen Dingen ich es doch bereits in der Welt gebracht hätte, da ich, ein Fremdling aus Ostpreußen, in einer umbrischen Stadt der Consiliar von deren Schneiderzunft sein sollte. Indem ich also die feierliche Miene eines der sieben Weltweisen annahm, fuhr der Prior fort mir zu sagen oder vielmehr zu klagen, daß die italienische Regierung ihre Hand auf alle Güter der frommen Stiftungen, also auch auf gewiße Renten der Schneiderzunft Todis lege. Die Regierung betrachte nämlich die Ars Sartorum der Stadt, und andre Gewerke als eine Confraternität oder Genossenschaft zu frommen Zwecken, da sie seit Alters ein Hospital S. Giacomo besitze. Sie habe die Rente der Zunftgüter, 360 Scudi jährlich, eingezogen und werfe den Schneidern dafür eine nur sehr geringe Entschädigung aus. Der Schneidermeister, welcher sich vortrefflich und geläufig auszudrücken wußte, bemerkte, daß die Revolution des Jahres 1860 wesentlich durch die Handwerker gemacht sei; auch er habe damals das Gewehr ergriffen und sei nach Orvieto marschirt. Zum Dank entziehe nun die Regierung auf gewaltsame Weise den Zünften ihre uralten Güter, um sie der [illegible] zuzuweisen. Die Pergamente, welche in Todi niemand lesen könne, habe er nach Perugia auf die Präfectur gebracht, aber dort

seien sie gar nicht angesehen, sondern in einer Kammer verächtlich auf den Boden geworfen worden. Der Prior ersuchte mich schließlich, diese Urkunden einzusehen und ihm dann zu sagen, ob sich aus ihrem Inhalt die Rechte der Zunft dem Staat gegenüber gerichtlich erweisen ließen.

Ich beschied den Schneidermeister folgenden Tags zurückzukehren, wo ich ihm Antwort geben wolle. Er kam und beruhigte sich bei meiner Erklärung, daß diese Pergamente nur Notariatsinstrumente solcher Art enthielten, daß sie für die Zunft keinen andern als den Wert der Altertümlichkeit besäßen, und dies hatte er sich, wie er selbst gestand, bereits vorgestellt.

Die Schneiderzunft von Todi ist übrigens ein lebendiges und ehrwürdiges Monument des Mittelalters, da sie schon viele Jahrhunderte besteht. Sie hat noch jetzt einen Vorstand, welcher „Consul" heißt, und sie wählt zwölf Minister als Consiliare, welche „Fratelli" genannt werden. Ihre Statuten sind sauber in einem Pergamentheft von 60 Blättern zusammengeschrieben; sie datiren vom Jahre 1308, wurden aber im Jahre 1492 aus dem ursprünglichen Latein ins Italienische übersetzt.

Ihr Anfang lautet:

El prohemio della matricola de sarturi: capitulo I.

Nel nome del nro signor Iesu Xpo et della benedictissima sempre vergine maria sua madre: et del beato sancto michele archangelo: et del b. sancto ioanni baptista et S. Joani Evangelista: et de beati apostoli S. Pietro et S. Paolo: et de beati confessori: Sancto Fortunato sancto Calisto et S. Cassiano: et de tutti i sancti et sancte della corte celestiale: Questi sono

i ordinamenti et statuti iscritti: dell arte de sarturi et cinaturi della citta et contado de Todi: facte et ordinate per glomini della dectaarte: nel tempo, dello offitio de consoli: cioe delli sapienti homini iacobuccio dandreelle: della rione de sancta presedia: et de cecho'e de manella: del rione della valle: iscripti per me ser francesco de maestro iacomo publico notario della detta arte: nel tempo et neglanni del signore nel mille trecento otto: nella indictione sexta: nel Tempo del pontificato del nro signore benedecto papa duodecimo: et addi ventidua de novembre.

Ich habe manche freundliche Menschen in Todi kennen gelernt, die mir in allen Stücken hülfreich sich erwiesen, wie Herr Alessandro Natali, ein ehemaliger Buchhändler aus Rom, doch Bürger jener Stadt, Verleger der Geschichte Todis von Leoni, und des Lebens Bartolomeo's d'Alviano von demselben Verfasser; dieser berühmte Feldhauptmann vom Anfange des 16. Jahrhunderts war nämlich Todiner durch Geburt.

Herr Natali ist Rector Oeconomus von Monte Cristo, einem ehemaligen Frauenkloster, und jetzt Findelhause. Er führte mich an diesen schön gelegenen Ort, worin 98 Findelkinder aufgezogen werden. Auch hier ist ein Archiv; ich sah viele Pergamente, hauptsächlich das Institut betreffend, welches ursprünglich als ein Hospitale Caritatis für die Leprosi oder Aussätzigen bestimmt war.

Derselbe freundliche Führer zeigte mir auch das Capuzinerkloster von Monte Santo, das in nächster Nähe der Stadt auf einem Hügel gelegen ist. Die kleine Kirche daselbst besitzt einen schönen Lo Spagna über dem Hoch-

altar, dieselbe Krönung der Jungfrau darstellend, wie sie in Narni gezeigt wird. Man sagt, daß beide Bilder von des Meisters eigner Hand seien. Im Zimmer des Priors bewirtete man uns mit Café, und man fragte mich nach Witte, dessen großer Ruf in der literarischen Dantecultur selbst bis in diese Einsamkeit gedrungen war. Man zeigte mir mit einem gewißen Stolz eine Handschrift der Poesien des Fra Jacopone von Todi, und dieser Poet, der tiefsinnige Mystiker vom Cölestinerorden, der mutige Feind Bonifacius' VIII. ist der Ruhm von Todi. Er starb in Collazzone im Jahre 1304, liegt aber in S. Fortunat begraben. Man schreibt ihm die Dichtung Stabat mater zu, und wol mit allem Recht. Dieser berühmte Trauerhymnus reicht hin, ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Ich fand in Monte Santo einen Mönch eben damit beschäftigt, den Codex zu copiren, worin sich auch das Stabat mater unter den andern Gedichten Jacopone's befindet. Doch gibt es ältere Handschriften der Poesien dieses Franziskaners, in Venedig und Florenz; die von Todi kann frühestens vom Ende des 14. Jahrhunderts herrühren.

Alle Herren, deren Bekanntschaft ich in Todi machte, schienen mir eines zufriedenen Daseins in ihrer engen, kleinen Welt zu genießen, und diese wird kaum durch irgend ein bemerkbares Ereigniß unterbrochen. Abends, beim Mondschein, lustwandelten auch die Damen auf dem Spaziergange, welchen sich die Stadt unter der alten zerstörten Rocca, am Abhange des Hügels angelegt hat, von wo man weiter zu der nach Bramante's Plan gebauten Kuppelkirche der Consolazione gelangt. Es gibt hier keinen großen Feudaladel mehr, denn die alten

Geschlechter sind meist untergegangen. Von ihnen waren in mittelaltrigen Zeiten die mächtigsten die Acti oder Atti, dann Oddi, Frebi, Bentivenghi, Carocci, Pontani, Landi, Corradi, Astancolli.

Manche altertümliche Paläste erinnern noch an diese Feudalherren. In den stattlichen Häusern, welche sie gegründet haben, wohnen jetzt jüngere Geschlechter, oder verarmte Enkel. Am heutigen Tage, wo alles nur für die augenblicklichen Bedürfnisse eingerichtet wird, beschämen uns selbst in den kleinsten Städten die festen und dauernden Häuser der mittelalterlichen Vorfahren, eines massiven Geschlechts, welches von sehr starkem Willen und sehr praktischer Gediegenheit war. Diese Bemerkung machte ich Herrn Pierozzi in Todi, einem Doctor des Rechts, welcher zugleich Komödiendichter ist; und wol mancher Dramendichter dürfte diesen einsamen Todiner um das solide Glück beneiden, welches er in seinem urväterlich ererbten Palast genießt.

In Rom hatte man mir dringend angeraten, nach Aspra in den Bergen der Sabina zu gehen, wo ich ein merkwürdiges Communalarchiv finden und eine bezaubernde Bergwildniß sehen würde. Dies beschloß ich demnach von Terni aus zu thun, von wo eine Fahrstraße bis in die Nähe jenes Castells führt. Nur war das Unterkommen dort schwierig, denn in dem ganz vereinsamten Aspra gibt es kein Gasthaus. Ein Bürger von Terni versprach mir jedoch dafür zu sorgen, indem er einen Brief mir vorausſandte.

Ich mietete in Terni einen kleinen Wagen, und machte mich dort auf um 4 Uhr Morgens am 1. August. Man durchzieht ein Bergland auf dem besten Wege, von Nord nach Süd, und berührt auf ihm nur kleine Gehöfte.

Manchmal geht es durch köstliche Eichenwälder hin. Die Berge öffnen sich bei Torri, einem uralten Castell, welches im 10. Jahrhundert dem in dieser sabinischen Landschaft mächtigen Geschlecht der Crescentier von Rom gehörte. Es liegt schwarz und malerisch rechts auf der Höhe. Ein großer Blick auf den Berg Soracte, die Campagna Roms, die Abhänge der Sabina und der Apenninen öffnete sich jetzt, und links eine tiefe Bergschlucht, über welcher hoch auf einem Felsen ein schwarzer Häuserklumpen lag, von einer schwarzen Mauer umfaßt, und von einigen Türmen überragt. Dies war Aspra, das alte Casperia in Römerzeiten, in Wahrheit ein Adlernest, unzugänglich und uneinnehmbar scheinend.

Es war Mittagszeit, doch die Augustluft wehte hier frisch. Langsam umkreiste das Fuhrwerk den tiefen und langen Taleinschnitt und schleppte sich dann mühsam den Felsweg bis unter die Mauer des Castells empor, wo der Fuhrmann Halt machte, mir erklärend, daß er in den Ort selbst nicht gelangen könnte, weil dieser keine fahrbare Straßen habe. Ich stieg ab und trat durch das Tor ein; welch ein Ort, wie schauerlich wild, verfallen und einsam; welch schreckliche enge Gassen ohne Luft zwischen steinernen Häuserklumpen, nicht Straßen zu nennen, sondern Rinnsale für die Wasser der Wolkenbrüche und Gewitter, die sich hier mit furchtbarer Heftigkeit entladen müssen.

Es war eben Sonntag. Das Volk von Aspra, in

blaugraue Jacken sabinischer Landesart gekleidet, spielte Ball vor den Häusern. Man starrte mich verwundert an. Ich ließ mich zum Syndicus führen bergauf, bergab. Der Bürgermeister von Aspra, angethan mit der Bauernjacke des Volks, kam hervor und sagte mir, Briefe seien von der Präfectur in Perugia, wie von Terni eingetroffen, ich könne aber heute das Archiv nicht sehen, weil es Sonntag sei, wo der Gemeindesecretär andere Beschäftigung habe. Ein Unterkommen würde ich bei einem Schuster finden, der so etwas wie eine Locanda halte.

Man führte mich zu diesem Wirt in ein wüstes Haus, wo mir ein kammerartiges Loch angewiesen wurde. Das einzige zerbrochene Fenster zitterte und klirrte von dem scharfen Luftzuge, der hier oben beständig weht, und aus ihm blickte ich mit Erstaunen auf ein Panorama von unbeschreiblicher Erhabenheit. Ich warf mich ermüdet auf das unsaubre Bett, welches in der Kammer stand, erwachte aber bald von den Bissen der Mosquitos und noch anderer Plagegeister. Der Wirt setzte mir alsbald ein Mittagsessen vor, welches ich nicht genießen konnte, und in Verzweiflung erklärte ich, daß ich hier nicht bleiben könne.

Ich eilte wieder zum Syndicus, der mich jetzt zu seinem Secretär begleitete. Wir standen alle drei unter einem steinernen Bogen, der eine Gasse mit der andern verband, während die beiden Magistrate ratschlagten, was zu thun, wie mir zu helfen sei. Endlich ward folgender Beschluß des hochweisen Magistrats gefaßt: das Archiv solle mir vom Secretär unverzüglich aufgethan werden,

indeß der ehrenwerte Syndicus sich bemühen wolle, mir Aufnahme in einem anständigen Hause zu verschaffen.

Der Secretär führte mich in das Stadthaus, ein massives doch nicht altertümliches Gebäude, wo er eine kleine Kammer aufschloß. Ein paar Schränke standen darin, den Documentenschatz der Gemeinde enthaltend. Ich fand dort viele Urkunden, die sich auf den römischen Senat des Mittelalters beziehen, denn Aspra bildete zwar in jener Epoche eine eigene Gemeinde, wie andre sabinische Orte der Nachbarschaft, doch unter der Jurisdiction des Capitols, welches dorthin seine Rectoren oder Podestaten schickte. Wunderlicher Weise gab es auch hier einige gefälschte Urkunden aus dem 10. Jahrhundert.

Als der Abend kam, erschien der Secretär wieder, mir zu sagen, daß eins der besten Häuser des Castells mich aufzunehmen bereit sei. Er führte mich in der That zu einem Hause, welches palastähnlich aussah. Eine junge, hochgewachsene Dame empfing mich dort, in römischer Kleidung, und mit städtischen Manieren. Sie sagte mir, das Haus schätze es sich zur Ehre einen Fremden zu beherbergen, und sie geleitete mich nach meinem Zimmer. Wir kamen durch einen wüsten Saal; der Blitz hatte vor Wochen darin eingeschlagen, Fenster und Kamin zertrümmert, und die Vorderwand zerspalten, durch welche der blaue Himmel hereinschien. Nichts war gethan, diesen Schaden zu verbessern. Alte Familienwappen aus Stein zeigten, daß dieses Haus einst einem der ersten Geschlechter des Orts gehört hatte, welches nun herabgekommen war.

Die Verwüstung des Saals machte mich neugierig auf die Beschaffenheit meines Zimmers, welches die Signora

alsbald öffnete; es war sehr wohnlich und ein sauberes römisches Bett darin. Der Bruder der Dame erschien, ein rüstiger sabinischer Jäger, ein schöner Mann, in die Uniform des Hauptmanns der Nationalgarde gekleidet. Auf das freundlichste ward ich ersucht, mich nach Gefallen einzurichten. Ich nahm die Gastfreundschaft des Hauses an, doch mit der Bedingung, daß man mir erlaube, bei meinem ersten Wirt speisen zu dürfen, an welchen ich doch von Terni aus gewiesen sei; dies ward mir zugestanden.

Zwei Tage blieb ich in Aspra, und so schrecklich mir dieser Ort anfangs erschien, so angenehm verging mir daselbst die Zeit. Ich arbeitete im kleinen Archiv von der Morgenfrühe bis 5 Uhr Abends, was die größeste Verwunderung erregte. Neugierige kamen ab und zu herein; sie grüßten mich freundlich und sahen mir mit Erstaunen zu, denn seit Jahren hatte man dort keinen Fremden gesehen. Ich zeigte dem Secretär ein Pergament als höchst wertvoll, weil es ein Schreiben des Volkstribun Cola di Rienzo an die Gemeinde von Aspra sei; er bat sich eine italienische Uebersetzung davon aus, die ich ihm dictirte, worauf er sie zum Andenken in das Archiv niederlegte.

Nachmittags ging ich mit diesem Herrn und dem Lehrer des Orts, einem Laien, zum Kloster der Capuziner, wo man ein Fest feierte. Es liegt reizend auf einem von Steineichen bedeckten Berge. Frauen knieten dort in der kleinen Kirche, in dunkle Schleier gehüllt. Im Portal sah ich andere, die Frauen meiner Begleiter und junge Mädchen, von denen eins von ganz ungewöhnlicher Schönheit war, ein junges Geschöpf von kaum sechzehn Jahren, in voller

Blütenpracht ihres Frühlings, und doch tiefsinnig und ernst. Glücklich der Aspraner, der dies Götterkind einst in sein verräuchertes, vom Blitz zerschlagenes Haus heimführen darf! Meine Begleiter machten mich den Damen bekannt, unter welche ich künstliche Blumen verteilte, die man am Kloster feil bot, was sehr gut aufgenommen wurde.

So weit ich gewandert bin, so sah ich doch kaum ein Panorama von gleicher Heldenschönheit, als sich mir dort von der Höhe des Kapuzinerberges darbot. Unten vor mir der plastisch geformte Soracte, das ganze Tibertal, die umbrischen Ebenen und Berge, weiter hin die Reihen der Apenninen, die Sabina, Latium, die Campagna von Rom: all dies entzückende Land in den wandernden und wallenden Karmin des Augustabends getaucht, in Wahrheit ein Paradies der Erde. In den nächsten Bergen eine majestätische Wildniß, worin uralte dunkle Castelle stehen, die Städte der Sabiner, festhaltend Geschlechter, Sitten und Lebensformen der Vergangenheit. In meilenweiter Ferne südwärts zieht sich ein dachförmiges Gebirge hin: dies ist der Monte Mario. Wo es absinkt steigt ein gewölbter Bergkegel auf: dies ist die Kuppel vom S. Peter Roms. Sie selbst erscheint in dieser Ferne wie ein Product der Natur. Zur Osterzeit genießen auch die Menschen von Aspra den Anblick ihrer Illumination; sie funkelt dann am Horizont wie ein Ball von Feuer. Wir zählten von der Zinne des Klosters 28 nähere und fernere Orte, von denen ich nur wenige nennen will, damit man die Weite dieses unvergleichlichen Gesichtskreises erkennen mag: der Soracte und Civita Castellana, die

Kuppel von Rom, Ronciglione, Caprarola, Collevecchio, Montafole, Stimigliano, Magliano, Rocca antica, Poggio Sabino, La Fara, Poggio Mirteto, Montopoli, Torrita über dem Tiber, welcher silbern aufblinkt, Filacciano, Cantalupo, der Monte Gennaro, Tivoli, Paleſtrina, das Albanergebirg mit ſeinen Caſtellen.

Als wir nach Aspra zurückkehrten ſtand der Syndicus vor der Thüre ſeines Hauſes, uns einladend, einzutreten. Der treffliche Mann führt den Namen ſeines Orts, denn er heißt Asprone, und ſo ſchien er als Bürgermeiſter die wahrhafte Verkörperung der Gemeinde, welche er regiert. Seine Frau kam, eine corpulente Matrone. Ich mußte ganz allein auf dem Canapee ſitzen, wo mir dann die Bürgermeiſterin einen Teller voll ſabiniſcher Kringel präſentirte. Alsbald tauchte der Syndicus mit einem Licht in den Keller hinab, und kam daraus hervor mit einem mächtigen Steinkruge voll Wein. Wir tranken wacker von dieſem ausgezeichneten Gewächs des ſabiniſchen Unterlandes; ich brachte das Wol der Gemeinde Aspra und ihres Magiſtrats aus, worauf der Bürgermeiſter und die andern Herren warm wurden. Sie ſprachen mit Verwunderung über meine Mühe und den ihnen nicht recht verſtändlichen Zweck derſelben, da ich ſo unwegſame Gegenden aufſuche, um alte Schriften durchzuleſen. Sie baten mich wiederzukommen, und zwar auf viele Wochen, um mit ihnen die Herbſtzeit zu verbringen.

Als wir den Syndicus verließen, drang der Secretär in mich, auch ſein Haus mit einem Beſuche zu beehren; denn offenbar wollte er nicht hinter jenem zurückſtehen. In ſeinem wohnlich eingerichteten Hauſe empfing mich

seine junge Frau ein Kind an der völlig entblößten Brust, und so blieb sie auch in der größten Naivetät neben mir sitzen. Wiederum wurden Wein und Kringel präsentirt.

In später Nachtstunde verabschiedete ich mich von den Eigenthümern des Hauses, wo man mir so gastfreundliche Herberge geboten hatte, und ich empfing auch hier dieselbe herzliche Einladung zur Wiederkehr, nebst einem Brief an Verwandte in Rom. Als ich mich vor der Morgenfrühe erhob, brannte schon Licht in der Hausflur, doch niemand ließ sich sehen. Die gemieteten Esel standen bereit, und ich verließ Aspra mit Befriedigung; denn hier sind die Menschen in der That gut, wie die ursprüngliche Natur. Durch köstliches Bergland ritt ich so fort bis zum Paß von Correse, wo ich die Post nach Rom erreichte.

Das Reich, Rom und Deutschland.

Bei Gelegenheit von James Bryce,
„The Holy Roman Empire“ (London 1866).

1867.

Es ist eine gute und zeitgemäße Aufgabe, welche sich ein talentvoller Engländer jüngerer Schule gestellt hat, die Idee des Reichs von dessen Ursprung bis zu seinem Ausgange im Jahr 1806 zu verfolgen und in ihren verschiedenen Gestaltungen darzustellen; was er mit gründlicher Kenntniß der Geschichte und mit nicht gewöhnlicher philosophischer Einsicht in die Anschauungsweise der Zeiten ausgeführt hat. Sein Buch ist eins der klarsten und besten, welche über deutsche Reichsverhältnisse verfaßt worden sind, und es muß den Deutschen gerade heute von besonderem Werte sein, über dies so viel gepriesene, wie viel geschmähte heilige römische Reich deutscher Nation die Stimme eines Ausländers zu vernehmen. In Wahrheit werden nicht wenige von vornherein annehmen, daß ein Engländer auch heutigen Tags sich nur mit voltairischer Ironie über dieses Reich auslassen könne, und sie werden dann, wenn sie das treffliche Buch lesen, bekennen, daß kaum je mit so völliger Freiheit von Vorurteilen, und mit so tiefem ja liebevollem Verständniß von dem Reichsprincip und seiner weltgeschichtlichen Größe geredet worden ist.

Die Reichsidee ist einer der Grundgedanken, um welche sich die gesammte Civilisation des Abendlandes angesetzt

hat, neben der Idee der Kirche. Beide sind universale Weltformen, lateinische Schöpfungen, und aus der weltbürgerlichen Stadt Rom hervorgegangen. Sie haben die europäische Welt gestaltet und bis auf unser Jahrhundert beherrscht. Sie sind die Grundtypen unserer Civilisation gewesen. Ob sie schon am heutigen Tage, wo das Mittelalter in seinem letzten Auflösungsproceß zerfällt, überwunden sind, und ob die europäische Gesellschaft schon die Kraft gewonnen hat, sich in einer neuen organischen Form als weltbürgerliche Gemeinde darzustellen, dies wird sich jeder Denkende zu beantworten haben.

Herr Bryce beginnt seine Deduction mit dem 2. Jahrhundert des römischen Kaiserreichs, ohne die Wurzel dieses Princips außerhalb der Geschichte des thatsächlichen Imperium Roms aufzusuchen, also ohne einen Blick auf den Orient und namentlich die monokratische Idee der Juden zu werfen. Ich habe anderswo auf den theokratischen Staat und den Gedanken der weltbürgerlichen Mission des Judentums hingewiesen, aus dem allein die kosmopolitische Idee des Christentums entspringen konnte, welches wiederum dem Universalismus der Römer begegnen und mit ihm zu einer neuen Organisation sich verbinden mußte.

Die Unterwerfung der halben Welt durch die eine Stadt Rom erzeugte bei den Römern naturgemäß und thatsächlich den Gedanken vom römischen Weltstaat, welcher sodann nach dem Falle der Republik im Princip des Cäsarentums seinen Ausdruck fand. Der Grundsatz, daß die Herrschaft der Welt oder des Erdkreises den Römern gehöre, wurde zum politischen Dogma.

Dies Dogma kehrte selbst im Mittelalter immer wieder

ins Bewußtsein der Römer zurück, selbst in den elendesten Zeiten des Verfalls, wo Rom nichts mehr war als der Monte Testaccio oder Scherbenberg der Weltgeschichte. Roma caput mundi regit orbis frena rotundi, so lautete der Spruch auf den Siegeln germanischer Kaiser. Dante, der Jesaias seiner Zeit, ist von diesem Dogma ganz erfüllt; nicht minder sind es Petrarca und Cola di Rienzo. Die verkommenen Römer betrachteten sich noch immer als die legitimen Herren der Welt, als die Träger der Reichsidee, und dieser Idee bemächtigte sich mit Geschick das Papsttum, indem es dieselbe mit der jüdischen Idee vom Gottesstaat vereinigte. So wurde Rom durch die Verschmelzung des heidnischen Cäsarenprincips mit der Kirche das Centrum der weltlichen wie der geistlichen Monarchie. Welche dominirende Macht dieses eine Princip in der Geschichte des Abendlandes erhielt, und wie sich diese in den weitesten Völkerkreisen jahrhundertelang darum bewegte, weiß niemand besser zu sagen als das deutsche Volk, das sich erst durch seine größeste Nationalthat, die Reformation, davon loszumachen begann.

Seit der Zeit Constantins wurden die Gränzen des römischen Reichs nach und nach auch zu denen der christlichen Religion. Wie diese in das römische Reich eindrang, so drang auch das Reichsprincip in sie selbst ein, und es erschuf die römische Kirche. Sie wurde die religiöse Form des Reichs. Dem Begriffe von der Unteilbarkeit des Imperium entsprach der Gedanke von der Unteilbarkeit der Ecclesia. Das anerkannte Haupt beider war der Kaiser, der noch fortfuhr sich Pontifex Maximus zu nennen. Die römische Reichskirche entstand. Wie das Reich römisch

hieß, nannte sich auch die Kirche römisch. Es gab noch keinen Papst. Erst 400 und mehr Jahre nach Constantin erfand man die berühmte Priesterfabel, daß sich dieser erste christliche Kaiser demutsvoll in einen Winkel am Bosporus zurückgezogen habe, um dem Papst die alleinige Herrschaft in Rom und dem ganzen Abendlande zu überlassen. Der Gedanke daß der Bischof von Rom nicht Untertan des Reichs und des Kaisers sei, blieb Constantin und allen seinen Nachfolgern, selbst noch den Karolingern, Ottonen und Heinrichen unbekannt. Die Teilung des Reichs in zwei Hälften, Abendland und Morgenland, hob noch keineswegs das Princip der Unteilbarkeit des römischen Imperium auf. Die Byzantiner nannten sich stets römische Kaiser. Sie setzten die Päpste ein, oder sie bestätigten dieselben.

Aber der Fall von Westrom unter die Barbaren, und die germanische Welt welche aus der Sündflut der Völkerwanderung emporstieg und dem Abendlande eine neue Gestalt gab, führten die factische Zerteilung des Reichs herbei, und damit auch notwendig die der Kirche, welche hier römisch-germanisch, dort griechisch-slavisch wurde. Im Abendlande selbst erzeugten sich zwei Grundprincipien: Romanismus und Germanismus, weltbürgerliches System der Centralisation und freie Individualität. Um diese Gegensätze, ihre Vergleichung, ihre Spannung, ihren Kampf mit einander hat sich die Geschichte Europas im großen und ganzen bis auf den heutigen Tag bewegt.

Die wandernden Germanen überfluteten und zerstörten das westliche Reich, aber keineswegs das Reichsideal. Seine Tradition war unauslöschlich. Alles politische

Völkerleben konnte nur in der Form des Reichs begriffen werden, welches der Ausdruck der Civilisation selber war. Auch wurde das Princip des Reichs durch die Kirche aufrecht gehalten. Sie war allmälig in die Maschinerie des römischen Imperium gedrungen, in ihm und mit dessen Hülfe entstanden, und hatte dessen Organisation in allen geographischen und administrativen Provinzen in sich aufgenommen. Ihre Glieder correspondirten mit einander, und wiesen in hierarchischer Ordnung auf Rom, noch immer den idealen Mittelpunkt des Reichs, wo der Bischof, trotz manchem Widerspruch, schon als Oberpriester der Christenheit betrachtet wurde. Der feste Organismus der Kirche, auf welche die ganze Bildung der bisherigen Welt und auch der politische Geist der Römer übergegangen war, konnte dem Sturm der Barbaren widerstehen, und mitten im Zerfalle der politischen Welt erhielt sich in ihr allein die weltbürgerliche Idee von der Einheit des Menschengeschlechts als der christlichen Republik. Ich habe es nachgewiesen, wie wichtig hier die Erhaltung der Stadt Rom wurde, und wie diese als ein historisches Gesetz erscheint. Die Kirche rettete den Gedanken des Reichs hinter den Mauern Aurelians. Sie pflanzte diese lateinische Idee den Germanen ein, und konnte daher später von sich behaupten daß sie dieses Reich wiederhergestellt habe, indem sie es auf die Germanen übertrug. Sie selbst wäre ohne das Reich um ihre kosmopolitische Kraft gekommen, gleichsam in der Luft geblieben, oder in verschiedengeartete Landes- und Völkerkirchen aus einander gefallen, in denen sich das Princip der Einheit und Unteilbarkeit verlor. Das Reich war das notwendige Correlativum der Kirche.

Als man diese im Zusammensturz von Westrom unter dessen Trümmern sich allein als ein nicht zersprengter Organismus und als die moralische Autorität fand, so kam es ihr darauf an, die Barbaren welche den Westen dauernd in Besitz genommen hatten, in das römische Bürgertum eintreten zu lassen. Die Civilisirung jener Völker ist die größeste That der Kirche gewesen, so groß daß sich dies nicht mit Worten sagen läßt. So weit im Abendlande das alte Römertum seine Colonisation, Sprache und Gesetze vorgeschoben hatte, ward dieses romanisirt, und die darin festhaft gewordenen Germanen latinisirten sich. Dort schuf sich die Kirche die nationalen Grundlagen für ihre hierarchische Herrschaft. So weit im Abendlande jenes nicht der Fall gewesen war, setzten in dessen Centrum und Norden, fern vom lateinischen Mittelmeer, die Germanen dem Romanismus siegreichen Widerstand entgegen, und sie sicherten dort das Princip der freien Individualität, welches gegen die lateinische Centralidee, die Imperialkirche, früher oder später in den Kampf treten mußte.

Aber vorerst ward das Christentum überall römisch durch äußere Organisation, Beamtenhierarchie, Sprache des Cultus und Kirchenfeste, und den Bezug auf Rom und den Bischof dieses neuen Jerusalem, auf welchem fort und fort der Glanz der doppelten Weltmonarchie lag, der politischen wie der religiösen. Es bedurfte dreier Jahrhunderte bis die Germanen so weit gereift waren, daß sie die Herrschaft des Abendslandes wirklich ergreifen konnten. Dies geschah dann in der Form des römischen Reichs, welches Karl der Große, der König der katholischen

Franken, wiederherstellte. An dieser Renaissance des Imperium hatte die Kirche den wesentlichsten Anteil. Sie schrieb sich den alleinigen zu. Die Thatsache der Kaiserkrönung Karl's ward in der Folge eine viel erörterte Frage des Streits um die Quelle, aus welcher dessen und seiner Nachfolger Imperium geflossen sei. Das Volk und der Senat der Römer stellten sich als diese allein legitime Majestätsquelle dar. Die Kaiser wiederum behaupteten die Krone von Gott zu haben oder durch das Recht der Eroberung, was in der Geschichte immer praktischer Weise auch das göttliche Recht für die Fürsten ist. Die Päpste dagegen wiesen auf die von ihnen vollzogene Salbung und Krönung des neuen Augustus, und leiteten daraus den Grundsatz her, daß der Kaiser seine Krone durch päpstliche Investitur als ein Lehen Christi oder seines Stellvertreters empfangen habe und empfange. Dieser berühmte Streit gehört erst einer späteren Periode an, wo sich die weltbeherrschende Macht des Papsttums ausbildete. Zur Zeit Karls des Großen aber gab es noch Niemand, der daran gezweifelt hätte, daß der Kaiser des Reichs, der legitime Nachfolger von Augustus, Trajan und Constantin, auch das Oberhaupt der ganzen christlichen Republik und somit auch der Stadt Rom und ihres Bischofs sei. Er bestätigte den Papst in seinem Amt, nachdem dieser unter den Augen seines kaiserlichen Bevollmächtigten gewählt wär. Er richtete den Papst vor seinem Tribunal. Karl der Große erhob seinen Sohn zum Cäsar in einer Reichsversammlung, ohne den Papst darum zu fragen. Es gab keine andre gesetzliche Gewalt, als die vom Kaiser floß oder durch ihn bestätigt ward. So stellte sich in der Welt-

monarchie Karl's einen Augenblick lang die Einheit von Reich und Kirche dar, als deren unbestrittenes Haupt der Kaiser galt, dessen oberstes Amt es war, die christliche Weltrepublik als der Friedensfürst (Imperator pacificus) in Harmonie zu regieren und zu erhalten.

Dieses Ideal der Weltmonarchie ward sodann sehr bald durch die in ihm ruhenden feindlichen Elemente aufgelöst. Das Princip des Reichs ward durch das Princip der Kirche, der Kaiser durch den Papst alsbald bekämpft. Der Kampf beider, der längste und erbittertste der Weltgeschichte überhaupt, erzeugte den ganzen Prozeß der europäischen Civilisation. Der lateinische Gedanke der Weltmonarchie ward nur von der römischen Kirche, der Erbin des alten Römertums, vollkommen durchgeführt, während die Germanen ihn sich nur als eine Theorie gefallen ließen, denn praktischer Weise bekämpfte ihr Individualgeist dieses Princip durch die Nationalität des Landesbistums und den Feudalismus. Sie hatten den beständigen Trieb vom Centrum abzuweichen. Schon die Teilung von Verdun machte die abendländische Monarchie Karls des Großen zerfallen. Schon unter den letzten Karolingern war die kaiserliche Majestät zu einer Investitur des Papstes verblaßt. Die Kirche hatte sich zu einer geistlichen Cäsarmonarchie mit dem realen Centrum Rom ausgebildet, und ihre hierarchisch abgestuften Glieder als ein das Reich umspinnendes System bis an dessen Gränzen in tausendfältigem Gewebe fortgezogen. Hunderte von Bischöfen und Aebten waren die mächtigen Werkzeuge des Papstes, um so gefährlicher dem Kaiser, weil sie zugleich seine Vasallen waren, Fürsten des Reichs und dessen

geistlicher Lehnadel. Die Kirche war daher immer mächtiger als dieses, sowol durch ihre Einheit und Organisation als durch die geistige Bildung, in deren alleinigem Besitze sie blieb. Aber die jedesmalige Schwächung der Reichsgewalt bedrohte sie selbst mit solchem Verderben, daß die Aufrechthaltung oder Wiederherstellung des Imperium ihr beständiges Bedürfniß blieb.

Schon der Fall der Karolinger erzeugte Zustände, welche den Einbruch neuer Völkerwanderungen und einer neuen Barbarei zur Folge hatten. Das Papsttum sah die Einheit der Kirche in Gefahr, da sich leicht Nationalkirchen mit einheimischen an die Königthümer angelehnten Primaten bilden konnten, wonach schon unter den Karolingern gestrebt ward. In Italien und in der Stadt Rom wurde es von furchtbaren Stürmen bedroht. Die Nationalherzoge Italiens suchten sich vom Reiche loszureißen, und die Kaiserkrone lateinisch und italienisch zu machen, was zur Folge gehabt hätte daß sie Rom würden zu ihrer Hauptstadt sich erzwungen haben. In Rom selbst gewann der Geschlechteradel patricische Gewalt; er suchte das päpstliche Amt zu einer Art Lehen oder Investitur jener zu machen, was ihm auch unter den Tusculanen gelang. Die Politik der Päpste war aber seit Constantins Uebersiedlung nach Byzanz ihnen vorgezeichnet. Sie bestand darin, kein nationales Kaisertum und Königtum in Italien aufkommen zu lassen, und Rom sich frei zu erhalten. Sie wollten und bedurften einen Kaiser, aber dieser sollte fern und mit Rom nur durch eine Idee verbunden bleiben, deren sie selbst sich bemächtigten. Der Kaiser sollte höchstens zur Romfahrt kommen um auf seinen Knien die

Krone als ein päpstliches Lehen im heiligen St. Peter zu empfangen, und den Schutz der Kirche wie die Aufrechthaltung des Kirchenstaates zu beschwören. Wenn er dem Papst diese Diplome ausgefertigt hatte, so suchte der Stellvertreter Christi den lästigen Advocaten der Kirche so bald als möglich los zu werden; aber er berief ihn jedesmal nach Italien, seinen Gelöbnissen mit dem Schwerte nachzukommen, sobald die weltliche Stellung des Papsttums hier in Gefahr kam.

Mit gutem Grund hatte die Kirche die Reichsgewalt in der germanischen Frankendynastie zu erhalten gesucht, weil sie außeritalisch blieb. Nachdem Karl den Papst mit einem großen Patrimonium ausgestattet, hatte er Rom verlassen, ohne dieses zur Hauptstadt und zum Sitze des Reichs zu machen. Er that dies nicht aus mystischer Deferenz gegen den Papst, sondern aus derselben politischen Notwendigkeit, welche Diocletian und die folgenden römischen Kaiser zwang, ihren Sitz dorthin zu verlegen wo die Centralisation der Kräfte nötig war, um den Einbruch der Völker in das Reich abzuwehren. Auch mußte die germanische Welt, an welche die politische Gewalt überging, von selbst den Schwerpunkt des Reichs in ihrem eigenen Innern und nicht in Rom suchen.

Die Kirche eilte daher nach dem Falle der Karolinger, aus Notwendigkeit der Selbsterhaltung, das Reich, welches italienische Nationalherzoge usurpirt hatten, wieder an die Germanen zu bringen. Otto der Große wurde sein zweiter Erneuerer. Er stellte das Imperium her, indem er es mit dem deutschen Königtum verband. Das Reich kam seitdem an Deutschland. Es entstand das römische

Reich deutscher Nation; die Könige derselben nannten sich seit Conrad sofort nach ihrer Wahl auch Könige der Römer, weil sie die römische Krone als inhärent der deutschen betrachteten. Dieser Grundsatz erhielt die Legitimität einer sich als Recht fortpflanzenden Thatsache, doch nicht ein s Dogmas, denn in späteren Zeiten haben die Monarchen Frankreichs mehrmals nach der Krone des Reichs gestrebt, und es trugen dessen Titel einmal ein Spanier und ein Engländer, von den deutschen Reichsständen selbst dazu erwählt.

Die Fortdauer des Imperium in einem nationalen Königtum (dem deutschen) widerstritt aber durchaus der römischen Reichsidee. Denn nachdem im alten Rom die nationalen Unterschiede durch das allgemeine römische Bürgerrecht ausgelöscht waren, bestiegen ohne Ansehen der Abstammung Syrer, Thracier, Araber, Spanier, Griechen, Gothen den römischen Kaisertron. Jeder freie Bürger Roms konnte die höchste Gewalt erlangen: dies entsprach dem weltbürgerlichen Begriffe des Universalreichs. Dasselbe Princip nahm die Kirche in sich auf, weil sie universal war. Syrer, Griechen, Lateiner, Germanen bestiegen, ohne Unterschied der Nation, den päpstlichen Stul in Rom. Jeder freie römische Bürger war dafür wählbar wenn er das geistliche Gewand trug. Diesem kosmspolitischen Grundsatz verdankte die römische Kirche einen großen Teil ihrer Weltmacht; die Zeit wo sie ihn aufgab, wo sie die Tiara ausschließlich an eine Nation (die italienische) gab, wie das Cäsarendiadem an eine Nation gekommen war, bezeichnete auch die verengten Gränzen des Papsttums und das Schwinden von dessen weltbürgerlicher Stellung.

Es war indeß mehr als ein geschichtlicher Zufall was die Reichsgewalt ausschließlich an die deutsche Nation brachte. Die Zeit hat den tieferen Sinn dieser Thatsache, welcher zur Zeit Otto's I. nicht begriffen ward, offenbar gemacht. Denn diese deutsche Nation trug in sich, im Vorzug vor allen andern, das Princip der Weltbürgerlichkeit, und trägt es bis auf den heutigen Tag. Das Reich welches auf sie überging, und sich bis zum Jahre 1806 bei ihr erhielt, war der Ausdruck der universalen Natur dieses Volks. Es hat die von andern Nationen kaum noch am heutigen Tage ganz begriffene Kraft, in das Wesen aller Völker einzugehen, dieses in sich aufzunehmen ohne seine germanische Eigenheit zu verlieren, und die Welt in allen ihren Epochen und Richtungen durchdringend zu verstehen. Die Universalität des deutschen Geistes ist fähig alle Geister der Welt an sich zu ziehen, und so die große Werkstätte einer allgemeinen menschlichen Cultur zu bilden. Er gleicht darin den Hellenen, deren Kosmos des Geistes er aus der Hand der Italiener aufnahm, sie und jene in der weltbürgerlichen Mission ablösend. Er ist der Völker-Herakles, der für alle Welt die Arbeiten verrichtete und verrichtet, sie von jeder Tyrannis zu befreien, selbst im langen und unwürdigen Dienst erdrückender Bevormundung. Man begreift es heute wieder, wo dieser Heros der Menschheit, nach langer, doch nur politischer, nicht intellectueller Ermattung, sich wieder aufrichtet, und die Welt die Zukunft ahnen läßt welche Deutschland noch haben muß, weil seine Mission noch nicht ausgelebt ist, sondern in einer andern Form sich darstellen will. Nicht in cäsarischen Eroberungen. Die deutsche Nation ist

duldend und gerecht. Ihre Civilisation aber ist schon an sich heute die weltbürgerliche. Man blicke auf die Völker welche sich in das deutsche Bürgerrecht aufnehmen lassen, indem sie die geistige Arbeit unseres Vaterlandes an sich nehmen. Es ist neben ihm nur noch ein Volk von dieser Universalität des Weltbezuges, wesentlich praktischer Natur, das freie angelsächsische England mit seiner Meeresherrschaft, Colonisation und Industrie.

Indem so das Reich seit Otto I. nationalisirt wurde, erwuchs der Kirche eine große Gefahr durch die Trennung des Germanismus und Romanismus, welche mit Notwendigkeit eintreten und früher oder später einen Kampf auf Leben und Tod herbeiführen mußte. Wir wollen den Proceß dieses großen Kampfs überfliegen und gleich sein Resultat betrachten. Es ist die Losreißung Deutschlands vom römischen Princip, und die Zurückweisung des Papstes und der Reichskirche in den Romanismus.

Das Kaisertum, international, abstract und ideal, war ohne eine nationale Grundlage schwach gewesen; seitdem es mit dem deutschen Königtum zusammenfiel wurde es kraftvoll und herrschend. So bestand es drei Jahrhunderte hindurch von Otto I. bis auf den Fall der Hohenstaufen, in welcher Epoche sich Deutschland zur Weltmacht erhob. Unter den Ottonen sank die Kirche und das Papsttum vor der Kaisergewalt nieder. Die Päpste wurden, wie die Bischöfe im ganzen Reich, von den Kaisern ernannt, welche das Recht ihrer Wahl an sich genommen hatten. Die gleiche und noch größere Macht übte die Frankendynastie aus. Unter Heinrich III. culminirte das Reich. Es sank wieder durch die Schwäche des unglück-

lichen Heinrich IV. Unter den Ursachen die dazu wirkten, waren zwei wesentliche: das Aufstreben der Feudalaristokratie in Deutschland und die hierarchische Reform der Kirche welche der große Papst Hildebrand zu Stande brachte. Das römische Reich war ganz und gar feudalisirt worden; der Aristokratie von Herzogen und Grafen, die sich aus Reichsbeamten in erbliche Stammherren verwandelt und die Kaiserwahl an sich gebracht hatten, kam an Macht der geistliche Adel von Bischöfen, Aebten und Prälaten gleich, welche als Reichsfürsten, mit unermeßlichen Gütern ausgestattet, unter den Ständen den ersten Rang einnahmen. So entstand ein klerikal-feudales System, wodurch die Krone gänzlich geschwächt ward. Es wurde der Grund zu der ganzen späteren Zersplitterung und Ohnmacht Deutschlands.

Dagegen erhob sich in Rom das Papsttum aus seinem tiefen Fall zur höchsten Höhe seiner Weltmacht durch die Hildebrandische Reform der Kirche, die kühnste und größeste Umwälzung, welche bis auf die Reformation Deutschlands erlebt worden ist. Die Kirche ward vom Reiche nicht losgerissen, aber frei gemacht. Die Papstwahl wurde dem Einfluß des Kaisers und seiner Bestätigung, auch der Theilnahme des Volks entzogen, und an einen Senat von Cardinälen gebracht; die Wahl der Bischöfe kam an die Capitel. Die Kirche ward zur Hierarchie. Die Ehelosigkeit der Priester zog eine Scheidewand zwischen dem zahlreichen Klerus, einem eignen Staat im Staat, einem eignen Volk im Volk, und der Gemeinde, aus welcher ehedem die Geistlichkeit durch Wahl hervorgegangen war. Das Verbot der Laieninvestitur des Klerus drohte diesen

ganz aus dem Reichsverband herauszureißen, und Europa, was die Absicht der Päpste war, in einen Kirchenstaat zu verwandeln, während der Papst selbst aus dem Mathildischen Erbe sich im Herzen Italiens ein Königtum schuf, welches ihm, nach eigenem päpstlichen Ausspruch, als Symbol seiner Universalherrschaft überhaupt diente. Das kanonische Recht, dessen Kern die Suprematie des Papstes und seine Alleingewalt über Kirchen und Völker war, wurde dem Reichsrecht entgegengetürmt und zur Herrschaft im Abendland gebracht, welches in den Zeiten des Aberglaubens und der kritiklosen Unwissenheit alle jene ungeheuerlichen Fictionen des Mönchtums von der falschen Schenkung Constantins und den Pseudoisidorischen Decretalen bis zu den späteren Decretensammlungen, ruhig dahin nahm. Der große Investiturstreit erschütterte Europa ein halbes Jahrhundert lang, und endigte durch ein Compromiß oder Concordat, welches den Papst als Sieger ließ.

Die geistliche Gewalt drohte die weltliche zu verschlingen. Da auf ihrer Trennung alle Entwicklung der Cultur und die menschliche Freiheit in jeder Richtung des Lebens beruht, so stieg über Europa die Gefahr eines orientalischen Despotismus auf. Dieser konnte entstehen, wenn das Reich die Kirche, oder wenn die Kirche das Reich an sich riß. Hildebrand hatte die Gefahr von jener Seite entfernt, aber sie von der andern, der päpstlichen Seite wieder erzeugt. Die Hohenstaufen bekämpften sie. Auf ihrer Fahne stand das ghibellinische Princip: Trennung der geistlichen und der weltlichen Gewalt; Entkleidung des Klerus von jedem angemaßten politischen Recht; seine

Zurückführung auf den christlichen, rein geistlichen Zustand; die Aufhebung des Dominium temporale des Papstes. Dies war die germanische Idee Arnolds von Brescia, welche nicht mehr unterging, obwohl dieser erste Reformator der Inconsequenz des hohenstaufischen Kaisers zum Opfer fiel.

Die Hohenstaufen stellten der päpstlichen Absolutie die byzantinische Kaiserabsolutie entgegen; sie bekämpften das kanonische Recht mit dem römischen Recht, welches eben als Wissenschaft neu erstand. Wenn die Päpste behaupteten daß sie als Stellvertreter Christi, welcher Herr des Himmels und der Erde sei, von Rechts- und Gotteswegen die Gebieter des Universum seien, so wiesen die enthusiastischen Rechtsgelehrten aus dem römischen Reichsrecht nach, daß niemand als der Cäsar der Weltmonarch sei. Doch dies war in dem feudalgewordenen Reiche eine kraftlose Theorie. Der Cäsar ward in Deutschland selbst bekämpft durch den immer stärker werdenden Feudaladel, welchem das deutsche Königtum immer mehr Concessionen machte, und in Italien durch den Nationalgeist und die Demokratie. Mit allen drei Feinden des Kaisers verbündete sich das Papsttum. Es selbst nationalisirte sich durch das guelfische Princip. Es ward italienisch patriotisch in derselben Zeit, wo das Kaisertum unter den Hohenstaufen sich in Deutschland entnationalisirte und seine Grundlage in Italien suchte. Durch diese Unmöglichkeit der Verschmelzung mit dem deutschen Königtum mußte aber das Reich zum Falle kommen.

Der siegreiche Kampf der lombardischen Bürgerstädte gegen Barbarossa bezeichnete die Herstellung der lateinischen

Nationalität und ihres communalen Wesens in Italien, wo die germanischen Elemente Kraft und Eigenheit verloren hatten. Die Feudalität war germanisch, ausländisch und importirt. Sie ward vom lateinischen Bürgertum überwunden. Aber die Städte bekämpften in ihrem merkwürdigen Investiturkrieg nicht die römische Reichsidee an sich, welche lateinisch war, sondern das feudale Reichsprincip, welches germanisch war. Der große Barbarossa nahm in weiser Mäßigung seinen Rückzug aus Italien, indem er den Städten die Autonomie gab. Seither hätte das Reich als deutsche Monarchie erstarken können, wenn dieser Verzicht auf Italien eingehalten wurde. Aber die verhängnißvolle sicilische Heirat Heinrich's VI. und der noch nicht ausgekämpfte Principienstreit zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt machten dies unmöglich. Der kühne Heinrich scheiterte in seinem Plan die Krone in Deutschland erblich zu machen am Widerspruch der weltlichen und der geistlichen Aristokratie.

In Italien, wo er die Krone von Neapel und Sicilien an sein Haus gebracht hatte, richtete er die germanische Feudalität in Gestalt von deutschen Lehnfürstentümern wieder auf, zog den Kirchenstaat ein, und legte einen eisernen Ring um Rom und den Papst. Sein schneller Tod, die Verwaisung des Reichs und der deutsche Thronstreit warfen die anwachsende Kaisergewalt augenblicklich nieder. Der große Innocenz III. ergriff die Fahne der italienischen Nationalität, vertrieb die deutschen Feudalherren, und machte sich zum Gebieter eines neugegründeten Kirchenstaats wie zum Protector Italiens. In diesem berühmten Papst erreichte die Kirche ihren Culminations-

punkt. Er machte das Papsttum zu dem internationalen Tribunal Europas, was das Kaisertum seinem Begriff nach gewesen war, und auch hätte sein und bleiben sollen. Die geistliche und die weltliche Gewalt flossen einen Augenblick lang zusammen, und bedrohten das Abendland mit cäsaro-papistischer Despotie.

Gegen diese furchtbare Gewalt der Innocentischen Kirche, welcher zur absoluten Weltverfassung sich zu fixiren strebte, indem sie den Staat zu ihrem eigenen Lehn herabsetzte, reagirte sodann das evangelische Ketzertum und das sich monarchisch erneuernde Kaisertum unter dem großen Hohenstaufen Friedrich II. Wenn beide Elemente sich damals verbunden hätten, so würde eine vorzeitige Reformation die hierarchische Kirche durchbrochen haben. Doch dieser Proceß war im 13. Jahrhundert noch nicht so weit gereift, weil der Nationalstaat noch nicht bestand. Nur wurden damals weit und breit die Saaten der deutschen Reformation in Europa ausgestreut. Friedrich II. rief vergebens die Könige und Völker auf unter seiner Fahne sich zu versammeln, um dem Papst die weltliche Jurisdiction zu entreißen und das Priestertum wieder geistlich zu machen. Er blieb in seinem Heldenkampf allein. Der selbständige Geist der Königtümer welche sich vom Reichsverbande loslösten, die Aristokratie und das demokratische Bürgertum bekämpften ihn zugleich im Verein mit dem religiösen Fanatismus, während er sich von dem nationalen Boden Deutschlands, der allein ihm Kraft geben konnte, losgelöst hatte. Das ganz erschöpfte Vaterland wollte keine italienischen Reichskriege mehr zu Gunsten dynastischer Zwecke; es ließ Friedrich fallen. Er starb,

von seiner Zeit nicht begriffen, in tragischer Verlassenheit, als der letzte wahre Kaiser des Reichs, welches, der monarchischen Centralisation unfähig, zerfiel. Die hohenstaufischen Epigonen, Conrad, Manfred und Conradin, kämpften vergebens um die Restauration dieses legitimen Reichs. Die Zeit hatte es überwunden. Die Verbindung in welche seit Otto I. Italien und Deutschland gekommen waren, wurde zerrissen. Italien emancipirte sich praktischer Weise vom Reich, dessen äußere Provinzen allmälig verloren gingen, während die Reichsgewalt selbst in Deutschland in dem langen Interregnum verfiel.

Man hätte nun glauben sollen, daß auch die Idee des Reichs unter den Trümmern der Hohenstaufen-Dynastie begraben werden mußte. Aber dies geschah keineswegs. Sie lebte in Deutschland wie in Italien als ein traditionelles glorreiches Princip fort, und sie wurde von der Kirche selbst sorgsam bewahrt. Diese war aus dem hohenstaufischen Riesenkampf nur scheinbar als Siegerin hervorgegangen, im tiefsten erschüttert und von ihren Anstrengungen kraftlos gemacht. Die unnatürliche Vereinigung der weltlichen und der geistlichen Gewalt in ihrer Hand konnte sie praktisch nicht durchführen. Sie blieb nur eine klerikale Doctrin, gegen welche der Geist des Christenthums selbst und die abendländische Natur Widerspruch erhoben. Das Papstthum sah sich auf schwindelnder Höhe allein. Nicht einmal Italien, wohin es als Sieger zurückgekehrt war, bot ihm mehr eine nationale Grundlage, denn es war unfähig die tiefe Zerspaltung zwischen Guelfen und Ghibellinen auszufüllen und das demokratische Bürgerthum

zu unterwerfen, welches auch in der Stadt Rom zur Macht gekommen war.

Die Italiener hatten das germanische Feudalreich mit Hülfe des Papstes abgeworfen, aber sie dachten keineswegs daran dessen theokratische Herrschaft über sich zu nehmen. Der Geist der Individualität kämpfte wider ihn als städtische Republik oder als Tyrannis. Zugleich stieg eine andere Gefahr auf: dies war der monarchische Nationalstaat, dessen modernen Grundriß Friedrich II. in Sicilien gezogen hatte, und welcher sich am frühesten in Frankreich entwickelte. Die Schwäche Deutschlands und des Reichs war immer die Stärkung von Frankreich. Nach dem Falle der Hohenstaufen ging die politische Gewalt notwendig auf dieses Land über. Mit ihm aber hatte sich das Papsttum verbunden um die Hohenstaufen zu bekämpfen; es hatte eine französische Dynastie nach Italien hereingezogen, und unter Karl von Anjou auf den Tron beider Sicilien gesetzt. So drohte diese Dynastie, an Frankreich sich anlehnend, dem Papsttum ebenso gefährlich zu werden, als es auf demselben Trone das Hohenstaufengeschlecht gewesen war, welches sich an Deutschland angelehnt hatte. Die Richtungen waren gewechselt; die Gefahr blieb dieselbe; vielmehr ihr sollte das Papsttum bald wirklich erliegen.

Es eilte demnach das Kaisertum in der deutschen Nation wiederherzustellen. Rudolf von Habsburg wurde zum Könige der Römer gewählt und vom Papste anerkannt. Die Restauration des römischen Reichs deutscher Nation durch die Habsburger war jedoch nichts als ein wesenloser Schein in Bezug auf das überlebte Imperium selbst. Die Habsburger übernahmen willig die Advocatur

der Kirche, sie gaben willig alle Kaiserrechte dem Papste preis, als dessen Lehen sie das Reich widerspruchslos bekannten. Schon die Stifter dieser Dynastie, in welcher die Kirche bis auf unsere Zeit, ja bis auf das Jahr 1866, ihre dienstbarste Schutzmacht fand, ergaben sich dem Romanismus. Sie überließen jedoch damals das Papsttum wie Italien ruhig ihrem Schicksal. Weder Rudolf noch Albrecht stiegen über die Alpen herab um die Krone des Reichs zu holen, weshalb sie Dante so bitter tadelte. Die habsburgischen Advocaten der Kirche retteten Bonifacius VIII. nicht, noch befreite das wiederhergestellte Reich das Papsttum aus der französischen Gefangenschaft, in welche es notwendig geraten mußte, nachdem und weil es die alte Kaisergewalt zerstört hatte.

Das abstracte Reich hatte nicht über die hierarchische Kirche zu siegen vermocht; aber der französische Nationalstaat vermochte dies. Das Papsttum sank für immer von der Höhe, auf welche es Innocenz III. gestellt hatte; es war nur im Kampfe mit dem Kaisertum und durch ihn groß geworden, und ward schwach sobald dieser Gegensatz aufhörte. Als Bonifacius VIII. die fanatische Idee von der legitimen Herrschaft des Papstes über die Seelen und Leiber aller Menschen, über alle Fürsten und Völker wieder aufgriff, seine berüchtigte Bulle Unam Sanctam erließ, als er die Theorie von der rechtmäßigen Vereinigung beider Gewalten im Papst gegen die schon fest geordnete französische Monarchie wendete, und in blinder Leidenschaft das nationale Königtum herausforderte, stürzte er sofort. Das Papsttum ward in die französische Gefangenschaft nach Avignon geführt. Es wurde dort französirt,

und siebenzig Jahre lang in der Vasallenschaft der Könige Frankreichs festgehalten. Die Hildebrandische Kirche und das Ottonische Reich waren demnach beide zertrümmert, beide von der hierarchischen und der feudalen Aristokratie überwuchert, durch zügellose Willkür und gränzenlose Mißbräuche entstellt. Diese großen Weltformen, in denen das Abendland so lange geruht hatte, lösten sich bereits durch den germanischen Geist der Individualität auf. Die beginnende Monarchie und die beginnende Reformation trennten das Gewebe der mittelalterigen Welt, hier sichtbar, dort heimlich, hier heftig und dort langsam auf.

Als nun im Anfange des 14. Jahrhunderts das Papstthum seinen historischen Boden, Italien, verlassen hatte, im fernen Avignon seinen Sitz nahm, und jenes Land der schrecklichen Furie der Parteien von Guelfen und Ghibellinen rettungslos überließ, stellte sich mit Notwendigkeit die Idee des Kaisers und des Reichs dort wieder her. Das lateinische Princip erwachte unter den unglücklichen Italienern mit einem so schwärmerischen Glauben an sein unzerstörbares Ideal, daß er an die Messiashoffnung der Juden erinnert. Die damaligen Italiener glichen in ihren Leiden in der That den Hebräern; der große Dante ward ihr Prophet. Seine unsterbliche Dithyrambe Ahi serva Italia, del dolor ostello hat bis auf unsere Zeit, bis auf den December des Jahres 1866, wo die letzten Franzosen sich in Civita Vecchia einschifften, ihre historische Bedeutung und Berechtigung gehabt. Seine Apotheose des Reichs, dessen Adler er im Paradiese schweben sah, seine Mahnungen an die Kaiser, sein Ruf und seine Bewillkommnung an Heinrich VII. sind die

Zeugnisse von dem Cultus des Imperium, der als ererbte Tradition tief in der lateinischen Welt, ja im ganzen Abendlande wurzelte.

Der Luxemburger Heinrich folgte dem begeisterten Ruf der Ghibellinen und kam, Italien als Imperator Pacificus zu versöhnen und die Majestät des Reichs wiederherzustellen, ein veltro allegorico, um in der Sprache Dante's zu reden. Aber sein tragischer Romzug und seine traurigen Kämpfe in Toscana bewiesen nur die Unmacht des Ideals gegenüber den praktischen Weltverhältnissen, welche den Traum von der Wirklichkeit trennen. Sein Sarkophag in der Ghibellinenstadt Pisa bezeichnet als Monument den Ausgang des mittelaltrigen Reichs.

Doch dessen Idee lebte weiter fort, und sie ward jetzt reformatorisch. Der Geist der unzerstörlich vorwärts strebenden Menschheit benutzte sie als Waffe, womit er die doctrinäre Papstgewalt bekämpfte. Während das Reich immer tiefer versank, seine Provinzen wie seine Rechte eins nach dem andern verlor, dauerte es als eine philosophische Theorie im Abendlande fort, mit welcher sich alle häretisch-evangelischen Elemente verbanden, die aus dem Schooße der reformbedürftigen Kirche emporkamen. Den Ansprüchen der übermütigen französischen Päpste, die in dem sichern, Italienern wie Deutschen unerreichbaren Avignon die Herrschaft des Reichs als ihnen zugehörend erklärten und dieses Reich bis zum tiefsten herabwürdigten, antwortete der staatsrechtliche Geist des Jahrhunderts in der Schule der Monarchisten, deren großer Chorführer Dante war. Die Monarchie wurde plötzlich das Symbol einer neuen Generation. Ihr Begriff bezeichnete, wie nie

mehr sonst in der Weltgeschichte, den reformatorischen Fortschritt des Menschengeistes zur Befreiung aus dem kirchenrechtlichen Banne des Mittelalters. Das berühmte Buch Dante's „De Monarchia“ legte den Grund zu der neuen Wissenschaft vom Staatsrecht, obwohl es nicht vom praktischen Staate, sondern vom idealen Weltreich oder der Universalrepublik unter dem allgemeinen Kaiser handelte. Mit scholastischer Sophistik entwickelte Dante: daß die Universalmonarchie, das Reich, zum Wohle der menschlichen Gesellschaft notwendig sei; daß die monarchische Gewalt, das eine und unteilbare römische Imperium, rechtmäßig dem römischen Volk und durch dieses dem Kaiser gehöre; das die Autorität des Kaisers unmittelbar von Gott und nicht vom Papste herstamme. Er wies die Unabhängigkeit des Reichs von der Kirche siegreich nach, und zog dem Papste durch die schon von Arnold von Brescia und die Hohenstaufen geforderte Trennung beider Gewalten oder beider Schwerter die rechtliche Schranke.

Das ghibellinische Princip von der Selbständigkeit der Monarchie wurde alsbald aus engerem oder weiterem Gesichtspunkt in allen Culturländern des Abendlandes entwickelt. Die reformatorischen Gedanken in der Kirche, ausgehend von dem Dogma der evangelischen Armut, womit erst die Waldenser, dann die Franciscaner die Weltherrlichkeit der Kirche, ihre Hierarchie und ihre politische Macht bekämpften, schlossen sich an den Begriff der Monarchie an, und das spätere Bündniß zwischen dem Königtum und der Reformation ward bereits hier vorgezeichnet. Eine Reihe von Reformatoren erstand. Die Namen Marsilius von Padua, Wilhelm von Occam,

Johann von Jandunum, Heinrich von Halem und Luipold von Bebenburg bezeichnen den neuen Kampf um die Reform des abendländischen Reichs und der Kirche, zu welchem der menschliche Geist vorgedrungen war.

Das berümte Buch des Marsilius, der „Defensor Pacis" war das Programm dieser kühnen und großartigen Schule von Reformatoren, den Vorgängern Luthers. Sie schritt bereits weit über die noch scholastischen Grundsätze Dante's hinaus: sie beschränkte sich nicht mehr auf die Forderung der Unabhängigkeit des Kaisers vom Papste; sie forderte die Unterwerfung des Papstes unter die Reichsgewalt. Sie leugnete oder verlachte die thomistische Lehre von der Infallibilität wie vom Primat des Papstes; sie leugnete selbst seine geistliche Autorität als Oberhaupt der Kirche; sie behauptete die evangelische Gleichheit aller Apostel und aller Priester. Sie stellte das Concilium über den Papst, und wies auf die heilige Schrift als die alleinige Urkunde der christlichen Lehre hin. Dies waren die Elemente der Zeit, welche Ludwig der Baier an sich zog, als er seinen berühmten Kampf mit Johann XXII. begann. Der Theorie Dante's gemäß daß das römische Volk die Majestätsquelle der Kaisergewalt sei, und gemäß der Doctrin der Monarchisten daß der einmal gewählte König der Römer weder der Krönung, noch der Salbung, noch der Bestätigung des Papstes bedürfe um rechtmäßiger Kaiser zu sein, nahm Ludwig im St. Peter zu Rom die Reichskrone aus den Händen des römischen Volks oder seiner Abgeordneten, weltlicher Barone. Dies war eine Revolution, der Umsturz des hohenstaufisch-legitimistischen Princips, welches dem römischen Volk dieses Souveränitäts-

recht stets verweigert hatte. Ludwig demokratisirte das Kaisertum, er entwertete dadurch im Urteil seiner Zeit die Krone der Cäsaren zu einem Lehen des machtlosen Capitols und der bettelhaften Republik von Rom. Seine Handlung, welche so kühn erscheint daß sie modern genannt werden könnte, war indeß nicht der Ausdruck wirklicher Ueberzeugung, sondern nur eines trotzigen Augenblicks. Der erste Kaiser von der Gnade des Volks war ein Mann ohne Festigkeit des Willens und ohne Genie. Er bekannte sich als reuigen Sünder vor dem Papst, an dessen Türe zu Avignon seine Boten wiederholt um Absolution, und päpstliche Krönung flehten; er gab das Imperium wieder dem Papste hin, obwol die Stände Deutschlands in den Tagen zu Rense und zu Frankfurt bereits die Unabhängigkeitserklärung der Reichskrone von der Kirche und dem Papst feierlich ausgesprochen hatten. Diese berühmte Erklärung war das praktische Ergebniß jenes Kampfes Ludwigs mit dem Papsttum, welches aus ihm nur scheinbar und persönlich als Sieger hervorging. Sie sprach die Trennung Deutschlands von Rom aus, die sich demnach früher oder später thatsächlich vollziehen mußte. Das von der Macht der Kirche sich loslösende Reich mußte deshalb einen immer engeren Kreis beschreiben, und schließlich zu einem blos deutschen Reiche werden.

Die Ideen Dante's und Petrarca's von der ewigen Bedeutung Roms als der weltbürgerlichen Hauptstadt der Menschheit und dem Centrum der Universalmonarchie fanden gerade damals, in der theoretischen Renaissance des Römertums, auf dem Capitol selbst einen phantastischen Ausdruck. Während das französirte Papsttum fern, während

der Kaiser fern und verachtet, und das Reich selbst aufgelöst war, erhob sich der Volkstribun Cola di Rienzo und proclamirte auf den Trümmern des Capitols die unveräußerlichen Majestätsrechte des römischen Volks und Senats, vor deren Tribunal er den Kaiser, die Reichsfürsten und die hohen Prälaten der Kirche lud. In seinem bezaubernden Wahnsinn war logische Methode, und seine Träume, nicht zufällige Ausgeburt der Phantasie, sondern durch den geschichtlichen Proceß der Idee vom Reich und von Rom erklärbar, lassen sich auf ein Maß von politischen Gedanken zurückführen, die ein für jene Zeit denkwürdiges Programm darbieten. Das Reich sollte darnach in Italien wieder nationalisirt werden; ein Italiener sollte durch freie Wahl aller Stammesgenossen der Halbinsel, also durch Plebiscit, zum Kaiser erwählt werden und seinen Sitz in Rom nehmen. Alle Städte wurden für frei erklärt und mit dem römischen Bürgerrecht, dem uralten Titel ihrer Freiheit, beschenkt; alle wurden aufgerufen sich um Rom, ihre Mutter, zu vereinigen und eine italienische Eidgenossenschaft zu bilden, von der die Fremden auszuschließen seien. Das moderne Stichwort l'Italia farà da se und der Gedanke der italienischen Nationalunabhängigkeit und Einheit wurden zum erstenmal, von Cola di Rienzo, ganz klar und ganz bestimmt ausgesprochen, und dies sichert dem genialen Träumer eine der ersten Stellen unter den Patrioten Italiens. Der große Plan scheiterte an der Unzulänglichkeit des politischen Talents von Cola, an der Eifersucht der Städte und Tyrannen des Landes, an dem Widerspruch der Kirche, und weil er außerdem mit dem unpraktischen Wahn verbunden war,

daß die alte römische Weltrepublik noch herstellbar sei. Mit Cola ward das politische Dogma von Rom zerstört, aber die Wiedergeburt des Altertums wurde in geistiger und literarischer Form wirklich. Neben Cola stand sein Freund Petrarca, der große Apostel der Renaissance. In ihr ward das indifferente Medium geschaffen, worin die Parteien der Guelfen und Ghibellinen, und auch die Reichsidee selbst, sich auflösten.

Der Plan das Kaisertum italienisch zu machen war demnach zu Boden gefallen, und dieses blieb mit der deutschen Krone vereinigt. Durch eine Ironie ohne gleichen wurde es vielmehr im Stamme der Luxemburger slavisch, weil diese Nachkommen Heinrichs VII. Könige von Böhmen waren. In Karl IV., dem Enkel Heinrichs, erfuhr das Kaisertum seine tiefste Herabwürdigung. Dieser König reiste, nach dem Ausdruck des Geschichtschreibers Matteo Villani, zur Kaiserkrönung wie ein Kaufmann zur Messe. Dem Befehl des Papstes gemäß hielt er sich in Rom nur so viele Stunden lang auf, als die Ceremonie der Krönung durch den bevollmächtigen Legaten beanspruchte. Mit Schimpf und Schande verließ er Rom und Italien, aber mit gefüllter Börse — der kläglichste Messias der je in Italien erschien, und dorthin hatte ihn Petrarca mit idealistischen Hoffnungen gerufen, wie einst Dante den Großvater gerufen hatte. Die Romfahrt Karls zerstörte den letzten Rest vom Princip der Ghibellinen, welche bisher im Kaiser noch den Heiland Italiens hatte sehen wollen.

Trotzdem lebte die Idee des Reichs, ja der Kaisergewalt, als des höchsten richtenden, weltordnenden und

internationalen Amtes weiter fort, und sie kam zu einer überraschenden Renaissance am Anfange des 15. Jahrhunderts in Sigismund, dem Könige der Römer, dem letzten vom Stamme Heinrichs VII. Die Ursache dieser theoretischen, aber dennoch in praktischen Verhältnissen wirkenden Wiedergeburt des römischen Imperium lag in dem tiefen Verfalle der Kirche, welche zu ihrer Rettung und Reform die Reichsgewalt wieder hervorrief. Auf die Rückkehr des Papsttums aus Avignon nach Rom war die Kirchenspaltung gefolgt, die schrecklichste die jemals erlebt worden ist. Die von gränzenloser Verweltlichung entstellte Kirche drohte auszugehen, wie das Reich, in Landeskirchen zu zerfallen, und unter zwei Päpsten dauernd eine nationale Trennung in eine romanische und eine germanische Hälfte zu erleiden. Der Begriff ihrer Universalität stand auf dem Spiel. So geschah es daß die Kaiseridee augenblicklich eine internationale Kraft gewann. Die Doctrin Dante's und der Monarchisten aus der Zeit Ludwig's von Baiern drang jetzt durch, und wurde auch in Frankreich ergriffen, wo das Princip der Monarchie seit dem Streit zwischen Bonifacius VIII. und Philipp dem Schönen fortentwickelt worden war.

Alle Völker des Abendlandes blickten jetzt auf den Kaiser, als das Haupt der Weltrepublik und den rechtmäßigen Schirmvogt der Kirche, welcher berufen sei unter seiner oberherrlichen Autorität das Tribunal zu vereinigen, vor dem Päpste gerichtet werden sollten. Gerson und Peter d'Ailly nahmen jetzt die Stelle ein, welche ehedem Marsilius von Padua und dessen Mitkämpfer in einem viel kleinern Kreise eingenommen hatten. Das Concil

stellte sich über den Papst. Sigismund berief es, als König der Römer, nach dem deutschen Constanz. Das Costnitzer Völkerconcil, das unter der Autorität des römischen Kaisers Päpste absetzte und durch ein Conclave von Nationaldeputirten den allgemeinen Papst wählen ließ, bildete eine Epoche in der Geschichte der Welt.

Die Reichsidee erschien dort zum letztenmal als ein internationales Princip der Ordnung und des Friedens, und brachte eine große Vergangenheit den Völkern in Erinnerung. Damit schloß zugleich die Geschichte des Imperium ab, insofern dies selbst nicht auf einer realen Machtstellung, sondern auf einem Dogma beruhte.

Mit dem 15. Jahrhundert verändern sich alle Weltverhältnisse; die Völker treten aus den katholischen Formen der Kirche und des Reichs heraus, und nehmen moderne Gestalt an. Die europäische Menschheit kommt in eine ganz neue Entwicklung, welche im 16. Jahrhundert fest wird, und sich in veränderten Staatengruppen zeigt, deren Band die durch Interessen dynastischer oder nationaler Natur erzeugte Liga oder Allianz ist. Die große Umwandlung des Abendlandes seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bis in das folgende hinein wird durch viele und wichtige Factoren zusammen ausgewirkt: Buchdruck, Renaissance der classischen Bildung und Kunst, Fall des byzantinischen Reichs unter die Türken, Fall des maurischen Reichs in Spanien, Bildung der spanischen Monarchie, Entdeckung Amerikas, Stiftung der großen Haus- und Ländermacht Habsburg, Anwachsen der Monarchie Frankreich, endlich die Reformation.

Seit dem Jahre 1439 ging die Krone des Reichs

wieder auf die Habsburger über, und blieb bei dieser Dynastie bis zum Jahr 1806 ohne jede andere als momentane Unterbrechung. Friedrich III. war auch der letzte Kaiser der in Rom gekrönt wurde. Mit alleiniger Ausnahme Karl's V., welcher sich noch vom Papst, doch in Bologna, krönen ließ, wurde seither kein Kaiser mehr durch päpstliche Hand gesalbt und gekrönt, sondern den Artikeln vom Reich gemäß nannten sich die Könige der Deutschen sofort nach ihrer Wahl „Erwählter Kaiser", und das heilige römische Reich erhielt den Zusatz „Deutscher Nation". Es wurde in der That jetzt zu einem deutschen Reich. Die uralte Verbindung desselben mit Rom und Italien ward für immer aufgehoben, oder der deutsche Kaiser trat zu diesem Lande nur in vorübergehende dynastische und politische Beziehungen.

Die habsburgische Dynastie, in welcher die deutsche Wahlkrone sich factisch erblich machte, gründete seit Maximilian den ungeheuren Ländercomplex vom Rhein bis zur untern Donau, aus dessen Bestand allein die Fortdauer der Reichsgewalt in diesem Haus, und auch der Gang zu erklären ist welchen die Geschichte Deutschlands bis auf unsere Tage genommen hat. Als das alte Reich seine frühern Provinzen, Italien, Burgund, die Provence, die Schweiz verloren hatte, nahm es im habsburgischen Ländersystem, im Osten, seinen Schwerpunkt, wo die Donauvölker eine geschlossene Masse bilden mußten, um den Einbruch neuer Barbaren, der Türken und Slaven, in die Gränzen abzuhalten. Dagegen war westwärts ein zweiter Wall zu bilden, um den Einbruch der französischen Monarchie in das Reich zu verhindern. Beide Gränzen

wurden schwach gedeckt. Der Fall Wiens unter die Türken wurde nur durch die Hülfe Polens verhütet, die Westgrenze aber schmählich preisgegeben. Die habsburgische Dynastie, nur mit sich selbst und ihren Erbländern beschäftigt, ließ Frankreich bis an den Rhein vordringen, und sie tauschte noch im 18. Jahrhundert aus Interessen ihrer Hauspolitik die Reichsprovinz Lothringen für Toscana ein, welches ein habsburgisches Secundogenitur-Land wurde.

Die Bildung der österreichischen Ländermacht, die als eine um dieselbe Dynastie sich schließende Masse an das eigentliche Deutschland herangeschoben war, machte das deutsche Volk zu einem Anhängsel von Oesterreich. So sagt Bryce sehr wahr. Die Habsburger stiegen alsbald unter Maximilian und Karl V. zu einer solchen Größe auf, daß sie die alten Ideen vom römischen Universalreich, doch auf weit andern reellen Grundlagen der Macht, wieder aufnahmen. Maximilian vermochte den chimärischen Gedanken zu fassen, sich zum Papste zu machen, die weltliche und die geistliche Gewalt in seiner Hand zu vereinigen, und Reich und Kirche zu reformiren. Sein Enkel Karl V. sah sich durch das Erbe der Niederlande und von ganz Spanien und Neapel, wie endlich durch die Eroberung von Mailand, zum Gebieter eines Cäsarenreichs geworden, wie es nicht einmal Karl der Große in solcher Ausdehnung und mit so furchtbarer Waffenstärke besessen hatte. Da er auch die Kaiserkrone trug, da er Frankreich, den ewigen Nebenbuler Deutschlands, der von der Reichsbeute groß ward, in seine Gränzen zurückgeworfen hatte, so erzeugte sich in der Geschichte des Abendlandes wiederum

ein Moment gleich jenem zur Zeit Karl's des Großen, wo sich ein Imperialreich, und zwar unter dem eisernen Gesetz des absoluten Cäsarentums, bilden und die in langen Kämpfen der Geschichte errungenen Güter nationaler Selbständigkeit und Freiheit verschlingen konnte. Es fehlte nur noch dies daß sich Karl V. auch das Papsttum unterwarf, und die beabsichtigte Reform nach seinem Sinne ins Werk setzte; dann würde er die Einheit zwischen Kirche und Reich wiederhergestellt, und als ein neuer Constantin eine neue Reichskirche geschaffen haben.

Aber der germanische Geist war bei diesen riesigen Entwürfen nicht in Rechnung gebracht; die Reformation, seine große weltbefreiende That, zersprengte zu rechter Zeit den Cäsaropapismus dieses Weltgebieters. Sie war das Resultat eines jahrhundertelangen Processes im Reich und in der Kirche selbst; ihre Vorläufer waren sowol die alten germanischen Kaiser, welche gegen die Absolutie und weltliche Macht der Päpste, als die evangelischen Häretiker, die gegen das Dogma, die Hierarchie und die geistliche Alleingewalt des Papstes gekämpft hatten. Das römische System, der lateinische Gedanke der Centralisation, wurde durch das Princip der sittlichen Freiheit überwunden, und das Weltbürgertum, welches sich in der römisch-katholischen Kirche und dem mit ihr verbundenen Reich bisher ausgedrückt hatte, in die freie Cultur des Geistes verlegt.

Die Revolution aller Zustände des Abendlandes würde unabsehbar geworden sein, wenn Karl V. sich an die Spitze der reformatorischen Bewegung gestellt hätte. Aber der Besitz des Kaisertums, Neapels, Mailands und des bigotten Spaniens machten ihn zum Feinde der Reformation,

und diese selbst wurde durch ihr eigenes decentralisirendes Princip zur Feindin der Reichsidee und der von ihr untrennbaren Reichskirche. Sie zersprengte das Imperium; sie ward monarchisch, weil sie des Schutzes der Fürsten bedurfte um dem Kaiser und dem Papst Widerstand leisten zu können. Der Sieg des Kurfürsten Moritz von Sachsen entschied diese Wendung; er machte dem Reiche Karl's ein Ende. Die Anerkennung der Augsburger Confession hob das alte römische Reichsprincip und die Reichskirche für immer auf. In ihre Gränzen waren die Germanen zum zweitenmal, jetzt als Ketzer, eingebrochen.

Ein furchtbarer Kampf von hundert Jahren um das Dasein der reformirten Kirche, neben der von ihr getrennten römisch-katholischen, war nötig ehe das Werk Luther's und seiner Genossen Bestand gewann. Dieser schreckliche Existenzkrieg zerspaltete Deutschland und machte es politisch ohnmächtig. Die Losreißung unsers Vaterlands von dem Princip Roms kostete ihm in der That eine größere Anstrengung, und erschöpfte es tiefer, als jene uralte Verbindung mit Rom und Italien es gethan hatte, auf Grund deren unsere eigenste Nationalkraft jahrhundertelang einem religiös-politischen Dogma, auf fremder Erde, in den Dienst gegeben ward. Aber die Opfer welche Deutschland seit den Reformationskriegen bis auf den westfälischen Frieden gebracht hat, kommen nicht in Betracht gegen die Errungenschaft der Freiheit des Glaubens und des Wissens, die das Princip der modernen Civilisation geworden ist, und unaufhaltsam die ganze Neubildung der europäischen Gesellschaft herbeigeführt hat. Die große Gefahr die aus der ursprünglich monarchischen Richtung der Reformation

erwuchs, nämlich Kirche und Staat, geistliche und weltliche Gewalt wieder in einem protestantischen Papst, dem Fürsten (nach dem Grundsatz cujus regio ejus religio) zu vereinigen, ward durch die germanische Individualität an sich, wie durch die territoriale Unabhängigkeit der deutschen Fürsten beseitigt. Statt einer allgemeinen reformirten Kirche gab es nur Kirchen, aber auch in dieser Zersplitterung war der reformatorische Geist mächtig genug der großen Reaction des Katholicismus, wenn auch mit Einbuße von einigen Provinzen, Stand zu halten. Der Grundsatz der Gewissensfreiheit ist am heutigen Tage überall siegreich. Er ist sogar in Italien, in der unmittelbaren Nähe des Papstes, zu einem Recht geworden, welches gar nicht mehr zerstört werden kann. Es ist dies das neue Bürgerrecht des abendländischen Geistes. Die alte an das Reich oder an den Staat gebundene Kirche geht unter; sie fällt in die Gesellschaft zurück, wo auch sie erst wahrhaft frei werden kann.

Die Reformation hatte also das mittelaltrige Reichsprincip aufgehoben, und der westfälische Friede, welcher die Parität der Confessionen im Reich anerkannte, die Trennung desselben von Rom sanctionirt. Nach dem mittelaltrigen System stellten Kirche und Reich nur einen Organismus dar, und war der Kaiser der Advocat jener, welcher über ihre Einheit und Unteilbarkeit zu wachen hatte, und dessen wichtigstes Amt darin bestehen sollte die Ketzer zu vertilgen. Jetzt aber saßen protestantische Fürsten neben katholischen im Reichstag; jetzt wählten ketzerische Kurstimmen neben römisch-katholischen den Kaiser. Die Krone blieb fortdauernd eine Wahlkrone. Warum sollte

nicht auch ein protestantischer Reichsfürst zum Kaiser gewählt werden könnten? Aber ein solcher Plan, von den Protestanten gehegt, kam nicht zur Ausführung. Das Kaisertum blieb im Stamme der Habsburger thatsächlich erblich, sowol aus Tradition als wegen der großen Hausmacht dieser Dynastie. Oesterreich herrschte fortdauernd in Deutschland; fortdauernd verfolgte der Kaiser nur österreichische Interessen. Dies ward von den deutschen Stämmen mit tiefem Unwillen erkannt. Schon um die Zeit des westfälischen Friedens drang der berühmte Jurist Chemnitz (Hippolytus a Lapide) darauf, die Krone des Reichs den Habsburgern zu entreißen, da ihre römische Kaiserdespotie und ihr österreichischer Haus-Egoismus der alleinige Grund für die Ohnmacht Deutschlands sei. „Exstirpatio domus austriacae" ist der bedeutungsvolle Ruf, welcher aus dem Munde der Protestanten schon kurz vor 1618 vernommen wurde. Indem sie alles römische Wesen von der deutschen, nur in sich selbst und durch sich selbst zu constituirenden Nation ausstoßen wollten, griffen sie folgerichtig auch die lateinische Reichsidee an, welche sich noch in dem mit Rom eng verbundenen Habsburg verkörpert darstellte. Sie setzten es demnach auf dem westfälischen Frieden unter der eifrigen Zustimmung Frankreichs durch, daß die Territorialfürsten Deutschlands zu Souveränen erklärt wurden.

Dieser Friede legalisirte die Vernichtung des alten Reichs, denn dasselbe verwandelte sich seither in einen Bund vieler unabhängiger Staaten von vielen absoluten kleinen Fürsten, deren titulares Oberhaupt der Kaiser blieb, fortan nur eine Schattengestalt, da seine ehemaligen

Rechte auf die Aristokratie des Reichstags übergegangen waren. Macht besaß er nur, nicht als Kaiser, sondern als Besitzer seiner habsburgischen Kronländer, deren Erhaltung und Vergrößerung naturgemäß sein einziges Ziel blieb.

Das jetzt nicht mehr römische, sondern deutsche Reich führte seit dem westfälischen Frieden ein Dasein, dessen Geschichte das traurigste aller Gemälde darbietet. In seine Gränzen waren nach und nach die Nachbarstaaten erobernd eingedrungen; Frankreich hatte mit räuberischer List und Gewalt sich bis an den Rhein gedrängt, Schweden und Dänemark die Nordmarken in Besitz genommen, Polen lagerte bis zur Oder, das österreichische Habsburg drückte mit dem Gewicht seiner undeutschen Ländermasse als ein eignes für sich selbst bestehendes Reich auf den Südosten, wo es Bayern an sich zu ziehen trachtete. Das übrige und eigentliche Deutschland war nur ein Chaos von zersplitterten Stämmen und Territorialherrschaften, von geistlichen und weltlichen Feudaldespotien und absolut regierten Fürstentümern, worin der nationale Gedanke noch tiefer versunken war als in dem minder zerrissenen Italien. Das Reich selbst war unheilbar; die Reformen eines so hochherzigen Kaisers wie Joseph II. war mußten scheitern.

Für die nationale und politische Regeneration aus so heillosen Zuständen Deutschlands bot sich indeß im Nordosten ein unverhofftes Anhalt dar. Die Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der preußischen Monarchie ist während der langen Ohnmacht des deutschen Reichs das einzige wichtige Ereigniß in ihm. Es ist die Zukunft

Deutschlands, die in diesem edeln Keim verschlossen lag. Der preußische Staat wurde die Vormacht des Protestantismus im europäischen Festlande. Seine eigenste Aufgabe war: der Schutz Deutschlands gegen die römischen Angriffe, gegen Frankreich, das vom Osten drohende Slaventum und das vom Norden hereinragende Skandinavien. Es hat diese Aufgabe seit dem großen Kurfürsten gewissenhaft gelöst.

Die Erhebung Preußens zum Königtum im Jahre 1701 bezeichnet eine neue Epoche in der Geschichte Deutschlands. Seither war diesem jungen Staat die Bahn vorgeschrieben welche er zu gehen hatte; sie führte mit Notwendigkeit dazu daß er die Herrschaft in Norddeutschland erlangte, und sich gegen das habsburgische Oesterreich als Nebenbuler zum Kampf um die deutsche Hegemonie wendete. Die Entstehung, ja das Dasein der preußischen Monarchie war an sich ein dem Reiche feindliches Princip. Es wurde dadurch ein Dualismus erzeugt sowol religiöser als politischer Natur, und ihn hatte die Reformation erschaffen; die Concentrirung der preußischen Monarchie war deren eigene Wirkung. Der Kampf der Dynastie Hohenzollern gegen die Dynastie Habsburg, des preußischen Königtums gegen Oesterreich und das Reich, wurde der Angelpunkt für die Geschichte Deutschlands, dessen Gestaltung seither von dem Resultat desselben abhängig blieb. Friedrich der Große stellte dieses Resultat bereits fest, nachdem er Kaiser und Reich besiegt und die preußische Monarchie unzerstörlich gemacht hatte. Diese ruhte in kleineren Verhältnissen, ganz wie das habsburgische Kaisertum, ursprünglich auf einer halbslavischen Hausmacht; aber sie germanisirt: die-

selbe nicht allein sehr schnell und provincialisirte sie, was der habsburgischen Dynastie mit ihren Erbländern nie gelang, sondern sie ward selbst zu einem Auszug und Abbild, einem Mikrokosmus von Deutschland, da sie sich nach und nach aus urdeutschen Stämmen und Reichsprovinzen zusammensetzte, worin mit weiser Duldung alle drei Confessionen friedlich neben einander das gleiche Bürgerrecht genossen. Das Aufwachsen Preußens, dieses jungen Schößlings aus dem Rumpf eines moderaten Prachtbaumes, des Reichs, ist nur eine wundervolle Evolution und Metamorphose von diesem selbst. Wenn sie ganz vollendet sein wird, dann wird auch Preußen vergehen, das heißt in dem umgeformten Deutschland glorreich aufgehen. Der deutsche Nationalgeist mit seiner Hoffnung auf die Zukunft, mit seiner tiefsten Arbeit in Literatur und Wissenschaft, wies seit Friedrich dem Großen auf Preußen als den Nordpol des Vaterlandes, obgleich diese Macht selbst, ganz wie Habsburg-Oesterreich um die deutsch nationale Entwicklung scheinbar unbekümmert, nur egoistische Vergrößerungsplane zu verfolgen schien. Erst die Befreiungskriege machten die deutsche Mission Preußens sonnenklar.

Diese Kriege retteten die Nationalität Deutschlands, nicht den Fortbestand des deutschen Reichs, welches bereits eingegangen war. Sie zerstörten das neue romanische Weltreich, das sich auf seinen Trümmern erhoben hatte.

Die weltbürgerliche Reichsidee, bekämpft durch die Reformation, die Trennung Deutschlands von Rom, den westfälischen Frieden und dessen Staatensystem, hatte sich aus der französischen Revolution mit wunderbarer Gewalt

wieder erhoben und sich im napoleonischen Cäsarienmus neu gestaltet. Der geniale Eroberer, ein Lateiner von Stamm, ergriff das römische Princip der Weltmonarchie wieder auf seinem Thron, wo er sich als den Nachfolger des fränkischen Karl des Großen wie aller früheren Kaiser erklärte. Mit einem großen geschichtlichen Zuge bemächtigte er sich einer uralten Idee, und legalisirte durch sie sein zusammengerafftes Reich, welches ohne dieselbe nur eine Masse gewaltsamer Eroberungen gewesen wäre, wie sie ein Attila oder Dschingis-Chan gemacht hatte. Nach seiner kolossalen Phantasie — er gleicht durch sie wie durch manche andere Züge dem Cola di Rienzo, nur in größeren Dimensionen — sollte das römische Weltreich erneuert werden, und die Reichskrone, welche so lange bei der deutschen Nation gewesen war, zu den Franken zurückkehren. Es ward dies als eine Translatio oder Restitutio Imperii ad Francos vorgestellt. Mit diesem Gedanken Napoleon's stand im engsten Zusammenhang die Wiederherstellung der katholischen Kirche, welche die Revolution gestürzt hatte. Er schloß mit ihr das Concordat. Er rief den Papst zu seiner feierlichen Salbung und Krönung, wie einst der Franke Pipin den Papst gerufen hatte, ihm im Namen der Kirche die Anerkennung seiner Usurpation zu geben.

So stand in Europa wieder ein durch den Papst „göttlich" gekrönter Weltkaiser da, der seinen Bezug auf Rom und Italien nahm, wie die alten germanischen Imperatoren. Er krönte sich mit der eisernen Krone der Lombarden. Seinen Sohn nannte er König von Rom. Es war auch nur eine logische Methode in dieser Re-

naissance des Kaisertraums, daß Napoleon in der Folge mit dem Papst in Streit geriet, wie seine Vorgänger im Reich, und daß er, wie sie, das Dominium temporale, den Kirchenstaat einzog. Das that er bekanntlich mit der ausdrücklichen Erklärung: daß er alle Privilegien welche die früheren Kaiser, seine Vorgänger, den Päpsten ausgestellt hatten, widerrufe. Ein ähnliches Edict hatte einst Cola di Rienzo erlassen, als er alle von den Kaisern seit Constantin gemachten Schenkungen für nichtig erklärte und für zurückgefallen an das Volk und den Senat von Rom.

Bryce macht die Bemerkung, daß das deutsche Reich mit seinem Kaiser sich dem Usurpator Napoleon gegenüber in derselben Lage sehen konnte, in welcher das byzantinische Reich sich befand, als Karl der Große die Krone Constantins usurpirte. Aber Wien oder Regensburg setzte dem Eroberer und seinen Ansprüchen auf die Weltmonarchie weniger Widerstand entgegen, als einst Byzanz es gethan hatte. Nachdem durch die Stiftung des Rheinbundes die süddeutschen Staaten aus dem Reiche geschieden waren, und Napoleon als ihren Protector anerkannt hatten, legte der Kaiser Franz II. die Krone Constantins, Karl's des Großen, und Karl's V. für immer nieder, und er ward zum Kaiser seiner Erbländer, oder Oesterreichs. Ist hier nicht eine seltsame Ironie wiederholter geschichtlicher Erscheinungen zu erkennen? War nicht dieses ruhmvolle Oesterreich, die Vormauer Europas gegen die Türken, wirklich wie ein zweites Ostrom zu betrachten? Erlitt es nicht dasselbe Schicksal der Erstarrung wie das byzantinische Reich?

Als die Abdicationsacte des deutschen Kaisers vom 6. Aug. 1806 erschien, brachte sie in der ungeheuern Aufregung der revolutionirten Welt, so sagt Bryce mit Verwunderung, kaum eine größere Wirkung hervor als das Erlöschen des alten Römerreichs zur Zeit des Eroberers Odoaker sie hervorgebracht hatte. Gleichwol mußte jeder Patriot und mußte jeder nachdenkende Mensch von dem Bewußtsein tief erschüttert werden, daß die älteste Institution des Abendlandes ausgegangen war. Denn dieses Reich datirte von Julius Cäsar her. Es hatte, wie kein anderes Institut außer der Kirche, 1800 Jahre Bestand gehabt. Es war seit Karl dem Großen, mit nur augenblicklichen Unterbrechungen, in der deutschen Nation tausendjährig gewesen. Die größesten Erinnerungen der Geschichte des Abendlandes waren mit ihm unauflöslich verbunden; die wichtigsten Weltcharaktere, Ereignisse, Schicksale und Gestaltungen der Völker waren von ihm unzertrennlich. Die erhabenste Idee, die von der weltbürgerlichen Einheit der Menschheit — ein Ziel wonach diese unablässig streben muß —, war das eigenste Culturprincip dieses Reichs gewesen. Mußte nicht durch das Ausgehen desselben eine Lücke im europäischen Organismus fühlbar werden? —

Ich habe, seit langen Jahren mit der Behandlung desselben Themas beschäftigt, soweit dies in der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter notwendig einen der leitenden Grundgedanken bilden muß, das treffliche Buch von Herrn Bryce mit wahrer Freude als Gelegenheit für die zusammengedrängte Betrachtung der Reichsidee benutzt, und der Scharfsinn wie die ausgezeichnete Klarheit des Verfassers, der in Rom selbst mir seine Ideen mitgeteilt

hatte, hat mich oftmals überrascht. Nicht ein Deutscher würde diesen Gegenstand einsichtiger behandelt haben. Sein Buch vermehrt die lange Reihe von staatsrechtlichen Abhandlungen über die Reichsidee, welche mit dem Libellus de Imperatoria Postestate im 9. Jahrhundert beginnen und so bis auf unsere Gegenwart sich fortsetzen. Männer der Wissenschaft kennen die Sammlung solcher Natur von Schardius und von Goldast.

Am Schlusse seines Buches sagt Bryce folgendes zur Verherrlichung des alten Reichs, mit einer Beredsamkeit, in welcher der Pulsschlag der Ideen Dante's und Petrarca's noch fühlbar ist:

„Das Werk des mittelaltrigen Reichs war selbstzerstörend; es ernährte, scheinbar sie bekämpfend, die Nationen welche seinen Platz einzunehmen bestimmt waren. Es zähmte die nordischen Barbarenvölker und bezwang sie in einen Körper der Civilisation. Es bewahrte die Künste und die Literatur des Altertums. In Zeiten der Gewalt und der Unterdrückung stellte es vor seinen Untertanen die Pflicht rationellen Gehorsams gegen eine Autorität auf, deren Parole „Friede und Religion" war. Unter der tiefsten Erbitterung des Nationalhasses hielt es die Idee einer großen europäischen Volkergemeinde aufrecht. Während es dies that, schaffte es in Wirklichkeit das Bedürfniß einer centralen und despotischen Macht ab, wie sie es selber war. Es befähigte die Menschen für den richtigen Gebrauch nationaler Unabhängigkeit; es lehrte sie sich zu dem Begriff jener spontanen Thätigkeit und Freiheit zu erheben, welche über dem Gesetz, doch nicht wider dasselbe ist, und wofür die nationale Unabhängigkeit selbst, wenn

sie ein Segen sein soll, nur das Mittel sein darf." — „Zeit Augustus bis zu Karl V. glaubte die ganze civilisirte Welt an seine Existenz als einen Grundzug der ewigen Ordnung der Dinge, und christliche Theologen sprachen es nicht minder klar als heidnische Poeten aus: daß sein Fall auch der Untergang der Welt sei. Jedoch das Reich ist dahin, und die Welt dauert, und nimmt kaum von der Wandlung Notiz. Das ist nur ein geringer Teil von dem was über ein unerschöpfliches Thema gesagt werden kann, dessen Tiefe kaum auszudrücken ist. Denn was hier das nötigste und zugleich das unmögliche ist, wäre dieses: das Reich als ein Ganzes zu übersehen, als eine einzelne Institution, in welcher die Geschichte von 18 Jahrhunderten ihr Centrum hat, und dessen äußere Form dieselbe bleibt, während ihr Geist und Wesen sich beständig verwandeln. — Wer war fähig das Papsttum darzustellen? Diejenigen (wenn es solche gibt) die in ihm nichts anderes als einen gigantischen Upas-Baum voll Trug und Aberglauben sehen, sind kaum entfernter von der Erkenntniß des Mysteriums seines Lebens als die conventionellen Politiker, die in runden Phrasen sein Wachstum erklären, es als ein mechanisches Kunstwerk analysiren, seine bewegenden Kräfte ermessen, und schließlich eine Uebersicht von seinen Resultaten, den guten wie den bösen, geben. So ist auch das Heilige Reich über alle Beschreibung oder Erklärung erhaben. Wir wissen nur wenig von ihm, wenn wir die Ideen kennen, welche Julius Cäsar hegte als er den Grund entwarf auf welchem Augustus baute, oder jene von Karl, als er seinen Weltbau wieder erschuf, oder von Barbarossa und seinem Enkel,

als sie sich bemühten seinen Ruin aufzuhalten. Nachfolgende Geschlechter werden nur wenig mehr davon wissen, wenn sie das Mittelalter aus weiterer Ferne als wir betrachten, die wir noch mitten in der Reaction gegen alles mittelaltrige Wesen leben. Sie werden dann neue Formen des politischen Lebens sehen und begreifen, deren Natur wir höchstens ahnen können. Indem sie mehr sehen als wir, werden sie auch manches weniger deutlich sehen als wir. Das Reich, welches uns am Horizont der Vergangenheit noch als eine große Gestalt erscheint, wird vor ihrem Blick tiefer und tiefer versinken, je weiter sie dem Zukünftigen entgegengehen. Jedoch seine Wichtigkeit in der allgemeinen Geschichte kann es nimmer verlieren. Denn in ihm war alles Leben der alten Welt versammelt; aus ihm ist alles Leben der neuen Welt emporgestiegen."

Ich knüpfe hier noch zum Schluß an das Jahr 1806 wieder an, in welchem das Reich, als die habsburgisch-deutsche Form der Idee des Imperium, überhaupt erlosch. Seitdem lebte die Menschheit sechzig denkwürdige Jahre unter Entwicklungskämpfen, die auf den Trümmern dieses abendländischen Reichs Gestaltungen in der europäischen Gesellschaft erzeugen von solcher Natur, daß sie das Mittelalter bis in seine letzten Reste aufzulösen und eine neue Weltform herbeizuführen scheinen. Ist jenes dem abendländischen Geist inhärente Princip, dessen Ausdruck Reich und Kirche waren, in dieser Zeit erloschen? Oder welche sichtbare und für den Blick erkennbare Gestalt hat es angenommen?

Zunächst ist folgendes deutlich. Die Reichsidee ging

nicht im Jahre 1806 unter, denn Napoleon bemächtigte sich ihrer, verpflanzte sie von Deutschland, ihrem legitim gewordenen Sitze, nach Frankreich, und gründete eine neue imperiale Weltmonarchie. Er wollte ihr, als der Cäsar dessen Vasallen die Könige des Abendlandes waren, gleiche Gesetze und Einrichtungen gemeinsamer Civilisation geben. Wie ein antiker Imperator drang er in den barbarischen Osten vor um die Gränzen des Reichs zu erweitern, und er würde die kaiserlichen Adler in Byzanz aufgepflanzt haben wie er sie in Rom aufgepflanzt hatte, wenn die Natur der Dinge es ihm erlaubt hätte. Seine wunderbare Geschichte, nur äußerlich und aus nur einem Gesichtspunkt aufgefaßt, erscheint als die Renaissance jenes kolossalen römischen Welttraums und jenes dem Abendland inhärenten Begriffs, von dem dieses nur loskommen wird, wenn es ihn in einer freien Culturform überwindet. Der große Traum zerging an der scharfen Luft, die das Abendland seit der deutschen Reformation in unbezwinglichen Strömungen der Freiheit durchzieht, und die mittelaltrige Reaction der Geister zurückdrängt. Die Reformation hat die Bewegung des persönlichen Gedankens frei gemacht; die französische Revolution die politische Selbstthätigkeit der Nation als ihre Lebenskraft befreit. Beide arbeiten mitsammen an der freien Cultur sich in ihr demokratisch gestaltender und versöhnender Völker, welche keine militärische Despotie mehr in Europa ertragen. Der Fall Napoleon's machte die Unmöglichkeit eines Centralreichs offenbar. Die Welt wird eher republicanisch als kosakisch werden, um an ein berühmtes Wort dieses großen Menschen zu erinnern.

Als das napoleonische Cäsarentum zusammenstürzte, war der Augenblick gekommen die politische Reformation durch ein Völkerconcil durchzuführen. Es war ein Zustand ähnlich jenem, den Europa sah als das Institut des Papsttums unterzugehen drohte, und das Concil zu Constanz zusammentrat. Wie sich damals fruchtlos die Concilien fortsetzten, so setzten sich jetzt ebenso fruchtlos die Congresse fort. Das Diplomatenconcil in Wien vermochte die politische Reform Europas so wenig zu Stande zu bringen, als jenes zu Constanz die kirchliche zu geben im Stande gewesen war. So geschah es daß die Geschichte der letzten funfzig Jahre eigentlich nichts anderes ist, als die Reaction der Völker gegen die Wiener Verträge und die Zerstörung des unnatürlichen Baues, welchen diese geschaffen hatten. Das Reich ward damals nicht hergestellt, aber der Begriff von ihm, nicht als einer Centralgewalt in Europa, sondern als einer internationalen die Völker durch „Frieden und Religion" zusammenhaltenden Macht, blieb wie ein Bedürfniß zurück und ward auf den Bund der Mächte übertragen. Das heilige römische Reich verwandelte sich in die heilige Allianz, welcher, so unheilvoll sie auch in Bezug auf die freie Entwicklung des Staatslebens gewesen ist, doch ursprünglich ein humanes weltbürgerliches Princip zum Grunde lag.

Unter der Führerschaft der heiligen Allianz und ihrer Congresse begannen sodann die Decennien schmachvoller und kleinlicher Reaction gegen die Freiheiten, welche Europa in heißen Kämpfen sich errungen hatte. Diese Reaction scheiterte; die Völker sprachen sich nach und nach mündig. Ihr unverrückbares Ziel war die innere Ver-

fassung nach dem Princip politischer Selbstthätigkeit, und nach außen ihre nationale Unabhängigkeit durch die Wiedervereinigung des unnatürlich und gewaltsam von ihnen Getrennten. Die napoleonische Erschütterung hatte die Völker aus ihrer Apathie aufgerüttelt, und aus ihrer Unterdrückung waren die Nationen mit starkem Bewußtsein zu den Befreiungskriegen aufgestanden. Zugleich hatte Napoleon, die morschen Systeme des mittelalterlichen Staates umwerfend, Europa durchzogen, und die demokratische Saat der französischen Revolution über alle Länder ausgesäet. Sie ging reichlich auf. Die Revolution dauerte fort, das heißt das Abendland geriet durch die allgemeine Umwälzung in eine tiefe Bewegung, die sich in immer weiteren Kreisen nach Süden wie Osten verbreitete. Sie hatte zu ihrer Voraussetzung die Verwirklichung der Grundsätze der Reformation und der französischen Revolution. Die Theorie des künstlichen Gleichgewichts der Mächte, wodurch in Europa der Friede erhalten werden sollte, fiel, weil dieses System auf der unnatürlichen Verzerrung und Verstümmlung der Nationen beruhte, und machte dem Bedürfniß der nationalen Zusammengehörigkeit Platz. Die Teilung Polens war der letzte große Frevel der Kabinetspolitik. Der Kampf des Nationalismus gegen den Politismus ward in unseren Tagen entscheidend, und zum Teil bereits siegreich durchgeführt. Die Herstellung der Nationalität bedingte zugleich deren Einheit und Unteilbarkeit.

In dieser europäischen Bewegung haben, nach den Voraussetzungen der Geschichte, zwei Nationen von neuem entscheidende Wichtigkeit erlangt: Italien und Deutschland,

diese alten feindlichen Geschwister, die das weltbürgerliche Ideal von tausend Jahren in Zwietracht verbunden gehalten hatte. In dem einen hatte die Kirche mit dem Papst, in dem andern das Reich mit dem Kaiser seinen Sitz gefunden; sie hatten sich schweigend und thatsächlich diese beiden Weltcharaktere oder Weltpole zugeteilt. Sie hatten mit Naturnotwendigkeit das gleiche Schicksal kosmopolitischer Größe und nationaler Schwäche erlitten. Durch das Papsttum war das eine, durch das Kaisertum das andere national ohnmächtig geworden. In das eine ragte beständig das Reich als eine fremde (deutsche) Macht, in das andere beständig die Kirche als eine fremde (römische) Macht herein. Selbst noch als das Reich ausgegangen und die französische Universalmonarchie gefallen war, setzte sich der mittelaltrige Bezug beider Länder fort, denn Oesterreich blieb im Besitz von Venedig und der Lombardei, für dessen Dauer es ganz Deutschland nach alter Weise und bis auf die jüngsten Tage zu verpflichten suchte. So setzte sich die Reichsgewalt factisch fort, während Oesterreich zugleich durch seine Secundogenituren in Mittelitalien herrschende Macht gewann, und durch seine innige Verbindung mit Rom die mittelaltrige Advocatur der Kirche und den bestimmenden Einfluß auf die römische Curie erhielt. Noch in den jüngsten Zeiten schloß es das berüchtigte Concordat mit Rom.

In beiden Ländern, in Italien und Deutschland, zeigt der Kampf um das nationale Ziel ganz ähnliche Erscheinungen. Piemont und Preußen, in demselben Anfang des 18. Jahrhunderts Königreiche geworden, gleichen einander in ihrer nördlichen Stellung, in ihrem nationalen

Beruf, selbst in der klugen Stetigkeit ihres Aufstrebens aus kleinen Anfängen. Sie gleichen einander bis auf die beiden leitenden Staatsmänner der jüngsten Zeit. Nur sind die Dimensionen und die Kräfte weit verschieden. Nationale Unabhängigkeit und Einheit war das Ziel Italiens, welches Piemont unter dem Banner der Freiheit in den Kampf zu führen unternahm. Der Feind war hier Oesterreich mit dem Rest alter Reichsgewalt, der Fremdherrschaft, dort die seit der Restauration von 1815 wieder mit einem politischen Staat ausgestattete Kirche, die natürliche Verbündete der Reichsidee, die natürliche Feindin der Einheit Italiens, wie der ganzen modernen Civilisation. Der Sieg wurde wunderbar schnell errungen durch den Nationaltrieb, die Hülfe Frankreichs und jenes nach ähnlichem Ziele strebenden Preußens, endlich durch den moralischen Proceß in der öffentlichen Meinung Europas, welche die italienische Nation frei sprach.

Die Regierung Napoleons III., ohne dessen Willen und Handlung Italien nicht frei geworden wäre, wird einst ein sehr merkwürdiges Capitel in der Geschichte unseres Jahrhunderts bilden wegen der Vereinigung von Ideen und Trieben der Zeit die durch ihn dargestellt ward, wegen des Zusammenwirkens von Widersprüchen das in ihm sichtbar ist, und durch die politische Reformation, zu deren Durchführung, nachdem sie im Wiener Congreß verunglückt war, er mit und ohne seine Absicht den Anstoß gegeben hat. Als sein Programm erschien die Aufhebung der Verträge von 1815, der Umsturz des diplomatischen Europa. Dies machte ihn vorweg zum Verbündeten der Nationalitäten. Aber er restaurirte das französische Kaisertum seines Oheims,

welcher die Nationen unterjocht hatte. Dies machte ihn zweideutig nach jeder Richtung. Er zersprengte die heilige Allianz und den Bund der Mächte. Er alliirte sich mit England. Diese eine Allianz sicherte ihm den Tron, welchen dasselbe England im Verein mit dem Nationalgeist des Festlandes umgestürzt hatte als sein Oheim darauf saß. Solche diplomatische Kunstgriffe würden indeß nicht ausgereicht haben Napoleon III. zum Manne der Gegenwart zu machen, wenn er sich nicht der nationalen Triebe der Zeit bemächtigte, in deren Losbruch er selbst im Revolutionsjahr 1848 seine Laufbahn begann. Die Hand die er auf das reifgewordene Italien legte, gab ihm eine europäische Stellung. Auf den Stadtmauern Roms, welche die Krieger Oudinots erstiegen, und auf den Schultern des katholischen Clerus war Napoleon III. zum Tron emporgekommen. Er occupirte Rom und damit die wichtigste Frage des Jahrhunderts, die nämlich von der Existenz der mittelaltrigen Kirche als politischer Macht, an welche jetzt die Reihe kam, nachdem das Reich, durch welches sie gegründet und erhalten war, das Ende gefunden hatte. Napoleon wurde der Protector und Advocat der Kirche, und nahm so die internationale schiedsrichterliche Stellung ein, welche vor ihm nur die germanischen Kaiser inne gehabt hatten. In der That erschien die Reichsidee einen Augenblick lang in seiner furchtverbreitenden Macht wieder. Man glaubte sogar daß er die lateinische Völkergruppe als Imperator um sich concentriren würde. Aber der unbezwingliche Nationalgeist trieb ihn selbst unbewußt in eine andere Bahn. Alles ward zweideutig an diesem Manne, sein Schwert zweischneidig und ihn selbst

verwandelnd. Die Bombe Orsini's beschleunigte die widerspruchsvolle Action. Napoleon, der Protector Roms, mußte auch zum Protector der italienischen Nation werden, welche gegen Venedig wie gegen Rom anstrebte. Der italienische Nationalgeist überlistete ihn, und entriß ihm stückweise sein ursprüngliches Programm. Das Project der guelfischen Conföderation, worin das halb herausgeschlagene Oesterreich sitzen und der Papst das Präsidium führen sollte, fiel vor dem Einheitsdrang, welcher Italien wie in einem Krystallisationsproceß sich zusammenschließen machte. Die Provinzen der Kirche fielen mit Napoleons Zustimmung; die September-Convention brachte den Papst auf den Isolirstul, und machte die politische Stellung der Kirche zu einer rein italienischen Territorialangelegenheit. Dann folgte die Emancipation des kaum entstandenen Italiens von Frankreich durch das Bündniß mit Preußen, dessen überraschendes Resultat der Rückzug Oesterreichs und der Fall Venedigs war, welches Napoleon, zum letztenmal in der Eigenschaft eines internationalen Schiedsrichters, an Italien überlieferte. Der Abzug der Franzosen von Rom im December 1866 bezeichnete zum Schluß den Rücktritt Napoleons aus seiner imperialen Stellung, und dadurch die volle Befreiung des einigen Italiens.

Hier ist eine große Wendung im Schicksale Europa's angedeutet, welche erst die Folgezeit klar herausheben wird. Sie erscheint uns Menschen der Gegenwart für jetzt als letzter Fall der römischen Reichsidee und der Reichskirche. Indem Napoleon den Papst preisgab, indem Italien sich im Widerspruch zum Papsttum als einige Nation aufstellte und Rom fortan von sich abhängig machte, ward jenem

römischen Princip der Todesstoß gegeben. Es ist dieses Princip ohne die Weltstellung des souveränen Papsttums und der herrschenden Kirche gar nicht denkbar. Die Schwächung des Papsttums ist auch die der Legitimität und Autorität überhaupt. Der alte Kampf der beiden Gegensätze im Abendlande, des lateinischen und des germanischen Geistes ist, so scheint es, durch die Nationaleinheit Italiens auf Kosten der Kirche, und durch die große Schlacht von Sadowa auf Kosten von Habsburg-Oesterreich und der französischen Machtstellung entschieden worden. Der germanische Geist der Reformation hat auf den Feldern Böhmens einen neuen und folgenschweren Sieg über das Mittelalter errungen, und dadurch die verlorne Macht, voraussichtlich, wieder an Deutschland zurückgebracht. Das Reich wird dort sich erneuern in dem jetzt zum Imperium aufsteigenden protestantischen Hause der Hohenzollern. Es wird keine erobernde Cäsarenherrschaft nach altem System sein, sondern ein nationaler Bund, welcher im Herzen Europas den Frieden, die Freiheit und die Culturarbeit des Abendlandes behüten und stärken wird. Die Kirche darf in diesem rein deutschen Staat als indifferent, weil nicht mehr politisch, sondern social und frei, erscheinen. Im Laufe der Zeit dürfte dann dieses mächtige deutsche Reich alle germanischen Elemente des Festlandes in einem Bund um sich versammeln, während sich die lateinische und die slavische Völkerfamilie in gleichen Bündnissen vereinigen. Diese dreifache Gruppirung der abendländischen Völker ist ein erkennbares Ziel der Geschichte. Ihre gleichmäßige Stärke und die Befriedigung aller nationalen Bedürfnisse, bei der Vermittlung einer

allgemeinen Freiheit und Civilisation, welche durch tausend internationale Straßen und Canäle in Umlauf erhalten wird, kann die Gefahren des Uebergewichts auf der einen und der andern Seite verhüten.

* *
*

Als diese Blätter geschrieben wurden, ahnte ich nimmer, welche wunderbare Entwicklung die Geschichte unseres Vaterlandes in kürzester Zeit haben sollte. Die frevelhafte Kriegserklärung Napoleons III., hervorgegangen aus dem noch ganz barbarischen Götzencultus der militärischen Macht in Frankreich, hat Wirkungen hervorgebracht, die ohne Gleichen in den Annalen der Völker sind. Die Intelligenz und die Kraft der beleidigten deutschen Nation zerbrach die gefürchtete Gewalt des kaiserlichen Frankreich wie ein morsches Rohr. Der französische Kaiser, seine Marschälle und Generale, und sein ganzes großes Heer, einst der Schrecken der Welt, wurden wie durch Zauber in die Gefangenschaft nach Deutschland hinweggeführt. Das usurpirte Imperium Frankreichs zerfiel von der electrischen Berührung des deutschen Nationalgeistes in Staub. Das weltliche Papsttum Roms, die tausendjährige Stiftung der einst römischen Reichskirche und Reichsgewalt, zerfiel von der Erschütterung durch die deutsche Kraft einer Mumie gleich in Staub. Der lateinische Cäsar und der lateinische Papstkönig stürzten in einer Stunde; und im Angesicht des belagerten Paris ersteht in der Weihnachtszeit des Jahres 1870, 1070 Jahre nach Karl dem Großen, das Kaisertum als ein rein deutsches und nationales Reich wieder in der protestantischen Hohen-

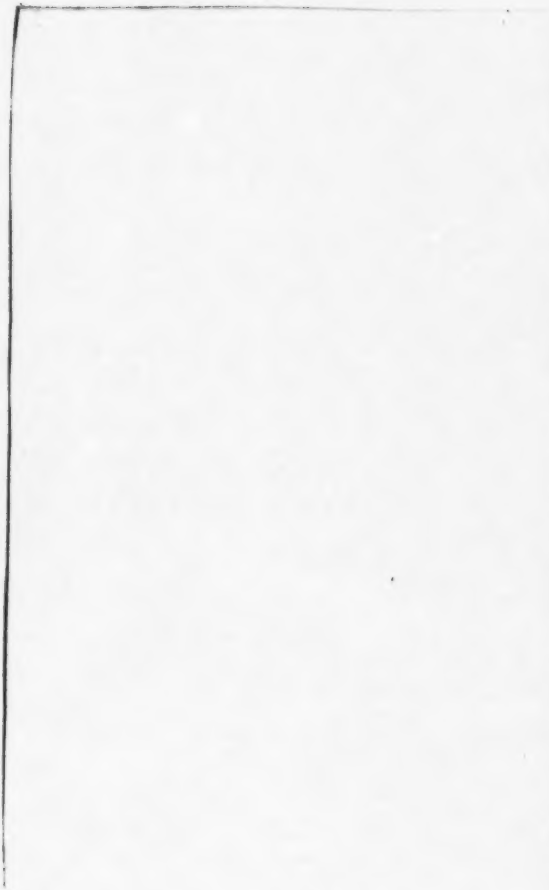
zollern-Dynastie. Der Ausgang des Reichs im Jahre 1806 erscheint daher heute nur wie ein Interregnum, das längste, welches die deutsche Geschichte kennt. Wir beginnen die deutsche politische Reformation. Mit tiefem Erstaunen betrachtet wol jeder Zeitgenosse die Unzerstörlichkeit und Continuität der Reichsidee und ihre Transformation durch das moderne Princip der Gewissensfreiheit und der Nationalität. —

Rom, Weihnachten 1870.

Das

Schloss der Orsini in Bracciano.

1870.



Bald hinter der Poststation La Storta zweigt sich von der Via Cassia links die Claudia ab, und auf dieser Straße fährt man noch drei starke Stunden bis zum See von Bracciano. Die Landschaft ist öde aber malerisch. Vulcanische Tuffhügel durchziehen sie, und hie und da zeigen sich blühende Wiesenflächen und Triften, mit Wirtschaften und zahlreichen Rinderheerden.

Der Charakter der tuscischen Campagna Roms ist von dem Latiums sehr unterschieden. Im Lateinischen ist alles lachender und sonniger, alles formvoller und auch belebter. Die Berge der Volsker und der Apenninen senden ihre Zweige aus, und sie haben die schöne Gliederung der Kalkformation. Uralte Städte, meist Bistümer, erheben sich zahlreich auf grünen von Castanien und Olivenbäumen oder von der Weinrebe umrankten Höhen, und geben der lateinischen Landschaft ein vorwiegend geschichtliches Gepräge. Sie ist von Monumenten des Altertums wie des Mittelalters erfüllt. In Tuscien dagegen herrscht ein vulcanisch durchrissenes Hochland vor mit weiten Einöden von ernster und melancholischer Natur, die geheimnißvoll erscheint. Das geschichtliche Leben ist hier meist spurlos geworden. Unterirdische Gräber und Nekropolen eines räthselhaft ge-

bliebenen Volks sind die Schätze und Monumente Etruriens. Die Geschichte des Landes erscheint wie abgebrochen, und wo sie sich fortgesetzt hat, entbehrt sie doch der macht- und lebenvollen Bedeutung. Der vollkommene Untergang einer Stadt wie Veji war, und die gänzliche Verlassenheit ihres Locals für alle Zeit, erschien mir immer charakteristisch für dieses geschichtliche Absterben des römischen Etruriens.

Einsame Baronaltümer ohne Namen oder kleine Orte unhistorischen Charakters stehen hie und da schwermütig auf Tuffhügeln. Im Mittelalter beginnt die geschichtliche Erinnerung in diesen culturlosen Wildnissen erst mit dem 11. Jahrhundert, wo germanische Feudalgeschlechter fränkischen oder langobardischen Ursprungs hier Gebieter werden, wie die Grafen von Galera und die Stadtpräfecten vom Hause Vico. Auch der Machteinfluß der Kirche hat hier wenige Spuren eingedrückt; denn gerade im Patrimonium S. Peters ist sie erst spät zur Herrschaft gelangt.

Hinter dem Fluß Arone, dem Ausläufer des Sees von Bracciano, liegen zwei größere Meiereien, S. Maria di Celsano und Casale di Galera, und dort mag man vom Wagen steigen um die nahen Trümmer des Castells Galera zu besuchen. Sie sind das seltsame Seitenstück zu der märchenhaften Stadt Ninfa in Latium am Anfange der pontinischen Sümpfe, wo sie in ihr reizendes Grab von Epheu und Blumen versunken liegt. Denn auch Galera, einst der Sitz trotziger und wilder Herren, welche oftmals die Stadt Rom bedrängten, ist heute versunken und zerstört, mit Straßen, Kirchen und Grafenburg im eigentlichen Sinne des Worts von Epheuranken zugedeckt. Und doch liegt Galera nicht wie Ninfa in der sumpfigen

Tiefe, sondern fest und hoch auf einem schroffen Tuffelsen über einer bewaldeten Schlucht, durch welche sich der Arone in schäumenden Cascaden hervorstürzt.

Auf dem verfallenen Tor sieht man noch das Wappen der Orsini, die Rose mit den Querbalken. Hinter den mächtigen Stadtmauern steigt man aufwärts in den zerstörten Ort, und verwundert bahnt man sich oben den Weg durch das dichte Epheugewilder, welches die zerfallenen Straßen versperrt hat. Es sind noch manche Häuser mit gothischen Fenstern aufrecht, doch das meiste Material ist fortgeschleppt worden, oder es bildet jetzt vom Pflanzenwuchs umbuschte Schutthaufen. Galera ist durch seine Reste von Architektur nicht so merkwürdig wie Ninfa; nur die Trümmer der Burg und der Hauptkirche zeigen eine ältere Epoche, die andern sind sehr modern. Denn erst im Jahre 1809 wurde der Ort verlassen, sei es wegen Wassermangels oder, was wahrscheinlicher ist, aus Verarmung der Bevölkerung. Daß eine Stadt, nicht durch plötzliche Naturgewalt zerstört, sondern durch innern Verfall schwindsüchtig, in unserm Jahrhundert aussterben konnte, ist wahrhaft befremdend. Beweist das nicht schlagend das mangelnde Lebensprincip dieses etrurischen Landes überhaupt? Galera (in der Gegend wo nach den alten Itinerarien die Station ad Careias lag) wird erst geschichtlich im Jahre 780, als der Papst Hadrian I. eine Colonie dieses Namens am Fluß Arone gründete, um das verödete Vejenter Land wieder zu bebauen. Diese Colonie gedieh, aber sie entzog sich unter uns unbekannten Verhältnissen der Kirche: denn am Anfange des 11. Jahrhunderts erschienen dort als Herren die Comites von

Galera, wütende Feinde des Papsttums und eifrige Anhänger der deutschen Reichsgewalt.

Gerard, Sohn Rainers — und schon diese Namen beweisen das germanische Geschlecht —, war dort Graf, und eines der Häupter des kaiserlich gesinnten Adels von Rom und dem Stadtgebiet, enge verbunden mit den Grafen von Tusculum vom Stamme Alberich's und mit den Crescentiern von Monticelli in der Sabina. Diese Herren erhoben im Jahre 1058 gewaltsam einen Papst in Rom, Benedict X. Aber Hildebrand, der nachmalige Gregor VII., schon damals das Haupt der päpstlichen und nationalrömischen Partei, führte im Dienste des kaum gewählten Papstes Nikolaus II. eine Schaar raubgieriger Normannen aus Apulien nach Rom und gegen die feindlichen Grafen. Galera, wohin sich Benedict X. geflüchtet hatte, und andere Castelle wurden erstürmt.

Die Macht der Comites von Galera, welche das etrurische Land bis über den See hinaus nach Sutri hin beherrschten, wurde augenblicklich gebrochen, aber ihr Geschlecht behauptete sich trotzdem in Galera noch lange Zeit. Es verschwand vielleicht erst in der Mitte des 13. Säculum, wo Matteo Rosso vom Haus Orsini, ein berühmter Senator der römischen Republik, als Herr von Galera erscheint. Seither blieben die Orsini Besitzer dieses Castells, bis sie es im Jahre 1670 dem Papst verkauften.

Der grimmigste Feind dieser Landschaft, und zugleich das stärkste Hinderniß für die Cultur bei mangelnder Arbeitskraft, ist heute die Malaria. Eine weiche verräterische Luft weht über die unbebauten Ebenen und die von

der Asphodelosblume bedeckten vulcanischen Hügel ohne Baumvegetation. Sollten wol gar die Würgengel des Fiebers aus dem See selbst emporsteigen? Wer wird es glauben, wenn auf dem Höhenzuge von Bracciano dieser purpurblaue Wasserspiegel endlich sichtbar wird? In Wahrheit, dies ist das entzückende Bild sonnig lachenden Glücks und zaubervoller Einsamkeit — eine Landsee-Idylle von ganz besonderer Art, groß und erhaben genug, und doch nicht so umfangreich daß sie aufhörte ein vollkommen und schön umgränztes Gemälde zu sein.

Der herrliche See, im Altertum Lacus Sabatinus, ursprünglich ein vulcanischer Krater, liegt hingegossen zwischen sanften Gebirgszügen und anmutigen Ufern. Er hat einen Umfang von 21 bis 22 Millien; sein Flächenraum ist also vollkommen so groß wie die Stadt Rom, mit welcher er durch die Acqua Paola, die erneuerte Sabatinische Wasserleitung Trajan's, in directer Verbindung steht. Denn das Wasser welches durch die Porta di S. Pancrazio nach Trastevere hineinkommt, und sich aus der Fontaine Paulins' V. mit so prachtvollem flußähnlichem Schwall ergießt, stammt zu einem Teil aus diesem See, den die Mauern Aurelian's gerade umspannen würden.

Nach Norden umfaßt ihn ein kleines bewaldetes Gebirge, aus dem als ein schwarzer vulcanischer Pic höchstens 2000 Fuß hoch der Monte di Rocca Romana aufragt. Dieser Kegel ist in der etruskischen Landschaft überall sichtbar, wie in der latinischen der Monte Cavo über dem See von Albano. Unter ihm liegt am Ufer der Ort Trevignano. Zur Linken erhebt sich der Höhenzug von

Bracciano, und auf ihm stellt sich, etwa eine Millie vom Seespiegel entfernt, als die dominirende Gestalt der ganzen Landschaft die riesige Burg der Orsini dar, ein prachtvolles Fünfeck mit fünf runden crenelirten Türmen. Ihre schwarzgraue Farbe entspricht der vulcanischen Natur ringsumher, deren geschichtliches Erzeugniß dieses Schloß zu sein scheint. Zur Rechten endlich ragt in den See eine hohe Landzunge mit einem dunkeln bethürmten Ort. Dies ist Anguillara, ehemals der Sitz der Grafen dieses Namens von einem Nebenzweige der Orsini. Dort strömt der Arone aus dem See, dessen Emissar er ist.

Nur in diesen drei Ortschaften hat sich das geschichtliche Leben um den See gelagert. Man sieht sie dort beständig vor sich; sie nehmen in gleicher Entfernung von einander die Seiten eines Dreiecks ein, und nur sie unterbrechen die reizende Stille dieser Ufer durch die Vorstellung von menschlicher Cultur, ohne doch den Zauber der Verlassenheit zu stören. Denn was bedeuten Bracciano, Trevignano, Anguillara? Wer hat je ihre Namen gehört, außer denen die mit der Specialgeschichte Roms vertraut sind? Wenn nicht jenes Schloß der Orsini, die versteinerte Chronik schrecklicher Feudalzeiten, seine schwarzen Türme über dem blauen See erhöbe, so würde man diese drei Orte an seinen Ufern für Fischerdörfer halten können. Und doch so stille ist gerade der See, daß auch nicht ein Nachen auf ihm sichtbar ist. Nur Rinderheerden zeigen sich am Ufer, oder Rudel gleich verwilderter Pferde, bis an den Leib im Wasser, und berittene Hirten mit der Lanze, wie im pontinischen Sumpf.

Ich fand Bracciano freundlicher als ich von einer

Vasallenstadt erwartet hatte; ein Ort von etwa 2000 Einwohnern, mit breiten Straßen und guten Häusern, modern gebaut, wie etwa Marino, wo das Schloß Colonna steht, das ehemals auch den Orsini gehörte. So wohnlich ist freilich nur der neue Stadtteil, denn der alte aus der echten Baronalzeit liegt als ein schwarzer Häuserklumpen aus Tuffstein eng um die Burg zusammengedrängt. Diese Burg aber steigt so gigantisch empor, daß sie ganz Bracciano mit ihrem Schatten zu bedecken scheint, und daß nichts mehr neben ihr in Betrachtung kommt.

Wie königlich muß die Macht eines Hauses gewesen sein welches in einer weltverlorenen Landschaft sich dieses Prachtschloß erbaute, eine uneinnehmbare Festung und einen Luruspalast zugleich! Seitdem die Burg der Orsini in Campagnano in Trümmer fiel, ist diese hier eines der merkwürdigsten Monumente der römischen Renaissance, ein Baronalschloß ersten Rangs. In ganz Latium gleicht ihm keins. Das Schloß von Spoleto, vom Cardinal Albornoz angelegt, von Nikolaus V. ausgebaut, ist noch majestätischer, aber es ist kein Baronalbau, ebenso wenig wie es die schönen Burgen von Ostia, Narni, Civita Castellana und Subiaco sind.

Der Anblick dieser stolzen Burg ruft dem Wanderer zu allererst die Geschichte des Geschlechte der Orsini in Erinnerung, welche neben jener ihrer Erbfeinde Colonna fast ein halbes Jahrtausend hindurch die Annalen Roms mit den Thaten und Namen seiner zahllosen Mitglieder erfüllt hat, unter denen es Päpste, Cardinäle und Feldherren von großem Ruhme gab. Denn beide Häuser, die Guelfen und die Ghibellinen Roms, dauerten länger als

Dynastien von Kaisern und Königen, und sie dauern noch heute in ihren Resten fort, gleich den Schlössern die sie ehemals befaßen.

Der Stammvater der Orsini, mit dem römischen Namen Ursus, verliert sich in das Dunkel der Sage. Ob er Germane war, ist unbekannt. Seine Nachkommen nannte man die Filii Ursi, denn so heißt der ursprüngliche Stammname der Orsini stets in den ältesten Geschichten. Historisch traten sie im 12. Jahrhundert auf. Cölestin III. (1191—1198) gehörte zu ihrem Hause. Im 13. Jahrhundert gewannen sie, zur Zeit der Hohenstaufenkämpfe, größere Macht, auch durch den Senator Mathens Rubens, den unermüdlichen Feind des Kaisers Friedrich II., das gebietende Oberhaupt der capitolinischen Republik, dann durch den Papst Nikolaus III. (1277—1280), der ein Sohn eben dieses Senators war.

Die Orsini, so fruchtbar als Geschlecht wie die Colonna, teilten sich mit der Zeit in viele Familienzweige. Sie nannten sich nach ihren Besitzungen die Orsini von Monte Giordano und von Campo di Fiore in Rom, die Grafen und Herren von Nola in Campanien, von Tagliacozzo in den Abruzzen, von Gravina und Manupello, von Monte Rotondo, Vicovaro, S. Angelo, Pitigliano, Anguillara, Bracciano. Das Register ihrer ehemaligen Castelle und Güter, welche das Archiv des Hauses in Rom bewahrt, umfaßt einen ganzen Band. Sie waren so mächtig im Königreich Neapel wie im römischen Landgebiet. Die Colonna, gleichfalls im Neapolitanischen mit großen Lehen ausgestattet und wegen der Marsengrafschaften von Tagliacozzo, Alba und Celano im wütenden

Kriege mit ihren Erbfeinden, besaßen den Kern ihrer Herrschaft in Latium. Die Orsini dagegen beherrschten das sabinische Gebiet am Anio von Vicovaro bis nach Nerola und Monterotondo, und das etrurische Land von Sutri abwärts bis über den See nach Galera und zum Meeresstrande des alten Cäre. In dieses tuscische Land waren sie schon im 13. Jahrhundert eingedrungen, wo sie sich Galera aneigneten.

Wann sie nach Bracciano kamen ist ungewiß. Dieser Ort entstand in unbekannter Zeit, wie man glaubt aus einem Fundus der Gens Braccia. Nibby, der uns die geschichtliche Kenntniß des Ager Romanus im Mittelalter aus Documenten erst zugänglich gemacht hat, fand die erste Erwähnung des Castrum Brasani in einer Klosterurkunde vom Jahre 1320. Ich kann dies vervollständigen, denn ich fand eine fast hundert Jahre ältere im Archiv Orsini, ein Instrument vom 10. März 1234, worin Jofredus Amator und Landulf, Sohn des Präfecten Gottifred, als Herren dieses Castells erscheinen: Domini de Brachiano et de Sancta Pupa. Demnach gehörte Bracciano zu jener Zeit der in Etrurien mächtigen Familie der Präfectanen oder der Präfecten vom Hause Vico. Dieses germanische Geschlecht hatte die Stadtpräfectur Roms seit dem 12. Jahrhundert bei sich erblich gemacht. Sie waren gewaltthätige Dynasten, Ghibellinen und Feinde der Päpste; selbst Viterbo und Orvieto rissen sie an sich. Erst im Jahr 1435 ging sie unter, wo der furchtbare Johann Vitelleschi den letzten Präfectanen Jakob von Vico im Schloß zu Soriano enthaupten ließ.

Die Güter des Präfectenhauses zog die Kirche ein,

doch einige erkaufte Eversus, der räuberiſche Graf von Anguillara, deſſen Orſini'ſches Geſchlecht ſchon längſt am See von Bracciano feſten Fuß gefaßt hatte. Auch die Stadtpräfectur kam im Jahr 1435 an die Orſini, nämlich an Franceſco, den erſten Grafen von Gravina, einen Ahn jener Linie, welche von allen Zweigen des ganzen Geſchlechts allein noch dauert und in Rom fortlebt.

Bracciano ſelbſt beſaßen die Orſini ſchon im 14. Jahrhundert; denn Martin V. Colonna ſah ſich genöthigt den Brüdern Franceſco, Carlo und Orſino Orſini jenes Caſtell als Vicariat im Jahr 1419 zu beſtätigen.

Seither herrſchten hier am See die beiden Linien, jene ſchon ältere von Anguillara und dieſe von Bracciano, welche viele andere etruriſche Caſtelle beſaß.

Das Haus von Bracciano glänzte im 15. Jahrhundert durch zwei berühmte Kriegscapitäne, durch Napoleon und ſeinen Sohn Virginius. Napoleon — dieſer Taufname war ſeit alten Zeiten bei den Orſini in Gebrauch — baute das Schloß von Bracciano, ſein noch dauerndes Monument. Er ſtarb als einer der mächtigſten Feudalherren ſeiner Zeit zu Vicovaro im Jahre 1480.

Virginius erbte ſeine Güter und ſeinen Ruhm. Er vereinigte mit jenen auch Anguillara und Cervetri durch Kauf nach dem Sturze des Hauſes von Eversus. Er war Großconnetable des Königreichs Neapel, wo er ſich mit der Dynaſtie Aragon eng verbunden hatte. Er ſelbſt nannte ſich de Aragona. Im Dienſte des Königs Alfonſo II. und dann Ferdinand's II. ſollte er den Marſch Karl's VIII. von Frankreich durch Etrurien aufhalten, als dieſer Monarch heranzog Neapel zu erobern. Aber die

Söhne des Virginius, Johann Jordan und Karl, übergaben ihm auf Befehl ihres Vaters vertragsgemäß ihre Schlösser, und dieser Abfall der Orsini aus Not öffnete dem Eroberer den Zugang zu Rom. Karl VIII. zog in Bracciano ein, wo er im Schlosse des Virginius Wohnung nahm. Er blieb dort vom 19. bis zum 31. Dec. 1494, dann rückte er mit seinem Heer gegen Rom. In Galera empfingen ihn die unterwürfigen Abgesandten der Stadt und die des Papstes Alexander VI.

In die Stürme jenes Kriegszuges, welcher das Schicksal Italiens entscheiden sollte, wurde auch Virginius, noch immer im Dienst Aragons, hineingerissen. Karl VIII. ließ ihn in Neapel gefangen nehmen und führte ihn dann auf seinem Rückzuge mit sich fort. Der Orsini entrann in der berühmten Schlacht am Taro, um dann bald darauf die Fahne zu wechseln. Er trat in die Dienste Montpensiers, des Stadthalters Karl's VIII. in Neapel. Als nun hier nach dem Untergang der französischen Armee die Aragonen wieder den Tron bestiegen, wurde er im August 1496 trotz der Capitulation festgenommen und in einem Kerker eingesperrt. So befahl es der Papst Alexander VI., welcher in Folge der neapolitanischen Restauration den Plan durchführen wollte die römischen Barone auszurotten.

Der Krieg mit den Orsini nahm indeß einen unerwarteten Ausgang: er wurde zu einem glänzenden Triumf dieses mit dem Verderben bedrohten Hauses. Während Virginius im Gefängniß zu Neapel schmachtete, wo er bald an Gift starb, verteidigten sein Schloß Bracciano mit Heldenmut der junge Alviano und sein Weib Bar-

tolomea, die Schwester von jenem. Die Stürme der Belagerer unter dem Herzog Guidobald von Urbino und dem Sohne des Papstes Johann von Gandia wurden abgeschlagen. Andere Orsini brachten Entsatz, und das päpstliche Heer erlitt im Januar 1497 eine blutige Niederlage bei Soriano. Der Papst mußte Frieden schließen. Die Orsini blieben Herren von Bracciano wie von allen andern Gütern im Patrimonium.

Noch einmal gerieten sie in große Bedrängniß durch Cäsar Borgia; aber auch er vermochte das feste Schloß Bracciano nicht zu erobern, und endlich befreite der Tod Alexander's die Orsini aus ihrer Verlegenheit.

Noch zwei Jahrhunderte lang dauerten sie in Bracciano, während die zweite Linie Anguillara schon im Jahr 1548 ausstarb. Pius IV. erhob Bracciano im Jahr 1560 zum Ducat, und dies zu Gunsten des Urenkels von Virginius, eines Mannes in welchem die gewaltige Natur seines Geschlechts noch zum letztenmale zur Erscheinung kam. Paul Jordan Orsini war ein Mensch von ganz unzähmbarer Leidenschaft, ähnlich seinem Zeitgenossen Sampiero. Er kämpfte mit Ruhm in Lepanto. Seine Gemalin war Isabella die Tochter Cosimo's I. von Toscana. Sie lebte meist von ihm getrennt. Unglaubliche Dinge sagte man ihr nach. Eines Tags erwürgte sie Paul Jordan mit eigenen Händen in seinem Schloß Cerreto im Valdarno, im Jahr 1576. In Rom verliebte er sich bis zur Raserei in die schöne Vittoria Accorambuoni, das Weib Peretti's, eines Nepoten Sixtus' V., der noch Cardinal war. Er ließ Peretti eines Nachts am Quirinal ermorden (Juni 1583), und drei Tage nach der That

floh Vittoria mit ihrer Mutter in den Palaſt Orſini zu dem Mörder ihres Mannes. Gregor XIII. verbot ihre Vermälung mit ihm und ſperrte ſie in die Engelsburg, wo ſie bis zum Tode des Papſtes im April 1585 verblieb. Am Tage wo Sixtus V. gewählt ward, vermälte ſich Paul Jordan mit Vittoria. Der Papſt verbannte den Mörder ſeines Neffen, und der Orſini ſtarb bald darauf im Exil. Seine Verwandten haßten Vittoria, ſchon um ihrer Anſprüche auf einen Teil des Vermögens willen. In Padua, wohin ſie ſich hatte begeben müſſen, erdolchten ſie eines Tags, im December 1585, maskirte Männer, die in ihr Gemach gedrungen waren; dies geſchah im Auftrage Lodovico's Orſini, des Herrn von Monterotondo.

Den Zweig Bracciano ſetzte Virginius, der Sohn Paul Jordan's und Iſabella's, fort, und ihn beſchloß im Jahr 1698 als der letzte dieſes berühmten Hauſes der Herzog Flavio Orſini. Schon zwei Jahre vorher hatte Don Livio Odescalchi, Nepot Innocenz' XI., Bracciano erkauft. Von den Odescalchi kaufte das Herzogtum am Anfange dieſes Jahrhunderts der Rothſchild Roms, Torlonia, doch unter der Bedingung des Rückkaufs, und dieſer geſchah vor wenigen Jahren, ſo daß der Fürſt Odescalchi heute wieder Herzog von Bracciano iſt.

Wir betreten nun das Schloß ſelbſt. Eine, wie es ſcheint dreifache Mauer von großer Stärke aus Baſaltſtücken aufgebaut, umgab urſprünglich die Burg nebſt Gräben, die jetzt ausgefüllt ſind. Zwei Eingänge führen in ſie, einer von der Stadtſeite, der andere von der Seite des Sees, gewölbte und befeſtigte Tore. Der Stil des Gebäudes trägt den Charakter der Frührenaiſſance. Die

Wandflächen, die mit Peperin eingefaßten Fenster und die Zinnen erinnern durchaus an den venetianischen Palast in Rom, dessen Bau derselben Zeit angehört. Wie dort, war auch im Schlosse der Orsini der größere Hof ursprünglich von einem Säulenporticus umgeben, und dieser ist später vermauert worden. Nur ein freies, auf Säulen von Tuf ruhendes Treppenhaus, welches zum obern Stockwerk führt, ist stehen geblieben. Es zeigt wie das Portal der alten Schloßcapelle dicht daneben, den Uebergang der Gothik in die Renaissance.

Die fünf Rundtürme geben dem ganzen Bau einen imposanten Abschluß. Sie scheinen ihn wie mächtige Säulen zu stützen oder zusammenzuhalten. Ein mit Zinnen bekrönter Gang verbindet sie alle hoch oben mit einander. Draußen an den Toren wie im Hofe sieht man noch die steinernen Wappen der Orsini aus der Zeit des Baues ihrer Burg.

Eine ältliche Frau führte uns zwei Stunden lang im Innern umher, nachdem sie sich als Deutsche zu erkennen gegeben hatte, die seit dreißig Jahren im Dienst des Hauses Odescalchi stehe, und nun ihre Tage in der Burgeinsamkeit ruhig und zufrieden beschließe. Wir durchschritten hohe gewölbte Säle und Reihen von Zimmern welche mit Roccoco- oder modernen Möbeln, namentlich vielen Schränken von Pariser Holzarbeit, erfüllt sind. Diese Räume erscheinen düster und unwohnlich, nur der Blick auf den See aus den tiefen Fenstern ist schön. Die Bedürfnisse unserer Civilisation überhaupt sind von denen jener Baronalepoche gerade so weit entfernt, wie die Villa Doria Pamfili oder Albani von diesem Orsini-Schloß. In ihm

konnte sich nur ein Baronalgeschlecht heimisch und wol fühlen, welches hinter dicken Lavamauern seine barbarischen Privilegien und Leidenschaften verschanzt hielt, während der Schwarm untertäniger Vasallen und frohnender Dienstmannen den Winken des Gebieters über ihr Eigentum und ihr Leben gehorsamte. Nur ehrgeizige Gedanken an Herrschaft, Macht und Krieg konnten hinter diesen Mauern atmen, aber die Stimme der Grazie und Muse ließ sich hier schwerlich vernehmen. Anders war es freilich im fürstlichen Schlosse zu Urbino', dem schönsten Monument der Renaissance Italiens und aus derselben Epoche. Ich erinnerte mich daran in Bracciano; dort stellte der geniale Federigo von Montefeltre, der Vater jenes Guidobald welcher dieses Schloß von Bracciano belagerte, seine berühmte Bibliothek und viele Statuen auf, und machte es zu einer der geistvollsten Akademien seiner Zeit.

In den Sälen der Orsini-Burg hängen wie fast überall in Baronalschlössern viele Familienbilder, doch meist aus dem 17. Jahrhundert. Die Porträte des Hauses Orsini würden, wenn man sie besäße und zusammenstellte, ganze Gallerien ausfüllen, und in der langen Reihe der Frauenbildnisse würde jedes berühmte Herrenhaus Italiens vertreten sein. Unsere Führerin wußte keines zu benennen, was ich bedauerte. Vielleicht würde sich das Bildniß der Isabella Orsini dort vorgefunden haben. Ihr Schlafzimmer wurde uns natürlich gezeigt, obwol diese unselige Prinzessin kaum oder nur flüchtig in diesem Schloß erschienen sein mag.

Einige Zimmerdecken sind mit Figuren von Stucco decorirt, doch überladen und geschmacklos, andere hat

Torlonia ausmalen lassen, dessen Wappen hier oft genug angebracht ist. Das Wappen eines Emporkömmlings der Geldaristokratie erscheint neben jenem des uralten Geschlechts der Orsini als Ironie der modernen Zeit auf das vergangene legitime Baronentum. Wie viele Ahnen, wie viele Kämpfe und Mühen, welche lange Geschichte von Kriegen, Friedensschlüssen und Verträgen, von Verbrechen und Tugenden mußten nicht erst vorausgehen bis ein Orsini dieses Schloß baute, und ein anderer den Herzogstitel Braccianos erlangte. Dieses hatte der Bankier Torlonia nicht mehr nötig. Er war über Nacht reich geworden, und eines Tags konnte er jene ganze langweilige Geschichte einfach mit ein paar Wechseln abmachen, sein Wappen, vier goldene Sterne mit vier dicken Goldstrahlenbüscheln, neben die Rose Orsini stellen, und unter den hundert bestaubten Ahnenbildern des Schlosses lächelnd als Herzog umhergehen. Denn ist die Welt nicht ein künstlicher Krammarkt und Trödel?

Unsere wackere Cicerona führte uns auf die Zinnen der Burg und oben auf die Plattform eines jeden Turms; die Türme sind stumpf, und mit einem Estrich bedeckt auf dem man hinter den Zinnen stehen kann. Sie zeigte uns dort die trostlose Stelle wo einst der Graf oder Herzog über seine Vasallen und Kriegsgefangenen zu Gerichte saß, auch Marterkammern und vergitterte Kerker und anderes dergleichen infernalisch baronales Rüstzeug der guten alten Zeit der Torturen und der peinlichen Halsgerichtsordnung, wo es noch keine Parlamentsdebatten über die Abschaffung der Todesstrafe gab.

Wir blickten lieber von jenem erhabenen Standpunkt

auf den entzückenden Seespiegel nieder, wo drüben auch das luftige Haupt des Soracte sichtbar wird. Dann verließen wir das Orsini-Schloß, wanderten unter den hohen Eichen des Capucinerklosters und durchstreiften Bracciano selbst.

Es gibt hier ein Gasthaus La Piva, wo man sehr gut aufgehoben ist. Der Verkehr ist gering. Nur im Sommer belebt er sich bisweilen durch solche Gäste, welche die nahe am See gelegenen vulcanischen Bäder von Stigliano und Vicarello besuchen wollen, deren Heilkraft schon im Altertum berühmt war.

Die Braccianer scheinen keine Industrie zu haben, außer daß nahe Eisenwerke Arbeiter beschäftigen. Wir bemerkten etrurisch geformte Krüge, mit welchen auf dem Kopfe Frauen und Mädchen zur Fontäne gingen. Diese Gefäße aus Thon werden indeß nicht hier, sondern in Vetralla angefertigt, einem der Castelle des alten Präfectenlandes.

Ich erinnerte mich daß es einst in Bracciano eine Druckerei gab, aus welcher seltsamer Weise im Jahre 1624 der erste Druck der Vita di Cola di Rienzo, dieses sehr schätzbaren Products römischer Geschichtsschreibung im 14. Jahrhundert, hervorgegangen ist. Wie diese Druckerei nach dem verlassenen Bracciano kam ist mir unbekannt. Heute gibt es hier von solcher Anstalt keine Spur.

Es war unsere Absicht am Morgen des folgenden Tages längs des Sees nach Anguillara zu wandern; wir stiegen demnach den Schloßberg hinab, und auf wilden Pfaden zum Ufer nieder. Anguillara reizte mich der

Geschichte seiner Grafen wegen, von denen viele im 14. Jahrhundert berühmte Senatoren Roms gewesen sind.

Dort war einst Ursus Graf, der musenfreundliche und gebildete Gönner Petrarca's, den er in seinem Schlosse Capranica gastfrei aufnahm, dem er dann als Senator Roms die Dichterkrone auf dem Capitol aufsetzte. Petrarca war ohne Zweifel von Capranica auch nach Anguillara gegangen, und hatte diesen reizenden See mit Augen gesehen, an dessen Ufern die Nachtigall den Poeten herbeizurufen scheint. Hundert Jahre darauf war Graf von Anguillara der schreckliche Eversus, zur Zeit Eugen's IV. und Pius' II. ein gewaltiger, weit und breit gefürchteter Dynast Etruriens. Nach seinem Tode ließ Paul II. seine elf Burgen erobern, und seinen Sohn Francesco in die Engelsburg fortführen. So kam diese Linie damals zu Falle, doch ging Anguillara später an Virginius Orsini und dessen Bastard Karl über. An Eversus erinnert noch heute in Trastevere der Rest seines Palastes: ein hoher Turm, auf dessen Gipfel in der Weihnachtszeit die Krippe dargestellt zu werden pflegt, und sein Wappen an der Außenwand des lateranischen Hospitals, für welches dieser Frevler eine fromme Stiftung gemacht hatte.

Das Wappen der Grafen von Anguillara hat zwei gekreuzte Schlangen oder Aale; wenigstens hielt ich diese Striche für Aale, und glaubte auch den Namen Anguillara von den Anguille des Sees abgeleitet. Aber in Bracciano überzeugte ich mich von meinem Irrtum: man sagte mir daß der See reich an Hechten und Karpfen (regine), doch nicht an Aalen sei; und endlich belehrte mich die Lage

Anguillaras selbst, daß der wirkliche Name Angularia sein müsse, denn in Wahrheit steht dieses Castell auf einem Vorgebirge, das im See eine Ecke macht.

Ueber manche sumpfige Strecken mußten wir am Ufer in der Richtung auf Anguillara fortgehen, und endlich drohte uns eine große Heerde von Rindern mit prächtigen Stieren den Weg vollends abzuschneiden. Wir riefen einen Hirten herbei, der uns eine Strecke weit mit seiner Lanze beschützte und den Stieren Commandoworte zurief. Der Mann (er war aus der Mark Spoleto und hütete um Lohn) brachte uns an einen Ort, wo er seinen einsamen Tron aufgeschlagen hatte. Es war dies eine Hölung am Ufer, die ein Baum überschattete. Wir setzten uns daselbst nieder, und betrachteten mit Entzücken den blauen See vor uns, aus welchem hie und da Fische emporschnellten, und die idyllischen Heerden von Rindern und Pferden, die weit und breit das Ufer belebten. Sie suchten das Wasser um sich daran zu kühlen, oder bisweilen gerieten sie in Bewegung und rannten brüllend am Ufer hin, wenn die böse Sumpffliege, die Bremse der Io, sie peinigte.

Wir gaben die Wanderung nach Anguillara ungern auf; denn so nahe der Ort wegen der Transparenz der Lüfte erschien, so entfernt lag er doch von uns, und außerdem hätten wir uns weiterhin den Weg durch Moore und den Buschwald von Mondragone bahnen müssen, welcher dort bis zum See hinabzureichen scheint. Wir kehrten nach Bracciano zurück über einsame Uferhöhen, wo im Gebüsch der Schluchten die tuscische

Nachtigall so reizend singt wie nur immer ihre lateinische Schwester am See von Nemi. Wahrhaft befriedigt und erfrischt machten wir uns Nachmittags wieder nach Rom auf. Diese Fahrt dauerte nur fünf Stunden.

Der

Krieg der Freischaaren um Rom.

1867.

I.

Im Herbst 1866 war Italien so tief aufgeregt, wie im Jahre 1859. Oesterreich, der letzte Repräsentant der deutschen Reichsgewalt, hatte auch den Rest seiner italienischen Besitzungen an die Nation zurückgeben müssen. Der 19. Oct., an welchem die Oesterreicher sich nach Triest einschifften und die Italiener in Venedig einzogen, war einer der glücklichsten Tage in der Geschichte Italiens; er bezeichnete die thatsächliche Rückkehr der Nation in ihre Selbständigkeit, nach den mehr als dreihundertjährigen Leiden der Fremdherrschaft.

Diesen überraschenden Erfolg hatten die Italiener den Waffenthaten Preußens verdankt. Der mächtige Bundesgenosse, dem sie selbst gewissenhaft Treue hielten in Augenblicken, wo die Versuchung ihn zu verlassen an sie herantrat, bewirkte es, daß sie aus Niederlagen ihres Landheeres, wie ihrer Flotte, dennoch als Sieger hervorgingen.

Nach der Uebergabe Venedigs stellte Italien endlich wieder ein nationales Ganze dar, denn seine Einheit wurde nur noch durch Rom unterbrochen. Nur hier standen noch fremde Truppen, die Occupationsarmee Napoleon's. Aber die Lage des weltlichen Papsttums, welches nur

dieser französische Gewalthaber aufrecht hielt, mußte jetzt eine andere werden. Oesterreich hatte Rom bisher am Po gedeckt; das furchtbare Festungsviereck war die stärkste Schanze für den Vatican selbst gewesen. Nun war dasselbe gefallen und dadurch das Band gegenseitiger Bedürfnisse zerschnitten, welches das Papsttum und die Dynastie Habsburg so lange Zeit verbunden hielt. Oesterreich gab seine unselige italienische Politik auf, und mit ihr nothwendiger Weise auch seine Verpflichtung gegen Rom. Italien selbst, vom österreichischen Druck befreit, stärkte die Bundesgenossenschaft Preußens, welches sich eben als die größeste Macht des Festlandes erhoben, Napoleon und Frankreich von ihrer Höhe herabgesetzt hatte, und in Deutschland dieselben nationalen Ziele verfolgte, wie die ehemals savoyische Monarchie in dem erneuerten Italien.

Man hörte im Herbst 1866 die Prophezeiung, daß der Zusammensturz des weltlichen Papsttums die unausbleibliche Folge jener Ereignisse sein müsse. Der Zeitpunkt, an welchem der Convention vom 15. Sept. 1864 gemäß die französische Occupation Roms aufhören sollte, nahte heran.

Man fragte sich, ob Napoleon diese Convention buchstäblich ausführen, das heißt seine Truppen zurückziehen werde, und wenn dies geschah, was dann mit dem Papsttum sich ereignen solle. Konnten die päpstlichen Truppen, wenige Regimenter von Einheimischen, von Fremdlingen, von Zuaven ausreichen, Rom oder die Provinzen in Ruhe zu halten, von denen man annahm, daß sie von einem Netze geheimer Verschwörungen umsponnen seien, und daß sie sich auf das erste Zeichen des mazzinistischen

Centralcomités in Florenz zum Aufstande erheben würden? Zum Schutz des Papstes hatte Napoleon die Bildung der Legion von Antibes gestattet. Dieses Corps von 1200 Mann, meistens Franzosen, unter dem Befehle des Obersten d'Argy, war schon im September 1866 in Civita Vecchia gelandet und in Rom eingerückt, sodann aber nach Viterbo in Garnison gegangen.

Der Ueberfall Palermos durch die Banden Bentivegna's am 16. Sept., und deren Herrschaft in der Hauptstadt Siciliens sechs Tage hindurch, machte den tiefsten Eindruck in Rom; denn konnte hier nach dem Abzuge der Franzosen nicht Aehnliches vor sich gehen? Die Aufregung wurde in den Octobertagen sehr groß. Man hörte von massenhaften Desertionen in der Legion von Antibes. Man verbreitete Gerüchte von einem Memorandum Napoleon's an den Papst, worin er mit Hinweisung auf die Excesse in Palermo den Vorschlag mache, nach dem Abzuge der Franzosen italienische Besatzung in Rom aufzunehmen. Man erfand absichtlich andere Reden von directen Unterhandlungen des Papstes mit Victor Emanuel, ja von einer Aussöhnung mit Italien.

Am 29. Oct. hielt der Papst eine Rede an die Cardinäle, und diese schlug jede Hoffnung auf einen Vergleich mit Italien nieder. Pius IX. protestirte gegen alle Acte der italienischen Regierung; er wollte auch nach dem Prager Frieden nichts von Rechten der italienischen Nation wissen; er betrachtete die Italiener noch immer nur als gottlose Rebellen; er kündigte endlich seinen Entschluß an, im Nothfalle Rom zu verlassen.

Es gab hier eine fanatische Partei, welche den Papst

dazu drängte, ins Exil zu gehen. Die Jesuiten wünschten seine Flucht eben so sehr wie die demokratische Actionspartei. Diese hoffte Rom zum Herde der Revolution zu machen, und die Republik auf dem Capitole auszurufen. Jene wünschten nichts sehnlicher, als durch das Exil des Papstes Italien in Anarchie zu stürzen, die katholischen Leidenschaften der Welt aufzuregen, und endlich die Intervention der Mächte und wo möglich die Restauration des Kirchenstaats, wie in dem Glücksjahre 1815, zu veranlassen. Nur die Gemäßigten, und diese bildeten die Mehrheit, riefen mit einem Munde: daß der Papst in Rom bleiben solle. Trotz jener heftigen Allocution und aller andern im kirchlichen Systeme tiefbegründeten Hindernisse hofften sie noch auf die Möglichkeit eines Vergleichs mit demselben Papst, welchen man doch eben erst gewaltsam auf den Rest seines Kirchenstaats herabgebracht hatte, und dessen Sitz Rom die italienische Nation als ihre Hauptstadt beanspruchte. Verlangte man nicht eine Selbstaufopferung von diesem Papst, von der die praktische Geschichte keines Staats und keines Herrschers, welcher Natur immer sie sein mögen, je ein Beispiel aufgestellt hat? Die weltliche Papstgewalt ist ein unevangelisches Princip, aber sie ist ein historischer Zustand von schon tausendjähriger Dauer, und für die Stellung des Papsttums selbst offenbar von solcher Bedeutung, daß dies weltliche Dominium nur durch eine Reform der europäischen Verhältnisse beseitigt werden kann. Daß diese begonnen hat, ist ebenso offenbar; aber ehe sie vollzogen ist, wird jeder Papst seine weltliche Macht zu reclamiren nicht aufhören.

Die italienische Regierung schien damals aufrichtig zu

Unterhandlungen geneigt; sie erklärte, daß sie die Artikel der Septemberconvention gewissenhaft achten, nach Abzug der Franzosen weder selbst einen Angriff auf das römische Gebiet thun, noch einen solchen dulden werde. Sie zog Truppen an den Gränzen zusammen, um diese zu überwachen, das heißt, um das Einschleichen von Freischaarenbanden ins Römische zu verhindern. Zugleich war die französische Regierung bemüht, die Differenz wegen der päpstlichen Schuld auszugleichen; sie übernahm die Zahlung der Schuldrückstände für die von Italien annectirten Provinzen des Kirchenstaats im Betrage von zwölf Millionen an den Papst. Sie überließ es der italienischen Regierung, mit der Actionspartei fertig zu werden, von welcher man wol wußte, daß sie den Septembervertrag in derselben Stunde zu durchbrechen sich vorgenommen hatte, in welcher er unterzeichnet worden war. Es kam jetzt darauf an, ob die italienische Regierung den Willen und auch die Macht besaß den Ungestüm der Demokratie niederzuhalten, deren Ziel kein Geheimniß war. Nach dem Abzuge der Franzosen wollten sie den Umsturz des Papsttums und die Vereinigung Roms mit Italien als dessen Hauptstadt dadurch erreichen, daß sie die Revolution in das päpstliche Land warfen, und die italienische Regierung nötigen, den Septembervertrag zu brechen, und in Rom einzurücken, sei es mit dem Willen Napoleon's, wenn er eine vollendete Thatsache zum zweiten Mal anerkannte, oder ohne ihn, wenn er intervenirte, indem dann die italienische Armee der französischen zuvorkam.

Während der nahende Abzug der Franzosen die päpstliche Curie aufregte und mit dem Zweifel bedrängte, ob

der Papst, der Revolution gegenüber schutzlos, die Stadt verlassen, oder ausharren solle, wurde unter den Nationalen die Frage besprochen: was das römische Volk selbst in dieser neuen Lage der Dinge thun solle. Man gab im November eine Schrift aus mit dem Titel Il Senato di Roma ed il Papa, und schickte sie heimlich an alle Gesandte, an die Cardinäle und die römischen Großen. Alte Ideen municipaler Selbständigkeit wachten wieder auf; die Schatten des Cola di Rienzo, des Laurentius Valla und des Stefano Porcaro redeten wieder zum Volke der Römer. Aber es ist zweifelhaft ob diese Schatten von Römern selbst und in Rom citirt, oder in einem florentiner Cabinet heraufbeschworen und dann nach Rom hinübergeschickt waren. Die Schrift suchte aus der Geschichte des Mittelalters nachzuweisen, das die Stadt Rom nie in eigentlichem Unterthanenverhältniß zum Papst gewesen sei, daß sie noch immer ihr Selbstbestimmungsrecht bewahre, daß daher nach dem Abzuge der Franzosen der Senat und die municipale Gewalt des Volks auf dem Capitol herzustellen und durch Gemeindebeschluß Victor Emanuel zur Krönung mit der Krone Italiens auf dies Capitol zu berufen sei.

Der Schluß der merkwürdigen Schrift lautet:

„Die Zeit der Gewaltthätigkeiten ist vorüber; die französischen Truppen welche Rom siebzehn Jahre lang besetzt gehalten, sind im Begriffe das italienische Land zu verlassen; die [illegible] schwach durch Zahl und Disciplin fühlen sie die Schmach einer Fahne zu dienen, welche nicht die des Vaterlandes ist; die Miettruppen sind gering und treulos, und sie

fürchten den Zorn des Volks, welches nicht erträgt, die Ausübung eines heiligen Rechts von einer Schaar von Abenteurern sich bestritten zu sehen. Das römische Volk will am Leben Italiens Anteil haben; die römische Jugend hat schon mit einigen Patrizieren ihre Stimme abgegeben, indem sie sich unter die Fahne des Königs reihte. Alle Bürger endlich wollen den Frieden, die Ordnung, die Freiheit, und sie sind nicht Willens von der Gnade gieriger Condottieri oder toller Ultramontanen abzuhängen. Der Clerus selbst, daß heißt jener römische, einfache, gebildete und tugendhafte Clerus, der nicht mit der Curie und dem Fremden bulte, sehnt sich seine Stimme mit denen von Mailand und Venedig zu vereinigen. Mit einem Wort: die moralische Revolution ist vollendet. Wenn die Gemüter noch ruhig sind, wenn noch kein ernster Vorgang ihre heißen Wünsche kund that, so geschieht es, weil man den ersehnten Abzug der Franzosen von Rom nicht durch eine unvorsichtige Bewegung stören will.

„Sobald aber dieser eingetreten ist, muß die ganze Bürgerschaft mit der Ruhe und Würde, welche der Ausübung eines unveräußerlichen Rechts eigen sind, ihre Commune und ihre gesetzmäßige politische Vertretung wiederherstellen; diese muß sie verteidigen, und die öffentliche Ordnung durch die städtische Miliz aufrechthalten, hierauf aber der Welt ihren Willen kund thun. Das römische Volk, wieder Herr seiner selbst, muß über sein eigenes Geschick zu seinem und des Vaterlandes Besten verfügen, und von dem Recht Gebrauch machen, welches die politische Maxime seiner Vorfahren und das System seines Senats gewesen ist, und welches heute Europa auf alle civilisirten

Völker ausgedehnt hat; von den Römern selbst aber hat es sogar den Ausdruck dafür «das plebiscitum» entlehnt Das römische Volk wird sich daher von der einen Seite zum Könige Italiens wenden und ihm sagen: «Sire, kommt zu uns, die Wünsche unserer Väter zu erfüllen; kommt Euch mit dem Lorbeer zu krönen, welchen Dante, Machiavelli und Gioberti Euch verheißen haben, und den Ihr durch Eure und des Heeres Tapferkeit, wie durch das Blut so vieler Märtyrer errungen habt. Kommt die Sehnsucht so vieler Jahrhunderte wahr zu machen, indem Ihr Euch mit jener eisernen Krone auf dem Capitole krönt, die ihr am Po erobert habt. Wir Römer werden glücklich sein, wenn wir von heute ab dazu berufen sind, diese Krone zusammen mit allen italienischen Völkern als Symbol der bürgerlichen Freiheit in der nationalen Unabhängigkeit zu verteidigen.»

„Von der andern Seite soll sich das römische Volk zum Vatican wenden, und so zum Papste reden: «Heiliger Vater, die italienische Revolution hat ihren Lauf beendigt und ihr Ziel erreicht. Sie steht jetzt still vor der ehrwürdigen Basilika der Apostel, um zu erklären, daß sie nichts mehr zu erobern, daß sie ihre Aufgabe verwirklicht hat; daß ihre Absicht nicht ist, die Grundlagen der Religion Christi zu erschüttern, welche die Religion von ganz Italien ist, dessen Primas Ihr seid, sondern daß es vielmehr ihre Aufgabe ist, ihr jene Freiheit wieder zu geben, welche sie stets vergebens von den Monarchen zurückforderte, die ihr Recht einzig und allein auf das Schwert begründeten. Unter dem Schutze der Gesetze, im Schatten einer Fahne auf welcher geschrieben steht: Freiheit der

Kirche und des Staats, könnet Ihr Euer heiliges Amt frei verwalten, nicht mehr umgeben von fremden Waffen sondern kräftig beschützt von der Achtung und der Verehrung, von uns, stets Euern treuen Söhnen, wenn auch nicht mehr Euern Untertanen.«"

Die Schrift trug als Datum Roma, il giorno de' Morti, die Unterschrift Stefano Porcari, und auf dem Titel als Druckort Romae, ex aedibus Maximis 1866. Sie machte großes Aufsehen; alle Blätter redeten von ihr; sie verbreitete sich auch in Paris.

Bald darauf erschien das Rundschreiben Ricasoli's vom 15. Nov., an alle Präfecten Italiens, worin das florentinische Cabinet erklärte, daß es die Septemberconvention gewissenhaft einhalten werde, daß die päpstliche Regierung im Weltlichen, eine Anomalie inmitten der Civilisation unseres Jahrhunderts, nunmehr in dieselbe Linie mit andern Souveränitäten gestellt sei, das heißt, daß man den Papst einfach, Rom gegenüber, allein lasse; wo er sein Verhältniß zu den Römern, oder wo diese das ihre zu ihm selbst zu ordnen hätten. Im Grunde kam dies Circular auf dasselbe hinaus, was jene Schrift des Stefano Porcaro gesagt hatte.

Die tief erbitterten Päpstlichen erkannten in dem Erlasse Ricasoli's die Aufforderung zur Revolution. Sie drangen immer heftiger in den Papst, ins Exil zu gehen. Nach ihrer Idee sollte er Rom verlassen, von seinen Truppen umgeben in Civita Vecchia residiren und sich dort behaupten, dem Beispiele von Päpsten des Mittelalters folgend, welche in Viterbo oder andern Landstädten sich so lange verschanzt gehalten, bis sie eine Umwälzung

nach Rom zurückrief. Im Hafen von Civita Vecchia, so sagten dem Papst diese jesuitischen Ratgeber, würden sich zu seinem Schutze die Flotten der Mächte sammeln; und in der That ankerten dort im Nov. ein paar Kriegsschiffe Frankreichs, Spaniens und Oesterreichs. So wollte man Civita Vecchia zu dem letzen Ptolemais des Papsttums machen. Aber Pius IX. bebte vor dem Gedanken zurück, Rom zu verlassen. Sollte dieser Greis noch einmal am Ende seines Lebens die Bitterkeit des Exils und der Flucht auf sich nehmen? Dem Kaiser Napoleon, welcher den General Fleury nach Florenz schickte, lag viel daran, den Papst im Vaticane festzuhalten; dort war er schwach; im Exil konnte er stark oder gefährlich werden, indem er das katholische Frankreich in Bewegung brachte, wo der gesammte Episcopat im Dienste des bedrängten Papsttums eine geschlossene Phalanx bildete. Es ging das Gerücht, daß die Kaiserin Eugenie selbst nach Rom kommen werde. Da sich diese Dame nicht als Mathilde von Canossa in die Bresche stellen konnte, welche der französische General Montebello zu verlassen im Begriffe war, so konnte sie (so sagte man) nur als Abgesandte ihres Gemales kommen, um den Papst anzuflehen, die Vergleichsartikel anzunehmen, die man in Florenz entwarf, und ihn im Vaticane festzuhalten.

II.

Die französischen Corps waren allmälig aus ihren Garnisonen in der Campagna abgezogen; sie rückten in Rom ein, um von hier nach Civita Vecchia zur Einschiffung abzugehen. Es ging die Rede, daß der Papst am 4. Dec. eben dahin reisen solle, um die neuen Hafenbauten zu besichtigen oder um zu prüfen, ob er in Civita Vecchia unter dem Schutze seiner Truppen seinen Sitz nehmen könne. Viele sagten, er wolle sich einschiffen.

Ein Flugblatt wurde ausgestreut: „Fra Giusto an die Römer". Es hieß darin, daß Rom von der Vorsehung bestellt sei, die neue Civilisation mit der alten, die Freiheit mit dem Glauben zu versöhnen und die Menschheit durch ein Werk der socialen und religiösen Regeneration zu erlösen, welches ewig gültig sein solle, wie das römische Recht und das Evangelium. Die römische Freiheit, gereinigt von dem Materialismus des Heidenthums und geheiligt durch die christliche Emancipation, werde der Grundstein der religiösen Autorität sein, und diese selbst, von den materiellen Formen des Fürstenthums befreit, in der ganzen Reinheit ihres geistigen Wesens neu hervortreten. Mit würdevoller Ruhe werden die Römer Victor Emanuel aufnehmen, welcher nur hier, in den Mauern

Roms, die Freiheit der Nation vollenden könne. Der römische Idealist ermahnte seine Mitbürger, sich von allen extremen Parteien fern zu halten. Er sagte am Schluß: „Die Drohung der Flucht, welche menschliche Bosheit dem Papst in den Mund gelegt hat, entspricht nicht der Güte seines Herzens und sie beleidigt die heilige Pflicht seines apostolischen Amts. Christus hat es feierlich erklärt: daß die Flucht die That des Löhners, aber nicht des Hirten sei, dem die Heerde angehört. Pius IX. ist sich seiner Pflichten zu tief bewußt, um feige zu entfliehen, oder zu erlauben, daß die Straßen dieser heiligen Stadt unter seinen, des Statthalters des Friedensgottes Augen mit dem Blute seiner Kinder besudelt werden. Wenn aber die Arglist seiner Räte ihn wirklich aus Rom mit sich reißen, wenn die Wildheit seiner Generale und seiner Söldlinge das Blut der Römer vergießen sollte, dann werden die Welt und Gott, Richter dieser Feigheit und dieser Frevel, den vollen Triumf der Geschicke Italiens nur beschleunigen und jede legitime Verteidigung von Eurer Seite rechtfertigen."

Die Franzosen begannen von Rom abzurücken. Am 6. Dec. verabschiedete sich der commandirende General Montebello mit seinen Officieren im Vatican. Die Scene war feierlich; der Papst erschien milde und ernst. Die Abschiedsrede des Generals, oder vielmehr seines Kaisers und die Antwort des Papstes sind von historischem Wert, da sie die Lage und die Stimmung des Augenblickes ausdrücken.*)

*) Ich gebe sie nach der Abschrift eines französischen Officiers, welcher Zeuge dieser Abschiedsscene war.

Der General sagte:

„Heiliger Vater, indem ich komme, Eurer Heiligkeit zum letztenmal unsre ehrfürchtige Huldigung darzubringen und um Ihren Segen zu flehen, kann ich meine tiefe Bewegung nicht bemeistern. Es gibt Verhältnisse, unter denen die vom Abschied untrennbare Traurigkeit sich in wirklichen Schmerz verwandelt. Doch ein Gedanke tröste mich: wenn der Kaiser, seinen Verpflichtungen getreu, seine Truppen von Rom zurückzieht, so zieht er doch nicht seinen Schutz vom heiligen Stule zurück. Unserer siebenzehn Jahre langen Occupation folgt eine moralische Protection, die nicht minder imposant und wirkungsvoll sein wird, ein Zügel nämlich für die einen, und eine Ermutigung für die andern.

„Möchte die Zeit, welche in der Hand des mächtigen und erbarmenden Gottes die Leidenschaften beruhigt und die Schmerzen stillt, und noch mehr aufbaut als zerstört, möchte allen die Zeit diesen Geist der Versöhnung einflößen, welcher allein die Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeit herbeiführen und dem Oberpriester der Religion die Unabhängigkeit und Sicherheit gewähren kann, deren er bedarf, um seine geistliche Thätigkeit in Freiheit bis zu den Enden der Welt auszudehnen.

„Dies sind die Wünsche, die Huldigungen meiner Ehrfurcht und der Ausdruck meiner tiefen Dankbarkeit, welche ich demutsvoll zu den Füßen Ew. Heiligkeit niederlege."

Der Papst antwortete in französischer Sprache:

„Ich bin gekommen, meine teuern Söhne, Euch vor Eurem Abzuge Lebewol zu sagen.

„Als Eure Fahne Frankreich verließ, mit der Mission

die Rechte des heiligen Stules zu schützen, war sie von den Wünschen und Segnungen aller katholischen Herzen begleitet worden. Sie kehrt nach Frankreich zurück, und ich wünsche, daß sie dort in gleicher Weise empfangen werde. Aber ich weiß nicht, ob dies geschehen wird. Man schreibt mir, daß die Herzen der Katholiken aufgeregt sind, indem sie an die schwierige Lage denken, worin sich der Vicar Christi, das Haupt der katholischen Religion befindet.

„Wie ich schon Euern Waffenbrüdern es gesagt habe: man darf sich keiner Illusion hingeben; die Revolution wird bis hierher kommen.

„Sie haben es gesagt und versichert, sie haben es proclamirt; Ihr habt es gehört, und habt es gelesen. Man hat einer hohen Person Italiens das Wort in den Mund gelegt: Italien ist gemacht, aber noch nicht vollendet. Vielleicht hätte er sagen können, daß es noch nicht vollkommen zu nichte gemacht sei. Denn noch bleibt ein Fetzen von Land übrig, wo noch die Ruhe, die Gerechtigkeit, die Ordnung und die Religion herrschen.

„Sie können vielleicht ihre Fahne auf dem Capitol aufpflanzen, aber ich weiß, daß der tarpejische Felsen nahe am Capitole ist.

„Sie können leicht eine Zeitlang Herren bleiben und alles umstürzen. Was ist da zu thun? Was ist davon zu sagen?

„Es sind fünf oder sechs Jahre her, daß ich mit einem Repräsentanten von Frankreich redete. Vor seiner Abreise fragte er mich, ob ich etwas an den Kaiser zu sagen hätte; ich weiß nicht genau, doch ich erinnere mich, daß ich ihm etwa dieses sagte: Ich will Ihnen einen kleinen Vorgang aus der Kirchengeschichte erzählen. S. Augu-

stin war Bischof von Hippo, einer Stadt, welche Sie kennen, denn sie gehört zu Ihren Besitzungen in Afrika, als diese Stadt von einer Barbaren-Armee belagert ward. Er sah alle Schreckniſſe über die Einwohner hereinbrechen, wenn dieſe Armee in die Stadt eindrang, und er rief zu Gott: ich will ſterben ehe ich Zeuge dieſer Gräuel werde. Dies ſagen ſie von meiner Seite dem Kaiſer. Der Geſandte ſagte mir: Beruhigen Sie ſich, heiliger Vater, dieſe Barbaren werden hier nicht eindringen.

„Er war kein Prophet; er war ein redlicher Ehrenmann.

„Ein anderer — er nimmt jetzt einen hohen Poſten ein — ſagte mir: Rom kann nicht die Hauptſtadt eines Königreichs ſein; es fehlt ihm alles dazu, während es alles beſitzt, um die Hauptſtadt der katholiſchen Welt zu ſein. Dieſe Worte ſind gut und tröſtlich, ohne Zweifel, aber ich wiederhole es: die Revolution kann kommen; ich habe keine Hülfe auf Erden.

„Aber ich bin ruhig und gefaßt, und ich vertraue auf eine große Macht, die mir die nötigen Kräfte geben wird; dies iſt Gott, der mich aufrecht hält.

„Geht, meine Söhne, mit meinem Segen und meiner Liebe, und bringet ſie Euren Familien und Euren Freunden. Wenn Ihr Euren Kaiſer ſehet, den Kaiſer von Frankreich, ſo ſagt ihm, daß ich täglich für ihn bete. Man ſagt mir, daß ſeine Geſundheit nicht gut ſei: ich bete für ſeine Geſundheit; man ſchreibt mir, daß ſeine Seele nicht ruhig ſei: ich bete für ſeine Ruhe.

„Der Kaiſer iſt das Haupt einer achtunggebietenden

Nation, welche den Titel der „allerchristlichen“ trägt; dies ist ein schöner Titel, aber man muß etwas thun, um ihn zu verdienen; dieser Titel muß etwas mehr als der bloße Ausdruck des Herzens sein.

„Man muß beten, und diese Gebete mit Demut, Vertrauen und Standhaftigkeit begleiten; mit diesem Gottvertrauen achtet sich der Chef einer Nation selbst, macht er sich stark und kann er erreichen, was er wünscht.

„Ich ereifre mich nicht; Ihr seht, ich bin ruhig. Ich sehe, daß die Welt nicht ruhig ist; ich vertraue auf den Schutz und die Gnade Gottes, und gebe Euch so meinen Segen. Er begleite Euch auf Euerm Lebenswege!“

Die Rede des greisen Papstes machte tiefen Eindruck. Viele französische Officiere waren streng päpstlich gesinnt, viele haßten Italien; andere verabscheuten dessen Bündniß mit Preußen, welches das Werk der Befreiung Italiens Napoleon gleichsam aus den Händen genommen hatte, nun an Stelle Frankreichs in die Intimität jenes Landes getreten war, und vielleicht mit ihm vereinigt seine Waffen wider Frankreich kehren konnte. Viele empfanden den Rückzug aus Rom als eine moralische Niederlage, als die Preisgabe jener wahrhaft imperialen und weltgebietenden Stellung, welche Frankreich bisher eingenommen hatte. Die französischen Soldaten strömten massenhaft nach dem Vatican, vom Papst geweihte Rosenkränze in ihre Heimat mitzunehmen.

Der Abzug der Regimenter ging seit dem 7. Dec. in der Stille vor sich. Man hörte sie bei Tagesgrauen durch die Stadt ziehen. Sie ließen zum Lebewol die kriegerischen Klänge ihres Marsches Partant pour la Syrie

erschallen, welche Rom aus dem Schlummer weckten. Dies war ihr einziger Abschiedsgruß. So anspruchsvoll sie einst nach Rom gekommen waren, so anspruchslos und unbemerkt schieden sie.

Römische Wachen bezogen alle Tore, das Capitol und die Hauptwache auf dem Platz Colonna. Die Physiognomie der Stadt wurde ganz verändert. Die Römer, seit siebzehn Jahren an den Anblick jener prächtigen Regimenter Frankreichs gewöhnt, staunten die päpstlichen Söldner verwundert an, die an deren Stelle getreten waren. Jetzt wurde Rom grabesstill. Man fühlte das Ablösen eines geschichtlichen Zustandes, und wie das Papsttum in tiefer Einsamkeit auf einer öden Scene zurückblieb.

Am 11. Dec., um 8 Uhr des Morgens, übergaben die Franzosen auch den letzten Posten, das Castell S. Angelo. Ein Zuavenlieutenant rückte mit einer halben Companie an das Gitter des Castells, dahinter die französischen Wachen unter Gewehr standen. Man parlamentirte. Ein päpstlicher General erschien. Die französische Fahne wurde niedergelassen, die päpstliche aufgezogen. Man präsentirte das Gewehr; die Franzosen zogen ab, die Zuaven ein.

Das Banner der Kirche flatterte wieder auf dem Grabmale Hadrians, neben dem bronzenen Erzengel Michael. Dieser Engel, der mit ausgebreiteten Flügeln über Rom schwebt, sein mächtiges Schwert in die Scheide steckend, ist das schönste Symbol für die Kirche, die der Welt den Frieden geben soll: es ist eine jener in der Mythe verkörperten Ideen, welche die Menschheit in ihrem sehnsüchtigen Schmerz zu dichten pflegt. Gibt

es in der Symbolik aller Zeiten etwas, was so tiefsinnig wäre, wie dieser über dem tragischen Grabmal römischer Kaiser, ja über dem ewigen Rom schwebende Engel, der sein Schwert in die Scheide steckt, Erlösung aus Todesnot und Frieden zu verkündigen? Am 11. Dec. 1866 erschien er dort in einer neuen symbolischen Bedeutung. War es das unevangelische Schwert der weltlichen Gewalt der Päpste, deren Reich nicht von dieser Welt sein soll, welches der Erzengel jetzt und für immer in die Scheide steckte? Dieses Schwert, gegen welches einst Arnold von Brescia, Dante, unsre Heinriche und die Hohenstaufen gekämpft haben? Oder bedeutete es nur den schützenden Degen, welchen Frankreich einsteckte, indem es jetzt den Papst verließ?

Die Entfernung der Franzosen ließ eine fühlbare Lücke zurück. Siebzehn lange Jahre machten diese französischen Soldaten nicht zu Bürgern, doch zu Bewohnern Roms, und ihre eminent kriegerische Erscheinung war ein markirter Zug in dem täglichen Leben der Stadt gewesen. Der Haß, mit dem sie das Volk anfangs empfangen hatte, war in der Gewohnheit untergegangen, wozu ihr musterhaftes Benehmen nicht wenig beigetragen. Von allen Occupationen eines Landes durch fremde Truppen war diese französische Roms die erträglichste. Sie hatte auch keine Eroberung sondern nur den Schutz des Papsttums ausgedrückt. Sie kostete dem Lande nichts, sie bereicherte es. Jährlich brachten die Franzosen 12 Millionen Francs in Rom in Umlauf. Der Verlust dieser Einnahme konnte empfindlich werden, aber in normalen Verhältnissen würde das Papsttum den Abzug einer fremden Occupationsarmee

nur mit Freude begrüßt haben. Denn die päpstliche Regierung war erst jetzt wieder selbständig geworden, nachdem siebzehn Jahre lang das französische Militärcommando neben ihr eine zweite Regierung gebildet hatte, mit deren Forderungen die päpstlichen Behörden nicht selten in einen demüthigenden Conflikt geraten mußten.

Am 14. Dec. 1866 schifften sich auch die letzten französischen Truppen in Civita Vecchia ein, so daß an diesem Tage in der That in ganz Italien kein fremdes Banner mehr wehte. Dies war ein vollkommen neuer Zustand in der Geschichte des Landes, und hier seit dem Jahre 1494 nicht mehr erlebt worden. Indem Frankreich, durch das nationale Recht Italiens und die öffentliche Meinung Europas gezwungen, seine Stellung in Rom aufgab, nachdem es Oesterreich genöthigt hatte, sich aus Italien zurückzuziehen war mit dieser großen Thatsache ein neues völkerrechtliches Princip zur Geltung gekommen.

An demselben Tage gab das geheime römische National-Comité ein festliches und würdevolles Flugblatt aus, dieses Inhalts:

„Römer! endlich ist der letzte französische Soldat Rom, der letzte Fremdling Italien verlassen. Von den Alpen bis zum Meer entfaltet kein fremdes Banner mehr auf italischer Erde Gewaltherrschaft oder ungerechte Protection. Dies Schauspil ist schmerzlich für unsre eingeschüchterten Unterdrücke, tröstlich für uns selbst, die wir nach achtzehn Jahren die Stirne wieder erheben, und Rom als Herrin ihrer eigenen Geschike sehen. Dieser große Tag sei der Erinnerung und dem Herzen jedes Römers tief eingedrückt, welcher die Liebe zu seinem bis-

her entwürdigten Vaterlande fühlt. Dieser Tag, der 14. Dec. 1866, eröffnet eine ganze Aera, die nämlich, welche neben dem vom verhaßten Despotismus gereinigten und freien Priestertum der Religion auch Rom selbst frei und blühend sehen wird.

„Uns, ihr Römer, gehört das große Werk. Eine späte Gerechtigkeit legt das Geschick des Landes wieder in unsre Hände zurück, denen es so lange entzogen war. Die Stunde ist feierlich und entscheidend. Die ganze Welt, bewegt und nach verschiedenen Richtungen hingedrängt, blickt auf Rom. Wir, stark durch die Gewalt eines unveräußerlichen Rechts, entschlossen es auszuüben ohne im geringsten die Rechte der geistlichen Gewalt zu verletzen, wollen für das große Ereigniß Herz und Kopf, und wenn es notthut den Arm bereit halten. Keine eiteln Reden, keine unverständigen Bewegungen, oder vereinzelten und unzeitigen Handlungen! Aus unsern Reihen bleibe ein jeder, der für dieses ernste Bedürfniß letzter und schwerer Entschlüsse keinen andern Tribut darzubringen weiß. Das Vaterland ist reich an Mut und bürgerlicher Tugend; der entscheidende Augenblick wird dies zeigen. Es bedarf keiner nichtigen und regellosen Manifestationen. Denn sie wären es eben, was unsre Feinde, denn sehnlichsten wünschen, jene die auf Verwirrungen spekuliren, von neuer fremder Invasion träumen, und zahlreich und voll Arglist uns umgeben, ausspähen und uns nachstellen. Zweifelt nicht: auf ihnen ruht unermüdlich der Blick derer, die unser Loos bewachen. Aber gegen sie bedarf es im höchsten Maße der Einheit und Ordnung, der starken, entschlossenen und ruhigen Haltung während der Uebergangszeit,

die uns jetzt von der Erfüllung unserer Wünsche trennt. Sammeln wir uns, reichen wir uns alle die Hände, schließen wir eine feste Kette um den Namen und den Ruhm von Rom. Im Namen des Vaterlandes, kein Teil unserer Kräfte darf in diesen feierlichen Augenblicken verloren gehen. So geeinigt und fest an einander geschlossen, wollen wir die geeignete Zeit erwarten. Der Sieg ist gewiß. Die Tage des priesterlichen Despotismus sind schon unerbittlich gezählt. Euer Comitat wird Euch wo es notthut mit Rat und That nicht fehlen.

Rom, 14. Dec. 1866. Das Römische National-Comitat."

III.

Die Erwartung, daß dem Abzuge der Franzosen die Erhebung wenn nicht Roms, so doch der Landstädte und namentlich Viterbo's folgen werde, verwirklichte sich nicht; denn nirgend wurde die Ruhe gestört. Ihre überraschende Erhaltung war die Wirkung sowol der guten Disciplin der päpstlichen Armee, welche sich neu organisirt hatte, als der Befehle, die von Florenz aus an das National-Comité von Rom gelangten. Die italienische Regierung hatte, um einen Beweis des guten Willens zu geben, die Rückkehr aller vertriebenen oder in Haft gehaltenen Bischöfe auf ihre Sitze gestattet. Sie hatte Tonello nach Rom geschickt, nicht allein um wegen des Eides der Bischöfe und des königlichen Exequatur ein Abkommen zu treffen, sondern um jenes große Finanzproject in Vorschlag zu bringen, wonach das geistliche Vermögen in Italien (man schätzte es auf zwei Milliarden Francs) in eine mobile Rente verwandelt werden, und die Kirche sich gleichsam ihre Freiheit vom Staate erkaufen sollte. Diese Unterhandlungen beschäftigten, auch wenn sie kein Resultat hatten, die öffentliche Aufmerksamkeit, und sie stärkten die Absicht derer, welche noch auf eine Versöhnung hofften. Die römische Frage war durch den Rückzug der französischen

Occupation der Sphäre europäischer Angelegenheiten entrückt und zu einer italienischen herabgesetzt worden. Das Papsttum fand sich von Italien rings umschlossen, der italienischen Nation und ihren Forderungen allein gegenüber, und dieser Zustand erschien so unhaltbar, daß viele der Ansicht waren, die Not würde endlich die Brücke zwischen Rom und Italien auferbauen.

Die italienische Partei in der Stadt hatte sich in dem römischen National-Comité organisirt, und dies empfing seine Richtung von der florentiner Regierung, als deren Organ es galt. Seine Grundsätze waren: die Versöhnung mit dem der weltlichen Gewalt entkleideten Papsttum; die Annexion Roms an Italien durch Volksabstimmung, die Erklärung Roms zur Hauptstadt unter der savoyischen Dynastie. Es drang auf Erhaltung der Ruhe, und auf passiven Widerstand.

Ihm stellte sich jedoch seit dem Ende 1866 die mazzinistische Partei entgegen, und diese wollte den Umsturz des Papsttums und die Proclamirung der Republik in Rom, nach welcher, wie diese Radicalen träumten, die allgemeine sociale Umwälzung Europas oder der Menschheit erfolgen würde. Beide Parteien begannen einander feindlich zu bekämpfen, und auch dieser Zwiespalt war eine Ursache mehr für die Fortdauer eines ruhigen Zustandes in der Stadt. Wegen der beruhigenden Tendenz des National-Comités gaben die Mazzinisten diesem den Spottnamen la Malva. Beide Parteien ließen Flugblätter und ihre heimlichen Zeitungen drucken, die nationale die Roma dei Romani, die mazzinistische die Sveglia (den Wecker). Das geheime Leben und Treiben dieser unterirdischen

Regierungen Roms, der revolutionären Roma subterranea, entzog sich dem Blicke der Polizei, welche ihre Häupter, ihre Locale und geheimen Pressen nicht entdeckte. Vielleicht wurden jene Zeitungen nicht einmal in Rom selbst, sondern draußen gedruckt.

Die Mazzinisten und die ihrer Secte zum Teil angehörigen römischen Emigranten hielten lebhafte Zusammenkünfte im Neapolitanischen und vor allem in Umbrien. Ihre Logen breiteten sich über ganz Italien aus, und sie machten in den Städten Propaganda für den Plan einer bewaffneten Invasion des Kirchenstaats. Schon im Januar sammelte man ein Waffendepot in Terni, wohin man die römischen Emigranten aus der Lombardei rief. Heimlich sollten die Waffen ins Römische, namentlich nach Viterbo eingeführt werden. Schon am 19. Jan. meldete dies Moustier, der französische Minister des Auswärtigen, dem Botschafter des Kaisers in Florenz, damit er die italienische Regierung auf solche Umtriebe aufmerksam mache.

Nachts am 10. Febr. 1867 gab die mazzinistische Secte ihr erstes Lebenszeichen; man warf an vielen Orten Petarden, deren Knall die Stadt erschreckte. Es war der Jahrestag der Proclamation der römischen Republik von 1849. Sonst fielen keine Excesse vor; nur den Besuch der Theater und des Carnevals hatte das National-Comité untersagt, und wol niemals sah man einen traurigeren Carneval, als den des Jahres 1867. Draußen, selbst vor den Toren Roms, mehrte sich das Brigantenwesen auf schreckliche Weise. Alle Straßen wurden unsicher; bis die päpstliche Regierung mit einem energischen Gesetz und mit wirksamen militärischen Operationen auftrat.

Die Aufregung in Italien wuchs. Nach der Verwerfung des Finanzprojects von Scialoja durch die Partei der Demokraten und radicalen Feinde jeder kirchlichen Freiheit war die italienische Kammer aufgelöst worden; die Neuwahlen spalteten sodann das ganze Land und drohten es in Revolution zu stürzen. Seit der Verlegung der Hauptstadt waren die Grundlagen der italienischen Regierung überhaupt erschüttert worden; die Monarchie schwankte trotz des Erwerbes von Venedig; ihre Mißachtung hatte der traurige Krieg des Jahres 1866 vermehrt. Unredlichkeit in der ganzen Verwaltung, schneller Wechsel der Ministerien, Finanzbedrängniß, innere Zerspaltung brachten einen an Anarchie gränzenden Zustand hervor in welchem sich die Regierung demoralisirte. Die Actionspartei forderte immer ungestümer den Bruch der Septemberconvention; sie organisirte sich nicht allein in geheimen Verbindungen, sondern bildete offen Vereine für eine Invasion des Kirchenstaats. Comité's zu diesem Zweck entstanden in Florenz, in Genua und Bologna, und anderswo, ohne daß die Regierung ihnen in den Weg trat. Garibaldi hatte sich wieder an die Mazzinisten angeschlossen und machte ihren Plan zu dem seinigen. Er kam während der Wahlkämpfe für die neue Kammer am 23. Febr. von Caprera nach Florenz, um der demokratischen Partei zum Siege zu verhelfen. Seither reiste er als Agitator durch die Städte Italiens, überall seine Reden haltend und das Volk zum Kriege auf Leben und Tod wider das Priesterthum aufreizend, aus dessen Händen jetzt Rom zu befreien sei.

Am 22. März eröffnete der König das neue Parlement, welches im Ganzen die Zusammensetzung des vorauf-

gegangenen hatte, mit einer Rede, worin er von Rom schwieg. Am Anfange des April trat Urban Rattazzi wieder an die Spitze des Ministerium, und gerade unter diesem Mann hoffte die Revolutionspartei durchzusetzen was ihr unter dem Regiment Ricasoli's nicht gelingen konnte, obwohl sie sich mit Ingrimm dessen erinnerte, daß Rattazzi es war, der auf Befehl Napoleon's das Trauerspiel von Aspromonte durchgeführt hatte.

Schon hatte sich neben der Regierung des Staats eine andere demokratische constituirt, diejenige der garibaldi'schen Actionspartei, mit dem offen ausgesprochenen Zweck einer römischen Invasion. Garibaldi wurde als deren Haupt proclamirt, und zwar durch ein mazzinistisches Comité, welches unter dem Namen Centro dell' Insorrezione di Roma von Rom aus Sendschreiben erließ, obwol sein Dasein in dieser Stadt selbst zweifelhaft war. Dieses Comité rief am 1. April die Römer auf, sich zu erheben, und die Regierung der Priester zu stürzen; es versicherte, daß gleichzeitig andre Städte im Kirchenstaat aufstehen würden, da alles vorbereitet sei; es proclamirte Garibaldi als Haupt der Insurrection, weil er noch immer seit 1849 der vom römischen Volk ernannte, rechtmäßige römische General geblieben sei. Er habe dies Mandat von neuem angenommen. Zur Bestätigung dessen wurde ein Brief Garibaldi's an dies Centrum der Insurrection abgedruckt, datirt S. Fiorano am 22. März, worin er erklärte, daß er stolz auf den Titel „römischer General" und bereit sei, dem Rufe zu folgen und die Römer ernannt habe, welche das Centrum der römischen Emigration in Florenz bilden sollten.

Gegen diesen Aufruf der Radicalen erließ das römische National-Comité der Gemäßigten einen Protest am 9. April, die Römer ermahnend, sich nicht zu Unsinnigkeiten verleiten zu lassen, sondern die rechte Zeit des Handelns abzuwarten. In der That wurde die Ruhe nicht gestört; auch am 12. April, wo man den Jahrestag der Rückkehr des Papstes aus dem Exil und zugleich den seiner Rettung beim Zusammensturz des Saals in S. Agnese wie gewöhnlich durch Illumination feierte, fiel keine Störung vor.

Aber die drohenden Anzeichen einer Bandeninvasion, welchen jener Brief Garibaldi's volle Bestätigung gab, beunruhigten die römische Regierung; der Cardinal Antonelli übergab am 16. April dem französischen Botschafter Grafen Sartiges in Rom ein Promemoria, worin er seine Befürchtungen aussprach. Das französische Kabinet forderte das florentiner zur Ueberwachung der revolutionären Vereine auf, gemäß des Septembervertrages, und es erhielt die Versicherung Rattazzi's, daß dies geschehe, daß nichts zu fürchten sei, weil die Revolutions-Comités schwach und mittellos seien. Bei Gelegenheit einer Interpellation im Parlament erklärte Rattazzi, daß er in der römischen Frage die Linie einhalten werde, die durch den Septembervertrag gezogen sei.

Die französische Regierung wurde indeß von dem immer größeren Umsichgreifen der radicalen Partei unterrichtet. Sie erhielt Meldung von einem Waffentransport, der in Viterbo eingetroffen sei, und von dem Plane Garibaldi's, Fahrzeuge in Genua auszurüsten und an der römischen Küste zu landen, während Emigrantenschwärme die

neapolitanische Gränze überschreiten, in Rom selbst aber die Agenten der Revolution einen Aufstand bewirken sollten. In Wirklichkeit proclamirte sich Garibaldi offen als Chef der Invasion; er ließ am Ende des April den Ministern von England, Preußen und Rußland in Florenz eine Circularnote zukommen, worin er gegen die Souveränität des Papstes protestirte, daran erinnerte, daß die Constituirende Versammlung im Jahre 1849 ihn selbst zum Governator Roms ernannt habe, und behauptete, daß diese ihm übertragene Gewalt noch rechtskräftig sei und nur durch eine neue Repräsentativversammlung des römischen Volks aufgehoben werden könne.

Im Mai wurde die Bewegung an den römischen Gränzen, wie die Thätigkeit der Revolutions-Comités in ganz Italien, lebhafter. Auf die Noten Frankreichs erwiderte Rattazzi stets beruhigend, daß Garibaldi krank in Signa sich befinde, nicht willens sei das tollkühne Unternehmen zu wagen, und daß die Regierung alles thue, dasselbe zu vereiteln. Man darf annehmen, daß dies damals wirklich ihr Wille war, wenn sie auch die revolutionäre Aufregung zu benutzen gedachte, um eine Modification des Septembervertrags zu erreichen. In der That gab Rattazzi Befehl, die römischen Emigranten von den Gränzen und von Bologna zu entfernen, wo sich ein Hauptcentrum der Action befand. Zugleich erlaubte der Cardinal Antonelli die Verständigung der päpstlichen Behörden mit den italienischen Truppencommandanten zur Ueberwachung der Gränzen. Als im Juni eine erste Freischaarenbande von 200 Mann diese bei Terni zu überschreiten suchte, wurde sie auf Befehl der italienischen

Regierung angehalten. Sechzig Freiwillige verhaftete man, die übrigen zerstreuten sich. Dies machte einen beruhigenden Eindruck. Die römische Invasion wurde vertagt, nicht allein deshalb, weil die Mittel ihrer Ausrüstung nicht hinreichten, sondern weil die Sicherung des Friedens zwischen Frankreich und Preußen die politischen Verhältnisse veränderte. Die italienische Demokratie hatte auf den Krieg jener Mächte in Folge der Luxemburger Frage gerechnet, aber durch den Londoner Tractat vom 11. Mai war diese drohende Gefahr beigelegt worden.

Die Erhaltung des Friedens rettete damals die weltliche Gewalt des Papstes vor dem Zusammensturz, welchen die Verwicklung Frankreichs in einen deutschen Krieg unfehlbar würde zur Folge gehabt haben. Jetzt konnten die großen clerikalen Feste, das Centenarium Petri ohne Störung gefeiert werden. Dies Jubiläum des Apostelfürsten, dessen Nachfolger sich die Päpste nennen, sollte mitten in der Aufregung Italiens und unter den Drohungen der Invasion des Kirchenstaats darthun, daß Rom die Stadt der Kirche und das Haupt der katholischen Welt sei. Seit dem Anfange des Juni brachten die Bahnzüge täglich Schaaren von Priestern nach der Stadt. Sie kamen aus allen Teilen der Welt; sie reisten auf allen Eisenbahnen unbelästigt durch ganz Italien. 190 Bischöfe und Prälaten, mehr als 10000 Priester versammelten sich in Rom, wo niemals vor dem Zeitalter der Eisenbahnen ähnliches gesehen war. Gasthäuser, Wohnungen und Straßen waren von Clerikern erfüllt. Rom sah statt der gefürchteten Invasion der Garibaldischen Rothemden eine andere von schwarzgekleideten Geistlichen,

den Vertheidigern ihrer heiligen Stadt, erfahren zu haben.

Unter diesen Massen des Clerus hoben sich die Nationalitäten deutlich heraus; doch bildeten Franzosen, Italiener und Spanier die Hauptelemente, wie überhaupt deutlich ward, daß der Katholicismus wesentlich romanisch sei. Die Deutschen verloren sich in der Menge von jenen. Anwesend waren die Erzbischöfe von Mainz, von Köln, von Posen, von Salzburg, Prag und Olmütz; der von Wien fehlte. Man sah alle clerikalen Costüme der Christenheit. Man staunte die prachtvoll gekleideten und feierlich einherwandelnden Patriarchen des Orients an, deren Erscheinung den Zusammenhang des christlichen Cultus mit Asien und dem alten Testament so deutlich machte. Man sah selbst Chinesen und Mohren unter den Geistlichen.

Niemals, auch nicht in den glanzvollsten Zeiten des Papstthums unter Leo X., hatte man in Rom Processionen sehen können, wie jene am Feste von Corpus Domini und am S. Peterstage des Jahres 1867. Sie waren die prachtvollste Heerschau, die je ein Papst über seinen Clerus gehalten hat.

Die große Procession am S. Petersfest, welche aus dem Dom über den Platz und in jenen zurückzog, dauerte zwei volle Stunden. Man trug die 20 Fuß hohen Standarten der neu creirten Heiligen mit den Abbildern ihres Todes oder ihrer Wunder einher, und unter diesen Heiligen (mehr als 200 Märtirer der japanischen Mission waren beatificirt worden) erregte keiner größeres Aufsehen, als Pedro Arbues, der furchtbare Inquisitor Spaniens, dessen Erhebung in den Himmel der Seligen im Auslande

vielfach als eine offenbare Kriegserklärung gegen die Gesetze der Humanität und Civilisation verurteilt worden war. Das Volk drang den Tag über, ohne Unterbrechung, in den Dom durch die eine Thüre, und aus ihm heraus durch die andere, was einem lautlos wogendem Strome gleich.

Fünfhundert Sänger ließen aus dem inneren Rund der Kuppel Michel Angelo's ihre Hymnen ertönen. Die Beleuchtung dieser von Gold schimmernden Rotunde am 29. Juni war zauberhaft, wie die des ganzen inneren in Lichtglanz und Feuer gehüllten Doms. Er glich in der That einer Himmelssphäre, an welcher zahllose Sterne in wallendem Lichtnebel funkelten.

Man hatte die Cathedra Petri, worauf der Legende nach der Apostel selbst gesessen haben soll, aus jenem bronzenen Bischofsstule in der Tribune herausgenommen, worin sie Alexander VII. verschließen ließ, und sie in einer Capelle auf einem Altar zur Verehrung ausgestellt. So wurde sie nach zwei Jahrhunderten wieder sichtbar. Auf der Vorderseite dieses uralten hölzernen Stules sind elfenbeinerne Platten angebracht, welche die Arbeiten des Hercules darstellen. Man drängte sich herzu, um Tücher, Ringe und dergleichen an diesem Petrisessel zu reiben und ihnen dadurch die Kraft von Amuletten zu geben.

Acht Tage lang feierte Rom ein fortgesetztes Fest von Processionen, Erleuchtungen, akademischen und musikalischen Aufführungen geistlicher Natur. Die höchsten Productionen des Cultus wurden hier entfaltet, und zwar in derselben Zeit als die Arbeit und Intelligenz unseres Jahrhunderts ihr allgemeines Fest durch eine Weltausstellung in Paris beging.

Das apostolische Einheitsfest der Kirche in ihrem durch die Geschichte der Jahrhunderte geheiligten Mittelpunkte Rom, sollte als eine großartige Massendemonstration des Clerus beweisen, daß im Räderwerk der hierarchischen Organisation noch kein Stift fehlte, daß zwischen Haupt und Gliedern eine unerschütterte Solidarität fortdauerte, daß dies mächtige System von seinem römischen Mittelpunkt aus nach wie vor mit dem leisesten Drucke regiert werde. Kaiser, Könige und Fürsten fanden sich freilich nicht in Rom ein, wie in Paris; aber doch waren Pilger aus vielen Ländern herbeigekommen. Die Repräsentanten des ältesten Legitimistenadels von Europa huldigten hier von neuem dem Papst. Sie kamen nicht ohne Geschenke.

Mehre Millionen aus Sammlungen in den Diöcesen der katholischen Christenheit, oder aus privaten Spenden, wurden im Vatican dargebracht. Man wollte 50 bis 70000 Fremde gezählt haben — zumal waren viele Italiener aus fast allen Provinzen des Königreichs gekommen. Dies zeigte, daß der Bruch zwischen dem italienischen Volke und der Kirche nicht so groß sei, als man wollte glauben machen. Die Ketten Petri binden noch, so lehrt das Centenarium, einen Teil der Menschheit, und nie sind andere Ketten länger von ihr getragen worden.

Die Anhänger des Papsttums waren in Begeisterung. Was bewiesen werden sollte, daß Rom nie die Hauptstadt eines Königreiches sein könne: dies, so sagte man sich, sei auf das glänzendste dargethan. Diese Tausende von Priestern, die sich in jenen Tagen um den Papst versammelten, im strahlenden Petersdom unter berauschenden

Cultusfesten sich mit einander verbrüderten, wurden auch von einem und demselben enthusiastischen Gefühl erfüllt. Mußten sie nicht in ihre Heimatsländer, zu ihren Völkern, Städten und Gemeinden ihre Begeisterung für das römische Papstthum mit sich nehmen, und dort verbreiten? Man sagte sich, daß vom Feste des Centenarium die große Gegenrevolution und der Triumf der Kirche über alle feindlichen Mächte der Welt datiren müsse. Dies verkündigte Louis Veuillot mit Emphase im Univers. Niemand glaubte damals, daß auf solchen Enthusiasmus auch Augenblicke der Ernüchterung und der Mißstimmung des Episcopates selbst folgen könnten.

In seinen Anreden an die versammelten Bischöfe, am 26. Juni und 1. Juli kündigte Pius IX. das Concil an. Es war folgerichtig, daß der Papst in seinem schwersten Kampf mit dem, was die Kirche „Säculum", und wir den Weltgeist nennen, die ganze Hierarchie fester um sich vereinigte, und endlich daß er seiner eigenen Autorität innerhalb der Verfassung der Kirche die höchste Steigerung zu geben suchte. Der alte Plan die Infallibilität des Papstes zum Dogma zu machen trat durch die Organe der Jesuiten bestimmter hervor. Die Infallibilität ist die Vollendung des gregorianischen Papstthums. Ist sie vielleicht der Abschied dieser größesten Idealmacht der Menschheit aus der Geschichte? Wenn sie die Apotheose des Papstthums sein sollte, so weiß man, daß eine Apotheose nur um den höchsten Preis erkauft werden kann.

Um den Zug nach dem Thron vorweg zu nehmen, hatte die Civiltà Cattolica den Vorschlag gemacht, daß alle Priester und Gläubige beim Centenarium des Apostels

auf dessen Grabe das Gelübde niederlegen sollten, für den Grundsatz der Infallibilität mit Tod und Leben einzustehn. Bisher, so sagte sie mit wunderbarer Offenheit, hätten die Katholiken S. Peter nur materielle Opfer dargebracht, entweder ihr Vermögen oder ihr Blut; jetzt handle es sich darum, die Vernunft selbst dem Apostelfürsten zu opfern, indem jenes Gelübde abgelegt werde. Man hoffte so während des Rausches und Sturmes der Festfreude den gesammten Clerus in die Fesseln dieses Gelübdes zu schlagen, und so einen unermeßlichen „Bund der Ritter Petri" über die Welt auszubreiten. Doch diese Absicht der Jesuiten wurde nicht durchgeführt.

Die versammelten Bischöfe machten in Beziehung auf das Dominium temporale keine neue Declaration. Sie erklärten in ihrer von Heynald abgefaßten Adresse an den Papst mit Begeisterung nur dies, daß sie wiederholten, was sie im Jahre 1862 ausgesprochen hatten, nämlich zu glauben, was der Papst glaubt, zu verwerfen, was der Papst verwirft. Und war nicht dies schon die Erklärung seiner Infallibilität?

Noch mitten in die Feste Roms fiel die Nachricht von der Hinrichtung des Erzherzogs Maximilian in Mexico. Sie brachte einen erschütternden Eindruck hervor. Viele im Clerus sprachen dabei die Genugthuung aus, daß der Tod dieses Unglücklichen das Medusenhaupt für die Ruhe Napoleons sei, der, wie er Maximilian verraten habe, auch den Papst verrate. Man erinnerte sich jetzt mit Verwunderung, wie prophetisch jene Verse gewesen waren, mit welchen die römische Satire den Erzherzog begrüßt hatte, als er im April 1864 nach Rom kam, um von

hier seine abenteuerliche Kaiserfahrt nach Mexico anzutreten:

Massimiliano non ti fidare,
Torna sollecito a Miramare.
Il trono fracido di Montezuma
È nappo gallico colmo di spuma.
Il Timeo Danaos chi non ricorda,
Sotto la clamide trova la corda.

IV.

Auf das glanzvolle Centenarium folgten alsbald Erscheinungen ganz anderer Art. Man muß in der Geschichte weit herumsuchen, um einen gleich schnellen und grellen Gegensatz aufzufinden, als der war, welchen Rom in der kurzen Zeit von nur drei Monaten erfuhr. Wenn wir uns vorstellen, daß es unter den Festpilgern irgend einen Asiaten oder Afrikaner gab, der mit den politischen Verhältnissen Europas und der Lage des Papsttums unbekannt geblieben war, so würde dieser Fremdling beim Anblick Roms am Ende des Juni etwa so geurteilt haben: „Rom, die uralte Hauptstadt der christlichen Welt, ist nicht allein die reichste und herrlichste, sondern auch die glücklichste der Erde. Alle Völker strömen noch immer mit Gaben und Tributen zu ihr hin, und diese sind nicht durch die furchterweckenden Gebote des Herrschers, wie im alten Rom, oder in den Reichen Asiens und Aegyptens erpreßt, sondern die begeisterte Liebe der Menschen bringt sie freiwillig dar. Tausende von Pilgern eilen herbei, sich an der Gruft des Apostelfürsten in Andacht niederzuwerfen, und in seinem erhabenen Dom, dem nichts in der Welt zu vergleichen ist, religiösen Feierlichkeiten beizuwohnen, deren Pracht unbeschreiblich ist. Die Liebe der Mensch-

heit scheint dieses Rom mit Festen zu umkränzen; aber ihr wahrer Mittelpunkt ist ein ehrwürdiger Greis, auf dessen Wink die Bischöfe der Erde, und 10000 Priester herbeigekommen sind, um ihm zu sagen, daß sie glauben was er glaubt und verwerfen was er verwirft, und um, wie Tausende von andern Menschen die nicht Priester sind, ihm fast göttliche Ehren zu erweisen."

Wenn nun derselbe Fremdling in dasselbe Rom nur nach drei Monaten zurückgekehrt wäre, so würde er seinen Sinnen nicht getraut und an eine Verwandlung durch Zauberei geglaubt haben. Denn er fand nun diese kurz zuvor von Festgewühl erfüllte, mit Gemälden, Teppichen und Blumengirlanden gleichsam bedeckte Stadt wie von der Pest verödet, starrend von Verwilderung und von Furcht, Nachts vom Donner der Orsini-Bomben oder tückisch gelegter Pulverminen dröhnend, Tags durchzogen von atemlosen Soldaten, welche hie und da Schwärme von Gefangenen einbrachten. Er sah Kanonen auf den Plätzen; er sah die Gräben der Engelsburg mit Wasser gefüllt; er hörte, daß jener Greis, den er eben zum Himmel hatte emporheben sehen, jetzt im verödeten Vatican um Rettung aus seiner Not im Gebete liege, und daß er willens sei, in die Engelsburg zu flüchten und sich darin einzuschließen. Er sah die Tore Roms verrammelt und von innen mit Erde verschüttet, die Mauerbrüstungen mit Erdsäcken bedeckt, und man sagte ihm, daß zahllose Banden, verwildert, hungernd, mit jeglichem Gewehr bewaffnet, in rote Hemden gekleidet, von allen Seiten mit dem Wutgeschrei „Rom oder den Tod" im Anzuge seien, diese Hauptstadt der Christenheit zu erstürmen und

den heiligen Vater, ihren Herrn, zu fangen oder zu verjagen.

Die Kehrseite des Centenariums begann mit der Cholera, welche schon im Juni auftrat, im Juli stärker wurde. Am 6. August brach sie mit pestartiger Heftigkeit in Albano aus, wo viele römische Familien ihren Sommeraufenthalt genommen hatten. Dort starb auch am 8. August die Königin-Wittwe von Neapel, Maria Teresia, die Tochter des Erzherzogs Carl. Ein panischer Schreck überfiel Albano: Fremde und Einwohner zerstreuten sich in in Flucht. Der Cardinal Altieri, als Bischof jenes Orts herbeigeeilt, die Bevölkerung durch seine Anwesenheit zu beruhigen, wurde das Opfer seines Muts. Die dort in Garnison liegenden Zuaven hielten fast allein die Ordnung aufrecht, und sie erwarben sich allgemeines Lob durch ihre selbstverleugnende Thätigkeit.

Auch im übrigen Italien wütete die Cholera, aber sie unterbrach kaum die Bewegung der Actionspartei, welche durch die Demonstration der römischen Kirchenfeste erbittert ihre Absichten gewaltsam auszuführen beschlossen hatte. Die Stimmung Italiens wurde gerade durch die Haltung der französischen Regierung gereizt, welche von dem Prinzip auszugehen schien, daß die Occupation Roms noch in der Gestalt der Legion von Antibes fortdaure. Nicht allein war der General Dumont nach Rom gekommen, um diese durch Desertionen halb aufgelöste Legion zu inspiciren, sondern die Veröffentlichung eines Briefes des Marschalls Niel an den Colonnell d'Argy bewies, daß diese Truppe im Dienste des Papstes durchaus als französisches Corps betrachtet werde. Dies veranlaßte am Ende des August

eine Note Rattazzi's, worin er das Pariser Cabinet ersuchte, die Verlegenheiten Italiens nicht noch dadurch zu vermehren, daß es die römische Frage wieder aufrege und die Septemberconvention in Gefahr bringe.

Die demokratische Presse brach in leidenschaftliche Angriffe aus, als sei jene Convention durch Frankreich gebrochen, Italien also in das Recht gesetzt, sie nicht mehr zu achten. Die Regierung, durch den Septembervertrag gefesselt, welcher doch den Verzicht auf Rom und die Anerkennung der Souveränität des Papstes in sich schloß, und, was das Empfindlichste war, Italien fortdauernd mit der Wiederkehr der französischen Intervention bedrohte, fand sich mit sich selbst im Widerspruch, und sie war endlich zu schwach, dem Drucke der Revolutionspartei zu widerstehen, in einer Zeit, wo nach dem Mißglücken der Finanzprojecte ihre Verlegenheit auf das höchste gestiegen war.

Garibaldi durchzog wieder die Städte Italiens; er verkündigte offen den nahen Feldzug gegen Rom, wo sich am 13. Juli das National-Comité und das Centrum der Insurrection zur Giunta nazionale Romana vereinigt hatten. Man sammelte Geld und Waffen, selbst in England, wohin ein Sohn Garibaldi's gegangen war. Die Gränzen Umbriens begangen von Verdächtigen zu schwärmen. Am 26. August erschien der Agitator in Orvieto. Hier versammelte er das Volk, griff in seiner vom Geschrei Roma o morte begleiteten Declamation mit gleicher Heftigkeit die Regierung von Florenz wie den Kaiser Napoleon an, und erklärte endlich, daß Rom trotz der Septemberconvention durch das bewaffnete Volk erobert

werden müsse. Er ging sodann nach Rapallo, und kam am 8. Sept. nach Genf zum Friedenscongreß, wo die Häupter der europäischen Demokratie sich eingefunden hatten, das Programm der zukünftigen Gesellschaft Europes zu entwerfen. Garibaldi, mit enthusiastischen Huldigungen begrüßt, ward zum Ehrenpräsidenten dieses Parlaments ernannt.

Die Reden, welche er vom Balcon des Hauses Fazy und bei der Eröffnung des Congresses hielt, waren so maßlos, daß sie selbst viele seiner Anhänger tadelten. Er nahm keine Rücksicht darauf, daß die Stadt Calvin's und Rousseau's auch zahlreiche Katholiken zu Bürgern hatte, daß andere aristokratisch und conservativ gesinnt waren. Seine wilden Declamationen gegen Papsttum und Kirche riefen öffentliche Protzste der katholischen Bürgerschaft hervor; die Gemäßigten unter den Reformirten waren kaum minder erschreckt; Zwiespalt brach im Congresse aus, und Garibaldi verließ Genf am 11. Sept. geräuschlos und ganz enttäuscht.

Er begab sich nach Genestrelle, entschlossen die römische Invasion auszuführen. Die Vorbereitungen, wie die strategischen Pläne für dies tollkühne Unternehmen waren seit seinem Aufenthalt in Orvieto lebhafter betrieben worden. Trupps von Freiwilligen wurden ausgerüstet, in Ancona und Foligno, in Bologna und Florenz, in den Abruzzen, in Neapel. Waffendepots waren an den Gränzen, oder heimlich im Kirchenstaat niedergelegt worden. Schwarmweise gingen Freiwillige nach den Gränzen ab, welche italienisches Linienmilitär besetzt hielt, um sie der Septemberconvention gemäß zu decken. Die Oeffentlichkeit, mit der

diese Zurüstungen zum Kriege gegen Rom unter den Augen der Regierung betrieben wurden, die Auslassungen der mazzinistischen Presse, die Proclamationen der National-Comités, die Briefe Garibaldi's, die Meldungen der Botschafter aus Rom und Florenz nötigten das französische Cabinet, den Minister Italiens immer dringender zum Einschreiten aufzufordern. Es gab ihm zu verstehen, daß die weitere Duldung dieses Treibens dem Könige die größesten Verlegenheiten bereiten werde, welche der Kaiser ihm und sich erspart zu sehen wünsche. Aber die Verlegenheit Napoleons war nicht minder groß. Er bedurfte der Bundesgenossenschaft Italiens bei einem noch immer drohenden Kriege mit Preußen; wenn er Italien von sich stieß, schloß sich dieses wieder an seinen Alliirten von Sadowa an; wenn er den Septembervertrag umwerfen ließ, erlitt er eine neue Niederlage, und er erschien entweder als Mitschuldiger oder als der schimpflich Betrogene. Wenn er sich zur Intervention zu Gunsten des Papstes entschloß, beleidigte er die liberale Partei auch Frankreichs tief, provocirte er vielleicht einen Verzweiflungskrieg der Italiener, oder er stürzte dies Land in Anarchie zurück, nachdem er sein eignes Werk von 1859 zertrümmert hatte.

Unterdeß verlangten dringende Depeschen von Paris das Einschreiten gegen die Actionspartei. Abgesandte Victor Emanuel's begaben sich wirklich zu Garibaldi, ihn im Namen des Königs zu bewegen, seine unzeitigen Pläne aufzugeben und sich nach Caprera zurückzuziehen. Er aber verließ Florenz, um über Arezzo nach Sinalunga zu gehen, und von dort weiter nach Orvieto und den Gränzen des Kirchenstaats aufzubrechen. Da wurde auf

Befehl der Regierung der General in Sinalunga am 23. Sept. verhaftet und mit dem Eisenbahnzug nach der Festung von Alessandria abgeführt. Diese Thatsache veränderte die Dinge mit einem Schlage; der Plan der Invasion fiel damit, so schien es, zu Boden.

Dieser Plan Garibaldi's war folgender gewesen: zunächst einen Aufstand in Viterbo zu bewirken, wo seine Agenten ihn vorbereiten sollten. Aber nach seiner Festnahme bemächtigte sich die päpstliche Regierung ihrer wie der Briefschaften, die sie mit sich führten. Garibaldi'sche Agenten waren auch in Rom seit lange thätig, doch sie überzeugten sich, daß hier nichts zu machen sei. Auch in Rom nahm die Polizei massenhafte Verhaftungen vor. Man erfuhr hier durch ausgestreute Flugblätter, daß sich die römische National-Giunta am 22. Sept. aufgelöst, daß an deren Stelle die sogenannten Sectionshäupter am 27. September eine neue gebildet hatten, „damit die Stadt in diesen schwierigen Zeiten nicht ohne Regierung sei".

Die Festnahme Garibaldi's vernahm man im Auslande mit Freude; man beglückwünschte die Regierung Italiens, daß sie endlich die Kraft gefunden, eines schmachvollen Zustandes Herr zu werden, worin es einem Volksführer erlaubt war, sich selbst über die Gesetze des Staats zu stellen, eine eigene Regierung in ihm zu bilden, eigene Pläne gewaltsam durchzuführen, Gut und Blut des Volks zu verschwenden, und dasselbe in beständiger Revolution zu erhalten, um dann endlich die Rückkehr fremder Intervention unfehlbar über sein Vaterland zu bringen; denn schon lag eine französische Flotte gerüstet vor Toulon. Das Ansehn Garibaldi's war seit lange gemindert worden;

seine vielen Declamationen, die massenhaften Briefe die er ausstreute, seine Schwärmereien (er taufte sogar kleine Kinder als Zukunftspriester), dies unablässige Donnern ohne den Blitz der That, und das ganze mazzinistische Treiben, zu dem er sich wieder hergab, hatten den Nimbus des kühnen Volksmannes verwischt, welcher in der Geschichte der Befreiung Italiens eine so heldenhafte Figur gewesen war. Man beklagte, daß er nicht vor Capua oder bei Aspromonte fiel, sein Leben als populärer Held rühmlich beschließend, statt sich selbst zu überleben. Seine Festnahme wurde auch von Liberalen in Rom gebilligt; sie hofften, daß dieser Vorgang diplomatische Schritte der italienischen Regierung zur Folge haben werde, dahin wirkend, daß sich Italien auch von der moralischen Intervention Frankreichs befreie und eine Aenderung des Septembervertrags erlange. Denn in der That war es nur Italien selbst, welches den Kirchenstaat verteidigen konnte, indem es den Freischaaren verbot, dort einzubrechen.

Aber die Actionspartei erhob sich mit Wut; sie verlangte die Freilassung ihres Führers, eines unverletzlichen Deputirten zum Nationalparlament. Unter dem Drucke von Tumulten in Florenz und andern Städten wurde Garibaldi von Alessandria nach Genua geführt, und ohne weitere Bedingung, wie er wenigstens selbst erklärte, frei gelassen, das heißt auf einem Kriegsschiff am 27. Sept. nach Caprera zurückgebracht. War demnach seine Gefangennahme ernstlich gemeint gewesen? war sie nur ein abgekartetes Spiel, die Regierung Frankreichs zu beschwichtigen und den thatsächlichen Bruch der Septemberconvention zu verschleiern? War nur der Führer der Invasion

beseitigt, um diese selbst ihren Lauf nehmen zu lassen, damit dann statt jenes officiell verleugneten und bei Seite geschobenen Volkshauptes, wie nach Marsala und Capua, oder in den Marken, andere Führer im Namen Italiens auftreten konnten? Hatte die italienische Regierung wirklich nicht die Kraft, die an den Gränzen sich sammelnden Freischaaren zu zerstreuen und in ihre Heimat zu schicken? Zahlreiche Truppencorps jeder Waffengattung umschlossen längst die Gränzen des Kirchenstaats, wo sie einen festen Cordon bildeten; aber dieser Cordon wurde durch Translocation und Zusammenziehung der Truppenkörper seltsamer Weise bald aufgelöst, und durch die Zwischenräume konnten ungehindert bewaffnete Banden in den Kirchenstaat dringen. Kaum war die Gefangennahme Garibaldi's im Auslande bekannt und dort die Ansicht laut geworden, daß die italienische Regierung das tollkühne Unternehmen vereitelt habe, so hörte man auch, daß eben dieses Unternehmen jetzt thatsächlich begonnen habe und die Invasion des Kirchenstaats nicht nur heimlich, sondern öffentlich und mit jeder Unterstützung italienischer Behörden vor sich gehe.

V.

Die Invasion der Freischaaren in den Kirchenstaat, welche etwas mehr als fünf Wochen dauerte, wird einst eine merkwürdige höchst dramatische Episode der Geschichte der Stadt Rom und des Papsttums bilden. In der Geschichte Italiens wird sie ein peinliches Blatt sein, nicht ehrenvoll für die damalige Regierung des Landes, deren Machiavellismus und tiefe Ohnmacht sie zugleich vor den Augen der Welt bloßgelegt hat. Wenn in der Folgezeit der schwierigste Conflict der Gegenwart eine gesetzmäßige Lösung durch die Freiheit gefunden hat, möchte ein späteres Geschlecht auf diese unsere Zeit mit gleicher Verwunderung zurückblicken, wie wir schon heute auf anarchische Erscheinungen des Mittelalters oder der Feudalepoche zurücksehen. In Wahrheit sah man auch im Jahre 1867 mit Erstaunen auf die Vorgänge im Herzen Italiens, wo das Wesen der fahrenden Soldbanden des Mittelalters wiedergekehrt schien, und wo jene trotzigen Condottieri der Vergangenheit wieder auftauchten, welche als vom Staat unabhängige Häuptlinge mit ihren Heeren kühn das Land durchzogen. Wer damals in Rom Augenzeuge der Ereignisse war, glaubte nicht in seinem Jahrhundert, sondern im Mittel-

alter zu leben, wohin Italien aus gesetzlichen Zuständen zurückgedrängt schien. Er sah Dinge und Gestalten, die er in den Chroniken jener Zeiten wörtlich wiederfand; er war versucht, diese Chroniken selbst aufzuschlagen, und mit den Ereignissen des Tages zu vergleichen. Garibaldi, der modernste Mensch seinem Zukunfts-Ideale nach, ist zugleich unter den Italienern der Gegenwart derjenige, der mit seiner Gestalt noch am tiefsten im Mittelalter befangen ist, und dies traditionell italienische Wesen erklärt einen Teil seiner Volkstümlichkeit. Er steht außer dem Staat, wie ein Condottiere des Mittelalters; so lebt er als **Eremit und Agitator auf einer einsamen Inselscholle**, außerhalb des Festlandes. Er erscheint in seinem Vaterlande nur, um der Regierung zum Trotz seine eigenen Ideen durch Volksbewegungen und Freischaaren durchzuführen. Fra Monreale, Sforza d'Attendolo, Piccinino und Fortebraccio würden in ihm Ihresgleichen, einen kühnen Bandenzeneral erkannt haben; zu ihrer Zeit würde er selbst eine Soldatenrepublik irgend wo in Italien gegründet oder einen Herzogsthron sich erobert haben. Aber heute unterscheidet ihn dies von jenen Condottieren, daß er sein Schwert nur für die Freiheit seines Landes und Volkes führt. Er kämpft mit republicanischer Uneigennützigkeit für die Ideen der Gegenwart, oder vielmehr der Zukunft. Er will die Idole der absoluten Gewalt, der weltlichen sowol als der geistlichen Tyrannei umstürzen, aber an ihrer Stelle ein anderes Idol aufrichten, dessen Despotismus vielleicht nicht geringer sein dürfte. Er selbst treibt die Jugend seines Landes tausendfach in Elend und Tod, sie als Material für seine Pläne ver-

brauchend, ganz so rücksichtslos wie ein Despot des alten Systems.

Die in das europäische Weltgefüge tief verflochtene römische Frage erschien dem Kriegersinn eines Naturmenschen als ein gordischer Knoten, welcher mit dem Schwert zerhauen werden müsse. Er aber besaß nicht das Schwert Alexanders, und wenn dieses überhaupt nur das Symbol des mit der That eingreifenden Genies der Zeit ist (wie das Ei des Columbus), so konnte die öffentliche Meinung Europas nicht zugestehen, daß Garibaldi und seine Freischaaren, oder Mazzini und seine Partei, ihre wirklichen Vertreter seien.

Daß vor unsern Augen stürmisch zusammengerafft e Schaaren, kaum bewaffnet und ohne jede Disciplin, und welche jene alten Condottieri Italiens kaum in ihren Kriegstroß würden aufgenommen haben, wirklich den Gedanken hatten, Rom auf eigene Hand zu erobern, gleich dem Connetable von Bourbon, erscheint in Wahrheit jedem ruhigen Urteil wie ein phantastischer Traum. Und doch war diese Abenteuerlichkeit gerade in unserer Zeit möglich, und doch fehlte nur wenig daran, daß der Traum wirklich wurde. Einst wird dies eine Mythe in der Geschichte von Rom sein.

Den glühenden Patriotismus eines Kriegers von der Art Garibaldi's, und den tollkühnen Mut, mit welchem seine Banden zuletzt in den Tod gingen, wird auch derjenige anerkennen, welcher ihr Unternehmen als für ihr Vaterland verderblich von vornherein verdammt hat, oder der davor zurückbebte, das Prinzip amerikanischer Filibustier-Freiheit vom La Plata und von Chile her in den geordneten

Cultusstaaten Europas zur Anwendung bringen zu sehen. Aber dies ist auch alles, was sich davon sagen läßt. Dagegen wird sich das unbestechbare Urteil auch des wärmsten Freundes der italienischen Nation und der Freiheit der Völker stets mit Geringschätzung gegen diejenigen wenden, welche dies falsche Spiel nach den Regeln des Fürsten Machiavelli's schlecht spielten und verloren, um am Ende der Welt die Richtigkeit des Spruchs von Washington zu beweisen, daß die beste Politik stets die Wahrheit sei. Die Geschichte der Politik wurde im Jahre 1867 durch ein Schauspiel bereichert von solcher Art, daß man in ihren Annalen lange suchen muß, um ein ihm ähnliches aufzufinden, und wenn im Namen der Freiheit oftmals genug Verbrechen begangen worden sind, so hat man doch selten in ihrem Namen auch so gründliche Torheiten aufgeführt.

Das italienische Kabinet war aus Selbsttäuschung und Schwäche dahin gedrängt worden, den gefährlichen Plan der Invasion zu dulden, endlich selbst anzunehmen und zu fördern, wodurch es Italien in die schrecklichste Krisis stürzte, die Monarchie und die Einheit des Landes aufs Spiel setzte, und endlich über die ganze Nation eine kaum erträgliche Demüthigung brachte. In dieser zwischen kraftloser Diplomatie und heldenhaftem Ungestüm combinirten Rechnung wurden große Fehler begangen. Man hoffte auf eine römische Insurrection, und diese blieb aus. Sie fand nicht einmal in päpstlichen Grenzorten statt, geschweige denn in Viterbo und Rom, wo die Agenten der Action vergebliche Anstrengungen machten. Nur der thatsächliche Aufstand des Kirchenstaats konnte, wenn er als

freier Act des Volkswillens erschien, die Lage der Dinge verändern, die Intervention Italiens berechtigt erscheinen lassen, und jene Frankreichs ausschließen. Da er nicht vor sich ging, da die Bevölkerung im Kirchenstaat bewegungslos blieb, war es vergebens, eine über die Gränzen geworfene Invasion von Freischaaren zur Insurrection des Volks zu stempeln. Man rechnete auf die Kriegsuntüchtigkeit der päpstlichen Armee, und auf den Abfall ihrer italienischen Elemente; aber diese Söldner, Fremdlinge wie einheimische, schlugen sich mit unerwarteter Tapferkeit, und sie standen treu zu der Fahne, der sie geschworen hatten. Man rechnete auf Mißgriffe der päpstlichen Regierung, aber diese zeigte selten mehr Besonnenheit und Energie, und, überfallen wie sie war, eine durchaus gesetzliche Haltung, welche im Gegensatz zu jener der italienischen Regierung einen doppelt guten Eindruck auf die Welt machte.

Man rechnete endlich auf die stillschweigende Billigung des französischen Protectors und seine Zustimmung zur Modification des Septembervertrags. Es gab Stimmen in England, welche behaupteten, daß diese Modification im Sommer wirklich genehmigt war, und daß Napoleon nur von ihr zurücktrat und sich zur Intervention entschloß, nachdem er von gewissen Anerbietungen Rattazzi's an Preußen gehört hatte. Wie dem auch sei, Napoleon durfte einen von ihm bestätigten Vertrag nicht von der Revolutionspartei umwerfen lassen, gegen welche er errichtet worden war: er intervenirte, weil sich der Kirchenstaat nicht erhob, zu Gunsten des Papstes und der Gesittung, mit welcher er selbst es nie verderben wollte, erst zögernd, dann mit rücksichtslosem Ernst.

Nach dem garibaldi'schen Operationsplane sollte die Invasion in drei Richtungen vor sich gehen; von der Sabina und Umbrien, von Toscien, und von Latium sollten die Banden auf das große Ziel, Rom, vorrücken. Die erste Richtung ist die kürzeste und führt direct auf Rom, weil hier die Gränze bei Correse und Scandriglia kaum zwei Eisenbahnstunden von der Stadt entfernt liegt. Menotti, der Sohn Garibaldi's, übernahm dort den Befehl über die von Umbrien herbeiströmenden Schaaren. In der zweiten Richtung war das nächste Ziel Viterbo, jetzt die zweite Stadt des Kirchenstaats, in einer reichen Landschaft gelegen, und von einem Volke bewohnt, welches stets für trotzig und neuerungssüchtig galt. Hier sollte Acerbi den Befehl führen. Auf der dritten Straße sollte Nicotera die Invasion in die Campagna werfen und über das Lateinergebirge gegen Rom ziehen. Diese beiden Bandenführer waren Deputirte des italienischen Parlaments. Außerdem sollten kleinere Schwärme zwischen diesen Hauptstraßen auf vielen Punkten einbrechen, um die päpstlichen Besatzungen hie und da anzugreifen, die ganze Armee des Papstes in Bewegung zu bringen und durch den kleinen Krieg aufzureiben.

Die Masse dieser Freischaaren bestand aus aufgerafften Menschen, von denen die meisten kaum je eine Flinte gehandhabt hatten. Ihre bunte Zusammensetzung und ihr Wesen würden das Entzücken eines Novellisten oder eines Salvator Rosa, aber den Zweifel jedes Kriegsmannes erregt haben. Kellner, Kutscher, Bediente, Schüler und Studenten, Schreiber und Landleute, Schuster, Schneider und Handwerker jeder Art, Arbeiter aus Fabriken, brod-

lose Leute mischten sich mit einander. In ihren Reihen sah man jedoch auch Männer und Jünglinge von feiner Bildung, Grafen und Signoren, selbst emancipirte Damen zu Pferd. Der Reiz solcher Unternehmungen ist in keinem Lande stärker als in Italien, dessen Natur sie so sehr erleichtert. Es ist gewiß richtig, daß in der Masse dieser Banden Not und Abenteuerlust ursprünglich die vorherrschenden Triebe waren, aber ebenso unrichtig, die Freischaaren überhaupt nur als Haufen von Gesindel zu betrachten. Die patriotische Begeisterung hatte sich aus den demokratischen Vereinen auch in den untersten Classen des Volks verbreitet, und diese armen Handwerker und Kellner kämpften am Ende bei Mentana mit Heldenmut. Außerdem waren anerkannte Patrioten und edle Männer unter ihnen, die von Liebe zu ihrem Vaterlande erfüllt ihm ihr Leben zu opfern beschlossen hatten. Nach und nach vermehrten sich diese; alle Stände, und alle Provinzen Italiens, auch die Stadt Rom fand darin ihre Vertreter, bis diese Banden durch wirkliche italienische Soldaten verstärkt wurden, die man heimlich aus der Armee entlassen, und in die Freischaaren eingereiht hatte.

Sie waren in Bataillone abgeteilt. Ihre Uniform sollte das rote Hemde sein, aber nicht alle besaßen ein solches; manche begnügten sich mit einem Stück roten Zeuges, welches sie an ihrer Kleidung anbrachten. Ein jeder steckte eine Feder, von einem Hahn oder Falken an seinen Hut. Ihre Waffen waren mangelhaft; viele hatten nur Lanzen, Taschenmesser und Säbel. Einige Bataillone trugen Gewehre, aber diese waren verbrauchte aus den Magazinen der Stadtmilizen. Die Einrichtung des Proviant-

und Munitionswesens dieser Armee war so primitiv, wie die ihrer Bewaffnung. Sie waren im Grunde auf die Contribution der Orte angewiesen, welche sie besetzten, und man weiß, daß die Castelle in den sabinischen, tuscischen und lateinischen Districten meist nur von Colonen bevölkert sind, welche in der bittersten Armut von dem Maiskorn ihrer Felder, von dem Ertrage ihrer Weinberge, Oliven und Castanien leben. In Wahrheit durfte man voraussagen, daß der patriotische Fanatismus Garibaldi's alle diese Tausende so jetzt, wie in den Tagen von Aspromonte, einem sichern Elend, dem Hunger und dem Tode entgegenschickte, wenn es ihm auch jetzt, wie damals nicht gelang, die italienische Nation mit sich fort zu reißen, oder doch den Kirchenstaat zum Aufstande zu bewegen.

Die Armee, welche der Papst diesen Freischaaren entgegenzustellen vermochte, bestand damals aus 12981 Mann mit 929 Pferden, wovon indeß nur 8000 wirklich kriegstüchtig waren. Ihre Hauptkörper bildeten der Stärke nach das Regiment der Zuaven mit 2237, die Gendarmenlegion von Einheimischen mit 2083, das Linienregiment von Einheimischen mit 1535, das Bataillon ausländischer Carabinieri mit 1233, die französische Legion von Antibes mit 1096, das Bataillon einheimischer Jäger mit 956 Mann, 442 Mann Cavallerie und endlich fünf Batterien Artillerie.

Diese Armee war demnach sowol aus Italienern des Kirchenstaats, als aus Fremden aller Nationen zusammengesetzt. Seit der größeren Bedrängniß des Papstthums, zumal als die Zeit des Abzugs der französischen Occupationstruppen heranrückte, war die Herstellung der päpst-

lichen Armee eine Angelegenheit des katholischen Eifers in allen Ländern der Welt geworden. Gemeinden in Belgien und Frankreich, selbst in Amerika errichteten Kassen, aus denen sie den Sold für die Krieger des Papstes bestritten, und sie schickten solche wolausgerüstet wie einen Tribut nach Rom. Die katholische Presse gab diesen Söldnern den emphatischen Namen der Kreuzritter Sanct Peters und sie jubelte, daß die fromme Leidenschaft der Kreuzzüge wieder erwacht sei. Die kleine Armee des Papstes stellte in der That einen Auszug der katholischen Christenheit dar; viele Sprachen und Nationalitäten waren in ihr vertreten; Schotten, Iren, Polen, Deutsche, Franzosen, Holländer, Belgier, Canadier, Mohren aus Afrika, Italiener, Spanier mischten sich in diesem kosmopolitischen Heer unter dem Banner des Erzengels Michael, und wenn viele wirklicher Glaubenseifer zu dieser heiligen Fahne trieb, so bewog andre zu diesem Dienst Abenteuerlust, Verzweiflung und eine dunkle Vergangenheit.

Das Elitecorps der S. Petersmiliz, die wahre Kreuzritter-Garde des bedrängten Papsttums bildeten die Zuaven. Lamoricière hatte dies Corps, eine Erinnerung an seine afrikanischen Feldzüge, in Rom gestiftet, als ihn dorthin der Papst im Jahre 1866 als Retter des Dominium temporale berief. Söhne aus den ältesten Legitimistenhäusern Frankreichs und Belgiens dienten darin als Führer, selbst als Gemeine zu Fuß. Ihr Oberst war Charette, ein Abkomme des berühmten Häuptlings der königlich gesinnten Bande. Die Nationalität dieses Corps war vorherrschend französisch und belgisch, seine Sprache französisch. Ein halbkünstlerisches Costüm von blauer Farbe und theatra-

tischer Erscheinung erhöhte für viele junge Herren den Reiz in ihm zu dienen. Die meisten dieser Zuavenofficiere und Gemeinen waren von katholischer Leidenschaft, von mittelalterlichen Idealen erfüllt; sie brannten vor Begier, die italienischen Rebellen, rothhemdete Demokraten und Ketzer, im Kampf zu treffen, und alle die Unbilden zu rächen, welche ihr Abgott, der Papst, seit Jahren geduldet hatte.

Chef der päpstlichen Armee war der General Kanzler, ehemals Officier im Heere Badens, und seit lange in päpstlichen Diensten. Ein geschickter Rückzug seines Bataillons nach der Schlacht von Castelfidardo hatte die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, so daß er zu einer höheren Stellung gelangte, und Proministe des Krieges wurde. Das römische Kriegsministerium war bisher von Prälaten, zuletzt von Merode, dem Schwager Montalemberts, verwaltet worden, und dies konnte der Organisation des Heeres nicht vortheilhaft sein. Als nun dasselbe in die Hände eines erfahrenen Militärs gelegt war, zeigte sich sofort die heilsame Wirkung dieser Veränderung. Der Besonnenheit und Thätigkeit des Generals gelang die Reorganisation der päpstlichen Armee, und sicherlich hat das weltliche Papsttum seine Widerstandsfähigkeit gegen die Invasion zum größten Teile Kanzler zu verdanken gehabt.

Der Kirchenstaat war in militärische Zonen geteilt worden: in die von Viterbo, Civitavecchia, Tivoli und der Sabina, und von der Compagna und Marittima (Velletri und Frosinone). Diese bildeten zusammen eine halbe Division unter dem Befehle des Generals de Courten;

die andere Halbdivision, ein paar tausend Mann stark, hielt Rom besetzt unter dem General Zappi. In den größeren Städten lagen Compagnien, in den kleineren oft nur Gendarmenposten in ihren Casernen. Die Besatzung der Campagna war durch Freiwillige aus dem Landvolk verstärkt worden, die sogenannten Auxiliari oder Squadriglieri, welche militärisch organisirte Corps in der malerischen Landestracht der Ciociaren mit dem Bundschuh bildeten. Sie waren ursprünglich im Briganten-krieg der Jahre 1866 und 1867 entstanden, wo sie gute Dienste in Latium geleistet hatten. Viele unter ihnen waren selbst Briganten gewesen. Ein Bataillon davon, 638 Mann stark, lag in Frosinone an den Gränzen Neapels; andere waren anderswo der Gendarmerie zugetheilt. Im Ganzen hatten sie eine Stärke von 1200 Mann.

Am Ende des September bot daher der Kirchenstaat das seltsamste Schauspiel dar: während er mit Aufbietung aller Kraft seine Armee in dem unheimlichen Rom, wie in dem Landgebiet zur Vertheidigung bereit hielt, unterstellten dessen Gränzen 10 bis 20000 Mann italienischer Truppen, in einer Haltung deren Absicht geheimnißvoll war. Sie sollten die Banden von den Gränzen abhalten, aber sie ließen sie hin und herziehen, und sie selbst sangen patriotische Lieder mit dem Refrain Andremo a Roma Santa. Sie sahen das Gesindel zu Fuß ruhig zu, wie Hunderte von Rothemden, in kleine Trupps aufgelöst, eben diese Gränzen umschwärmten, begierig in das päpstliche Land einzufallen, während ihr Führer, der ihnen die Richtung gab, dessen Namen ihr Losungswort war, noch auf der Insel Caprera festgebannt lag. Diese Insel umarmten

sieben italienische Kriegsschiffe, wie einst englische Kriegsschiffe Elba und den größeren Mann umkreist hatten, welcher dort seine tollkühne Unternehmung gegen das Festland vorbereitete.

Am 29. Sept. kam die Meldung nach Rom, daß die Invasion begonnen habe. In der Nacht des 28. hatten 40 Garibaldiner den Ort Grotte di S. Stefano in der Provinz Viterbo überfallen, den dortigen Gendarmenposten entwaffnet, die päpstlichen Wappen abgerissen und die italienische Fahne aufgepflanzt. Dann waren sie nach Bomarzo gezogen, wo das gleiche geschah. Seit diesem Tag wiederholten sich die Einfälle von Banden in den kleinen Gränzorten. Am 29. rückten solche in Bagnorea und Torre Alfina in derselben Provinz ein, worauf sie folgenden Tags den ersten größeren Ort Acquapendente überfielen. Drei Stunden lang vertheidigte sich dort die Gendarmeriecaserne, dann capitulirte sie. Die Garibaldiner bemächtigten sich der öffentlichen Kassen, entsetzten den Magistrat und forderten Contributionen. Sie erklärten die Avantgarde des Generals Acerbi zu sein; ein Graf Pagliacci, Emigrant aus Viterbo, commandirte sie.

Auf die Nachricht vom Ueberfalle Acquapendentes rückte der Oberst Azzanesi, welcher in Viterbo lag, mit Truppen aus dieser Stadt; er stieß auf die Garibaldi'schen bei S. Lorenzo am 2. Oct., zerstreute sie in Flucht, nahm viele gefangen, und besetzte Acquapendente wieder. die Schwärme der Flüchtigen sammelten sich hierauf in Bagnorea, dem alten Balneum Regis. Ein Corps von 95 Zuaven griff sie mit Ungestüm an, wurde aber mit Verlust zurückgewiesen, bis päpstliche Verstärkung von

Montefiascone eintraf. Bagnorea wurde am 5. Oct. erstürmt; die Garibaldiner, welche dort 500 Mann stark Stellung genommen hatten, entwichen, nachdem sie 100 Todte und Verwundete und 178 Gefangene zurückgelassen hatten. Dies war der erste größere Zusammenstoß in diesem Guerillakriege. Er zeigte, daß sich die päpstlichen Truppen, was man kaum erwartet hatte, mit Ernst und Tapferkeit schlugen und so kriegstüchtig, als ihre Gegner untauglich zum Kriege waren.

Täglich fanden Truppenausmärsche aus Rom statt, welches sich von Militär zu leeren schien. Denn täglich kamen Meldungen von vereinzelten Invasionen so im Tuscischen, wie in der Sabina, wohin Mannschaften geschickt werden mußten. Eine unheimliche Aufregung begann Rom zu ergreifen, sowol wegen dieser militärischen Bewegung, als weil die verschiedenartigsten Gerüchte von Gefechten, Siegen und Niederlagen, ja vom Aufstande in den Provinzen verbreitet wurden.

Die aus Bagnorea herausgeschlagenen Banden hatten sich nach Torre Alfina geworfen, einem kleinen Ort an der Gränze Toscana's von großer Festigkeit durch die Natur. Hier concentrirte wie in seinem Hauptquartier der Deputirte Acerbi seine Freischaaren, um so bald es möglich war gegen Viterbo vorzurücken. Zu gleicher Zeit setzten sich Banden in Nerola, Moricone, Montemaggiore und Monte Libretti fest, kleinen, verwilderten Orten der Sabina. Sie stehen auf Felsen, zusammengedrängte schwarze Häuserklumpen, aus denen nur die Hauptkirche, hie und da ein zersplitterter Turm des Mittelalters, und ein graues castellartiges Baronalschloß hervorragt, den

Zeiten angehörig, als die Orsini einen großen Teil der Sabina beherrschten.

Der junge Menotti führt dort 600 Mann, mit denen er in die Campagna von Tivoli vorzugehen hoffte, wenn ihn andre Zuzüge würden verstärkt haben; denn ihm sollte ein verabredeter Ueberfall Subiacos von den Abruzzen her Luft machen. Garibaldi hatte seinen Sohn durch ein Decret von Caprera aus zu seinem Lieutenant oder Stellvertreter ernannt; es gab also eine Art von Garibaldi-Dynastie, und während der alte Löwe selbst murrend auf Caprera lag, sollten wenigstens seine Kinder, Menotti und Ricciotti, für ihn die Nationalsache auskämpfen. Als aber am 7. Oct. der Oberst Charette gegen Menotti anrückte, wich dieser nach Fara zurück. Ueberall wurden die Garibaldi'schen verjagt, und nach kurzem Gewehrfeuer zerstreut; sie zogen sich über die Gränzen zurück, wo sie die italienischen Truppen aufnahmen, oder doch ruhig gewähren ließen. Verstärkt kehrten sie dann wieder, um denselben Guerillakrieg an dieser oder jener Stelle zu erneuern. Die päpstlichen Truppen schickten täglich Gefangene nach der Engelsburg; aber sie wurden durch endlose Hin- und Hermärsche bei nicht mehr zu ersetzenden Verlusten mehr und mehr ermüdet. Der Invasionskrieg begann wie ein Fieber in einem kranken Körper in den Gliedern des Kirchenstaats hin- und herzuziehen, und konnte nicht auch dessen Haupt, das schon ganz verdüsterte Rom, plötzlich davon ergriffen werden?

In Rom waren seit dem Beginn des September garibaldi'sche Agenten unablässig thätig, einen Volksaufstand vorzubereiten. Alle Mittel der Ueberredung und Bestechung

wurden von ihnen angewendet, die Werkzeuge ihres Planes zu gewinnen. An versteckten Orten wurden Waffen, Bomben und Pulvervorräte niedergelegt. Das aufgelöste römische Nationalcomité der gemäßigten Richtung constituirte sich von neuem und zeigte dies durch eine Proclamation am 8. Oct. an, worin gesagt wurde: „Römer, die Provinzen sind schon im Aufstande, und in kurzem wird die Insurrection allgemein sein. Wir müssen uns dieser Bewegung anschließen, und sie mit aller Kraft unterstützen, denn der Sieg der Provinzen wird uns den Sieg über Rom erleichtern. Seien wir demnach alle bereit. Das Blut der Brüder, welches der päpstliche Zuave eben in den Provinzen vergießt, sei der Funke unsere Geister zu entflammen. Römer, die entscheidende Stunde naht. Im Namen des Vaterlandes einigen wir uns, und jeder gehorche den Befehlen allein, die vom Centrum ausgehen werden. Erinnert euch, daß Einheit und Disciplin die Kraft bilden. Jede vereinzelte, ungeregelte und unzeitige Bewegung kann verderblich werden. Vertraut jenem Comité, welches euch bereits Proben von Kraft, Klugheit und Willensstärke gegeben hat. Jetzt, wo der Augenblick der kräftigen Entschlüsse gekommen ist, wird es seine Pflicht zu thun wissen. Schließen wir uns voll Mut zusammen, handeln wir geregelt: und die Sache der Civilisation wird gewonnen sein."

Indeß zeigten die Thatsachen, daß alle jene pomphaften Berichte der garibaldi'schen Zeitungen schmählich erlogen waren. Nirgend in den Provinzen fand eine Erhebung auch nur eines einzelnen Ortes statt. Kommen auch undisciplinirte Banden, welche die Capitale überfallen

und brandschatzten, um dann beim Erscheinen päpstlicher Truppencorps wieder die Flucht zu ergreifen, die Bevölkerung des Kirchenstaats verlocken, mit ihnen gemeine Sache zu machen und sich selbst ins Verderben zu stürzen? Stand etwa hinter diesen Banden Italien? Oder war in jedem Falle die Intervention Frankreichs, und ihre unausbleibliche Folge nicht mehr zu fürchten? Der Bürger, der Landmann wollte nichts vom Aufstande wissen. Die Invasion glich nur einem laufenden Feuer, welches die Gränzen umflatterte, hier erlosch und dort wieder auflohderte, und kein Resultat gewann. Sie erschien als ein vergrößerter Brigantenkrieg.

Am 11. Oct. war die Stadt Subiaco überfallen worden; man hatte dort den Bischof und den obersten Magistrat unter Wache gestellt, das Schloß vergebens zur Uebergabe aufgefordert. Das Erscheinen weniger Zuaven reichte hin, die Garibaldi'schen auch aus Subiaco zu verjagen.

Am 13. Oct. wurde Menotti aus der starken Stellung von Montelibretti vertrieben, wohin er zurückgekehrt war. Nirgend machten die Freischaaren einen wirklichen Fortschritt. Nicotera, welcher von der neapolitanischen Gränze in das Tal des Liris eindringen sollte, konnte sich erst am 13. Oct. in Bewegung setzen, wo seine Banden Falvaterra überfielen. Aber sie wurden am 15. bei Vallecorsa geschlagen und so aus der Provinz Frosinone herausgeworfen. Die Engelsburg füllte sich mit Gefangenen. Der Papst befahl, sie reichlich zu nähren; er schickte diesen von Hunger und Mühsal abgezehrten Menschen Mäntel, sich vor dem Nachtfrost zu schützen. Er besuchte sie eines

Tages selbst und trat unter sie. Hier bin ich, so sagte er, den ihr als euern Feind betrachtet und dessen Tod ihr geschworen habt: und wen sehet ihr vor euch? einen alten und schwachen Mann. Sie fielen auf ihre Knie nieder; viele küßten den Saum seines Kleides. Er ist gut, so sagten die Römer damals von Pius IX.; aber zwei Seelen sind in ihm; die eine gehört Italien, die andre der Secte der Jesuiten an.

Die mazzinistische Presse erfand Berichte von der grausamen Behandlung dieser Gefangenen; sie sind unwahr; in Hospitälern wie im Kerker war sie menschlich und gut. Vielleicht war die einzige Qual der Gefangenen hie und da die zu eindringliche Predigt von Priestern und Beichtvätern, welche abgeschickt wurden, um mit ihnen religiöse Uebungen durchzumachen.

VI.

Indeß wurde die Gefahr für Rom mit jedem Tage größer. Die Invasion war die Fabel von den Köpfen der Hydra. Immer neue Banden tauchten auf, immer offener wurden sie von den italienischen Behörden unterstützt. Ihre Werbebureaus waren in den Städten des Königreichs aufgethan; ihre Waffen wurden aus Magazinen der Nationalgarde verabfolgt. Die Eisenbahnen standen zu ihrer Verfügung, und hunderte von Rothemden wurden mit ihnen täglich nach den Gränzen befördert. In Rom selbst tauchten immer mehr fremde Gestalten auf: die Polizei nahm massenhafte Verhaftungen vor, ohne sich doch des geheimsten Gewebes der Verschwörung bemächtigen zu können. Die Stimmung der Stadt ward mit jedem Tage düsterer; der Verkehr stockte; das gemünzte Geld verschwand. Dunkle Gerüchte weissagten den nahen Ausbruch eines Tumults, und das ganz ermüdete Militär, durch Abzüge und Krankheiten ermindert, erlag unter der Last der Wachdienste und starken Patrouillen.

Am 17. Oct. erließ der Papst eine Encyklika an den gesammten katholischen Klerus. Er schilderte darin den verzweifelten Zustand Roms, welches auf die Länge den es bedrängenden Feinden nicht gewachsen sei. Dies

Actenstück in dem ewig wiederholten Schwulst priesterlicher Declamationen begann durch einen seltsamen Zufall mit derselben Phrase: Levate in circuitu oculos vestros, mit welcher einst der große Feind des weltlichen Papsttums, der hohenstaufische Kaiser Friedrich II., seine Encyklika an die Christenheit gegen Gregor IX. begonnen hatte.*) „Erhebet, ehrwürdige Brüder, eure Augen ringsumher, und ihr werdet die fluchwürdigen Frevel sehen und mit Uns beklagen, von welchen zumal das unselige Italien jetzt heimgesucht ist. Wol verehren wir in Demut die unerforschlichen Gerichte Gottes, dem es gefiel, daß wir in diesen trauervollen Zeiten leben sollen, in denen durch das Werk einiger Menschen und zumal derer, welche die Leiter der öffentlichen Dinge in dem unglücklichen Italien sind, die ehrwürdigen Gebote Gottes und die Gesetze der heiligen Kirche ganz und gar verachtet werden, und die Gottlosigkeit ungestraft ihr Haupt hoch erhebt und triumfirt. Daher kommen alle Ungerechtigkeiten, Uebel und Beschuldigungen, deren höchst trauervolle Zeugen wir sind. Daher kommen jene zahlreichen Banden (phalanges) von Menschen, welche in Gottlosigkeit wandelnd unter dem Banner des Satans dienen, auf dessen Stirne geschrieben steht „Lüge", und die mit dem Namen der Rebellion genannt ihren Mund in den Himmel legen und Gott lästern, alles Heilige besudeln und verachten, alle

*) Levate, Venerabiles Fratres, in circuitu oculos vestros, et videbitis, ac una Nobiscum vehementer dolebitis abominationes pessimas, quibus nunc misera Italia praesertim funestatur . . . Datum Romae apud S. Petrum die 17. Octobris Anno 1867. Pont. Nost. A. XXII.

göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen treten, wie reißende Wölfe nach Beute gieren, Blut vergießen, die Seelen durch ihre Frevel verderben, den ungerechten Sold ihrer eigenen Bosheit suchen, fremdes Gut rauben, den Armen und Schwachen elend machen, die Zahl der Wittwen und Waisen mehren, für Geld den Ungerechten freisprechen, während sie dem Gerechten das Recht verweigern und ihn berauben, und in ihrer Herzensverderbtheit alle schändlichen Begierden zu erfüllen trachten, zum größesten Schaden der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt.

„Von diesem Geschlecht der Verlornen sind wir, ehrwürdige Brüder, in der Gegenwart umringt. Ja, diese Menschen wollen, ganz von teuflischem Geist beseelt, das Banner der Lüge in dieser unserer eigenen erlauchten Stadt aufpflanzen, an dem Stule Petri, dem Centrum der katholischen Wahrheit und Einheit. Die Lenker der subalpinen Regierung aber, welche Menschen solcher Art zurückhalten sollten, erröten nicht, sie auf jede Weise zu fördern, ihnen Waffen und alles Nötige darzureichen und den Zugang zu dieser Stadt zu erleichtern. Doch alle diese Personen, und nehmen sie einen noch so hohen Grad der Civilgewalt ein, mögen erheben; denn durch ihre gottlose Handlungsweise verstricken sie sich in neue Fesseln der Kirchenstrafen und Censuren. Obwohl wir in der Demut unseres Herzens nicht aufhören den gnadenreichen Gott inständigst anzuflehen, daß er geruhe alle diese elenden Menschen zur heilsamen Buße und auf den geraden Weg der Gerechtigkeit, der Religion und des Friedens zurückzuführen, so können wir doch nicht die schweren Gefahren verschweigen, denen wir in dieser Stunde der Finsterniß

ausgesetzt sind. Mit ganz ruhigem Gemüt erwarten wir, obschon durch ruchlosen Betrug, durch Verläumdung, Nachstellung und Lügen aufgereizt, jegliches Ereigniß, da wir alle unsere Hoffnung und unser Vertrauen auf den Gott unseres Heiles setzen, welcher unser Helfer, und die Festung in unsern Nöten ist, der nicht duldet, daß die auf ihn vertrauen zu Schanden werden, der die Nachstellungen der Gottlosen vereitelt und den Nacken der Frevler zerbricht. Indeß können wir nicht umhin, euch vor allen, ehrwürdige Brüder, und allen Getreuen die eurer Sorge anvertraut sind die traurige Lage und die große Bedrängniß kund zu geben, in der wir hauptsächlich durch das Werk der subalpinen Regierung uns gegenwärtig befinden. Denn obwol wir durch die Tüchtigkeit unseres getreuesten Heeres verteidigt sind, welches in rühmlichen Thaten eine fast heroische Tapferkeit bewiesen hat, so ist es doch offenbar, daß es der weit größeren Zahl der ungerechtesten Angreifer nicht lange widerstehen kann. Und obwol uns die kindliche Pietät nicht wenig tröstet, mit welcher uns unsere durch gottlose Usurpation auf diesen Rest verringerten Untertanen anhänglich sind, so müssen wir doch tiefen Schmerz empfinden, daß sie selbst die schweren Gefahren erleiden, die ihnen von den verwilderten Banden jener Ruchlosen drohen, welche sie mit allen Schreckmitteln schrecken, sie berauben, und auf jede Weise plagen"....

Der Papst schwieg von Frankreich; aber dies Schweigen war beredt, und vielleicht konnte es wirksamer sein, als ein directes Hülfegesuch an die katholischen Mächte und ein Aufruf ihrer Intervention. Aller Augen blickten längst auf Napoleon: auch er schwieg, und er schien wieder die

rätselvolle Sphinx der Zeit zu sein. Alle fragten, was er bei einer schon offenbaren Verletzung der Septemberconvention thun werde. Die Liberalen in Rom flüsterten: alles sei in Biarritz fertig gemacht, die Septemberconvention modificirt; der Kaiser könne des Bündnisses mit Italien im unvermeidlichen Kriege wider das neue Deutschland nicht entbehren; der Preis dafür sei das weltliche Papsttum; in vier Wochen werde sein Fall vollzogen sein.

Aber am 17. Oct., demselben Tage, an welchem der Papst jene Encyklika erließ, gelangte folgendes Telegramm des Ministers des Auswärtigen in Paris an den französischen Bevollmächtigten in Rom, Herrn Armand: „Die päpstliche Regierung möge fortfahren, sich energisch zu verteidigen; der Beistand Frankreichs wird ihr nicht fehlen." Diese Depesche machte die römische Nationalpartei erstarren, die Päpstlichen aufjubeln. Napoleon schickte den General Prudon nach Rom, dem Papst zu erklären, daß die Intervention beschlossen sei, und der Cardinal Antonelli befahl dem Nuntius, dem Kaiser im Namen des Papstes zu danken.

Mit großer Zurückhaltung hatte das französische Cabinet bisher die Vorgänge in Italien beobachtet, und sie nur mit seinen Bemerkungen an die italienische Regierung begleitet. Diese hatte wiederholt erklärt, daß die Ueberwachung der Gränzen bei ihrer Ausdehnung und Natur unmöglich werde; bis sie endlich mit der Ansicht hervortrat, daß kein anderer Ausweg aus dieser Krisis sichtbar sei, als das Einschreiten Italiens selbst, das heißt die Besetzung eines Teiles des Kirchenstaats durch die italienische Armee. Nigra, der Bevollmächtigte des Königs am

französischen Hofe, war beauftragt worden, diesen Vorschlag zu machen und zugleich zu bemerken, daß eine zweite französische Expedition nach dem Kirchenstaat nicht allein der Septemberconvention zuwiderlaufe, sondern der gefährlichste aller Wege zur Lösung der römischen Frage sei. Wenn Italien einen Teil des Kirchenstaats besetze, so wolle es dadurch keineswegs die Rechte der päpstlichen Souveränität angreifen; es wolle nur die gestörte Ordnung herstellen, und wünsche endlich eine Uebereinkunft mit Frankreich zu treffen, um die Unabhängigkeit des Papstes sicher zu stellen, zu welchem Zweck es bereit sei, einen Congreß der Mächte anzunehmen.

Das französische Cabinet erwiderte: daß es erfreut sei zu sehen, daß Italien die Souveränität des Papstes anerkenne; daß es nichts wider einen Mächtecongreß habe, um auf ihm die schwierige Frage zu lösen; aber dürfe ein solcher abgehalten werden, wenn italienische Truppen das römische Gebiet besetzt hielten, und der Papst flüchtig im Exil irrte, wohin ihn jene Besetzung unzweifelhaft treiben würde? Der Abzug der Franzosen aus Rom sei die Folge der Septemberconvention und des Vertrauens des Kaisers gewesen, daß die italienische Regierung das päpstliche Gebiet vor jeder Invasion schützen werde. Wenn sie nun wirklich unfähig sei, dies zu thun, so gebe dieselbe Convention dem Kaiser das Recht, thatsächlich für den Schutz des Kirchenstaats zu sorgen.

Der Vorschlag Rattazzi's, die Occupation des päpstlichen Gebiets durch die Italiener zu genehmigen, wurde abgewiesen, und die kategorische Erklärung Frankreichs zwang den Minister Italiens zu der Versicherung, daß

er entschlossen sei die Convention zu halten. Am 19. Oct. schickte der Kaiser sein Ultimatum nach Florenz; sein dortiger Botschafter erhielt die Weisung, Rattazzi zu erklären, daß Napoleon von der Wahrhaftigkeit jenes Entschlusses Beweise haben wolle: durch die unverzügliche Unterdrückung des Werbebureaus, durch die Auflösung der Unterstützung-Comités, und durch eine königliche Proclamation, welche erkläre, daß alle garibaldische Freiwillige zu entwaffnen und zu internirn seien. An demselben Tage reiste der General de Failly von Paris nach Toulon ab, um den Oberbefehl über die Expeditionsarmee zu übernehmen, welche auf der bereit gehaltenen Flotte absegeln sollte, wenn die italienische Regierung dem Ultimatum nicht Folge leistete.

Das Ministerium Rattazzi befand sich in der größesten Verlegenheit; es hatte nicht allein Frankreich gegen sich, sondern auch die übrigen Mächte, welche entschlossen waren, der französischen Intervention kein Hinderniß in den Weg zu stellen. Preußen selbst, auf welches er rechnen mochte, konnte es nur erwünscht sein, wenn Napoleon sich in die italienischen Angelegenheiten wieder tief verwickelte, und durch die gehässige Intervention auch die letzten Sympathien Italiens verlor. Die Haltung des Kirchenstaats und Roms war es, woran Rattazzi scheiterte; denn hier erhob sich keine Bewegung, die ihm zu Hülfe kam. In dem Briefkasten des römischen Senats fand sich an jenem 19. Oct. nur ein anonymes Schreiben, welches besagte, daß der Zustand Roms so bedrohlich sei, daß die Aufnahme italienischer Truppen in die Hauptstadt dadurch geboten werde. Der Senator möge diese Aufforderung

an den Papst bringen; Tausende von Bürgern, welche ihre Namen bei einem Notar niedergelegt, seien bereit zu erhärten, daß dies der Wille der Stadt Rom sei. In Abwesenheit des Senators, Marchese Cavaletti, nahmen die vier Conservatoren dies Schreiben an sich, und sie übersandten es dem Papst mit einer Verwahrung, daß sie, ohne die darin ausgesprochenen, der Würde der Regierung nicht gemäßen Gesinnungen zu teilen, es für gut hielten, Sr. Heiligkeit davon Kunde zu geben. Konnte ein anonymer Brief, dessen römischer Ursprung zweifelhaft war, und der in offenbarem Zusammenhange mit dem nach Paris gerichteten Vorschlage Rattazzi's stand, in Wirklichkeit für den Ausdruck des Senats und Volks der Stadt Rom gelten?

Am Abende des 19. Oct., des Tages der Krisis, reichte Rattazzi seine Entlassung ein, worauf der König den General Cialdini berief, ein neues Cabinet zu bilden. Cialdini war der Mann von Castelfidardo, aber auch von Aspromonte, ein entschiedener Feind des Freischaarenwesens, und deshalb Frankreich genehm. Die Aufregung in Florenz wurde groß: was auch in den Stürmen dieser Bewegung überwog, die Rückkehr der Regierung zur Septemberconvention und dadurch zum Gehorsam gegen Frankreich, oder der Fortschritt zur Revolution und zum Bruche mit Napoleon: es erschien gleich gefahrvoll. Während Cialdini sich fruchtlos bemühte, ein Ministerium zu bilden, leitete noch Rattazzi, hinter die Scene zurückgetreten, die Geschäfte, und in diesem Intermezzo officieller Regierungslosigkeit konnten sich Kräfte in Bewegung setzen, welche die Katastrophe herbeiführten.

Der französische Kaiser, stets zweideutig, stets lavirend, wünschte nicht zur Intervention gezwungen zu werden. Er war froh, als ihm am 20. Oct. sein Bevollmächtigter in Rom telegrafirte, daß sich an diesem Tage keine Banden mehr auf dem römischen Gebiet befänden. In der That war es den Anstrengungen der Päpstlichen gelungen, jene über die Gränzen zurückzuwerfen. Die sogenannte römische Legion, mit welcher ein Emigrant, der aus der königlichen Armee entlassene Major Ghirelli, den Flecken Orte am 17. Oct. überfallen hatte, war verjagt worden; die Freischaaren unter Menotti hatten nach einem heftigen Gefecht am 18. Oct. mit großem Verlust Nerola räumen müssen; die Banden Nicotera's waren am 19. aus Vallecorsa in Latium verjagt worden. In Folge jenes Telegramms, welches diese Thatsachen meldete, gab Napoleon am 21.° den Befehl, die Einschiffung der Truppen in Toulon einzustellen. Am 22. verkündigte dies der Moniteur in einem Artikel, welcher zugleich die Ueberzeugung aussprach, daß die Invasion des Kirchenstaats nunmehr ihr Ende erreicht habe, während die Haltung der italienischen Regierung die gewissenhafte Durchführung der Septemberconvention gewährleiste.

So war die Intervention abbestellt, und tiefe Bestürzung ergriff diejenigen, welche sehnlich auf sie gehofft hatten.

VII.

Garibaldi war unterdeß in einer für ſeine Ungeduld peinvollen Lage in Caprera geblieben. Die Briefe ſeiner Söhne und Agenten hatten ihm das Mißlingen der Invaſion gemeldet, andere ihn von den Vorbereitungen der Intervention Napoleons benachrichtigt, deren Druck die italieniſche Regierung zu erliegen im Begriff ſei. Schon einmal hatte er nach Livorno zu ſchiffen verſucht, und war daran durch die ihn bewachenden Kriegsfahrzeuge verhindert worden. Er beſchloß auf jede Weiſe ſeinen Plan durchzuſetzen, ſich an die Spitze der Freiſchaaren zu ſtellen und ſie nach Rom zu führen, um das Papſttum zu ſtürzen, oder wenn er das nicht vermochte, ſeine Leiche zwiſchen dieſem und Italien zu laſſen.

Er entwich aus Caprera am 16. Oct. auf ſeiner Barke, ſo glücklich wie Napoleon von Elba, den er nachzuahmen ſchien. Mit oder ohne Wiſſen der italieniſchen Kriegsſchiffe gelangte er nach der Inſel Maddalena, wo er von einer engliſchen Dame aufgenommen wurde, ſodann nach dem nahen Sardinien. Verkleidet ſchiffte er ſich dort ein, und landete am 19. Oct., jenem entſcheidenden Tage, an der Maremma von Livorno, beim Turm von Vada. Oeffentlich kam er nach Florenz am 20. Niemand

hinderte ihn, denn Rattazzi war eben abgetreten, das neue Ministerium noch nicht gebildet, die Regierung in Anarchie.

Er hielt öffentlich Reden, und rief auf dem Platz Santa Maria Novella das Volk zum Kampf wider das Papstthum und alle diejenigen auf, welche der heiligen Nationalsache aus Schwäche oder verrätherisch in den Weg träten. Man antwortete ihm mit stürmischem Beifallsgeschrei. Der französische Botschafter forderte alsbald die Festnahme Garibaldi's, ihn zu verhindern, daß er sich an die Gränze begebe, dort an die Spitze der Invasion stelle, die mühsam gewonnenen Erfolge der Diplomatie beider Regierungen zerstöre, und so alles wieder in Verwirrung zurückstürze. Man versicherte ihn, daß dies geschehen werde. Doch mit einem Extrazuge reiste Garibaldi von Florenz am 22. Oct. ab, während hinter ihm Verhaftsbefehle nachhinkten. Die königliche Gendarmerie setzte ihm in Rieti und anderswo auf keuchenden Pferden nach, aber immer erst dann, wenn er längst ihrem Bereich entschwunden war.

Am 23. Oct. kam er nach dem Paß von Correse, und begab sich sodann auf das päpstliche Gebiet nach Scandriglia, wo seine beiden Söhne und andere Führer, wie Salomone und Frigessy, ihre Freischaaren in der Stärke von einigen tausend Mann vereinigt hatten. Hier hörte Garibaldi was Tags zuvo in Rom vorgefallen war, was mit seinem persönlichen Auftreten im genauen Zusammenhange stand, aber tief unter seiner Erwartung blieb.

Wie er selbst herbeigeeilt war, seinen Handstreich wider Rom auszuführen, ehe noch die Franzosen landeten, so

ſollte ihnen auch die Inſurrection Roms zuvorkommen. Sie war die allein entſcheidende aller Thatſachen; daher die allgemeine Aufmerkſamkeit draußen auf deren Eintreten im höchſten Maße geſpannt blieb. Hundertmal war dieſer Aufſtand angekündigt, und nie zur That geworden. Seit Wochen bemühten ſich die mazziniſtiſchen Agenten in der Stadt. Ein Bergamaske Francesco Cucchi leitete ſie und die Ausführung des Plans. Man hatte heimliche Waffendepots errichtet, eins bei S. Giovanni de' Fiorentini, ein anderes in der Vigna Matteini hinter S. Paul. Man hatte Römer ſelbſt gewonnen, ihre Locale und andere Dienſte herzugeben. Sogar in die Engelsburg war man eingedrungen und hatte daſelbſt ein paar Artilleriſten zu beſtechen vermocht, welche zuſagten, das dortige Pulvermagazin in die Luft zu ſprengen, wenn das Zeichen dazu gegeben werde. Denn an mehreren Orten, wo päpſtliche Truppen ihre Caſernen hatten, im Palaſt Serriſtori im Borgo, im Palaſt Scimarra ai Monti, ſelbſt in der vaticaniſchen Schweizercaſerne ſollten Minen gelegt werden. Endlich ward der 21. Oct. als der Tag des Aufſtandes feſtgeſetzt. An dieſem Tage erließ die „römiſche inſurrectionelle Junta", welche das Nationalcomité wieder bei Seite geſchoben hatte, den Aufruf zur Erhebung in folgender energiſchen Proclamation:

„Römer, zu den Waffen! zu den Waffen! für unſere Freiheit, unſer Recht, die Einheit des italieniſchen Vaterlandes und die Ehre des Römernamens. Unſer Schlachtruf ſei: Tod dem weltlichen Papſttum! es lebe Rom, die Hauptſtadt Italiens! Wir wollen jeden religiöſen Glauben ehren, aber uns für immer von einer Tyrannei befreien,

die uns von der italienischen Familie gewaltsam trennt und den Irrtum verewigen will, daß Rom vom Rechte der Nationalität gesondert sei und aller Welt gehöre, nur nicht Italien. Unsere Brüder haben seit vielen Tagen das Banner des heiligen Aufstandes erhoben und röten mit ihrem Blut die Via Sacra die nach Rom führt. Dulden wir nicht länger, daß sie allein stehen, antworten wir ihrem Heldenruf mit der Sturmglocke des Capitols. Unsere Pflicht, die Solidarität der gemeinsamen Sache, die Tradition Roms, gebieten dies. Zu den Waffen! Wer eine Flinte tragen kann, eile herbei! Jedes Haus sei eine Burg, jedes Eisen eine Waffe. Die Greise, die Frauen, die Kinder mögen Barrikaden aufwerfen, die Jünglinge werden sie verteidigen. Es lebe Italien! es lebe Rom!"

Die Proclamation ward ausgestreut, aber ihr antwortete nur Grabesschweigen. Die sie verfaßt hatten, kannten die Beschaffenheit Roms nicht. Sie konnten bei dem Aufstandsversuch nur auf die wenigen hundert Menschen zählen, welche sich heimlich in die Stadt eingeschlichen hatten, und auf solche Römer, die man für den Plan durch Ueberredung gewonnen hatte. Rom ist nicht mehr die Stadt des Mittelalters; damals gab es ein in Zunftverbänden festgeschlossenes Bürgertum, welches die politische Autonomie der Republik mutig bewahrte, eine regionenweise gegliederte Miliz im Dienst des capitolischen Magistrats, und einen kampffertigen zum Teil ghibellinischen Adel. Damals erhob sich die Stadt oft genug gegen die Päpste, welche sie verjagte, oder die sie zur Anerkennung ihrer politischen Rechte zwang. In dem heutigen Rom von 220000 Einwohnern sind solche Zu-

stände nicht mehr vorhanden. Das Bürgertum hat keine politische Natur mehr; der Adel führt hier unter dem Schatten seiner alten Stammbäume, mit wenigen Ausnahmen, ein Leben staatlosen Müßigganges, welches beschämend, aber geschichtlich erklärlich ist. Ein großer Teil von ihm gehört päpstlichen Nepotenfamilien an. Ein Teil der römischen Bevölkerung ist der päpstlichen Regierung ergeben, in deren Dienste er steht, von der er ernährt wird, mit der er durch Priesterschaft und Prälatur im Zusammenhange ist. Glaubten nun die Mazzinisten wirklich, daß sich die größere italienisch gesinnte Masse Roms auf ihre Proclamation erheben würde, um Barrikaden zu bauen, sich von den Zuaven niederschießen zu lassen, oder in jedem Falle, nach der Unterdrückung des Aufstandes durch eine französische Armee, in den Kerkern und im Exil ihre Tage zu beschließen?

Etwa 3000 Mann lagen in der Stadt, unter dem Befehle des Marchese Zappi, und so verteilt, daß sie des Aufstandes Herr werden konnten, wenn er ausbrach. Nach der Anordnung des Obercommandos sollten fünf Kanonenschüsse von der Engelsburg das Zeichen zum Allarm geben. Maßregeln der Verteidigung wurden getroffen, meist auf den Rat des Generals Prudon, welcher am 20. Oct. nach Rom gekommen war, den Papst des unfehlbaren Schutzes Frankreichs zu versichern, und ihn zu ermuntern, sich in Rom so lange zu halten, bis die Flotte von Toulon in Civita Vecchia eingetroffen sei. Derselbe General riet, die Provinzen preis zu geben, die dort verstreuten Truppencorps auf Rom zurückzuziehen, um diese Stadt, worauf es allein ankomme, zu verteidigen. In der Nacht vom

21. zum 22. Oct. begann man die Tore zu verbarrikadiren, Schanzen vor denen aufzuwerfen, welche geöffnet blieben, die andern, welche gesperrt wurden, mit Erde von innen zu verschütten. Im Mittelalter nannte man dieselbe Maßregel falsbricare le porte. Ganz geschlossen wurden die Porta Maggiore, die Salara, die von S. Lorenzo, S. Paul, S. Pancrazio, S. Sebastian. Man machte auch beide Drahtbrücken, den Ponte Rotto und die neue Brücke an der Lungara durch Ausheben der Bohlen unpassirbar. Man minirte die drei Aniobrücken, die salarische, nomentanische, und Ponte Mammolo auf dem Wege nach Tivoli. Man brachte in den Mauern, selbst auf dem Pincio, Schießscharten an, und begann Kanonen aufzupflanzen. Man legte eine Batterie beim Eingangspunkt der Eisenbahn in die Stadt an. Man füllte die Gräben der Engelsburg mit Wasser.

Die Nacht zum 22. Oct. verging in Ruhe, nur hörte man das Aufknallen von Petarden in vielen Straßen Roms, die Rufe der Schildwachen, und ihre Schüsse.

Eine fieberhafte Spannung lag in der moralischen Luft der Stadt. Sie war von der Außenwelt abgeschnitten: die Telegraphen in Unthätigkeit; die Posten unregelmäßig; die Eisenbahnen streckenweise an den Gränzen von den Päpstlichen selbst unfahrbar gemacht. Nur dunkle Gerüchte gingen hin und her. Dies war Roma squallida, und welch ein Gegensatz zu der Roma splendida des Monates Juni!

Am 22. Oct. hörte man die Rede, daß am Abend der Aufstand ausbrechen solle; offen sprach man davon in den Cafehäusern und Hôtels. Man wußte, daß Garibaldi

in Florenz aufgetreten sei; man sagte, daß er sich an die Spitze der Banden gestellt habe; Rom werde sich erheben, und er dann seinen siegreichen Einzug in die Stadt halten. Die Vorstellung von den Gräueln eines Straßenkampfs, der Gedanke an alle mit einer Revolution verbundenen Excesse, selbst die Plünderung, ängstigte viele. Man zitterte in solchen Häusern, wo die Rache der Actionspartei besonders zu fürchten war. Die Erinnerung an den furchtbaren Sacco di Roma durch die Banden Bourbons lebt hier noch fort.

Am Abend war der Anblick Roms für den, der sich noch hervorwagte, grauenvoll. Alle Läden und Thüren geschlossen; kaum hie und da in den verdüsterten Straßen Menschen, von den Wachen angerufen, oder fortgetrieben. Die Zugänge des leeren Corso, wie die Seitengassen von Wachposten abgesperrt; nur Patrouillen zu Fuß und zu Pferde sich fortbewegend.

Eine Bombe, welche auf dem Platz Colonna von einem flüchtig vorüber Eilenden gegen die Hauptwache geschleudert wurde, gab das Zeichen zum Beginne des Aufstandes. Man hörte bald darauf den wiederholten Knall von Petarden und Flintenschüssen, und ein dumpfes Getöse. Die Mine im Palast Serristori im Borgo sprang; ein Teil des großen Gebäudes, wo die Zuaven ihr Hauptquartier hatten, stürzte zusammen, und begrub mehr als zwanzig Personen, meist junge Menschen vom Musikcorps und größtenteils römische Waisenkinder. Glücklicherweise gelang es nicht, die an anderen Casernen gelegten Minen anzuzünden. Die von der Revolution gewonnenen Artille-

rüsten in der Engelsburg, bereits verraten und überwacht, wurden festgenommen.

Nach dem Aufstandsplane hatten sich die Insurgenten, etwa 500 Mann stark, in Sectionen geteilt, welche Militärposten überfallen sollten. Zumal sollte die Wache auf dem Capitol bewältigt, auf dessen Turm sodann die Glocke gezogen, und mit ihr ganz Rom in Waffen gerufen werden. Die 50 Garibaldiner, welche gegen das Capitol vordrangen, wurden indeß mit ein paar Schüssen zerstreut. Einen ähnlichen Ausgang nahm jeder andere Versuch. Nur im Tor von S. Paul vermochten die Garibaldiner 400 Mann stark unter dem Befehl eines italienischen Deputirten, wie man sagte, der Wache sich zu bemeistern. Ein Teil von ihnen besetzte dies castellartige Tor, ein anderer stürmte nach S. Paul, sich des Waffendepots in der Vigna Matteini zu bemächtigen. Aber das Depot war schon an die Polizei verraten und von ihr aufgehoben worden. Ein anderes, welches in einer Puzzolangrube bei der Basilika versteckt lag, konnte nicht aufgefunden werden, weil diejenigen ausblieben, die man dafür angestellt hatte. Auch der erwartete Zuzug erschien nicht. Die nach dem Tor rückkehrende Schaar stieß auf päpstliche Truppen, und zerstreute sich nach kurzem Gefecht. Das Tor selbst wurde von diesen wieder genommen. Der Sturm auf die Gasanstalt am Circus Maximus, zu dem Zweck versucht, ganz Rom in Finsternis zu begraben, mißglückte nicht minder. Der Trupp von Freischaaren, welchen die Brüder Cairoli auf dem Tiber nach der Stadt führen und bei der Ripetta landen sollten, gelangte nicht bis dorthin, sondern warf sich außerhalb

der Stadtmauern in eine Villa der Höhen bei Acqua Acetosa.

Wenn nicht zerstreute Waffen, Lanzen und Beile, fortgeworfene Kleidungsstücke, einige Blutspuren, und der zertrümmerte Palast Serristori die Zeugen des Vorgefallenen gewesen wären, so würde der größeste Teil Roms am Morgen des 23. Oct. kaum gewußt haben, daß man in der Nacht gekämpft hatte.

An demselben Morgen rückten päpstliche Truppen aus der Porta del Popolo gegen die Acqua Acetosa, die Bande Cairoli's anzugreifen. Dort erheben sich zwischen dem Tiber und dem Anio, der in ihn mündet, sachende Hügel, zu deren Füßen sich Wiesen am Tiberstrom ausbreiten, der dort majestätisch herabgezogen kommt, zwischen niedern Ufern, über welche man in die große Landschaft von Tuscien und der Sabina blickt. Landhäuser stehen auf den Höhen, die man Parioli nennt. Hier hatten sich die Freischaaren, 70 Mann stark, in der Villa Glori festgesetzt. Ihre Schaar bestand aus Patrioten, Männern von Bildung und kühnem Mut, meist begüterten Landbesitzern, Ingenieuren, Studenten, Militärs. Zwei Brüder Cairoli führten sie, Enrico, Deputirter des Parlaments, und Benedetto, Capitän der Artillerie im italienischen Heer. Auch ein Graf Colloredo war unter ihnen, und ein Neapolitaner vom Hause Acton. Mit Ungestüm von den päpstlichen Carabinieri angegriffen, verteidigten sich diese Garibaldiner mit heroischer Tapferkeit. Man focht Mann gegen Mann. Nachdem Enrico und andere gefallen oder kampfunfähig geworden waren, zerstreute sich der Rest dieser Bande oder er fiel in Gefangenschaft.

VIII.

Garibaldi war kaum in Scandriglia angelangt, als er Acerbi Befehl gab gegen Viterbo vorzugehen, und Nicotera, in Latium einzufallen. Er selbst wollte mit etwa 4000 Mann den Hauptstoß auf Rom ausführen, und sich zunächst Monte Rotondos bemächtigen.

Schon am 23. Oct. brach Acerbi von Torre Alfina auf und näherte sich Viterbo, doch nur mit 800 Mann. In dieser Stadt lagen ein paar hundert Päpstliche unter dem Commando des Obersten Azzanesi. Er schlug glücklich den Sturm der Freischaaren ab, als sie in der Nacht des 24. Oct. Viterbo an allen sechs Toren angriffen, von denen sie eins, die Porta della Verità in Flammen setzten. Mit großem Verlust zogen sie sich zurück.

Garibaldi selbst besetzte Monte Maggiore und den Paß von Correse, von wo er Monte Rotondo bedrohte. Auch von den Gränzen Latiums meldeten die Telegrafen, daß an ihrer ganzen Linie die Freischaaren vorwärts rückten.

Die Lage in Rom wurde jetzt schwierig. Die erschöpften 3000 Mann, welche die Stadt hielten, konnten sie nicht vertheidigen, wenn jene Banden von allen Seiten heranbringend sich unter ihren Mauern vereinigten. Auch

war man nicht sicher, daß ein zweiter und vielleicht mehr erfolgreicher Versuch zum Aufstande gemacht wurde. Man hatte Hunderte von Verdächtigen festgenommen, aber daß die Stadt noch von Verschwörern gefüllt war, lehrte jede Nacht seit dem 22. Oct. Denn mit der Dunkelheit begann das gewohnte Petarden-Spiel. In der in Italien heiligsten Stunde des Tages, wo die Glocken Ave-Maria läuten, schienen alle Dämonen aus dem unterirdischen Rom emporzusteigen; da hörte man in nur minutenweiser Unterbrechung Petarden aufknallen, und dazu hundert Glocken ihre feierlichen Klänge ertönen lassen. Wer damals in Rom lebte, den hat wol nichts so sehr aufgeregt als dieser allabendliche Zusammenklang der Glocken und der Orsini-Bomben, welcher beredter als Worte es vermögen den Gegensatz der todfeindlichen Mächte der Zeit ausdrückte, die heute um den Besitz der Alma Roma kämpfen, und eigentlich schon Jahrhunderte lang darum streiten.

Den vom Wachdienst angestrengten Truppen Erleichterung zu schaffen, hatten Bürger der päpstlichen Partei eine städtische Miliz gebildet, in welche auch Söhne der ersten Fürstenhäuser eintraten.

Am 25. Oct. kam man einem Heerde der Insurrection in Trastevere auf die Spur, wo im Hause des Tuchfabrikanten Ajani eine Waffenniederlage verraten wurde. Die Zuaven stürmten dieses Haus. Der Besitzer ward erstochen, sechzehn Garibaldiner wurden niedergemacht, die übrigen niedergemetzelt oder gefangen genommen. An demselben Tage erklärte der Stadtcommandant Rom in Belagerungszustand, und gebot die Ablieferung aller Waffen im Privatbesitz.

Garibaldi war unterdeß schon am 24. Nachts vor Monte Rotondo erschienen, einem Ort auf einer entzückenden Höhe, welche das Tibertal bis nach Correse, und die Campagna der nur drei deutsche Meilen entfernten Stadt beherrscht. Er hatte die Telegrafendrähte zerreißen lassen, um die Communication des Castells mit Rom zu hindern, und so die päpstliche Besatzung von 370 Italienern, die dort unter dem Hauptmann Costes lagen, isolirt zu halten. Der Ort ist fest, und von mittelaltrigen Mauern geschützt, während ihm das Baronalschloß der Orsini, jetzt Eigentum der Ludovisi, als Fort dienen kann. Mit 4000 Mann stürmte Garibaldi Monte Rotondo. Artillerie hatte er nicht; die Päpstlichen aber bedienten sich ihrer zwei Kanonen mit Erfolg, und auch ihre Gewehre streckten die Angreifer reihenweise nieder. Wiederholt abgeschlagen, führte der erbitterte General seine Banden immer wieder zum Sturm. Ein Tor ging in Flammen auf, und die Freischaaren drangen endlich in die Stadt, während sich die Päpstlichen in das Baronalschloß zurückzogen. Erst als man eine Mine an dasselbe legte, ergab sich die kleine Besatzung kriegsgefangen, am Morgen des 26. Oct., nachdem sie sich 27 Stunden lang mit rühmlicher Tapferkeit geschlagen hatte.

Zu Pferde sitzend zog Garibaldi in den Dom von Monte Rotondo ein, wo er sein erstes Nachtquartier nehmen wollte. Auch hier war er eine vollkommen mittelaltrige Gestalt; denn so ritt einst auch der Condottiere Francesco Sforza hoch zu Roß in den Dom Mailands, als er diese Stadt bezwungen hatte; so ritt auch der König Ladislaus von Neapel in die Kirche S. Johann

im Lateran hoch zu Roß, als er Herr von Rom geworden war. Die Kriegsgefangenen wurden gerade in den Dom gebracht, als Garibaldi dort einritt; sie entblößten ihre Häupter, und jener, glaubend sie thäten dies aus Respect vor ihm selbst, machte ihnen ein Zeichen, sich zu bedecken.*) Er lobte die Tapferkeit der Gefangenen, die er einer besseren Sache würdig erklärte; er schützte sie auch vor der Wut der Freischaaren, welche bereits einige dieser Capitulanten niedergeschossen hatten, und er schickte sie unter Escorte über die Gränze nach Correse, wo sie die königlichen Truppen aufnahm und weiter in das Fort Varignano bei Spezia brachten. In einem Beichtstul hielt Garibaldi sein Nachtlager, während die Rothemden aus dem Dome machten, was einst die verwilderten Schaaren des Connetable von Bourbon aus dem S. Peter gemacht hatten.

Garibaldi war Herr der stärksten Position im Stadtgebiet, und jetzt Hannibal von den Toren; aber er hatte diesen Erfolg, den einzigen nennenswerten in dem ganzen Bandenkriege überhaupt, durch 400 Todte und Verwundete und einen unersetzlichen Zeitverlust erkauft. Die kleine Besatzung von Monte Rotondo hat damals dem Papsttum den größesten Dienst geleistet; denn hätte sie Garibaldi nicht aufgehalten, so würde er seinen Marsch nach Rom

*) Diesen charakteristischen Zug erzählt der kriegsgefangene Zuaven-Capellan, welcher das Leben und Treiben der Garibaldiner in Monte Rotondo naiv und anschaulich geschildert hat: La Prigionia del P. Vincenzo Vannutelli. Episodio della Invasione Garibaldina del 1867. Appunti storici estratti dal suo giornale. Roma, Salviucci, 1869.

beschleunigt haben. Monte Rotondo zu besetzen war er genötigt, weil dieser Ort an der umbrischen Eisenbahnstrecke den Knotenpunkt der dortigen Campagna bildet. Ein dort lagerndes Heer beherrscht die Zugänge zu Rom, wie zum umbrischen Paß, und es lehnt sich zugleich an die Berge von Tivoli, wo die valerische Straße den Rückzug in die Abruzzen öffnet.

Wenn Garibaldi damals einige Tausend gut bewaffneter Truppen hätte auf die Mauern Roms werfen können, ehe die zurückgerufenen Päpstlichen aus den Provinzen eintrafen, so würde er sie wol erstiegen und seine Freischaaren über die Stadt ergossen haben. Wie oft waren nicht im Mittelalter diese morschen Mauern Aurelians von Belagerern Nachts an irgend einer unbewachten Stelle durchbrochen worden. Dasselbe konnte auch jetzt geschehen. Die päpstlichen Truppen vermochten den großen Umkreis Roms nicht zu verteidigen. Wer sie damals sah, diese abgehetzten Reitertrupps, diese ermüdeten bleichgesichtigen Holländer und Belgier, wie sie unter Gewehr durch die Straßen wankten, konnte sich sagen, daß ihre Kräfte nicht mehr hinreichten, weder die Freischaaren von den Mauern abzuschlagen, noch sie aus der Stadt zu werfen, wenn sie dort eingedrungen waren. Sie würden sich nur in die Leonina geworfen haben, den Papst in der Engelsburg so lange zu verteidigen, bis der französische Entsatz herbeikam. Denn dorthin würde sich Pius IX., wie Clemens VII., durch den bedeckten Gang des Vatican geflüchtet haben, um von den Zinnen dieser Burg vielleicht Zeuge eines zweiten Sacco von Rom zu sein. Die Vorstellung, daß diese Weltstadt im Jahre 1867, von Freischaaren wie im

Jahre 1527 bedrängt, in dieselben Zustände dreihundertjähriger Vergangenheit zurückversetzt war, erregte in dem Augenzeugen der Ereignisse eine unbeschreibliche Verwunderung. Er konnte sich vorstellen, daß hier nur Namen und Gewänder gewechselt seien. Statt des Connetable stand der Condottiere Garibaldi vor den Mauern Roms. Konnte nicht auch er beim Sturm vor diesen Mauern fallen, und würde er dann nicht durch Ironie des Schicksals sich ganz und gar in jenen Bourbon verwandelt haben, welcher sterbend das eine Wort wiederholte: A Rome! à Rome!? Statt des Papstes Clemens VII. lag jetzt Pius IX. in denselben Gemächern des Vatican im Gebet. Dasselbe Feldgeschrei „Rom oder den Tod!“ erscholl aus den Reihen der Krieger Bourbon's und Frundsberg's, wie aus denen der Freischaaren Garibaldi's, denn es war das Geschrei des Hasses und der Not. Wie sich alle Nationen in jenen Banden gemischt hatten, so mischten sie sich auch in denen Garibaldi's, denn die ganze Demokratie Europas war in ihnen vertreten. Der gleiche Hohn gegen die Kirche und ihre Heiligtümer, das gleiche Wutgeschrei gegen Papst und Klerisei erscholl aus den Banden dort und hier. Aber doch darf man sagen, daß die Lutheraner des Jahres 1527 und die mit ihnen vereinigten Spanier und Italiener minder radikale Menschen des Umsturzes waren, als die Banden des Jahres 1867. Denselben Zauber, welchen Name und Gestalt Bourbon's auf seine Schaaren ausgeübt hatte, übte jetzt Garibaldi auf die seinigen aus. Wie jene einherzogen, Lieder singend zum Ruhm des Connetable, so sangen diese ihre

Garibaldi-Hymne, und sie wiederholten mit Enthusiasmus die Strophe:

L'ha detto Garibaldi,
E questo è verità:
Chi muore per la patria
In Paradiso va.

Als die Freischaaren sich im Dom Monte Rotondos eingerichtet hatten, bestieg einer dieser Rothemden die Kanzel, ergriff ein Crucifix, hielt eine burleske Predigt mit tausend wilden Flüchen, und forderte seine lachenden Zuhörer auf, den „Gott Garibaldi" anzurufen. Dies geschah unter wiederholtem Geschrei, worauf der Prediger rief: „Im Namen also Garibaldi's gebe ich Euch die Benediction". Die Zuhörer machten lästernde Geberden der Verehrung, und jener mit dem Crucifix das Zeichen des Segens, wonach er das Kreuzbild auf den Boden schleuderte, daß es in Stücken zerbrach.

Dies erzählt der dort gefangene Dominicaner und Zuaven-Capellan, und sagt: „Die Garibaldiner gehören allen Classen der Gesellschaft an: da sind Edelleute, Plebejer, Gebildete, Ungebildete, alle gleicher Weise Briganten. Sie gehören auch allen Nationen an, und alle sind sie durch die gegebene Gelegenheit zu dem einen Zweck vereinigt, gegen die Kirche und die christliche Gesellschaft den Vernichtungskrieg zu führen; kurz sie sind das kosmopolitische Heer des Teufels, die abscheuliche Caricatur des katholischen Heeres. Unter ihnen haben sehr viele eine wahrhaft christliche Erziehung gehabt, und ihre Eltern sind gute und rechtschaffene Leute. Viele haben Talent und Bildung, auch feine und gefällige Manieren. Doch

die Masse besteht aus Menschen von unwürdigem Lebenswandel, vielfach auch aus Ueberresten der Kerker, oder aus Jünglingen, welche mit Betrug in die geheimen Secten gezogen wurden, auch aus Müßiggängern der Städte, die ohne Gewerb gesinnungslos dahin leben, und Reisenden wie Fremden dienen, als Kutscher, Platzbediente, Facchini, Aufwärter in Schenken, und so weiter. Viele andere sind Tagelöhner und Handwerker. Sie verbinden sich um zu abenteuern, um todtzuschlagen oder sich todtschlagen zu lassen, ohne eigentlich zu wissen warum. Ein hitziges Fieber treibt sie gewaltsam in den Krieg, ohne daß sie von ihrem Thun sich Rechenschaft geben. Denn unter ihnen herrscht keine Einheit der Ideen. Einige ziehn daher, mit der Absicht das Papstthum zu zerstören, wie sie mir selbst gesagt haben, andere um Italien einig zu machen, andere um dem Papst die weltliche Gewalt zu nehmen, die ihrer Meinung nach dem Evangelium widerstreitet, andere um alle Könige und ihre Throne umzustürzen, und viele endlich ziehen auf Raub aus. Dieser Verwirrung der Ideen entspringt unaufhörliche Unordnung; so daß es kein Wunder ist, wenn sie sich unter einander oft insultiren und mißhandeln.*) Wenn von ihren Häuptlingen einer

*) „Nach der Einnahme von Monte Rotondo machten sich manche aus dem Brokat der priesterlichen Gewänder Officiersabzeichen, und so stellten sie sich ihren vermeintlichen Untergebenen vor und sagten: seht, ich bin Capitän, Lieutenant u. s. w., worauf man ihnen mit einem Applaus von Geheul und Gepfeife und anderen schrillen Tönen antwortete, die sie machten, indem sie die Finger in den Mund steckten."

dies befiehlt, befiehlt der andere anderes. Ihre Befehle werden daher stets verachtet und übertreten, denn jeder glaubt eine Autorität zu sein, und alle wollen gebieten. Viele von ihnen würden sonst nicht schlecht sein: aber in jenen Augenblicken des Fieberwahns sind sie jedes Excesses fähig; ich war leider davon Zeuge, und Monte Rotondo, zumal die dortigen Kirchen beweisen es. Ihre Kleidung ist ihren Ideen und Handlungen angemessen. Es würde schwer halten, auch nur zwei gleichgekleidete Menschen unter ihnen zu finden. Viele tragen das rote Hemd oder die rote Mütze; einige sind von Kopf bis zu Fuß rot gekleidet, alle aber tragen irgend einen Fetzen dieser Farbe. Sie zeigen nicht eine Spur von Religion, vielmehr Haß gegen sie; in manchen möchte man das wahre Bild des Dämons zu sehen glauben, so schrecklich sieht ihre rote Kleidung aus, zumal wenn sich damit ein wilder Blick und ein trotziges Angesicht vereinigt. Sie haben nur einen Namen, der sie electrisirt: Garibaldi! Dieser hat über alle eine solche Gewalt, daß es wahrhaft erstaunlich ist, obwol man die Ursache davon nicht erkennen kann, wenn sie nicht etwa in der Wirkung der teuflischen Action der geheimen Secten liegt."*)

*) Der Leser wird erkennen, daß der römische Mönch im Jahre 1867 die Race der Garibaldiner so naiv schildert, wie etwa Herodot die Skythen, oder Villani die Hunnen. Als er später, noch als Gefangener, aber dem Tod entronnen und verkleidet mit dem Eisenbahnzuge von Spoleto, der von rückkehrenden Garibaldinern angefüllt war, durch einen Tunnel fuhr, wo der Zug stockte, sagte er: ich hatte dort ein wahres Bild vom Haus des Teufels. Das matte Zwielicht der Waggons,

Derselbe Mönch schildert seine Unterredungen mit Pantaleone, dem ehemaligen Franciscaner und seit Marsala Capellan Garibaldi's, für den er Secretärdienste thut und wol auch Proclamationen schreibt, ein echter Sicilianer, gutmütig und von sprudelnder Lebendigkeit. Er war es auch, der das Feldgeschrei Roma o Morte erfand, wie er sich dessen selbst gegen den Gefangenen rühmte, der ihm übrigens seine Schonung zu danken hatte. Pantaleone, ein stattlicher, stark beleibter Mann, trug auf dem Kopf eine Mütze von Bärenfell, all' Orsini genannt, ohne Schirm, nach Art der armenischen Kopfbedeckungen; über dem roten Hemde hatte er eine schwarze Jacke zum Zuknöpfen, namentlich bei Gewehrfeuer, um nicht dem Feind ein Ziel zu geben. Er trug große Stiefeln und darin dunkle Hosen, an der Seite einen großen Säbel, und endlich an einer Kette auf der Brust ein Instrument zum Signalpfeifen. Er sprach mit staunenswürdiger Leichtigkeit in eleganter und figurenreicher Rede über so viel Dinge, daß es schwer war sie zu behalten. Sein Hauptargument war, daß die katholische Religion wider die Natur sei, daß das Papsttum als ein veralteter Betrug jetzt zerstört werden müsse. Er sagte, daß die Geistlichen nicht ihre Familien lieben, daß sie auf die eheliche Liebe verzichten, daß sie die Völker mit tausend Lügen hintergehen, und dergleichen. Als der naive Mönch ihn fragte, ob er schon ein Ehebündniß

---

der unterirdische Tunnel im Berge, das Rasseln des Zugs, das Geschrei all dieser wütenden in Rot gekleideten Menschen; alles dies war der Art, daß ich wirklich in einem Schlund der tiefsten Hölle zu sein glaubte.

abgeschlossen habe, entgegnete der Capellan Garibaldi's: „Ich habe bisher noch keine Person gefunden, welche dauernd mein Herz gefesselt hätte, und ich weiß nicht, wann sich dies ereignen wird . . . aber lange wird es nicht mehr währen, wenn ich nicht zuvor sterbe. Ziehe dir, so sagte er zum Mönch, diese Kutte aus, das Zeichen der Infamie und der Lüge, und folge uns, die wir wahrhaftige Menschen sind. Wir sind die ersten Briganten und Männer der Revolution; unser Zweck ist, das Papsttum zu zerstören, und den wahren Christus ohne Mirakel und Kniebeugungen kennen zu lehren." *)

*) Pantaleone schützte seinen ehemaligen Glaubensbruder, der erschossen werden sollte. Vettern, die dieser unter den Garibaldinern traf, sprachen für ihn; andere junge Leute aus den Freischaaren stellten sich mit gezogenem Degen vor ihn, Wütende abzuhalten, welche eine emancipirte Gräfin Martini aufreizte, „ihn schnell abzuthun". Der Mönch wurde freigegeben, aber nach Perugia internirt, von wo er glücklich nach Rom entkam.

IX.

Die Einnahme Monte Rotondos erregte Schrecken in Rom, wo manche Personen daran dachten, ihre Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen.

Hier erließ die römische Insurrections-Junta am 27. Oct. folgende Proclamation:

Römer! Seit drei Tagen verbreitet ihr ohne Waffen, ohne Munition, allein von Eurem Pflichtgefühl beseelt, nur durch Euren Mut stark, Furcht und Verderben in den Reihen einer wilden Soldateska, die kampfbereit in ihren Standquartieren liegt, und zeigt damit Italien und der Welt, daß Rom, wenn es auch waffenlos keine offene Schlacht wagen konnte, doch mit seinem eigenen Blute den Protest gegen sein Märtyrertum zu schreiben weiß. In der ersten Nacht, am 22. habt ihr die wenigen Waffen, die zu Eurer Wehr dienen, entdeckt und weggenommen, habt ihr den Feind genötigt, das Tor von Sanct Paul zu öffnen, habt Ihr entschlossen die Wache des Capitols angegriffen und habt Eure Todten dadurch gerächt, daß Ihr so viel Gegner als zu erreichen waren, niederstrecktet. Ein Teil der Caserne Serristori stürzte, unterwühlt von Eurer kunstfertigen Hand, und sie bedeckte

unter ihren Trümmern viele Feinde. In allen Kämpfen, in denen man handgemein wurde, wich der Feind vor Euren Schlägen. Ueberall haben Eure Orsini-Bomben Schrecken in den feindlichen Reihen verbreitet. In der Nacht vom 23., als der Feind bereits auf seiner Hut war, habt ihr gewagt, in S. Pietro und Tommaso die Patrouillen, welche die Gefangenen transportirten, anzugreifen und diese zu befreien. In Monti hat das Blut der Zuaven die Straßen gerötet; auf der Ripetta, im Clementinum, auf dem Platze Sforza Cesarini und auf vielen anderen Punkten fielen Officiere und Soldaten von Eurer Hand. Die päpstliche Regierung hat in der eitlen Hoffnung, das übelberichtete Europa glauben zu machen, daß Rom ruhig sei, euch seit einer Woche in einem thatsächlichen Belagerungszustande erhalten, ohne die Proclamirung des Belagerungszustandes zu wagen; aber dieses Spiel konnte Eurem muthvollen Verhalten gegenüber nicht lange durchgeführt werden, und Eure Unterdrücker wurden schließlich genötigt, öffentlich Euren Widerstand und ihre Furcht vor demselben kundzugeben.

Gestern wurde der Belagerungszustand und die allgemeine Entwaffnung verkündet, jedoch unter einer jener Heucheleien verhüllt, welche das bezeichnende Merkmal der Priesterregierung sind. Rom wird belagert und entwaffnet, nicht etwa, weil die Römer kämpfen und sterben, sondern weil eine zusammengelaufene Rotte, die sich heimlich eingeschlichen, die öffentliche Ruhe stört, und eine Garnison von Tausenden von Soldaten in Schrecken versetzt! O! über die Lüge! Römer waren die am Capitol Niedergeschossenen, Römer die 200 Gefangenen von der Porta

S. Paolo, Römer die in der Caserne von Sora massacrirte Alte und das Kind.

„Damit jedoch die Lüge noch offenkundiger und unwidersprechlicher zu Tage trete, mußte das Volk von Trastevere, eingedenk seines alten Ruhmes, auf das Schlachtfeld herniedersteigen und, mit nerviger Faust die wenigen in seinem Besitz befindlichen Gewehre erfassend, aus einem seiner Häuser eine feste Burg machen und das gesammte päpstliche Heer beim hellen Lichte der Sonne zu einer mörderischen Schlacht herausfordern. Es waren ihrer Fünfzig gegen Tausend; jedes Werkzeug diente ihnen zur Waffe, und vier Stunden hindurch leisteten sie Widerstand. Das unbewaffnete Volk suchte ihnen Unterstützung zu bringen, aber alle Zugänge waren verschlossen und jede Annäherung an die Kämpfenden eine Unmöglichkeit. Die Ueberzahl siegte endlich; den Zuaven, welche bereits die Straße mit den Leichnamen ihrer Kameraden besäet sahen, gelang es, in das Innere des Hauses einzudringen, wo sie Keinem Pardon gaben. Keine Bestialität, die sich mit der dieser Kreuzfahrer des Statthalters Christi vergleichen ließe. Alles wurde hingemordet. Die Familie Ajani, Weiber und Kinder, wurde niedergestreckt, kein Wort der Erwiderung angehört; die Verwundeten wurden wie die Kämpfenden niedergemetzelt. Der König Papst kann das Blutbad segnen und dem Herrn Dank sagen.

„Römer! Es war notwendig, dem Belagerungszustande eine blutige Antwort zu geben, und Ihr gabt sie; es war notwendig, zwischen uns und dem Papst eine aus Leichen gebildete Schranke aufzurichten, und ein einziger der Hingeschlachteten von Trastevere würde genügen, um

der Welt dafür Zeugniß abzulegen, daß zwischen Rom und seinen Tyrannen keine Versöhnung mehr möglich ist. Wenn dies nicht genügt, wenn Italien sich nicht beeilt und noch immer zögert, wenn der Sieg uns nicht lächeln sollte, so wäre die Schuld nicht an uns; wir werden Alle insgesammt unsere Schuldigkeit gethan haben, und diese Seite unserer Geschichte wird nie verlöscht werden; doch hoffet und glaubet, Garibaldi steht vor unseren Toren, die französische Intervention ist abgewendet, ganz Italien, Regierung und Volk, haben ihr Streben und ihre Kräfte Einem Ziele zugewendet: Rom. Wir werden nicht verlassen sein; es ist unmöglich, daß die Zögerung noch länger dauere; es ist unmöglich, daß aus solchem Conflicte nicht die Proclamation Roms als Hauptstadt Italiens hervorgehe."

Rom, 27. Oct. 1867.

Indeß jene Hoffnung, daß die französische Intervention abgewendet sei, war ein Wahn, welcher bald zerstört werden sollte. Die Stimme Frankreichs schien sie zu fordern; nur die Minister Duruy und La Valette waren dagegen, und sprachen für die Schonung der Sache Italiens.

Am 24. Oct. forderte der Papst durch seinen Nuntius in Paris eine bestimmte Erklärung vom Kaiser, dem er den verzweifelten Zustand Roms darstellen ließ, und Moustier zeigte am 25. den Mächten an, daß Frankreich intervenire, weil der Septembervertrag verletzt sei. Vergebens hatte Victor Emanuel eine gemischte Intervention zu erreichen versucht, und bisher nichts durchgesetzt, als einen Aufschub der Abfahrt der Flotte von Toulon; nun

wurde der Befehl dazu am 26. Oct. gegeben, und die französische Panzerflotte ging nach Civita Vecchia in See.

In dieser Krisis, von deren Ausgange das Schicksal seiner Monarchie abzuhängen schien, entschloß sich der König endlich zu dem, wozu er längst hätte schreiten sollen, nämlich sich auf das feste Land der Gesetzlichkeit zu retten, und die garibaldi'sche Revolution mit Gewalt zu bändigen.

Er machte der Anarchie des Cabinets ein Ende, indem er am 27. Oct. durch den General Menabrea das neue Ministerium berief, und folgende Proclamation erließ:

„Italiener! Freischaaren, aufgereizt und verführt durch das Werk einer Partei, haben ohne meine und meiner Regierung Autorisation die Gränzen des Staats verletzt. Die Achtung, welche alle Bürger den Gesetzen und den vom Parlament und mir bestätigten internationalen Verträgen schuldig sind, fordert in dieser schweren Lage die Erfüllung einer unerbittlichen Ehrenpflicht.

„Europa weiß, daß jene Fahne, die in dem uns benachbarten Lande erhoben wird und auf welcher der Umsturz der höchsten geistlichen Autorität des Hauptes der katholischen Religion geschrieben steht, nicht die Meine ist. Dieser Versuch bringt das Vaterland in eine große Gefahr, und legt mir die zwingende Pflicht auf, zu gleicher Zeit die Ehre des Landes zu retten und zu verhindern, daß zwei verschiedene Objecte nicht in einer der beiden Angelegenheiten allein vermischt werden.

„Italien muß vor den Gefahren gesichert sein, in die es geraten kann; Europa muß überzeugt sein, daß Italien, seinen Verpflichtungen getreu, nicht die Störerin der öffentlichen Ordnung sein kann und will.

„Ein Krieg mit unserm Verbündeten würde ein Bruderkrieg zwischen zwei Heeren sein, welche für dieselbe Sache neben einander kämpften.

„Ich bin der Depositar des Friedens und des Krieges und darf deren Usurpation nicht dulden.

„Ich vertraue demnach, daß die Stimme der Vernunft gehört werde, und daß die Bürger Italiens, welche jenes Recht verletzten, sich schnell hinter die Linien unserer Truppen zurückziehen werden.

„Die Gefahren, welche Unordnung und unüberlegte Entschlüsse unter uns erzeugen können, müssen beschworen werden, indem wir die Autorität der Regierung und die Unverletzlichkeit der Gesetze aufrecht halten.

„Die Ehre des Landes liegt in meinen Händen, und jenes Vertrauen, welches die Nation in den Tagen ihrer tiefsten Trauer in mich setzte, kann mir nicht fehlen.

„Sobald die Ruhe in die Gemüter zurückgekehrt und die öffentliche Ordnung vollkommen hergestellt ist, wird sich meine Regierung im Verein mit Frankreich, gemäß dem Votum des Parlaments, mit aller Aufrichtigkeit und Kraft bemühen, ein praktisches Abkommen aufzufinden, welches geeignet sei, der schweren und wichtigen Frage der Römer ein Ende zu machen.

„Italiener! Ich werde stets eurer Einsicht vertrauen, wie ihr stets es thatet in Liebe zu eurem Könige, für dieses große Vaterland, welches wir, Dank den gemeinschaftlichen Opfern, endlich unter die Zahl der Nationen wieder zurückbrachten, und welches wir unseren Kindern unbeschädigt und mit Ehren überliefern sollen."

Die Aufregung in Florenz war fieberhaft. Tumult

durchwogte die Straßen; man rief: „Nieder mit dem Ministerium Menabrea! wir wollen Crispi, und vorwärts gehen!“ Man verlangte nach Krieg mit Frankreich; man schrie: „Wir wollen Rom, die Hauptstadt Italiens! Es lebe Garibaldi! Es lebe das italienische Heer auf dem Capitol!“ Die Truppen hielten indeß die Ruhe aufrecht. Ernste Befehle gingen an die Gränzen, die Banden zu entwaffnen, und in das innere Land fortzuschaffen. Jetzt erst schloß man die Werbebureaus und löste die Comitate auf.

Die Lage Garibaldi's wurde verzweifelt; er besaß nicht die Kraft sich schnell auf Rom zu werfen, wohin seit dem 27. Oct. die päpstlichen Truppen sich concentrirten. Es half nichts mehr, daß, wo sich diese zurückzogen, die Banden nachrückten, daß Nicotera am 28. Oct. Frosinone und folgenden Tags sogar Velletri besetzte; daß Acerbi in das verlassene Viterbo eindrang; daß Antinori, Pianciani und Orsini in Palestrina, Subiaco und Tivoli einzogen, wo überall provisorische Regierungen eingesetzt wurden. Denn welche Bedeutung konnte noch die selbst bis vor die Mauern Roms vorgeschobene Invasion haben, wenn die Franzosen dort wieder einzogen, wenn die italienische Regierung, unfähig diese Intervention abzuwehren, gegen die Freischaaren, welche sie doch selbst bewaffnet hatte, auftreten und sie zu Feinden des Staates erklären mußte?

Nur der Anio schied noch Garibaldi von Rom. Die salarische Brücke war gesprengt worden. Einst hatten diese Brücke die Gothen zerstört und Narses sie wiederhergestellt; vielfach war sie im Laufe der Zeit abgebrochen, dann wiederhergestellt worden: zum letzten Mal hatten sie die Neapolitaner auf ihrem Rückzuge aus Rom im Jahre

1798 gesprengt, wobei die Marmorinschrift des Narses mit untergegangen war. Jetzt liegen wieder ihre zerrissenen Bogen in den Fluß gestürzt, und sie bieten ein großartig malerisches Schauspiel der Zerstörung dar.

Der verzweifelnde Garibaldi ließ Monte Rotondo und Mentana verschanzen, unschlüssig was er thun solle. Er selbst begab sich ab und zu bald nach Marciana, bald nach dem Casino Santa Colomba an der Eisenbahn, nur 7 Millien von Rom entfernt.

Seine vorgeschobenen Plänkler lagen am andern Ufer des Anio jenseits der Brücke in dem schönen Turm der Pazzi, und sie schlichen bis zu dem Flusse selbst, um mit den Päpstlichen drüben Schüsse zu wechseln.

Als der alte Volksheld sich damals wie eine mythische Gestalt vor den Stadtmauern bewegte, wurden die Erinnerungen an das Jahr 1848 wieder lebendig. Man erzählte sich in Rom, daß er verkleidet hereingekommen sei, und zwei Nächte im Palast Piombino zugebracht habe. Man sagte sich: er habe geschworen durch dasselbe Tor S. Johann in Rom einzuziehen, durch welches er im Jahre 1849 seinen Abzug genommen hatte. Die Vertheidigung Roms und sein Rückzug nach San Marino und in die Pineta von Ravenna begründeten den Ruhm dieses nationalen Freischaarenführers, welcher die Thaten alter Bandencapitäne in unserer Zeit so merkwürdig erneuert hat. Seither waren achtzehn Jahre vergangen. Welche Umwälzungen hatten sich nicht in diesem Zeitraum für Italien, welche widerspruchsvollen Schicksale für ihn selbst zusammengedrängt! Erst Jahre des Unglücks, der Reaction, der Hoffnungslosigkeit, obschon auch rastloser Verschwörung

und verborgenen Handelns zur Erreichung des nationalen Ziels. Nachdem mit dem Falle Venedigs auch der letzte Traum der Befreiung Italiens zerstört war, das Exil Garibaldi's in Amerika, wo er sein Brod mit ehrenhafter Arbeit erwarb; dann nach 7 Jahren der erste Hoffnungsstrahl durch die Beteiligung Piemonts am Krimkriege; Garibaldi's Rückkehr; der unverhoffte Unabhängigkeitskrieg Italiens im Bunde mit dem kaiserlichen Frankreich; der jähe Zusammensturz der italienischen Trone; sein eigner Zug mit den Tausend nach Sicilien; sein Einzug in Neapel, der glänzendste Augenblick seines Lebens — Thatsachen, welche eher einer normannischen Romanze als geschichtlicher Wirklichkeit ähnlich sehen; die gewaltsame Annexion der Marken, der Romagna, Umbriens, die Unità Italiana; die Septemberconvention; Florenz Hauptstadt; er selbst wieder im Zerwürfniß mit der Regierung als Einsiedler in Caprera; sodann die verzweifelte Katastrophe von Aspromonte, sein Kerker- und Schmerzenslager zu Varignano; wieder Caprera; der zweite unverhoffte Unabhängigkeitskrieg Italiens in Verbindung mit Preußen! Venedig frei, Italien frei bis zur Adria; nur noch Rom! um den Einheitstraum der Jahrhunderte zur That zu machen.

Garibaldi sah jetzt dieses Rom nach 18 Jahren wieder; er lag in dessen Angesicht, wiederum an der Spitze von Freischaaren, mit der tollkühnen Absicht diese Stadt auf seine eigene Hand zu erobern. Er legitimirte sein gesetzloses Unternehmen noch durch jenes Jahr 1849, wo man ihn sich den General der Römer, wie andere einst Könige der Römer waren. Sonst hatten sich die Ver-

hältnisse völlig umgekehrt. Vor 18 Jahren vertheidigte er Rom, jetzt belagerte er es; die Franzosen, welche er damals von den Stadtmauern zurückhielt, hätte er jetzt daraus vertreiben müssen, denn sie waren wieder, wie vor 18 Jahren, in Civita Vecchia gelandet, aber auch in Rom eingezogen. Derselbe Napoleon schickte sie demselben Pius IX. zur Rettung, und unter dessen Schutz lebte Franz II., welchen Garibaldi aus Neapel vertrieben hatte. Von den Charakteren des Jahres 1848 leben noch, um 18 Jahre älter, Pius IX., Napoleon, Garibaldi, Mazzini, noch die Repräsentanten der entgegengesetzten Principien und Bestrebungen dieser Epoche. Andere sind ins Grab gestiegen, wie Manin, Balbo, Gioberti und Cavour.

Am 28. Oct. erschien die französische Flotte in Sicht vor Civita Vecchia; das stürmende Meer verzögerte ihre Ausschiffung am 29. um einige Stunden, was große Bestürzung unter der päpstlichen Partei hervorbrachte.

Eine Proclamation des commandirenden Generals de Failly, welchem die Generale Polhès und Dumont in die Stadt voraneilten, ward am 30. an die Straßenecken Roms geheftet, dieses Inhalts:

„Römer! der Kaiser Napoleon sendet zum zweiten Mal ein Expeditionscorps nach Rom, um den heiligen Vater und den päpstlichen Tron gegen die Angriffe revolutionärer Banden zu beschützen. Ihr kennt uns seit langer Zeit; wie immer erfüllen wir nur eine moralische und uneigennützige Mission. Wir werden euch helfen, die Sicherheit und das Vertrauen wieder herzustellen. Unsere

Soldaten werden wie früher eure Personen, eure Sitten und Gesetze achten.

Civita Vecchia, am 29. Oct.

Der commandirende General des französischen Expeditionscorps. de Failly."

Die Proclamation lasen die Einen mit lautem Entzücken, die Andern mit stummer Wut.

Dies ist der Tagesbefehl, welchen Garibaldi an demselben 29. Oct. in Santa Colomba vor Rom erließ, ehe er noch Kunde hatte, daß die Franzosen bereits in Civita Vecchia angelangt seien.

Corps der italienischen Freiwilligen.
Hauptquartier S. Colomba, 29. Oct.

„Die Amerikaner kämpften 14 Jahre lang, um ihre Unabhängigkeit zu erringen, und sich zum freiesten und mächtigsten Volk der Welt zu machen; die Griechen kämpften 11 Jahre und länger, und so alle Nationen, die sich zu selbständigem Leben vereinigen und nicht jenen schmachvollen Demütigungen unterwerfen wollten, zu welchen unser Vaterland seit so langer Zeit fremde Uebermacht verdammt hatte. Nachdem das italienische Volk im Jahre 1848 einen erhabenen Aufschwung genommen, erkaltete es in wenig Monaten, und nach dem kleinen Mißgeschick von Custozza suchte jeder wieder den Weg zu seinem Hause auf.

„Die Schlacht von Novara besiegelte im Jahre 1849 das Unheil für unser Land, und ohne die ruhmvolle Vertheidigung von Venedig und Rom würde die Kriegsgeschichte jener Zeit für uns mehr als traurig sein.

„Wir sind in einen Krieg mit der unerträglichsten aller Regierungen verwickelt, und hinter uns steht eine

andere, ihr ähnliche. Daher die Corruption, die Schurkerei und jegliche Mutlosigkeit. Indem eine Regierung über die andere Lügen verbreitet, suchen sie einen Grund der Anklage, um diesen Kern von Freiwilligen zu vernichten, welche die hochherzigen Vertreter des Gewissens der Nation sind.

„Aus der Unordnung unserer Organisation entstanden anfangs Conflicte, deren Wiederholung um so schimpflicher sein würde, und auch darin erkenne ich die Hand der Perfidie, welche uns zu verderben thätig ist.

„Diesen Freischaaren, die heute der Welt ein so herrliches Schauspiel darbieten und schon die frechen Söldlinge aus der Fremde gezwungen haben, sich in Rom einzusperren und die Brücken zu sprengen, die dorthin führen, geziemt eine Haltung, welche ihrer hohen Mission ganz würdig ist. Entbehrungen, Leiden, Gefahr und Kampf werden einst der Stoff für eure Gespräche sein, wenn ihr zu euren Familien zurückgekehrt sein werdet; dann, ihr Jünglinge, werdet ihr euern Frauen mit mehr als erhobener Stirn die Heldenthaten erzählen, die ihr vollbracht habt. Genug! wir wollen ein Ende machen, und zwar ein gutes!"

Die Liberalen hatten gehofft, daß die französische Occupation sich auf Civita Vecchia beschränken werde, aber sie täuschten sich; Napoleon hatte jetzt den Mut gefunden, sich als Bundesgenosse der Jesuiten, als Retter des Papsttums offen zu bekennen. Am 30. Oct. Nachmittags zogen die ersten Bataillone der Franzosen mit klingendem Spiel in Rom ein. Sie kamen vom Quirinal herab, umschwärmt von Legitimisten und päpstlich Ge-

sinnten, welche ihnen nach der Eisenbahnstation entgegen gefahren waren und nun einen lange ersehnten Triumf feierten. Der Ausdruck dieser Truppen war unheimlich und düster, wie solcher, die in Feindesland unter dem Drucke von dessen Haß einherziehen. Vieles Volk stand auf den Straßen; alles schwieg, nicht eine Stimme wurde laut.

Der 30. Oct. 1867 war ein dunkler Tag in der Geschichte Italiens; er bezeichnete eine tiefe Demüthigung und einen großen Rückschritt. Es war noch nicht ein Jahr verflossen, seit die Franzosen, durch die politischen Verwickelungen und die Logik von Theorien und Thatsachen genöthigt, Rom verließen. Die ganze Welt hatte damals Italien beglückwünscht, denn nach Jahrhunderten peinvollen Ringens nach der Befreiung von der Fremdherrschaft war dieser ersehnte Augenblick endlich erschienen. Auch dies war jetzt zum Wahn geworden. Die Franzosen standen wieder im Herzen des Landes, und ihre erneuerte Occupation schien der Welt zu sagen, daß Italien, unfähig seine Freiheit zu befestigen, aus eigener Schuld und Ohnmacht in die Vasallenschaft eines fremden Despoten zurückgefallen sei.

Die Erbitterung, die Scham und die Verzweiflung der Patrioten waren gränzenlos. Man erwartete die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Florenz, vom Zusammensturz des Thrones Victor Emanuels. Ihn rettete in dieser Krisis vielleicht nur der Entschluß, wozu sich die Regierung aufraffte, auch die italienische Armee die Gränzen des Kirchenstaats überschreiten zu lassen. Die Italiener rückten noch am 30. Oct. in Acquapendente,

Cività Castellana, Ceprano und Frosinone ein, wo überall sie die päpstlichen Wappen wieder aufrichteten und neben ihnen die Nationalfahne befestigten. Dies war die einzige Demonstration gegen das intervenirende Frankreich, zu welcher die italienische Regierung die Kraft fand; aber ein kategorischer Befehl von Paris reichte in wenigen Tagen hin, die italienischen Regimenter zum Rückzuge über die Gränzen zu nötigen.

X.

Nach dem Einzuge der Franzosen beschloß die päpstliche Regierung ihre Truppen sofort in die Provinzen zurückzuschicken, aus denen sie zur Vertheidigung der Hauptstadt waren abberufen worden, und noch am 30. Oct. brach der General de Courten mit einem Corps nach Albano und Velletri auf, wo die Banden Nicotera's eine provisorische Regierung eingesetzt hatten.

Mit aller Kraft wollte man sodann Garibaldi selbst angreifen und aus seiner starken Position über die Gränzen zurückwerfen. Etwa 8000 Mann Freischaaren hatte er in Monte Rotondo und Mentana vereinigt. Dort war er Zeuge der Ereignisse, welche sein Vaterland erniedrigten, und ihn selbst zwangen, entweder sich auf die italienischen Truppen zurückzuziehen und die Waffen niederzulegen, oder sich tollkühn den Franzosen und Päpstlichen entgegenzuwerfen und mit den Seinigen unterzugehen. Seine Lage war verzweifelt und unhaltbar. Die Orte in der Sabina, alle durchaus arm und mit Widerwillen gegen die Invasion erfüllt, welche keine Garantie des Fortbestands der Umwälzung und nur ihre verderblichen Folgen bot, mußte er durch Contributionen erbittern, ohne dem schrecklichen Mangel seiner hungernden Schaaren abhelfen zu

können. Man beging Excesse genug, zumal in Monte Rotondo. Zwei seiner Leute ließ Garibaldi zum warnenden Exempel standrechtlich erschießen. Das Landvolk wollte nichts von ihm wissen. Er erhielt kaum einen Kundschafter der ihn unterrichtete. Seine Truppen waren unfähig einen ernsteren Zusammenstoß mit der wolbewaffneten und disciplinirten Armee des Papstes zu bestehen, wenn sich diese noch mit den Franzosen vereinigte. Von ihnen in Rom abgelöst, hatten sie sich von ihren Strapazen erholt und ausgeruht.

Die kühnen Träume Garibaldi's in Rom einzudringen waren zerstört worden. Ein Mann von so schlagfertiger Leidenschaft, welche die Entfernung zwischen dem Gedanken und der That nicht berechnen kann, mochte hoffen die Mauern Roms zu übersteigen, solange sie nur von der päpstlichen Armee verteidigt wurden; aber nach dem Einzuge der Franzosen mußte selbst die kühnste Phantasie auf diesen Plan verzichten. Die französische Intervention und das ihr auf dem Fuße folgende Einrücken der italienischen Armee in die Gränzorte des Kirchenstaats entzog ihm jeden Boden für sein weiteres gesetzloses Handeln. Er sah darin einen combinirten Plan der Reaction, und erkannte sich als deren Opfer. Man hatte sich erst seiner bedient, jetzt wollte man ihn erdrücken. Die Proclamationen des Königs und Menabrea's zeigten ihm, daß ihn ein zweites Aspromonte erwarte. Boten von Florenz brachten ihm die dringende Aufforderung die Waffen niederzulegen und heimzukehren. Er weigerte sich dessen, und erließ noch am 1. Nov. in Monte Rotondo diesen Tagesbefehl:

„Die Regierung von Florenz hat das römische Gebiet, welches wir mit kostbarem Blut den Feinden Italiens abgewonnen haben, besetzen lassen. Wir müssen unsere Brüder vom Heer mit gewohnter Freundlichkeit aufnehmen, und ihnen helfen die fremden Soldknechte, welche die Tyrannei aufrecht halten, aus Rom zu verjagen. Wenn jedoch infame Handlungen, Fortsetzungen der feigen Convention vom 15. Sept. 1864, den Jesuitismus und eine schmutzige Conforterie so weit treiben sollten, um uns zu zwingen unsere Waffen aus Gehorsam gegen den 2. Dec. 1852 niederzulegen, dann will ich die Welt daran erinnern, daß ich hier allein römischer General, mit Vollmacht der einzigen gesetzmäßigen Regierung der römischen Republik, durch allgemeine Abstimmung erwählt, das Recht habe, mich auf diesem Boden meiner Jurisdiction in Waffen zu behaupten. Und daß, wenn diese Freiwilligen, die Kämpfer der italienischen Freiheit und Einheit, Rom zur Hauptstadt Italiens fordern, treu dem Votum des Parlaments und der Nation, sie die Waffen nur dann niederlegen werden, wenn das Vaterland vollendet, die Freiheit des Gewissens und des Cultus auf den Ruinen des Nekromantismus aufgeführt und die Söldner der Tyrannen draußen sind."

Garibaldi, zwischen beiden Interventions-Armeen stehend, hätte sich jetzt, wie man hoffte, auf Correse zurückziehen und dort die Waffen niederlegen können, ehe er von den Päpstlichen und Franzosen angegriffen ward. Man sagt, daß er endlich darein willigte. Aber warum faßte er den Entschluß seine Schaar seitwärts nach dem Apennin statt nach Correse zu führen, wohin doch die Straße nicht über

Mentana geht? Man muß glauben, daß er irgendwo im Königreich eine Stellung einnehmen wollte, wo er die Ereignisse abwarten oder versuchen konnte, die Nation mit sich fortzureißen, obwol ihn die Erinnerung an Aspromonte über die Unwahrscheinlichkeit eines Erfolgs hinreichend belehrte. Italienische Berichte erklären in der That, daß Garibaldi den Plan hatte, mit seinen 8000 Mann nach Tivoli abzuziehen, sich dort mit den Banden Nicotera's und Orsini's zu vereinigen, und dann sich in die Abruzzen zu werfen. Sie sagen, daß er in dieser Absicht am 2. Nov. Nachts den Befehl gab, den Abmarsch nach Tivoli über Mentana einzurichten. Auch zog ein Teil der Freiwilligen, wahrscheinlich die Unbrauchbarsten, bereits nach Correse ab, um von dort in ihre Heimat zurückzukehren. Im Widerspruch mit dieser Darstellung, welche die von Fabrizi, Mario, Missori, Menotti, und anderen Officieren der Freischaaren ist, hat man von französischer Seite in Rom behauptet, daß die festen Positionen, in denen die Garibaldi'schen in Mentana und Monte Rotondo am 3. Nov. angetroffen wurden, beweisen, daß sie dort nicht auf dem Abzug überrascht wurden, sondern den Feind erwarteten.

Indeß die italienischen Berichte werden durch den Rapport des römischen Kriegsministers bestätigt, welcher erklärt, daß die Freischaaren ihre Concentration gegen Tivoli bewerkstelligen wollten, als man sie angriff. Endlich machte dies Garibaldi selbst durch seine eigene Erklärung gewiß.

Er hat keinen Kampf gesucht, sondern wurde von ihm überrascht, so daß er wenigstens von diesem Vorwurf,

das Blut der Seinigen in Mentana zwecklos aufs Spiel gesetzt zu haben, freigesprochen werden muß; nicht minder von der Anklage: er habe durch jenes Gefecht den Krieg Italiens mit Frankreich provociren wollen; denn offenbar hatte er am 3. Nov. keine Kunde davon, daß die Franzosen mit den Päpstlichen vereint gegen ihn anrückten. Wenn er aber bei dem verderblichen Entschluß beharrte, sich noch als eine selbständige, die Nation vertretende Waffenmacht irgendwo zu behaupten, so hat er den beklagenswerten Zusammenstoß nicht vermeiden wollen, und ihn möglich gemacht.

Die Päpstlichen waren in der Morgenfrühe des 3. Nov. in der Stärke von 3000 Mann unter dem Befehl des Generals Kanzler, und von der französischen Brigade Polhès von 2000 Mann gefolgt, aus Rom gezogen, um sich Monte Rotondos wieder zu bemächtigen, und die Freischaaren, wenn sie noch dort lagen, zu vertreiben. Das dies geschehen würde, mußte Garibaldi wissen. Nach 12 Uhr Mittags stießen die Päpstlichen (die Franzosen hielten sich in der Reserve) schon vor Mentana auf die Vorposten Garibaldi's. Die Ueberraschung der Freischaaren, denen vom Anzuge der Feinde eine sehr späte Kunde zukam, und die sich auf dem Marsch nach Tivoli befanden, war vollkommen. Sie wußten auch nichts vom Nahen französischer Regimenter. Der Kampf entbrannte alsbald mit gleichem Ingrimm auf beiden Seiten. Hier stritten mit einander die todfeindlichen Principien der Gegenwart: auf der einen Seite der Führer der nationalen Revolution und Demokratie und seine freiwilligen Schaaren, worunter auch Patrioten alter Geschlechter, auf

der anderen die Verteidiger der weltlichen Papstgewalt, freiwillige Soldaten aus den am meisten katholischen Ländern Europas, viele von kreuzritterlichem Glaubenseifer beseelt, vom Haß gegen Italien und die Revolution erfüllt, unter ihnen manche Söhne alter Legitimistenhäuser Frankreichs, Belgiens und Polens.

Die Dimensionen des Gefechts von Mentana würden in frühern Zeiten ausgereicht haben ihm den Namen einer Schlacht zu geben, doch nach den kolossalen Massenverhältnissen der heutigen Kriegführung sind sie dafür zu klein. Aber doch wird dieses Gefecht aus zwei Ursachen seine Bedeutung in der Geschichte haben: erstens um jener so bestimmt ausgesprochenen Gegensätze der modernen Zeit willen, welche dort mit einander kämpften, und zweitens weil es in der Geschichte des gegenwärtigen Italiens und des weltlichen Papsttums offenbar einen Abschnitt bildete.

Die Freischaaren, schlecht bewaffnet, von Hunger und Anstrengung geschwächt — Kinder von 14 bis 17 Jahren befanden sich unter ihnen — kämpften mit heroischer Tapferkeit. Sie stürzten sich mit Pike, Dolch und Bajonnet wütend auf den Feind. Aber sie wurden von den Zuavenregimentern aus ihren Stellungen verdrängt. Sie warfen sich hinter die Mauern der Vigna Santucci vor Mentana, und auch von hier mußten sie weichen. Französische und päpstliche Kanonen, dort aufgefahren, bombardirten jetzt das Schloß Mentana, während die zwei Kanonen Garibaldi's (er hatte sie in Monte Rotondo erobert) mit 50 oder 60 Schüssen ihr Pulver ausgegeben hatten. In dieser Bedrängniß machten die Freischaaren eine verzweifelte Anstrengung den Feind mit zwei starken

Colonnen in die Flanken zu nehmen, was auch gelang. Die Päpstlichen kamen in die größte Gefahr — um $2^1/_2$ Nachmittags — und offenbar würde das Gefecht an diesem Punkt eine andere Wendung genommen haben, wenn nicht jetzt der römische General die französische Brigade zur Unterstützung gerufen hätte. Wenn sie aber unnötig war, so wollte man doch die Franzosen compromittiren, indem man sie thatsächlich in die Action hineinzog. Sie stürmten herbei, und bedeckten die Garibaldi'schen mit einem dichten Kugelregen ihrer Chassepot-Gewehre. Der französische Obergeneral selbst berichtete später an sein Kriegsministerium, daß „diese Chassepots Wunder thaten" — eine Phrase von unglaublicher Ungeschicklichkeit, ja Rohheit, welche man nie mehr in Italien vergessen wird. Die bestürzten Freischaaren wurden decimirt; sie selbst hielten diese Feinde nicht für Franzosen, sondern für die Legionäre von Antibes — so fern lag den Italienern noch der Gedanke, daß Napoleon italienisches Blut würde vergießen lassen. Als aber der Ruf erscholl, daß die Franzosen angriffen, warfen ganze Schaaren die Waffen hin und zerstreuten sich in Flucht. Nur ein Bataillon behauptete die Häuser, die Barrikaden und das burgähnliche Baronalschloß Mentana. Hier deckte es den Rückzug, welchen Garibaldi bereits nach Monte Rotondo genommen hatte. Die Päpstlichen und die Franzosen vermochten nicht in den festen Ort einzudringen. Sie umschlossen ihn des Nachts, um den Sturm am folgenden Morgen zu erneuern. Jedoch um 5 Uhr früh zog man im Schloß die weiße Fahne auf. Ein garibaldi'scher Hauptmann forderte als Parlamentär vom französischen Oberst des 59. Linien-

regiments freien Abzug mit Waffen und Gepäck; er wurde ohne diese zugestanden. Eine französische Compagnie sollte die kriegsgefangene Besatzung Mentanas nach Correse geleiten, und dort in Freiheit den italienischen Truppen überliefern. Demnach war der Kampf für die Freischaaren nicht ehrenvoll. Ihre Tapferkeit hat auch der Sieger anerkennen müssen.

Garibaldi selbst, der sich beim Gefecht nicht in erster Linie gezeigt hatte, sondern im Wagen sitzend commandirte, war schon während des Sturms auf Mentana mit ein paar tausend Mann abgezogen.

Nach dem Bericht des Augenzeugen Crispi traf er noch am Abend des 3. Nov. an der Brücke von Correse ein, mit 5000 Mann, wenn diese Zahl richtig ist. Hier legte er die Waffen nieder, und ward am folgenden Tage auf Befehl der Regierung in Figline bei Arezzo verhaftet.

Als die vereinigten päpstlichen und kaiserlichen Truppen am Morgen des 4. Nov. nach Monte Rotondo vorrückten, fanden sie diesen Ort geräumt.

Der Verlust der Garibaldi'schen war groß; 1000 Mann lagen todt oder verwundet; gegen 1400 geriethen in Gefangenschaft. Der Verlust der Franzosen betrug, nach officiellen Angaben, nur 2 Todte und 36 Verwundete, der der Päpstlichen 30 Todte und 103 Verwundete.

Die Kunde von der Niederlage und dem Abzuge Garibaldi's kam am Abend des 3. Nov. nach Rom, und verbreitete sich hier am folgenden Morgen. Sie erzeugte eine Aufregung gemischter Natur. Die Nationalen empörte der Gedanke, daß die Franzosen, Bundesgenossen Italiens,

sich als Gendarmen des Papstes am Kampfe beteiligt, Italiener wie Jagdwild niedergeschossen, ja die Brauchbarkeit ihrer Chassepot-Flinten ganz eigentlich an den fast wehrlosen italienischen Freiwilligen versucht hatten. Sie demüthigte die Vorstellung, daß die reguläre Armee der Italiener, nur wenige Millien hinter Mentana stehend, gleichsam Zeuge des Gefechts bleiben mußte, das Gewehr beim Fuß. Sie wußten nicht, für welche Nation dieses Gefecht schmachvoller zu nennen sei, für Italien oder für Frankreich. In der Geschichte Frankreichs freilich werden die „Wunder von Mentana" ein trauriges Capitel der Gesta Clericorum per Francos bleiben.

Die nomentanische Straße bot am 4. Nov. einen seltsamen Anblick dar. Hunderte von Wagen waren in der Nacht aufgebracht worden, um zur Einholung der Verwundeten hinaus zu fahren. Diese kamen in Zügen oder einzeln seit dem Morgen, schreckliche Schauspiele darbietend, mit ihnen Trupps müde einherwankender, auch leicht verwundeter Soldaten zu Fuß und zu Pferd. Hunderte von Römern zogen ihnen entgegen. Ich werde niemals den Anblick von zwei Garibaldinern vergessen, welche auf einem Karren liegend langsam dahergefahren kamen, ich weiß nicht ob sterbend, oder schon todt. Ihre vom Tode verdunkelten Gesichter atmeten in der Verzerrung des Schmerzes noch die wilde Wut, mit der sie sich geschlagen hatten.

Um die Mittagszeit kam der erste Zug von etwa 400 Gefangenen, von Päpstlichen und von Franzosen escortirt. Sie gingen freien Schritts, viele mit erkünstelter Heiterkeit. Einer ihrer Hauptleute, ein schöner junger

Mann im roten Hemde, schritt stolz voran. Das Volk bezeichnete ihn als Menotti Garibaldi, doch dies ergab sich als Irrtum. Diese Menschen hatten nun das heiß ersehnte Rom erreicht, aber unter anderen Verhältnissen, als sie in ihren Träumen gehofft hatten: sie zogen durch die schweigende Volksmenge über den Quirinal in die Gefängnisse, welche sie erwarteten.

Sie waren größtenteils in schlechten und zerrissenen Kleidern; die wenigsten trugen das rote Garibaldi-Hemd; sehr viele und auffallend junge Leute gab es unter ihnen. Ihr Aussehen zeugte von schrecklichen Entbehrungen; auf manchem fieberbleichen Gesicht stand jetzt das Wort geschrieben: Roma o la morte! Die ganze Schaar machte einen abstoßenden Eindruck. Sie würde ihn wahrscheinlich nicht gemacht haben, wenn man alle diese zusammengerafften Freiwilligen in uniformer und guter Kleidung, wolgenährt und unter Gewehr gesehen hätte.

Ich sah den zweiten Zug von Gefangenen, wol 600 Mann stark, an der nomentanischen Anio-Brücke. Sie schienen aus besserem Stoff als ihre Vorgänger vom Mittage. Die meisten trugen das rote Hemd und die rote Mütze, hie und da mit einer Feder, so daß die Straße von dieser Farbe hell erglänzte. Es gab auch ergraute Männer darunter, in italienischer Nationalgarde-Uniform. Ihre Hauptleute trugen noch die Degen, ein Beweis, daß sie kriegsrechtlich capitulirt hatten. Sie schwiegen alle; viele blickten scheu auf die dichte Menschenmenge, die ihnen aus Rom entgegenkam, oder über dem Wege in Gruppen stand. Ein Hornsignal gab am Anio das Zeichen zum Ausruhen; die escortirenden Soldaten

setzten sich an den Gräben nieder; die Gefangenen blieben meist auf dem Wege stehen; nur einige warfen sich erschöpft der Länge nach auf die römische Erde nieder; andere setzten sich zu den Päpstlichen, welche sie schweigend gewähren ließen — ein ergreifendes historisches Gemälde in dieser prachtvollen Anio-Landschaft, unmittelbar an der altersgrauen und betürmten Brücke belisarischen Angedenkens. Auf ihrem Castell sieht man das Wappen jenes hochgebildeten Papstes Nicolaus V., gegen dessen Regierung sich Stefano Porcaro verschwor, um dann in der Engelsburg von Henkershand zu sterben. Ein sonnengoldner Abend umstralte jetzt diese feierliche Campagna, in deren Hintergrund die majestätischen Gipfel der Abruzzen schon von Schnee erschimmerten.

Der Zug dieser Kinder Italiens nach Rom und in die Gefängnisse der Engelsburg versetzte mich weit in die Tage der ersten Kindheit zurück, wo ich einst die zersprengten Kämpfer Polens von der Armee Gielgud's zu Tausenden hatte über die Gränzen gefangen fortführen sehen, begleitet von preußischem Militär.

Vor meinem Blick stellten sich wieder alle die tragischen Kämpfe der Völker auf diesem großen Gefilde Roms und die kampferfüllten Jahrhunderte des Mittelalters dieser Stadt dar, deren Geschichte ich seit langen Jahren schrieb und noch schreibe, und eine tiefe Traurigkeit überkam mich, als ich neben diesen Kriegsgefangenen nach Rom zurückkehrte.

XI.

Fünf Tage nach dem Gefecht fuhr ich mit befreundeten Römern nach Mentana, um diesen Ort und das Schlachtfeld zu sehen — eine entzückende Fahrt durch die schweigende Campagna, im Sonnenglanz des äterreinen Novemberhimmels. Die nomentanische Straße war nur von Militärtrupps belebt. Noch lagen unter Zelten französische Bedetten am Anio. Noch kamen Wagen mit Verwundeten.

Alte verfallene Römergräber stehen im Gefilde, wo die Schafhirten der Abruzzen, nach uralter Väterweise, ihre friedlichen Heerden weiden. Das Blöken der Lämmer und die Töne der Hirtenflöte erfüllen die Luft mit Klagelauten, geheimnißvolle Schwermut verbreitend, deren Gefühl wol noch in jedem nachklingt, welcher an Herbsttagen die Campagna Roms durchzogen hat. Hier und dort ragt ein zersplitterter Baronalturm von einem grünen Hügel empor, an Feudalzeiten erinnernd, wo noch Rom eine Republik und der Papst nicht in ihr Herr war. Nur selten sieht man ein einsames Landgehöft von Wirtschaftsgebäuden, mit einem mittelaltrigen Befestigungsturm zur Seite und einer ländlichen Capelle. Acht Millien von Rom entfernt liegt ein solches am Wege, Capo Bianco mit Namen, zugleich eine Schenke, mit dem grünen Lorbeer-

busch an ihrer Thüre. Kein Mensch war sichtbar; alles war still und todt. Graf L... hatte dorthin frische Pferde vorausgeschickt, so daß wir schneller vorwärts kamen. Eine ernste Stimmung bemächtigte sich der Gesellschaft, je mehr wir uns dem blutigen Gefilde von Mentana näherten. Ich erinnerte mich der herrlichsten Ode Petrarca's: Italia mia benchè il parlar sia indarno... che fan qui tante peregrine spade? — Donna E... sagte die Verse des edlen Leopardi: Piangi Italia mia, che ben hai donde... So zieht sich von Dante und Petrarca bis zu Leopardi herab, ja bis auf unsere Tage dieselbe Klage fort; und wann wird sie einmal ganz verstummen dürfen?

Von Capo Bianco geht es über sanfte Hügel aufwärts. Die sabinische Landschaft entfaltet sich als ein großstilisirtes Bergpanorama, eine purpurblaue Ebene vor sich ausbreitend, worin das Auge mit Entzücken den schwebenden Campagna-Adlern im Fluge folgt. Nahe steigt die mächtige Pyramide des Monte Gennaro über Tivoli auf; rechts ab die Berge von Palestrina, das Volskergebirge und die schönen Höhen von Frascati — alles in hyacinthener Farbe strahlend, voll classischer Ruhe und Majestät.

Das antike Pflaster der Nomentana kommt stellenweise zu Tage in wolgefugten Basaltpolygonen. Zehn Millien weit von Rom zeigt sich links auf einem Hügel ein einsamer Guelfenturm ohne Nebengebäude, schichtweise aus schwarzem Peperin und rotem Ziegelstein erbaut, einer der schönsten Türme im Stadtgebiet. Rechts erhebt sich Monte Gentile, ein palastähnliches Gehöft mit Turm,

ehemals ein Castell der Orsini, wie schon der in dieser Familie sehr häufige Name es sagt, dann der Capocci und der Stefaneschi, im 15. Jahrhundert zerstört und verlassen; jetzt ein Casale. Es gibt nichts anziehenderes als diese betürmten römischen Casali auf der Campagna, in der Umrahmung großartiger Wildniß so melancholisch einsam, so ernst und einfach und so classisch vornehm. Solche Campagnaschlösser würden Walter Scott entzückt haben.

Eine Höhe aufsteigend, gelangt man zum Buschwald von Mentana, einem Gehölz von deutschen Eichen, die indeß hier nur zwerghaft sind. Schon weit vorher, und nun die ganze Strecke entlang bis zum Ort, sahen wir den Weg an Gräben und Hecken mit zahllosen Kartuschen bestreut. Dies und niedergetretene Pflanzen waren die einzigen Spuren des Kampfes, denn die Todten lagen schon in ihren Gräbern, und die Verwundeten in den Hospitälern.

Mentana zeigt sich nun hinter dem Gebüsch; erst die Vigna Santucci mit ihren weißen Mauern, worin so heiß gekämpft wurde, dann eine Capelle am Wege, noch mit Stroh gefüllt, auf welchem mancher Verwundete starb. Der Orsini'sche Baronal-Palast erhebt sich im Hintergrund, einem festen Castell gleich, mit Türmen und Zinnen, am Abhang eines grünen Bergs, einsam wie ein Raubschloß in der Wildniß, da der kleine Ort selbst erst von Höhen verdeckt wird — unten ein düsteres Tal; rings gedrängte Höhen, rauh und ernst, mit sparsamem Olivenwuchs und Weincultur — alles wild, finster und von großem Stil.

Ein Weg führt an einem gelben Felsenabhange darauf

hin. Man sieht jetzt den Ort, eine unansehnliche Häuserreihe, ähnlich den Cazellen in den sabinischen Bergen, von Armut und Unwohnlichkeit zeugend; gleichsam nur dem Grafenschloß angehängt wie eine Kette von dienstbarer Bevölkerung, die einst der Burgherr hier angebunden hat. Vor dem Palast die Schloßkirche. Sie war geöffnet und bereits gesäubert. Viele Verwundete starben in ihr. Hier starb ein junger Belgier, welcher wenige Tage vor der Schlacht nach Rom gekommen und unter die Zuaven getreten war. Eine Kugel hatte sein Haupt zerschmettert; 17 Stiche hatten ihn durchbohrt. Auf einem Stück Papier, welches neben ihm lag, stand geschrieben: Le comte d'Erb, fils du duque d'Erb.

Aus der Kirchthür tritt man auf den Vorplatz des Castells. Hier steht eine antike Säule ohne Capital aufgerichtet — rings um sie herum lagen Militärtornister. Hie und da Marmortrümmer vom alten Momentum. An der Wand der Kirche eine verstümmelte Marmorfigur, welche das Volk San Giorgio nennt. Franzosen erfüllten das Schloß. Sie exercirten draußen mit ihren Nadelflinten, welche sie rühmten, hinzusetzend, daß ohne dieselben die Päpstlichen Mentana nicht würden erobert haben.

Wir traten in das Schloß. Es zeigt mehrere Epochen der Architektur. Die ältesten Teile mit Rundtürmen haben die Bauweise des 13. Jahrhunderts, welche man in Rom „Saracinesco" nennt, das heißt: sie sind aus rohem und zerstücktem Material von Peperin und anderem Füllwerk, auch von Marmorstücken, aufgebaut. Der spätere und palastartige Vorderteil hat Renaissance-Fenster. Die

Zinnenaufsätze sind halb verfallen, einige erst von Kanonenkugeln zerstört. Das Ganze macht den Eindruck einer mittelaltrigen Baronalburg ersten Ranges. Am Portal steht das Wappen Sixtus' V., oder vielmehr seines Neffen Michele Peretti, welchem die Orsini Mentana verkauften. Hier lagen am Eingang Flinten der Garibaldiner, welche sie selbst vor der Capitulation, nach Kriegsgebrauch, zerschmettert hatten.

Im Innern verfallene Treppen, eingestürzte Zimmer, deren Decken die Bomben zersprengt hatten. Im Hofe des Schlosses boten die französischen Wachen ein lebhaftes Bild dar; sie bereiteten ihr Mittagessen, um ein Feuer geschäftig, welches sie mit garibaldi'schen Ladestöcken anschürten. Man brachte uns Flintenkugeln, die wir übrigens auch vom Boden aufnehmen konnten; es waren Spitzkugeln von gezogenen Gewehren oder von Chassepots; selten eine gewöhnliche, aus dem Gebrauch gekommene, also garibaldi'sche, Rundkugel.

Wir durchwanderten den kleinen und unheimlichen Ort. Seine Einwohner hatten 15 lange Stunden unter Pein und Furcht in den Kellern zugebracht, während die Kugeln auf ihre Dächer, wie sie selbst erzählten, als ein dichter Hagel niederprasselten. In einem Hause, dessen Zimmerwand eine Bombe durchschlagen hatte, fanden wir Frauen und Kinder sitzen, jetzt wieder mit ruhiger, selbst heiterer Miene, als sei nichts geschehen. Sie erzählten uns auf unsere Frage, daß die Garibaldiner acht Tage im Orte gewesen. Es gab, so sagte eine dieser Frauen, auch vornehme Herren unter ihnen, welche bezahlten was sie forderten, und sie setzte redselig hinzu, daß ihr ein

Hauptmann 25 Soldi für ein Huhn gegeben habe, womit sie vollkommen zufrieden gewesen sei. Andere hätten freilich nichts bezahlt, weil sie selbst nicht einen Soldo in der Tasche gehabt.

Wir erinnerten uns in diesem, jetzt wieder geschichtlich gewordenen Ort der Sabina mit Verwunderung, daß die Ereignisse der letzten Tage in einer seltsamen Verbindung mit der entfernten Vergangenheit stehen; daß hier zumal schon einmal die Franken auftraten, einen bedrängten Papst und seine weltliche Gewalt zu retten, und daß dieser Retter Carl der Große gewesen ist. Wir überblickten daher mit Erregung auf dem Locale selbst die Geschichte dieses Castells.

Im Altertum hieß es Nomentum. Es gab der noch dauernden Straße den Namen, welche indeß nicht zu den großen Römerstraßen gehörte, denn sie vereinigte sich schon hinter Nomentum bei Eretum, in der Nähe des heutigen Monte Rotondo, mit der Via Salara.

Aelter als Rom selbst, mit Fidenä und Crustumeria gleichzeitig, galt Nomentum den Römern als eine der Colonien des Königs Latinus Silvius von Albalonga, welcher jene sabinische Landschaft sich unterworfen haben soll. Es nahm an dem Bündniß der Lateiner gegen Rom Teil, zu Gunsten der vertriebenen Tarquinier. Nach der Schlacht am See Regillus, wodurch die Hegemonie der römischen Republik über Latium entschieden ward, wurde Nomentum ein römisches Municipium. Diese sabinische Stadt war zu klein, als daß sie in der Geschichte Roms hätte bemerkbar werden können. Man weiß, daß Ovid, Seneca und Martial in ihrem Gebiete Landgüter besaßen.

Die Luft war dort gesund, der Wein gut, und in der Nähe gab es Heilquellen.

In der christlichen Epoche des Kaiserreichs wurde Nomentum schon früh ein Bistum. Neben ihm waren sabinische Bistümer Fidenä, heute Castello Giubileo, Cures und Forum Novum, welches noch dauert. Die Reihe der nomentanischen Bischöfe wird vom Jahre 415 bis 964 aufgezählt, wonach daselbst keine Bischöfe mehr genannt werden — ein Beweis, daß der Ort in Verfall geriet. Er hatte sich gleichwol aus unbekannten Ursachen länger erhalten, als die übrigen antiken Orte im unmittelbaren Stadtgebiete Roms, welche schon in den Zeiten der Barbaren-Invasion untergingen. Eretum, Crustumeria, Fidenä, Gabii, Ficulea, Antemna verschwanden fast spurlos. Selbst das alte berühmte Cures, die Vaterstadt des Numa, ging in der Langobardenzeit unter, und dauert heute nur im Namen Correse fort.

Nomentum bestand noch im Jahre 800 mit seinem unveränderten Namen, wenn auch bereits gründlich verwandelt; denn am 23. Nov. jenes Jahres machte hier Carl der Große auf seiner Romfahrt Halt, um sodann im St. Peter die Kaiserkrone zu nehmen. Seine Erscheinung an jenem Ort, in demselben Monat November, in welchem 1067 Jahre nach ihm italienische Freischaaren jenes Dominium des Papstes zu stürzen unternahmen, welches Carl der Große eigentlich gestiftet hatte, ist durch so weit von einander entfernte Bezüge der Geschichte merkwürdig genug.

Der Kampf der Italiener und Römer gegen die weltliche Gewalt des Papstes begann fast in derselben Stunde,

da sie durch die erste fränkische Intervention Pipin's in Italien zu Gunsten der von den Langobarden bedrängten Stadt Rom gegründet worden war. Die Geschichte der Menschheit zeigt daher keinen einzigen Kampf von gleich langer Dauer eines und desselben unveränderten Princips.

Die Ursache der Romfahrt Carl's des Großen war folgende. Der Papst Leo III., Nachfolger Hadrian's, war im Jahre 799 durch eine Verschwörung des römischen Adels, unter welchem die mächtigen Nepoten Hadrian's die erste Stelle einnahmen, aus Rom vertrieben worden, nach einem Attentat auf sein Leben. Er war nach Spoleto entronnen, und von dort nach Paderborn gegangen. Der große Monarch schickte den Flüchtling zuerst mit fränkischen Boten nach Rom zurück, wo die Aristokraten, welche sich des weltlichen Regiments bemächtigt hatten, seiner Rückkehr keinen Widerstand entgegensetzten, sondern, durch die nahende Intervention erschreckt, dem Proceß und richterlichen Urteil jener Machtboten sich ruhig unterwarfen. Sie entschieden zu Gunsten des Papstes, aber die verurteilten Rebellen appellirten an Carl, dem dieser kam nun ein Jahr später, wie er es Leo versprochen hatte, nach Rom, hier sein Tribunal aufzuschlagen, welches der Papst, sein Untertan in allen weltlichen Dingen, gleichfalls anerkannte.

Carl zog mit seinem Heer die Sabina herab, und machte in Nomentum Halt, um nicht auf der Via Salara, sondern auf der Nomentana nach Rom zu ziehen. Dies beweist kaum, daß der Ort damals noch ansehnlich, vielmehr nur, daß er die einzige bischöfliche Stadt in jener sabinischen Landschaft war. Man darf zugleich auch diesen

Schluß ziehen, daß Monte Rotondo an der Via Salara, welches nur eine halbe Stunde von Nomentum entfernt liegt und heute viel größer und wohnlicher ist als dieses, im Jahre 800 noch nicht bestand. Zwar hat man in Monte Rotondo das alte Eretum zu erkennen geglaubt, aber Nibby hat sich mit guten Gründen dagegen ausgesprochen, und nachgewiesen, daß jener Ort erst dem späteren Mittelalter seinen Ursprung verdankte. Die Provinz Sabina bildete ursprünglich einen Teil des Ducats von Spoleto; Carl der Große hatte sie dem Papst geschenkt, aber erst viel später setzte sich derselbe in ihren Besitz. Nur im kleinsten und Rom nahe liegenden sabinischen Gebiet war er damals Herr. Die ganze Landschaft war durch die Invasion der Langobarden im 6. Jahrhundert schrecklich verheert worden: ihre Städte hatten meist schon den Untergang gefunden; im 8. und 9. Säculum zeigen Urkunden in der ganzen Diöcese Sabina nicht mehr Städte, nur Flecken auf.

Zur feierlichen Begrüßung Carl's war Leo III. mit den höchsten Würdenträgern der Kirche, einem Teil des Adels, der städtischen Miliz und vielem Volk nach Nomentum hinausgezogen. Carl traf hier am 23. Nov. 800 ein. Er speiste mit dem Papst, worauf dieser nach Rom zurückkehrte, um den festlichen Empfang des Monarchen in St. Peter am folgenden Tage zu rüsten, während Carl in Nomentum übernachtete. In welchem Gebäude hielt damals der große Kaiser sein einfaches Mittagsmal mit dem Papst, und wo sein bescheidenes Nachtlager?

Nomentum war vor 1000 Jahren sicherlich volkreicher als heute. Wenn die antike Stadt auf derselben Stelle

stand, wo sich die armselige Häuserreihe am Schlosse der Orsini hinzieht, so mochte sie im kleinen das Bild aller anderen Städte zu jener Zeit darbieten: Ruinen des Alterthums, zerstörte oder verwandelte Tempel und Paläste alter Herrlichkeit, neben finsteren Wohnungen eines neuen Geschlechts. Ein Graf saß in Nomentum nicht; vielleicht hatte dort, nach Analogie anderer Orte, ein Tribun Jurisdiction, wenn überhaupt Nomentum, was ich bezweifele, noch groß genug war, um Sitz einen Tribuns zu sein. Es gab noch keine Baronalgeschlechter im Sinne der späteren Feudalzeit. Erst 150 Jahre später findet sich der berühmte Stamm der Crescentier in Nomentum begütert, und deshalb wol auch herrschend. Demnach nahm Carl ohne Zweifel seine Wohnung in dem Episkopium, der sicherlich sehr patriarchalischen Residenz des Nomentanischen Bischofs.

Es war also von dort, wo der mächtigste Gebieter des Abendlandes am 24. Nov. 800 nach Rom aufbrach und Nomentum war der letzte Haltepunkt Carls des Großen vor seiner Krönung. Einen Monat später krönte ihn Leo III. zum Kaiser der Römer.

Die Erneuerung des abendländischen Imperium in der fränkischen Dynastie war, abgesehen von allen anderen Ursachen höherer Natur, für die Päpste auch deshalb notwendig geworden, weil sie ihnen die Garantie des Fortbestands ihrer weltlichen Gewalt in Rom und den anderen Provinzen gab. Denn ohne den Schutz der kaiserlichen Autorität, ohne die Gewißheit einer immer bereiten fränkischen Intervention hätten die Päpste nicht die Landeshoheit in Rom zu behaupten vermocht. Dies hatte sich

bereits als zweifellos herausgestellt, und es wurde durch die Geschichte des Dominium temporale in der Folgezeit unumstößlich bewiesen.

Im 10. Jahrhundert drohte diesem Dominium die allergrößeste Gefahr durch ein römisches Adelsgeschlecht, welches merkwürdiger Weise mit demselben Nomentum im Zusammenhang stand. Dies war die Familie der Crescentier. Sie erscheint mit Namen zum erstenmal im Jahre 901. Seither finden sich mehrere Crescentier unter den Großen Roms in sehr hervorragender Stellung. Daß dieses Geschlecht gerade in der Sabina Güter besaß, geht schon daraus hervor, daß ein Crescentius im Jahr 967 Comes und Rector der sabinischen Provinz für den Papst war.

Im Jahre 974 bemächtigte sich zuerst Crescentius de Theodora vorübergehend der Gewalt in Rom, und später trat sein Sohn Johannes Crescentius an die Spitze der römischen Nationalpartei. Seine Geschichte bildet eine bekannte Episode des Kaisertums Otto's III. Die Chronisten nennen gerade diesen Crescentius „Nomentanus". Sein in der Sabina überhaupt, namentlich bei Farfa, angesessenes Geschlecht befand sich nämlich im Besitze jenes Orts, und entweder war Johann Crescentius daselbst auf dem Erbgut seines Vaters geboren, oder ihm persönlich war Nomentum als Eigentum zugefallen. Gerade in dieser Epoche scheint das dortige Bistum eingegangen zu sein. Als sein letzter Bischof wird Johannes um das Jahr 964 aufgeführt, und dessen in der Familie der Crescentier sehr gewöhnlicher Name möchte dafür sprechen, daß auch dieser letzte Bischof von Nomentum dem Haus

jener Großen angehörte. In derſelben Zeit gab es ſchon erbliche Grafen im päpſtlichen Landgebiet. Johann Creſcentius mochte daher ſchon um 980 Comes von Nomentum geweſen ſein, und dort ſeine feſte Landburg beſeſſen haben, auf derſelben Stelle, wo ſpäter das Schloß der Orſini ſich erhob, und wo es noch heute ſteht.

Im Jahre 985 nahm Creſcentius den Titel „Patricius der Römer" an, und regierte die Stadt Rom als ihr weltliches Haupt während der Minderjährigkeit Otto's III. Seine Gewalt erloſch, als Otto im Jahre 996 nach Rom kam, um aus den Händen Gregor's V., des erſten deutſchen Papſtes, welchen er ſelbſt erhoben hatte, die Kaiſerkrone zu nehmen. Creſcentius, als Rebell zum Tode verurteilt, ſchwor dem jungen Kaiſer den Treueid, und ward begnadigt. Aber kaum war Otto hinweggezogen, ſo brach der kühne Römer ſeinen Eid; er vertrieb den deutſchen Papſt, und nahm die Kaiſerrechte in Beſitz. In dieſer Uſurpation unterſtützten ihn ſeine Vettern in der Sabina, der Graf Benedict und deſſen Söhne Johannes und Creſcentius. Der Uſurpator fand jedoch ſchon am 29. April 998 ein ſchmähliches Ende, nachdem Otto III. den Papſt mit Heeresmacht nach Rom zurückgeführt hatte. Creſcentius verteidigte ſich tapfer in der Engelsburg bis er capitulieren mußte. Man enthauptete ihn, ſtürzte den Leichnam von den Zinnen des Caſtells herab, und heftete ihn an einen Galgen am Monte Mario. Jahrhunderte lang hieß die Engelsburg nach ihm der Turm des Creſcentius.

Nach dem Tode Otto's III. ſtellten die Römer den Sohn deſſelben Creſcentius, Johannes, zum Patricius

auf, und er behauptete diese Gewalt bis 1012, wo er starb. Seither dauerte das Geschlecht der Crescentier in der Sabina und in Rom noch lange fort, doch es trat nicht mehr bedeutend hervor. Vielmehr ging die patricische Gewalt bald nach 1012 auf die Grafen von Tusculum über, welche die weltliche Herrschaft des Papstes und auch den heiligen Stul an sich rissen.

So ist Nomentum in der Geschichte der römischen Revolution classisch als der Sitz eines uralten Geschlechts von Rebellen gegen die Papstgewalt. Ob dies wol dem späten Nachfolger der Crescentier bekannt war, als er am 3. Nov. 1867 auf den Hügel von Mentana mit den Päpstlichen kämpfte und unterlag?

Der Name Nomentum wird nach der Epoche der Crescentier kaum hie und da in einigen römischen Urkunden gehört. Der Ort heißt in ihnen Castrum Nomentanä, woraus der heutige Name Mentana oder Lamentana entstanden ist. Schon die Bezeichnung Castrum statt Civitas, mit welcher er seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts in päpstlichen Bullen vorkommt, zeigt, daß diese Stadt zu einem ummauerten Flecken herabgesunken war. Sie gehörte den Mönchen von St. Paul, welche sie im 12. Jahrhundert dem mächtigen Geschlecht der Capocci verliehen, bis Nicolaus III. vom Haus Orsini Mentana seinem Nepoten Orso gab. Die Orsini setzten sich im 13. Jahrhundert in Besitz von vielen Districten der Sabina. Sie besaßen auch das nahe Monte Rotondo, Monte Gentile und Nérola. Sie erbauten das Castell von Nomentum, das gegenwärtige Baronalschloß, wahrscheinlich auf den Fundamenten der ursprünglichen Burg, und sie saßen

darin länger als drei Jahrhunderte; denn erst im Jahre 1594 verkauften sie Mentana an einen Nepoten Sixtus' V., Michele Peretti, Prinzen von Venafro. Später wurde es Eigentum der Borghese, die es noch heute besitzen.

XII.

Von Mentana gelangt man auf sehr guter Straße zwischen Gebüsch und Weinbergen in kaum einer halben Stunde nach Monte Rotondo. Das große Baronalschloß, einst Orsinisch und jetzt dem Fürsten von Piombino gehörig, ein prächtiger und dominirender Bau mit einem Turm, steht am Haupte des Orts, den es fast verdeckt. Es war von Franzosen angefüllt. Im Hofe lagen mehr als tausend garibaldi'sche Flinten, gleich Klaftern Holz und sehr sauber aufgeschichtet; schlechte Militärgewehre mit Percussion, vielleicht von der Nationalgarde stammend; andere Haufen von Bajonnetten, Säbelscheiden und Ladestöcken sah man umher liegen. Die Waffen hatte man in Monte Rotondo und auf den Wegen aufgelesen.

Man führte uns in das Haus, wo Garibaldi gewohnt hatte; es steht am untern Platz, nicht weit vom Dom. Hier hatte er zwei kleine Zimmer im oberen Stock bezogen. Ueber seinem Bette, welches mit einer gelben Decke zugedeckt war, hing ein Heiligenbild und ein Weihwassergefäß aus Krystall, wovon er wol so wenig Gebrauch machte, wie von dem kleinen Spiegel, der auf der Commode lag. Jetzt bewohnt diese Zimmer ein französischer Capitän.

Wir sahen auch den Dom S. Maddalena, worin sich die Freischaaren einquartiert hatten. Noch lagen auf den Altären zerstörte Kirchen-Ornamente, Gewänder in Fetzen, umgestürzte Crucifixe und Leuchter. In der Sacristei war alles durcheinander geworfen, die Schränke erbrochen, Meßbücher und Register zerrissen und umhergestreut. Ein Weib welches uns dort umherführte, wies mit Gebärden des Schreckens das Tabernaculum des Hochaltars vor, woraus der Kelch verschwunden war. Von andern nicht gut zu nennenden Profanationen wird erzählt; Scenen wie beim „Sacco" des Bourbon in Rom. Man sah zwei Freiwillige am Tor auf Schildwache stehen, der eine trug eine Priester-Mitra auf dem Kopf, der andere einen Krummstab in der Hand. Die Freischaaren begruben ihre Todten massenweise in den Kirchen selbst; gefallene Officiere senkten sie dort ein, gehüllt in goldbrokatene Priestergewänder.

In Monte Rotondo war der Eindruck des Kriegsschreckens und der Aufregung fühlbarer als in Mentana, denn dieser Ort hat kaum 500, jener 1300 Einwohner. Das Volk war den Garibaldi'schen nicht freundlich gesinnt; die Invasion hat es halb ruinirt, so versicherte uns wenigstens ein Municipalbeamter, mit den heftigsten Gesticulationen und sprudelnder Rede alle Contributionen an Geld, Fourage, Pferden aufzählend, welche Garibaldi auf die Gemeinde gelegt hatte, während viele unwürdige Subjecte in seiner Schaar sich am Privatbesitz vergriffen.

Die kleine Stadt liegt hoch und fest auf dem Rücken eines Höhenzuges, von wo herab der Blick auf die Berge der Sabina und den Monte Gennaro hinreißend schön

ist. Man sieht Tivoli, St. Angelo und Monticelli sehr nahe; weiter das weiße Castell Palombara, Monte Libretti und selbst Nerola, auch die Berglandschaft der Benedictiner-Abtei von Farfa, welche einst die Langobarden Spoleto's zerstört, dann prächtig wieder aufgebaut hatten. Nach Norden zu liegt über der Campagna der schön gezinnte Monte Soracte, dem zu Füßen sich der Tiber aus Umbrien hervorwindet, um dann in Schlangenlinien die stille Campagna-Wildniß Roms zu durchströmen, zu beiden Seiten von Römerstraßen begleitet, der Salara und Flaminia. Nach Rom hin zeigen sich, in so weiter Entfernung aber nur als Linien sichtbar, die Türme von Sta. Maria Maggiore und vom Lateran. Aber die Kuppel St. Peters schwebt über der Campagna deutlich und voll, wie eine dunkle Sphäre. Wenn Osterpilger, welche diese Straße daher kommen, dieses meilenweit sichtbare Wahrzeichen der Kirche erblicken, so pflegen sie noch heute an ihrem Pilgerstabe froh und andachtsvoll niederzuknieen. Manche Bilder stellen diese Scene dar. Ein geistvoller Künstler könnte heute ein charakteristisches und höchst dramatisches Gegenstück dazu malen: rothbehemdete garibaldi'sche Freiwillige, welche von den Höhen Monte Rotondos zum erstenmal die St. Peters-Kuppel sehen.

Sie erschien ihnen dort als das Ziel ihrer leidenschaftlichen Wünsche und schrecklichen Mühen, ganz so wie einst Rom von dieser Campagna her den Gothen Alarich's oder den hungernden Soldbanden des Connetable und Frundsbergs als ihr heiß ersehntes Ziel erschienen war. Ihr Führer mochte seinen Schaaren oftmals jene erhabene Kuppel Michel Angelo's mit der Hand gewiesen, und eine

seiner von patriotischer Phantasie flammenden Reden gehalten haben — wie auf dem Friedenscongreß zu Genf, wo er die Abschaffung des Papsttums decretirte, und von welchem Garibaldi, durch eine empfindliche Ironie der Dinge, geradezu auf das Schlachtfeld von Mentana geriet.

Es ist nicht wenig anziehend sich die Gedanken vorzustellen, welche beim Anblicke Roms die Seele dieses merkwürdigsten Italieners unserer Zeit bewegten, eines Mannes von so vielen und wunderbaren Schicksalen, daß sein Leben in zwei Welttheilen ein fortgesetztes Heldenabenteuer im Dienste der Freiheit war, und der in der Geschichte eine größere Rolle würde gespielt haben, wenn die Natur mit seiner altrömischen Uneigennützigkeit und unvergleichlichen Thatkraft auch das Genie eines Staatsmannes vereinigt hätte.

Beim Anblicke Roms erinnerte sich Garibaldi mit Erstaunen jener, schon der Geschichte angehörenden Zeit, wo er die Hauptstadt der Welt ruhmvoll gegen die Franzosen verteidigt hatte. Wenn er auf die Campagna von Tivoli zu seinen Füßen niedersah, so mußte er sich selbst im Geiste erblicken, wie er dort nach seinem Abzuge von Rom, mit kaum besser bewaffneten und disciplinirten Freiwilligenschaaren als er jetzt führte, vorüberzog, um seinen Rückzug in die Appenninen zu nehmen. Es war am 30. Juli 1849.

Als der heißeste Wunsch seines Lebens und dessen ruhmvollster Schluß schwebte ihm der Gedanke vor, in dasselbe Rom wieder einzuziehen, welches er damals hatte verlassen müssen. Aber Garibaldi ist nicht in Rom ein-

gezogen. Er hat auf dem Capitol weder die Fahne der Republik, noch die Tricolore Italiens aufgepflanzt. Bei Mentana ist er von den Truppen des Papstes und Napoleon's geschlagen worden. Er saß wieder als Gefangener des Staats im Schlosse zu Varignano. Man stellte ihn unter Proceß, der kein Urteil haben konnte, denn es gab darin zu viele Mitschuldige, deren Reihe im Palast Pitti begann.

Die Welt, welche echten Patriotismus und Manneskraft verehrt, hatte Garibaldi, dem enfant gâté und terrible Italiens, gleichsam den Freibrief gegeben, im Namen seines Ideals Handlungen kühner Willkür zu begehen, ohne daß sich durch deren Mißerfolg die Sympathie für ihn sehr merklich vermindert. Aber auch dies hat, wie der Grundsatz des Princips beim Machiavelli: daß es bei dem Zweck nicht auf die Mittel ankomme, denn doch seine Gränze. Die romantische Kühnheit Garibaldi's mag noch fortdauernd die Jugend begeistern, welche an ihrem Plutarch sitzt, aber sie ermüdet schon stark das reife Urteil des Staatsmannes und des Staatsbürgers. Daß ein noch so hoch gefeierter Nationalheld, Volksliebling und Patriot fortdauernd das Privilegium beanspruchte in der Ausnahme zu sein, außerhalb der Verfassung und der Gesetze des Staats zu stehen, und eine Macht für sich zu bilden, dies würde in Wahrheit in jedem geordneten Staate Europas ein Absurdum und eine Unmöglichkeit sein.

Die italienische Monarchie und der Einheitsgedanke haben die furchtbare Krisis, in welche sie die garibaldi'sche Demagogie versetzte, augenblicklich überstanden, und wenn der Tag von Mentana das Ergebniß hätte, daß sich

Italien von dem anarchischen Wesen einer den Staat wiederholt verneinenden revolutionären Nebenregierung befreite, so würde dies als ein positives Glück zu betrachten sein. Die gescheiterte Invasion hat freilich zunächst andere Ergebnisse gehabt; sie hat die Schwäche und Unmoralität Italiens bloßgelegt, und die europäischen Sympathien für dieses Land erschüttert; sie hat freilich dargethan, daß die lange Fortdauer des Dominium temporale in der Form der Septemberconvention unmöglich sei, aber sie hat zugleich den französischen Protector, die Intervention, und mit ihr ein Princip nach Italien zurückgeführt, welches, wie ganz Europa hoffte, für immer daraus entfernt worden war; von dem Ruin und Elend zu schweigen, in welches Tausende diesseits wie jenseits der römischen Gränze durch jenen Bandenkrieg gestürzt worden sind. Wenn dieser endlich, nach der Ansicht Garibaldi's, als ein Nationalkrieg Italiens mit dem Papsttum um den Besitz von Rom gelten sollte, so hat der Erfolg dargethan, daß das Papsttum im Jahre 1867 noch stärker war als Italien; daß endlich die römische Frage nicht durch bloße Gewalt lösbar ist. Wird das Problem, welches durch den Septembervertrag zu Gunsten Italiens in die Gränzen einer territorialen Angelegenheit verwiesen worden war, daraus wieder enthoben, und in die Sphäre der europäischen Diplomatie zurückgestellt werden?

Ist dieses Problem unlösbar? Gibt es etwas in menschlichen Dingen, was nicht zu lösen wäre? Ein Schalk tröstete einen Patrioten mit der Erfahrung, daß die Italiener aus Niederlagen, welche andere Völker verderben, als Sieger hervorzugehen pflegen. Wenn man

in solche Schalkhaftigkeit nicht einstimmen will, so darf man doch nicht verzweifeln, daß ein modus findbar sei, welcher die geistliche Unabhängigkeit des Papsttums mit den Forderungen der Nation vereinigen kann. Den Tag, wo diese Quadratur des Cirkels gefunden wird, dürfte die Menschheit festlich begehen, denn er würde die neue Aera des langen Friedens bezeichnen, welchem die freien Völker Europas mit Sehnsucht entgegenblicken.

XIII.

Seitdem die vorstehenden Blätter geschrieben wurden, vergingen drei Jahre. Die Quadratur des römischen Cirkels ist darin nicht gefunden, aber der gordische Knoten der römischen Frage gewaltsam durch das Schwert zerhauen worden. Der „Krieg der Freischaaren um Rom" bedarf daher eines Zusatzes.

Die ausführliche Schilderung dieser letzten drei Jahre Roms und des sinkenden Papsttums wird einst ein merkwürdiger Abschnitt der Geschichte unserer Zeit sein, wenn man sie aus dem diplomatischen Material schöpft, und mit porträtgetreuen Charakteren der Haupt- und Nebenpersonen dieses Trauerspiels belebt. Der künftige Geschichtschreiber würde dann sein Buch zu betiteln haben: Geschichte der letzten Jahre und Tage des weltlichen Papsttums.

Nur um abzuschließen, zeichne ich einige Daten auf.

Am Ende des Jahres 1867 fühlte man sich in Rom durch den Sieg von Mentana gesichert, und voll kühnen Muts. Mit Genugthuung sah man Napoleon in die Reaction zurückgedrängt, im offenen Bruch mit der Demokratie und dem Principe Italiens. Dabei wollte man ihn festhalten. Man dankte ihm zunächst, indem der

Papst am 13. März 1868 Lucian Bonaparte zum Cardinal machte; so erhielt der erste wirkliche Bonaparte den Purpur. Zur Vollständigkeit des rätselhaften Glückes dieses Geschlechts fehlte in der That in ihm nur noch das Papsttum.

Rom war ruhig; im Patrimonium Petri standen wieder französische Truppen, 5000 Mann an Zahl; die Stadt selbst blieb nur von Päpstlichen besetzt. Die römische Curie beschäftigte durchaus der Gedanke an das Concil, dessen ungestörte Vereinigung erst durch den Sieg von Mentana und die Rückkehr der französischen Occupation möglich geworden war. Durch dies seit langen Jahren vorbereitete Concil wollten die Jesuiten ihr Werk krönen, indem sie dem Papst noch die vierte und höchste Krone aufsetzten, die der Infallibilität. Am 29. Juni 1868 wurde die Bulle veröffentlicht, welche das Concil zum 8. Dec. 1869 berief.

Ein Zufall fügte es, das an demselben Junitage in Deutschland ein bedeutungsvolles Fest nationaler Erinnerung gefeiert wurde; das große Lutherdenkmal in Worms wurde vor dem Könige von Preußen enthüllt, dem mächtigen Schirmherrn der protestantischen Kirche, dem Haupt der deutschen Nation, und dem schon unbezweifelbaren Wiederhersteller des Reichs.

Im Programm der Secte der Jesuiten stand schon längst der Krieg gegen das protestantische Preußen, gegen dieses durch Denken und Wissenschaft verderbte Deutschland überhaupt. Phantastische Weltplane wurden in den Köpfen mancher Dunkelmänner ausgesonnen. Sie träumten von einer neuen Weltepoche allgemeiner kreuzritterlicher

Reaction und der Katholisirung der Völker, und einer päpstlichen Weltherrschaft nach den Grundsätzen des Syllabus und den Decreten des kommenden Concils, und ihr konnte, so meinte man, ein Krieg Frankreichs gegen Deutschland wol die Wege bahnen. Dieser Krieg, von den nie besiegten Legionen Napoleon's geführt, mit den gegen Deutschland erfundenen und bei Mentana erprobten Chassepots und den Mitrailleusen, mußte unzweifelhaft die protestantische Macht Europas zertrümmern, und die Einigung Deutschlands unter der Dynastie Hohenzollern unmöglich machen. Aus dem unbezweifelbaren Siege Frankreichs folgte selbstverständlich der Zerfall Italiens in seine Atome, und die Wiederherstellung des Kirchenstaats, wie zu Consalvi's Zeit. Dann würde Napoleon, der Retter und Advocat der Kirche, die Stellung Carl's des Großen einnehmen; dann die beruhigte Menschheit um die beiden großen Metropolen der Welt, wie um ihre Achsen sich zu drehen haben: um Paris, den Sitz der in der Cäsardespotie centralisirten menschlichen Civilisation, um Rom, die infallible Quelle der im Jesuitismus göttlich geoffenbarten Wahrheit.

Die spanische Revolution, der schmähliche Sturz der bigotten Königin Isabella, machte den ersten Strich durch solche Rechnungen. Niemand ahnte, wie bald die spanische Troncandidatur zu einem welthistorischen Factor werden sollte.

Das Concil-Jahr 1869 kam. Man betrieb in Rom die Vorarbeiten für die große Aufgabe.

Nichts verkündete nahe Stürme, als hie und da draußen, zumal in Deutschland, ein heftiger Ausspruch

der öffentlichen Meinung wider das Concil, dessen Notwendigkeit geleugnet, dessen Parteizweck besprochen und verdammt wurde. Die Lager der Infallibilisten und ihrer Gegner bildeten sich.

Am 11. April feierte der greise Papst sein 50jähriges Priesterjubiläum, wozu Deputationen, Adressen, Glückwünsche und Geschenke aus allen Ländern der Christenheit einliefen. Die Demonstration war prachtvoll und glänzend, Rom ein Festtheater, wie im Jahre 1867. Der beglückte Papst glaubte sich von der ganzen Welt als ihr moralisches Haupt geehrt. Diese Feste erschienen ihm als gute Augurien des Concils.

Am 8. Dec. 1869 wurde diese denkwürdige Kirchenversammlung im S. Peter eröffnet. Der Winterregen strömte; der Dom faßte kaum die Menge des Volks. Rom wie Italien war damals ruhig. Im Patrimonium bildeten die Truppen Napoleon's die Garde des Concils. Dies Concil wurde alsbald zum Ereigniß der Zeit. Alle Welt blickte darauf mit Spannung, und sah in ihm eine Furcht erweckende Krisis im Leben der Kirche selbst. Es handelte sich darum, alle Gewalten der Kirche in dem einen Papst zu centralisiren, ihre bestehende Verfassung durch eine unerhörte Neuerung gewaltsam umzuändern, den Papst für immer zu dem allmächtigen Dictator der gesammten Kirche zu erklären, indem man ihm durch das Votum von ein paar hundert Priestern die Attribute göttlicher Macht übertrug.

Alle Welt kennt die Zusammensetzung dieses Concils, die Mittel, mit denen seine Majorität geschaffen, seine Minorität erdrückt wurde, die Debatten und die Kämpfe

seiner Parteien. Denn seine Geschichte begleitete vom ersten Tage an eine Literatur solcher Art, wie sie sich um keine der früheren Synoden hatte ablagern können. Die öffentliche Meinung wachte über dem Concil, und sie hielt gleichsam ihre Sitzungen neben denen dieses römischen Parlaments, dessen geheimste Gedanken, Pläne und Handlungen sie bis in die versteckteften Parteimanöver hinein entschleierte und auch richtete.

Man hörte ernste und gläubige Katholiken Wehe über dies Concil rufen. Sie bekennen noch voll Trauer und Unwillen, daß seine Berufung ein gränzenloser Fehler, sein Werk aber eine Verderben bringende Provocation zum Schisma gewesen sei. Seine Geschichte wird einst eins der lehrreichsten Spiegelbilder unserer Zeit sein, und wie schon jetzt von Katholiken behauptet wird, dem künftigen Geschlechte darthun, wie groß die Verblendung, und wie tief die Geistesarmut und Erschöpfung in den romanischen Elementen der Kirche zu jener Zeit gewesen ist.

Der Sommer des großen Jahres 1870 kam. Schon hatte sich die Aufmerksamkeit der Welt vom Concil hinweggewendet, wo die meist germanische Opposition ermattete, die Minorität sich selbst aufgab, die öffentliche Meinung diese selbst aufzugeben genöthigt war. In demselben Augenblicke, wo die letzte, gewaltsame Centralisation der Kirche im Haupte vollzogen werden sollte, um die Glieder für ewig lahm und kraftlos zu machen, centralisirte sich auch Frankreich nochmals in der Kaisergewalt durch ein neues Plebiscit. In demselben Moment verdüsterte sich der politische Horizont durch die spanische Tronkandidatur.

Am 18. Juli 1870 wurde das neue Dogma der

Infallibilität des Papstes verkündigt. Der Dom S. Peters war bei diesem Act öde und leer. Ein Gewitter entlud sich mit tropischer Heftigkeit. Unter Blitzen und schmetternden Donnerschlägen ward der Menschheit kund gethan, daß der Papst unfehlbar sei.

Nur einen Tag später, den 19. Juli, stieg das Gewitter in Frankreich auf: der Kaiser Napoleon erklärte den frevelvollsten aller Kriege an Preußen und den norddeutschen Bund.

Da kamen die großen Tage des Gerichts über menschlichen Hochmut und Wahn. Sie sind in der Geschichte verzeichnet als die erhabensten Acte ihrer Gerechtigkeit. Deutschland erhob sich im heiligen Zorn, und ward zur Stunde einig und riesenstark. In zermalmenden Schlachten zerbrach die deutsche Volkskraft das französische Kaiserreich. Schon am 2. Sept. ergab sich Napoleon der Großmut des von ihm so tief beleidigten deutschen Heldenkönigs. Von dem Stoß dieses beispiellosen Krieges erbebte Europa, und alles was morsch und faul war mußte davon niederfallen.

In Paris wurde die Republik proclamirt. Die Italiener forderten mit Ungestüm Rom. Aber der alte Held jenes „Kriegs der Freischaaren" von 1867 zog aus nach Frankreich, jetzt mit seinen Feinden von Mentana, ja mit dem Zuavenobersten Charette unter derselben französischen Fahne für einen Schatten und Namen zu streiten. Er rief mit Lucan: Tuumque nomen, libertas, et inanem prosequar umbram: ein edler Schwärmer, stets sich selbst getreu.

Die französische Occupationsarmee war aus dem

Patrimonium zur Rettung ihres Vaterlandes abgezogen, und so lag der Kirchenstaat einer Invasion wieder offen. Die italienische Regierung erklärte die Septemberconvention mit dem Falle Napoleon's, ihres Urhebers, erloschen. Sie forderte die Besetzung Roms durch die königlichen Truppen, aus Not der Selbsterhaltung, und als gedrängt vom italienischen Volk.

Es war eine verhängnißvolle Verkettung von Ereignissen, die damals wunderbar in einander griffen.

Am 19. Sept. legten die Deutschen ihren eisernen Belagerungsring um die Weltstadt Paris; an demselben Tage standen 30000 Italiener vor der Weltstadt Rom. Am 20. Sept. um 5 Uhr des Morgens fiel der erste Schuß auf die Mauern bei der Porta Pia. Der Kampf mit den päpstlichen Truppen war mühelos und kurz. Im Vatican saß unterdeß der Papst unter Cardinälen und Diplomaten fremder Mächte, die er hatte rufen lassen. Man hörte die Kanonenschüsse der an den Toren Stürmenden. Man brachte dem Cardinal Antonelli ab und zu Depeschen; dann kam die letzte, daß alles vorüber sei.

Durch die Bresche an der Porta Pia zogen die Italiener in Rom ein, am 20. Sept. um 11 Uhr des Morgens, unter unbeschreiblichem Jubel des Volks, während wie durch Zauberschlag ganz Rom sich mit den Tricoloren Italiens bedeckte.

Die tausendjährige weltliche Gewalt des Papstes erlosch fast unbemerkt. Ein so wichtiges weltgeschichtliches Ereigniß, welches in andern Zeiten ein nicht zu sagendes Aufsehen würde gemacht haben, vollzog sich auf dem Hintergrunde des großen deutschen Kriegs in Frankreich,

so nebenbei wie eine Anekdote. Dies klanglose Untergehen der ältesten und ehrwürdigsten Macht Europas ist wol tief tragisch zu nennen. War nicht das Schweigen der Welt auch das Todesurteil des Kirchenstaats? Vielleicht hätte sich in Europa doch manche Stimme des Mitgefühls hören lassen, wenn nicht die Gewaltthat des Concils die Achtung vor dem Papsttum weit und breit gemindert hätte. Der Fall seiner weltlichen Gewalt war nur die notwendige und gerechte Folge der ungeheuerlichsten Zumutung, die je an die menschliche Vernunft gestellt worden ist.

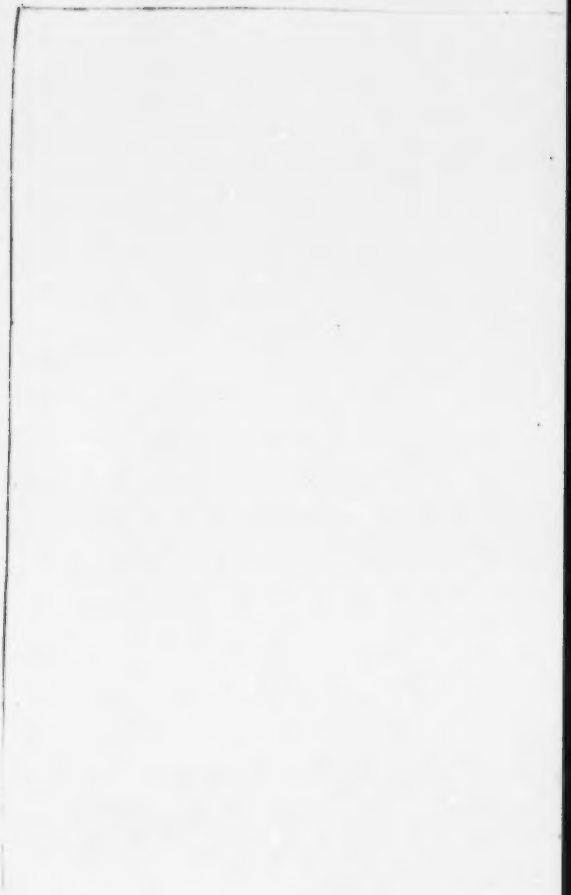
Das Plebiscit der Römer sprach schon am 2. Oct. die Vereinigung der Stadt Rom mit Italien aus. Am Schlusse des Jahres kam der König, die von der Tiberüberschwemmung schwer heimgesuchte Stadt zum erstenmal zu sehen — ein willkommener Vorwand dieses peinlichen Besuchs. Mit Jubel begrüßten ihn die Römer. Er blieb nur einige Stunden; dem Papste schrieb er einen Brief. In dem schon zuvor gewaltsam geöffneten Quirinal, dem Palast der Päpste, aus dem einst Pius IX., vor 24 Jahren, gleich einer heilbringenden Sonne Italiens, unter dem Jauchzen der Römer, als Papst hervorgegangen war, unterzeichnete Victor Emanuel sein erstes Decret in Rom: die Annahme jenes Plebiscits. Es war der letzte Tag des Jahres 1870. Da schloß auch eine lange und große Epoche der Stadt und des Papsttums ab.

Ein tragisches Schicksal ohne Gleichen vollzog sich an dem schwachen Papst, der so viel Wechsel des Glücks, so viel Stürme des Lebens erfahren hat, wie wenige Päpste vor ihm. Als freiwilliger Gefangener trauert er im öden

Vatican, ein jetzt verschollener Name in seinem eigenen Rom, wo er einst der Abgott des Volkes gewesen war. Was ist alle menschliche Größe für ein Tand!

Ein rätselhaftes Schicksal ließ Pius IX. auf dem heiligen Stule länger dauern, als alle seine Vorgänger, so viele deren geschichtlich bekannt sind. Der voraussichtlich letzte Papst mit weltlicher Gewalt hat Rom auch am längsten regiert.

Dies sind nur Daten von Thatsachen. Wir stehen an verschlossenen Pforten geheimnißvoller Zukunft. Die Quadratur des römischen Cirkels ist noch nicht gefunden; der moralische Proceß ist noch nicht gelöst. Nur dies darf man ohne Anmaßung sagen, daß die Menschheit in dem denkwürdigen Jahre 1870 von einer alten Ordnung der Dinge Abschied nahm.



Eine Pfingstwoche in den Abruzzen.

1871.

Nach angestrengter Winterarbeit wollten wir (Freund Lindemann und ich) uns in der Pfingstwoche etwas zu gute thun, indem wir sie in den wilden, noch so wenig besuchten, Abruzzen zubrachten. Wir wollten Rieti, Aquila und den Gran Sasso d'Italia sehen, über das Gebirge von Popoli zum Fuciner-See hinabsteigen, die dortigen Wasserwerke Torlonia's kennen lernen, die glorreiche Auferstehung des Deutschen Reichs auf dem Schlachtfelde des letzten Hohenstaufen feiern, und dann über Tagliacozzo auf der Via Valeria heimwärts nach Rom ziehen. All dieses herrliche Land, unbeschreibliche Paradiese, haben wir gesehen in der Blütenpracht des sonnigen Mai. Da will ich doch etwas davon aufzeichnen, wenigstens über unsere Fahrt von Popoli nach Tagliacozzo, da eine Betrachtung des merkwürdigen Aquila mehr Zeit beansprucht als ich daran wenden könnte.

Um vorweg den Anblick der Scenerie des Abruzzenlandes zu gewinnen, welches wir durchziehen sollten, stiegen wir am Abend vor unserer Abreise von Aquila auf die Burg dieser Stadt hinauf. Sie ist eine Anlage Karls V. Ein mächtiger doppeltköpfiger Reichsadler von Stein und eine lange lateinische Inschrift betreffend die Erbauung

dieses Schlosses durch den Vicekönig Don Pedro de Toledo, Marchese von Villafranca, stehen noch über dem unversehrt erhaltenen Marmorportal von prächtiger und reicher Renaissance-Architektur. Dieses flach gelegene, von einem tiefen Graben umzogene Castell erinnert an die ähnliche Burg von Mailand. Es hat heute keine strategische Bedeutung mehr, sondern dient zur Militärcaserne. Wir mußten uns beim wachthabenden Officier melden, um Einlaß zu erhalten. Als wir diesem gelangweilt aussehenden Manne von herculischer Körpergestalt auf seine Frage nach unserer Nationalität antworteten: „Wir sind, der eine Süddeutscher, der andere Norddeutscher aus Preußen, und Bundesgenossen Italiens", zog er seine Militärmütze ab, und bat uns mit den freundlichsten Mienen nach Gefallen einzutreten. So ändern sich die Zeiten; vor nur wenigen Jahren würde die Nennung unseres Vaterlandes die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht haben.

Von den Zinnen der Burg blickten wir nun in dieses wundervolle Panorama des Abruzzenlandes, worin die beschneiten Hochalpen Italiens sich machtvoll zusammendrängen, oder in großen Gebirgszügen auseinanderfalten. Aquila steht schon auf den Absenkungen des Gran Sasso. Wir sehen diesen König der Apenninen unmittelbar vor uns zur Linken; in der abendlichen Transparenz der Luft erscheint er so nahe, daß man die Faltungen seiner Geklüfte und die scharf gemeißelten Kanten und Zinken seiner Pyramiden deutlich erkennt, und doch braucht es noch zweier Tagereisen um zu ihm selbst zu gelangen. Wenige haben diesen Berg bestiegen, und fast mythisch unbekannt ist all das entzückende wilde Alpenland rings um ihn her. Er

ist ein langer Gebirgszug von gigantischen, fast plumpen Formen, wenigstens von Aquila aus gesehen. Aus der Mitte der Gebirgsmassen erhebt sich ein nicht schön geformter Kegel, fast höckerartig, in Schnee gehüllt; dies ist der „große Stein", der höchste Punkt Italiens überhaupt, von 9000 Fuß Höhe. Rechts über Aquila steigt ein anderes braunes Bergland ohne Schneekuppen auf; den Vordergrund aber schließen die duftigen, mit Schnee beschimmerten, vom Abendpurpur umwallten Gebirge oberhalb Sulmona, aus denen sich der blitzende Monte Majella majestätisch heraushebt. Rückwärts nach Rieti zu steht die in Schnee gehüllte Lionessa, jenes herrlich geformte Gebirg, welches von Rom aus gesehen wird; erst im Juni verliert es seine Schneehülle, wenn auf dem Pincio die Granaten blühen. Von Rieti aus waren wir ihm bis gegen Aquila hin entlang gefahren. So fuhren wir auch dem Gran Sasso entlang nach Popoli.

Dieses Abruzzenland hat noch keine Eisenbahnstraße. Man beginnt sie zu ziehen und schon aus militärischen Gründen ist sie notwendig. Man baut sie von Pescara am Adriatischen Meer herauf, wo die Bahn von Ancona herabkommt, und jetzt der Stapelplatz für die Producte der Abruzzen sich befindet. Sie soll über Sulmona, Popoli und Aquila auf Rieti und Terni treffen, und durch eine Abzweigung das Marsenland mit dem Fucinersee und mit Sora in das Verkehrssystem aufnehmen, also bei Rocca Secca sich mit der neapolitanisch-römischen Bahn in Verbindung setzen.

Man fährt in kleinen Postwagen sehr primitiver Natur, die sich in nichts von den in der Sabina und der römi-

schen Campagna gebrauchten unterscheiden. Der Fahrweg ist vortrefflich; es geht hoch über Berg und Tal, durch entzückende Gebirgslandschaften, im beständigen Anblick des Gran Sasso, an kleinen malerischen Castellen mit zertrümmerten Burgen hin, wie Poggio Picenza, Barisciano, Castel Nuovo, Ritegna, Navelli, immer am brausenden Aterno fort. Zwischen Colle Pietro und Popoli überstiegen wir noch einen hohen Gebirgspaß. Wenn man seine Höhe erreicht, blickt man in das reiche blühende Tal von Sulmona hinab. Es erscheint wie ein einziges meilenlanges Gartenland; schneebeglänzte Alpen umschließen es. Einst war es von einem See ausgefüllt, ganz so wie jenes des Velino bei Rieti. Zu Urzeiten füllten wol alle diese Täler des Abruzzenlandes Seen aus; heute ist von ihnen, kleinere Becken nicht mitgerechnet, nur der Lago Fucino übrig geblieben, und auch dieser wird bald verschwunden sein. Tief unten zeigt sich Popoli an einem rötlichen Felsenberg gelegen; hoch darüber die gelben Türme und Trümmer der Burg der Cantelmi; hinterwärts taucht Sulmona auf, die Vaterstadt des Ovid, schon zu Füßen des Monte Majella, welcher dieses schöne weite Tal abzusperren scheint. Im Zickzack führt der Weg nach Popoli hinunter, in so steilen und mächtigen Windungen, daß sie an jene der St. Gotthard-Straße oder andere Alpenpässe erinnern.

Nichts ist lachender als dieses kleine altertümliche Popoli in der Ebene, mit seinen Fruchtgärten und sonnigen Weinbergen; der Fluß Aterno fließt an der Stadt hin, und trägt hier schon den Namen Pescara. Wer kennt diesen berühmten Namen nicht aus der Geschichte

Karl's V.! Als wir in die Vorstadt einfuhren, fanden wir die sehr ländlich aussehende Bevölkerung in lebhafter Bewegung; ein wunderlicher Zug von Menschen kam uns entgegen mit schallender Musik, voran Jünglinge, welche auf hohen Stangen einen mächtigen kupfernen Kessel und anderes blinkende Küchengeräte einhertrugen, all dies mit Fähnchen, Blumen und Kränzen geschmückt. Es war ein Hochzeitszug, oder vielmehr die Aussteuer der Braut wurde nach Landessitte in Procession durch den Ort getragen. Popoli ist eine Stadt von Ackerwirten und Weinbauern. Die Abruzzen-Weine, welche man dort und in Sulmona zieht, sind im Lande berühmt, und würden es weiterhin sein, wenn die Communication leichter wäre. Man verkauft hier den Litro vortrefflichen Landweins, wie man uns sagte, für den unglaublich geringen Preis von einem Soldo, und zieht sonst die edelsten Gewächse, die dem Burgunder in keiner Weise nachstehen. Da Popoli einen Knotenpunkt der Verkehrsstraßen von Aquila, Pescara und Sora-Avezzano bildet, so ist es schon heute einer der lebhaftesten Orte des Abruzzenlandes. Es war ein Gewühl und Treiben dort, welches an südliche Städte Neapels erinnerte.

Wir stiegen zur alten Rocca hinauf, von wo aus der Blick in die Landschaft unvergleichlich schön ist. Die Conteimi bauten sie, ein provençalisches Geschlecht, welches mit Karl I. von Anjou nach Neapel gekommen war, diesem Eroberer große Dienste in der Bekämpfung Manfred's und Conradin's leistete und, mit vielen Lehen im Königreich Neapel ausgestattet, eines der mächtigsten Feudalgeschlechter wurde. Die Conteimi besaßen lange Zeit auch

das schöne Sora am Liris. In keinem Land Italiens hat das Feudalwesen so üppig geblüht wie im Königreich Neapel. Die Normannen, die Hohenstaufen, die Anjous, die Aragonen, dann die Spanier seit Karl V. schufen zahllose Lehnsherrschaften, so daß es im Neapolitanischen kaum einen Ort gibt, an dem nicht der Lehnstitel eines Grafen, Marchese oder Herzogs haftet. Kein Land erfuhr auch einen so starken Wechsel des Lehnsbesitzes — dies auf Grund des ewigen Schwankens der Dynastien und der beständigen Revolutionen der Adelsparteien. Wenn ich nicht irre, folgte der jetzige Duca di Popoli dem Exkönig Franz in sein Exil nach dem fernen und kalten Norden an dem Starnberger See. Der Starnberger See ist wol eine der reizendsten Cultur-Idyllen, die Deutschland besitzt; an seinem stillen und gastlichen Ufer, welches Landhäuser und schattige Haine so schön umkränzen, mögen sich jene Verbannten beruhigter fühlen, die von der Sturmflut der Geschichte aus dem Sonnenlande Neapels dorthin verschlagen worden sind. Aber es gehört doch eine deutsche Empfindung dazu, um die blonde Schönheit jener Natur zu genießen und nicht zu frostig zu finden. Welche deutsche Idylle könnte einen neapolitanischen Verbannten, welches Paradies überhaupt einen Exilirten trösten?

Wir leben in Zeiten, wo die Göttin des Glücks schnell genug ihr Rad dreht, und wann gab es mehr Stoff für die seit Alters beliebten Betrachtungen de exilio und de varietate fortunae? Die alten Römer haben seit Scipio, dem erlauchten Urbild aller resignirten Verbannten, in der Kunst das Exil würdig zu ertragen, viel geleistet. Man sagt daß die christliche Religion und die verallgemeinerte

Bildung der Welt die Leiden desselben erträglicher gemacht habe als im Altertum, wo die Vaterlandsliebe das intensivste aller Gefühle war — man sagt es, und es wird eine schöne Phrase sein und bleiben. Diese Betrachtungen machte ich also an der Burg der Cantelmi, bis nach Starnberg und Chiselhurst hinüber sie ausdehnend. Nun aber stand im Hintergrund unserer Reise, wie eine schwarze wetterleuchtende Wolke, stets das Schicksal von Paris, der grausenvolle Kampf mit der Commune dort. Wir brannten vor Begier uns im Zusammenhang mit diesen Ereignissen durch Zeitungen zu erhalten, nach denen wir in jedem Ort fragten. In Popoli sagte man uns, daß es hier ein „Casino" gebe, oder vielmehr la Casina; denn so nennt man in den Abruzzen und im Marsenlande die höchst primitive Einrichtung von dem was in süddeutschen Städten „Museum" genannt wird. Abends führte man uns in ein Café, und über Treppen und Stiegen in ein paar Zimmer, wo la Casina di Popoli ihren heimlichen Sitz aufgeschlagen hatte. Einige Herren spielten daselbst bei einem zweifelhaften Dämmerlicht von rauchenden Lampen Billard, und man führte uns Fremdlinge mit Freundlichkeit in das Lesecabinet. Dort fanden wir italienische Zeitungen, doch nicht letzten Datums, welche die Post von Aquila und von Pescara gebracht hatte.

Wir mieteten für den folgenden Morgen einen Wagen, um über das wilde Gebirg von Rajano zum Fuciner-See zu gelangen — eine weite Strecke und ganze Tagesfahrt. Ehemals war Postverbindung mit Avezzano; jetzt hat sie aufgehört, ich weiß nicht aus welchem Grunde, es sei denn wegen des Baues der neuen Straße, die gegenwärtig

von Aquila über das Gebirg gezogen wird. Der alte Weg ist stellenweise vortrefflich und überall fahrbar. Wir überschritten den Pescara, ein lebhaftes von Forellen wimmelndes Bergwasser, etwa so breit wie der Liris bei Ceprano. Ueber blühendes Gartenland gelangten wir erst nach Pentima, dann auf die Hochfläche des alten Corfinium der Peligner.

Es ist ein über jedes Wort erhabenes Gefilde, von welchem man in das Tal von Sulmona und Popoli, in die Gebirge des Gran Sasso und aller andern Alpen ringsumher niederblickt. Ich sah kein gleich großstilisirtes Landschaftsgemälde irgendwo wie dieses hier um den Horizont Corfiniums her, als Binnenlandschaft nämlich, wodurch der Vergleich mit Gegenden Siciliens keine Stelle hat. Es ist ein Centrum gewaltiger Alpenwelt, aber einer italienischen, in dem smaragdenen feenhaften Lichte des Südens. Auch auf diesen vom Sonnenglanz umflossenen Bergen liegt wie auf den Schweizer Alpen ewiger Schnee; doch lastet er nicht darauf mit Lawinenwucht als Element, er ist nur über die leuchtenden Felsenzacken wie von Geisterflügeln hingehaucht, um die magische Schönheit dieser Berge zu erhöhen. Unter dem Azurblau des Himmels bringt dieser Schneeschimmer der Gipfel eine ganz zauberhafte Wirkung hervor. Für die große Rundscene der prachtvollsten Alpenwelt rings umher ist die Hochfläche von Corfinium das natürliche Theater. Wol könnte man sich hier Stunden, ja Tage lang in diesen Anblick versenken und die verworrene Welt darüber ganz vergessen.

Eine große Stadt von starken, mannhaften Bürgern, in dieser Heldennatur, in diesen kühlen frischen Lüften ge-

stält, mußte hier ihre Entstehung finden. Wir sahen manche Reste von antikem Gemäuer und die überraschende Gestalt einer nicht nur altertümlich, sondern fast antik aussehenden Kirche, welche die einsame Charakterfigur dieses Gefildes ist. Sie ist aus einem gelblich glänzenden, regelrecht behauenen Travertin erbaut. San Pelino ist ihr Name, und von ihr wird auch diese Hochfläche Corfiniums ebenso genannt. Im 15. Jahrhundert soll sie erbaut worden sein. Doch muß, nach Inschriften zu schließen, schon vorher dort eine Kirche gestanden haben. Sie entstand wol aus den Trümmern und auf der Stelle eines alten Tempels. Ihre Bausteine sind von Corfinium hergenommen, wie Fragmente von antiken Inschriften zeigen, die man an einer Außenwand sehen kann. An einer Stelle fand ich in der unmittelbaren Nähe einer solchen Inschrift diese mittelalterliche: VGO. HOC. F. OPVS. ARNVLFVS EP. PLEBI. DI., vollkommen in den Schriftcharakteren des römischen Mittelalters der Cosmatenzeit, durch Zufall auch in Worten und Namen mit Cosmaten-Inschriften übereinstimmend, so daß ich in nicht geringe Verwunderung geriet. Noch heute ist auf dem Tabernakel von St. Paul von Rom zu lesen: Hoc opus fecit Arnolfus cum socio suo Petro.

So unvergleichlich groß hier die Natur, so groß ist hier auch der Blick in die Geschichte Roms. Corfinium war das jahrelange Centrum der gewaltigsten Revolution Italiens, jener schrecklichen Empörung der Bundesgenossen gegen die Privilegien der Alleinherrschaft Roms. Hier machten die heldenhaften Marsen, die Samniter und andere Völkerschaften den italischen Bund, rissen

sich von Rom los, stellten Consuln und Senat unter Quintus Silo auf, und nannten Corfinium sortan Italica. In furchtbaren Kriegen erkämpfte sich die Commune der italienischen Völker das römische Bürgerrecht: andere sociale Kämpfe folgten, auch der große Sklavenkrieg; die Gestalten von Marius und Sulla, Octavius, Cinna, Sulpicius Rufus, selbst Pompejus und Cäsar, erscheinen vor dem Blicke des Wanderers, der diese galvanische Kette von erschütternden Kämpfen der Demokratie mit der Aristokratie, des Volksstaats mit dem Privilegium verfolgt, bis sie zur Erscheinung des Christentums und seiner demokratischen Ideale führt. Sie endet hier nicht; der Kampf ist ewig wie sein Princip.

Während wir hier auf dem sonnigen Plan von Corfinium jenen Revolutionen und Bürgerkriegen um die Gleichberechtigung der italienischen Communen nachdenken, rufen die Communisten in Paris die Städte Frankreichs auf: sich zu einem Bunde wider das alte Staatsprincip der Centralisation zu vereinigen, und sie stürzen die Cäsarsäule um, sie werfen die Petroleumfackel in die herrlichsten Monumente des Kaisertums und des Königtums; sie machen aus dem großen Paris einen flammenden Scheiterhaufen. Wenn je Vernunft und Recht einem Bürgerkrieg zum Grunde lag, so war es in dem marsischen. Ein Körnchen Vernunft fand auch Bismarck in dem tollen Hexensabbat der Pariser Commune. Dieselben fanatischen Züge der lateinischen Parteifurie, auch etwas von der wilden Großartigkeit römischen Wesens haben wir sicherlich in jenen Excessen der jüngsten Pariser Vergangenheit gesehen. Vielleicht wird die Nachwelt besser als wir

im Stande sein den wüsten Unsinn dort vom Sinn zu scheiden, und diese Eruption socialer Krankheitsstoffe milder, weil geschichtlicher beurteilen. Die neuere Geschichte Frankreichs bietet in Wahrheit eine starke Analogie mit der des alten Rom dar.

Schon achtzig Jahre lang durchkämpft dieses Land seine Revolutionen und schwankt zwischen Republik und Kaisertum. Der römische Cäsarismus hat seltsamer Weise keinen Boden in Italien gefunden, wo er entstand, sondern ist nach Frankreich hinübergewandert. In Italien aber ging die römische Centralisation nicht auf den Staat, sondern auf die Kirche und das gewaltige Papsttum über. Gar sehr wären die Italiener zu beklagen, wenn sie mit der Zeit aus ihrer neuen Hauptstadt Rom einen Vampyr ihres Landes machten; dann dürfte später ein Corfinium nicht fehlen. Zu sehr sind schon die Unterschiede und Autonomien der Provinzen hier verwischt worden, und nur die starken Traditionen und auch Ueberreste der mittelaltrigen Commune machen bei der Neuheit des Einheitsstaats dessen Uebelstände heute noch nicht fühlbar.

Dort unten ragen aus der Tiefe von einem Hügel dunkle Häusermassen auf und die Türme einer Kathedrale! Es ist Sulmona, und die Gestalt des heitern Dichters der Metamorphosen und der Heroiden, dann des unglücklichen Verbannten steht vor uns. Ovid war der rechte Mann, die tiefsinnigsten Betrachtungen über den Wechsel des Glücks anzustellen. Zu den wilden, in Felle gehüllten Skythen des Schwarzen Meers wurde er aus der glänzenden Culturwelt Roms verschlagen. Wie oft mag er nicht dort an diese Berge und Thäler seiner Vaterstadt

hier und an die Spiele seiner Jugendzeit am Fuße der Majella sehnsuchtsvoll zurückgedacht haben!

Eine andere geschichtliche Gestalt, so verschieden von der Ovids wie Nacht vom Tag, wie ein büßender Heiliger von einem leichtsinnigen Heiden, erscheint gleich hinter Sulmona, und belebt für den Kundigen jenes purpurblaue, leise von Schnee umschleierte Gebirge Majella mit phantastischen Scenen des Mittelalters. Dort ward aus seiner Einsiedler-Grotte ein scheuer Waldbruder auf den Thron des Papstes gesetzt: Cölestin V., der Vorgänger Bonifacius' VIII. In S. Maria di Collemaggio vor Aquila, wohin er von jenem Berge durch den König Karl von Neapel zu seiner Papstkrönung geführt wurde, liegt er begraben, und dort sah ich eben sein Monument. Seine Geschichte ist die seltsamste Episode des Papsttums, ein Heiligen-Poëm, duftend von mittelaltriger Romantik, unvergleichlich und einzig in den Annalen der Päpste.

Da steht noch ein anderer echtester Sohn des Mittelalters auf demselben wunderbaren Berg Majella: Cola di Rienzo, der letzte Tribun von Rom, jetzt im Exil, nicht mehr in den goldbrocatnen Mantel von weißer Seide gehüllt, sondern in die Kutte jener Cölestiner, welche der Einsiedler-Papst gestiftet hatte. Auch er ist Einsiedler auf der Majella. Fünfzig Jahre nach Cölestin erschien er auf jenem Berge. Nach seinem Sturz vom Capitol im Neapolitanischen umherirrend, flüchtete er sich in diese Wildnisse, lebte mit den Eremiten, versenkt in Träume von der neuen Weltreform, zu welcher er sich berufen glaubte. Von dort machte er sich auf den Weg nach Prag, dem Kaiser Karl die Weissagungen der Eremiten des Abruzzen-

landes und seine genialen Ideen mitzuteilen. Es sind wol weite Perspectiven in die Geschichte, die sich dem Blick des Wanderers hier in Corfinium aufthun: Quintus Silo, Ovidius, Cölestin V., Cola di Rienzo. Wo man in Italien auch gehen mag, in diesen Paradiesen der Natur, die immer wechseln und vom Schönen zum Schöneren führen, überall rauschen die Quellen der Geschichte. Ueberall steigen von der Mythe bis auf unsere Gegenwart herab Geister und Gestalten der mächtigsten und reichsten Geschichte auf, die ihren Bezug auf die Welt nimmt. Es gibt kein Land der Erde das so durchgeistigt ist, so an allen Gliedern vom Blut der Civilisationen pulst und lebt wie dieses. Wenn es heute monumental versteinert erscheint — es wird diese Maske sprengen. Dieses unerschöpfte Saatfeld der Cultur hat noch eine andere Mission als diese: der Kirchhof großer Vergangenheit zu sein. Der glänzende Lebensgeist dieser Nation, voll Kraft und Schönheit wird, so hoffen wir, einmal wieder erscheinen wie zu Dante's und Raffael's Zeit!

Wir bestiegen unsern Wagen, und gelangten bald nach Rajano, einem nur kleinen Ort am Ende des Hochplateaus, von wo aus man zur Costa, der mächtigen Flanke des Gebirges, aufsteigt, welches man sodann viele Stunden lang durchziehen muß um zum Fucinus abzusteigen. Im Zickzack geht es mühsam aufwärts. Wir nahmen in Rajano einen Vorspann von Ochsen. So weiter fahrend gerieten wir mitten in eine große Heerde von Schafen und Ziegen, wilde Hirten, gigantische Männer, das Schafefell auf der Schulter, die Lanze in der Hand, langsam in das Gebirge hineintrieben. Seither

sahen wir weit und breit dessen Abhänge von Heerden bedeckt, die dort übersommern. Zottige Hunde von der Größe der Bernhardiner bewachen sie; sie tragen um den Hals ein starkes mit Eisenstacheln besetztes Lederband zur Schutzwehr gegen den Biß des Abruzzenwolfes.

Wir kamen auf die erste Höhe oberhalb Rajano, von wo aus die Ansicht des Gran Sasso, des Golgano-Gebirges, der Majella und dieser ganzen gewaltigen Alpennatur immer neue Scenerien bildete. Hinreißend ist der Blick in die ungeheure Wildniß rötlicher Felsenmassen, die kühn in einander geschoben und tausendfach in Schluchten aus-einander gebrochen sind, dahinter der Gran Sasso in dunkler Majestät hervortritt. Das Flußgebiet des Pescara versinkt nun; man kommt durch ein Tal, nach dem Castell Curiana Siculi; dann öffnet sich ein ödes Gebirge zu einem Paß, welcher wie viele ähnliche in der Schweiz, Furca genannt wird. Wir erreichten diese Höhe um 12 Uhr Mittags. Sie mochte mehr als 4000 Fuß über dem Meer betragen; aber die Luft wehte mild und sanft; Lerchenlieder ertönten über uns, und aus einem Gebüsch flöteten auch Nachtigallen.

Wir begegneten auf der Furca den letzten vereinzelten Reitern und Fußgängern; seither sahen wir in dieser Alpenwildniß nur kletternde Schafheerden. Seitwärts führen Pfade für Saumthiere nach Alba und Avezzano, deren Anlage uralt ist; sie dienten im Mittelalter als Militär-Straßen. Durch Felsengründe, über weite braune Hochflächen, ging es so stundenlang fort. Freunde in Rom hatten unsern Entschluß dieses wilde Land zu durchreisen bedenklich gefunden, denn nächst Ca-

labrien sind die Abruzzen das verrufenste Theater des Brigantenwesens. Bis zum Jahr 1860 waren sie von Räubern viel geplagt, und auch jetzt treiben solche ihr Wesen im Gebiete von Sulmona. Unser Fuhrmann ward nicht müde uns haarsträubende Geschichten aus diesen Bergen zu erzählen, wovon mir eine im Gedächtniß geblieben ist. Sieben Brüder, alle von Löwenstärke, Aquilaner, wurden eines Tages Banditen, zogen in dieses Gebirge hinauf, raubten und mordeten, schleppten Gefangene mit sich, erwürgten Nachts Hunderte von Schafen reicher Besitzer. Fünf Brüder kamen um, zwei verschollen. Bürger von Aquila, welche ein paar Jahre später rohe Seide auf den Markt von Triest brachten, erkannten diese Räuber in zwei Kaufleuten, die dort ein blühendes Geschäft gegründet hatten. Die österreichische Regierung lieferte sie der italienischen aus, und diese Banditen sitzen heute in einem Turm von Aquila, wo sie ihr Todesurteil erwarten.

Noch eine Höhe, und vor uns thut sich eine meilenweite Tiefe auf, prachtvoll umrahmt von himmelhohen Gebirgen, welche aufsteigende Gewitterluft dunkel stimmt. Zur Rechten ragt ein herrliches System von Bergen auf, deren höchstes Haupt, eine Doppelpyramide von großartigen Linien, noch Schnee bedeckt. Das ist der Monte Velino, welcher das Gebiet Aquilas von dem Albas scheidet; zu seinen Füßen liegt das Schlachtfeld Conradin's, und tiefer unten der Fucíner-See. Ich war doch sehr enttäuscht. Ich hatte mir vorgestellt einen weiten blauen Wasserspiegel plötzlich aufblitzen zu sehen, nun trat der See, von den Bergen und der Luft ver-

dunkelt, kaum aus der Tiefe hervor, grau und bleiern anzusehen. Wie ein Sterbender der vom süßen Leben Abschied nimmt, erschien er mir, und dies erfüllte mich ganz mit Unwillen und Mißmut.

Erst als wir uns um eine Stunde ihm genähert hatten, begann er doch blau hervorzulächeln, und sich als ein noch immer mächtiges Becken zu zeigen, so groß etwa wie der See von Bracciano. Doch wird er kaum noch dessen Umfang von 21 Millien haben. Er hatte in den Zeiten seiner Fülle deren 35. Bis auf 15 Millien schien er mir eingeschrumpft. Ueber braunes Gelände stiegen wir zu dem nächsten Ort am Seeufer abwärts, Cerchio genannt, einem Castell, das jetzt 4 Millien weit vom See zurückgetreten ist. Wir rasteten unterhalb desselben in einer einsamen Schenke, und fuhren dann weiter nach Avezzano. Ueberall sahen wir Menschen thätig Wege zu machen, Brücken zu bauen, behauene Steine fortzuschaffen — ein rühriges Leben zeigte sich, durch die Austrocknungsarbeiten in Bewegung gebracht. Lachende Uferhöhen, jetzt weit zurückgetreten, mit üppiger Garten- und Wein-Cultur, steigen über der trefflichen Fahrstraße auf. Ein großes Schloß mit hohen Mauern und Zinnen zeigt sich über einem ansehnlichen Ort: dieß ist Celano, einst neben Alba und Tagliacozzo eine der Hauptstädte des Marsenlandes im Mittelalter.

Das alte Marsenland, von der Consularstraße auch die Provinz Valeria, dann Abruzzo genannt, reichte bis zum Fuciner-See. Weder für das Altertum noch für das Mittelalter sind seine Gränzen genau bestimmbar. Ueber seinen mittelalterlichen Schicksalen aber liegt Dunkel

oder unentwirrbare Verworrenheit. Am Anfang des siebenten Jahrhunderts wird Valeria als bischöfliche Hauptstadt von Marsica genannt, aus welcher der Papst Bonifacius IV. stammte (608—615). Ob diese Stadt unterging, ob sie das alte Marruvium war, ob es je eine Civitas Marsicana gab, ist ungewiß. Als die Langobarden die alten Römerstädte in Besitz nahmen, behielt die Marsenlandschaft am See doch ihren antiken Namen, und wurde ein Gastaldat. Der Castaldius Marsorum findet sich oft in Urkunden des achten Jahrhunderts genannt, wie die Städte Celano, Transaqua, Atrano, Alba u. a. In Celano mochte er seinen Sitz gehabt haben. Als sodann die Langobarden-Herzoge von Spoleto den Franken erlagen, wurde der Gastaldat in eine Grafschaft verwandelt. Die Marsengrafen datiren, wie es scheint, vom Kaiser Ludwig II. her. Fränkische Geschlechter verdrängten die longobardischen. Im elften Jahrhundert wird das Haus der Grafen Trasmundus, Berardus und Oderisius namhaft, welches von den Karolingern abzustammen behauptete. Die Grafen von Celano waren noch mächtig zur Zeit des Kaisers Friedrich II., von dem sie abfielen und sich zum Papst wandten. Neue Verhältnisse entstehen hierauf mit den Anjous. Da dringen die römischen Orsini in das Gebiet des Fuciner-Sees; am Ende des dreizehnten Jahrhunderts verleiht ihnen Karl II. von Neapel die Grafschaften Tagliacozzo und Alba. Mit ihnen kämpfen später um den Besitz des Marsenlandes die Colonna, nachdem Martin V. seinen Brüdern Alba und Celano erworben hatte. Die Colonna nannten sich seit 1432 Herzoge der Marsen, und sie besaßen

damals 44 dort liegende Orte mit Alba, Avezzano, Celano, Transaqua. Sie verloren Celano im Jahr 1463 an Antonio Piccolomini, den Nepoten Pius' II. Tagliacozzo und Alba behielten sie. Avenzano wurde zwar Eigentum der Orsini, doch nur für einige Zeit; die Colonna verdrängten sie aus dem Marsenlande.

Wir hatten keine Zeit für das einladende Celano übrig, sondern beschränkten uns auf Avezzano. Diese kleine Stadt liegt ganz flach, in üppiger Gartenlandschaft, drei Viertelstunden vom See entfernt. Sie hat noch alte Bauten gothisch-romanischen Stils und die stattliche Burg der Orsini. Der berühmte Gentilis Virginius baute sie im J. 1490; sie erinnert an das Schloß in Bracciano, welches Napoleon, des Virginius Vater, erbaut hatte. Marcantonio Colonna, der Sieger von Lepanto, erweiterte das Schloß, stellte dort Trophäen aus dem Türkenkrieg auf und schmückte die Säle mit Malereien, von denen heute nichts mehr übrig ist. Auf dem Portal der Burg sieht man noch die Inschrift, worin er sich nennt: Marsorum Talliacotiique Dux, Marchio Atisse Albe et Manupelli Comes.

Die Zeiten der Orsini und Colonna, dieser römischen Campagna-Könige, deren Namen und Thaten Jahrhunderte erfüllen, sind ins Reich der Sagen versunken, wie das Herzogtum der Marsen. Die Burg von Avezzano, heute Besitztum der Barberini Colonna, ist zur elenden Caserne heruntergekommen, und nur die Wappenschilder der Orsini und Colonna erinnern an ihre frühere Bestimmung. Der König der Marsen ist jetzt Torlonia. Er hat Geld und das Genie der Industrie. Nur ein paar Schritte weit

von dem alten Schlosse sieht man einen neu entstehenden großen Platz, an dessen Ecken zu lesen ist: Piazza Torlonia. Dort baut der Cröfus Roms sich ein wohnliches Palais. Wo man immer steht und geht, hört man seinen Namen nennen. In den Marsenstädten verwünschten einst wol die armen Colonen und Lehnsvasallen den großen Namen Orsini und Colonna, denn dies waren Zwingherren, durch deren Ländergier das lachende Paradies am Fuciner-See jahraus jahrein mit Blut- und Feuerströmen bedeckt ward. Aber den unhistorischen Namen des Emporkömmlings Torlonia spricht hier Arm und Reich, Niedrig und Hoch nur mit Achtung und Dankbarkeit aus. Er hat Geld und macht das Marsenland aufleben. Tausende von Menschen bewaffnet er, mit dem Spaten und der Hacke, Tausende gewinnen ihr Brod von ihm; Aecker verpachtet und leiht er aus an Gemeinden und Familien. Meilenweite Landstrecken zaubert er aus dem See hervor; neue Städte wird er gründen; hundert Jahre lang weniger eines wird er der Marsenkönig sein und das neue Land besitzen, und dann dort ein Monument erhalten, welches den Ruhm dieses großen Seccatore oder Austrockners der Nachwelt überliefern wird.

Im Gasthause zu Avezzano forderten wir Fische aus dem See, boshafter Weise. Sie hatten sie nicht — zu Tausenden starben die armen Fische auf dem Ufer als die Wasserwerke in Bewegung gesetzt wurden. Silbern soll der ganze Uferrand von ihnen geglänzt haben. Was kümmern uns die Fische, so sagte die Wirtin, eine fanatische Anhängerin des Austrocknungsprincips, wenn wir nur den Acker gewinnen? Was kümmert uns der See, wenn

nur das Gartenland daraus hervorsteigt? Ein herrliches Land wird neu gewonnen, worauf einst blühende Gemeinden sich ansiedeln werden. Dies ist wahr; aber ein herrliches Werk der Natur wird zerstört, und Italien um ein Wunder der Landschaft, um eines seiner schönsten Juwele für ewige Zeiten gebracht werden. Ich kann mich nicht damit zufrieden geben, daß dieser entzückende See, in dessen blauen Wellen sich Jahrtausende lang jene majestätischen Berge und jene uralten Städte gespiegelt haben, nun für immer verschwinden soll. Ich fürchte, es wird über kurz oder lang auch dem Trasimenus nicht besser ergehen. Auch ihn wird man ins Meer spediren, um Acker und Weideland zu gewinnen, und wer weiß, welche neue mörderische Capitalisten und Austrocknungs-Menschen schon an seinen reizenden Ufern umherschleichen, und die Kosten berechnen, mit denen diese zaubervolle Dichtung der Natur in rentable Industrie-Prosa umzuwandeln sei. Ja, Geld und Dampfmaschinen trocknen die Poesie der Welt aus: nur wer ein Kaufmann ist, wird dessen froh.

Drei Millien weit ist das Seeufer zurückgewichen. Wo noch vor kurzem die Wellen wogten und der Fischer seine Netze auswarf, keimen jetzt grüne Saaten und sind weite Aecker mit Furchen durchzogen und mit Gränzmarken bezeichnet, welche das Wappen und die Initialen Torlonia tragen. Die Lerche nistet schon in dem neugewonnenen Land, und über ihm scheint sie, die wirtliche Tochter des Feldes, Jubellieder zu singen. Die Gemeinde von Avezzano erhob Proceß gegen Torlonia, indem sie

ihre Rechte auf das neue Land geltend machte; die Streitenden verglichen sich in einer Geldsumme.

Wir gelangten zu den Wasserwerken, und hier bot sich uns eine überraschende Scene dar, ein kleines Bild von dem Treiben am Suezcanal. Ein tiefer und breiter Canal ist vom Seeufer her ausgegraben: in ihn soll nach seiner Vollendung durch Durchstich des Dammes das Wasser eingelassen werden. Massive Schleußenwerke aus weißen Quadersteinen von der solidesten und saubersten Construction sind dort aufgeführt. Im Canal und um ihn her waren Hunderte von Menschen geschäftig die Schlammerde in Körbe zu schaffen und diese auf den Köpfen hinwegzutragen, wo sie seitwärts zu einem Hügel aufgeschichtet wird. Es waren meist Weiber, welche diese Arbeit verrichteten. Ihre roten Kopftücher und bunten Trachten nach der Landesart von Sora brachten am Seeufer eine außerordentlich lebendige Wirkung hervor. Der neue Canal kommt jetzt wegen des vertieften Wasserstandes auch viel tiefer zu liegen als der frühere, durch welchen ein Teil des Sees schon abgelaufen ist. Er nimmt seine Richtung direct auf den Monte Salviano, wo die antiken Emissare des Claudius liegen.

Wir sahen auch diese, drei kolossale Stollen übereinander, teils gemauert, teils in Felsen gehauen. Jetzt liegen sie hoch über der Fläche des Seeufers. Jenseit des Berges fließt bei Capistrello der Liris durch die Valle di Roria, worin er bei Cappadocia entspringt, und in ihn wird der Fucinus hinübergeleitet. Der Emissar des Claudius ist schon vom Kaiser Friedrich II. wieder gereinigt worden, dann hatte man nach Jahrhunderten, und

noch im Jahre 1826, den Versuch der Ableitung des Sees mehrmals wiederholt. Er glückte erst in unserer Zeit: eine Gesellschaft von Capitalisten, worunter viele Franzosen, übernahm vor etwa zwölf Jahren dieses kolossale Werk. Der Emissar des Claudius wurde dazu vollkommen wieder in Stand gesetzt und breiter und tiefer ausgearbeitet. Torlonia nahm endlich das ganze Unternehmen auf seine alleinige Rechnung. Nach wenigen Jahren wird der Abzug des Sees vollendet sein.

Von oberhalb des Emissars des Claudius überblickt man gut dieses ganze Seegefilde mit den Bergen ringsumher. Südwärts treten auch die Gebirge von Sora hervor; ich erinnerte mich bei ihrem Anblick meiner Wanderungen dort am Liris. Vor fünf Jahren wollte ich von Sora, wo ich Cholera-Quarantäne halten mußte, nach Avezzano fahren, aber die Briganten versperrten mir damals diesen Weg. Auch die Gebirge der Majella schimmern weiß vom Osten herüber. Doch mit magischer Gewalt zieht immer wieder der Monte Velino die Blicke an sich. Wenn man sie anderswo hinwendet, muß man bald wieder diesen Berg betrachten. Mit seinen Schneeflächen auf beiden Gipfeln funkelt er so wunderbar, als bestünde er aus massivem transparentem Diamant. Er scheint nicht das Licht des Himmels zu empfangen, sondern aller Glanz dieser Lüfte scheint von ihm selbst auszustralen, als ob er allein Berge, Ebenen und den See beleuchtete.

Welch ein prachtvoller Spiegel muß der See in seiner ganzen Fülle gewesen sein! Auch jetzt noch erscheint er so zaubervoll im Abendglanze, daß man wähnen mag

Nymphen und Galateen auf Muschelwagen aus seinen Fluten heraufsteigen zu sehn. Die Nymphen werden bald sterben wie die armen Fische, ihre krystallenen Paläste bald Heuschobern Platz machen. Die Gestirne des Himmels, die sich noch in der märchenhaften Flut mit Entzücken spiegeln, werden bald von ihrem Götterfreunde Fucinus Abschied nehmen müssen. Da fahren noch dunkle Nachen bei Transaqua! Dort weiter wirbeln weiße Dampfwolken auf. Es sind wol Maschinen, die dem armen See die Seele aus dem Leibe pumpen. Torlonia, der große Seccatore der Natur, ist taub für das Flehen der Nymphen; er fürchtet auch nicht die aufgesperrten Rachen der Fische, die ihm im Traum erscheinen. Er glaubt nicht mehr an die Mythologie Ovid's. Er hat Geld und kann daher den Göttern trotzen, die täglich bankerotter werden. Wenn er wenigstens die im See versunkenen Städte, Marruvium und Pinna, wieder hervorbrächte! Eine Fabel sagt, daß sie dort begraben seien.

Wir nahmen in der Frühe einen Wagen um nach dem Schlachtfelde Conradin's und weiter nach Tagliacozzo zu fahren. Es war ein entzückender pfingstsonniger Morgen. Der Monte Velino mit seinen Schneefeldern, alle die prachtvollen Berge umher, der blaue, sonnige Seespiegel, die betürmten Castelle auf den grünen Hügeln glänzten in unbeschreiblicher Klarheit: es ist all zankerisches, trunken machendes Licht hier und durchgeistigte Form wundervoller Linien und Gestalten, entzückender Täler und hereinschimmernder Fernen, in Großheit ruhender Felsenberge. Mit Worten kann man dies nicht sagen. Nicht in den sonnigsten Träumen würde die Phantasie

eines Dichters, und wäre es Homer oder Dante, eine Scenerie von solcher ätherischer Schönheit anzuschauen vermögen, als diese hier am Fuciner-See, als dieses magisch strahlende Theater für das dunkle Trauerspiel „Conradin". Nur noch ein Schlachtfeld kenne ich von gleich großer, obwol anderer Magie: es ist jenes wo der letzte Gothenheld Tejas am Golf des Vesuv fiel.

An den Velino lehnt sich diese ganze große Scene an; wie einen Teppich hat sie ihm die Natur huldigend zu Füßen ausgebreitet, See und lachende Ufer, Hügel und Täler, die Palentinische Ebene und den Fluß Salto, der diese durchzieht. Vorhöhen gehen vom Berg aus, worauf alte Burgen der Marsen stehen, verfallen und vom Epheu umwildert, Castelle des Mittelalters mit Kirchen, Klöstern und Schlössern. Zur Rechten erhebt sich wie ein grünes Eiland (und einst ragte es wol aus den Fluten des Fuciner-Sees hervor) ein Felsenhügel; auf ihm steht das märchenhafte Alba Marsorum oder Fucentia, mit Resten von cyklopischen Mauern und antiken Tempeln. Dort trauerte einst, in der Gefangenschaft der Römer, Perseus, König von Macedonien, ein Schicksalsgenosse Conradin's. Wie ein Verzauberter mußte er sich hier in diesem fernen Alba vorkommen, und wol gab es kaum einen reizenderen Kerker für einen König. Unterwärts ragt Antrosano auf. Weiterhin steht auf einer sanften Höhe im Grün Magliano, und hoch darüber auf dunklen gigantischen Felsenmassen zeigen sich Massa und Corona, und Rosciolo. Der Imele, der auch Salto heißt, in den Velinofluß, durch ihn in die Nera und so in den Tiber fällt, schlängelt sich in Windungen an diesen

Bergen durch ein Tal, an dessen anderer Seite sich das mächtige Gebirge Fonte Celeste erhebt. Auf dessen Abhängen steht Tagliacozzo; aber noch sehen wir diesen Ort nicht.

Mit verzweifeltem Entschluß gaben wir Alba auf und fuhren geradeswegs zur Palentinischen Ebene. Erst kamen wir durch den kleinen von Gärten umkränzten Flecken Capella. Hier ist schon das Palentinische Feld, welches sich unterhalb Scurgolas und weiter bis in die Nähe von Tagliacozzo ausbreitet. Es ist geschlossen rechts durch den Berg S. Nicola, auf welchem Scurgola steht; auf derselben Seite umgränzen es die Bergzüge von Magliano und die von Alba. Alba gegenüber liegt der Hügel S. Felice, wo der Tradition nach der alte Crard von Valery hinter Gebüsch jene Nachhut aufgestellt hatte, welche die Schlacht entschied. Noch heute nennt man dort einen Ort Le difense. Im Hintergrund schauen hervor der schneebedeckte Monte S. Antonio, die hohen Berge von Capistrello und Corcomello und viele andere gigantische Häupter. Die Talebene zwischen Scurgola und S. Felice ist die Palenda, allwo das Centrum des Palentinischen Feldes, welches vom Salto durchflossen wird. Karl von Anjou war von Aquila durch den Paß des Monte Velino hergekommen. Seine Stellung hatte er auf der rechten Seite des Salto unterhalb Alba genommen. Auf der Valeria von Tagliacozzo war Conradin gekommen, und hatte links des Salto sich aufgestellt, an der Villa Pontium unterhalb Scurgola. Eine Nacht lang standen so die feindlichen Lager ge-

trennt, bis der Senator Roms, Don Arrigo von Castilien, den Salto überschritt und den Kampf begann.

Die Schlacht ist von den Chronisten jener Zeit mit verschiedenen Namen, nach Tagliacozzo, nach Alba, nach dem Campus Palentinus und Scurgola benannt worden. Auch Dante sagt:

e là da Tagliacozzo,
Dove senz' arme vinse il vecchio Alardo.

Dies beweist nur, daß Tagliacozzo zur Zeit Dante's der größte Ort jener Gegend war, während Scurgola nur ein kleines, wol von Alba angelegtes Castell sein mochte, dessen Namen man kaum kannte. Unzweifelhaft muß die Schlacht von Scurgola benannt werden, denn der von Karl in einigen Urkunden als Schlachtfeld bezeichnete Campus Palentinus liegt Scurgola zu Füßen. Der bluttrunkene Sieger baute zum Andenken an die Schlacht auf dem Kampfplatze selbst das Kloster S. Maria della Vittoria, unmittelbar an der Brücke des Salto und nahe an der Villa oder dem Castrum Pontium, wo Conradin sein letztes Hauptquartier gehabt hatte.

Da ist der Fluß mit seiner Brücke! Pappeln umsäumen die Ufer. Weiber und Kinder waschen darin geschäftig. Nur ein paar Schritte weiter, und wir stehen vor schwarzen Trümmermassen von Mauern und Pfeilern: dies sind die Reste der Abtei S. Maria Vittoria. Karl von Anjou besuchte bisweilen dieses Kloster, um in seiner Schlachterinnerung zu schwelgen. Ein paar seiner Urkunden sind von dort datirt. Man weiß nicht wann die Abtei unterging.

Wir eilten nach dem nahen Scurgola hinauf. Dieser

kleine Ort bedeckt mit wüsten labyrintischen Gassen den Abhang eines Felsens, dessen natürlicher Stein zum Teil als Straßenpflaster dient. Auf seiner Höhe steht die Hauptkirche S. Maria, angelehnt an die alte jetzt verfallene Burg mit einem Rundturm. Die Orsini erbauten sie, wie man mir sagte, dann gehörte sie den Colonna, die noch Barone von Scurgola sind. Epheu umwindet Mauern und Portal, dessen Wappenschild keine erkennbare Gestalt mehr hat.

Ganz Scurgola ist wie das Monument jener einen Schlacht. Mit Verwunderung liest man die historischen Namen dieser schmutzigen und engen Gassen: Via Carlo d'Angio, Via Corradina, Via Ghibellina. Selbst die Bewohner erscheinen wie lebendige Traditionen dieses Ereignisses; es ist ihr localer Ruhm und Stolz. Nur deswegen besuchen Fremde Scurgola. In Benevent ist die Erinnerung an die Manfred's-Schlacht erloschen; in Scurgola weiß jeder von Conradin. Jeder gebildete Scurgolaner scheint die Geschichte seines Unterganges bis in die kleinsten Einzelheiten zu kennen, und könnte zum Führer für den Fremden dienen. Ein freundlicher Canonicus führte uns in die Kirche. Sie hat noch ein gothisches Portal aus der Zeit der Anjous, ist aber im Innern ganz modernisirt. Der Geistliche zeigte uns als größesten Schatz seines Heimatsortes eine Madonna-Figur, welche Karl in S. Maria della Vittoria gestiftet hatte, und er beschenkte uns auch mit einer Zeichnung davon. Die Figur ist von Holz, übergoldet, eine sitzende Gestalt, sie hat das Kind auf den Armen, welches die Weltkugel in der Hand trägt. Es ist eine keineswegs barbarische

Arbeit, wol eher in Italien gefertigt als in Frankreich, wie dies die Tradition in Scurgola angibt. Man fand die Statue unter den Trümmern jenes Klosters im Jahre 1757, und trug sie dann in die Kirche des Orts. Mit barbarischem Geschmack bekrönte man bei dieser Gelegenheit beide Köpfe mit goldenen Flitterkronen. In der Sacristei wird auch der hölzerne Schrein dieser Figur aufbewahrt. Er ist mit den Lilien der Anjous geschmückt und mit noch wolerhaltenen sehr bemerkenswerten Bildern feinster Ausführung ausgestattet, welche die Kreuzigung Christi und andere biblische Scenen darstellen.

Von der Burg und der Kirche herabsteigend wanderten wir noch im unteren Teile der Stadt umher, ob wir etwas Merkwürdiges entdecken möchten. Ein kleiner Platz mit der Aufschrift Piazza del Municipio erregte unsere Aufmerksamkeit, zumal durch das Wappen des bescheidenen Stadthauses, worauf geschrieben steht: Domus Universitatis Scurculae. Es enthält das Abbild einer Brücke und fünf Lilien. Der Bürgermeister des Orts, ein stattlicher alter Mann mit langem grauen Bart, erklärte mir, daß dieses Wappen von dem Castrum S. Mariae in Pontibus herstamme, welches die Tempelherren einst an der Salto-Brücke besessen hätten; es muß dies also das Castrum Pontium gewesen sein, wo Conradin lagerte.

Der Bürgermeister und andere Herren ergingen sich in Bewunderung über die deutschen Heldenschlachten, denen eben das große Frankreich erlag, und wir überdachten in erregter Stimmung den Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart, die Größe und den Fall unseres alten Reichs in der Hohenstaufenzeit, die langen Leiden

und Kämpfe unseres Vaterlandes die darauf folgten: das Erwachen Barbarossa's in unseren Tagen, die späte Erfüllung der deutschen Messiashoffnung, das Wiedererstehen des Reichs der Hohenstaufen in den Hohenzollern. Was Heinrich VI. vergebens erstrebte, die Einheit Deutschlands unter einer erblichen Dynastie, das ist nun nach mehr als 600 Jahren erreicht worden. Die Hohenstaufen gingen unter, weil sie sich von dem nationalen Boden losrissen und den Schwerpunkt des Reichs in das fremde Italien verlegten, noch in den Träumen Dante's von der römischen Weltmonarchie befangen. Noch der edle Heinrich VII. büßte denselben Cäsartraum durch ein italienisches Grab. Welche Kämpfe und Revolutionen im Meinen und Denken, in der Politik und Religion der Völker, mußten erst durchgekämpft werden, ehe dieses römische Kaiserprincip überwunden werden konnte, ehe vor dem Angesicht des belagerten Paris, in dem Versailler Schlosse Ludwig's XIV., das Deutsche Nationalreich proclamirt werden konnte! „Es muß das unschuldig vergossene Blut Chunradini allerweilen gerochen werden", so sagte noch zur Zeit Karl's V. Reißner, der Biograph Frundsberg's. Das Blut Conradin's ist gerochen für alle Zeit; auch die Sünden der Hohenstaufen an diesem Land Italien (wenn man nach den Rechtsbegriffen jener Zeit überhaupt von solchen reden kann) sind alle gesühnt. In Verklärung stehen die großen Schwabenkaiser auf den Gipfeln unserer Geschichte, deren glänzendste Heldengestalten sie bleiben werden, solange das deutsche Erinnern dauert.

Ich denke, keinem Deutschen war es je zuvor vergönnt, mit so gehobenen Gefühlen auf dem Schlachtfelde

Conradin's zu stehen, als uns beiden am dritten Pfingsttage des Jahres 1871. Mit welchen Empfindungen würde heute der ehrwürdige Raumer diese Palentinische Ebene betrachten, die er im Jahre 1817 durchforscht hat, zwei Jahre nach der endlichen Niederwerfung des ersten Napoleon. Wie fern lag damals ihm, der uns das Nationalwerk der Geschichte der Hohenstaufen liefern sollte, der Gedanke, daß er im Patriarchenalter den Sturz noch eines Napoleon und die Wiederherstellung Deutschlands zu einem nationalen Reich und zur ersten Macht der Welt erleben sollte!

So lange Unbill, so viel Hohn und Schimpf, Zerstückelung und Verwüstung erlebte unser Vaterland durch Frankreich seit den Zeiten der Anjous; in so lange Ohnmacht waren wir durch unsere eigene Zerissenheit und jammervolle Schwäche versunken, daß uns heute wol erlaubt sein darf, unser Haupt voll Nationalstolz aufzurichten. Vom Palentinischen Felde Scurgolas sei darum ein Jubelgruß dem Vaterlande dargebracht, dem ehrwürdigen neuen Kaiser vom Stamm der Hohenzollern, dem Wiederhersteller des Reichs, und allen den Männern des Geistes und des Schwerts, die uns dieses Deutsche Reich so heldenhaft errungen haben. Ihre Namen und Thaten werden von Geschlecht zu Geschlecht und bis zur Mythe hinüberwandern, und wie auf dem Felde von Scurgola noch nach langen Jahrhunderten Enkel vergangenen Heroenzeiten nachsinnen, so werden solche einst auch mit Hochgefühl auf den Feldern von Wörth und Metz, von Sedan und Paris der großen Zeiten gedenken, wo das freie und einige Deutschland heiß erstritten ward.

Da ist Tagliacozzo! Ein aus der Ferne finster aussehender Ort mit der verfallenen Burg der Colonna auf dem Felsen droben, dicht zusammengedrängt und über mächtig ausstrebendem Bergrücken hingelagert. Einen Steinklumpen glaubten wir zu betreten, als wir durch das große stattliche „Marsen-Tor" einfuhren, und erstaunten dann einen freundlichen Platz mit schönem Brunnen vor uns zu sehen, umstellt von malerischen Gebäuden mit Logen oder mit gothischen Fenstern, oder von Renaissance-Palästen. Wir kehrten in einem Gasthaus ein, dessen palastähnliche Dimensionen, wie überhaupt die ganze großstädtisch aussehende Straße, uns in Verwunderung setzten. Hier müssen im 15. und 16. Jahrhundert reiche Familien unter dem Lehnsschutze der Colonna geblüht haben. Einen Gastfreund hatte ich dort, einen Patricier Tagliacozzos, der mich in Rom oft eingeladen hatte, ihn in seiner Heimat zu besuchen. Dieser Herr war leider verreist, aber wir fanden vor des Apothekers Thüre seinen Neffen, einen jungen Mann, der nun mit Freuden die Rolle des Oheims übernahm. Seiner Güte verdankten wir es, daß wir alles Sehenswürdige dieses Orts kennen lernten. Er heißt in Urkunden Taliacotium, eine alte Stadt der Equer oder Cicolaner. Da man nun im Vulgär daraus Tagliacozzo machte, so erfand man sich das wunderlichste Stadtwappen: zwei Ritter die ein Wams durchschneiden. So sah ich dieses Wappen im Gemeindehaus, welches sich in einem alten verlassenen Kloster eingenistet hat.

Hr. B. führte uns in mehrere altertümliche Kirchen und endlich in den Palast Colonna, ein burgähnliches

Gebäude, dessen obere Teile noch den gothischen Stil des 14. Jahrhunderts an den Fenstern zeigen, während das Portal aus der Renaissancezeit stammt. Das Wappen Aragons giebt zu erkennen, daß der Bau orsinisch ist, da mehrere Orsini in die Familie der Aragonen von Neapel aufgenommen waren. Dieses Schloß baute vielleicht Johann Jordan Orsini, der Feind Cäsar Borgia's; er nannte sich de Aragonia, Conte di Tagliacozzo. Erst im Jahr 1499 fällte der König Federigo von Neapel das endgültige Urteil, daß Tagliacozzo und Alba und die Baronie Carsoli den Colonna gehören sollten.

Wir fanden im Innern grandiose Säle mit alten Familienbildern, deren Namen niemand mehr zu sagen weiß. Fromme Schwestern haben jetzt dort Schulen für Töchter der untern und auch der bessern Stände eingerichtet. Wir verwunderten uns über die Jugend, selbst Anmut, und die feinen Weltformen zweier dieser „Schwestern," die aus Piemont nach Tagliacozzo gekommen waren. Sie zeigten uns bereitwillig die Räume des Palastes, worunter die Capelle mit alten Fresken sehenswert ist. Diese Gemälde, dem 15. Jahrhundert angehörig, sind stark übermalt. Eines ist eine vortreffliche Verehrung der Jungfrau und des Kindes. Auch die Loggia des Palastes ist sehenswert. Solche Logen mit einer Aussicht in die freie Natur pflegen nirgends in Baronalpalästen zu fehlen. Ich sah viele ähnliche. Die von Tagliacozzo erinnerte mich ganz und gar an die Loge des colonnischen Palasts von Genazzano, worin die Städte abgemalt sind, welche diese Familie besaß. Die Loggia von Tagliacozzo öffnet sich gegen den Monte

Velino hin. Sie ruht auf korinthischen Säulen. Auf den Wänden sind Frescobilder toscanischen Stils gemalt, Einzelfiguren von römischen Kaisern und Feldherren; auch Ovidius, in roten Gewändern, fast wie ein Cardinal anzusehen.

Wir besuchten zum Schluß und auf ausdrückliches Verlangen der „Schwestern" ihre Töchterschule, deren Local einer der großen Säle ist. Da mußten wir mit Inspectormienen Schreibhefte durchsehen, welche herbeizureichen diese Kinder nicht müde wurden, und auch einem geographischen Examen beiwohnen. Keine bessere Bestimmung kann so ein altes Baronalschloß heute finden, als die einer Schule. Volksschulen thun in Italien not; sie allein werden die tiefe Unwissenheit und auch die Unmoral zerstreuen, in welcher dieses Volk noch zum Teil versunken liegt.

Die reactionäre Partei war in Tagliacozzo sehr stark, wie man uns sagte, und noch zählt das alte neapolitanische Regiment dort seine Anhänger. Nach dem Jahr 1860 gab es hier blutige Zusammenstöße mit den Freischaaren genug, und heftige Fehden zwischen beiden Parteien. Dieses Wesen wurde durch die Nähe der römischen Gränze unterstützt, von woher die Reaction unterhalten werden konnte. Jetzt aber ist auch hier wie im ganzen Gränzlande Ruhe eingetreten, und die officiellen wie privaten Briganten sind verschwunden.

In Tagliacozzo endet die Via Valeria wie in einem Sack. Keine Fahrstraße führt in die Sabina, wohin wir gelangen wollten, nur Saumpfade gibt es über das steile Gränzgebirg. Wir mieteten Gebirgspferde, stark-

knochige große Thiere, welche diese steinigen Pfade zu klettern gewohnt sind. An einer Leine führte ein jedes sein Führer, gleich ihnen ans Klettern gewöhnt. So ritten wir von Tagliacozzo hoch aufwärts in die gigantische Bergwildniß hinein und acht Stunden lang fort über hohe Felsenmassen, durch tiefschattige Buchen- und Eichenwälder, in Rinnsalen von Bergwassern, über Flüsse und sie durchwatend, wo es keine Brücken gab. Wir kamen erst an der zerstörten Burg von Tagliacozzo vorbei, dann nach der wolkenhohen Rocca di Cerro, wo wir uns rückwärts wendeten, um von dem Theater des Marsenlandes Abschied zu nehmen. Es ist ein ganz überwältigend großes Panorama von farbigen Bergreihen, die in riesigen Abstufungen übereinander zum Himmel steigen. Majestätisch steht der Monte Velino da; aus der Ferne stralen auch die Berge Sulmonas und die von Sora; während im Mittelgrunde die zersplitterte Burg von Tagliacozzo auf der schwarzen Felsenmasse sich monumental erhebt, und adlergleich in den Lüften frei zu schweben scheint. Mein Freund Lindemann, Meister der italienischen Landschaft, war hingerissen von der Erhabenheit dieser unvergleichlichen Scene. Sie würde ein Gemälde vom größesten heroischen Stil geben, und ich wünsche, daß er dies als Seitenstück zu seinen „Etna" malen möchte. Auch das Schlachtfeld Conradin's mit dem Monte Velino im Hintergrund wünschte ich von seiner Hand einst gemalt zu sehen.

Ein entsetzlicher Pfad über Felsengerölle führte uns nach Colle, einem in der Wildniß an Abgründen schwebenden Felsennest. Auch hier machten wir die Bemerkung,

daß der Renaissancestil vom Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts die durchgehende architektonische Form in allen, selbst den kleinsten Orten des Landes ist. In diesen Castellen dauern Häuser, weil sie aus dem Stein des Gebirges erbaut sind, 300 und 400 Jahre unverändert fort. Selbst an den kleinsten und elendesten fanden wir oft die feinsten Renaissance-Fenster und Thüren. In den Abruzzen, schon von Antrodóco und Citta Ducale ab, bemerkten wir das Vorherrschen der Gothik. Sie scheint sich in jenem Land länger erhalten zu haben als im Römischen, wo sie nach der Mitte des 15. Jahrhunderts zu weichen beginnt. Beide Stilformen sind die architektonischen Charaktere in allen Landschaften, die wir durchzogen hatten.

Von Colle stiegen wir ab und senkten uns in einen prachtvollen Eichenwald, durch dessen Grund noch ein Nebenfluß des Salto, der Torano fließt. Dann erreichten wir Carsóli, und nach mehrstündigem Ritt durch entzückende Wildnisse unterhalb der öden und rauhen Gebirge von Riofreddo und Oricola, beim Mondeslicht endlich Arsoli an der Via Valeria, ein Feudum der römischen Massimi. Hier begrüßten wir mit Heimatsgefühl das alte römische Land wieder, die Campagna di Roma, wie jenes Gebiet schon dort genannt wird. Die Straße führt von Arsoli weiter durch das schöne Aniotal nach Tivoli, und dann nach Rom.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1877.

Apulische Landschaften.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1877.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung vor.

Vorwort.

Ich fehlte gegen eine Klugheitsregel, nämlich diese, welche vorschreibt: daß man niemals etwas mit Bestimmtheit vorausſagen ſoll. Denn als ich den vierten Band der „Wanderjahre in Italien“ herausgab, kündigte ich ihn als den letzten in dieſer Reihe an, und nun bringe ich doch noch einen fünften. Ich hoffe, daß er die Leſer der voraufgegangenen nicht beſchweren wird.

Er entſtand aus einem größeren Plan. Ich wollte nämlich ein Album hiſtoriſcher Landſchaften und Monumente in Italien herausgeben, bezüglich auf die Geſchichte der Hohenſtaufen. Zu dieſem Zweck hatte ich mich mit meinem Freunde Karl Lindemann vereinigt, welcher die betreffenden Zeichnungen zu liefern übernommen hatte, und von ſeiner bewährten Meiſterhand konnte nur etwas wirklich Schönes und Künſtleriſches erwartet werden. Dieſen Plan hinderte noch

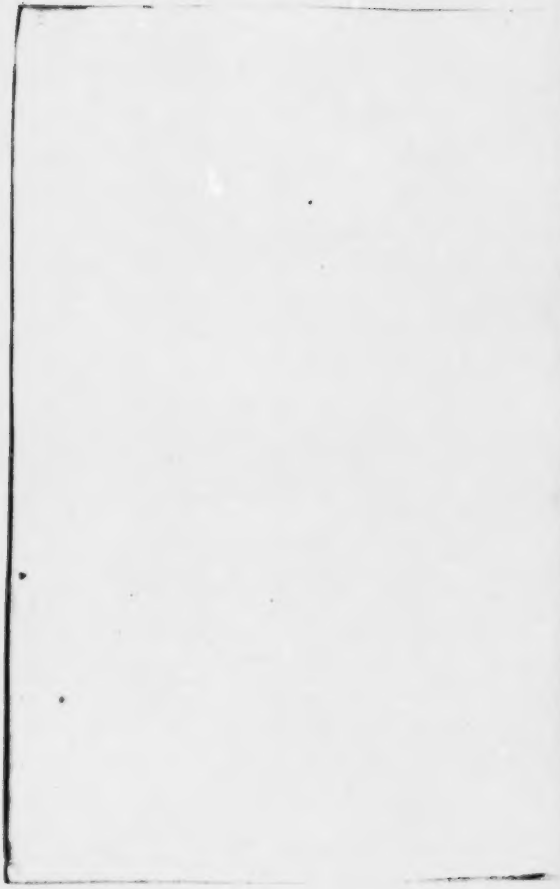
die Kostspieligkeit des Unternehmens, oder der Druck, welcher augenblicklich auf allen größeren Unternehmungen auch solcher Natur lastet. Ich glaube, daß dies zu bedauern ist. Wenigstens sollten wir Deutsche ein Werk dieser Art besitzen. Wer sähe nicht gern so herrliche Monumente jener großen Hohenstaufenzeit, als Italien noch besitzt, und so unbeschreiblich schöne Landschaften, wie zum Beispiel die der Schlachtfelder Manfreds und Konradins, in sauberen Zeichnungen zu einem Ganzen vereinigt? Beschämte uns doch zum Teil ein Franzose, der Herzog von Luynes, auf dessen Veranlassung und mit dessen Mitteln im Jahre 1849 zu Paris das bekannte Werk erschien: Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale, wozu der verdiente Huillard Bréholles den Text, und Victor Baltard die Zeichnungen geliefert hatte.

Ich habe meinen Plan anders, umfassender und künstlerischer aufgefaßt. Doch will ich mich hier nicht weiter darüber aussprechen. Aufgegeben habe ich ihn nicht. Für jetzt verdanke ich ihm die Kenntniß mancher Städte und Landschaften in jenem schönen noch immer so wenig besuchten Apulien, viele kostbare Erinnerungen, und endlich diese Aufzeichnungen.

Ich nannte sie „Apulische Landschaften“. Der Titel ist nicht ganz richtig, weil Benevent nicht zu Apulien gehört hat; aber sonst mag er hingehen, da seit den Zeiten der Langobarden und der Normannen fast ganz Unteritalien vom Garganus ab bis zum jonischen Meer mit dem alten Begriff Apulien genannt wurde.

Auch hätte ich besser gesagt: „Historische Landschaften Apuliens“; doch die Leser der „Wanderjahre“ kennen schon meine Art, und wissen, daß alle die von mir dort behandelten Dinge auf einem geschichtlichen Untergrunde aufgestellt sind. Sie werden mir deshalb auch das nicht immer ganz zutreffende Wort „Landschaft“ gelten lassen, wenn sie nämlich mir einräumen wollen, daß ich wenn auch nicht viel, so doch aus langer Uebung immer etwas von der edeln Kunst des Landschaftmalers verstehe, oder daß ich in meinen „Wanderjahren“ nach ihr gestrebt habe.

München, im September 1876.

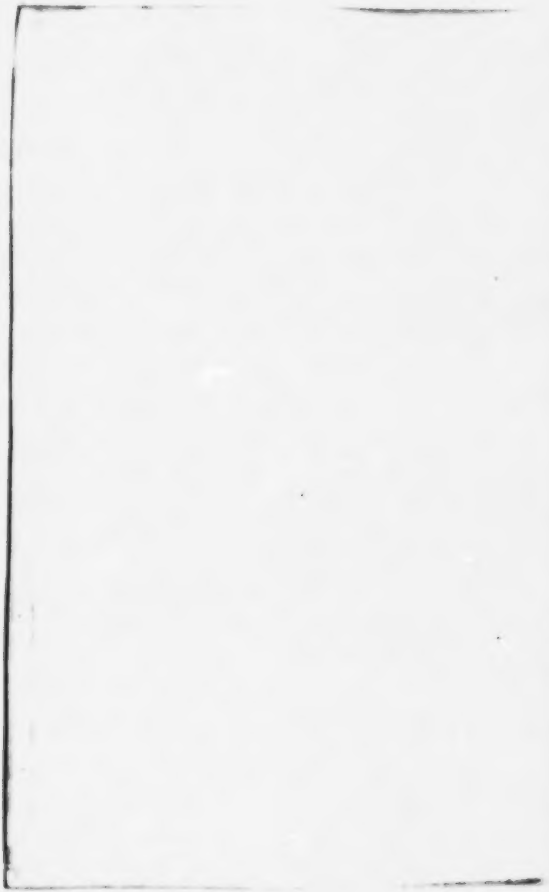


Inhalt.

	Seite
Benevent	1
Lucera, die Saracenen-Colonie der Hohenſtaufen in Apulien.	37
Manfredonia	67
Der Erzengel auf dem Berg Garganus	93
Andria	133
Caſtel del Monte, Schloß der Hohenſtaufen in Apulien.	171
Lecce	213
Tarent	253

Benevent.

1874. 1875.



Die Stadt Benevent hat niemals ihre ursprüngliche Stelle geändert, wie Capua. Ihre Mauern, durch die natürlichen Verhältnisse in ihrem Umfang bedingt, beschreiben noch heute nahezu dieselben Linien wie im Altertum.

Sie ist auf einem niedrigen Hügelzuge erbaut, der nach zwei Tälern hin sanft niederfällt. Durch das größere fließt der Sabato, durch das kleinere der Calore, in welchen sich jener nahe unterhalb Benevents ergießt. Diese Flüsse bilden sodann vereinigt den schönen Strom Volturnus. So schaffen die Täler einen weiten fruchtbaren Raum um die Stadt her, während über ihnen näher und ferner mächtige Gebirge aufragen, aus denen der hohe Taburnus hervortritt.

Von drei Seiten ist Benevent durch jene Flüsse gedeckt; wo sich der Hügel landwärts weiter zieht und die schwächste Stelle für einen Angriff darbietet, erhebt sich das Castell. Dort stand vielleicht schon im Altertum die Arx, und ohne Zweifel auch die älteste Langobardenburg. Hohe Mauern mit Rundtürmen, aus Kalksteinquadern regelrecht aufgebaut, umschlossen die ganze Stadt, von

mehreren Toren durchbrochen, deren höchstgelegenes die Porta Summa am Castell war.

Die Stadtmauern bestehen noch in langen Strecken. An einigen Stellen sind sie verfallen oder abgetragen und von Häuserreihen überbaut. Was sich heute von ihnen erhalten hat, zeigt fast durchweg tumultuarische Wiederherstellungen. Ich sah in diesen Mauern zahllose antike Fragmente von Marmor stecken, Reliefs, Säulenstümpfe, Bruchstücke von Statuen. An einer Stelle, in der Nähe des Sabato, tritt aus der Mauer ein halb verstümmelter kolossaler Marmorkopf hervor.

Ueberhaupt ist Benevent voll von antiken Trümmern solcher Art. In vielen Häusern sieht man eingemauerte Altertümer, namentlich Säulen und Reliefs, die kümmerlichen Reste der alten Marmorpracht. Die beneventer Antiquare, welche im achtzehnten Jahrhundert die Altertümer ihrer Vaterstadt mit großem Fleiß beschrieben haben, dachten leider nicht daran, solche in einem Museum zu vereinigen. So ist vieles zu Grunde gegangen und verschleudert worden; manche Reste hat man jedoch hie und da in größeren Massen gesammelt. So sind im Hofe des erzbischöflichen Palastes nicht wenige antike Fragmente teils aufgestellt, teils eingemauert; darunter befindet sich das schöne Relief eines Sarkophags römischer Arbeit, welches die Fabel des Hippolyt darstellt.

Ein anderes Relief findet man unter Altertümern im Hof des Gemeinde-Palastes eingemauert, wohin es von dem Brunnen vor der Kirche Santa Sofia gebracht worden ist. Es wird als Raub der Sabinerinnen erklärt. Jedoch stellt es einen Amazonenkampf vor.

Viele Grabcippi und Inschriften hat man in dem ehemaligen Jesuitenkloster, dem jetzigen Collegium Giannone, im Porticus des Hofs aufgestellt. Einzelne Säulen, auf Postamente gestellt oder noch am Boden liegend, und Fragmente von Gesimsen sieht man auf dem öffentlichen Spaziergang vor der Chiesa Nuova. Wahrscheinlich stand dort ein Tempel einer ägyptischen Gottheit. Man hat daselbst die Figur eines Apis aus Granit gefunden, und im Jahre 1629 auf ein Postament gesetzt. Die Inschrift erklärt dieses Bildwerk irrig für ein sammitisches Symbol.

Der Kaiser Domitian hatte den Isis-Cultus in Benevent entweder eingeführt oder begünstigt. Aus seiner Zeit sollen die kleinen Obelisken von Granit herstammen, welche hier gefunden wurden. Das Bruchstück eines solchen steht im Hofe des Erzbistums; ein anderer Obelisk, etwa 50 Fuß hoch, in mehrere Stücke zerbrochen und wieder zusammengefügt, ist seit dem Jahre 1872 auf dem Platze Papiniano aufgerichtet und eine schöne Zierde Benevents. Die Antiquare der Gegenwart erhoben sich bei dieser Gelegenheit zu der philologischen Anstrengung einer griechischen Inschrift, welche sie auf das Postament dieses Obelisken setzten.

Der größte Stolz der Beneventer ist der marmorne Triumphbogen Trajans, die Porta Aurea, in Wahrheit eines der schönsten Monumente dieser Art überhaupt. Schon wegen der Kunstepoche der er angehört, ist er edler als die Bogen des Septimius Severus und des Constantin in Rom, und wenn auch seine vortrefflichen Sculpturen nicht mit dem Stil derer am Titusbogen wetteifern

können, welchem er offenbar nachgeahmt iſt, ſo iſt er doch beſſer erhalten als jener.

Aus engen und ſchmuzigen Gaſſen ſteigt man an den alten Stadtmauern zu ihm hinab. Er hat nur einen Durchgang, diente urſprünglich zum Eingangstor und ſteht jetzt völlig frei. Inſchriften an den Mauern in ſeiner Nähe verzeichnen die Epochen ſeiner Wiederherſtellung unter der Herrſchaft der Päpſte. Herrliche Reliefs ſchmücken beide Außenflächen, das Geſimſe und die Attica. Sie ſtellen die Triumphe Trajans über daciſche und germaniſche Völker, den Einzug des Kaiſers in Rom, ſeine Opfer, ſeine Aufnahme unter die Götter dar, und andere Scenen, worunter die Vermälung Hadrians mit Sabina merkwürdig iſt. Das ganze Denkmal macht den Eindruck wahrhafter Würde und Majeſtät. Es erfüllt den Beſchauer um ſo mehr mit dem reinen Gefühl des Schönen und Großen, weil es einem der edelſten Kaiſer gewidmet iſt. Das Motiv ſeiner Errichtung iſt auch ein wolthuendes und menſchliches. Denn dieſer Bogen war ein Triumphtor der das Abendland mit dem Orient vermittelnden Via Appia. Der römiſche Senat ſetzte ihn dem Kaiſer Trajan, weil er dieſe große Straße auf ſeine Koſten erneuert und bis Brindiſi geführt hatte.

Ein faſt rätſelhaft zu nennendes Glück hat den Triumphbogen ſo wol erhalten, daß ſelbſt die Roſetten im Gewölbe des Durchgangs beinahe unverſehrt geblieben ſind, und die zahlreichen Reliefs nur weniger Wiederherſtellung bedurften. Man darf glauben daß die Beneventer zu jeder Zeit ihrer Geſchichte dieſes Denkmal als den Augapfel ihrer Stadt gehütet haben, und daß ſelbſt in der

tiefsten Barbarei des Mittelalters ihr patriotischer Sinn nie so weit erloschen war, um die Marmorblöcke des Monuments beim Bau der Stadtmauern oder der Häuser zu verwenden. Wenn nun dies von der Bürgerschaft zu rühmen ist, so darf man auch jene Barbaren loben welche Benevent eroberten, plünderten und verwüsteten, ohne den Triumphbogen Trajans anzutasten. Lange Zeit hat man geglaubt daß Gothen und Vandalen Rom mit Absicht zerstört haben, und dieses Frevels ist vor allen der Heldenkönig Totila angeklagt worden. Derselbe Totila eroberte Benevent, er warf die Stadtmauern nieder, aber das herrliche Denkmal Trajans ließ er so gut fortbestehen wie die Triumphbogen in Rom. Auch die Langobarden haben es verschont, auch der griechische Kaiser Leo der Philosoph, welcher Benevent im Jahre 891 eroberte, hat dasselbe so wenig angetastet wie im dreizehnten Jahrhundert der Kaiser Friedrich II., welchen noch heute eine Inschrift am Glockenturm des Doms als Verwüster der Stadt anklagt.

Der Triumphbogen Trajans ist das einzige große noch dauernde Denkmal des Altertums in Benevent, einer Stadt, deren Ursprung sich in das mythische Zeitalter verliert; denn als ihr Gründer gilt der Heros Diomedes. Sie war ein Hauptort der mächtigen Völkerfamilie der Samniten, dann seit dem Jahre 268 römische Colonie. Als Schlüssel zu Apulien wurde sie wegen ihrer Lage an der Via Appia von großer Bedeutung. Sie dauerte in ihrer römischen Gestalt bis zu den Gothenkriegen, in deren Stürmen sie verfiel.

Ihre Trümmer überdeckte dann eine andere germanische Völkerschicht, und diese gab ihr ein neues Leben.

Die samnitische und römische Geschichte Benevents ist für immer im Dunkel begraben, die langobardische lebt in Geschichtsbüchern und Erinnerungen fort. Ein halbes Jahrtausend lang war Benevent das Haupt des Langobardenstaats in Süditalien. Mit diesem germanischen Herzogtum beginnt die selbständige Geschichte dieses Landes, oder des Königreichs Neapel. Denn, die festen Seestädte an beiden Meeren ausgenommen, welche im Besitze des griechischen Kaisers blieben, umfaßte Benevent fast das ganze Gebiet eben dieses späteren Königreichs. So wurde hier zum erstenmal ein politisches Ganzes geschaffen, das Herzogtum Benevent genannt, zwar ein lehenpflichtiges Glied des langobardischen Königreichs, dessen Hauptstadt Pavia war, aber doch nur im losen Verbande mit ihm. Die Gründung dieses südlichen Staates seit der Eroberung Benevents durch den König Autharis und seine Befestigung und Erweiterung sind Thatsachen, welche sowol die kriegerische Kraft als die politische Klugheit dieses keineswegs sehr zahlreichen Langobardenvolks in das hellste Licht stellen.

Die Bildung des Langobardenstaats im Süden rettete Unteritalien vor dem Schicksal erst eine byzantinische Provinz, dann ein saracenisches Emirat zu werden, und sie bewahrte endlich den Zusammenhang des schönen Landes mit der römischen Kirche und mit der abendländischen Cultur.

Nach dem Tode Zoto's, des ersten langobardischen Herzogs von Benevent, im Jahre 591, setzte der König Agilolf ihm zum Nachfolger Arichis, vom Hause der Gisolfinger in Friaul, einen furchtbaren Kriegeshelden, der seine Eroberungen alsbald bis an beide Meere ausdehnte.

Fünfzig Jahre lang saß Arichis auf dem Herzogstul in Benevent, und er vererbte ihn auf seinen Sohn Ajo.

Die nibelungenhafte Wildheit dieser Langobarden muß schrecklich gewesen sein, zumal im Gegensatz zu der Bevölkerung Apuliens, die, wenn auch wehrlos und kraftlos geworden, doch noch immer die milde Lebensweise unter dem sonnigen Himmel ihres Landes und die gebildeten Traditionen wie die Sprache der Römer und Griechen bewahrt hatte. Die Zähmung dieses Volkes, welches die Samniten und Apulier nun dauernd aus dem Besitze des Landes verdrängte, durch das Klima, durch die Verbindung mit den Lateinern und endlich durch die Kirche vollzog sich sehr langsam. Erst nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts entsagten die Langobarden in Benevent ihren heidnischen Gebräuchen infolge der Bemühungen Theodorada's, der frommen Gemalin des Herzogs Romuald, und des mit ihr befreundeten Bischofs Barbatus. Dieser Heilige fällte den in der Volkslegende bekannten Nußbaum zu Benevent, worunter die Hexen ihre Zusammenkünfte hielten. Und noch heutigen Tages gilt Benevent, von der Langobardenzeit her, als das uralte Local für die Walpurgisnächte der Zauberweiber.

Hundert Jahre später finden wir dieselben Langobarden als eifrige Katholiken, als Erbauer von Kirchen und Klöstern, als ein lernbegieriges Volk und im Besitze der lateinischen Bildung jener Zeit. Die große Abtei Monte Casino, von den Herzogen Benevents fürstlich mit Ländern ausgestattet, war ihre Hochschule und ihr geistiger Mittelpunkt. Ihr beliebter Wallfahrtsort war die Capelle des Erzengels Michael auf dem Vorgebirge Garganus. Be-

nevent erreichte sogar eine Höhe der Cultur unter der Regierung des Herzogs Arichis II., des Schwiegersohns des letzten Langobardenkönigs Desiderius. Denn damals zerstörten die Päpste und ihre Retter, die Franken, dieses Königreich. Der Langobardenstaat in Nord- und Mittelitalien ging unter, aber das Herzogtum Benevent dauerte weiter fort, geschützt durch seine Größe, durch seine entfernte Lage und die Kostspieligkeit dorthin auszudehnender Kriege. Karl der Große mußte an den Gränzen Benevents Halt machen, und jetzt erlangte der dortige Herzog sogar seine politische Unabhängigkeit. Arichis nahm nach dem Falle seines Schwiegervaters im Jahre 774 den Titel eines Fürsten an; er ließ sich von den Bischöfen seines Landes salben und weihen, trug die Krone und prägte sein Bildniß auf die Münzen. Sein Reich war das blühendste Italiens. Benevent, Capua und das zur See mächtige, von ihm mit prächtigen Gebäuden geschmückte Salerno waren seine Hauptstädte. Alle die reichen Landschaften Campaniens, Apuliens, Lucaniens und Calabriens, einige griechische Seestädte ausgenommen, gehorchten ihm, unter der Verwaltung seiner Grafen und Gastalden. Er hielt einen königlichen Hof in dem Sacrum Palatium zu Benevent, wo sich um seine gebildete Gemalin Adelberga Männer von Wissen und Geist versammelten. Der Geschichtschreiber der Langobarden, Paul Diaconus, sein Secretär und Freund, nahm an diesem Hof etwa die Stellung ein welche Alcuin an jenem Karls des Großen hatte. Die Stadt Benevent war damals die reichste und schönste des südlichen Italien; Arichis selbst erweiterte sie durch Anlegung einer Neustadt.

Die staatliche Unabhängigkeit konnte freilich auch dieser kräftige Mann nicht behaupten; er wurde dem Frankenkönig tributbar, aber er vererbte doch im Jahre 787 das Fürstentum Benevent seinem tapfern Sohn Grimoald II., welcher dasselbe unter wiederholten Kriegen mit den Franken behauptete.

Mit Grimoald erlosch die Dynastie seines Hauses, und seither stürzten zahllose Revolutionen, Kämpfe um den Herzogtron, Frevel der Fürsten und Kriege mit den Griechen, den Saracenen, den deutschen Kaisern und den Päpsten die Macht dieses letzten Langobardenstaats. Selbst die politische Einheit des Herzogtums zerfiel, denn Capua und Salerno trennten sich von ihm im neunten Jahrhundert als besondere Staaten ab. Endlich traten die Normannen als Eroberer des zerrissenen Landes auf. Wenn sich die kühnen Eindringlinge Benevents bemächtigt hätten, so würde diese Stadt vielleicht nur die Dynastie gewechselt haben und zum Hauptsitz des gesammten Normannenreiches geworden sein.

Aber die Päpste, schon lange nach diesem Erbe lüstern, erwarben es für sich in der Mitte des elften Jahrhunderts. Das Herzogtum des Arichis war damals bereits auf die Stadt und wenige Provinzen um sie her beschränkt, denn alles übrige, ganz Apulien, hatten die Normannen an sich gerissen. Die Furcht vor diesen raubgierigen Eroberern trieb Benevent endlich in die Arme der Kirche. Die päpstliche Partei erhob einen Aufstand; die letzten machtlosen Langobardenherzoge Pandulf III. und sein Sohn Landolf VI., wurden verjagt, und die Stadt, welche der Kaiser Heinrich III. bereits dem Papst

für die Abtretung seiner Rechte auf Bamberg geschenkt hatte, rief Leo IX. zu ihrem Gebieter aus. Zwar kehrten die Vertriebenen später zurück, aber nur als Lehnvasallen der Kirche. Landolf starb im Jahre 1077, und mit ihm endete die lange Reihe langobardischer Fürsten Benevents. Dieser germanische Staat in Süditalien hatte also eine Dauer von 500 Jahren gehabt, während welcher Zeit der größte Teil desselben Landes mit langobardischen Einrichtungen, Gesetzen und Geschlechtern so stark erfüllt worden war, wie dies in der Lombardei geschehen ist. Und selbst noch im elften Jahrhundert nannten die Byzantiner in ihrer amtlichen Sprache Apulien das „Langobardenland".

Trotzdem hat Benevent nur sehr wenige Denkmäler jener Epoche bewahrt. Vom herzoglichen Palast, welchen Arichis II. neu ausgebaut hatte, blieb hier so wenig eine Spur übrig als von den langobardischen Residenzen in Pavia und in Spoleto. Nur der Name eines Platzes, Piazza della Corte, in der Nähe der Santa Sofia läßt mit Grund schließen, daß dort in alten Zeiten der Fürstenhof, die Curia, gestanden hat. Kein langobardisches Grabmal hat sich erhalten. Von den Grabinschriften der vielen Herzoge, welche Pellegrino in seiner Geschichte der langobardischen Fürsten zum Teil gesammelt hat, sieht man nur noch wenige auf der Façade des Doms eingemauert, und diese gelben Steintafeln mit ihren langen lateinischen Inschriften sind dort die alleinigen ehrwürdigen Denkmäler Benevents aus der Langobardenzeit.

Von Klöstern und Kirchen gehört ihr heute mit Sicherheit nur noch die Santa Sofia an. Der Herzog Gisulf II. gründete sie zwischen den Jahren 732 und 749,

und Arichis baute und vollendete sie um das Jahr 774, in derselben Zeit als das langobardische Königreich unterging und er selbst sich für unabhängig erklärte. Seine Feinde waren Karl der Große und der Papst; seine Bundesgenossen konnte er nur am Hofe von Byzanz suchen, wohin sich auch bald sein Schwager Adelchis, der Sohn des Desiderius, begab, um von dort her, im Bunde mit Benevent, seine Herstellung zu versuchen. Der Name des von Arichis gestifteten Klosters spricht byzantinische Beziehungen aus, und selbst der Kuppelbau scheint auf Byzanz zu deuten.

Diese einst berühmte Klosterkirche der Benedictiner ist freilich nur ein Bau von bescheidenen Verhältnissen und Mitteln. Ihre unansehnliche Façade, ganz erneuert und weiß übertüncht, bildet jetzt ein Viereck mit Giebel, von zwei antiken Säulen eingefaßt, die einen Bogen tragen. In der Lünette des Portals stellt ein Relief den tronenden Heiland und den knienden Herzog Arichis dar, welcher jenem von Sanct Mauritius empfohlen wird. Doch gehört dies einem späteren Jahrhundert an.

Das Innere der Kirche besteht aus einem Rundbau. Sechs antike korinthische Säulen tragen in der Mitte das Kuppelgewölbe; zwei andere stehen gegen den Eingang hin, und noch andere stützen um die Rotunde her die Kreuzgewölbe. Der ganze Bau ist von einer nüchtern zu nennenden Einfachheit; nur durch das Säulenrund erinnert er an die reicher und größer gedachte altchristliche Kirche S. Maria Maggiore bei Nocera. Die Kirche bildete den Mittelpunkt großer Klostergebäude. Diese sind zum Teil abgetragen, so daß der alte Glockenturm gegenwärtig in

weiter Entfernung abgesondert dasteht, während er ursprünglich an einen Hof sich anlehnte. Von den Klosterhöfen ist noch einer erhalten, ein origineller Bau von Kreuzgängen, welche jenen in Monreale ähnlich sind, da sie auf kleinen Säulen ruhende Bogen bilden. Diese Säulen haben ungleiche Capitäle von charakteristischer Form, oder vielmehr es tragen die Capitäle oblonge hohe Steinplatten, worauf Arabesken mit Thiergestalten und Kämpfe von Männern mit Bogen und Lanzen dargestellt sind.

Ich fand diese Kreuzgänge durch Verschläge zu geräumigen Sälen eingerichtet, in denen die Frati Ignorantelli (sie verdienen wahrscheinlich ihren Namen als Lehrer) eine zahlreiche Schuljugend unterrichteten. Ein schöneres und luftigeres Local für solchen Zweck könnte man diesen munteren Knaben nicht wünschen. Die Lehrer, in schwarzer Ordenskleidung, führten mich darin bereitwillig umher, und ich gedachte jener Zeit wo Paul Warnefried hier aus- und einging, oder wo Desiderius, ein Prinz aus dem langobardischen Königshause in Benevent und später als Abt von Monte Casino, dann als Nachfolger des Papstes Gregor VII. in der Welt berühmt, hier seine Studien machte. Das Kloster Santa Sofia war lange Zeit hindurch die erste wissenschaftliche Anstalt Benevents; es glänzte durch theologische, scholastische und grammatische Studien im neunten Jahrhundert so sehr, daß die „Philosophen" dieser Stadt in ganz Italien Ruhm genossen. Wenn wir heute vornehm auf die wissenschaftliche Cultur jener fleißigen Langobarden zurückblicken, so mögen wir nicht vergessen daß sie im Verhältniß zu ihrer Epoche stand, und daß ihre Bildungsanstalten damals dieselben und vielleicht

noch höhere Verdienste beanspruchen konnten als die gelehrten Schulen in unserer Gegenwart haben.

Es ist unzweifelhaft daß auch die erste Anlage des Doms in die langobardische Zeit fällt, doch ist nichts mehr von ihr erkennbar. Er gehört demnach wesentlich der päpstlichen Epoche an. Sie begann, wie wir gesehen haben, im Jahre 1077, nach dem Tode des letzten Herzogs Landulf. Seither regierten Benevent Rectoren der Kirche. Diese wurden anfangs vom Volke gewählt, vom Papste bestätigt, und gehörten dem Langobarden-Adel der Stadt an. Denn noch war die Gewalt des Papstes in Benevent nicht so stark befestigt, daß er es wagen durfte den eingeborenen Geschlechtern ihre Privilegien zu nehmen. Erst nach und nach geschah dies, bis Rectoren endlich geradezu vom Papst eingesetzt und zu Cardinallegaten wurden. Der Rector hatte das politische Regiment, ein Contestabile befehligte die kleine Truppenmacht. Außerdem bildete die Bürgerschaft eine Gemeinde unter selbstgewählten Consuln. Ihre Statuten haben sich erhalten; sie datiren vom Jahre 1202.

Man darf überhaupt nicht glauben daß die päpstliche Gewalt in Benevent eine absolute und monarchische war; das Bewußtsein der früheren Selbständigkeit und das langobardische Stammgefühl lebten dort fort, nicht minder in der Gemeinde als im Klerus. Die Stadt betrachtete sich als Republik unter der Schutzhoheit der Päpste, deren Herrschaft dieselbe, wie viele andere Städte, duldete, weil sie ihr mehr Freiheit ließ als das normannische Regiment ihr würde gelassen haben. Benevent blieb daher, einige Rebellionen abgerechnet, der Kirche treu. Es diente

oftmals den Päpsten zum Asyl während ihrer Kämpfe mit dem deutschen Kaisertum. Sie aber behaupteten Benevent durch Verträge mit ihm wie mit der Normannen-Dynastie des Königreichs beider Sicilien, und dieses selbst, innerhalb dessen Gränzen jene Stadt lag, blieb fortdauernd ein Lehen der römischen Kirche.

Der Dom also ist das Denkmal der ersten Periode der päpstlichen Herrschaft über Benevent, obwol er nicht von den Päpsten, sondern von der Stadt und ihren Erzbischöfen errichtet wurde. In seiner heutigen Gestalt gehört er dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert an, worauf spätere Wiederherstellungen und Veränderungen folgten. Säulen und Steine eines alten Tempels, dessen Platz er wahrscheinlich einnimmt, gaben Material zu seinem Bau her. Sein Stil ist romanisch. Die altertümliche von der Zeit geschwärzte Façade hat die sonderbare und schwerfällige Gestalt einer viereckigen Wandfläche, welche durch Arcaden-Reihen gegliedert ist. Das mittlere Portal ist durch Erzthüren ausgezeichnet — ein Werk welches in der Kunstgeschichte neben den Thüren der Dome zu Amalfi, Ravello und Trani seine Stelle hat, aber ihnen weit nachsteht. Ein Erzbischof hat dieselben im zwölften Jahrhundert, wahrscheinlich in Byzanz, fertigen lassen. Ihre Reliefs stellen in einer Reihe von Feldern biblische Scenen und Figuren der Bischöfe der Diöcese Benevent dar.

Der innere Raum des Doms hat die Formen einer Basilika, deren fünf Schiffe von bogentragenden Säulenstellungen gebildet werden, und diese Säulen sind alle antik. Zu beiden Seiten des Hochaltars erheben sich zwei schöne Ambonen, mit Mosaik ausgelegt und mit vorzüglichen

Marmorſculpturen geſchmückt. Die Inſchrift auf einem derſelben bezeichnet als Künſtler Nicolaus de Monforte im Jahre 1311; die Zeit dieſer Werke iſt daher eine ſpätere als die Kunſtepoche der Cosmaten, deren gothiſches Princip hier nicht mehr zur Anwendung kam.

Ein Erdbeben hatte im Jahre 1456 den altertümlichen Dom halb zerſtört; man ſtellte ihn hierauf wieder her, dann beſchädigte ihn ein zweiter Erdſtoß am 5. Juni 1688 nochmals ſo ſtark, daß ſeine Wiederherſtellung neu begonnen werden mußte. Dieſes Erdbeben zertrümmerte viele Denkmäler Benevents und vernichtete vollkommen die alte berühmte Kirche S. Bartolommeo, welche hart am Dome ſtand. Erzbiſchof der Stadt war damals Vincenzo Maria Orſini, nachmals Papſt Benedict XIII. Dieſer fromme Mann wird noch heute als Wohlthäter Benevents geehrt, für deſſen Wiederaufbau nach jener ſchrecklichen Kataſtrophe er Sorge trug. Der Hauptplatz der Stadt neben der Kathedrale, wo ein von ihm angelegter großer Brunnen ſteht, trägt ſeinen Namen. Er baute den erzbiſchöflichen Palaſt aus ſeinen Trümmern wieder auf. Derſelbe iſt ein geräumiges, doch ſtilloſes Gebäude mit vielen Sälen und Kammern, zu welchen man aus dem Hof auf einer ſteinernen Freitreppe emporſteigt. Die Wände des großen Empfangsſaals enthalten Reihen von Wappenſchildern und Bildniſſen der Erzbiſchöfe Benevents und topographiſche Anſichten der Stadt und Diöceſe. In einer Capelle ſieht man das Bildniß Orſini's und eine Darſtellung des Zuſammenſturzes des Palaſts bei jenem Erdbeben, wo der Erzbiſchof ſelbſt vom Schutt begraben, aber glücklich aus ihm befreit wurde.

Neben der Kathedrale steht der Glockenturm, ein Bau ohne Spitze und Abschluß, aus antiken und neuen Quadersteinen aufgeführt. Auf einer seiner Seitenflächen ist das Wappen Benevents eingemauert, nämlich ein großes antikes Relief, darstellend einen zum Opfer geschmückten Eber. Der Sage nach hatte der Gründer der Stadt, Diomedes, in ihr die Zähne des kalydonischen Ebers als ein Palladium zurückgelassen, und daher schreibt sich das Stadtwappen. Noch zur Zeit des Procopius zeigte man in Benevent die fabelhaften Eberzähne als die heiligste Reliquie des Altertums.

Eine Inschrift unter jenem Wappenbilde sagt, daß der Glockenturm am 11. Februar des Jahres 1279 angefangen worden ist. Post Devastatam A Federico II. Anno MCCXXXIX Hanc Civitatem Turris Haec Campanaria Coepta Est Sub Archiepiscoso Romano De Capoferris Anno MCCLXXIX. XI. Februarii De Oblationibus Fidelium Et Cleri. Post Eandem Urbem Prope Universam Terraemotu Ann. MDCLXXXVIII. Dejectam Ipsa Immunis Instaurata Tribus Campanis Supra Quatuor Aucta Et Ad Fastigium Perducta Est Proprio Sumptu A Fr. Vinc. Mar. Ord. Praed. Card. Ursino.

Diese Inschrift atmet noch den Priesterhaß gegen den großen Hohenstaufen, denn nicht allein bringt sie den Bau des Glockenturms, welcher doch erst vierzig Jahre nach der Eroberung Benevents durch jenen Kaiser erfolgte, mit der „Verwüstung" der Stadt in Zusammenhang, sondern sie scheint an diesem Ort die Vorstellung erwecken zu wollen, daß Friedrich an den Dom selbst Hand gelegt habe.

Hier also zuerst begegnen wir in Benevent einem Hohenstaufennamen. Dann wird man uns im Atrium des Gemeindepalastes unter dort eingemauerten Inschriften und Sculpturfragmenten einen marmornen Kopf zeigen, und dreist behaupten daß er das wirkliche Bildniß Friedrichs II. sei.

Den Hohenstaufen gelang dasjenige, wonach die Normannen vergebens gestrebt hatten: sie entrissen Benevent dem Papst und vereinigten es mit dem Königreiche Sicilien. Friedrich II. belagerte diese Stadt zuerst im Jahre 1229, ohne sie einzunehmen, da ihn der bald folgende Friedensschluß mit der Kirche daran hinderte, dann eroberte er sie elf Jahre später. Wie einst Totila gethan hatte, warf auch er ihre Mauern zu Boden. Nach dem Tode des Kaisers lieferte sein Sohn Manfred Benevent der Kirche aus, dann aber besetzte er die Stadt wieder, und behauptete sie bis er auf dem Schlachtfeld in ihrer Nähe, am 26. Februar 1266, seine Krone und sein Leben verlor.

Dieses berühmte Schlachtfeld ist es was unter allen Denkmälern der Stadt Benevent einen unsterblichen Namen in der Geschichte verliehen hat. Es ist neben jenem andern Conradins bei Tagliacozzo oder bei Scurgola die Stelle, wo das germanische Kaiserreich unter den staufischen Epigonen sein tragisches Ende nahm.

Keine Denksäule bezeichnet das Schlachtfeld Manfreds; nur die Ueberlieferung, welche niemals erlöschen konnte, hat die Kunde der Oertlichkeit bewahrt, und die topographischen Bedingungen bestätigen ihre Richtigkeit.

Schon von Telese her durchzieht man, den Fluß Calore entlang, die Gegenden, welche durch die Märsche Karls

von Anjou historisch geworden sind. Die französische Armee drang von dort südwärts vor über die beiden heutigen Eisenbahnstationen Ponte di Benevento und Betulano. Sie fand das Heer Manfreds nördlich vor Benevent, seiner Stütze und seinem Rückhalt, aufgestellt, diesseit des Calore. Dort dehnt sich die einzige nicht von Flüssen durchzogene Fläche aus, welche sich zum Kampfplatz eignen konnte.

Dieses Schlachtfeld hat in den Berichten der Zeitgenossen verschiedene Namen, es heißt: Feld von Benevent (Campus Beneventanus oder campus dominicus Beneventanus), oder Rosenfeld (campus rosarum), auch Blumenfeld (floridus), oder Rosenstein (pietra del Roseto), mit der näheren Bezeichnung einer dort gelegenen Kirche S. Maria della Grandella. Karl von Anjou selbst bezeichnete in seiner vor Lucera am 24. Juli 1269 erlassenen Schrift, welche den Bau eines Klosters auf dem Schlachtfeld anbefahl, dieses wörtlich so: „Auf dem beneventer Feld, wo wir den Sieg über Manfred gewannen, auf dem Territorium des heil. Marcus jenseit Benevent."

Die Tradition hat den Namen Roseto festgehalten, obwol jede Spur der Kirche verschwunden ist. Alle mit den Erinnerungen ihrer Vaterstadt vertrauten Bürger Benevents, die ich darum fragte, bezeichneten mir eine nordwärts von der Eisenbahnstation gelegene, zu sanften Hügeln ansteigende Fläche als das Feld der Rosen, wo Manfred gefallen sei. Nichts ist dort zu finden als Saatfelder und ein paar Wirtschaftshöfe. Vor sich nach dem Norden hin sieht man die großartigen Gebirgszüge von Betulano, rückwärts die Stadt Benevent über dem

Calore und in ihrem Hintergrunde die blaue Bergkette mit dem hohen Taburno. Es ist ein blühendes Culturgefilde von Höhen und wasserreichen Tälern, und von mächtigen Bergen umfaßt, eines der schönsten Schlachtfelder der Geschichte, wenn auch von minder erhabener Natur als jenes bei Scurgola, wo der letzte Hohenstaufe, nur zwei Jahre nach Manfred, von demselben Anjou überwunden wurde.

Manfred hatte ein glücklicheres Los als Conradin. Statt dem blutgierigen Sieger in die Hände zu fallen und dann, gleich seiner Gemalin Helena und seinen Kindern, in langer Kerkerqual das Leben zu schließen, oder, wie ihm noch wahrscheinlicher geschehen wäre, auf Befehl Karls umgebracht zu werden, fand er den gesuchten Heldentod in der einen Schlacht, die sein Schicksal entscheiden mußte. Es ist allen Lesern wol bekannt, daß und wie sein Leichnam unter den Todten endlich aufgefunden und von gefangenen Ghibellinen unter heißen Tränen anerkannt und beglaubigt wurde, und wie er dann auf Befehl Karls wie ein einfacher Soldat auf dem Felde begraben ward, über welcher Stelle die französischen Krieger, den Heldenmut des Königs ehrend, ein Mal von Steinen zusammenhäuften.

Wo dieses Grab Manfreds lag, ist heute sehr fraglich. Nach den zeitgenössischen Berichten ergeben sich nicht übereinstimmende und nur ungenau bezeichnete Orte. Es werden als Grabesort genannt: ein Hügel auf dem Schlachtfelde, neben einer in Ruinen liegenden Kirche; eine Stelle am öffentlichen Wege bei Benevent; neben dem Flusse Calore; neben einer Brücke; am Haupte der Brücke bei Benevent (sagt Dante; an der Brücke Valentino (pons

Valentinus). Uebereinstimmend ist diese Angabe: daß Manfred bei Benevent, das heißt in nicht zu weiter Entfernung von der Stadt, begraben wurde: unzweifelhaft ferner, weil durch mehrfache und verschiedene Berichte beglaubigt, daß die Stelle an einer Brücke lag.

Die Leiche Manfreds wurde am Sonntag den 28. Februar auf dem Schlachtfelde gefunden, wo Karl von Anjou noch im Lager stand. Dieses befand sich nicht in der Stadt Benevent, welche die Sieger gleich nach der Schlacht mit allen Greueln der Plünderung und des Bürgermordes erfüllt hatten, sondern draußen im Bereiche des Schlachtfeldes, aber wol nicht zu weit von der Stadt und dem unter ihr strömenden Calore entfernt. Karl schrieb seine zweite Depesche an den Papst „aus dem Lager bei Benevent, am 1. März". In diesem Briefe schreibt er: „Am Sonntag den 28. Februar fand man Manfreds nackte Leiche unter den Erschlagenen. Um in einer Sache von solcher Wichtigkeit jeden Irrtum zu entfernen, ließ ich dem Grafen Richard von Caserta, meinem Getreuen, den ehemaligen Grafen Jordan und Bartholomäus und ihren Brüdern, wie anderen Personen, die einst Manfred im Leben persönlich nahe standen, den Todten zeigen; sie anerkannten ihn und erklärten, daß dies unzweifelhaft die Leiche Manfreds sei. Von dem Gefühle der Natur bewegt, habe ich hierauf den Todten mit Ehren, doch nicht in kirchlicher Weise, zu Grabe bestatten lassen."

Manfred wurde am 28. Februar oder 1. März begraben und ein allen sichtbares hohes Steinmal über ihm errichtet.

Da diese Stelle an einer Brücke bei Benevent zu

suchen ist, so können hier nur in Frage kommen: der Ponte de Benevento (Eisenbahnstation), der Ponte di Valentino (Eisenbahnstation), die große Brücke des Calore, hart unter der Stadt, und der Ponte de' Leprosi über dem Sabato, seitwärts von jener und ebenfalls ganz nahe bei Benevent gelegen.

Die nördliche und entfernte Lage der ersten dieser Brücken schließt dieselbe aus der Berechnung aus, aber einige Antiquare der Stadt entscheiden sich für den Ponte Valentino, obwol auch diese Brücke von Benevent entfernt ist. Sie liegt nämlich ostwärts auf der Straße nach Foggia, welche die fliehenden Trümmer von Manfreds Heer zum Rückzuge wählen mußten, um das von den treuen Saracenen besetzte Lucera zu erreichen. Manfred selbst aber suchte den Tod, als er seine Scharen erliegen und fliehen sah. Es war in der Nähe des Ponte Valentino, wo später Karl von Anjou zum Andenken seines Sieges ein Kloster stiftete: das haben Minieri Riccio und Del Giudice urkundlich nachgewiesen.

Zwischen dem Ponte Valentino und Benevent liegt ein Hügel, Capo di Monte genannt; auf diesem scheint Bartolommeo Capasso (in seiner kürzlich gedruckten Diplomatischen Geschichte Siciliens von 1250 bis 1266) den Grabesort Manfreds zu suchen. Ich fragte darum in Benevent den alten und kundigen Antiquar Giovanni Colle de Vita; auch er behauptete mit Entschiedenheit: daß an der Brücke Valentino Manfred begraben worden sei, weil in dieser Richtung dessen fliehendes Heer sich fortgezogen haben mußte, hier also die letzte Entscheidung stattgefunden habe und hier auch der König gefallen sei. Ich will die

Ansicht nicht bestreiten, daß die Schlacht in jener Richtung, ostwärts von Benevent, zur Entscheidung kam, und daß Manfred aus diesem Grund eher dort als anderswo bei Benevent den Tod gefunden hat; aber dies zugegeben, wird damit noch nicht festgestellt, daß er auch auf der Stelle begraben wurde wo er gefallen war.

Karl von Anjou hat die Leiche seines berühmten Feindes mit eigenen Augen gesehen, ehe er sie begraben ließ, und er hat sich nicht auf das Schlachtfeld und zu der Stelle hinbemüht, wo sie gefunden worden war, sondern der Todte wurde, als die kostbarste Trophäe des Sieges, nach seinem Lager gebracht. In dessen Nähe ließ ihn Karl begraben, wie ich annehme, absichtlich nahe bei der Stadt, im Angesicht vieler Zeugen, um dem gefährlichen Wahn zu begegnen, daß Manfred noch lebe, vom Schlachtfeld entronnen und noch nicht überwunden sei.

Die volkstümliche Tradition bezeichnet aber den Ponte de' Leprosi als die Stelle des Grabmales Manfreds, und es ist eher glaublich, daß die Berechnungen der Gelehrten irren, als daß die Erinnerung des Volks sich täuschte. Wenigstens war die Bestattung eines so erlauchten und großen Königs unter so merkwürdigen Umständen ein Ereigniß, welches sich und den Ort, wo sie auf freiem Felde geschah, dem Gedächtniß der Beneventer tief einprägen mußte. Sie bewahrten diese Stelle sicherlich in Erinnerung, auch nachdem später der rohe Erzbischof von Cosenza das Steinmal hatte auseinanderwerfen, die Gebeine Manfreds ausgraben und fern irgendwo am Ufer des Verde (d. i. des Liris) hatte hinwerfen lassen.

Für den Ponte de' Leprosi spricht, so scheint es mir

wenigſtens, ſelbſt der Name oder die Beſtimmung des Locals, denn dort ſtand im Mittelalter eine Kirche und ein Hospital der Ausſätzigen (Leproſi). Es müßte freilich nachgewieſen werden, was ich nicht weiß aber glaube, daß dieſes Hospital ſchon zu Manfreds Zeiten beſtand; dann aber konnte irgendein fanatiſcher Prieſter Karl von Anjou den Rat gegeben haben, den als Ketzer von der Kirche verfluchten König Manfred dort neben den Ausſätzigen zu begraben. Ueber dieſe Brücke führte aber zu jener Zeit noch die Via Appia; es konnten daher alle die dort des Weges zogen das Steinmal ſehen, worunter der einſt ſo mächtige und furchtbare Feind des Papſttums beſtattet lag.

Die Brücke liegt eine Viertelſtunde unterhalb Benevent. Ein Weg geht neben antiken Ruinen und durch Gartenland hinab zu der kleinen Kirche S. Coſimo, hinter welcher einige Mühlen am Fluße Sabato ſtehen. Ueber dieſen führt die lange ſteinerne Brücke, deren Grundmauern und Bogen zum Teil noch antik ſind. Fragt man dort die Bewohner oder andere Leute nach dem Rè Manfredi, ſo wird man von ihnen naiverweiſe eine ſteinerne Mühle als das Grab des Königs bezeichnen hören. Hier fließt alſo der Sabato und nicht der Calore; aber nur zehn Minuten weiter abwärts ergießt ſich jener in dieſen, in einem ſchönen mit hohen Pappeln geſchmückten Tale, wo dann der ſchon anſehnliche Fluß an ſanften Höhen weiterzieht.

Die Erinnerung an den edeln Manfred iſt in Benevent nicht erloſchen. Ueberhaupt wacht jetzt in allen Städten Süditaliens, welche geſchichtliche und monumentale Beziehungen zu den Hohenſtaufen haben, das Andenken an dieſe großen Kämpfer gegen die angemaßte

Alleingewalt des Papſttums wieder auf. In vielen Städten Apuliens ſind heute Plätze und Straßen mit Namen der Hohenſtaufen genannt. Und auch in dieſem bis vor kurzem noch päpſtlichen Benevent las ich mit Genugthuung an der Ecke eines Hauſes neben dem Caſtell den Namen Piazza Re Manfredi.

Dieſe Burg von Benevent ſchützt die ſchwächſte Stelle der Stadt. Urſprünglich ſtand ſie unweit der Porta Summa über den Stadtmauern, welche ſpäter hier abgetragen wurden. Ein avignoniſcher Papſt, Johann XXII., erbaute dieſes Caſtell im Jahre 1321, ſowol um die Bürgerſchaft im Zaume zu halten, als um den Rectoren einen geſchützten Wohnſitz zu geben. Dieſe Legaten hatten bisher im alten Palaſt der langobardiſchen Fürſten mitten in der Stadt gewohnt, wo ſie bei Aufſtänden des Volks oftmals genötigt wurden ſich in das Kloſter Santa Sofia zu flüchten. Im Eingangstor der Burg lieſt man die in der Wand eingemauerte Inſchrift: „Anno Domini MCCCXXI. Tpe: Dni Johis. PP. XXII. Inceptum Fuit Hoc Castrum Quod Construi Fecit Ven. Vir. Dns. Guilelmus De Balaeto.“ Andere Inſchriften ſind durch Uebertünchung unleſbar geworden.

Die kleine Burg macht den Eindruck eher eines Turms als einer wirklichen Feſtung. Sie wurde namentlich im achtzehnten Jahrhundert durch Umbau ſo ſtark verändert, daß nur noch ein Teil der Anlage aus der Zeit Johanns XXII. übrig geblieben iſt. Dieſer hat die Geſtalt eines breiten, ſtumpfen, viereckigen Turms mit gothiſchem Geſims und gothiſchen Fenſtern. Das Material iſt gelblicher Kalkſtein; der Bau aus geglätteten und feſt gefügten

Quadersteinen so vorzüglich, daß er antik aussieht. Ursprünglich bildete dieser Turm zugleich ein Durchgangstor der Straße, welches später vermauert wurde. Man hat dasselbe gegenwärtig wieder frei gemacht, und so ist dieser Durchgang eben erst an den Tag gekommen. Es ist ein Tonnengewölbe von so fester und zugleich schöner Ausführung, daß ich es beim ersten Anblick für römischen Ursprungs gehalten habe, bis der Vergleich mit dem Mauerwerk der Burg überhaupt mich von meinem Irrtum überzeugte. Eine Wendeltreppe von Stein führte daraus zu dem obern Geschoß; sie ist erst bis zur Hälfte vom Schutt befreit.

Vor dem Castell steht auf einer Säule ein altertümlicher steinerner Löwe. Eine Inschrift nennt diese Figur unsinnigerweise das Sinnbild der Wachsamkeit, Majestät und Stärke des alten Samnitervolkes, und sagt daß dieselbe unter Trümmern der Burg gefunden und im Jahre 1640 zu Ehren des Papstes Urban VIII. vom Senat und Volk Benevents aufgerichtet worden sei.

Der Löwe scheint ein Werk des hohen Mittelalters zu sein; er zierte wol die alte Burg der Langobardenfürsten; denn daß eine solche hier vorhanden war, ist sehr wahrscheinlich. Reste von Gemäuer unter der Plattform des Castells und viele Marmorstücke, die bei der Aufmauerung des Hügels verwendet worden sind, lehren daß die Burg über den Trümmern antiker Bauten steht.

Dort wohnten die Cardinallegaten Benevents nach dem Bau der Burg noch länger als fünfhundert Jahre, wie jene im Schlosse zu Avignon. Ein halbes Jahrtausend ist ein recht ansehnlicher Zeitraum für die Fortdauer

eines so kleinen Zustandes, als ihn diese inselartig abgeschlossene römische Priestercolonie darbietet. Vorübergehend haben sich einige eroberungslustige Könige Neapels, wie Ladislaus und Alfonso von Aragon, Benevents bemächtigt, aber die Päpste stellten den Besitz dieser Stadt immer wieder her, und selbst Karl V., welcher sie im Jahre 1527 besetzte, vermochte nicht sie festzuhalten und mit Neapel zu vereinigen.

So dauerten hier die Verhältnisse fort, bis die französische Revolution das Königreich Neapel umwälzte. Im Jahre 1799 wurde Benevent der parthenopäischen Republik einverleibt; dann gab es Napoleon als Fürstentum an Talleyrand. Die Restauration im Jahre 1815 lieferte es wieder der Kirche aus, und erst in unserer Zeit erlosch hier deren Gewalt. Ein Decret Garibaldi's, welches wenige Freischaren und die Erhebung der nationalen Partei in der Stadt zu schneller Ausführung brachten, erklärte (im Jahre 1860) die Regierung des Papstes für abgeschafft. Durch allgemeine Abstimmung vollzog sodann Benevent seine Einverleibung in das Königreich Italien. Die letzte Umwälzung dieses alten langobardischen Fürstentums bewirkte demnach durch einen seltsamen Zufall ein Bandenführer mit langobardischem Namen, dessen Vorfahren in demselben Volke zu suchen sind, dem einst die Arichis, Romuald, Grimoald und Garibald angehört hatten.

Heute bewohnt den Palast des ehemaligen Cardinallegaten der Präfect der Provinz Benevent, und schwerlich werden die vertriebenen Monsignoren jemals wieder dort ihren Einzug halten.

Die Stadt ist aus einem langen Scheintode aufgewacht, aus ihrer Vereinsamung erlöst und dem gemeinsamen Vaterlande wieder zurückgegeben. Man mag sich vorstellen, wie hier, unter so langer und ausschließlicher Verwaltung von Priestern, alles bürgerliche und geistige Leben verfallen und eine dumpfe Grabesstille sich darüber verbreiten mußte. Jahrhunderte hindurch waren die einzigen Ereignisse öffentlicher Teilnahme für Benevent nur der Wechsel des Cardinallegaten auf der Burg und des Erzbischofs in der Kathedrale. Dogana und Polizei sperrten die Stadt von dem Königreich Italien ab; weder Handel noch Industrie konnten sich emporschwingen, und selbst der große Reichtum an Wasserkraft, welchen zwei ansehnliche Ströme darbieten, ist bis auf den heutigen Tag unbenutzt geblieben. Feldbau und Weincultur (der Taurasо Benevents ist in ganz Apulien berühmt) sind die einzigen Erwerbsquellen des Volks.

Ein großer Teil der Einwohner, deren man etwa 18000 zählt, besteht aus Ackerbauern. Bei meiner letzten Anwesenheit in Benevent erfuhr ich dies auf folgende Weise. Des Morgens um 2 Uhr weckte mich in dem schmutzigen Gasthause der Stadt am Corso (die Wirtschaft ist dort noch langobardisch zu nennen) ein Lärmen auf der Straße. Ich hörte Volk von allen Seiten zusammenlaufen, schreien, Namen rufen und das Getöse flutgleich strömen und wachsen. Ich trat an das Fenster und sah auf das Gewühl hinab, doch niemand antwortete auf meine Fragen. Später erklärte man mir die Ursache dieses Zusammenlaufs. Es sind die Feldarbeiter, die sich in der Frühe erheben, sich am Dom sammeln und dann

massenweise zu ihren friedlichen Geschäften aufbrechen. Weil nun diese Ackerbauer mit ihren Thieren in der Stadt selbst und nicht im Felde wohnen, so sind die Straßen Benevents so schmutzig.

Der Schmutz ist hier sprichwörtlich. Ich fand Straßenviertel, zumal rings um die Stadtmauern her, die ich kaum zu durchschreiten wagte. Aber im ganzen ist Benevent doch besser als sein Ruf, und jedenfalls ist ein Fortschritt sichtbar. Der Corso, welcher sich von der Brücke des Calore aufwärts nach dem Castell hinzieht, hat einige schöne Gebäude, und es gibt Paläste aus der Spätrenaissance reicher Patrizierfamilien, wie der Simeoni und Pacca. Aus der letzten stammte der bekannte Cardinal, welcher Pius den VI. in die Gefangenschaft begleitete und über sein Exil Memoiren geschrieben hat. Die Häuser sind in der Regel einstöckig gebaut, wahrscheinlich aus Rücksicht auf den besseren Widerstand bei Erdbeben, von denen Benevent mehrmals heimgesucht worden ist. Die ärgsten Verwüstungen richtete das Erdbeben im Jahre 1688 an; denn damals wurde fast ganz Benevent zerstört, sodaß der mittelalterliche Baustil der Stadt verschwunden ist.

Die Klöster sind aufgehoben. In dem ehemaligen Jesuitenhause, einem sehr großen Gebäude, hat man seit kurzem ein Schülercollegium eingerichtet, welches den Namen Giannone trägt. Dieser berühmte Geschichtsschreiber Neapels war nicht in Benevent, sondern in dem kleinen Ort Ischitella am Vorgebirge Garganus geboren. Es fehlt an Lehranstalten. Denn unter der päpstlichen Regierung wurde nur für das Priesterseminar gesorgt, wel-

ches noch in dem dafür errichteten Palaſt am Platze Papiniano beſteht.

Ich ſuchte die öffentliche Bibliothek auf; man wies mich in ein altes graues Haus in einer entſetzlich ſchmutzigen Gaſſe, wo ich eine kleine Bücherſammlung vorfand, die einen mäßigen Saal füllt. Darin ſaß einſiedleriſch der Bibliothekar, ein Geiſtlicher; ich glaube daß ſeine tiefe Ruhe nur ſelten geſtört wird. Die Bibliothek gehört dem Erzbistum. Benevent beſitzt außer ihr einen literariſchen Schatz von großer Wichtigkeit, das Archiv der Kathedrale, eine an langobardiſchen Urkunden und Handſchriften reiche Quelle mittelalterlicher Geſchichte.

Aus den Urkunden dieſes Archivs hat der Cardinal Stefano Borgia zum Teil das Material für ſeine Geſchichte Benevents gezogen. Dieſes Werk erſchien zu Rom im Jahre 1763. Es iſt, außer den Arbeiten Pellegrino's, noch immer das umfaſſendſte was wir über Benevent beſitzen, obwol eine formloſe Compilation und den heutigen Forderungen der Wiſſenſchaft nicht mehr genügend.

Während Borgia weſentlich die kirchliche Geſchichte Benevents behandelte, beſchäftigten ſich zu derſelben Zeit Antiquare mit dem Studium der Altertümer der Stadt, und ſo entſtand das im Jahre 1754 in Rom gedruckte Werk „Thesaurus Antiquitatum Beneventanarum", 2 Bände in Folio. Sein Herausgeber war der Canonicus Johannes de Vita. Der erſte Teil dieſer Arbeit iſt der römiſchen, der zweite der langobardiſchen und mittelalterlichen Epoche gewidmet. Auch dieſes Werk enthält ein ſchätzbares Material, aber ihm fehlt Kritik und wirkliche Gelehrſamkeit.

Weil es, nach meinen langen Erfahrungen, kaum einen irgend namhaften noch so kleinen Ort in Italien gibt, der nicht unter seinen lebenden Bürgern einen Antiquar als verkörperte Chronik der Vaterstadt aufzuweisen hätte, so war es eine meiner ersten Bemühungen, in Benevent diesen genius loci aufzusuchen. Man führte mich durch viele finstere Winkel und Gassen in ein altes Haus von patricischem Aussehen, und hier kam mir der Gesuchte entgegen, ein alter Mann, welcher sich mühsam auf Krücken fortbewegte. Hr. Colle de Vita ist aus der Familie jenes verdienten Herausgebers der Altertümer Benevents, und so haben sich die gelehrten Ueberlieferungen seines Hauses in ihm fortgeerbt. Die Kenntnisse dieses Stadtantiquars von allen Epochen der Geschichte Benevents und ihren Localen und Monumenten sind so gründlich, daß wol kein anderer Bürger mit ihm wetteifern kann. Seit seiner Kindheit hat er die Denkmäler seiner Vaterstadt durchforscht und alles darauf Bezügliche zu sammeln gesucht. Sein größter Stolz und Schatz scheint ein antiker Sarkophag zu sein, den er in einem kellerartigen Verschlag aufbewahrt, wo ich ihn, doch nur im Halbdunkel, gesehen habe.

Solche Antiquare sind die natürlichen Erzeugnisse ihrer von Ruinen, Inschriften und Erinnerungen erfüllten Städte; oft sind sie Patricier, häufiger Geistliche. Sie lassen selten ein zusammenhängendes Werk zurück, denn wer würde dessen Druck bezahlen? Sie schreiben Dissertationen. Mitten in der Unwissenheit welche sie umgibt, steht doch immer um sie her ein teilnehmendes, lernendes, mitwissendes Häuflein von Adepten, unter welchen niemals ein Canonicus fehlen wird. Wenn der wackere Antiquar,

das Orakel seiner Vaterstadt, todt und begraben ist, so ist in der Regel schon ein anderer da, der seinen bestaubten Lehnsessel einnimmt.

Auf meine Frage nach einem Münzcabinet in Benevent sagte mir Hr. Colle de Vita: daß sich die einzige Sammlung dieser Art, zumal von langobardischen Münzen, im Privatbesitze des Marchese Pedicini befunden habe, und daß dieselbe unglücklicherweise im Jahre 1857 gestohlen und spurlos verschwunden sei. Hr. de Vita hat den Katalog davon veröffentlicht, und dieser ist keineswegs sehr reich an Nummern.

Ich lernte in Benevent noch einen Pfleger der Geschichte seiner Vaterstadt kennen, den ich aber nicht Antiquar nennen darf. Es ist ein jüngerer Mann, der Advocat Graf Isernia. Er schreibt gegenwärtig die Civilgeschichte seiner Vaterstadt, wovon ich das erste Heft sah. Es ist schon aller Anerkennung wert, daß sich in Benevent selbst eine Buchhandlung bereit gefunden hat, diese Arbeit zu drucken. Wie Graf Isernia mir sagte, beabsichtigt er nur eine übersichtliche Darstellung der Geschichte Benevents zu geben. Es ist aber sehr wünschenswert, daß die gesammte Geschichte der Langobarden Süditaliens aus den Quellen neu bearbeitet werde.

Benevent hat im Altertum einen großen Juristen hervorgebracht, Papinian, der hier soll geboren sein. Seinen Namen trägt ein Platz der Stadt. Im Mittelalter war sie der Geburtsort eines andern berühmten Juristen Rofred, eines genialen Mannes aus langobardischem Geschlecht, wie das sein Name beweist; er diente lange Zeit dem Kaiser Friedrich dem Zweiten als Secretär, bis er sich

von der Curie gewinnen ließ und in den Dienſt des Papſtes trat.

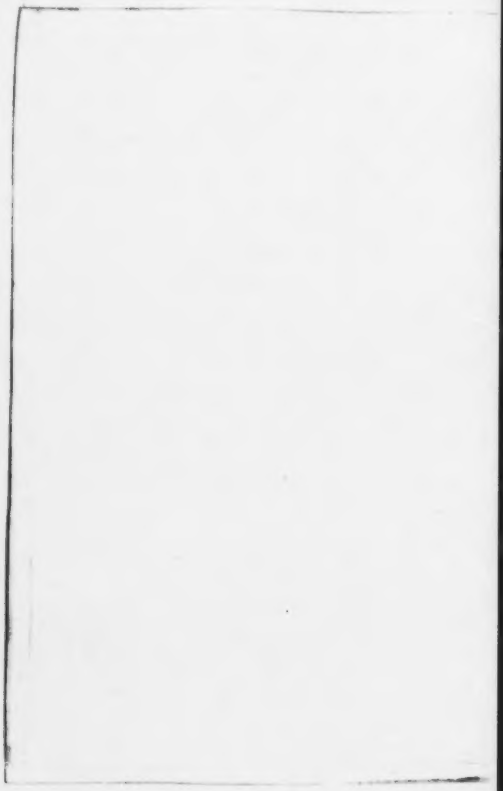
Drei Päpſte waren Beneventer von Geburt, Felix IV. Zimbrins, Victor III., ein Prinz des langobardiſchen Fürſtenhauſes, und Gregor VIII. vom Geſchlecht Morra.

Die Geſchichtſchreibung in Benevent iſt durch einige Chroniſten vertreten, einen Ungenannten, welcher die kurze Chronik des Kloſters Santa Sofia ſchrieb, und durch den Notar Falco, der im zwölften Jahrhundert eine äußerſt ſchätzenswerte Chronik verfaßt hat.

Der größte Ruhm Benevents im Mittelalter iſt Paul Warnefried, oder Paulus Diaconus. Dieſer ausgezeichnete Mann ſtammte zwar aus einer langobardiſchen Familie Friauls, aber er kam von Pavia an den Hof nach Benevent, wohin ihn entweder der Untergang des Deſiderius trieb oder ſeine gelehrte Schülerin Adalberga, dieſes Königs Tochter, berief. Denn nach dem Falle des langobardiſchen Throns in Pavia fanden langobardiſche Patrioten nur in Benevent ein Aſyl, und dort lebte auch Warnefried mehrere Jahre, bis er Benedictiner in Monte Caſino wurde. Er ſöhnte ſich jedoch mit den neuen Verhältniſſen unter der Frankendynaſtie aus; Karl der Große ſelbſt berief ihn an ſeinen Hof als Zierde des Gelehrtenkreiſes, den er dort verſammelte. Nach mehreren daſelbſt zugebrachten Jahren kehrte Warnefried nach Benevent und Monte Caſino zurück. Dort ſtarb er, nachdem er den Tod ſeines Beſchützers Arichis im Jahre 787 erlebt hatte. In der Stille jenes Kloſters Monte Caſino, welches von Langobarden erfüllt war, und wo er vielleicht ſelbſt den ehemaligen König dieſes Volkes, den ihm perſönlich be-

freundeten Rachis noch als Mönch umhergehen gesehen hatte, schrieb Warnefried die Geschichte der Langobarden. Er setzte in dieser seinem politisch untergehenden Volk ein dauerndes, ganz unschätzbares Denkmal. Denn ohne sein aus Sagen, Liedern, Traditionen und vielen seither verlornen Schriften geschöpftes Werk würde uns heute die Geschichte dieses merkwürdigen deutschen Volksstammes, welcher Italien umgewandelt hat und aus dessen Vermischung mit den Lateinern die italienische Nation entstanden ist, fast gänzlich unbekannt geblieben sein.

Langobardische Geschlechter und Namen erfüllten das ganze Mittelalter hindurch die Geschichte Italiens, wo bekanntlich eine große, vielleicht die größte Zahl der angesehensten historischen Familien langobardischen Ursprungs ist. Es ist ein unnützes und auch kindisches Bemühen, das wegleugnen zu wollen, denn die Italiener sind ebensogut ein Mischvolk wie die Franzosen. Es würde den Ruhm Dante's und der italienischen Literatur schwerlich mindern, wenn man etwa, was ich nicht behaupten will, nachweisen könnte, daß er von einem langobardischen Geschlecht Aligern hergekommen ist; noch wird es die Napoleoniden kränken, wenn ihr Stammvater ein toscanischer Langobarde aus dem zahlreichen Geschlechte der Bonipert gewesen ist.



Lucera,

die Saracenen-Colonie der Hohenſtaufen in Apulien.

1874.

Seit langen Jahren hatte ich den Wunsch, Lucera, Manfredonia und den Gargánus in Apulien zu besuchen, jenen weltberühmten Pilgerberg am adriatischen Meere, das Hagion Oros des Abendlandes. Erst im Mai des Jahres 1874 konnte ich meinen Plan ausführen.

Meine Gefährten auf der schönen Fahrt durch Apulien waren mein Bruder und Rafael Mariano von Capua, den wir, von Rom kommend, der Verabredung gemäß in Caserta aufnahmen.

Manchem Deutschen ist der Name dieses talentvollen jungen Mannes bekannt als eines der wärmsten Verehrer Deutschlands und seiner Cultur. Oft hat er als solcher seine Stimme erhoben. Die besten Artikel im „Diritto", der angesehenen Zeitung, welche die deutschen Sympathien unumwunden bekennt und das Bündniß Italiens mit Deutschland verficht, stammen aus seiner Feder oder aus der seines geistreichen Freundes Maraini, des Eigentümers desselben Journals. Mariano ist Schüler Vera's, des Hauptes und Stifters der Hegel'schen Schule in Neapel. Er hat eine Reihe von Schriften und Abhandlungen in

französischer und italienischer Sprache verfaßt, von denen besondere Auszeichnung verdient seine kritische Beleuchtung der modernen italienischen Philosophie — eine Schrift, die er meinem verehrten Lehrer Karl Rosenkranz gewidmet hat.

Vera selbst hat, soviel ich weiß, noch keine angemessene Würdigung seiner Verdienste in Deutschland gefunden, und doch ist die Schule der Hegelianer, die er gegründet hat, schon ein Factor in der modernen Cultur Italiens. Alles was hier der Theologie und Scholastik das Bewußtsein, die Selbstthat des freien Geistes entgegenstellt, und was dem reformatorischen Gedanken Deutschlands eine Bahn zu öffnen sucht, um jenes in religiösem Indifferentismus versunkene Land moralisch zu erneuern und zu befreien, hat seinen Ausdruck zum großen Teil in der Schule Vera's gefunden. Ich traf auf meiner apulischen Reise dessen begeisterte Schüler und somit auch leidenschaftliche Freunde Deutschlands selbst am adriatischen Meer in Barletta und in Trani.

Am 15. Mai fuhren wir von Caserta über Benevent nach Foggia: eine herrliche Fahrt durch das Berggebiet der Flüsse Volturno und Calore, wo die geschichtlichen Gestalten aus dem großen Drama des Untergangs der Hohenstaufen überall der Phantasie entgegengetreten: die Märsche des Heeres Karls von Anjou, zumal bei Telese, dann das Schlachtfeld bei Benevent.

Je näher man Foggia kommt, nachdem man jenes Berggebiet verlassen hat, desto übersichtlicher breitet sich vor den Blicken der Tavoliere di Puglia aus, der Tummelplatz italischer Hirten und Herden seit unvordenklichen Zeiten. Er dehnt sich bis zum adriatischen Meere fort, aber dieses

ist noch nicht sichtbar; denn es liegt viele Millien weit von Foggia entfernt und wird von einer Bodenaufschwellung verdeckt.

Schon stundenlang hat man eine lang hingestreckte azurblaue Gebirgsmasse vor sich, die sich nordostwärts wie eine riesige Felsenmauer hinzieht. Dies ist der Gargánus, das vorläufige Ziel unserer Fahrt.

Gegen Westen umstellt diese apulische Ebene ein Halbkreis von Hügeln und Höhen die der Apennin aussendet; sie scheiden die Wassergebiete des Candelaro und Cervaro von dem des nordwärts strömenden Fortore. Man sieht auf ihnen viele Städte und Castelle schimmern. Zwei davon betrachten wir von fern mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit, Troja und Lucera, jenes ein Denkmal der byzantinischen Herrschaft in Apulien, dieses die berühmte Saracenen-Colonie der Hohenstaufen.

Foggia liegt schon im Tavoliere, in ganz flacher Gegend. Es ist die Hauptstadt der Capitanata und war schon im Mittelalter eine der ansehnlichsten Städte Apuliens. Sie verdankt dem Kaiser Friedrich II. ihre Bedeutung. Sie war seine bevorzugte Residenz in Apulien. Nicht die Schönheit der Natur, sondern ihre geographische Lage machte sie für ihn wichtig. Zwar kann die Umgebung Foggia's ohne Mühe in das schönste Gartenland umgeschaffen werden, und rings breitet sich ein weiter und glänzender Horizont aus; aber doch liegt die Stadt schon in der fast baumlosen und wasserarmen Ebene des Tavoliere, wo die Sonnenglut vom Mai bis zum October geradezu unerträglich sein muß. Mit wenigen Schritten befindet man sich hier in einer von Herden bevölkerten grasbedeckten Einöde, die man erst

ſtundenlang durchzieht ehe man an den Golf von Sipontum und Manfredonia oder in die üppigen Gefilde von Cerignola, Canoſa und Barletta gelangt. Jedoch Foggia war ſchon in der Hohenſtaufen-Zeit ein Knotenpunkt der großen Straßen, die nach Ancona, Neapel und Rom, nach Bari und Brindiſi führen. Heute iſt es der Centralpunkt ebenſo vieler Eiſenbahnen, und dieſe Lage macht die Stadt zu einem der Stapelplätze für den Handel und Verkehr Süditaliens, daher ſie im raſchen Emporblühen begriffen iſt und einer bedeutenden Zukunft entgegengeht.

Gerade in den Tagen unſerer Anweſenheit war die Stadt in voller Bewegung, weil eine induſtrielle und agrariſche Ausſtellung eröffnet werden ſollte, wozu man ein großes Gebäude aufgeführt hatte. Der Eröffnung ſollte der Kronprinz Umberto beiwohnen. Es ſcheint überhaupt, daß man Foggia zu einem landwirthſchaftlichen Mittelpunkt Süditaliens machen will. Die Fülle aller Naturproducte der Provinz ſtrömt hier auf den Markt, und der Kaufmannſtand iſt ſehr zahlreich. Heute hat Foggia bereits 30000 Einwohner und iſt ein großer ſchön gebauter Ort mit modern ausſehenden Straßen und Plätzen, die ſtets vom Gewühl des Volkes belebt ſind.

Das Mittelalter iſt hier bis auf einige Kirchen verſchwunden, unter denen der Dom Santa Maria als ein merkwürdiges Gebäude des dreizehnten Jahrhunderts hervorragt.

Von dem großen Schloß und Reſidenzpalaſt Friedrichs II. hat ſich nur ein dürftiger Ueberreſt erhalten, eingemauert in der Façade eines Privathauſes. Es iſt ein Bogen romaniſchen Stils. Wo er auf den Pfeilern an-

ſetzt, ſtehen zwei Kaiſer-Adler von Stein. Die wolerhaltene Inſchrift auf einer Marmortafel beſagt, daß Friedrich II. dieſen Palaſt im Jahre 1223 erbauen ließ: Hoc Fieri Jussit Fredericus Cesar Ut Urbs Sit Fogia Regalis Sedes Inclita Imperialis. Der Baumeiſter deſſelben hieß Bartholomäus, wie das eine andere Inſchrift beſagt: Sic Cesar Fieri Jussit Opus Istum Proto Bartholomeus Sic Construxit Illud. Eine dritte Inſchrift lautet: A. Ab Incarnatione MCCXXIII. M. Junii XI. Ind. R. Dno. N. Frederico Imperatore R. Sep. Aug. A. III. Et Rege Sicilie A. XXVI. Hoc Opus Feliciter Inceptum Est Prephato Dno. Precipiente.

Mit tiefer Erregung wird jeder Deutſche vor dieſem letzten Reſt des kaiſerlichen Palaſtes ſtehen, in welchem der genialſte der Hohenſtaufen ſo häufig wohnte, verſenkt in ſeine das Abendland und Morgenland umfaſſenden Herrſcherideen und ratſchlagend mit ſeinem vertrauten Kanzler Piero delle Vigne über die Plane und Mittel für ſeinen ungeheuern Kampf mit den Guelfen Italiens und mit dem römiſchen Papſttum. Im Jahre 1241 ſtarb in dieſem Palaſt die Gemalin des Kaiſers, Iſabella von England. Sie wurde nicht in Foggia, ſondern in der Krypta des Doms zu Andria begraben, wo auch die erſte Gemalin Friedrichs, Jolanta von Jeruſalem, ihre Gruft gefunden hatte.

So oft die Verhältniſſe, die vielen Kriege zumal, es geſtatteten, die ihn raſtlos hin und her von den Alpen bis nach Sicilien trieben und immer wieder aus ſeinem geliebten Paradies Apulien entführten, wohnte der große Kaiſer in ſeinem Palaſt zu Foggia. Sein erſtes in dieſer

Stadt erlassenes Schreiben ist aus dem Februar 1221. Sodann verlebte er die Monate Mai und Juni des Jahres 1225 dort in seinen neugebauten Schlosse. Von 1228 an sind es nur wenige Jahre, in denen seine dortige Anwesenheit nicht durch Urkunden festgestellt werden kann. Von Foggia aus konnte er seine andern Residenzen, seine Jagd- und Lustschlösser in Apulien leicht erreichen, wie Andria, wie sein herrliches Schloß Castel del Monte, und die auf der andern Seite Foggias gelegenen Schlösser von Fiorentino und Lucera.

Es war außer dem Vergnügen der Jagd wol die ausgezeichnete Lage des Orts, welche auch die Nachfolger Friedrichs bewog, Foggia als Residenz auszuzeichnen. Sowol Manfred, welcher die Stadt dem Papst entriß, als auch später sein Besieger Karl von Anjou waren oft in Foggia. Karl I. erbaute sich dort in der Nähe ein Jagdschloß (in pantano); er vermälte in der Kathedrale seine Tochter Beatrix mit Philipp dem Sohne des Kaisers von Constantinopel Balduin, und er starb auch in Foggia.

Wir mieteten einen Wagen, der uns zunächst nach Lucera und dann über Foggia zurück an den Golf von Manfredonia bringen sollte.

Lucera ist nur zwei Stunden von Foggia entfernt. Die vortreffliche Straße führt dorthin durch die meilenweite Ebene, bis diese allmälich zu einer Hügelreihe aufsteigt. Wir kamen nur an wenigen Villen und Maierhöfen vorüber in unbelebter Landschaft, deren Horizont in der Ferne prachtvolle Gebirge umschließen, während zur Linken auf grünen Höhen sich das byzantinische Troja zeigt. Auf unserer Fahrt begegneten wir nur einem Trupp von Poli-

zeisoldaten, welche auf Wagen sitzende Verbrecher begleiteten, die ihr Urteil vor dem Tribunal in Lucera empfangen hatten. Sonst war die Straße vollkommen todt. Nach mehr als einer Stunde steigt sie leise an.

Lucera selbst liegt auf einer Höhe, welche, einem Vorgebirge ähnlich, sich aus dem Flachland erhebt und an einigen Stellen schroff in dasselbe niederfällt. Dieser den Tavoliere Apuliens abschließende und beherrschende Höhenzug forderte durch seine Natur zur Erbauung einer festen Stadt auf; so entstand im Altertum das samnitische Lucera Apulorum. Nach dem Falle des römischen Reichs war dieser Ort erst gothisch, dann ein Zankapfel zwischen Byzantinern und Langobarden. Den langobardischen Herzogen in Benevent entrissen ihn die Normannen. Endlich machte Friedrich II. dieselbe Stadt zur stärksten Burg seines Königreichs.

Sie lag vor uns als ein ansehnlicher Ort (von etwa 15000 Einwohnern) auf dem von Weinreben und Fruchtbäumen grünenden Hügel, mit Resten der alten Stadtmauer, mit einigen Türmen der Feudalzeit und mit kleinen Kirchenkuppeln in buntschillernden Farben, die uns nur deshalb arabisch anmuteten, weil wir eben wußten, daß Lucera achtzig Jahre lang von den Saracenen Siciliens bewohnt gewesen war. Wir hätten durch die Porta di Foggia in die Stadt und ihre Hauptstraße einfahren sollen, aber diese war nicht passirbar, weil man sie neu pflasterte; wir fuhren deshalb um die Stadtmauer und durch die Porta di Troja in Lucera ein.

Drinnen empfing uns jene Stille historischer Landstädte Italiens, deren Zauber so wunderbar anmutet und nirgends

in der Welt seines gleichen hat. Die warme sonnige Luft weht und wittert vom Hauche der Vergangenheit; die Zeiten und Culturen, welche nicht mehr sind, strömen aus ihren Monumenten eine elektrische Kraft aus: es ist Magnetismus der Geschichte. Nichts Nebelhaftes und Romantisches hier wie im Norden. Alles Ereigniß liegt so ruhig und klar vor der Phantasie wie die blaue Ferne dort und die purpurnen Berge am Horizont.

Lucera, mit freundlichen Straßen und Plätzen, die meist eng und klein sind, ist wie die meisten süditalienischen Orte gebaut und wie solche fast durchweg weiß übertüncht. Der Süditaliener liebt nicht, wie der Lateiner, die schwärzliche Naturfarbe des Steins an den Häusern; er überweißt sie, unbekümmert um den blendenden Sonnenreflex. Dadurch geschieht es, daß der Charakter altertümlicher Gebäude von der Tünche verschleiert wird. Es ist wie wenn man vornehme Möbel mit Leinwand überzieht. Die bedauerliche Manie, ehrwürdige alte Paläste mit weißer Farbe anzustreichen, ist jetzt in Italien allgemein, und als Misverstand des gegenwärtigen Triebes der Erneuerung zu erklären. In Bari fand ich den alten malerischen Palast des Großrichters Roberto vom einst mächtigen Geschlechte der Chyurlia — er war der richterliche Henker Konradins — mit Kalk angestrichen und dadurch aller architektonischen Wirkung beraubt. Dieselbe Wut des Uebertünchens ist seit dem Jahre 1871 auch in Rom eingedrungen, wo schon manche alte Paläste ihre historische Patina verloren haben. Es fehlt nur noch, daß man das Colosseum und die Engelsburg von Kopf bis zu Füßen weiß anstreicht; dann würde das alte Rom recht schön und nagelneu aussehen.

Im übrigen darf man sich nicht vorstellen, daß Lucera an sich einen besonders fremdartigen oder altertümlichen Eindruck macht. Der moderne Stil ist auch in dieser apulischen Stadt längst zur Macht gelangt. Aber Kirchen und Klöster und die bewunderungswürdigen Trümmer des Castells sind hier Denkmäler alter Zeiten von originalem Gepräge.

Die berühmte Saracenenburg steht nur eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Der Anblick ihrer langen und hohen gewaltigen Mauern von tiefbrauner Farbe und ihrer Türme, die noch zum Teil aufrecht stehen, macht eine großartige Wirkung, zumal dieses Schloß in feierlicher Einsamkeit auf einer kahlen Höhe sich erhebt, deren Abhänge, von Gras bekleidet oder gelbe Steinflächen darbietend, sich in kühnen oder langen Linien niedersenken. Als noch alle zwanzig Türme und die Umfassungsmauern ganz aufrecht standen, muß diese Burg eine Festung ersten Ranges gewesen sein; sie war der Schlüssel Apuliens und der Stützpunkt der hohenstaufischen Herrschaft in Süditalien, sowol zu Friedrichs II. als zu Manfreds und Konradins Zeit.

Die Anlage derselben ist folgende. Die Hochfläche des Hügels umschließt eine Umfassungsmauer aus Ziegeln und Steinen, aus welcher sich fünfzehn rechteckige Türme in gleicher Entfernung voneinander erheben. Dies war die Citadelle oder das befestigte arabische Quartier. An sie schloß sich nach der Stadtseite zu, eine Ecke einnehmend, der Kern der Festung, die Schloßburg oder der Palast des Kaisers, worin derselbe wohnte so oft er in Lucera war, oder wo der saracenische Burgvogt seine Wohnung hatte.

Diese Burg war in einem vollkommenen Viereck gebaut. Sie stand der Stadt Lucera zugewendet; ein Graben mit Fallbrücken vertheidigte ihren Eingang nebst mehreren Türmen, von denen zwei runde Form hatten. Von diesen beiden ist der eine Turmkoloß fast vollständig erhalten. Der Zugang zur Burg überhaupt lag auf der Stadtseite, denn auf den andern Seiten fällt der Hügel schroff und unzugänglich ab.

Heute stehen von diesem großartigen Bau nur die Umfassungsmauern, und kaum erkennt man von den kaiserlichen Gemächern im Palast mehr als den Plan eines Hauptsaals. Hie und da sieht man Reste von Treppen in der Front und von verschütteten Kammern. Drinnen ist alles leer und öde; der ganze große Bau dient schon seit vier Jahrhunderten als Hürde für Ziegen und Schafe.

Friedrich II. erbaute die Burg im Jahre 1233, nachdem er den verzweifelten Aufstand der Saracenen in Sicilien unterdrückt hatte. Wenn er ein Fanatiker gewesen wäre, wie Ferdinand der Katholische oder wie Philipp von Spanien, so würde auch er diese Mohamedaner entweder nach Afrika zurückgetrieben oder zur Ehre Gottes sammt und sonders umgebracht haben. Aber statt dies zu thun, verpflanzte er die tapfern, fleißigen und kunstfertigen Kinder des Orients auf das Festland nach Apulien.

Ihre Ueberführung dorthin geschah zu wiederholten malen. Der Kaiser gab ihnen einige Städte zur Wohnung, wie Lucera, Girofalco und Acerenza. Sehnsüchtige Liebe zu ihrer schönen Heimat, der sie gewaltsam entrissen worden waren, trieb diese Saracenen heimlich nach Sicilien

zu entweichen. Hierauf vereinigte Friedrich, um dieſes ihr Entrinnen zu verhindern, alle Mohamedaner aus den Orten Apuliens in dem einen Lucera. Dies geſchah im Jahre 1239. Die letzten Saracenen Siciliens wurden noch im Jahre 1245 eben dorthin gebracht. So entſtand die Colonie Lucera Saracenorum. Nur aus Irrtum verwandelte man den Namen Lucera in Nucera, wo niemals Saracenen geweſen ſind.

In Apulien fanden ſich dieſe Fremdlinge auf einem Boden, welchen ihre Stammesgenoſſen ſchon vor Jahrhunderten betreten und teilweiſe beherrſcht hatten, als nämlich noch ein arabiſcher Sultan in Bari wohnte und das Gargánusland von Saracenen beſetzt war. Sie richteten ſich fortan in Lucera bleibend ein, erſt widerwillig und voll Haß gegen den Kaiſer, welchen ſie nur als den Uſurpator und Tyrannen des rechtmäßigen Beſitztums ihrer Vorfahren, des ſchönen Siciliens betrachten mochten, dann mit orientaliſcher Reſignation in das Fatum, endlich mit wahrhafter Liebe und Treue zu ihrem Sultan, dem großen Kaiſer, dem erbitterten Feind des Papſtes, dem freiſinnigen Freunde des Morgenlandes und ſeiner gebildeten Herrſcher. So ward Lucera das Grabmal der Araber Siciliens, deren Geſchichte hier ihr Ende nahm.

Dieſe alte Stadt war um die Zeit der Anſiedlung der Saracenen im tiefſten Verfall, obwol ein Biſchof fortfuhr in ihr neben der Kathedrale zu wohnen. Ihre chriſtliche Einwohnerzahl konnte nur ſehr gering und den heidniſchen Eindringlingen gegenüber nur machtlos ſein. Trotzdem trennte Friedrich anfangs beide Volks- und Glaubensgemeinden von einander; er legte neben der alten die neue

Stadt Lucera an, das befestigte Saracenenquartier, zu dessen Bau die damals noch zahlreichen Trümmer des Altertums das Material hergaben.

Amari, der Geschichtschreiber der Saracenen Siciliens, ist der Ansicht, daß es durchaus arabische Ingenieure waren, welche diese Burg erbauten. Doch das läßt sich nicht beweisen, und ist auch wenig wahrscheinlich, da Friedrich II. über so viele einheimische Architekten zu verfügen hatte.

In der Citadelle muß man sich die Waffenplätze und Kasernen der saracenischen Krieger denken, die Arsenale und Fabriken mancher Art, wie auch die Moscheen. Sodann werden sich auch außerhalb Wohnungen arabischen Volks vorstadtartig ausgebreitet haben. Diese bürgerlich von dem Kadi Lucera's regierte Colonie war zahlreich, auch wenn die zeitgenössischen Angaben, daß sie 60000 Seelen gezählt habe, übertrieben sind. Sie blühte unter dem Schutze des Kaisers so sehr auf, daß sie eine nicht geringe Gewerbthätigkeit entwickelte. Denn die Araber hatten aus ihrer sicilischen Heimat eine reiche Industrie mit sich gebracht; es gab in Lucera Fabriken von Waffen, von Webereien und von ausgezeichneten Tischlerarbeiten.

Der Kaiser legte Gestüte arabischer Pferde an, und man züchtete Kamele. Er hatte daselbst auch Menagerien wilder Thiere, welche er aus Afrika herbeibringen ließ; namentlich wurden Leoparden zu Jagd abgerichtet. Der Burgpalast Friedrichs war sicherlich mit orientalischem Luxus eingerichtet, denn die Formen des kaiserlichen Hofes in Apulien blieben so gut saracenisch, wie es jene der Normannenkönige in Palermo gewesen waren. Man will noch heute die Stelle in Lucera zeigen, wo der wolversorgte

und von Eunuchen bewachte Harem des Kaisers stand. Er zierte seine Colonie auf jede Weise und gedachte ihrer selbst auf seinen fernen Kriegszügen. Als er im Jahre 1243 vom Albanergebirge aus Rom belagerte, nahm er aus Grotta Ferrata zwei antike Figuren von Bronze mit sich, um sie in Lucera aufzustellen, und auch aus Neapel ließ er Statuen dorthin bringen.

Von Foggia her wird der Kaiser öfter nach Lucera gekommen sein, um die Fortschritte seiner arabischen Colonie zu sehen und in dem schönen Schlosse zu wohnen, wo sich auch seine Schatzkammer befand. Zwar ergibt sich aus seinen Regesten, welche Huillard-Bréholles herausgegeben hat, seine Anwesenheit in Lucera nur für den April 1231, den April 1240 und den November 1246; aber desto häufiger sind die Data seiner Residenz im nahen Foggia.

Die Gründung dieser Saracenenburg mitten in Apulien war begreiflicherweise ein Dorn im Auge des Papstes. In früheren Jahrhunderten hatte die römische Kirche und hatten die germanischen Kaiser nur mit der größten Anstrengung den Raubzügen der Araber in Italien ein Ende gemacht und ihre festen Burgen in Campanien zerstört; jetzt war es der Kaiser selbst, der diese Heiden in das Herz Italiens verpflanzte, um sich ihrer wider die Kirche oder den Papst zu bedienen. Von Lucera her nahmen seine erbitterten Gegner wesentlich alle die Beschuldigungen und Anklagen, welche sie gegen den großen Kaiser als einen gottlosen Heiden und Feind Christi schleuderten. Der Papst erhob vor der ganzen Welt ein Geschrei, daß Friedrich die christliche Religion absichtlich zerstöre und das Heiden-

tum in eine alte bischöfliche Stadt Italiens verpflanzte. Die Araber scheinen in der That sich manche Gewaltsamkeiten gegen die christliche Bevölkerung in Lucera wie in den umliegenden Landschaften erlaubt zu haben; sie zerstörten sogar, so meldete man nach Rom, die Kathedrale des Ortes, und überhaupt mußten sie sich Luceras ganz bemächtigt haben, sodaß die christliche Gemeinde fast verschwand.

Nie besaß ein Monarch dankbarere und treuere Untertanen als Friedrich II. an den Saracenen Luceras hatte. Sie waren seine Prätorianer, seine Zuaven und Turcos. Ihre leichte Reiterei, welche mit Speeren und vergifteten Pfeilen kämpfte, bildete den allein stehenden Teil seines Heeres. Die große Saracenenkaserne hier war das immer gerüstete Arsenal für seinen Kampf mit dem Papsttum. Diese Moslem plünderten und verbrannten auf manchem Kriegszuge christliche Bistümer und Klöster, und gegen sie half kein päpstlicher Bannstral.

Unablässig forderte die Kirche die Bekehrung dieses furchtbaren Heidenvolkes, und Friedrich ließ sogar Franciscaner-Missionäre in Lucera zu, wo er mit ironischem Lächeln Bischöfe an derselben Tafel mit vornehmen und verdienten Saracenen speisen ließ. Aber er zwang seine treuesten Krieger nicht ihren Glauben zu ändern, denn ihr Uebertritt zum Christentum würde ihre Waffen im Kampfe mit dem Papst abgestumpft haben. Friedrich ehrte vielmehr die Religion dieser Araber, deren Cultus er vielleicht weniger götzendienerisch fand als den römischen, und sicherlich der Staatsgewalt minder feindlich.

„O glückliches Asien, o glückliche Monarchen des

Orients, denen die Erfindungen der Päpste keinen Kummer machen", so schrieb einmal Friedrich II. an seinen Schwiegersohn Vatazes.

„O glücklicher Saladin", so rief auch später der König Philipp von Frankreich aus, „weil er nichts von den Päpsten zu leiden hat."

Jahrhunderte sind seit jenen Zeiten dahingegangen, und trotzdem könnte derselbe Ausruf noch am heutigen Tage gehört werden, aus dem Munde nämlich des deutschen Kaisers.

An große Zeiten erinnert dieses Saracenenschloß Lucera. Berührt man seine Mauern mit dem Zauberstabe der Phantasie, so beleben sie sich von historischen Gestalten einer der merkwürdigsten Epochen Europas überhaupt. Dort umherkletternd bei einem heftigen Winde, der uns von den Zinnen herabzuwerfen drohte, waren wir drei Gefährten auch die Repräsentanten des neuen Deutschlands und des neuen Italiens. Ich bedachte mit Vergnügen, daß mein italienischer Freund ein Sohn desselben Capua ist, aus welchem der geniale Pier delle Vigne stammte, während mein Bruder die großen deutschen Schlachten in Frankreich mitgeschlagen hatte, welche dem Guelfentum in der Welt den Todesstoß gegeben, und das weltliche Reich der Päpste für immer zerstört haben.

Aber mit uns ging ein junger Priester Luceras, der sich uns zufällig angeschlossen hatte und unsern Führer machte. Wenn ich auf seine Gestalt blickte, erschien er mir trotz seiner liebenswürdigen Zuvorkommenheit als der Repräsentant des Lagers der wutentbrannten Feinde Friedrichs II., und als der dunkle Schatten, welcher neben der

Freiheit des Geistes einherschreitet, und noch lange neben ihr wandern wird.

Auf einmal entführte mich die Phantasie vom Castel Lucera über die sonnigen Berge Apuliens hinweg nach einer Burgruine im fernen Deutschland, nach dem Hohenstaufen im sagenreichen Schwabenland, und ich durchmaß mit Verwunderung die weiten Wege der Geschichte, welche das Heldengeschlecht Friedrichs von Büren aus der schwäbischen Stammburg in dieses apulische Land geführt, und jene auch mit der Burg Lucera in Verbindung gesetzt haben.

Nur wenige Stunden Wegs trennen den Hohenstaufen vom Hohenzollern, aber die Geschichte des deutschen Reiches brauchte sechs volle Jahrhunderte um diese Strecke zurückzulegen. Im Jahre 1870 langte sie dort an. Da stand das deutsche Reich in der Dynastie der Hohenzollern neu gegründet und die Fortsetzung der Mission der Hohenstaufen wurde auf jene übertragen.

Derselbe Kampf, welchen die Schwabenkaiser mit Rom gekämpft haben, ist alsbald mit gleicher Leidenschaft wieder entbrannt, und Deutschland, kaum zu einem nationalen Reich erstanden, ist wiederum gespalten in die Parteien der Guelfen und Ghibellinen, in Anhänger des Reiches und der Kirche. Diese Thatsache erscheint erstaunlich, doch sie befremdet nur denjenigen, welcher die Zusammenhänge des geschichtlichen Processes nicht kennt. Die beklagenswerte Renaissance dieses Streites erschwert die ruhige Ordnung des deutschen Nationalreiches, welches offene oder maskirte Feinde umlagern und umlauern, aber sie ist eine geschichtliche Notwendigkeit. Vielleicht wird es Deutschland nicht

beschieden sein, ein friedliches nationales Glück auf lange zu erreichen, wie es England nach dem Abschlusse seiner Revolutionen darzustellen vermocht hat. Denn die deutsche Nation ist durch das reformatorische Princip dazu berufen die Gegensätze auszutragen, auf welchen die Entwickelung des innern Lebens Europas beruht. Dieses Princip hat bei ihr seinen Sitz und Mittelpunkt genommen, wenn nicht geradezu auf Grund ihrer geistigen Eigenart, so doch sicherlich auf Grund der ihr seit Karl dem Großen und den Ottonen für lange Jahrhunderte zugeteilten Reichsgewalt, wodurch das deutsche Volk ebenso lang in Kampf mit der Papstgewalt und dem römischen Christentum geraten mußte.

Die Strömung der Geister in Europa scheint einen ewigen Kreislauf zu beschreiben, innerhalb dessen Reich und Kirche, Kaiser und Papst, noch immer denselben Standpunkt halten, wie zur Zeit Friedrichs II. und Gregors IX. In Wahrheit, es liegen in unserer Cultur alte organische Grundgedanken fest, um welche sich dieselbe noch bewegt, obwol die politische und die kirchliche Verfassung der Welt sich vielfach verändert haben. Der deutsche Kaiser, welcher heute das hierarchische Princip des Nachfolgers Gregors IX. und des Innocenz IV. bekämpft, steht nicht mehr wie der geniale Friedrich II. von der Zeit unbegriffen und allein da. Der hartnäckige Feind, den er bestreitet, gebietet nicht mehr über die unermeßlichen Mittel und die vielen Bundesgenossen wie damals, wo die Kirche seit Gregor VII. und Innocenz III. die Idealmacht der Welt, ihr allgemeiner geistiger Organismus war, wo die Theologie die unumschränkte Herrschaft im Reiche des Wissens führte,

wo die neuen Orden der Franciscaner und Dominicaner die ganze menschliche Gesellschaft mit fieberhafter Glaubensglut erfüllten, und wo selbst noch die Kreuzzüge als höchste politische Aufgabe der Fürsten und Völker galten. Dieser römischen Kirche, einer die Welt umfassenden Zaubermacht, welche über alle jene Elemente gebot und obenein den demokratischen und nationalen Geist Italiens zu ihrem Bundesgenossen hatte, mußte sich der große Hohenstaufe entgegenstellen, allein auf sein Genie gestützt und nicht einmal getragen von Deutschland, seiner naturgemäßen Basis. Man stelle sich vor, wie schwer und furchtbar der Kampf mit Rom für diesen Kaiser sein mußte, wenn die Schwierigkeiten des kirchlichen Streites, in welchem sich heute sein mächtiger Nachfolger im deutschen Reiche befindet, noch immer groß erscheinen.

Denn die römische Kirche von heute ist nur noch eine entseelte Maschinerie im Vergleich zu der alles Leben durchströmenden Macht, die sie im Zeitalter der Hohenstaufen war. Die deutsche Reformation, für welche das ghibellinische Princip Friedrichs II. die Voraussetzung gewesen ist, hat ihr mehr entzogen als ein großes Länder- und Völkergebiet. Sie hat sie innerlich verarmen gemacht. Alles was ehemals ihre Größe bildete, die Wissenschaft, die humanen und fortbildenden Ideen jeder Richtung sind das Eigentum der Reformation geworden. Alles was die europäische Menschheit seit drei Jahrhunderten geistig entwickelt und vorwärts treibt, ist die Wirkung des reformatorischen Princips allein.

Das römische Papsttum, in welchem sich jetzt die katholische Kirche vollkommen centralisirt hat, ist als Welt-

macht und Führer der Cultur erloschen, und kein die Menschheit begeisternder und mit sich fortreißender, kein prophetischer und zukunftsvoller Gedanke kann irgend mehr im Vatican entdeckt werden. Der Glaube hat seine Macht verloren: die Wissenschaft und die Kritik zersetzen täglich mehr das historische und dogmatische Christentum. Was ist heute die Bedeutung der Theologie im Vergleich zu den Zeiten des Thomas von Aquino? Die geistlichen Orden, durch welche ehemals das Papsttum seine Gewalt über die Völker Europas wesentlich errang, sind geschwunden; der letzte in der Reihe, der Orden Jesu, irrt zum Teil verbannt und im Exil. Wenn man den Ideengehalt der jesuitischen Doctrin mit den Regeln jener Franciscaner vergleicht, so wird man sehen, daß seinen Kern nicht mehr die christliche Religion, sondern die römische Politik bildet. Es ist das Programm der päpstlichen Absolutie. Kann das Princip der Infallibilität des Papstes, der Ertödtung der Vernunft in der Kirche und der Knechtung des Gedankens überhaupt als eine Idee begriffen werden, welche die Menschheit begeistern muß, weil sie ihr das hohe Ziel ihrer Entwicklung in der Zukunft vor Augen stellt? Nur mit Lächeln wird man diese Frage anhören und beantworten.

Aber wol, dieses römisch-jesuitische Papsttum ist noch sehr stark durch die Tradition, durch das bewundernswürdige System der Einheit und durch die große Zahl der ihm Ergebenen und Gehörigen. Seine Kraft ist eine politisch-sociale Kraft. Es ist der traditionelle Einheitspunkt für eine dogmatische Ansicht der Weltverfassung und für die große Menge der Menschen die sich dazu bekennt.

Es sammelt um sich her alle Anhänger des in seinen alten Formen vergehenden Christentums, alles Conservative und Legitime, alles was sein Ideal im Autoritätsglauben der Vergangenheit sucht. Ihm gegenüber steht die andere Verfassungspartei, die von der Selbstbestimmung des Einzelnen ausgeht, dessen politische Gemeinde der moderne, sich frei entwickelnde confessionslose Staat ist.

An die Stelle der Guelfen und Ghibellinen sind so heutzutage die Kirche und der Staat überhaupt getreten, oder in Bezug auf Deutschland die römische absolute Papstkirche und das moderne nationale Reich.

Das deutsche Reich ist trotz Rom und den Jesuiten in der protestantischen Dynastie der Hohenzollern hergestellt worden, und auf dem festen Boden dieses erst heute national geeinigten Deutschlands kann der neue Kaiser mächtiger dastehen, als es die größten Hohenstaufen und selbst Karl V. gewesen sind. Er ist es gerade deshalb weil das Dogma von der römischen Weltherrschaft im deutschen Reiche für immer erloschen ist. Dieses Dogma lebt aber noch fort im römisch-jesuitischen Papsttum, und dasselbe auch hier für immer auszulöschen, darin besteht zum Teil der Kampf unserer Gegenwart, der neuen Welt mit der alten Welt.

Ehemals hatten die Ghibellinen diese Aufgabe übernommen, aber nicht durchgeführt, denn sie beanspruchten das Princip der Universalmonarchie für sich selbst, und die Hohenstaufen gingen unter, weil sie das fremde Italien zur praktischen Basis für ein weltgebietendes Kaisertum machen wollten. „Italien ist mein Erbteil!“ dies war das Wort Friedrichs II. Dasselbe aber sagte der Papst

von sich. Rom, der Kirchenstaat, Italien waren seit den Zeiten der fabelhaften Schenkung Constantins die von den Päpsten erstrebte, mehr oder weniger erlangte und behauptete Grundlage für ihre Weltherrschaft, und man muß sagen, daß diese Grundlage für sie mindestens eine nähere und natürlichere war, als sie es für die deutschen Kaiser sein konnte. Die Kaiser des Mittelalters wußten, daß ihre Weltmonarchie ohne Italien unmöglich war. Die Päpste wußten, daß ihre Weltmonarchie ohne Italien unmöglich war. Nun, diese Grundlage ist ihnen für immer entrissen worden: sie fiel im Jahre 1870; die Ghibellinen haben sie doch vernichtet, die Hohenzollern haben den Kirchenstaat für immer zerstört.

Auf der Burg Lucera erwog ich die Entwicklung dieses großen Weltprocesses, und ich grüßte freudevoll den Schatten des unsterblichen Hohenstaufen, den selbst noch Dante, obwol das Kaisertum und seine Weltmonarchie vergötternd und Feind der weltlichen Priesterherrschaft, aber ein frommer Katholik, als Heiden und Saracen in den Flammen-Sarkophag der Ketzerhölle zu versenken wagte.

Wie würde Friedrich II. staunen, gewahrte er heute Rom, wo jener unchristliche weltliche Priestertron, welchen umzustürzen ihm nicht gelingen konnte, jetzt endlich am Boden liegt, und wo der Papst im Vatican sich verschlossen hält, heute von den Mächten der Zeit so verlassen wie es einst Friedrich war: ein freiwilliger Gefangener und doch zugleich auch der wirkliche Gefangene der neuen Zeit selbst, welche ihn dorthin verbannt hat. Wenige Schritte aber von diesem Papst entfernt sitzt als König Italiens ruhig auf dem Tron in Rom der Stammfürst des kleinen

Savoyens, von allen Staaten und Völkern der Welt darob beglückwünscht und freudig anerkannt.

Auch nach dem Tode Friedrichs II. blieben die Saracenen in Lucera dem Hause Schwaben unerschütterlich treu, während der Papst eilte, diesem Apulien zu entreißen. Manfred verdankte es nur ihnen, wenn er sich auf den Tron seines Vaters zu schwingen vermochte. Seine glänzende Heldenlaufbahn begann er ganz eigentlich in dieser Burg Lucera. Er rettete sich hierher im November 1254 auf seiner kühnen Flucht von Acerra durch die Gebirge Samniums. Am Tore Luceras angelangt, gab er sich den Moslem zu erkennen, und diese trugen ihn mit Frohlocken in die Burg und riefen ihn zu ihrem Herrn aus. So faßte er hier zuerst festen Fuß. Dann vertrieb er die Feinde aus dem nahen Foggia, sodann aus Troja, wo der Cardinallegat Guglielmo Fieschi die Flucht ergriff und nach Neapel zum Papst entrann.

Nichts erbitterte diesen so sehr als die Fortdauer der Saracenencolonie Luceras; vergebens waren die Bekehrungsversuche der Kirche, vergebens die an Manfred gestellte Forderung, diese Mohamedaner nach Afrika fortzuschaffen. Er aber ehrte in ihnen seine treuesten Bundesgenossen und Krieger. Wie sein Vater umgab er sich mit Saracenen; den Sultan von Lucera nannten ihn die Priester und Karl von Anjou.

Auf dem Schlachtfelde bei Benevent kämpften diese Araber tapfer, und dort fielen sie auch zu Tausenden. Ehe der König Manfred dem Anjou entgegenzog, hatte er sein junges schönes Weib Helena von Epirus und seine Kinder den saracenischen Wachen in der Burg Lucera zur

Obhut anvertraut. Und es war hier, wo die Unglückselige erfuhr, daß ihr Gemal bei Benevent gefallen sei. In tiefer Verzweiflung raffte sie sich mit ihren Kindern auf und floh nach Trani, um sich dort einzuschiffen und nach Epirus zu retten. Aber der Castellan der dortigen Burg lieferte diese Opfer den nachsetzenden Verfolgern aus.

Die Saracenen Luceras schlossen in ihrer Bestürzung mit dem siegreichen Usurpator einen Vertrag, wodurch ihnen gestattet wurde, als seine Untertanen mit den Einrichtungen und Gesetzen fortzuleben, die ihnen die Hohenstaufen gegeben hatten. Aber schon im Jahre 1267 pflanzten sie wieder die Fahne des Hauses Schwaben auf den Zinnen ihrer Burg auf, als der junge Konradin sich zum Zuge nach Italien anschickte. Lucera war damals der Sammelplatz und Stützpunkt der Ghibellinen Süditaliens und die größte Sorge des Papstes wie Karls von Anjou.

Auf das dringende Begehren jenes hatte dieser eine Armee zur Belagerung der Saracenenburg abgeschickt, welche jedoch alle Stürme siegreich abschlug. Er kehrte dann in Person aus Toscana im April 1268 nach Apulien zurück, um Lucera zu unterwerfen, wie das der Papst forderte; aber er hob die Belagerung wieder auf und zog Konradin entgegen, als dieser letzte der Hohenstaufen auf der valerischen Straße zum Lago Fucino herabkam.

Die Schlacht bei Scurgola entschied das Schicksal des Unglücklichen, und nach seinem Fall wurde Lucera von neuem belagert. Die Saracenen verteidigten sich mit verzweifeltem Mut, bis sie am 28. Aug. 1269, ein Jahr nach der Niederlage Konradins, der Hunger zur Ergebung

zwang. Ihre Anzahl war zusammengeschwunden, doch behaupteten sie sich in Lucera auch jetzt, wenngleich ihrer Freiheit beraubt. Sie erhoben sich sogar noch einmal wider den verhaßten Anjou, den Vasallen des Papstes, im Jahre 1271, und sie stellten sogar einen falschen Konradin in Lucera auf. Nochmals zur Unterwerfung gezwungen und grausam bestraft, blieben sie gleichwol in ihrer Citadelle wohnen. Denn auch der Anjou erkannte die Wichtigkeit dieser Colonie tapferer Krieger: er baute die Burg noch fester aus. Ein großer Teil der heute noch stehenden Mauern und Türme rührt geradezu von Karl I. her; eine große Zahl von Decreten dieses Königs bezieht sich auf den Ausbau der Festung Lucera, wo auch der königliche Schatz verwahrt lag.

Seit jener Zeit, wo die Hoffnung auf eine Wiederherstellung der Ghibellinen entschwunden war, während die unglücklichen Kinder Manfreds in den tiefsten Kerkerverließen begraben lagen, traten die Saracenen aus Selbsterhaltung in die Dienste der Anjou, welche sich ihrer gerade so bedienten, wie es die Hohenstaufen gethan hatten. Karl II. gebrauchte sie im Kriege der sicilianischen Vesper, wo sie unter dem Kreuzesbanner und unter den Augen päpstlicher Legaten gegen Aragon kämpften.

Indeß forderte der Papst mit Entschiedenheit die Ausrottung dieser Heiden, und Karl II. fügte sich endlich in sein Gebot. Ohne andere Veranlassung ließ er die Burg Lucera überfallen und die Saracenen darin niederhauen. Was verschont ward und übrigblieb mußte das Christentum annehmen. Die Moscheen wurden dem Erdboden gleich gemacht, die christliche Kathedrale ward neu gebaut

und selbst der uralte Name Lucera wurde in den von S. Maria verwandelt. Doch dieser behauptete sich nicht.

So erlosch die Saracenenstadt im Jahre 1300, nachdem sie fast 80 Jahre gedauert hatte. Schon um 1525 fand Leandro Alberti die Citadelle Lucera in Trümmern und von Vieh bewohnt. Ihre Geschichte verdiente wol von einem gründlichen Kenner des Arabischen besonders behandelt zu werden. Wenn sie auch an sich von geringer Bedeutung ist, so würde sie doch immer ein anziehendes Kapitel in der Geschichte der Saracenen Siciliens bilden. Es ist deshalb zu bedauern, daß Michele Amari seine ursprüngliche Absicht nicht ausführte. Als er sein gründliches Werk über die Muselmanen Siciliens begann, war ihm das Staatsarchiv Neapels noch nicht vollkommen zugänglich, und dort liegen, wie er selbst in der Einleitung zu jenem versichert, in den Registern des Hauses Anjou viele hundert Urkunden, welche sich auf die Saracenen Luceras beziehen. Für einen Mann von so seltener Arbeitskraft, wie Amari sie besitzt, würde es auch heute nicht zu spät sein aus jenen Urkunden eine Geschichte der Araber Luceras zusammenzustellen.

Blickt man von den Mauern dieser Burg rings um sich in die schönen Landschaften Apuliens, über welchen ein blauer elysischer Aether glanzvoll schwebt, so hat man in Wahrheit ein unvergleichliches Theater von Ereignissen um sich her, welches die Geschichte Süditaliens wie in einem Spiegel zurückstralt. Römer, Karthager — denn tief unten sieht man die Gefilde der Hannibalschlacht von Cannä — Gothen, Langobarden, Saracenen, Byzantiner und Normannen, die Kreuzfahrer, welche zuerst von jenen

Küsten ihren Lauf nahmen, die Hohenstaufen, die Anjou, die Aragoner, die Spanier und Franzosen: alle diese Erscheinungen ziehen hier am Blick vorüber.

Der Horizont rings umher ist wundervoll. Nordwärts steht die purpurne Gebirgskette des Gargánus: das Meer schimmert links von ihm aus der Ferne, und die Eilande Tremiti tauchen aus seinem silbernen Spiegel auf. Ostwärts über Foggia hinweg dehnt sich Apulia Plana bis zum Golf von Manfredonia hin, in weiten sonnigen Flächen ausgebreitet. Gegen Westen und Süden steigen die Apenninen Benevents und die Berge von Campobasso und Bojano in schönen Reihen auf. Dort tritt auch ein grüner Höhenzug, nur einige Millien entfernt, gegen die Landschaft Luceras vor, und auf ihm stellt sich deutlich Troja dar.

Der classische Name dieser Stadt entführt uns weit hinweg zu homerischen Küsten und Zeitaltern, aber ihre Gründung fällt in den Beginn des elften Jahrhunderts. Troja ist eine der Städte, welche die Byzantiner in Apulien gebaut haben. Der Katapan Bugianus erbaute sie in jener Zeit, wo sich der von den Griechen unterdrückte Langobarden-Stamm Apuliens erhoben hatte, und schon im Jahre 1022 war das junge Troja ein so fester Ort, daß ihn der Kaiser Heinrich II. auf seinem Zuge nach Süditalien belagern und erstürmen mußte. Heute zählt die Stadt 6000 Einwohner. Sie ist besonders merkwürdig durch ihre altertümliche Kathedrale.

Rückkehrend vom Castell besuchten wir einige Kirchen: Sant Antonio Abbate, ehemals das Besitztum des deutschen Ritterordens, welcher in der Hohenstaufenzeit reiche Güter in Apulien erwarb, S. Domenico und den Dom.

Diese Kathedrale ist ein Bau der Anjou. Denn da der alte bischöfliche Dom der Stadt in Trümmern lag, (aus ihnen hatten die Saracenen Friedrichs ihre Moschee erbaut), so beschloß der Nachfolger Karls von Anjou im Jahre 1300 die Kathedrale S. Maria neu zu bauen. Sie wurde schon zwei Jahre später eingeweiht, obwol sie noch nicht vollendet war. Diese Kirche ist neben dem Castell das ehrwürdigste Monument der Stadt und ihr architektonischer Mittelpunkt, ein gothischer Bau von drei Schiffen, in mäßigen Verhältnissen, einfach und würdevoll. Die Façade hat einen stumpfwinkeligen Giebel mit großer Fensterrose und drei gothische Portale von schwärzlichem Kalktuf. An sie lehnt sich der nicht hohe Turm, welchen ein achteckiger Aufsatz krönt.

Im Innern suchte ich vergebens nach Monumenten und Inschriften vergangener Zeit; überall in Italien verschwinden solche aus den Kirchen. Nur im Baptisterium steht noch die marmorne Statue des Erbauers der Kirche, eines jungen Mannes von anmutigem Gesicht. Er hält die Arme gekreuzt auf der Brust, und seine Füße treten, wunderlich genug, auf zwei sich krümmende Hunde. Auf dem Postament steht in moderner Schrift geschrieben: „Carolus II. Andeavensis A. S. MCCC. Templum Deo et Deiparae Dicavit." Der Sarkophag, zu welchem diese Grabfigur ursprünglich gehört hat, ist leider verschwunden.

Unser Führer im Castell, jener junge Priester, brachte uns auch nach der Gemeindebibliothek, welche im Stadthaus aufgestellt ist. Dort nimmt sie zwei saubere Zimmer ein. Man zeigte mir hier unter anderm eine Reihe von Manuscripten, moderne Compilationen von Urkunden, die

sich auf die Geschichte Luceras beziehen. Diese selbst ist noch nicht ausreichend geschrieben worden. Im Jahre 1861 erschien zwar in der Druckerei des Salvatore Scepi in Lucera die Geschichte dieser Stadt von Giambattista d'Ameli Baron v. Bineto und Meledugno, aber dieses Buch genügt in keiner Weise den Forderungen der Wissenschaft. Wir fanden im Bibliothekzimmer nur einen einzigen Leser, woraus ich indeß keine übeln Schlüsse auf die städtischen Studien ziehen will. Sehr lebhaft werden diese freilich nicht sein, obschon das Lyceum Luceras in gutem Rufe steht.

Manfredonia.

Nach Foggia zurückgekehrt machten wir uns auf, nach Manfredonia zu fahren, dieses einzige noch fortdauernde Denkmal des Heldenkönigs Manfred zu sehen. Die Entfernung beider Städte voneinander ist genau die von Rom und Tivoli. Die Fahrstraße führt durch die Ebene fort, welche zur Linken von dem langen Bergrücken des Garganus abgeschlossen wird, während sie sich zur Rechten unabsehbar ausdehnt und am Horizont verliert.

Diese Ebene rings um Foggia ist der obere Teil des Tavoliere Apuliens. Sie erinnert an die Campagna Roms, wo auch vom October bis in das Frühjahr hinein Tausende von Schafen weiden, die vom Abruzzenland und der Sabina dorthin getrieben werden. Aber sie ist grasreicher und steppenartiger und weniger malerisch, weil sie eine vollkommene Fläche für das Auge darbietet.

Nach dem Garganus hin und vorwärts gegen Manfredonia ist der Tavoliere fast ganz baumlos. Die Stelle von Bäumen und Sträuchern nehmen die hohen Schäfte des Fenchels ein, welche schöne Blütenbüschel von goldgelber Farbe tragen. Wie auf dem römischen Gefilde wuchern

auch hier die Asphodelen, die Labien und die Menthe, und all das balsamische Kraut, welches Schafe und Rinder lieben. An manchen Stellen war es wie ein wogendes Blumenmeer.

Die grüne Steppe ist, soweit das Auge reicht, mit gemauerten Höfen überstreut. Sie enthalten Vorratshäuser, Wohnungen für Hirten und Verwalter, Hürden, eine Halle für Fuhrwerke und Gerätschaften, und dergleichen mehr. Aus jeder solcher Wirtschaft ragt eine kleine Pyramide hervor, deren Spitze ein Schornstein ist. Das sind Oefen, worin der Schafkäse bereitet wird; sie sind die charakteristischen Gestalten dieser endlosen Triften, wie es für die Campagna von Rom die mittelalterlichen Türme und die antiken Grabmäler sind. Auf der ganzen Strecke bis nach Manfredonia hin bemerkte ich nur einen einzigen alten Turm, und dieser stand an der Straße selbst, ehemals ihr Wacht- und Zollturm und dann eine Soldatenstation, als das ganze Gebiet des Garganus von Briganten voll war.

Die warme Jahreszeit hatte sich diesmal auch in Apulien verspätet, denn der Mai war auffallend kalt. Deshalb mochten noch viele Herden auf dem Tavoliere zurückgeblieben sein, statt ihre Sommerquartiere in den Bergen zu beziehen. Wir sahen davon genug, und von jeder Sorte: Rinder, Schafe, Ziegen, Büffel, Rudel von verwilderten dickbehaarten Eseln und von Pferden. Die Hirten zu Roß, die Lanze in der Hand, und zottige Hunde, wie in Etrurien und in Latium.

Der Anblick dieser apulischen Steppe versetzt den Reisenden in weit entlegene Länder und in eine vergan-

gene Civilisation, und doch ist diese wesentlich italisch und schon den Zeiten angehörig, als das apulische Land noch Daunia hieß. Durch alle Jahrhunderte erhielt sich hier der Urzustand des Hirtenlebens; er begleitete als ein kaum veränderter Naturbestand alle politischen und socialen Wandelungen Italiens, und dauert noch in der Gegenwart fort.

Der Tavoliere umfaßt 800 italienische Quadratmeilen oder 300000 Hektaren. Er dehnt sich durch die ganze Capitanata aus und setzt sich südwärts fort bis in die Provinzen von Bari, in die Basilicata und die Terra von Otranto. Dieses Weideland ist nicht in solcher Ausdehnung, wol aber zu einem großen Teil, seiner Bestimmung nach älter als die Zeit der Eroberungskriege der Römer in jenen Gegenden, welche sodann, wie man annimmt, uncultivirtes Eigentum des Staates blieben, und dazu bestimmt wurden, die Zölle der öffentlichen Weiden zu vermehren. Wie weit der Tavoliere noch während des römischen Kaiserreichs, sodann zur Zeit der Herrschaft der Gothen und der Byzantiner dem ager publicus zugehörte, oder ihm entzogen ward, kann nicht ermittelt werden. Im späteren Mittelalter, zur Zeit der Normannen und der Hohenstaufen, erscheint das apulische Weideland durchaus wieder als königliche Domäne, unter dem Begriff Regie Difese.

Doch erst am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Verpachtung der königlichen Weiden systematisch eingeführt. Alfonso I. von Aragon gab das Gesetz, wonach alle Besitzer von Herden in den Berglandschaften gezwungen wurden, jene gegen Abgabe auf dem Tavoliere überwintern zu lassen. Eine darauf bezügliche Verwaltung

wurde eingesetzt unter dem Titel Dogana della mena delle pecore in Puglia. Sie soll dem Fiscus die jährliche Summe von 300000 Goldfloren eingebracht haben.

Wanderstraßen für die Herden wurden durch den Tavoliere abgesteckt und wie Chausseen mit Grenz- und Meilensteinen versehen. Sie heißen Tratturi.

Nichts ist sonderbarer als diese Tratturi. Sie durchziehen einen großen Teil Süditaliens von den Abruzzen Aquilas, vom Gran Sasso und vom Monte Majella bei Sulmona herab bis zu den Bergen in Calabrien, wo sie ihr Ende nehmen. Seit Jahrhunderten sind sie dieselben geblieben, und es haben sich Millionen von Schafen und Rindern auf ihnen bis zum heutigen Tage gleichmäßig fortbewegt, wie nur immer die Armeen Roms es auf der Via Flaminia oder Appia gethan haben.

So zieht sich der Tratturo hin als ein grüner Streif Erde von 40 bis 80 und 120 Metern Breite. Auf ihm wandern die Herden fort, im Herbst in die Ebene herabsteigend, im Mai zu den heimatlichen Bergen zurückkehrend. Ich bin oft in Etrurien und in Latium solchen Wanderzügen von Herden begegnet, wenn sie, zuweilen bis 5000 Köpfe stark, die gewöhnliche Fahrstraße anfüllten, alles hemmend was ihnen entgegenkam. Ihr Anblick war seltsam und bisweilen furchterregend, wenn die Herde aus Rindern bestand. Ich werde nie eine Hirtenscene in Cervetri vergessen, wo ich ein paar tausend hochgehörnte Rinder vorüberstürmen sah, hinter sich die mit Lanzen hoch zu Roß einhersprengenden Hirten, ihre Generale.

Wie sonderbar muß erst der Anblick der einher-

ziehenden Herden auf dem Tratturo Apuliens ſein. In ihren Zeiten wandern ſie hier Tag für Tag faſt ohne Unterbrechung fort. Eine zuſammengehörende Herde nennt man hier punta; ſie beſteht aus einer Menge von bisweilen 10000 Stück. Jede punta iſt eine wolgeordnete wandernde Republik; denn ſie zerfällt wieder in Unterabteilungen von 300 bis 400 Stück, von denen jede ſechs und mehr gewaltige Hunde bei ſich hat. Zur Seite reiten die Hirten; den Zug ſchließt eine Menge von beladenen Maulthieren und Pferden. So bewegen ſich dieſe geregelten Maſſen auf dem Tratturo fort, wo das Vieh auch wandernd immer etwas Gras und Kraut abzurupfen findet.

Von Manfredonia her begleitet ein Zweig des Tratturo in einiger Entfernung die Fahrſtraße. Wir fuhren dort auf ihm eine Strecke entlang, um den Weg abzukürzen. Dann ſah ich ſpäter den großen Tratturo Apuliens, wo er, von den Abruzzen kommend, an den Mauern der Stadt Andria vorbeizieht und ſüdwärts ſich in die Provinz Bari wendet. Dort ſteht ein Grenzſtein mit der Inſchrift: P. T. 1810, das heißt Pubblico Tratturo. Er ſtammt demnach aus der Zeit, wo Murat König von Neapel war. Ich betrachtete dieſen Stein mit Reſpect, wie ein geſchichtliches Monument, und zeichnete ſeine Ziffern in meine Schreibtafel ein.

Dieſes Zwangſyſtem der öffentlichen Weiden im Tavoliere (pastorizia sforzata) wurde übrigens ſchon im vorigen Jahrhundert als ein den Intereſſen des Ackerbaues ſchädliches Inſtitut wiederholt angegriffen, und die Anſicht aufgeſtellt: daß jene ausgedehnten Triften in Culturland zu verwandeln und den Pächtern im Wege des Ablaufs

als Privateigentum zu überlassen seien. Unter dem französischen Regiment wurde in der That jenes System aufgehoben durch ein Gesetz vom 21. Mai 1806. Aber die bourbonische Regierung führte im Jahre 1817 den alten Zustand im Tavoliere wieder ein. Endlich wurde nach der Annexion Neapels an das Königreich Italien durch das Gesetz vom 26. Februar 1865 das Edict von 1817 wieder aufgehoben und die Befreiung der Weidetriften durch Ablauf festgestellt.

Der Weidezwang soll demnach aufhören, die Tratturi sollen verschwinden, die Pächter Eigentümer werden, und der Hirte soll sich in den Bauer verwandeln. Dieser Plan kam bereits teilweise zur Ausführung, aber er stößt auf vielen Widerspruch und große Hindernisse. Eine Reihe von Schriften ist darüber veröffentlicht worden, von denen ich nur zwei nenne: „Studien und Vorschläge über das Gesetz der Befreiung des Tavoliere Apuliens“ vom Deputirten Giuseppe Andrea Angeloni (Neapel 1872), und „Der Tavoliere Apuliens oder die ökonomisch-industrielle Zukunft Italiens und Deutschlands“ vom Ingenieur Consolini (Neapel 1872), ein Programm und Statut der internationalen Creditbank, welches dem Fürsten Bismarck gewidmet ist. Diese beiden Schriften verteidigen die Aufhebung des Weidezwangs, aber andere Stimmen haben sich erhoben und erheben sich noch täglich gegen den Plan der Regierung. So brachte die „Unità Nazionale“ Neapels am ersten Juli dieses Jahres einen bemerkenswerten Aufsatz „über die Aufhebung der Tratturi“, worin der Verfasser nachweist, daß diese Maßregel die Viehzucht Süditaliens zerstören, mit ihr auch den Ackerbau

beeinträchtigen und ein Chaos von Rechtsverletzungen, von Streitigkeiten und Processen erzeugen müßte.

Die große Lebensfrage des Tavoliere, schon seit zehn Jahren Gegenstand des Studiums für die italienische Regierung und der Debatten im Parlament, schwebt demnach noch unentschieden. Da wir keine berufenen Richter darüber sein können, so wollen wir uns mit dieser Frage nicht den Kopf zerbrechen, sondern unsere Straße weiter ziehen und beobachtende Blicke auf die Gefilde werfen. Sie sind in Wahrheit vollkommene Einöden.

Auf der ganzen Strecke von drei Stunden Weges bis nach Manfredonia berührten wir keinen Ort, es sei denn hie und da ein vereinzeltes Hirtengehöfte. Die Via Appia von Cisterna bis Terracina und das pontinische Sumpfland zu ihrer Seite sind zehnmal belebter als diese apulische Landschaft. Auf der übrigens sehr gut gehaltenen Fahrstraße begegneten wir kaum drei bis vier Wagen, worunter sich die Post befand, und nur ein paar Reiter trabten sie entlang, um einer mitten in der Wildniß gelegenen Meierei zuzueilen.

Doch kamen uns hie und da Gruppen von Menschen zu Pferd und zu Fuß entgegen, anscheinend tief ermüdet von langer Wanderung. Weiber und Männer trugen den herkömmlichen langen Pilgerstab (bordone) in der Hand, an dessen Spitze ein grüner Fichtenzweig mit Pinienzapfen und ein in brennend roten Farben gemaltes Heiligenbild befestigt waren. Sie sahen seltsam und fremdartig aus. Woher sie kamen, zeigten sofort jene Symbole; denn der Pinienzweig war ohne Frage dort oben auf dem Garganus gewachsen, und das Heiligenbild stellte den geflügelten

Drachentödter Sanct Michael dar. Diese Pilger kamen hoch vom Vorgebirg aus der wunderbaren Capelle des Erzengels herab, wo am 8. Mai das große Pilgerfest gefeiert worden war und sich noch den ganzen Monat hindurch fortsetzte. Noch viele Tage später, selbst noch bei unserer Rückreise von Tarent her, begegneten wir an den lachenden Ufern des Aufidus solchen Scharen der vom Gargauns heimkehrenden Pilger.

Wir näherten uns unterdeß immer mehr diesem Gebirge, welches wir stets zur Linken hatten. In meilenweiter Linie, wie eine unübersteigliche chinesische Mauer emporgetürmt, streckt es sich nach dem adriatischen Meer aus. Es zeigte jetzt seine mächtigen Gliederungen, wild zerrissene Felsenkegel, Schluchten und Täler, finstere Pinien- und Eichenwälder und Abhänge, grünend von Olivencultur, aber nur wenige kleine Ortschaften zu seinen Füßen. Die Luft war durch Wolken verdunkelt, welche für unsern Blick auch die hochgelegene Pilgerstadt Sant Angelo verdeckten. Es war empfindlich kalt geworden; wir hüllten uns ein so gut wir es vermochten, als durchreisten wir diese Landschaft mitten im Winter.

Auf der Hälfte des Weges rasteten wir ein wenig an einer Schmiede, welche zugleich Schenke war. Viele Hirten standen dort mit einem Rudel zottiger Esel, welche sie beschlagen oder von Schäden heilen ließen. Diese verwilderten Menschen und Thiere, große Blutlachen auf dem Boden, die berußten schwarzen Gebäude und neben ihnen ein Sumpf, durch welchen ein Fluß nach dem Meer seinen stillen Lauf nahm, bildeten die bizarrste Scene einer vollkommenen Räuberherberge. Wir forderten einen

Trunk Wein, uns zu erwärmen, worauf der Wirt aus einer großen Kanne einen echten Räuberwein einschenkte, schwarz wie Tinte und nicht genießbar.

Von dort an steigt das Land zu öden Hügeln auf, die noch den Golf von Manfredonia verdecken. Wir fuhren an einem Steinbruch vorbei, aus welchem das Material für die Bauten in Foggia gezogen wird. Er hatte das Aussehen von syracuser Latomien in kleinen Verhältnissen. Der Kalkstein, welcher dort gebrochen wird ist von der zartesten weißen Farbe. Man zerschneidet ihn in kleine längliche Würfel. Er verhärtet erst an der Luft und wird fest wie Travertin.

Vier Millien von Manfredonia kamen wir an den Ruinen einer verlassenen Abtei vorüber, mit höchst malerischen Portalen und wolerhaltener Tribune von edelm romanischen Baustil. Sie war einst eine der reichsten Commenden der Deutschritter, und hieß San Leonardo ordinis Theutonicorum. Nach der Angabe Ughelli's warf sie die jährliche Rente von 20000 Goldfloren ab. Außer ihr gab es in der Diöcese Siponto noch zwei andere Abteien, die der Cistercienser von S. Giovanni in Lamis, und die berühmte Abtei der Benedictiner Santa Maria de Pulsano, beide im Garganuslande, wo ihre schönen Kirchen noch fortbestehen. Heute bildet San Leonardo den Kern einer Meierei, und wird nur von Hirten bewohnt.

Unterdeß stieg unsere Ungeduld das Meer und das ersehnte Ziel unserer Fahrt zu erblicken, denn es war bitter kalt, und der Sturmwind ermüdete uns. Der Himmel stand ostwärts von Gewittern überzogen, die uns

beklagen machten, daß der erste Anblick dieses sonst in südlicher Lichtfülle strahlenden Meeres uns verloren gehen müsse. Als wir aber endlich die Höhe oberhalb S. Leonardo erreichten, lag vor uns ein Küstengemälde von wahrhaft überwältigender Schwermut und dunkler Pracht. Nimmer hätte auch die klarste und glänzendste Sommersonne solche Farben hervorgezaubert, wie sie jetzt der Abendhimmel im Kampf mit dem Schatten jener über dem Golf lagernden Wetterwolken hervorbrachte. Vor uns lag das Meer in unbeschreiblich finsterglühenden Farbentönen von tiefstem Schwarz, dunkelstem Grün und Blau, umfaßt von einem meilenweiten niedern Küstensaum, der in Violett erschimmerte, während große Sümpfe und Maremmenseen, der Pantano Salso, und südwärts nach Barletta hin der See von Salpi bald vom zartesten Rosenrot, bald von grünen und gelben Farben glänzten. Nordwärts stand darüber in dunkler Majestät der Garganus, jetzt als riesiges Borgebirge in das Meer gelagert — zu seinen Füßen am Golf eine kleine Stadt mit einem altersgrauen Castell und einem Leuchtturm am Hafen, worin ein paar schwarze Segelschiffe ankerten. Alles dies überflattert von Gewölk und Windesausen. Da riefen wir jubelnd den Namen Manfred und Manfredonia!

Eine halbe Stunde vor Manfredonia steht, hart an der Fahrstraße, und nicht weit vom Meer, eine kleine altertümliche Kirche mit Vorhalle in romanischem Bogenstil. Ihr Portal ruht auf Säulen die von Löwen getragen werden. Die Façade ist ein einfaches Viereck aus gelbem Travertin, ohne jede Gliederung. Ein Glockenstul und ein kleiner Turm erheben sich darüber. Auf

dem verödeten mit Gras bewachsenen Platz vor dem Portal steht melancholisch eine einzelne antike Säule ohne Capitäl, und liegen einige Bruchstücke eines antiken Tempels am Boden. Das ist alles, was von der alten Hafenstadt Sipontum übrig blieb, denn zu deren Stätte sind wir nun gelangt, und jene Kirche ist Santa Maria Maggiore, die ehemalige Kathedrale des Erzbistums Sipontum, und jetzt der einzige mittelalterliche Ueberrest der untergegangenen Stadt. Bis auf weniges Gemäuer im Boden ist das alte Sipontum heute völlig verschwunden, während noch um das Jahr 1525 Leandro Alberti so viele und große Ruinen davon übrig sah, daß er aus ihnen den Schluß zog: es müsse eine ansehnliche und edle Stadt gewesen sein.

Die Gründung des ursprünglich griechischen Sipontum (Sipus beim Strabo) verliert sich in die Mythe, denn von Diomedes soll die Stadt erbaut worden sein. Sie lag an einer Einbiegung des großen Golfs, und war noch als römische Colonie ein belebter Hafenplatz. Als solcher dauerte sie, obwol verfallen, bis auf die Zeit Manfreds fort. Nach der christlichen Legende war sie eines der ältesten Bistümer Italiens, und ihr erster Bischof von St. Petrus ordinirt. Aber der erste bekannte Bischof Sipontos war Felix, welcher in einem Concil des Jahres 465 genannt wird. Die uralte Kathedrale der Stadt war Sitz der Erzbischöfe, doch diese verlegten ihre Residenz, wahrscheinlich aus Furcht vor den Raubzügen der Saracenen, einige Zeit lang auf den Monte Gargano, und Leo IX. vereinigte Sipontum sogar mit Benevent. Nachdem die alte Kirche Santa Maria verfallen war, wurde

sie am Anfange des zwölften Jahrhunderts unter Paschalis II. neu gebaut. Diesem Bau gehört auch die merkwürdige Unterkirche an, zu welcher 21 Stufen hinabführen. Ihr Gewölbe wird von 20 kleinen Granitsäulen getragen, welche antik sind. Dicke moderne Rundpfeiler stützen dasselbe. In der Oberkirche, einem prächtigen Bau aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, gehören auch die Außenmauern mit dem Portal noch dem zwölften Säculum an.

Paschalis II. besuchte Sipontum als er im Jahre 1117 ein Concil in Benevent hielt, und damals weihte er jene Kathedrale ein. Mehrmals werden die Stadt und ihr Hafen im zwölften Jahrhundert erwähnt. Dort schiffte sich im Jahre 1177 der große Papst Alexander III. ein, als er sich zu dem berühmten Congreß nach Venedig begab, um mit dem Kaiser Barbarossa Frieden zu schließen.

Es scheint, daß der Hafen Sipontos damals, als Stapelplatz der ganzen Provinz, Porto di Capitanata hieß. Er dauerte als solcher fort, obwol die Stadt bereits verfallen war, zumal in Folge eines heftigen Erdbebens im Jahre 1223. Denn in demselben Hafen landete noch der Hohenstaufe Konrad IV. am 8. Januar 1252 auf seinem Königszuge nach Süditalien, und hier empfing ihn sein Halbbruder Manfred, ihm neidlos die Herrschaft Apuliens und anderer Provinzen übergebend, welche er mit Klugheit und Kraft von Lucera aus erobert und beruhigt hatte.

Drei Jahre später warf ein zweites Erdbeben Siponto vollends zu Boden, und Manfred, nach Konrads Tode Erbe und Herr jenes Landes, beschloß alsbald den Bau

einer neuen Stadt auf einer gesünderen und auch gegen die Seeräuber mehr geschützten Stelle, zwei Millien von den Trümmern Sipontums entfernt, näher am Berg Garganus, und unmittelbar am großen Golf. Er selbst entwarf den Plan dazu; den Bau leitete als Vorstand sein Verwandter Malecta. Die neue Stadt, für welche man die Trümmer der alten verwendete, nannte er Manfredonia.

Im Jahre 1256 begonnen, war sie schon nach zwei Jahren so weit vorgeschritten, daß der sipontinische Erzbischof Ruggiero d'Anglona mit seinem Klerus in sie und die neue Kathedrale einziehen konnte. Diese war dem Bischof S. Laurentius von Sipontum geweiht, und auf sie gingen die Rechte und Titel des sipontiner Erzbistums über. Der Bau der Stadtmauern aus massiven Quadern, des Castells und anderer Teile der Stadt beanspruchte freilich längere Zeit, so daß Manfredonia noch nicht vollendet war als der König Manfred selbst bei Benevent den Heldentod fand. Die Anjou vollendeten die Stadt und ihre Befestigung.

Weil das Bild, welches man sich von Dingen wie von Menschen macht, ehe man diese wirklich vor sich hat, niemals der Wirklichkeit entspricht, so mußte ich auch die eingebildete Vorstellung von Manfredonia erst auslöschen. Denn statt einer altertümlichen, hochbetürmten und von der Zeit geschwärzten Stadt sah ich vor mir einen kleinen, freundlichen, weiß übertünchten Hafenort mit wenigen Türmen und mit zum Teil eingerissenen Stadtmauern. Sie steht hart am Meer auf dem ganz flachen gegen den Garganus hin leise ansteigenden Ufer, dessen Boden Kalkstein ist. Ueberall wuchert hier die Cactusfeige; die ummauerten Gärten rings um Manfredonia sind von ihr

angefüllt, und dies macht auf dem zu Tage liegenden dürren Felsboden einen sehr südlichen Eindruck. Die große wilde Uferlandschaft, von nur spärlicher Oliven- und Gartencultur belebt, erinnert überhaupt an sicilianische Gegenden. Die Masse des Garganus, welcher hier, nur wenige Millien entfernt, die Form eines kolossalen Vorgebirges hat, schließt das schöne Halbrund des Golfs und verleiht dieser einsamen Küste eine feierliche Erhabenheit.

Wir fuhren in die jetzt offene Stadt und ihre Hauptstraße ein, welche ehemals die Porta di Foggia schloß. Dieses alte Tor ist im Jahre 1860 abgetragen worden, und noch heute liegen dort die Stadtmauern halb in Trümmern, was gleich von vornherein den Eindruck verlumpten Wesens macht.

Das erste was mir in die Augen fiel, war, zu meiner nicht geringen Freude, der Name der Hauptstraße selbst: Corso Manfredi. Die wackere Bürgerschaft hat demnach die Erinnerung an den Gründer ihrer Stadt dankbar bewahrt, und ihr geschichtlicher Sinn vermochte dem Misbrauch der gegenwärtigen Mode zu widerstehen. Denn Bürger von solchem Sinn muß es im Gemeinderate Manfredonias geben, sonst würde die Hauptstraße der Stadt sicherlich zum Corso Vittorio Emanuele umgetauft worden sein.

Seit der letzten Umwälzung Italiens ist es leider zu einer förmlichen Manie geworden die Straßennamen in Städten gewaltsam zu ändern, und nach den Hauptpersonen oder den wichtigsten Ereignissen der jüngsten Geschichte zu bezeichnen. Alle Ehre dem Patriotismus, aber auch dieser hat seine vernünftigen Grenzen. Die alten Namen

der Straßen ſind ebenſo viele Ueberſchriften von Kapiteln der Geſchichte der Städte, und darum ſoll man ſie achten und feſthalten wie hiſtoriſche Denkmäler der Vergangenheit. Nun aber ſind die Städte in ganz Italien, von den Alpen bis zum ſüdlichen Meer, mit denſelben modernen Straßennamen verſehen worden, welche mit der Oertlichkeit ſelbſt nichts zu thun haben. Wäre ich der König dieſes Landes, oder Garibaldi, oder der Kronprinz, ſo würde ich es mir verbitten meinen Namen ſo zu misbrauchen. Bis zum Ueberdruß und Ekel erfüllt mich ſchon dieſes Einerlei der Straßennamen. In welcher italieniſchen Stadt man auch ſei, ſo wird man ſich darauf gefaßt machen, einem Corſo Vittorio Emanuele, oder Garibaldi, oder Umberto zu begegnen, und die ewig wiederholten Schlachtennamen Magenta, Solferino, Caſtelfidardo, Montebello, Marſala an den Straßenecken zu leſen, oder, was noch widerlicher iſt, den ganz abſtracten und nichtsſagenden Begriffen Piazza del Plebiſcito, Indipendenza und Unità zu begegnen.

In Trani fand ich das neue im Bau begriffene Viertel mit allen dieſen Namen bezeichnet — das mag hier hingehen, weil es eben ein neues und noch geſchichtloſes Quartier iſt, wie jenes nach denſelben Namen benannte neue Stadtviertel Roms, welches gegenwärtig auf dem Local des prätorianiſchen Lagers entſteht. Aber was hat in Tarent Garibaldi zu thun, wo der alte Kai am Mare piccolo jetzt ſeinen Namen trägt? So iſt auch in Andria der alte Platz Catuma zur Piazza Vittorio Emanuele umgetauft worden; ſo hat man ſelbſt in Neapel den ſeit drei Jahrhunderten geſchichtlich gewordenen Namen der

weltberühmten Hauptstraße Toledo in Roma umgeändert, und man will das sich sträubende Volk zwingen diese Gewaltsamkeit anzuerkennen. Im Gegensatz zu solchem Unverstand freute es mich nicht wenig auf vielen Straßen Baris localgeschichtliche Namen zu lesen: Via Melo, Via Argiro, Calefati, Roberto di Bari. Sie brachten mir sofort die wesentlichsten Züge aus der Geschichte dieser merkwürdigen Stadt entgegen. Es ist überhaupt das erste, worauf ich in einer mir unbekannten Stadt achte, ihre Straßennamen zu lesen und sie mir aufzuschreiben.

Als wir in Manfredonia einfuhren, ungewiß ob und wo wir eine Herberge finden würden, stürzte uns ein Schwarm von braunen, halbnackten und verwildert aussehenden Menschen entgegen, mit heftigen Geberden und Ausrufen, ein jeder sich erbietend unsere Sachen zu tragen und uns in ein Gasthaus zu bringen. Der Anblick dieser Bursche, welche man ohne weiteres für Galeotten eines Bagno hätte halten können, machte den übelsten Eindruck auf uns; ich erinnerte mich dabei alles dessen, was man mir von der Wildniß des Gargano-Landes erzählt hatte, welches von Banditen erfüllt und deshalb nicht ohne Gefahr zu durchreisen sei. In der Folge, und nachdem wir uns von jenen Zudringlichen befreit hatten, fanden wir eine ruhige und stille Bevölkerung, sowol in der Hafenstadt als auf dem Vorgebirg.

Wir erhielten auch eine recht gute Wohnung in dem größten Gasthaus der Stadt im „Corso Manfredi“ — wenn man eine sehr bescheiden eingerichtete Herberge mit vielen Schlafkammern so nennen will. Der Wirt, ein ehemaliger Schneider, schien nicht wenig stolz auf sein

Hotel (ursprünglich ein Kloster) zu sein, er führte uns in den Zimmern umher, deren es wenigstens zwanzig gab, was denn doch auf einen gewissen Grad von Verkehr schließen ließ. Wir bestellten unseren Tisch, und ehe dieser gerichtet war, durchstreiften wir die Stadt Manfredonia.

Sie zählt etwa 8000 Einwohner, erscheint aber wie ein Ort von höchstens 5000 Seelen. Sie liegt ganz eben, ist in einem Viereck gebaut und nach der Landseite zu noch von einem Teil der alten Mauern umgeben. Sie hat vier oder fünf parallele Hauptstraßen, welche von Querstraßen durchschnitten werden. Die Namen der ansehnlichsten, außer dem Corso Manfredi, sind Via Grazie, Cristallina, Cisterne, S. Matteo, Tribuna, Castello. Das Straßenpflaster aus regelmäßig geschnittenem Kalkstein ist durchweg gut, im Corso Manfredi sogar vorzüglich zu nennen. Das ganz moderne Aussehen Manfredonias überraschte mich sehr. Aber die Geschichte der Stadt erklärt dasselbe.

Die Türken überfielen und verbrannten sie im Jahre 1620; seither wurde sie neu aufgebaut. Man findet deshalb nichts Altertümliches, nichts Gothisches hier, nichts was aus der Zeit Manfreds und der Anjou stammte, mit Ausnahme einiger Kirchen, des Restes der Mauern und des Castells. Wenn man wenige Gebäude von palastähnlicher Anlage abrechnet, zumal Klöster, so besteht alles übrige aus kleinen weiß übertünchten Häusern mit platten Dächern und offenen Logen, in jenem arabisch aussehenden Stil, wie man ihn an den Golfen von Salerno und Neapel sieht. Die Wandflächen sind auch hier

nach der Straße zu von nur wenigen Fenstern durchbrochen, welche bisweilen die wunderliche Form eines Blattes haben. Ueber vielen Hausthüren ist eine Nische angebracht, in welcher eine kleine Figur des Erzengels Michael steht, aus dem alabasterähnlichen Stein vom Gargano gefertigt. Der künstlerische oder moralische Rester der St. Michael-Legende ist also schon hier fühlbar, und wahrscheinlich steht das ganze große Gebiet des Garganus als das Erzengelland unter der Herrschaft dieser einen Figur; ich bemerkte dieselbe geflügelte Puppe mit Schwert und Schild sogar schon über mancher Hausthür in Foggia, und fand sie dann auch überall an den Maierhöfen, an denen wir längs der Straße bis Manfredonia vorüberkamen.

Ungefähr in der Mitte der Stadt erhebt sich der Dom, ein mittelmäßiger Bau mit einer kleinen Kuppel; innen ganz modern und ohne Schiffe. Zu seiner Seite steht ein schöner kleiner Glockenturm mit einem kuppelartigen Auffatz, aus Quadern eines gelben Kalksteines aufgebaut. Diese Kathedrale wurde nach der Zerstörung durch die Türken vom Cardinal Orsini neu aufgebaut; sie enthält daher keine Monumente, denn alle Denkmäler des alten Doms gingen im Jahre 1620 mitsammt dem Archiv unter. Daneben steht der große erzbischöfliche Palast, welchen die Erzbischöfe Tolomeo Galli und Domenico Ginnasi seit dem Jahre 1565 erbauten. Er ist ein stattliches, aber nüchternes Gebäude, an welchem mir nichts anderes bemerkenswert erschien als im Hof einige Marmortrümmer vom alten Sipontum und zwei schöne korinthische Säulencapitäle, die am Eingang aufgestellt sind.

Die Klöster in Manfredonia sind aufgehoben, oder

es bestehen, wie im übrigen Italien, nur solche öffentlich fort, welche Unterrichtsanstalten sind. Wir sahen kaum drei oder vier Mönche. Das ehemalige Dominicanerkloster, ein großes gelb übertünchtes Gebäude mit offener Loge im obersten Stockwerk, hängt mit der Kirche des gleichen Ordens zusammen, und diese ist eine der ältesten der Stadt, wie ihr romanisches Portal beweist. Davor liegt ein mit einem Garten gezierter Platz. Das Kloster selbst dient jetzt zum Sitz des Municipiums. Manfredonia hat übrigens niemals ein selbständiges Gemeindeleben gehabt: es war eine königliche Stadt und zuweilen ein baronales Lehen. So hatte einst die Königin Johanna II. dem berühmten Condottiere Sforza Manfredonia als Besitztum verliehen.

Am äußersten Ende des Corso Manfredi steht hart am Meer das angiovinische Castell, ein gemauertes Viereck mit stumpfen Türmen, anderen Castellen in den adriatischen Seestädten ähnlich und wie solche halb verfallen.

Karl I. hatte diese Burg, deren ursprüngliche Anlage wol schon dem König Manfred angehörte, errichten lassen durch seinen Architekten, den Meister Jordan von Monte Sant' Angelo auf dem Garganus, welcher auch die vorzüglichen Mauern der Stadt erbaute.

Der Besieger Manfreds wollte den Namen Manfredonia unterdrücken, um hier die Erinnerung an die hohenstaufische Dynastie auszulöschen: die Stadt wurde demnach amtlicherweise Siponto Novello genannt. Aber das Volk hielt den Namen Manfredonia fest, wahrscheinlich anfangs aus wirklicher Pietät gegen den Gründer der Stadt, dann aber hauptsächlich deshalb weil dieser

Name wohlklingend und leicht auszusprechen ist. Diese erfreuliche Tatsache beweist, daß die willkürliche und gewaltsame Veränderung geschichtlicher Namen nicht immer durchgesetzt werden kann. Heute ist die Erinnerung oder die Vorstellung von dem, was der König Manfred gewesen ist, im Volk hier meist geschwunden: denn das zeigte mir die Erklärung, welche irgend ein Mann in unserem Wirtshause vom Namen seiner Vaterstadt mit der Zuversicht eines Pedanten zu geben wußte. Manfredonia, so sagte er, kommt her von Manfredi, der war ein Regent, und von Onia, das war dieses Regenten Weib, daher heißt die Stadt Manfredonia.

Das Castell widerstand den Stürmen des Marschalls Lautrec, als er seinen berühmten Feldzug gegen Neapel machte, aber nicht dem Angriff der Türken. Heute ist es ganz zwecklos, denn wenige Schüsse würden es auf den Boden werfen.

Es deckte zu seiner Zeit den Hafen, und dieser ist zum Teil versandet. Man verbessert gegenwärtig und vergrößert den von Manfred herrührenden Molo, auf dessen Spitze ein Leuchtturm steht. Der herrliche Golf ist unbelebt; kein größeres Fahrzeug ankerte in ihm. Selbst der Verkehr mit den gegenüberliegenden Küsten Dalmatiens scheint nur sehr mittelmäßig zu sein. Ab und zu legen hier die Dampfschiffe der Linie Ancona-Neapel an, und es halten hier bisweilen italienische Kriegsfahrzeuge ihre Uebungen. So groß ist die Verlassenheit des Hafens, daß ich, an ihm entlang gehend, mir einbilden konnte, mich auf irgend einer vereinsamten Rhede einer Insel im Mittelmeer zu befinden.

Die italienische Regierung hat den Plan, eine Eisenbahn von Foggia nach Manfredonia zu bauen, um dadurch diese Stadt zu beleben. Ein Blick auf die Lage ihres Hafens zeigt dessen große Vorzüge vor anderen Häfen der adriatischen Küste, denn der Golf Manfredonias ist der größte von allen und bietet den sichersten Ankerplatz dar. Er dringt tief in das Land und wird nordwärts vom Garganus gedeckt. Zugleich ist sein Ufergebiet die natürliche Oeffnung des ganzen nördlichen Apulien, wo also wie von selbst der Stapelplatz für die Ausfuhr der Erzeugnisse des Landes entstehen mußte. Gleichwol hat sich kein solcher von entsprechender Bedeutung dort gebildet, weder im Altertum noch im Mittelalter. Denn das griechische Sipontum hat niemals eine Bedeutung gehabt wie Tarent, Metapontum, Heraclea, Sybaris und andere Städte; noch hat dasselbe, oder das spätere Manfredonia, jemals das Leben von Barletta, Bari, Brindisi und Otranto erreicht.

Die Ursache dieser auffallenden Thatsache muß wol in Nachteilen derselben Lage Manfredonias liegen, welche jene Vorteile mindern, die ihr der Golf gewährt. Die Stadt hat kein fruchtbares Hinterland; rings um sie her liegt die apulische Weidetrift, eine Einöde durch alle Jahrhunderte; Sümpfe und Lagunen breiten sich um die untere Seite des Golfes aus, in welchen wol hie und da ein kleiner Fluß, aber kein lebendiger Strom fällt, während nordwärts die Landschaft von der riesigen Felsenmauer des Garganus abgesperrt wird. Die Eisenbahn von Foggia würde in Manfredonia immer wie in einem Sack endigen, und nicht mit jener wetteifern können, welche die Producte

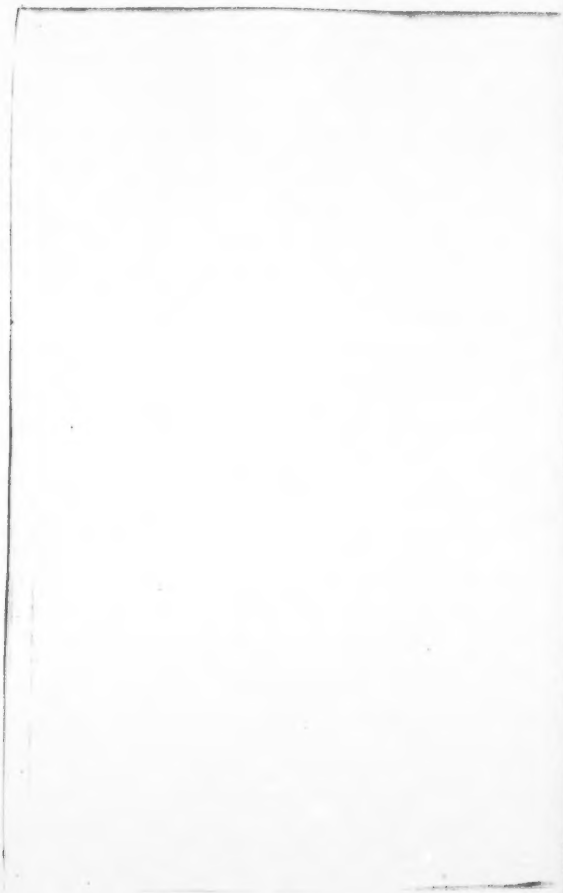
Apuliens und der angrenzenden Provinzen in einer oder in zwei Stunden nach den Stapelplätzen von Barletta, Trani und Bari führt; Bari namentlich, mit seinem reichen Culturland um sich her, wo die Erzeugung des Weins und des Oels seit zehn Jahren einen großen Aufschwung genommen hat, und mit seinen zwei Häfen, wird Manfredonia stets am Aufblühen verhindern.

Wenn man diese stillen Straßen der kleinen Seestadt durchwandert, zeigt sich überall Dürftigkeit. Wir fanden nur die bescheidensten Läden, aber keine Spur von Wohlhabenheit und von Ausdehnung der Bedürfnisse. Das Volk erschien uns durchaus ländlich. Es lebt hier in einer der erhabensten Scenerien der adriatischen Küste, im beständigen Anblick des majestätischen Caps und des Meers, von der Welt ganz abgeschieden, in ursprünglichen idyllischen Zuständen, welche im wesentlichen noch dieselben sind wie zur Zeit der Anjou und Aragon. Denn ewig berührt es sich hier mit den gleichen Vorgängen in drei Richtungen, mit dem was ihnen der Golf, der Tavoliere und endlich der heilige Pilgerberg bringt. Manfredonia lebt von einigem Ackerbau, von Viehzucht und von der Fischerei. Weinbau gibt es nicht im Flachlande. Der Wein kommt von Barletta oder von einigen Orten auf den Abhängen des Garganus. Man nennt diesen im allgemeinen Vino di Montagna. Er ist von vorzüglicher Güte.

Der Wirt setzte uns solchen Garganuswein von Carbonara vor, welchen wir vortrefflich fanden, dem Muscatwein ähnlich und mit einem Grundgeschmack von Erdigkeit. Ueberhaupt nahmen wir im Corso Manfredi ein

heiteres und treffliches Mal ein, so am Abend wie am folgenden Tag. Sein Hauptbestand waren die Fische des Golfs, köstlich alla marinara zubereitet, wie wir sie nicht besser in Tarent genossen haben. Auf unsere Nachfrage nach frischer Butter, welche wir der Viehzucht im nahen Tavoliere wegen voraussetzten, brachte man uns solche in einem großen irdenen Gefäß. Sie hatte Kugelgestalt und eine fast blau zu nennende Farbe. Es war Schafbutter, für uns völlig ungenießbar, was den wackern Wirt in Erstaunen setzte, da er versicherte, daß sie vollkommen frisch und von ausgesuchter Beschaffenheit sei.

Nach einem guten Nachtlager bestiegen wir sodann in der Morgenfrühe den Wagen, um auf den Pilgerberg Garganus hinaufzufahren, und wir sahen mit nicht geringer Spannung den seltsamen Mysterien entgegen, welche wir in diesem 13 Jahrhunderte alten Heiligtum des Erzengels vorfinden sollten.



Der Erzengel auf dem Berg Garganus.

1874.

I.

Die Verehrung der Engel in der christlichen Kirche ist eine von ihr aus dem Judentum herübergenommene Erbschaft. Es gibt viele und oft sehr dichterische Scenen im Alten Testament worin Engel auftreten, den Erzvätern, den Propheten und Heroen Israels die Gebote Gottes zu überbringen, oder ihnen schützend und führend zur Seite zu stehen. Sie erscheinen dort als namenlose Wesen, als „Engel des Herrn", bis zuerst der Prophet Daniel den Engel Michael geradezu als einen Schutzgeist des jüdischen Volks bezeichnet.

Sein Name ist chaldäischen Ursprungs. Denn erst in der babylonischen Gefangenschaft lernten die Juden die chaldäischen und persischen Vorstellungen von jenen himmlischen Geistern näher kennen, welche bei der Weltschöpfung thätig gewesen waren und stets vor dem Throne Gottes stehen.

Die sieben chaldäischen Planetengeister, die Amschaspans der persischen Mythologie, wurden zu den sieben Erzengeln der kabbalistischen Lehre. Ihre Namen sind

chaldäisch: Michael, Raphael, Gabriel, Hamiel, Zadykiel, Zaphiel, Chamael. Jeder dieser Genien regierte eine Welt: Raphael die Sonne, Gabriel den Mond, Michael den Mercur.

Während in der jüdischen Mythologie und später in der von altasiatischen Ideen durchdrungenen Theosophie der Christen die vier zuletzt genannten Erzengel in den Hintergrund traten, oder verschwanden, erhielten sich die Namen und Gestalten der drei ersten. Capitäl-Sculpturen an einer Ecke der Halle des Dogenpalastes in Venedig stellen alle drei Erzengel dar: Michael trägt das Schwert, und unter ihm sind Adam und Eva abgebildet, welche die verbotene Frucht gepflückt haben; Raphael trägt einen Stab in der Hand, und Gabriel eine Lilie.

Aber auch Raphael und Gabriel traten hinter Michael zurück, denn dieser Erzengel allein erhob sich zum Haupt der himmlischen Miliz, und es verwoben sich mit seiner Gestalt die mythischen Vorstellungen vom Drachentödter Hercules und vom Seelenführer Mercur. Er wurde zum Heros der Engelgeister im Dienste Gottes und des Princips des Lichts; so bestritt er das feindliche Princip der Finsterniß. Als die Engel die große Rebellion gegen den Weltschöpfer erhoben, überwand Michael ihren Führer, und er stürzte Lucifer gekettet in den Abgrund der Welt hinab.

Die Heldenthat des Erzengels erzählt die Apokalypse, welche man selbst das mystische Buch der Engel nennen kann; aus ihr schreibt sich die Darstellung Michaels her als des himmlischen Hercules, welcher das Schwert über den niedergestürzten Drachen oder Typhon schwingt. „Und es erhob sich ein Streit im Himmel: Michael und seine

Engel ſtritten mit dem Drachen, und der Drache ſtritte und ſeine Engel. — Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet; und ward geworfen auf die Erde, und ſeine Engel wurden auch dahin geworfen."

Die Apokalypſe führte ſo Michael in die chriſtliche Mythologie ein, während im Brief Judä die jüdiſche Legende erzählt wird, daß dieſer Erzengel die Leiche des Moſes dem Satan abgekämpft und ihr das Begräbniß geſichert habe. So entſtand die andere Vorſtellung vom Erzengel Michael, daß er der Genius der Todten und der Führer der abgeſchiedenen Seelen ſei. Im zweiten Geſange des Purgatorium ſieht Dante ein Schifflein landen, in welchem der Engel Gottes eine Schar Seelen überführt, die zum Fegefeuer beſtimmt ſind. Dieſer himmliſche Steuermann, il celestial nocchiero, iſt der Seelenführer Michael. Auf vielen Bildwerken erſcheint er mit der Wage in der Hand abgebildet, worauf er die Seele des Menſchen und ihre guten und böſen Werke wägt.

Im Neuen Teſtament treten, wie im Alten, Engel als Boten Gottes (angeli) auf; ſie ſetzen ihre Thätigkeit im Dienſte Chriſti fort: doch nur an den bezeichneten Stellen wird Michael namentlich genannt. Sabäiſche, talmudiſche und gnoſtiſche Vorſtellungen bildeten die Lehre von den Engeln unter den Chriſten weiter aus, und der Himmel bevölkerte ſich mit Legionen einer ätheriſchen Miliz, die in Hierarchien und Chöre geteilt war. Die Verehrung dieſer Genien blieb jedoch einige Jahrhunderte lang apokryph und unkanoniſch, ſo lange nämlich als die

christliche Kirche noch die Kraft behielt sich der heidnischen Ideen Syriens, Aegyptens und Griechenlands zu erwehren, welche auf hundert Wegen in ihren Cultus eindrangen.

Noch das Concil von Laodicea im vierten Jahrhundert befahl in seinem 35. Kanon: „Die Christen sollen nicht die Kirche Gottes verlassen und die Engel anrufen. So aber jemand erfunden wird als einer der dieser versteckten Idolatrie ergeben ist, der soll verflucht sein, weil er unsern Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, verlassen hat und zum Götzendienst übergegangen ist."

Vier Jahrhunderte später wurde eben dieser „Götzendienst" durch das zweite Concil von Nicäa für kanonisch erklärt.

Im Morgenland und Abendland war also der chaldäische Cultus der Engel durchgedrungen, und Michael wurde als ihr Fürst verehrt. Die Welt war voll seiner Legenden und Erscheinungen. An hundert Orten, auf Bergen, auf Küsten des Meeres und in Städten hatte der Bezwinger Lucifers sich in Erscheinungen geoffenbart, die alten heidnischen Culte des Mithras, des Mercur, des Hercules, der Herta und der Vesta und der Druiden verdrängt, und deren Stelle eingenommen.

Die „Erscheinung" ist ein wesentlicher Begriff in dem religiösen Traumleben der Menschen zu jeder Zeit. Alle Mythologien der Völker sind davon erfüllt. Götter und gottähnliche Wesen erscheinen den irrenden Menschen, Verderben oder Heil bringend, in den Religionen Indiens und Persiens, beim Homer, im Alten und Neuen Testament, und in der katholischen Kirche bis auf unsere Gegenwart, wo die Madonna in der Grotte von Lourdes er-

schienen ist. Denn die Einbildung ist ein dichterischer Trieb in der Religion, und als mythenbildende Kraft noch heute in der von Eisenbahnen und Telegraphendräten umsponnenen Welt so gut fortwirkend wie in den Urzeiten am Sinai, in Memphis, in Dodona und Delphi und am römischen Palatin. Luftgebilde der Phantasie verdichteten sich in irgend einem örtlichen Vorgange zu wirklichen Cultusgestalten, und so und nicht anders sind die meisten Tempel und Orakel im Altertum, so endlich zahllose Heiligtümer der christlichen Kirche entstanden.

Die ersten Erscheinungen Sanct Michaels gehören dem byzantinischen Orient an; die Legende verlegt sie schon in die Zeit Constantins. Dieser Kaiser sollte in Byzanz drei eherne Kreuze aufgestellt haben, und dreimal im Jahre ließ sich der Erzengel aus Himmelshöhen herab, jene Kreuze mit dem Gesang eines Hymnus zu umwandeln. Constantin baute ihm zu Ehren vor den Mauern von Byzanz eine Kirche, das sogenannte Michaelion. Noch vier andere Basiliken soll er demselben Erzengel errichtet haben. Die byzantinischen Kaiser folgten diesem Beispiele: Sanct Michael kam im griechischen Reiche in Mode, wie sein Mitstreiter, der neue christliche Perseus, Sanct Georg. Justinian allein soll ihm sechs Kirchen geweiht haben. Mit der Zeit erlangte der Engelfürst Altäre in fünfzehn byzantinischen Basiliken. Die Griechen verehrten ihn als ihren Schutzpatron; deshalb ist auch der Taufname Michael in den byzantinischen Kaiserfamilien und in andern Geschlechtern Griechenlands und später Russlands so häufig anzutreffen. Viele Heiligtümer des Erzengels standen in den Provinzen des östlichen Reiches: am berühmtesten

war seine Erscheinung und sein Tempeldienst in Colessä oder Chone.

Sodann nahm der Erzengel vom Orient seinen Flug über Meer ins Abendland, und er erschien auf dem Cap Garganus, im Jahre 493. Auf diesem Vorgebirge gab es im Altertum, gemäß den Angaben Strabo's, zwei Heiligtümer, ein Orakel des Podalyrios, eines Sohnes des Aesculap, mit einer Heilquelle, und ein anderes des homerischen Sehers Kalchas. Dem Kalchas opferten Heilbedürftige einen schwarzen Widder, auf dessen Vließ sie die Nacht schliefen, um der Erscheinung und Verkündigung des Priesterheros teilhaftig zu werden. Im fünften Jahrhundert mochten jene alten Heiligtümer und ihre Culte oberhalb Sipontum noch bestehen, denn Süditalien war damals von Anhängern des antiken Götterdienstes noch immer erfüllt. Der Gothenkönig Theoderich mußte Edicte gegen den heidnischen Cultus erlassen, während Gelasius I., in derselben Zeit Papst, die Feste der Lupercalien bekämpfte, welche vor seinen Augen in Rom noch gefeiert wurden. Der Zeitgenosse beider, des Theoderich und des Gelasius, der heilige Benedict, fand auf Monte Casino noch den Apollotempel und seinen Gottesdienst vor, als er dort sein berühmtes Kloster gründete.

Die Legende der Erscheinung des Erzengels auf dem Garganus ist folgende. In Sipontum lebte ein reicher Mann, Garganus genannt, dessen Herden auf dem Vorgebirge weideten. Eines Tages verschwindet ihm ein schöner Stier. Lange sucht er diesen mit seinen Hirten in allen Schluchten des Gebirgs, bis er ihn am Eingang einer Grotte findet. Ergrimmt über die lange Mühe

seines Suchens will er den Stier erschießen, aber der abgeschossene Pfeil wendet sich um und verwundet den Schützen selbst. Man meldete dieses Wunder dem Bischof Laurentius in Sipontum, und dieser ordnete ein dreitägiges Fasten an. Am dritten Bußtag, den 8. Mai (des Jahres 493), erschien ihm der Erzengel Michael und verkündigte ihm: daß die Grotte durch ihn selbst geheiligt sei, und fortan eine Stätte des Cultus zu seiner und der andern Engel Ehre sein solle. Er erschien dem zaudernden Bischof noch einigemal, bis dieser endlich Mut faßte und mit andern Gläubigen die schauerliche Grotte betrat, nachdem auch den Sipontinern derselbe Erzengel bereits als Retter in einer Schlacht gegen Heiden erschienen war, welche ihre Stadt bedrängten. Als die Christen in jene Höle eintraten, fanden sie dieselbe von einem himmlischen Licht erleuchtet, von Engelhänden in eine Capelle verwandelt, und an der Felsenwand einen mit Purpur bedeckten Altar errichtet. Laurentius baute vor dem Eingange der Grotte eine Kirche, und weihte dieses Heiligtum dem Erzengel mit Bewilligung des Papstes Gelasius, am 29. September 493.

Die Legende ist wahrscheinlich oft von italienischen und deutschen Malern dargestellt worden. Ich sah sie in der Bildergalerie des königlichen Schlosses zu Schleißheim bei München in einem sehr originellen Gemälde des Hans Dürer abgebildet.

Am 8. Mai feiert die katholische Kirche die Erscheinung des Erzengels auf dem Garganus, am 29. September aber das Fest der Engelerscheinung überhaupt. Neuere Forscher haben nachgewiesen, daß an eben diesem

Septembertage noch zur Zeit Constantins die Iudi fatales gefeiert wurden.[1] Selbst wenn die Legende die Zeit der Entstehung der Erzengelcapelle auf dem Garganus zu hoch hinaufrückte, so gehörte sie doch wol der Periode an, wo nach dem Untergange der gothischen Herrschaft die Byzantiner Herren Süditaliens geworden waren. Nur von Byzanz her konnte der Cultus Sanct Michaels nach dem Westen gebracht worden sein. Auf die Verbindung mit Byzanz weist sogar der legendäre Bischof Laurentius von Sipontum zurück, welcher für einen Verwandten des Kaisers Zeno ausgegeben wird. Der Inhalt der Legende selbst scheint anzudeuten, daß durch den neuen Cultus des Erzengels auf dem Garganus alten heidnischen Stieropfern ein Ende gemacht wurde.

Wie die Abtei auf dem Gipfel des Monte Casino in Campanien die Mutterkirche zahlloser Benedictinerklöster im ganzen Abendland wurde, ganz so wirkte fortan die Erzengelcapelle auf dem Garganus. Denn von hier aus verbreitete sich der Cultus der Engel überhaupt in alle Länder des Westens, und Kirchen Sanct Michaels traten in England und Frankreich, in Spanien, in Deutschland, auf den Bergen, in Hölen und an Meeresufern an die Stelle der Heiligtümer antiker Landesgötter.

In Rom selbst, wo während der Herrschaft der byzantinischen Kaiser manche Heilige aus dem Orient Altäre und Kirchen erhielten, mochte auch der Erzengel schon

[1] Siehe den lehrreichen Artikel von M. de Ring: Quelques notes sur les Légendes de S. Michel, im „Messager des Sciences Historiques de Belgique", a. 1853.

im sechsten Jahrhundert verehrt werden. Eine Kirche S. Michael stand auf der Via Salara; sie war älter als die berühmteste aller Capellen, welche der Engelfürst in der Stadt erhielt. Und geradezu die schönste seiner Erscheinungen machte Sanct Michael in Rom. Als hier der große Papst Gregor im Jahre 590, während der Pest, welche das in Trümmer fallende Rom verheerte, eine Procession nach dem St. Peter führte, erschien plötzlich der Erzengel schwebend über dem altersgrauen Grabmal Hadrians. Er steckte heilverkündend sein Flammenschwert in die Scheide, worauf die Pest erlosch. Auf dem Gipfel des Grabmals wurde ihm zu Ehren eine Capelle erbaut, und dort schwebt der Engel noch heute mit breiten von der Sonne vergoldeten Flügeln, das Schwert in die Scheide steckend: das schönste Symbol der christlichen Kirche, dessen Bedeutung und Lehre so wenige Päpste verstanden haben. Die Engelsburg, Castel Sant' Angelo, so wurde das Mausoleum Hadrians genannt.

Die Capelle des Erzengels bestand dort oben schon im siebenten Jahrhundert. Im Beginn des achten scheint die berühmte Diakonie S. Angelo in Pescaria in den Trümmern des Porticus der Octavia entstanden zu sein, welche noch heute einem Stadtviertel Roms den Namen gibt. Sodann ward im neunten Jahrhundert S. Michele in Sassia im vaticanischen Borgo gebaut, eine Kirche der Sachsen, in deren Lande demnach S. Michael schon verehrt wurde. Auf der Kirchenversammlung zu Mainz im Jahre 813 ward der S. Michaelstag bereits als christlicher Feiertag anerkannt.

Noch im sechzehnten Jahrhundert entstand in Rom

die herrliche Engelkirche S. Maria degli Angeli in den Thermen Diocletians: sie ist das letzte Werk des unsterblichen Künstlers, welcher den Namen des Erzengels trug, wie auch sein berühmter Zeitgenosse, der große Architekt Berenas Michele Sammichele, den Namen desselben Engels getragen hat. Von dem zweiten Erzengel aber nannte sich der größte Maler überhaupt. Raphael hat den Drachentödter S. Michael gemalt; das Bild ist im Louvre.

Auch in vielen andern Städten errichtete man Michael-Kirchen; die älteste von diesen war vielleicht San Michele in Affrisco zu Ravenna, deren Bau in das sechste Jahrhundert fällt; sodann S. Michele in Pavia, wo die Könige Berengar und Adalbert und später Barbarossa mit der lombardischen Krone gekrönt worden sind.

Unterdeß hatte der Erzengel bis nach dem fernen Westen Galliens seinen Flug genommen. Eines Tags weckte er den Bischof Aubert von Avranches vom Schlaf, und befahl ihm zu seiner, des Engels, Ehren eine Capelle zu bauen hoch auf dem Felsen am Meer, wo das uralte gallische Druidenheiligtum Tumba lag. Der Bischof zauderte wie Laurentius in Sipontum, und wie diesem erschien auch ihm Sanct Michael zum andern mal, wobei er seine Stirn berührte, so daß ein schmerzvolles Zeichen darauf zurückblieb. Aubert baute hierauf die geforderte Capelle und weihte sie im Jahre 710, indem er daselbst Benedictiner ansiedelte. So entstand das weltberühmte Heiligtum Mont Saint-Michel, der Garganus der Normandie.

Nachdem die Normannen jene Provinz erobert hatten, machten sie die Erzengel-Capelle zu einem großen Wallfahrtsort. Die Völker Frankreichs und Englands pilgerten

dorthin; sie wurde unermeßlich reich; sie hielt Schiffe auf dem Meer. Der höchste Orden des alten Frankreich, welchen Ludwig XI. stiftete, die goldene Kette mit der Medaille des Erzengels und den Pilgermuscheln, schreibt sich von diesem Heiligtum her. Auch in andern Ländern wurde derselbe Orden gestiftet. Noch heute dauert jene Capelle als Wallfahrtsort fort, und nur eben erst machte der Mont Saint-Michel in der Welt von sich reden, da die Bischöfe Frankreichs Tausende von Pilgern dorthin in Bewegung setzten, welche daherzogen mit dem Gesange des modernen Rachehymnus der Franzosen! „Sauvez la France et Rome!"

In der Legende von der Stiftung dieses französischen Heiligtums spiegelt sich, wie man erkannt hat, jene vom Garganus. Die Grottenkirche in Apulien war und blieb die Metropole des St. Michael-Cultus im Abendlande. Die französischen Normannen erkannten diese Thatsache an, und die Beziehung beider so weit von einander entfernten Orakel dauerte im ganzen Mittelalter fort.

Um die Capelle auf dem Garganus war schon im sechsten Jahrhundert ein befestigter Ort entstanden, das heut'ge Sant' Angelo. Es stritten sich um seinen Besitz die Langobarden, die griechischen Kaiser und die Saracenen. Nachdem die Langobarden unter ihrem Führer Zoto sich Benevents bemächtigt hatten, unterwarfen sie sich auch den größten Teil Apuliens, und schon im Beginn des siebenten Jahrhunderts reichte ihr Herzogtum Benevent bis über Siponum zum Garganus hin. Sie plünderten den Erzengel dort oben im Jahre 657, dann entriß ihnen das Land der griechische Kaiser Constans II. Seither scheint

der Garganus in der Gewalt der Byzantiner geblieben zu sein bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, wo sich die Saracenen in Apulien festsetzten. Sie eroberten Bari im Jahre 841. Dort residirte ihr Sultan. Im Jahr 869 plünderten diese Heiden die Garganus-Capelle. Aber zwei Jahre später gelang es dem kraftvollen Kaiser Ludwig II. nach langen Mühen Bari mit Sturm zu erobern.

Doch die Araber behaupteten das Vorgebirge auch nach dem Falle jener Stadt; sie setzten sich daselbst fest und unternahmen von dort aus Streifzüge in die Landschaften Apuliens. Das Cap oder ein Teil desselben hieß von ihnen sogar Monte Saraceno; und dieser Name dauert noch heute fort.

Im Jahre 952 wird von einer Plünderung des Heiligtums durch die Araber gemeldet. Dann hörten ihre Raubzüge auf, als der griechische Kaiser nach der schrecklichen Niederlage Otto's II. bei Stilo in Calabrien (982) wieder Herr Apuliens wurde. Ein griechischer Statthalter saß seitdem in Bari als Katapan (Capitaneus), von welchem Titel auch Apulien den Namen Capitanata erhielt.

Unter dem Schutze der griechischen Kaiser stand noch der Erzengel auf dem Garganus, als der schwärmerische Sohn Otto's II. und der Byzantinerin Theophania als Pilger auf dem Cap erschien. Die Wallfahrt Otto's III. ist die erste eines Kaisers überhaupt, dessen der Erzengel sich rühmen konnte.

Der berühmte Gerbert, Papst Sylvester II., hatte in dem jungen Kaiser den ersten Gedanken eines Kreuzzugs

zur Befreiung Jerusalems angeregt; und die Seele von Bildern des Orients erfüllt, pilgerte Otto III. zum Garganus im Jahre 998. Barfuß zog er aus dem Tore Roms; barfuß wanderte er von Benevent nach Sipontum, und mit Priestern, Mönchen und Rittern klomm er das wilde Cap empor. In der heiligen Grotte wollte er vor dem Fürsten der Engel, so sagte man, die Blutschuld sühnen, welche er durch die grausame Hinrichtung des Freiheitshelden Roms, des schönen Herzogs Crescentius, auf sich geladen hatte. Er fand die Capelle verarmt, weil vierzig Jahre zuvor von den Saracenen ausgeraubt. Viele Schätze wird er dort niedergelegt haben.

Die Pilgerfahrt des Kaisers der Römer und des Abendlandes auf den Garganus machte großes Aufsehen in der damaligen Welt, und sie steigerte ohne Zweifel die Verehrung des Erzengels in allen Ländern des Westens. Langobarden Nord- und Süditaliens, Franken, Sachsen, Angeln, Normannen, Große und Geringe, sah man seither jahraus jahrein die steilen Pfade zum Cap emporklimmen, in der heiligen Grotte ihre Gebete zu verrichten und Opferspenden darzubringen, und dann herabsteigen mit geweihten Amuleten, an Hut und Kleid mit der apulischen Pilgermuschel geschmückt und in den Händen den garganischen Pinienzweig.

Hätten die Tempelhüter dort oben seit dem elften Jahrhundert den modernen Gedanken gehabt, ein Fremden- oder Pilgerbuch in der Capelle des Erzengels aufzulegen, so würden wir in ihm die größten Namen des Mittelalters lesen.

Zwölf Jahre nach jener Wallfahrt Otto's III. er-

schienen auf dem Garganus pilgernde Ritter aus jener Normandie, wo derselbe Erzengel sein berühmtes Heiligtum bei Avranches besaß. Gerade damals hatte sich der langobardische Stamm in den apulischen Seestädten gegen die Herrschaft der Byzantiner erhoben, und zugleich waren Apulien und Campanien wiederum von den Saracenen bedrängt, die das langobardische Herzogtum Salerno zu erobern trachteten. Die Legende hat das erste Auftreten der Normannen in Apulien romantisch ausgeschmückt; so viel aber ist geschichtlich, daß es der Fürst von Salerno war, der diese fremden Abenteurer zuerst in seine Dienst nahm. In derselben Zeit, als dies geschah, erhob sich Melus, ein großartiger und heldenhafter Mann langobardischen Geschlechts in Bari, wider die byzantinische Herrschaft. Er wanderte flüchtig an die langobardischen Höfe von Capua und Benevent, Bundesgenossen und Helfer zu finden, und es ist hier, wo die Sage erzählt, daß er normannische Pilger, die von Jerusalem zurückgekehrt waren, am Garganus fand, und diese überredete, unter seinen Fahnen gegen die Griechen zu dienen, und auch ihre Landsleute in das fruchtreiche Land Apulien zu rufen, wo er ihnen Sold, Beute und Ehren versprach.

Die Legende kann immerhin einen Zug von Wahrheit enthalten, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß normannische Ritter damals die Wallfahrt zum Garganus machten. Die Beziehung zweier entlegenen Heiligtümer desselben Erzengels, jenes in der Normandie und dieses auf dem Cap in Apulien, würde demnach dazu mitgewirkt haben, daß aus den abenteuerlichen Unternehmungen der Normannen in Apulien das Königreich beider Sicilien entstand.

Melus nahm im Jahre 1017 eine Normannenschar unter Rainulf in Sold; mit ihnen und anderm Kriegsvolk kämpfte er erst glücklich gegen die Byzantiner, bis er vom tapfern Katapan Bugianus im Jahre 1019 beim alten Cannä aufs Haupt geschlagen wurde. Es war dies derselbe Katapan, welcher die Stadt Troja gründete. Melus starb als Flüchtling, mit dem Titel eines Herzogs von Apulien geschmückt, am Hofe des Kaisers Heinrich II. zu Bamberg, wo er im Dom begraben ward.

Dieser fromme Kaiser unternahm hierauf im Jahre 1022 seinen siegreichen Zug nach Apulien, welches Land er den Griechen entriß und der deutschen Krone unterwarf. Ehe er von dort in das Vaterland zurückkehrte, stieg auch er als Pilger auf den Garganus empor.

An seine Wallfahrt heftete sich eine Legende, welche dies erzählt: als der Kaiser in der Capelle des Erzengels betete, erscholl plötzlich die heilige Grotte von angelischen Chören; ein himmlisches Licht erstralte; S. Michael erschien, das Missale in Händen, welches er dem sichtbar werdenden Heiland darbot, der dasselbe küßte. Christus gebot dem Erzengel vor den Kaiser hinzutreten, und als dies geschah, blieb Heinrich in frommem Schauder starr und regungslos; da faßte ihn der Engel an der Hüfte, und zog ihn über das heilige Buch herab, es zu küssen. Seit diesem Augenblick blieb der Kaiser an der Hüfte lahm. So erklärte die Legende das Hinken, welches Heinrich den II. wirklich verunstaltete.

Wer in Rom die altertümlichen Wandmalereien sah, mit denen Honorius III. am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Vorhalle von S. Lorenzo fuori le Mura

ausschmücken ließ, wird sich einer dort gemalten Scene erinnern. Sie stellt den Streit Satans mit einem Engel dar, welcher die Seele eines Menschen und ihre Werke auf der Wage wägt. Ein goldener Kelch macht die Wage zu deren Gunsten sinken. Der Engel ist der himmlische Seelenführer Sanct Michael, und die Seele ist die des frommen Kaisers und Pilgers Heinrichs II. Den goldenen Kelch hatte er vielleicht dem Erzengel auf dem Cap Garganus als Weihgeschenk dargebracht.

Ich weiß nicht, ob auf dem Grabmal dieses Kaisers in seinem Dom zu Bamberg (es ist ein Werk deutscher Renaissance vom Jahre 1513) seine Pilgerfahrt und die Garganus-Legende abgebildet ist. Schon vor seinem Zuge nach Apulien muß Heinrich II. den Erzengel besonders verehrt haben; denn bei Bamberg steht der Michelsberg und auf ihm die alte Benedictinerabtei, deren Stiftung durch denselben Kaiser schon ins Jahr 1009 fällt.

Michelsberge gab es viele in Deutschland, zumal in Franken, Schwaben, Baiern und im Elsaß. Sie alle sind Sitze desselben Erzengels, wo er sich auf den Trümmern alter heidnischer Tempel niederließ. Es gibt einen Michelsberg bei Ulm, eine Michelscapelle bei Gundelsheim, einen Michelsberg bei Hersbruck zwischen Nürnberg und Regensburg, und viele andere. Wol jeder einzelne hat seine Engellegende. Eine der ältesten dieser mag die Sage vom Michelsberg bei Besigheim sein, deren Capelle auf einem alten Heiligtum der Diana steht. Dort verkündete einst Bonifacius, der Apostel der Deutschen, den Heiden das Christentum; Satan hinderte ihn in seinem Werk. Der Apostel rief den Erzengel, ihm beizu-

stehen, und der himmlische Herzog ließ sich herab mit dem Teufel zu streiten, den er mit Ketten band und in die Hölle niederstürzte. Der Fürst der Finsterniß aber hatte ihm im Kampf aus seiner Schwinge eine Feder gerissen, die von Diamanten und Rubinen funkelte. Bonifacius hob die Feder vom Boden auf, und legte sie in ein Kästchen, welches er unter dem Altar der Kirche verbarg, die er auf der Stelle des Diana-Tempels errichtete. Die kostbare Erzengelfeder blieb daselbst bis auf die Zeit der Reformation, in deren Stürmen sie verschwand.

Es mochte während der Kreuzzüge sein, wo viele Heiligtümer und Legenden Sanct Michaels in allen Ländern Europas entstanden; jener Epoche gehört vielleicht auch die Legende vom Michelsberg in Cornwallis an, worauf das Schloß Arthurs steht, in dessen Tiefen der Held Kimri mit den Rittern der Tafelrunde sitzt und schläft, und so lange schlafen wird, bis ihn der Erzengel erweckt.

Die Kreuzzüge führten zahlreiche Pilger nach dem Garganus-Heiligtum. Seine östliche Lage am adriatischen Meer, gegenüber den von Byzanz beherrschten Küsten und auf der Straße des Orients, rückte dasselbe gleichsam Jerusalem nahe. Die Capelle wurde deshalb von vielen Kreuzfahrern besucht, sei es auf ihrer Rückkehr vom heiligen Grab, oder ehe sie sich in den apulischen Häfen Barletta, Bari und Brindisi einschifften. So dankten sie Sanct Michael, welcher den in Syrien kämpfenden Kreuzfahrern oftmals als Helfer erschien, wie Sanct Theodor und Sanct Georg, oder sie sicherten sich vorweg seinen Schutz.

Um die Mitte des elften Jahrhunderts erlosch die

Herrschaft der Griechen in Apulien. Benevent wurde päpstlich, aber der Garganus kam in den Besitz der Normannen, denn schon Rainulf, der Söldner des Melus und der erste Graf von Aversa, hatte sich dort zum Herrn gemacht. Dasselbe Volk der Normannen hütete seither die beiden berühmten Capellen Sanct Michaels; denn die Herzoge der Normandie beschirmten jene bei Avranches, und die Herzoge Apuliens normannischen Stammes diese auf dem Garganus. So war der uralte Schutzgeist der Juden im Laufe der Zeit zum Schutzengel der Normannen geworden.

Im Jahre 1137 wallfahrtete noch ein deutscher Kaiser dorthin, Lothar II. von Sachsen. Die Reihe von Fürsten, Päpsten und berühmten Personen, welche zum Garganus pilgerten, ist sehr groß; denn nie erlosch der Ruf dieses wunderbaren Heiligtums.

Als die Hohenstaufen die Erben der Normannen-Dynastie in Apulien wurden, übernahmen sie den Schutz der Capelle des Erzengels. Es wird zwar nicht gemeldet, daß Friedrich II., Konrad IV. und Manfred eine Wallfahrt zum Garganus machten, aber daß sie es thaten, ist nicht unwahrscheinlich, da sie sich so oft in seiner Nähe zu Foggia und in Sipontum aufhielten. Neugierde und vielleicht auch wirklicher Glaube an die Macht Sanct Michaels wird sie getrieben haben, seine Grotte zu besuchen und mit Weihgeschenken zu ehren. Man behauptet, daß Friedrich II. ein Stück vom Kreuz Christi in die Capelle des Erzengels stiftete, und daß dieses noch heute dort bewahrt wird.

Nach dem Falle der Hohenstaufen waren es sodann

die bigoten Anjou, welche das Heiligtum ganz besonders auszeichneten. Karl I. mochte in seinem Kampf mit Manfred und Konradin Sanct Michael ein Gelübde gethan haben, oder sich einbilden, unter dem Schutze des Erzengels zu stehen; er baute die Capelle auf dem Garganus mit großer Pracht neu aus, und gab ihr diejenige Gestalt, welche sie im wesentlichen noch heute besitzt. Er legte auch einen bequemeren Weg über das Gebirge nach Sant' Angelo an.

Alle seine Nachfolger auf dem Trone Neapels beschützten und pflegten die Engelcapelle. Sie blieb einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Italiens, trotz Loreto und dem Sanct Nikolaus von Bari.

Dreizehn Jahrhunderte sind vergangen, seitdem dieses seltsame Heiligtum auf dem wilden Cap am apulischen Meere gegründet worden ist; Reiche, Völker und Völkersprachen sind untergegangen, neue Weltteile sind entdeckt worden, tausend Revolutionen, tausend Schöpfungen und Erfindungen des Menschengeschlechts haben Europa erschüttert, verwandelt und umgestaltet, aber der Erzengel dauert auf dem Garganus unverändert fort, und wie zur Zeit des Belisar und Narses beten auch noch heute Pilger in derselben Grotte zu demselben himmlischen Cherub des alten Chaldäa, dessen wirkliches Dasein irgendwo zwischen Sonne und Erde nie ein Astronom entdeckt hat, noch jemals entdecken wird. Wir selbst sind die Augenzeugen dieser erstaunlichen Thatsache, denn auch wir unternehmen jetzt, im Mai des Jahres 1874, unsere Wallfahrt auf den Garganus.

II.

Wir verließen Manfredonia in der hohen Morgenfrühe des 17. Mai zu Wagen. Die pilgernde Menschheit hat sich ihre religiösen Mühen bequemer gemacht als die Väter in Vorzeiten. Ueber das ehemals nur zu Fuß oder zu Maulthier erklimmbare Vorgebirge führt jetzt ein breiter durch den Alabasterkalk gehauener Fahrweg aufwärts bis in die Stadt des Erzengels. Man braucht etwa eine Stunde um von Manfredonia unmittelbar an den Fuß des Caps zu gelangen, und von dort noch zwei andere Stunden um die Grotte selbst zu erreichen.

Der Weg führt erst durch die einsame und großartige Uferlandschaft des Golfs an einigen Olivengärten und Höfen vorbei, welche fast alle aus mittelalterlichen Türmen entstanden sind. Immer gewaltiger steigt das Cap vor uns auf; es drängt seine rötlichen Felsenmassen weit in das Meer hinein, welche umschiffend man zu der Rhede von Viesti gelangen würde, wo im Altertum ein Tempel der Vesta stand. Hier stellt sich der Gargamus durchaus als ein Vorgebirge dar, als der Sporn an der Stiefelform

Italiens, wie man vulgärerweise zu ſagen pflegt (lo sperone d'Italia). Von Foggia oder von San Severo aus geſehen erſcheint er nicht als Cap, ſondern als ein lang hingeſtrecktes Gebirge, deſſen Ausdehnung 37 Millien beträgt. Wenn er im abendlichen Purpur ſtralt, möchte man ihn für eine einzige glühende Felſenmauer halten, welche Götter erbaut haben um ein Paradies zu ſchützen.

Aber dieſe Maſſe iſt ein ganzes Syſtem von Bergen und Tälern, 120 Millien im Umfange. Nach dem nördlichen Meere ſinkt der Garganus allmälich zu flachen Ufern nieder, worin zwei Seen liegen, der Lago di Leſina und der Varano. Am erſtern fließt der Fortore vorüber in jenes Meer; er bildet die weſtliche Waſſerſcheide des Garganus und trennt Apulien von den Abruzzen. Nach Süden zu ſteigt das Gebirge über den Tavoliere in ſteilen Kalkſteinwänden auf, und dort liegt ihm zu Füßen der See von San Giovanni Rotondo, während weiter unterwärts der Fluß Candelaro dem Maremmenſee Pantano Salſo zuſtrömt.

Im Norden und Süden umgibt demnach den Garganus ein weiter von Sümpfen erfüllter Uferſaum; aber öſtlich lagert er ſich als ſchroffes Cap ins Meer. Dort erreicht er auch ſeine höchſte Höhe von 1800 Fuß im Monte Calvo oberhalb Sant' Angelo. Auf dieſer Seite gibt es nur ſchmale Strandſäume und kleine Felsbuchten, und dort liegen zwei Hafenorte, Matinata, ein Dorf unter dem Monte Sant' Angelo mit einer kleinen Rhede, und jenſeit der Punta della Teſta der kleine Hafen Vieſti (Veſtix oder Veſtis im Mittelalter), der alte Sitz eines Biſchofs. Im nördlichen Littoral liegen zwei andere Hafenorte,

Peschici und Rhodi; im südlichen endlich der größte des Garganuslandes, Manfredonia.

Außer diesen Küstenplätzen enthält das Vorgebirge auf seinen südlichen und nördlichen Abhängen die kleinen Bimenorte S. Marco in Lamis, S. Nicandro, Monte Saraceno, Rignano, S. Giovanni Rotondo, Monte Sant' Angelo, Vico, Cagnano, Carpino und Ischitella.

Schon im Altertum war der Garganus durch seine herrliche Flora und seine finstern Pinien- und Eichenwälder berühmt (Querceta Gargani, beim Horaz). Sie sind heute stark gelichtet; bedecken aber noch immer weite Strecken des Gebirges, namentlich in seiner Mitte, wo sich der große Eichenwald befindet, Bosco delle Umbrie genannt. In den Tälern gibt es Ackerbau und Viehzucht, und die Abhänge sind meist terrassenförmig angebaut und mit Weinreben und Olivenbäumen bedeckt.

Ein kräftiges Volk von einfachen Sitten bewohnt dieses Gebirge. Seine Tracht ist eigenartig und malerisch, besonders die der Männer. Sie tragen einen weiten mantelartigen Rock von brauner Wolle mit Capuze, welcher meist noch mit schwarzem Schafpelz gefüttert ist, einen roten Gürtel und eine phrygische Mütze von blauer Farbe. Diese Nationaltracht ist wahrhaft schön, und viele Apulier mit ihren gebräunten und edel geformten Gesichtern sehen darin recht vornehm aus, zumal wenn jene Kleidung von feinerem Stoff ist. Wir sahen ihrer ganze Scharen den Weg entlang, da es Sonntag war.

Die Fahrstraße, welche die Seite des Caps emporführt, ist so kühn und zugleich so bequem angelegt wie nur immer eine Straße über die Gebirgspässe der Schweiz.

Sie zieht sich an schneeweißen Felsenwänden im Zickzack aufwärts, begleitet von Telegraphendräten. Der Anblick dieser steht im schärfsten Gegensatze zu der mysteriösen Pilgerwelt des wilden Vorgebirgs und ihrer tausendjährigen Legende. Stellen diese einfachen Apparate, diese häßlichen Stangen und zusammengeknüpften Eisendräte nicht ein Wunder der menschlichen Cultur dar, größer und wunderbarer als alle legendären Werke Sanct Michaels? Doch erzürnen wir den himmlischen Heros nicht, der den Typhon der Finsterniß bezwungen hat. Diese Dräte stehen ja im Dienst des Lichts. Geister des Lichts, der Freiheit und des Friedens gleiten an ihnen als unsichtbare Blitze hin und her. Vielleicht kommt einst ein ferner Tag, wo der Cherub wieder über der Menschheit schwebend erscheint, und sein Schwert in die Scheide steckt: dann wird die Finsterniß bezwungen sein, dann werden keine Kriege mehr um ein paar elende Schollen Landes, um die blutigen Purpurfetzen von Herrschaft und Ruhm auf Erden geführt werden.

Streckenweise sieht man noch die alte nicht fahrbare Straße, die wol den Zeiten der Anjou oder noch früheren angehört. Sie ist jetzt nur ein Pfad für Maulthiere und dient den Pilgern zur Abkürzung ihres Wegs.

Das Cap war von Wallfahrern belebt, die in Gruppen hinauf oder herabstiegen; denn obwol das große Fest des Erzengels am 8. Mai schon vorüber war, setzten sich doch die Wallfahrten durch den ganzen Monat fort. Viele gingen zu Fuß, die Pilgerstäbe mit dem Pinienzweige geschmückt, und dieses Zeichen haben die Wallfahrer sicherlich schon zur Zeit Otto's III. mit sich geführt. Andere ritten,

truppweise, alle ohne Ordnung und begreiflicherweise auch ohne Gesang.

Je höher wir kamen, desto prachtvoller erschienen in der Tiefe der blaue Golf, das jonische Meer und die paradiesischen Gefilde Apuliens mit zahllosen Städten. Es war ein Schauspiel von überwältigender Größe, aber wir konnten es nur halb genießen, denn der Wind wurde zum Sturm. Dabei durchdrang uns die Morgenkälte bis zur Unerträglichkeit. Wir erstarrten an Händen und Füßen. Es half uns nichts, daß wir aus dem Wagen stiegen und eine Strecke weit zu Fuß aufwärts gingen. So oft der Weg die Richtung nach Osten nahm, warf sich uns der Sturm heulend entgegen, und er zwang uns wieder im Wagen Zuflucht zu suchen.

Mit steigender Ungeduld blickten wir zu unserm Ziele auf, zu der Stadt Sant' Angelo dort oben. Sie zeigte sich mit ihrem großen Gemeindehaus von roter Farbe, mit ihren weißen Häusern und grauen Türmen und Mauern in einer langen Linie über steilen Abgründen schwebend, aber es schien, daß wir uns derselben niemals näherten, sondern daß sie uns ewig unerreichbar blieb. Stieß uns Ketzer der Erzengel selbst von seinem Heiligtum zurück? So hatte er im Mittelalter mit einem häretischen Bischof gethan, welcher, um seine Schuld zu sühnen, nach dem Garganus gepilgert war, aber ein ganzes Jahr sich vergebens anstrengte den heiligen Berg zu ersteigen. Ich konnte indeß meine Gefährten mit der Ueberzeugung trösten, daß wir nicht dasselbe Schicksal zu befürchten hätten. Denn ich bin stets ein großer Verehrer dieses guten Dämons gewesen. Vierzehn lange Jahre hindurch sah ich

ihn täglich vor den Fenstern meiner Wohnung schweben, hoch über der Engelsburg und über Rom, auf strahlenden Flügeln von Erz, das breite Cherubschwert in die Scheide steckend. Nun besuche ich ihn auf seinem Berg Garganus, wie ich es längst gewollt hatte. Eine goldene Krone kann ich ihm nicht darbringen, aber diese Blätter will ich ihm als Pilgerspende weihen.

Endlich näherten wir uns der Hochfläche und waren unseres Zieles gewiß. Der Wind brauste dort oben über verwittertem Gestein in einer melancholischen und erhabenen Wildniß mit schauerlicher Gewalt. Wir sahen seitwärts vom Wege unter einem Felsen einen Pilger kauern, welcher ein Kind im Arm hielt und vor dem Sturm zu decken suchte, tröstend über das weinende Geschöpf gebeugt, mit dem Ausdruck väterlicher Liebe. Wie wird der Mann mit dem Kinde die Felsen herabkommen in diesem Sturm? Ein altes Lied fiel mir ein: „Ich komme vom Gebirge her, es heult der Sturm, es braust das Meer.“ Es ist ein Gedicht Schmidts von Lübeck, voll von tiefsinnigem Unsinn: die Melodie Schubert's hat es unsterblich gemacht. „Im Geisterwald ruft es zurück: Dort, wo du nicht bist, da ist das Glück!“

So erreichten wir, vor Frost bebend, die seltsame Stadt des Garganus, welche dem Erzengel ihre Entstehung und ihren Namen verdankt. Sie stand vor uns wie auf dem kalkigen Dache des Caps hangend, in einer großartigen Oede hoch über dem Meer, eine Masse von bizarren weißen Häusern, welche zahllose sonderbar gestaltete Schornsteinknäufe emporstrecken, und überragt von einem hohen schwarzen Turm. Die Straßen stehen alle auf dem nackten

Kalkboden; einige ziehen sich treppenartig die Felsen aufwärts, darüber finstere Gebüsche von Eichen schweben.

Als wir in die Stadt einzogen, vom Wind umheult und vom weißen Kalkstaub umwirbelt, konnten wir uns einbilden zu den Wohnungen fabelhafter Geschöpfe gekommen zu sein. Denn die ganze männliche Einwohnerschaft schien draußen versammelt zu sein, und sie sah aus wie ein Volk schweigend hin- und herwandelnder schwarzer Dämonen. Der Kälte wegen hatte sich jeder Mann in den dunkeln Mantel gehüllt und die Kapuze über den Kopf gezogen, sodaß sie alle zusammen den Kapuzinern oder Todtenbrüdern ähnlich sahen. So wandelten sie stumm auf und ab, während die Glocken vom Heiligtum läuteten, welches wir noch nicht sahen.

Wir waren ungeduldig dasselbe zu betreten, nachdem wir uns in einer hölenartigen unsaubern Schenke erwärmt hatten. Der Weg zur Kapelle führt über den kleinen Stadtplatz, wo sich auf einer Säule die marmorne Figur des Erzengels erhebt, und diese wird als ein Werk der Pietät Michelangelo's ausgegeben. Seitwärts steht ein großer schwarzer Turm von zwei Stockwerken, ein schöner Bau Jordans von Monte Sant' Angelo, des Architekten Karls von Anjou. Der Platz wimmelte von Volk; Pilger zogen nach dem Heiligtum, wo in der Grotte die Messe beginnen sollte. Der Wind brauste über und um uns: die eiserne Fahne auf dem Turm, ein beweglicher Sanct Michael, rasselte und schrillte in schauerlichen Tönen. Wie unter dem Geheul der Elementargeister stiegen wir in das geheimnißvolle Schattenreich hinab.

Die Grotte liegt tief im Schos eines Felsens, dessen

Wände von den heiligen Gebäuden bedeckt sind, während auf seinem Gipfel ein uraltes Eichengebüsch steht, an dessen Zweigen Pilger Steine aufzuhängen pflegen.

Ein gothisches Portal, auf je zwei Säulen ruhend, bildet den obern Eingang zu den Heiligtümern in der Tiefe. In der Mitte seines Spitzbogens sitzt die Jungfrau mit dem Kinde zwischen St. Peter und Paul, eine edel durchgeführte Marmorgruppe. Die Inschrift des Portals scheint den Pilger, statt ihn zum Eintritt einzuladen, davon zurückzuschrecken, gerade als sei dies ein Allerheiligstes der Isis. Terribilis Est Locus Iste. Hic Domus Dei Est Et Porta Coli. Dieses Portal führt zu einer breiten steinernen Treppe von fünfundfünfzig Stufen, an deren Ende sich eine zweite gothische Pforte erhebt. Als wir die obere durchschritten hatten, lag jene große Treppe vor uns, eine in den lebenden Felsen gehauene Stufenleiter, überwölbt von gothischen Bogen und vom Tageslicht schwach beleuchtet, welches durch Oeffnungen des Felsens selbst eindringt.

Wir traten erst seitwärts in mehrere Kammern, die von Käufern wimmelnden Kramläden dieses Sanctuarium, wo man Amulete, Medaillen, Rosenkränze, Pinienzweige, Haufen von Pilgermuscheln, die grellsten Bilder des Erzengels und namentlich seine Statuetten feilbot. Auf Tischen und Brettern längs den Wänden standen diese Figuren zu vielen Hunderten und in verschiedener Größe. Sie sind aus dem weichen Marmor des Garganus gefertigt und zerlegbar. Die Flügel, den Kopf, die Krone, Schild und Schwert und das gelbe hölzerne Fußgestell kann man abnehmen und in ein Kästchen legen. Auf diese Weise

brachte ich meinen Sanct Michael glücklich heim, und er steht jetzt wohlbehalten vor mir.

Kaum stiegen wir die Treppen abwärts, so warf sich uns ein Schwarm von Krüppeln und Bettlern schreiend entgegen und hinderte uns weiter vorzudringen. Ein Kirchendiener machte uns Luft, indem er uns zugleich seine Dienste als Virgil in dieser Unterwelt anbot.

Wir bemerkten an vielen Stellen auf den Stufen der Treppe, wie an den Wänden derselben, die Abbilder von Händen und Füßen eingemeißelt, was einen schauerlichen Eindruck machte. Es sind althergekommliche Pilgerzeichen. Auch sahen wir die Wände überall mit Pilgernamen beschrieben und bekritzelt wie in den Katakomben Roms.

Aus dem untern Portal traten wir sodann in einen kleineren viereckigen Hof, wo wir uns wieder unter freiem Himmel befanden. Er ist der älteste Kirchhof der Pilger hier. An den Wänden desselben sind einige steinerne Grabmäler aufgerichtet, doch reicht deren keines über das fünfzehnte Jahrhundert hinauf.

Aus diesem Atrium gelangt man in eine Kirche, welche mit ihrer Langseite vor der heiligen Grotte liegt. Ein romanisches Portal auf der östlichen Seite des Vorhofs öffnet und schließt den Zugang zu ihr mit Bronzethüren, welche der reiche Amalfitaner Pantaleon im Jahre 1076 zu Konstantinopel fertigen ließ. Sie enthalten auf vierundzwanzig Feldern in Niello ausgelegte Figuren eines kindlich naiven, aber ausdrucksvollen Stils, welche sammt und sonders Erscheinungen der Engel darstellen: die Vertreibung des Menschenpaars aus dem Paradiese, die Engel vor Abraham und Jakob, vor Daniel und Zacharias, die

Befreiung Petri aus dem Kerker und ähnliche Scenen, bis auf die Erscheinung Sanct Michaels vor dem Bischof Laurentius in Sipontum. Ueber diesem Portal stehen als Inschrift die legendären Worte, welche der Erzengel zu jenem Bischof geredet hatte: Ubi saxa panduntur, ibi peccata hominum dimittuntur. Sodann: Hæc est domus specialis, in qua noxialis quæque actio diluitur.

Diese Kirche wurde unter den ersten Anjou ausgebaut; sie ist einschiffig, ein kühnes Werk gothischer Architektur und zur Hälfte in den Felsen gehauen. Von links her wird sie durch Tageslicht erhellt, und dort befindet sich auch der Chor mit hölzernen Schranken und Stühlen für die Domherren. Rechts öffnet sich der Zugang zum Allerheiligsten, zur weltberühmten Grotte, dem Mittelpunkt des Engelcultus im ganzen Abendland. Die Oeffnung beträgt etwa vierzig Fuß, ihre höchste Höhe sechzehn Fuß.

Als wir vor ihr standen, sahen wir eine fremdartige und unbeschreibliche Scene, gleichsam ein Märchen mitten in einem erleuchteten Zauberberg. Dante würde sie für die göttliche Komödie verwertet haben, wenn er ihr Zeuge hätte sein können. Dichte Scharen von Pilgern, vom Dämmerschein geisterhaft übergossen, bedeckten die Marmortreppe, welche aus der Kirche zur Grotte emporführt. Sie drängten sich aufwärts, oder sie standen oder sie lagen auf den Knien. Im finstern Hintergrunde der Höle funkelten Kerzen auf dem mit Purpur gedeckten Altar, die weiße Gestalt des Erzengels bestralend, welcher seine Flügel zu regen schien. Ein Priester und Chorknaben bewegten sich davor phantastisch mit Kniebeugungen hin und wieder. Der Gesang des Geistlichen hallte mit starker Stimme,

und Orgelklänge fielen von unterwärts her ein. Die schattigen Gewölbe der Kirche, droben der schwarze Höllenschlund, die aus ihm hervorquellenden Schimmer, die feierlichen Töne, die schweigende Menge des Volks — all dieses unterirdische Wesen und Geheimniß brachte einen unsagbaren Eindruck hervor. Man hätte glauben können, es sei das ein Traum.

Der Priester des Erzengels hatte soeben die Messe begonnen; wir scheuten uns deshalb in den Chor vorzudringen, aber der uns begleitende Kirchendiener forderte uns auf ihm zu folgen. In der rücksichtslosesten Weise, als befänden wir uns vor der Schaubude eines Puppentheaters, machte er uns durch die Volksmasse Bahn; er zog uns die Treppe aufwärts hinter sich nach, dem Hierophanten dicht vorüber und an den Altar, hinter welchem wir uns aufstellen mußten.

Dort befanden wir uns in einer sehr peinlichen Lage: wir waren Eindringlinge in fremde Mysterien, und das ohne unsere Absicht. Im übrigen erkannten wir bald, daß auch hier dieselbe schrankenlose Toleranz geübt wurde, wie sie sonst in Kirchen Italiens gebräuchlich ist, wo das Profane neben dem Heiligen unbehindert einhergehen darf. Der Priester am Altare warf wol ab und zu einen fragenden Blick auf uns, aber einen solchen, der eher von einem flüchtigen Lächeln als von einem Vorwurf begleitet war.

Die Männer und Frauen, welche neben uns standen (und die Grotte war von Pilgern vollkommen ausgefüllt) zum Teil in Andacht versunken oder doch deren Gebärden machend, blickten uns mit Gleichgiltigkeit an, und wenn wir noch einige Scrupel fühlten, so mußte uns die unglaub-

liche Naivetät des Kirchendieners davon befreien. Denn dieser officielle Tempelwächter betrachtete den himmlischen Erzherzog so wenig als ein unnahbares Wesen, daß er eine an einem Rohr befestigte Wachskerze dreist an einem Licht auf dem Altar selbst anzündete und mit ihr die Figur des Erzengels von hinterwärts hin und wieder beleuchtete, damit wir sie deutlicher beschauen könnten — und dies that er, während drei Schritte von uns entfernt der Domherr vor eben diesem Engel die Messe las. Wir machten abwehrende Zeichen, doch der Mann achtete nicht darauf; der Oberpriester des Engels selbst mußte diese freche Handlung bemerken, doch sie war niemandem auffällig.

Ich betrachtete nun die wunderbare Cultusscene in unmittelbarer Nähe mit derselben Wißbegierde, mit welcher Herodot und Plutarch die Mysterien in Aegypten, in Syrien und in Griechenland betrachtet haben. Ein seltsameres Schauspiel hatte ich nirgends zuvor gesehen: als Gemälde in der Beleuchtungsweise des Houthorst würde es ein Nonplusultra des Phantastischen darstellen. Indem wir in der innersten Tiefe der Höle standen, von deren schwarzem Gewölbe die sickernden Wassertropfen auf uns niederfielen, hatten wir neben uns betende Pilger, unmittelbar vor uns den erleuchteten Altar mit dem Erzengel darüber, den singenden und kniebeugenden Priester mit seinem Knaben, und wir überblickten sodann die Treppe dieser Grotte, welche von Andächtigen bedeckt war, über deren dunkle Massen bis tief in die Kirche hinunter breite Kerzenschimmer niederglitten.

Die Vorstellung, daß dieser Cultus eines erdichteten

Wesens, oder einer Puppe schon dreizehn Jahrhunderte lang in derselben Höle gefeiert wird, und mehr noch, daß sich sein semitischer Ursprung über die Entstehung des Christentums hinaus in ferne Jahrtausende verliert, machte einen großen Eindruck auf mich. Dieser Erzengel ist durch eine Reihe von kosmogonischen Mythen hindurchgewandert, ehe er seine heutige Gestalt erhielt. Sie selbst hat eine Geschichte die unbekannt ist. Vielleicht schon im sechsten Jahrhundert stand die Figur Sanct Michaels auf diesem Altar. In der byzantinischen Bilderverfolgung wird man sie zertrümmert, dann aber im achten Jahrhundert von neuem aufgerichtet haben. Wie sie heute gesehen wird, ist sie ein Werk der Spätrenaissance. Die marmorne Figur hat etwa drei Fuß Höhe; sie stellt den Erzengel dar im Panzerrock, eine hohe Krone auf dem von Locken umwallten Haupt, die breiten Flügel ausgespannt, in der Rechten das Schwert, in der Linken den Schild; über dem Panzer ein Gewand, welches hinterwärts niederfällt.

Trotz der martialischen Ausrüstung macht Sanct Michael doch den Eindruck des Kindlichen, wie alle andern Engel auch. Der ganze Cultus trägt denselben Charakter puppenhafter Kindlichkeit. Diese Mysterien in der Grotte des Garganus haben nichts Schreckendes und Schauerliches; sie sind nur ein phantastisches Märchen, wie jenes vom Arthurschloß, vom Dornröschen, vom Venusberg und vom Kyffhäuser, aber zur religiösen Idealität erhoben. Die Gläubigen, welche hier beteten, schienen auch in keiner Weise durch düstere Vorstellungen aufgeregt; nur ein einziges altes Weib, welches neben uns stand, machte Zeichen der Ver-

zückung, indem sie sich dröhnende Schläge gegen die Brust versetzte, während eine junge Frau in ihrer Nähe volle Ursache hatte sich schonender zu behandeln.

Ich glaube, daß alle diese Pilger sich unter dem geflügelten Erzengel nichts anderes vorstellen als ein freundliches himmlisches Wesen, einen Retter und Beschirmer, überhaupt einen Schutzgeist. Er steht am Trone Gottes, und seine Wohnung ist das Licht. Was ist die finstere Grotte hier? Sie ist, nach dem kindlichen Glauben des Pilgers, das Symbol der Erde oder der Menschenwelt, darein ein Himmelsstral gefallen ist. Aber nicht in der schauerlichen Nacht der Katakomben, sondern in ätherischen Regionen sucht der Gedanke des Wallfahrers den Genius selbst mitten in dieser Höle, und nur ein erfreuendes Bild von Schönheit und Anmut tritt ihm entgegen, welchem keine Vorstellung des Häßlichen, der Marterqual und des Todes beigemischt ist.

Die Engel oder Genien sind die einzigen leidlosen Gestalten, welche die christliche Mythe erschaffen, oder vielmehr aus den alten Religionen Asiens aufgenommen hat. Sie sind die graziösesten Dichtungen der asiatischen Kosmogonie; und welcher Glaube wäre anmutiger als der an Schutzengel, welche die Pfade des irrenden Menschen umschweben? So verliert auch die Gestalt Michaels nicht diesen Charakter, obwol ihm sein Kampf mit den rebellischen Titanen des Himmels die Züge des Hercules verleiht. Sein Tempeldienst ist frei von jener abstoßenden Materialität des Reliquienwesens und der Fetischzauberei, welche sonst vom Heiligencultus unzertrennlich bleibt. Es ist immerhin ein Cultus des guten Genius und des

Lichts, menschlicher und sicherlich idealer als der vor den Altären vieler Märtyrer der Kirche: Pythagoras und Sokrates, die Dichter Milton und Klopstock würden ihn anerkannt haben.

Der Anblick dieses Genius kann die Pilger hier nur zu milden Empfindungen stimmen, welche, nicht an bestimmte Dogmen noch an Vorgänge in der Kirche geknüpft, in allgemeine Begriffe sich auflösen. Denn diejenigen Vorstellungen, welche sich das Rittertum im Mittelalter von Sanct Michael machte, als von dem himmlischen Cavalier und Streiter im Kampfe mit den Ungläubigen und andern Feinden der Kirche, sind erloschen. Nur die tendenziöse Propaganda hat aus diesem Erzengel wieder in Frankreich den Marschall der Revanche gemacht für die ungeheuere Niederlage dieses Landes und des Papsttums im Jahre 1870. So soll er die Deutschen aus dem von Bazaine verratenen Metz und aus Straßburg, und den neuen Heliodor aus dem geschändeten Quirinal vertreiben — eine schwere Aufgabe für den guten Erzengel von Avranches, da auch er wol in der Kriegswissenschaft hinter den Forderungen der Zeit ein wenig zurückgeblieben sein wird. Und wer weiß, ob er diese ihm zugedachte Aufgabe überhaupt als eine im Dienst des Princips des Lichts stehende Mission anerkennen würde? Mit feiner Ironie hat der geniale Kaulbach den deutschen Michel gerade im Bilde dieses Erzengels dargestellt, welcher, das Haupt mit dem preußischen Helm bedeckt, die Mächte der Finsterniß des Jahres 1870 als ein siegreicher Reformator niederschlägt.

Dies ist mit Gewißheit anzunehmen, daß der italienische

Erzengel auf dem Garganus niemals sein kindliches Schwert gegen Victor Emanuel ziehen wird. Er ist nicht fanatisirbar für die Zwecke der Legitimität und der jesuitischen Propaganda. Don Carlos und Heinrich V. haben wenig von ihm zu hoffen. Zur Rettung des Dominium temporale hat er seinen Degen nicht aus der Scheide gezogen, als die Italiener in seine Engelsburg einrückten. Keine Nation war und ist in religiösen Dingen leichter aufzuregen als die französische; ihre vielen und schrecklichen Religionskriege beweisen es, die Albigenserkriege, die Hugenottenkriege, die Bartholomäusnacht, die Dragonaden u. s. w. — und keine andere ist dies so wenig wie die italienische. Processionen wie solche heute Frankreich durchziehen, würde keine priesterliche Macht, nicht einmal das ausdrückliche Gebot des Papstes, in Italien zu Stande bringen, und sollte sie der heilige Vater in Person nach dem Garganus, nach Loreto oder nach S. Niccolò in Bari führen wollen.

Als ich das weltberühmte Heiligtum zu Bari sah, den besuchtesten Wallfahrtsort in Süditalien, und dort die Sacristei betrat, erblickte ich hier die Bildnisse Pius IX. und Victor Emanuels in voller Eintracht einander gegenüber aufgestellt. Der König beider Sicilien ist nämlich nach altem Herkommen Canonicus in Bari, und so ging diese kirchliche Würde ohne weiteres auf den Usurpator Roms über. Die Priesterschaft in Süditalien hat sich zu allen Zeiten mit vollendeten politischen Thatsachen abzufinden gewußt. Es ist ihr niemals auf die Dynastien des Landes viel angekommen, wol aber darauf, daß man sie selbst gewähren ließ und ihren Tempeldienst nicht antastete. Die Geistlichkeit beherrscht das Volk nach wie

vor fast unumschränkt, denn die Veränderung, die hier vor sich ging, ist nur eine politische, nicht eine moralische. Ein uraltes Wesen ererbter Gewohnheiten dauert mit einem tausendjährigen Aberglauben unerschüttert fort, und die Zeit, wo der Cultus alter italienischer Heiligtümer erloschen sein wird, ist gar nicht abzusehen. Die einzige Veränderung, welche die Mysterien auf dem Garganus erfahren haben, besteht in der geminderten Zahl der Opferspenden und im Verschwinden von Kaisern und großen Fürsten aus der Liste der Pilger. Aber auch das dürfte nur unwesentlich sein, denn es ist keineswegs unmöglich, daß eines Tages wieder ein Papst oder irgend ein streng katholischer König als Wallfahrer auf dem Garganus sichtbar wird.

Die Messe war beendigt, und die Grotte leerte sich. Wir sahen sie nun mit Muße. Ein Wasserbecken steht in der Nähe des Altars, woraus die Pilger von der heiligen Quelle zu schöpfen pflegen. Daneben ist eine altertümliche Figur des Erzengels aufgestellt. Auch zeigt man hier die von ihm in einem Stein aufgedrückte Fußspur, seine einzige Reliquie. Wir sahen auch eine alte Kathedra von Marmor mit einem Abbilde S. Michaels, und eine altertümliche Figur des Sanct Jakob, dessen weltberühmtes Heiligtum zu Compostella im Mittelalter mit dem des Garganus wetteiferte. Der Fußboden der Grotte selbst ist nicht der natürliche Stein, sondern er ist mit weißem und rotem Marmor gepflastert.

Als wir aus der Höle wieder an das Tageslicht traten, hatte sich der Sturm gelegt, und wir durchwanderten die Stadt Santangelo. Sie entstand ursprünglich aus Pilgerhospitälern, deren es hier noch heute einige gibt. Schon

im elften Jahrhundert war sie ein ansehnlicher befestigter Ort, und bildete mitsammt dem Garganusland ein königliches Lehen, von welchem große Herren den Titel führten. Die darauf ruhenden Rechte wurden l'onore di Monte Sant Angelo genannt. Friedrich II. hatte testamentarisch seinen geliebten Sohn Manfred damit ausgestattet.

Die Stadt zählt heute mehr als 10000 Einwohner. Ihre weiß übertünchten Häuser, fast durchweg mit kleinen Figuren des Erzengels in Nischen geschmückt, sind vom bizarrsten Baustil, meist einstöckig, mit Freitreppen von Stein, die durch gewölbte Pforten auf eine Terrasse führen. Die Façade besteht in der Regel aus einem Quadrat, worin die Thür zugleich Fenster ist. Das Innere dieser Häuser starrt von Unsauberkeit. Wir sahen keines von einiger Schönheit, und doch soll es viele reiche Leute in Santangelo geben. Man sagte uns, daß sie Haufen von Gold und Silber in der Erde vergraben halten und das ärmlichste Leben führen, während ihre Söhne in Neapel studiren.

Wo die Stadt gegen das Innere des Gebirges ihr Ende nimmt, blickt man in die großartigsten Wildnisse des Garganus hinein. Schwarze Pinien- und Eichenwälder ziehen sich dort in tiefe Felsenschluchten nieder; aber fast überall sieht man Terrassen angelegt, welche Oliven und Reben tragen. Tiefer unten gibt es auch Saatfelder und Gärten, denn an Bergwassern mangelt es nicht.

In den Jahren 1860 bis 1869 wimmelte dieses Gebirge von Briganten, gleich den Abruzzen; heute ist es von dieser Plage gesäubert. Die Regierung sorgt dafür, alle Orte im Garganus durch Straßen und Telegraphen miteinander

zu verbinden, was das sicherste Mittel ist, dieser vereinsamten Gebirgswelt eine höhere Cultur zu geben.

Wir blickten mit Verlangen in das Innere der unbekannten Berge und Täler; es müßte eine Lust sein sie zu durchreiten. Aber mit noch größerer Begierde betrachtete ich die wilden Felsenmassen, welche sich ostwärts zum Meere senken. Dort weiter abwärts liegt das weltverlorene Viesti, dessen Einsamkeit bezaubend sein muß. Indeß diesen Hafen zu sehen wurde uns nicht zuteil. Wir kehrten vielmehr von Santangelo nach Manfredonia zurück, froh unsere Pilgerfahrt zum Erzengel auf dem Garganus glücklich vollbracht zu haben.

Andria.

1874. 1875.

Eine ſtarke Stunde von den Häfen Trani und Barletta entfernt liegt Andria, eine volkreiche ackerbautreibende Stadt Apuliens, in der Terra di Bari. Der Kaiſer Friedrich II. liebte ſie vor vielen andern Städten; in ihrer Nähe erbaute er das ſchönſte ſeiner Jagdſchlöſſer, Caſtel del Monte. Dieſes zu ſehen — denn von allen hohenſtaufiſchen Denkmälern Süd-Italiens iſt es das am beſten erhaltene — war der hauptſächlichſte Zweck meines zweimaligen Aufenthalts in Andria. Aber auch dieſer Ort ſelbſt iſt merkwürdig und ſeine Geſchichte ein nicht unbedeutender Teil der Feudalgeſchichte Neapels überhaupt. Ich will daher etwas davon ſagen.

Die Städte Apuliens, eines Landes von uralter zum Teil helleniſcher Anſiedelung, ſuchen alle mit verzeihlichem Stolz ihren Urſprung im mythiſchen Zeitalter. Derſelbe Heros Diomedes, von welchem Benevent ſein Gemeindewappen herleitet, ſoll auch Andria erbaut haben.

Der Geſchichtſchreiber dieſer Stadt, Riccardo d'Urſo (er veröffentlichte ſeine Geſchichte im Jahre 1842 zu Neapel), glaubt daß Andria der von Strabo genannte

Ort Netium sei; aber Netium oder Natiolum würde richtiger auf der Stelle von Giovinazzo zu suchen sein. Kurz und gut, weder das hellenische noch das römische Altertum weiß etwas von Andria.

Später läßt man hier auch den heiligen Petrus auftreten. Sanct Petrus ist der Legende nach ein großer Gründer gewesen; er ist der christliche Diomedes, der mythische Heros der Bistümer: denn wie viele deren hat dieser eine Apostelfürst nicht gegründet, anfangend mit Rom! Auch in Andria soll er die erste Kirche gestiftet haben. Der Schutzpatron dieser Stadt ist Sanct Riccardus. Um nun auch diesem Heiligen ein möglichst hohes Alter zu geben, läßt man ihn im Jahre 492 aus England nach Andria kommen. Jedoch die geschichtliche Reihe der Bischöfe Andrias kann erst im dreizehnten Jahrhundert begonnen werden. Richard ist ein normannischer Name. Erst in normannischer Zeit tritt Andria als Stadt auf. Sie war, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Gründung der Normannen, welche Apulien den Griechen und den Langobarden Benevents entrissen und in diesem Lande ihre Grafschaften einrichteten.

Als erster Graf und als mutmaßlicher Erbauer Andrias wird der Normanne Petrus um das Jahr 1042 oder 1046 genannt. Er war Graf im nahen Trani. Mit ihm und seinem Sohne, Richard von Andria, beginnt die Geschichte dieser Stadt als einer normannischen Lehngrafschaft unter der Oberhoheit der Herzoge Apuliens.

Hundert und funfzig Jahre lang saß hier ein normannisches Dynastengeschlecht, bis Apulien in den erblichen Besitz der Hohenstaufen kam. Roger war der letzte dieser

Grafen, ein Anhänger des Kaisers Heinrich VI., in dessen Kriegen um den Besitz Süditaliens er seinen Untergang fand.

Nach dem Tode Heinrichs VI. bemächtigte sich der Papst vorübergehend dieser Landschaft, bis Friedrich II. dort Herr wurde. Sein Lieblingsland war das sonnige Apulien mit seiner entzückenden Meeresweite und der breiten Küste, die sich von den Bergen niedersenkt, bedeckt mit Olivenhainen und Mandelgärten und meerwärts eingefaßt von einem Kranz schöner Städte und Hafenplätze. Er baute dort seine Residenzen und Jagdschlösser, Foggia, Castel Fiorentino, Castel del Monte und die Saracenenburg Lucera.

Im Dom Andrias ließ der große Kaiser seine beiden Frauen begraben, Jolantha von Jerusalem, welche ihm hier im Jahre 1228 Konrad geboren hatte und bald darauf starb, und Isabella von England, die am 1. December 1241 zu Foggia starb. Schon diese Thatsache beweist, daß er Andria ganz besonders auszeichnete; denn ohne dies würde er seine Gemalinnen entweder im Dom zu Foggia, oder in der herrlichsten und schönsten Kathedrale Apuliens, im Dom zu Trani bestattet haben.

Die Bürger Andrias, so viele ihrer mit der Vergangenheit ihrer Vaterstadt bekannt sind, rühmen sich noch heute ihrer Bevorzugung durch den größten Kaiser des Mittelalters. Als viele Städte Apuliens während Friedrichs Abwesenheit in Jerusalem von ihm zum Papst abgefallen waren, blieb Andria ihm treu. Sobald der Kaiser heimgekehrt war, schickte ihm die Bürgerschaft fünf edle Jünglinge als Geiseln, welche ihn mit folgenden Versen begrüßten:

Rex felix Federice veni, dux noster amatus,
Est tuus adventus nobis super omnia gratus:
Obses quinque tene, nostri pignamin' amoris,
Esse tecum volumus omnibus diebus et horis.

Der Kaiser dankte den Andrianern durch ein Privilegium, und er beantwortete jenen Glückwunsch durch diese Artigkeit:

Andria felix nostris affixa midullis,
Absit quod Federicus sit tui muneris iners.
Andria vale felix, omnisque gravaminis expers.

Die erste Zeile dieser Verse (worin man felix in fidelis verwandelt hat) steht noch auf einem Stadttor Andrias geschrieben, und die Beneventer sind nicht stolzer auf den Triumphbogen Trajans, als es die Andrianer auf jene (erneuerte) Inschrift sind.

Dem Kaiser Friedrich werden noch mehrere andere Epigramme auf Städte Apuliens zugeschrieben; man kann sie noch heute mehr oder weniger entstellt aus dem Munde gebildeter Leute hören. Sie alle sind satirische Mottos und sollen sich auf jenen Abfall der Städte im Jahre 1229 beziehen. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß ein und das andere Epigramm wirklich von Friedrich II. herrührt. So soll er Bari mit Versen bestraft haben, welche er auf eines der Tore der Stadt schreiben ließ, und so gehen dort im Lande Mottos des Kaisers auf Barletta, Trani, Molfetta u. s. w. um. Das stärkste oder gröbste ist Bitonto zugefallen:

Gens Bitontina tot capita asinina.

Nach dem Tode Friedrichs II. fiel indeß Andria, erbittert durch die Steuerlast, welche es zu tragen hatte,

von seinem Sohne Manfred ab, dem Baliven Apuliens für den König Konrad. Manfred zog mit Truppen gegen Andria, verzieh aber der Stadt, welche sich sofort unterwarf, und seither blieb sie den Hohenstaufen unerschütterlich treu.

Auf seinem italienischen Zuge besuchte sie, seinen Geburtsort, König Konrad; er residirte, so behauptete man, eine kurze Zeit zu Castel del Monte. Oefters mag daselbst auch Manfred gewesen sein, nachdem er die Krone beider Sicilien erlangt hatte. Gleich seinem Vater hielt er am liebsten Hof in den Städten Apuliens. In Trani war es, wo er seine zweite Gemalin empfing, die schöne Helena, Tochter des Despoten von Epirus.

Der Fall Manfreds bei Benevent gab Apulien in die Gewalt Karls von Anjou, und so wechselte auch die Grafschaft Andria ihren Herrn. Der neue König Siciliens machte sie zur Krondomäne; er vereinigte sie mit dem Fürstentum Altamura und verlieh sie seinem zweitgeborenen Sohne Philipp zu Lehen. Nach dessen baldigem Tode gab er Andria dem Sohne seines erstgeborenen Karl, dem Raimondo Berlingieri.

Seither wanderte der Besitz Andrias im Hause Anjou von Hand zu Hand. Denn schon Karl II. entzog die Grafschaft seinem Sohn, um sie als Mitgift seiner jüngsten Tochter Beatrix zu schenken, welche sich im Jahre 1305 mit Azzo von Este, dem Markgrafen von Ferrara, vermälte. Sie wurde Witwe im Jahre 1308 und brachte Andria ihrem zweiten Gemal als Heiratsgut, dem Beltrando del Balzo. So wurde das Haus der Balzo, bald eines der berühmtesten und mächtigsten Feudalgeschlechter

im Königreich Sicilien, in den Besitz Andrias gesetzt, in welchem es bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts geblieben ist.

Die Balzi (Baux) leiteten ihren Stammbaum lächerlicherweise von Balthassar ab, einem der drei Weihnachtskönige aus dem Morgenlande. Sie führten deshalb in ihrem Wappen einen silbernen Stern mit sechzehn Straten im roten Felde. Sie stammten aus der Provence, und waren mit Karl von Anjou auf seinem Eroberungszuge nach Neapel eingewandert. Hugo de Baux hatte sich bei Benevent hervorgethan; wir besitzen noch ein Bruchstück seines eigenen Schlachtberichts; als später, nach dem Einzug in Neapel, der Schatz Manfreds vor Karl von Anjou gebracht wurde, übertrug dieser König jenem Ritter die Teilung der Beute. Hugo lachte und sprach: „Was ist da lange zu teilen?" und indem er mit dem Fuß drei Striche durch den Haufen Goldes machte, sagte er zum König: „Sire, dies ist für euch, dies für die Königin, eure Gemalin, und der Rest ist für eure tapfern Ritter." Karl belehnte ihn mit der Grafschaft Avellino und Montescaglioso, und dieses Hugo Sohn war jener Beltrando del Balzo, Gemal Beatrice's, Graf zu Andria und Stammvater eines großen dem Königshause blutsverwandten Geschlechts, dessen Geschichte auch ein wesentlicher Teil der Geschichte des Hauses Anjou in Neapel ist.

Die Balzi nahmen ihren Sitz in Andria, wo sie im Palast neben dem Dom wohnten. Dort ward auch Beatrix, die Tochter Karls II. und die Schwester des berühmten Königs Robert, im Jahre 1330 begraben. Ihr Denkmal ist untergegangen, nur die stolze Inschrift

lieſt man noch in der Kathedrale Andrias, wo ſie neben dem Chor eingemauert iſt:

Rex Mihi Pater Erat, Fratresque Robertus,
Loysiusque Sacer, Regia Mater Erat,
Bertrandi Thalamos Non Dedignata Beatrix,
A Quo Deducta Est Baucia Magna Domus.
Si Tangunt Animos Haec Nomina Clara Meorum,
Esto Memor Cineri Dicere Pauca: Vale.

Beltrando del Balzo hatte von Beatrice Anjou nur eine Tochter Maria, welche ſich im Jahre 1327 mit Hubert, dem Dauphin von Vienne, vermälte. Sie war die Erbin Andrias, aber ſie trat ihrem Vater dieſe Grafſchaft für die Summe von 30000 Unzen Goldes ab, ſo daß ſie beim Hauſe der Balzo verblieb. Beltrando vermälte ſich wieder im Jahre 1331 mit Margareta, der Witwe des Grafen Louis von Flandern, und deren Sohn Francesco del Balzo ſetzte ſpäter den Stamm fort.

Dieſes mächtige Geſchlecht hatte ſchon damals die Geſchicke Neapels in ſeiner Hand. Nach der Ermordung des jungen Andreas von Ungarn durch ſeine Gemalin, die Königin Johanna, war es Beltrando, welcher dieſer ſchönen Verbrecherin den Tron rettete. Als Großjuſtitiar des Königreichs Neapel vom Papſt mit der Unterſuchung des Frevels beauftragt, ſprach er ſeine Nichte frei. Er flüchtete, wie dieſe, nach Avignon, während der von Rachluſt entbrannte Ungarnkönig Ludwig in Apulien einzog. Damals, im Jahre 1350, wurde auch Andria von den Ungarn geplündert und halb zerſtört.

Beltrando hatte die Ehe Johanna's mit ihrem Geliebten und Vetter, dem Prinzen Ludwig von Tarent, gutgeheißen

und seinen eigenen Sohn Francesco mit Margherita, der Schwester dieses neuen Königs, vermält. Andria wurde bei dieser Gelegenheit zum Herzogtum erhoben, und es war überhaupt das erste Herzogtum im Königreich Neapel. Die Balzi selbst standen dem Tron zu nahe, um nicht den ehrgeizigen Gedanken zu fassen, ihn einst einzunehmen. Doch dies gelang ihnen nicht. Als der mächtigste Mann nach dem König starb Beltrando zu Neapel im Jahre 1357. Dort liegt er in San Domenico Maggiore begraben.

Zu noch mehr Größe stieg sein Sohn Francesco auf. Durch seine zweite Ehe mit Donna Sueva Orsini traten die Balzi Andrias in die innigste Verbindung mit diesem im Königreich Neapel gewaltigen Hause. Francesco entzweite sich mit der Königin Johanna, welche ihn aus seinen Staaten vertrieb. Er ging nach Avignon, später nach Rom, wo er den Papst Urban VI. bewog, Karl von Durazzo als Kronprätendenten Neapels aufzustellen. So wurde er das wesentliche Werkzeug zum Sturze Johanna's I.

Sein Sohn Giacomo del Balzo erhielt die Hand der Prinzessin Agnes, der Erbtochter Philipps Anjou von Tarent; so war er dessen Erbe, Herzog Tarents, des größten Kronlehens des Hauses Anjou, mit dem zugleich der Kaisertitel von Byzanz verbunden war. Im Dome zu Tarent sieht man noch das Mausoleum, welches Francesco del Balzo diesem seinem berühmten Sohn im Jahre 1383 errichtet hat. Er selbst starb im Jahre 1420.

Sein Geschlecht dauerte in Andria, in Tarent und in Neapel fort (hier haben die Balzi zu Santa Chiara eine

Gruftcapelle) unter vielen Stürmen und Revolutionen des Königreichs, und in deſſen Geſchichte gibt es kaum ein Blatt, worin man nicht dieſen großen Herren begegnete. Sie und ihre Feinde, die Sanſeverini, waren die mächtigſten Dynaſten des Landes. In den Kämpfen zwiſchen den Häuſern Anjou und Aragon ſtanden die Balzi Andrias auf der Seite des letzteren, mit welchem ſie ſelbſt verſchwägert waren. Sie blühten noch im funfzehnten Jahrhundert unter Francesco II., der im Jahre 1482 ſtarb und in S. Domenico zu Andria begraben liegt. Dann gingen ſie plötzlich unter.

Der letzte ihres Stammes war dieſes Francesco Sohn, Pirro, Herzog von Andria und Fürſt von Altamura, welches er gekauft hatte. Zu ſeinem Unglück nahm er Antheil an der berüchtigten Verſchwörung der Barone gegen Ferdinand I. von Aragon. Der König ließ ihn im Jahre 1487 mit vielen anderen Großen umbringen.

Pirro hatte nur Töchter zurückgelaſſen, von denen Iſabella ſich mit Federigo von Aragon vermält hatte. Dieſer nachmalige unglückliche letzte König Neapels aus dem Hauſe Aragon war ein Sohn Ferdinands I. An ihn fiel das Herzogtum Andria.

Bald darauf folgte die Umwälzung Neapels durch den Zug Karls VIII. von Frankreich, der Sturz der Aragonen und endlich die Eroberung des Königreichs durch Spanien. Es war in jenen Kriegen des großen Kapitäns Conſalvo mit der franzöſiſchen Armee, wo in der Nähe Andrias der weltberühmte Zweikampf ſtattfand, welcher als Diſfida di Barletta unſterblich geworden iſt.

Ferdinand der Katholische verlieh demselben Consalvo zum Lohn seiner Dienste im Jahre 1503 auch das Herzogtum Andria. Hierauf schenkte Consalvo, welcher von dem castilianischen Könige nach Madrid entführt worden war, im Jahre 1515 Andria seiner Tochter als Mitgift, und diese brachte das Herzogtum an ihren Gemal, Don Luis Guevara de Cordova, und an dessen und ihre Nachkommen. Als sodann im Jahre 1527 der Marschall Lautrec seinen tollkühnen Zug nach Neapel unternahm, wurde Andria, vielleicht aus Rache des Schimpfs jener Disfida di Barletta, von den Franzosen in Brand gesteckt.

Ein Enkel Guevara's, mit Namen Consalvo, verkaufte im Jahre 1552 Andria dem Don Fabrizio Caraffa, welcher Graf des benachbarten Ruvo war. So ging das Herzogtum an diese Familie über. Sie war im siebzehnten Jahrhundert eines der mächtigsten unter den Baronalgeschlechtern Neapels und fast den Balzi vergleichbar.

Die Caraffa von Ruvo wohnten im Palast zu Andria fast drei Jahrhunderte lang, bis sich die Katastrophe der Familie Balzo in ihrem Hause wiederholte. Der Erstgeborene, Ettore Caraffa Graf von Ruvo, war ein glühender Anhänger der Republik, welche die Franzosen unter Championnet in Neapel eingerichtet hatten. Er führte im Jahre 1799 neben dem General Duhesme republikanische Truppen nach Apulien, um diese Provinz den Bourbonen wieder zu entreißen, welche bereits Andria und Trani besetzt hatten. Ettore leitete selbst den Sturm gegen seine eigene Vaterstadt, und hier zeigt man noch die Stelle, wo

dieſer kühne Republikaner als der erſte die Mauern erſtiegen hatte. Zehntauſend Bourboniſche, und das von den Pfaffen fanatiſirte Volk verteidigten Andria mit Wut, aber die Republikaner drangen ein. Sie metzelten die Bürgerſchaft nieder. Auf den Rat des wilden Caraffa wurde Andria, ſein eigenes Beſitztum, in Aſche gelegt. Aber bald genug eroberte der grüßliche Cardinal Ruffo ganz Apulien. Caraffa ergab ſich in Pescara; wider den Vertrag wurde er in den Kerker nach Caſtelnuovo abgeführt und hier, nach der Rückkehr der Bourbons, hingerichtet. Colletta erzählt von ihm: „er, ein Edelmann, ſollte durch das Beil ſterben; rücklings wollte er hingelegt ſein, um mit Verachtung die Maſchine herabfallen zu ſehen, welche Feiglinge fürchten.“

Das Haus Caraffa wurde gleichwol ſpäter in den Beſitz ſeiner Güter in Andria geſetzt, und erſt vor wenigen Jahren hat die verarmte Familie dieſe verkauft. Sie hat dort nichts mehr behalten als das Hohenſtaufen-Schloß Caſtel del Monte. Dies iſt es, was ich von der Geſchichte Andrias zu ſagen hatte.

Die Stadt liegt wenig mehr als eine Stunde vom Meer entfernt, auf einer reich bebauten Ebene. Hinterwärts wird dieſes Flachland von einer wellenförmigen Hügelkette abgeſchloſſen, auf welcher, einer Pyramide ähnlich, eine Anhöhe hervortritt, auf ihrer Spitze ein Schloß tragend. Es iſt Caſtel del Monte.

Die Landſchaft iſt ein unabſehbarer Mandelgarten. Oliven- und Weincultur, auch Orangenpflanzungen wechſeln damit ab, doch vorherrſchend iſt der Mandelbau. Wer die volkswirtſchaftlichen Verhältniſſe Apuliens nicht

kennt, möchte glauben, daß die in solcher paradiesischen Fülle der Natur lebenden Menschen im Reichtum schwelgen, und er wird dann mit Verwunderung wenige reiche Besitzer und Tausende von mühselig ihr Leben fristenden Bauern und Tagelöhnern vorfinden.

Hart vor Andria überschreitet man den Tratturo, die mit Gras bedeckte breite Wanderstraße der Herden Apuliens. Die Mauern der Stadt sind gefallen oder nur noch stellenweise erhalten. Sie breitet sich in weißen Massen in dieser Ebene aus, denn alle Häuser sind entweder weiß übertüncht oder aus dem apulischen Kalkstein von weißgelber Farbe erbaut. Der herzogliche Palast der Balzi und Caraffa neben der Kathedrale mit hohem Turm bildet den monumentalen Mittelpunkt Andrias, aus deren Straßen noch viele andere Kirchen und Türme und hie und da ein Palast aufsteigen. Es ist eine massiv und solid gebaute Stadt moderner Erscheinung, aber trotz ihrer Größe — sie zählt 35000 Einwohner — von so wenig vornehmem Aussehen, daß sie durchaus den Eindruck einer Stadt von Ackerbauern macht.

Ich fand sie in den Tagesstunden leer und todt, am Abend von Volk wimmelnd, das heißt nur von einer und derselben Classe belebt, von Bauern oder Feldarbeitern, in die blaue Jacke des Landes gekleideten Menschen von brauner Gesichtsfarbe und meist edel geformten Zügen. Die ruhige Gelassenheit dieser Hunderte von Menschen, wie sie auf den Plätzen umherstanden, ist mir ganz besonders aufgefallen. Es scheint ein gesittetes und gutgeartetes Volk zu sein, welches sich in einem immer gleichen Tempo zwischen Arbeit und Muße ohne Hast bewegt.

Aber dieſe Ruhe macht nicht den Eindruck des Bewußtſeins behaglichen Daſeins, ſondern den eines apathiſchen Zuſtandes in althergebrachten, ſtets freudeloſen, ſtets erduldeten Verhältniſſen.

Die Geſchichte Andrias — und ſie gilt hier für hundert andere Städte des Königreichs Neapel, wo, wie in keinem andern Land der Welt, der Feudalismus ſich in Jahrhunderten ſchichtweiſe abgelagert hat, wird es klar gemacht haben, daß die Bevölkerung dieſer Stadt keine Entwicklung zum Wolſtand hat nehmen können. Sie iſt die Geſchichte eines nie unterbrochenen, bis auf die moderne Zeit fortgeſetzten Feudaldrucks. Die Blutſauger des Volks waren hier der Baron und ſein Verbündeter, der Prieſter. Beide teilten ſich in den Beſitz der Aecker; faſt die größere Hälfte der Landſchaft Andrias war das Eigentum der todten Hand. Die Barone ſind endlich dahingeſchwunden. Auch das Kirchengut iſt endlich zum großen Teil verkauft worden. Aber dieſe Veränderung wurde eine Wolthat, die praktiſcherweiſe nur einzelnen Beſitzern zu gute gekommen iſt, welche nämlich reich genug waren, die ausgebotenen Güter zu kaufen. Ein freier Bauernſtand iſt nicht geſchaffen worden. Die Zuſtände ſind dieſelben geblieben: wenige beſitzen, die große Maſſe ſind Colonen und Löhner.

Die ſchreienden Uebel eines ſolchen Weſens in Süditalien und die ſociale Krankheit, welche ſich als deſſen Folge in manchen Provinzen eingewurzelt hat, haben neuerdings die lebhafteſten Erörterungen veranlaßt, ſowol im italieniſchen Parlament als in der Preſſe. Ich erinnere u. a. an die in der „Opinione“ erſchienenen mit-

telländischen Briefe Villari's, welche ein wolverdientes Aufsehen gemacht haben.

Auch Andria lehrt, daß der Mangel des besitzenden Bauernstandes den anderen einer durch Arbeit und Industrie reich gewordenen Bürgerschaft bedingt. Den bei weitem größten Teil der Bevölkerung dieser Stadt bilden noch heute die Ackerbauer und Feldarbeiter: sie wohnen nicht auf den Feldern, sondern in der Stadt selbst. Täglich ziehen hier zehntausend Feldarbeiter mit ihren Thieren aus und ein; so sagte mir der Syndicus Andrias, und er ließ mich selbst damit meine Frage beantworten: warum man die Straßen eines so stattlich gebauten Ortes nicht sauber zu halten vermöge.

Die Läden der Kaufleute und Handwerker zeigen einen nur primitiven Grad fast durchgehends bäuerischer Bedürfnisse. Im Mittelalter war Andria durch seine Töpfereien berühmt, und diese mochten noch eine Ueberlieferung der alten Vasenkunst sein; denn das nahe Ruvo, fortdauernd ein Fundort herrlicher Vasen, wie sie das Museum Jatta daselbst gesammelt hat, lehrt, daß jene Kunst hier im Lande heimisch war. Heute ist auch dieser Fabrikbetrieb auf das Notwendigste beschränkt.

Das Jahrhunderte lange Stehenbleiben volkreicher Orte Apuliens auf einer und derselben Stufe, des Ackerbaues nämlich, ohne daraus einen höheren bürgerlichen Organismus zu entwickeln, ist etwas durchaus Befremdendes. Man denke sich eine Stadt von 35000 Einwohnern irgendwo in Toscana und Oberitalien, von Deutschland und England nicht zu reden, so würde sie ohne Zweifel ein vielfach gegliedertes Leben darstellen, welches

sich in socialen Vereinen, in Associationen von Arbeit und Capital, in vielerlei Anstalten geselliger, musikalischer und wissenschaftlicher Natur auseinanderlegt. Nichts der Art ist hier zu finden; das einzige corporative Wesen ist das althergebrachte geistlicher Genossenschaften.

So große Städte wie Andria haben hier zu Lande weder ein Local für die geselligen Zusammenkünfte der Bürger, noch überhaupt irgendein Gasthaus, wo Reisende auch nur mittelmäßigen Standes einkehren können. Sie müßten denn in irgendeiner schmuzigen Taberne sich einquartieren wollen. Der Grund dieser auffallenden Thatsache liegt nicht gerade darin, daß Andria noch keine Eisenbahn besitzt, denn in Trani selbst fand ich noch im Jahre 1874 das erste Gasthaus der Stadt in einem geradzu unerträglichen Zustand; er liegt vielmehr darin, daß die mangelnde Betriebsamkeit und Production und das unentwickelte Leben der Bürgerschaft die Entstehung von Gasthäusern noch nicht zum Bedürfnisse gemacht haben. Der Reisende ist demnach noch heutiges Tages, wie im Mittelalter, auf die Gastfreundschaft der Bürger angewiesen, und hier tritt ihm wieder die Lichtseite dieses Zustandes entgegen, nämlich die Fortdauer einer alten und edeln Tugend.

Wir genossen in Andria die liebenswürdigste Gastfreundschaft einer angesehenen Familie, deren Haupt ein ehrwürdiger Greis, der Domherr Guglielmi, ist. Sein Neffe Domenico war mir schon durch Rafael Mariano in Rom bekannt geworden als ein leidenschaftlicher Verehrer deutscher Cultur. So fand ich in Andria ein

Haus, worin man deutsche Studien betrieb und dem deutschen Wesen eine aufrichtige Liebe entgegenbrachte.

Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die geistige Annäherung Italiens an Deutschland überhaupt im Zunehmen begriffen ist. Denn so ist die gegenwärtige freundliche Beziehung zu nennen: sie ist Annäherung, aber keine Sympathie. Die platonische Freundschaft, welche die Italiener heute für uns Deutsche empfinden, hat zu ihrer festesten Grundlage die Achtung der deutschen Wissenschaft. Die politischen Motive, welche seit 1866 hinzugekommen sind, haben zwar einen augenblicklich hohen Wert, aber dauernd und wesentlich sind sie nicht. Es lauert im Herzen vieler Italiener leider noch immer der alte Widerwille gegen die Deutschen. Denn die Eindrücke einer Jahrhunderte alten Geschichte, in welcher sich dieses Land mit und ohne sein Verschulden thatsächlich als Beute deutscher Eroberung und Fremdherrschaft befunden hat, lassen sich nicht in wenigen Jahren aus dem Volksgefühl vertilgen. Die Sympathien Italiens gehören auch heute noch dem ihm stamm- und culturverwandten Frankreich an. So kurz ist nicht das Gedächtniß der Italiener, daß sie die einzige ruhmvolle Epoche ihrer jüngsten Nationalerhebung vergessen sollten, die Zeit, als Cavour mit Hülfe Napoleons III. seinen kühnen Plan ins Werk setzte und so Großes erreichen konnte. Nur die Erinnerung an jenes Bündniß mit Frankreich ist für sie reich an genialen Thaten der Staatskunst und an tapferen Thaten der Armee; und nur sie ist frei von dem Bewußtsein tiefer Demütigungen, wie sie Italien im Jahre 1866 erfahren hat.

Selbſt der Verluſt Nizzas und Savoyens hat die Sympathien der Italiener für Frankreich kaum gemindert. Im Jahre 1870 verhinderte nur die Schnelligkeit unſerer Siege das Bündniß Italiens mit Napoleon, und der Zug Garibaldi's, eines Patrioten, den man als Repräſentanten des italieniſchen Volksinſtincts gelten laſſen darf, nach Frankreich, zur Bekämpfung derſelben Preußen, denen ſein Vaterland nacheinander die Befreiung Venedigs und den Fall des Papſtthums in Rom verdankte, entſprang nicht der Schwärmerei für ein republikaniſches Ideal allein, ſondern auch dem romaniſchen Verwandtſchaftsgefühl. Wenn ſich das neue Italien heute aus Notwendigkeit unter den Schutz des Princips und der Macht des neuen Deutſchlands ſtellen muß, ſo kann doch eine Zeit kommen, wo es ein viel wärmer und national empfundenes Bündniß mit Frankreich ſchließt. Trotzdem dürfen wir hoffen, daß die Kraft rationeller und praktiſcher Urſachen die gegenſeitige Achtung und die freundliche Beziehung der deutſchen und italieniſchen Nation zu einander mit jedem Jahre ſtärker machen wird.

Deutſchland trennt von Italien eine ſchwer auszugleichende Verſchiedenheit der Race, der Religion und der ganzen hier lateiniſchen, dort germaniſchen Bildung. Es fehlt noch den Italienern, dem Volk der ſchön begrenzten Formenplaſtik, in ſeinem natürlichen und geiſtigen Weſen, das Verſtändniß für ganze große Diſtricte in der germaniſchen Volksnatur. Vieles was dieſe gerade aus den Tiefen ihres Seelenlebens offenbart, bleibt jenen unzugänglich. So viele Verſuche auch gemacht worden ſind die deutſche Poeſie und Muſik in Italien einzuführen, ſo

sind sie doch alle als gescheitert zu betrachten. Wir haben es vermocht, so gut dem Dante wie dem Shakespeare einen Cultus zu weihen, welcher fast national zu nennen ist: aber es ist zweifelhaft, ob unsere größten Dichter und Musiker ihre Altäre und Jünger in Italien haben werden, wenn ihre Werke und deren Wirkung in der Welt den langen Zeitraum Dante's und Shakespeare's werden zurückgelegt haben.

Gleichwol ist es nicht übertrieben zu sagen, daß die Italiener heute mit Ehrfurcht auf Deutschland blicken, als auf eine terra sacra, worauf die Weihe des Gedankens liegt und wo die Tempel des Wissens stehen. Die ungeheure Geistesarbeit, welche das deutsche Volk in seinem von der Natur nur mittelmäßig ausgestatteten Lande seit drei Jahrhunderten geleistet hat, und die logische Methode in der es diese Arbeit darstellt, erregen das Erstaunen der Lateiner. Hier ist es das klare, wenn auch nicht in unserem Sinn schöpferische Denken, die Reflexion, der lebendige Trieb, alles Gedachte praktisch zu verwerten, endlich das Gefühl der Reformationsbedürftigkeit seiner im römischen Katholicismus dumpf gewordenen Geisteswelt, was den Italiener der deutschen Wissenschaft entgegenführt. Um dieser willen lernt er die deutsche Sprache. Er will vor allem die deutschen Denker begreifen lernen.

In seiner geistvollen Schrift über Cavour und dessen Formel: „Freie Kirche im freien Staat", hat der Philosoph Vera die Behauptung aufgestellt, daß die vollkommensten Offenbarungen des deutschen Geistes Luther und Hegel seien, und diese Ansicht wiederholte er mir

persönlich in Neapel. Wir selbst haben Luther diese höchste Stelle in der Nation gegeben, und wenn wir der Zukunft das Urteil überlassen, ob einst Hegel einen solchen Ehrenplatz einnehmen wird, so werden wir doch schon heute neben Luther noch einige andere Männer der Vergangenheit als die Typen deutschen Geistes zu nennen haben. Es ist bezeichnend für das Verhältniß der Italiener zur deutschen Cultur, daß einem ihrer scharfsinnigsten Denker der Gegenwart Lessing, Goethe und Schiller auf einem nicht gleich hohen Gipfel des deutschen Geistes zu stehen scheinen, als ihn Hegel einnimmt: während doch diese großen Männer gerade die verständlichsten und vollkommensten Zeugen unseres gesammten Nationalbewußtseins sind, in denen die reformatorische und philosophische Idee Deutschlands ihre künstlerische Realität gewonnen hat. Es mag indeß sein, daß Vera hier den deutschen Geist wesentlich nur von seiner speculativen Seite betrachtete, denn er selbst ist ein so gründlicher Kenner und so aufrichtiger Verehrer der deutschen Literatur wie wenige seines Volks.

Luther steigt gerade jetzt immer höher vor der Welt auf. Die Italiener begreifen erst heute mehr und mehr diesen größesten Freiheitshelden der modernen Cultur, nachdem sie angefangen haben seine Heldengestalt von dem Schmuze zu reinigen, mit dem die jesuitische Literatur dieselbe beworfen und unkenntlich gemacht hat. Sie erkennen, daß jene ganze unermeßliche Geistesarbeit der Deutschen die Wirkung der Reformation gewesen ist, und daß selbst die jüngste Wiedergeburt und Machtentfaltung des deutschen Reiches den Gedanken Luthers zu ihrer

Voraussetzung hat. Sie wiederholen täglich das Wort Machiavelli's, daß der moralische und politische Verfall Italiens die Schuld der Priesterreligion sei, aber sie selbst überliefern sich noch heute demselben Priestertum, welches nach wie vor ihr Gewissen und ihre Schule beherrscht, und derselben Papstkirche, deren Ziel die Alleingewalt des Priesters ist, deren Mittel zu diesem Ziele sind: die Knechtung des wissenschaftlichen Gedankens und die Zerstörung der politischen Nation. Bei der verzweifelten Unfähigkeit den politischen Gedanken mit dem reformatorischen zu verbinden, wodurch allein erst ein Volk lebensfähig wird, blicken die Italiener mit Achtung auf Deutschland, wo sie das Volk sehen, dessen Gewissen sich nicht durch die Priesterlüge ketten ließ, und dessen Culturstaat zu seiner Basis nicht eine todte politische Formel, sondern die lebendige Wissenschaft hat. So verschieden von der unsrigen auch ihre, namentlich der einseitigen Cavourianer Ansicht über die Mittel des sogenannten „Culturkampfes" sind, so verkennen sie doch dessen Bedeutung für Europa nicht, und sie begreifen, daß ein Staat, der aus dem Princip der Reformation entstanden ist, den Beruf und die Macht hat, auf ihren Wegen vorwärts zu gehen.

Dieselben von Deutschland geführten Kämpfe mit der römischen Kirche und dem Jesuitismus haben, in Verbindung mit dem Sturze des weltlichen Papsttums in Rom, auch die Erinnerung an die Hohenstaufen in Italien wieder lebendig gemacht. Denn auch die Heldengestalten Barbarossa's, Friedrichs II. und seiner Epigonen steigen gerade jetzt immer größer empor, und immer verständ-

licher wird ihre culturgeschichtliche Bedeutung im Licht der Gegenwart.

Hier in Andria sind mehrere Straßen mit hohenstaufischen Namen benannt. Alle diese Namen sind neu eingeführt; sie gehören einem neuen Bewußtsein der Italiener von ihrer Vergangenheit und einer neuen Auffassung der Geschichte an. Diese Wahrnehmung wird man heute oft in Städten Italiens machen. Ich habe mich bei Gelegenheit Manfredonias bereits darüber ausgesprochen, und auch die Gewaltsamkeit beklagt, mit welcher diese städtische Neutaufe nur zu oft betrieben wird. Bisher waren, wie in Rom, so in allen Städten Italiens, die Straßen zum größten Teil von Kirchen und ihren Heiligen benannt, denn die Kirche hat hier überall dem Leben ihren Stempel und Kalender aufgedrückt. Wo es nur irgend möglich ist, löscht nun heute das neue Geschlecht die mittelaltrige, das heißt kirchliche Legende ihrer Städte aus, und ersetzt sie durch die nationale und bürgerliche. Das ist sehr passend, wenn das local Bedeutende dabei festgehalten wird. Nicht immer ist dies in Andria geschehen, denn auch hier gibt es viel Willkürlichkeit in der Namengebung. Es ist in der Ordnung, wenn hier Straßen nach verdienten Bürgern genannt werden, wie nach Flavio de Excelsis oder nach Carlo Troya, dem bekannten liberalen Minister Neapels im Jahre 1848 und hochverdienten Geschichtsforscher, welcher in Andria geboren war. Aber warum hier Straßen den Namen Salvator Rosa und Cimarosa tragen, weiß wol niemand recht zu sagen.

Es gibt in Andria Plätze und Straßen, die nach

Friedrich II., nach Konrad IV. und Manfred benannt sind; auch fand ich eine Via Jolanta und Via Pier delle Vigne.

Die Via Federico II. di Svevia ist die Fortsetzung der langen Straße Corrado IV.; sie führt auf das Tor S. Andrea, auf welchem die schon bemerkte Inschrift steht: Imperator Federicus ad Andrianos: Andria Fidelis Nostris affixa midullis 1230. Dieses Tor, das letzte übrig gebliebene der alten Stadttore Andrias, ist im Rococostil erneuert worden, im Jahre 1593. Neben ihm steht die älteste Kirche der Stadt, Sant' Andrea, und daneben liegt das Viertel le Grotte di Sant' Andrea, wo nach der Ansicht der Antiquare der erste Ursprung der Stadt zu suchen ist. Dieses Quartier ist ein malerisches Labyrint von noch altertümlichen Häusern mit Hallen und Terrassen. Es wird von dem ärmlichsten Teile des Volks bewohnt, den Frascari, Menschen, die vom Verkauf von Reisigbündeln kümmerlich ihr Leben fristen.

Wenn es im Mittelalter in Andria noch Denkmäler aus der Hohenstaufenzeit gegeben hat, so sind diese in den Katastrophen der Stadt unter den Anjou und Aragonen, endlich in dem Brande des Jahres 1799 untergegangen. Dieses letzte furchtbare Unglück hat den Verlust vieler Monumente in Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden zur Folge gehabt.

Damals wurden nur wenige Kirchen verschont. Einige haben ihre Façaden und Portale gerettet. So die Kirche Porta Santa, ein einfacher und schöner Kuppelbau mit Kreuzgewölben. Sie führt ihren Namen von der

Legende, welche erzählt, daß Petrus durch das Stadttor in der Nähe ſeinen Einzug in Andria gehalten habe. Die Gründung dieſer Kirche wird Konrad IV., ihre Vollendung dem König Manfred zugeſchrieben. Aber dieſe Angaben ſind unſicher; wenn ſie ein urſprünglich hohenſtaufiſcher Bau geweſen iſt, ſo wurde ſie doch ſpäter umgebaut, und ſie erſcheint heute durchaus als ein Werk der Renaiſſance. Auf den Pilaſtern ihres ſchönen Portals ſieht man zwei ſteinerne Bildniſſe in Medaillonform, und dieſe benennt man ohne jeden Grund Friedrich und Manfred, da ſie modernen Urſprungs ſind.

Aelter ſind die Kirchen S. Francesco, mit einem Kloſter gothiſchen Stils, in deſſen Kreuzgang altertümliche, faſt verwiſchte Fresken zu ſehen ſind; S. Domenico mit einem zerſtörten Kloſterhof in gleichem Stil, worin der Herzog Francesco II. del Balzo begraben liegt, und die urſprüngliche Templerkirche Sant' Agoſtino mit einem bemerkenswerten gothiſchen Portal von ſchöner Zeichnung und mit vorzüglichen Sculpturen in der Lunette. Dieſe Kirche hatte Friedrich II. dem Orden der deutſchen Ritter zum Eigentum gegeben, den er im Jahre 1230 mit vielen Gütern in Andria ausſtattete. Die Deutſchherren beſaßen überhaupt in Apulien reiche Commenden, wie die Abteien bei Siponto, bei Terlizzi und Cerignola, und große Hospitäler in Brindiſi und Barletta. Ihre Kirche zu Andria kam im Jahre 1387 in den Beſitz der Auguſtiner. Jene genannten Kirchen ſind hier die hauptſächlichſten Denkmäler der Gothik; außer ihnen hat ſich der gothiſche Stil nur noch in wenigen Gebäuden erhalten, wie im Palaſt Torre.

Der gothisch angelegte Dom San Riccardo erfuhr einen mehrfachen Umbau, namentlich seit dem Jahre 1463, wo der Bischof Antonius de Joannocto darin baute. Er ist eine große und stattliche Kirche von drei gleich großen Schiffen, bietet aber nichts besonders Denkwürdiges dar. Die Monumente in seinem Innern sind untergegangen. Vergebens bemühte ich mich, eine Spur von den Mausoleen der beiden Kaiserinnen Jolantha und Isabella aufzufinden. Beide Frauen Friedrichs II. waren in einer unterirdischen Capelle bestattet, welche später zu einem Beinhaus diente und verschlossen wurde. Man müßte die Capelle von dem in ihr angehäuften Schutt befreien, um die Reste der kaiserlichen Mausoleen und die Grabinschriften wieder ans Licht zu bringen.

Unmittelbar neben dem Dom steht der Palast der Herzoge Andrias, ein großer viereckiger Bau, welcher seinen mittelalterlichen Charakter, die Türme und Zinnen, längst verloren hat. Hier wohnten die Balzi und dann die Caraffa. Der Brand im Jahre 1799 beschädigte den Palast und zerstörte zugleich den größesten Teil des herzoglichen Archivs; was davon noch gerettet worden war, soll, wie man mir in Andria erzählte, an die Gewürzkrämer verkauft worden sein, als nämlich die Herzoge Caraffa selbst ihren Palast verkauften. Es erstand ihn ein wolhabender Besitzer der Stadt, Herr Spagnoletti. So ging diese alte Residenz feudaler Grafen und Herzoge in die Hände eines einfachen Bürgers über, wie viele andere Schlösser und Paläste berühmter Geschlechter im ehemaligen Königreich Neapel das gleiche Schicksal erfahren haben.

Es gibt in Andria noch einige ansehnliche Paläste, die im Besitz reicher Bürger sind. So jenen der Familie Ceci in der besten und saubersten Straße der Stadt, Sant' Agostino. Auch das Municipium, welches über beträchtliche Einkünfte verfügt, hat sich im Jahre 1860 einen schönen Gemeindepalast aufgebaut. Seinen Hauptsaal zieren viele Porträte der Balzi und Caraffa; auch zeigt man dort das Bildniß Konrads IV., natürlich ein fingirtes.

Eine Stunde von Andria entfernt liegt mitten im Felde der Kampfplatz der berühmten Disfida di Barletta. Dort fochten am 13. Februar 1503 dreizehn italienische Ritter mit ebenso vielen auserwählten Franzosen einen Zweikampf aus, welchen höhnische Bemerkungen französischer Krieger über die Kriegsuntüchtigkeit der Italiener veranlaßt hatten. Der große Kapitän Consalvo, Oberbefehlshaber der spanischen Macht, bekämpfte damals von Barletta aus die Franzosen in Apulien, und unter seinen Fahnen dienten viele Italiener im Solde Spaniens, namentlich Ritter aus dem Hause der Colonna. Das militärische Ansehen Italiens war so tief gesunken, daß es mit Recht den Spott der Franzosen erregte. Dieses Land, worin noch am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts der Ruhm großer Generale, wie der Sforza und Braccio, und ihrer kriegerischen Einrichtungen geglänzt hatte, war so wehrlos geworden, daß es Karl VIII. von Frankreich von den Alpen herab bis nach Neapel durchziehen und erobern konnte, mit Sporen aus Holz an den Stiefeln und den Kreidestift in der Hand, um die Quartiere der Armee in den Städten aufzuzeichnen, wie Alexander VI. ironisch sagte. Die Ausforderung der Italiener galt der

Ehre des Vaterlandes, und der ritterliche Zweikampf sollte darthun, daß in dem unglücklichen, zerrissenen, von Spaniern und Franzosen zerfleischten Lande, wenn auch nicht mehr die politische Kraft und Tugend, so doch die Tapferkeit der Väter noch fortlebte. Der Zweikampf erhielt eine nationale Bedeutung, und in Wahrheit ist nie ein so vernünftiger irgendwo ausgefochten worden.

Seine Ordner waren für die beiden Parteien die berühmtesten Kriegsmänner jener an Helden so reichen Zeit, der Ritter Bayard und der Römer Prospero Colonna, die Richter und die Zeugen waren die tapfersten beider Heere, angehörig den drei romanischen Nationen. Man hatte festgesetzt, daß jeder Besiegte seine Pferde und Waffen und hundert Goldducaten dem Sieger ausliefern solle. Die tapferen und fröhlichen Franzosen erschienen in ihrem nationalen Uebermut so siegesgewiß, daß ihrer keiner jene Summe Goldes mit sich gebracht hatte. Aber das Loos fiel anders aus als ihre Erwartung; ein Franzose blieb todt auf dem Kampfplatz, die andern wurden verwundet in das Castell Barletta abgeführt, wo sie erst ihr Lösegeld aufzubringen hatten und dann freundlich entlassen wurden.

Der für die Ehre Italiens ruhmvolle Ausgang des Zweikampfs ist in hundert gleichzeitigen und späteren Schilderungen beschrieben worden. Die französische Eitelkeit erlitt die verdiente Züchtigung, und diese war das Augurium des baldigen Untergangs der Armee Frankreichs in Neapel. Ganz Italien jubelte, nur mischte sich in diese patriotische Freude das demüthigende Bewußtsein, daß der ritterliche Sieg nicht für die Freiheit des Vaterlandes,

sondern unter den Fahnen des spanischen Eroberers erfochten war, der bald darauf halb Italien knechten sollte. Gleichwol ist jene Stelle mit Recht den Italienern heilig; denn hier erhob sich doch ihr Selbstbewußtsein wieder aus einer langen Schmach. Diesen Kampfplatz tapferer Männer, wo nur sechsundzwanzig Streiter gegen einander fochten, darf man immerhin mit mehr innerem Anteil betreten, als hundert andere Schlachtfelder, worauf ganze Armeen für die Launen der Könige oder die Ländergier der Eroberer verbluteten.

Die Stelle liegt unter Weingärten auf ebenem Feld. Sie ist durch ein steinernes Denkmal in Form eines antiken Grabmals mit gegiebelter Front bezeichnet, welches vom Volk Epitaffio genannt wird. Dasselbe setzte im Jahre 1583 der Herzog Ferrante Carracciolo als Präfect der Terra d'Otranto. [1]

---

[1] Die Inschrift darauf lautet:

Quisquis Es Egregiis Animum Si Tangeris Ausis
Perlege Magnorum Maxima Facta Ducum
Hic Tres Atque Decem Forti Concurrere Campo
Ausonios Gallis Nobilis Egit Amor
Certantes Utros Bello Mars Claret Et Utros
Viribus Atque Animis Auctet Alatque Magis
Par Numerus Paria Arma Pares Aetatibus Et Quos
Pro Patria Pariter Laude Perisse Juvet
Fortuna Et Virtus Litem Generosa Diremit
Et Quæ Pars Victrix Debuit Esse Fuit.
Hic Stravere Itali Justo in Certamine Gallos
Hic Dedit Italiæ Gallia Victa Manus
O.P.T. Max. Exercituum
Deo.

Von diesem Denkmal nach Andria zurückkehrend, nahmen wir den Weg über Corato, einen kleinen aus gelbem Kalkstein zierlich erbauten Ort, mitten in Wein- und Olivengärten. Ich sah kaum eine so freundliche und reinliche Stadt in Apulien, und meine Verwunderung darüber ausdrückend, erhielt ich die Erklärung: daß sie sauber sei, weil die Feldarbeiter nicht in ihr, sondern auf den Feldern wohnen. Diese selbst, namentlich die Weinberge, sind musterhaft gehalten. In ihnen bemerkt man an vielen Stellen kegelförmige Häuschen (casella genannt), welche aus Kalksteinen ohne Mörtel zusammengesetzt sind. Sie dienen zur Aufbewahrung von Werkzeugen des Feldbaues und zur Lagerstätte für die Wächter.

Ich hatte einen ganz besonderen Grund Corato zu besuchen; denn diese Stadt ist jenes Quadrata oder auch Curiata, welches der unglückliche Don Alfonso von Aragon nebst Bisceglie von der Krone Neapels empfangen und seiner Gemalin Lucrezia Borgia als Heiratsgut mitgebracht hatte. Von Corato aus ist auch das nahe Bisceglie (im Altertum Vigilia) zu sehen, eine schöne Hafenstadt am Meere, mit weißen Häusermassen und vielen Türmen. Alfonso war davon Herzog und diesen Titel führte auch Donna Lucrezia fort, nachdem ihr Bruder

---

Ferdinandus Caracciolus Aerolæ Dux Cum A Philippo Regum Max. Novi Orbis Monarca Salentinis Japicibusque Præfect. Imperaret Virtutis
Et Memoriæ Causa Octaginta Post Annis
Anno a Christo Deo Nato MDLXXXIII.
Darunter: Patriæ Gloriæ Monumentum
Capitulum Tranense Refecit MDCCCXLVI.

Cesar ihren Gemal hatte erwürgen lassen. Zur Zeit jenes Zweikampfes lebte sie schon in Ferrara, aber Corato wie Biseeglie gehörten noch ihrem kleinen Sohne Rodrigo. Cesar Borgia selbst war im Jahre 1502, zur Zeit als er und sein Vater Alexander sich enge an die Politik Spaniens angeschlossen hatten, vom König Ferdinand dem Katholischen sogar zum Herzog Andrias (Dux Handrie) ernannt worden. Er war also der unmittelbare Vorgänger jenes Consalvo, welcher ihn nur ein Jahr später in Neapel verräterisch gefangen nahm und nach Spanien schickte, und dann selbst Andria von der Krone Spaniens zum Lehn erhielt.

Von Corato gelangt man in weniger als zwei Stunden nach der Stadt Ruvo, welche seit dem Anfange dieses Jahrhunderts als Fundort antiker Vasen aus gebranntem Ton berühmt geworden ist. Ruvo ist ein unansehnlicher Ort, von etwas mehr als zwölftausend Einwohnern, in einer fruchtbaren, überaus weinreichen Landschaft gelegen, wie Corato und Andria. Seinen unzweifelhaften griechischen Ursprung beweisen die antiken Gräber, die überall nicht nur draußen auf den Feldern, sondern mitten in der Stadt, gefunden werden. Aus den bildlichen Darstellungen auf vielen jener Vasen, die man aus ihnen hervorgezogen hat, aus Scenen nämlich der Theseussage und andern attischen Mythen, hat ein literarisch gebildeter Bürger der Stadt, Herr Giovanni Jatta, den Schluß gezogen, daß Ruvo eine alte attische Colonie gewesen sei.

Dies mag auf sich beruhen; genug, daß es eine Reihe von antiken Münzen gibt, welche die griechische Aufschrift

ΡΥΒΑ, ΡΥΕ, ΡΥΒΑΣΤΕΙΝΩΝ tragen. Horaz nennt den Ort Rubi:

> Inde Rubos fessi pervenimus, utpote longum
> Carpentes iter, et factum corruptius imbre.
> Postea tempestas melior, via pejor ad usque
> Bari moenia pervenimus: dehinc Gnatia — —
> Satir., I. v. 44.

Die Einwohner der Stadt nennt Plinius Rubastini.

Von ihren geschichtlichen Verhältnissen während des Alterthums und in langen Jahrhunderten des Mittelalters ist kaum etwas bekannt. Jatta mußte daher in einige Verlegenheit kommen, als er die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben unternahm. Sein Werk erschien im Jahre 1844 zu Neapel unter dem Titel: „Cenno storico sull' antichissima città di Ruvo nella Peucezia."

In der normannischen Zeit gehörte die Stadt zur Grafschaft Conversano, dann wurde sie ein eigenes Lehn, dessen Zustände jedoch völlig dunkel geblieben sind. Im fünfzehnten Jahrhundert waren die Balzi des benachbarten Andria, später die Caraffa Grafen von Ruvo.

Die Residenz dieser Feudalherren war das dortige Castell, von dem sich noch starke Ueberreste mit einem kolossalen Turm erhalten haben. Die Zeit der Erbauung der Burg ist unbekannt.

Dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert gehört die Kathedrale Ruvos an, wie das aus ihrem Baustil geschlossen werden darf. Diese Kirche, eine mäßige Basilika von drei Schiffen und drei Absiden, hat ein mit Sculpturen reich verziertes Portal im Rundbogenstil, und zwei Seitenportale; in der Mitte der Façade eine Fensterrose. Neben

ihr steht ein schwärzlicher, hoher Glockenturm. Das Ganze, ernst und düster, von der Zeit geschwärzt, steht in der Umgebung der engen, kleinen Straßen sehr fremdartig aus. Es ist die plastische Gestalt einer für uns rätselhaft gewordenen Vergangenheit, welche sich hier plötzlich dem Blick enthüllt.

Das Menschengeschlecht, welches diese Kirche gebaut hat, von deren Entstehungszeit, unter uns gänzlich unbekannt gebliebenen Bischöfen und Grafen, wir gar nichts wissen, ist für uns kaum minder geheimnißvoll, als jenes antike Geschlecht, welches die kunstvoll geformten und bemalten Vasen in die Gräber Ruvos legte.

Denkmäler sind psychologische Offenbarungen des Lebens der Menschheit. Der Architekt und der Kunstkenner mißt und zergliedert sie, und er ordnet sie den Systemen der Kunstgattungen und Stile ein; der Culturforscher bringt sie in synthetischen Zusammenhang mit dem Leben selbst, und er würde das innerst Wahre und Wirkliche angedeutet haben, wenn es ihm gelänge, nach Denkmälern den geistigen Organismus des Menschengeschlechts zu ermessen, aus dessen Bildung und Denkweise gewisse Schöpfungen mit Naturnotwendigkeit entspringen mußten. Aber noch sollen die Geschichtschreiber kommen, welche dieses Geheimniß aufschließen. Wir besitzen heutzutage nur erst das lückenhafte historische Material für eine Philosophie der Entwickelung des schöpferischen Menschengeistes.

Diese Abschweifung hier entstand keineswegs durch etwas Außerordentliches, was der Dom Ruvos darböte, denn diese Kirche ist nur dritten Ranges unter den schönen Bauwerken solcher Natur. Sie entstand vielmehr aus der zu-

fälligen Empfindung des Rätselhaften und Mythischen, welche mich dort durchdrang, und dieses erregte mich nicht weniger, als es der Anblick der Vasen im Museum Jatta that, in welches wir uns unmittelbar von jener Kathedrale begaben.

Ruvo würde heute ein unbedeutender und von Fremden schwerlich besuchter Ort sein, ohne dies sehr merkwürdige Museum.

Schon lange bevor die antiken Tongefäße dieser Stadt von sich reden machten, wurden solche hier gefunden. Arbeiter im Felde, und Bürger, welche Häuser bauten, mußten oft genug auf alte Gräber und ihren Inhalt stoßen. Aber man beachtete diese nicht; zahllose Vasen wurden im Lauf der Zeit als Scherben weggeworfen. „In meiner Jugend", so erzählt der Geschichtschreiber Ruvos, „hörte ich von alten Leuten, daß Feldarbeiter, wenn sie antike Gräber fanden, aus Aerger, in ihnen statt Geld nur tönerne Gefäße vorzufinden, diese mit ihren Hacken zerschlugen. Daher kommt es, daß man die städtischen Gründe, wo man Gräber zu entdecken pflegt, mit vielen Scherben antiker Tongefäße bestreut findet. Wie haben sich seither die Zeiten geändert! Denn heute sind es eben diese Feldarbeiter, welche den Anspruch machen, daß jedes Stück einer beliebigen antiken Vase ein Stück Goldes wert sei."

Die Gefäße Ruvos kamen plötzlich im Jahre 1810 in Ruf, nachdem nämlich ein Maurer mit Namen Rinaldo di Zio beim Graben der Fundamente eines Hauses an den alten Stadtmauern ein Grab entdeckt und in ihm Vasen von besonderer Schönheit der Form und Malerei gefunden hatte. Die neapolitanische Regierung erwarb diese Am-

phoren; sie kamen nach Neapel, dann aber mit andern, in Canosa gefundenen im Jahre 1815 nach München, wo sie noch einen ausgezeichneten Bestandteil der dortigen Vasensammlung bilden.

Seit diesem Fund bemächtigte sich der Rubestiner eine wahre Ausgrabungswut. Sie erreichte, nach dem Bericht Jatta's, ihre Höhe im Jahre 1822. Ruvo bot damals im kleinen den Anblick der Goldgräbereien Californiens dar. Es bildeten sich Gesellschaften; man durchwühlte die ganze Umgebung der Stadt. Die Felder verwandelten sich in Märkte. „Wenn man alle Vasen", so erzählt Jatta, „die man damals ausgrub, in eine Sammlung vereinigt hätte, so würde dieselbe durch ihre Zahl und ihren Wert vielleicht jede andere in der Welt übertroffen haben." Die Gefäße Ruvos gingen massenhaft ins Ausland; nebst denen aus Nola, Nocera, Cumä, aus den Städten Apuliens und Lucaniens, und denen Siciliens stehen sie heute im Nationalmuseum Neapels aufgestellt, und auch sonst gibt es schwerlich ein Museum in Europa, welches nicht rubische Tonvasen besäße.

Im Angesicht eines so außerordentlichen, glücklich verteilten Reichtums konnten die Bürger Ruvos auch den fremden Museen ihre Schätze gönnen, um so mehr als der Rechtsgelehrte Giovanni Jatta und sein Bruder Giulio damals den patriotischen Gedanken gefaßt und durchgeführt haben, ihrer Vaterstadt einen guten Teil jener Kostbarkeiten zu erhalten. Diese Bürger gründeten ein Museum der Tongefäße im Jahre 1820 und vollendeten dasselbe im Jahre 1835. Heute ist es in einem der genannten Familie gehörigen neuen und schönen Gebäude vereinigt.

Sein gegenwärtiger Besitzer ist Herr Giovanni Jatta, ein Neffe des eigentlichen Gründers der Sammlung. Er hat sein Museum, den Stolz Ruvos und der ganzen apulischen Umgegend, in einem umfassenden 1178 Seiten starken Katalog beschrieben. (Catalogo del Museo Jatta con breve specificazione dei monumenti da servir di guida ai curiosi per Giovanni Jatta, Napoli 1869.)

So wunderlich sind die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung im Menschenleben: irgendein armer Maurer findet ein paar schöne Vasen, und dieser Fund, der ihm selbst nichts eingetragen hat, als ein wenig Geld, gründet in der Folge das Glück und auch den Ruf einer andern Familie. Dem Namen Jatta ist nun für lange Zeit die Fortdauer in der Kunstgeschichte gesichert worden.

Das Museum enthält, alles zusammengerechnet, etwa 1700 Gefäße. Dazu kommt eine Sammlung von Terracotten und Anticaglien verschiedener Natur, und ein Münzcabinet.

Die Vasen Ruvos zeigen mehrere Epochen der Kunst. Viele gehören schon der Zeit des ins Barocke gefallenen Geschmackes dieser schönen griechischen Industrie an. Und sie gibt uns, wenn auch nur in handwerksmäßigem Betriebe, noch heute einen Begriff von der Blüte der hellenischen Malerei überhaupt, deren stofflicher Inhalt, deren vollendeter Adel in der Form im öffentlichen und häuslichen Leben des Volkes sich abgespiegelt hat. In der Blütezeit jener Vasenkunst, die man in Italien die etruskische zu nennen pflegt, erschienen die Figuren in der Regel rot oder gelblich auf dem glänzend schwarzen Grunde des Gefäßes. Der ältere, strengere Stil hat schwarze Figuren auf rotem Grunde.

In der Zeit des Verfalles der Kunst wurden die Amphoren an Umfang größer, bunter in der Decoration und überhaupt roccocohaft überladen.

Ein Sohn des Herrn Jatta hatte die Güte, uns einige Gräber zu zeigen, von denen eins eben erst beim Legen der Fundamente eines Hauses mitten in der Stadt entdeckt worden war. Solche Gräber, zumal vornehmer Personen, sind in der Regel in dem lebenden Stein ausgegraben. Die viereckige Vertiefung schloß stets eine fest eingefügte Steinplatte; doch hat der Mörtel, welcher dieselbe befestigte, nicht den Einflüssen der Witterung widerstehen können, sodaß sich fast alle, auch die noch nie durchsuchten Gräber mit Erde angefüllt gefunden haben.

Die meisten zeigten mit Stuck bekleidete oft auch bemalte Wände. Der Körper des Todten liegt mit dem Kopf nach Sonnenuntergang gewendet. An seinem Fußende steht die größeste und schönste Vase; an seinen Seiten befinden sich die Gefäße mittlerer Größe; endlich steht, wie Herr Jatta versicherte, ohne Ausnahme eine Vase auf der Brust des Todten. Dieselbe Anordnung zeigen die etruskischen Gräber, wie man solche im Museum Bolognas sehen kann. Unzweifelhaft sind diese Vasen in Fabriken Ruvos selbst gearbeitet worden.

Castel del Monte,

Schloß der Hohenstaufen in Apulien.

1875.

I.

Von den Bergen Apuliens zieht sich eine lange Hügelkette südostwärts in die Terra di Bari hinein und hinweg über Altamura und Gravina bis gegen das Vorland des Golfs von Tarent. Dieser Gebirgszug steht auf der Grenze der Basilicata. Man nennt ihn Le Murgie: er ist ein einförmiges und ödes Bergland, teils mit Eichenwäldern bedeckt, teils baumlos und kahl. Die Abhänge dieser Hügelkette bieten die trefflichsten Weiden dar, und hier sind seit uralten Zeiten Hirten und Jäger umhergewandert. Die Murgie stehen dem Meer parallel, von dem sie nur wenige Meilen entfernt sind.

Von der Küste wie vom Flachland aus sieht man überall, schon auf Meilenweite, aus jener niederen Bergkette einen pyramidenförmigen baumlosen grünen Hügel sich erheben, auf seiner Spitze ein einsames Schloß tragend, denn kein anderes Gebäude steht auf ihm. Dieses Schloß ist das berühmte Castel del Monte. Es erscheint, von weitem gesehen, kreisrund und zeigt keine Türme. Nur die tiefen Schlagschatten oder Falten dieser Rundmasse von Mauerpfeilern lassen auch aus der Ferne schließen, daß

es ein Oktogon ſei, mit ſtumpfen Türmen an jeder Ecke. Als weithin ſichtbares, die unermeßliche Ebene beherrſchendes Wahrzeichen nennt es das Volk das Belvedere oder den Balkon Apuliens. Man könnte es noch paſſender die Krone Apuliens nennen. Denn gleich einer Mauerkrone ruht dieſes gelbe Schloß auf jenem Hügel. Wie die Krone des Hohenſtaufenreiches, das herrliche Land krönend, erſchien es mir, wenn es die Abendſonne von Purpur und Gold funkeln ließ.

Hr. Marchio, Exſyndicus Andrias, hatte uns eine Einladung geſchickt, mit ihm das Schloß Friedrichs II. zu beſuchen und zu dieſem Zweck auf ſein Landgut Paleſe hinauszukommen, wo er den Monat Mai mit ſeiner Familie zubrachte. Seine Meierei liegt in den Murgie und nur eine Stunde von Caſtel del Monte entfernt. Mit Freuden dieſer Einladung folgend, fuhren wir in der Morgenfrühe des 12. Mai von Andria dorthin, begleitet von einigen Herren der Familie Spagnoletti zu Pferde.

Die Fahrt ging erſt durch Culturland und auf gebahnter Straße fort, dann auf ſchwierigen Landwegen durch Gebüſche und Wildniſſe, wo wir Reſte der Via Appia vorfanden. Nach kaum zwei Stunden erreichten wir Paleſe, ein vereinzeltes Gehöft auf der Abſenkung der Murgie, mitten im Eichengebüſch und zwiſchen Wieſen- und Ackerland. Die Familie begrüßte uns am Eingang mit großer Herzlichkeit: kraftvolle Menſchen, von blühender Geſundheit ſtralend, einfach und naturwüchſig; wir fühlten uns da ſofort zu Hauſe.

Ein Blick aus dem Hof Paleſe in die ſtillen Wildniſſe umher zeigte mir, warum Friedrich II. dieſen Ort zu ſeinem

Luſtſchloß gewählt hat. Indeß Luſtſchloß iſt nicht das richtige Wort dafür, vielmehr war Caſtel del Monte offenbar ein Jagdſchloß. Die Natur iſt hier nicht in dem Sinne ſchön zu nennen, daß ſie einlüde fürſtliche Luxusvillen mit Parks zu bauen, wie an den Golfen Neapels. Es iſt ein monotones, faſt ſchwermütig zu nennendes Heideland, worin grüne Täler mit öden zerriſſenen Hügeln abwechſeln, ganz geeignet für die Falkenjagd. Wir beſitzen noch das Werk, welches der große Kaiſer ſelbſt über dieſe damals edelſte aller Weidmannskünſte verfaßt hat; er hat darin als ein Ornithologe erſten Ranges das Leben und Wandern und kurz die ganze Natur der Vögel meiſterhaft dargeſtellt. An dieſem Buche ſchrieb er in ſeinen Mußeſtunden auf irgend einem ſeiner Jagdſchlöſſer. Er beſaß mehrere ſolcher für die Falkenjagd beſtimmte Schlöſſer in Apulien und Lucanien, bei Foggia und Gioja, bei Apricena und Avigliano. Wo er ſich immer befinden mochte, führte er ſeine Falken und Falkenierer mit ſich. Da nun Caſtel del Monte das großartigſte aller ſeiner Jagdſchlöſſer war, ſo wird der große Kaiſer hier wol am häufigſten gejagt haben.

Der Ritt nach dieſem Schloß gehört zu meinen ſchönſten Wandererinnerungen. Wir bildeten eine Calvalcade von ſieben Perſonen auf ſtarkgebauten apuliſchen Pferden. Die Herren, welche uns, ihre Gäſte, geleiteten, jugendliche und ſtattliche Männer aus Andria und Paleſe, hatten ſich mit Doppelflinten bewaffnet, und ſelbſt in den Halftern der Sättel ſteckten Piſtolen. Die Murgie ſind wol zu Zeiten, wie der Silawald in Calabrien, nicht ganz geheuer geweſen, doch gegenwärtig hört man hier nichts

von Räubern. Diese Herren trugen ihre Gewehre nur als Jäger überhaupt, oder weil es von früher her festgehaltene landesübliche Gewohnheit ist. Sie boten zu Roß einen stattlichen Anblick auf den Heiden und Hügeln dar.

Es ist eine rechte Wonne diese apulische Wildniß zu durchreiten, die balsamischen von Blumenduft gewürzten Mailüfte einzuatmen, das tief blaue Meer drüben stralen zu sehen, und den ätherreinen Himmel, welcher Land und Meer umschlingt. Es sind wirklich Flammenpfeile die hier Helios versendet; aber sie beschädigen nicht, wenigstens noch nicht im Mai. Das Licht dieses Himmels berauscht die Seele, wie Trank perlenden Weines: man schlürft und atmet es gierig ein; es zehrt die Nebel im Gemüt auf, jene giftigen Dünste, welche in den Nordländmenschen grundlose Stimmungen erzeugen, Qualen der Einbildung, den Spleen und den Weltschmerz und den verzweifelten Humor. Das Licht ist Freude, es entfesselt die Seele, und es setzt sie unmittelbar in Verbindung mit dem Universum, wie die Musik. Wenn die Sonne dort unten so recht heiß scheint, ist es mir immer als setzten sich Flammen an Seele und Leib, wie Fittiche, welche beflügeln und heben. Es ist wol eine menschen- und götterwürdige Religion gewesen, der Sonnendienst der Perser, und jener Apollocultus, welchem Hellas seine Cultur verdankt.

Und darf man es den Hohenstaufen verargen, daß sie dieses sonnige Land, ihr apulisches Reich, nicht missen konnten, daß sie immer wieder darum kämpften bis auch der letzte ihres großen Geschlechts erschlagen lag?

Hinauf reitend über die grünen Hügel, hatte ich das wunderbare Schloß stets vor Augen, dessen gelbe Massen

sich immer deutlicher gestalteten. Dieses vereinsamte Denkmal einer großen Vergangenheit ruft keine Erinnerungen an Schlachten und Kriege, an höfische und politische Frevel, an Ränke von Päpsten und Pfaffen hervor: vielmehr gilt unser Besuch den friedlichen Räumen, wo der geniale Kaiser sich den Studien in ländlicher Stille und den Freuden der Jagd hingegeben hat. Und doch fallen selbst in dieses schöne Bild finstere Schatten, die es zerstören; denn es sind die letzten Hohenstaufen, die unglücklichsten Enkel Friedrichs II., die Söhne Manfreds, welche uns in diesem Schloß entgegentreten, ihre Ketten zeigen und ihre namenlosen Leiden klagen.

Ich wußte, daß Castel del Monte das am besten erhaltene Schloß Friedrichs II. ist; denn seine Paläste in Foggia, in Capua und Lucera und seine schönen Lustschlösser zu Castel Fiorentino und am Lago Pesole sind zerfallen. Trotzdem war ich überrascht dieses herrliche Gebäude in einem viel besseren Zustande zu finden als ich erwartet hatte. Es ist innen verwüstet, außen stellenweise beschädigt, aber keineswegs eine so verzweifelte Ruine wie das heidelberger Schloß. Vielmehr steht die ganze Masse mit Mauerflächen und Türmen fast überall bis zu der ursprünglichen Höhe aufrecht, sodaß das Ganze noch heute nahezu den Eindruck der Vollendung macht.

Das Schloß ist ein Achteck. An jeder Ecke steht ein stumpfer runder Turm von so mäßiger Höhe, daß er nur um ein Weniges den Kranz der Wandflächen überragt. Das Material ist der Kalkstein des Hügels selbst, ein Stein von schöner hellgelber Farbe, zu Quadern geschnitten und auf das sauberste zusammengefügt. Das Ganze sieht

vollkommen aus, wie ein Marmorbau. Es hat nichts was einer Festung ähnlich ist.

Die Formen sind von einer classisch zu nennenden Einfachheit und Reinheit, welche Erstaunen erregt und einen hohen Begriff von der hohenstaufischen Architektur in diesem Lande gibt. Sie war offenbar vom Ideal des Altertums durchdrungen. Man glaubt hier ein Bauwerk der Frührenaissance vor sich zu sehen. Das schwere burgartige Wesen ist vollkommen überwunden, die Gothik selbst durch antikes Formgefühl abgeklärt. Denn gothisch oder halbgothisch sind Fenster und Portale, aber deren Spitzbogen sind mit antikisirenden Gesimsen, Fronten, Pilastern und Säulen in Verbindung gebracht.

Es ist nicht leicht möglich einen architektonischen Gedanken mit mehr mathematischer Regelmäßigkeit durchzuführen als es hier geschah, wo das einfachste Grundsystem die edelste Durchbildung in reichen Einzelheiten empfangen hat, ohne ins Phantastische überzugehen. Alles ist harmonisch zusammengedacht, streng zusammengehalten, auf ein und dasselbe Princip bezogen, luftig und leicht, elegant und zugleich von starker Gediegenheit.

Der Gedanke war: ein Achteck um einen Hof zu stellen, dieses mit Rundtürmen zu stützen und zwei Geschosse zu bilden, wovon jedes acht Säle enthielt.

Zwischen je zwei Türmen ist ein gothisches Fenster angebracht. Der Eingang liegt auf der östlichen dem Meere zugewendeten Seite zwischen zwei Türmen: ein schönes marmornes Portal von classischen Formen des Gesimses und der Säulen aus rotem Marmor, welche zwei sauber gearbeitete Löwen aus demselben Brecciastein tragen. Zwi-

schen ihnen öffnet sich das gothische Bogentor. Darüber steht das größeste der Schloßfenster, welches in der Mitte von zwei kleinen Säulen geteilt wird, während alle übrigen nur je eine Säule haben.

Durch dieses Portal gelangt man in das Untergeschoß von acht zusammenhängenden Sälen. Diese, je zwanzig Schritte lang und zwölf Schritte breit, werden in den vier Ecken von starken Halbsäulen aus roter Breccia mit korinthisirenden Capitälen getragen; auf ihnen setzen die Rippen der Spitzbogen an, welche das Kreuzgewölbe bilden. Ein marmorner Sockel zum Sitzen umzog ursprünglich die Wände dieser herrlichen Gemächer, welche alle eine Bekleidung von weißem und rosigem Marmor hatten. Dieser Schmuck, wie der getäfelte Marmorboden, ist überall abgerissen, und nur noch hie und da sind Spuren davon erhalten. Die Gewölbe waren mosaicirt. Die Thüren der Säle sind mit rotem Marmor eingefaßt. Große Fenster nach dem Hof, in antikisirenden Formen, geben den Sälen Licht, während in diesen achteckigen Hof selbst aus dem Untergeschoß drei kleinere Ausgänge führen, alle von ogivaler Form, aber nicht von einer und derselben Bildung. Mitten im Hofe liegt eine jetzt verschüttete und vom Pflanzenwuchs überdeckte Cisterne.

Aus diesem Untergeschoß steigt man auf steinernen Wendeltreppen der Türme zu den oberen acht Sälen, und diese bildeten die Wohnung des Kaisers. Ihre räumliche Anlage entspricht den unteren, aber sie zeichnen sich durch größere Pracht der Ausschmückung aus. Statt der roten Halbsäulen stützen hier in den Ecken jedes Saales Bündel von drei weißen Marmorsäulen mit zusammengesetzten

Capitälen das Kreuzgewölbe. Nicht jeder Saal hat ein nach dem Hof führendes Fenster. Ich fand fünf Säle ohne solches. In einem sieht man noch die Reste des Marmorkamins; in einem andern eine trichterartige, nach dem Untergeschoß führende Vertiefung, welche als Sprachrohr gedient zu haben scheint.

Die Fenster nach außen haben eine tiefe, mit roter Breccia ausgelegte Brüstung. Sechs marmorne Stufen führen in dieser zu einem Sitz oder Sockel von Stein, auf welchem man die Aussicht genießen kann. Ich bemerkte schon, daß das größeste Fenster über dem östlichen Portal steht. Es gehört dem oberen Saal dieser Richtung an, welcher nicht wie die anderen Säle zwei Thüren, sondern nur eine hat, demnach die ganze Reihe der Gemächer schließt. Dieser Saal war ohne Frage das Prunkgemach und der Lieblingsaufenthalt des Kaisers. Er wird ihn, wie das ganze Jagdschloß, mit aller Pracht damaliger Zeit ausgerüstet haben. Friedrich II. liebte den Luxus des Morgenlandes. Die kostbarsten Seidenstoffe, Teppiche und Gewänder brachten ihm Gesandte des Orients zum Geschenk, oder lieferten ihm seine Handelsschiffe oder seine Fabriken in Palermo. Wir wissen nicht wann und wie oft er sich in Castel del Monte aufgehalten hat, und ob er hier auch von seiner Gemalin begleitet war. Die Menge der Gäste im Schlosse selbst konnte niemals sehr groß sein; denn sechzehn Säle würden nicht ausgereicht haben, ein zahlreiches Gefolge zu beherbergen.

Wenn der große Hohenstaufenkaiser sich in der Fensterbrüstung jenes Saales niederließ, um Meer und Landschaft zu seinen Füßen zu betrachten, lag vor ihm sein Lieblingsland Apulien, ein herrliches Gefilde, eine unabsehbare,

zum Meer gesenkte Terrasse, bedeckt mit blühenden Gärten und Feldern, erfüllt von Herden, übersäet mit Schlössern und betürmten Städten. Hier zogen an seinem Blick vorüber Hellenen, Römer, Carthager, Byzantiner, Gothen, Langobarden, Saracenen und Normannen, deren Erbe sein Vater Heinrich VI. durch Constanza von Sicilien geworden war. Auch aus seinem eigenen Leben kamen ihm hier zahllose Erinnerungen entgegen; mit tiefem Nachdenken wird er zumal das Meer dort unten betrachtet haben, wo er sich, mit dem Bann der Kirche beladen, nach Jerusalem eingeschifft hatte und von dort heimgekehrt war — der erste Monarch der sich über die einseitigen Zwecke der Kirche und ihrer Kreuzfahrten erhoben hatte.

Die acht Türme des Schlosses treten weit aus den Ecken desselben vor. Vier von ihnen enthalten kleine sechseckige gewölbte Kammern; die Türme selbst haben nur den Durchmesser von zwanzig Fuß. In der Fensterscharte eines derselben fand ich drei rosenrote Vogeleier, größer als solche einer Taube. Sie lagen frei auf dem nackten Stein nebeneinander, und von einem Nest war nichts zu sehen. Dieser Fund machte mir große Freude: es waren Falkeneier. Der Raubvogel, welcher sie hier niedergelegt hatte, stammte unzweifelhaft in gerader Linie von einem Edelfalken Friedrichs II. Wer das nicht für wahr hält, versuche einmal meinen Irrtum nachzuweisen. Wir nahmen unsern Schatz auf dem Rückwege mit nach Palese, aber nur ein Ei brachten wir unzerbrochen heim.

Zwei Türme haben noch ihre steinerne Wendeltreppe, auf welcher man zum Dach des Schlosses oder zu der Terrasse aufsteigt, die aus Steinplatten gebildet ist. Alle

Türme sind stumpf; ich bezweifle überhaupt, daß sie jemals Aufsätze, sei es Kuppeln oder Spitzen, getragen haben. In jedem befindet sich oben eine Regencisterne.

Von diesem Dache aus stellt sich den Blicken ein ganz unvergleichliches Panorama von Meer und Land dar; hier stehend, begreift man warum das Schloß das Belvedere Apuliens genannt wird. Der ganze Küstensaum, von dem großartig hingelagerten Vorgebirge des Monte Gargano und von Sipontum oder Manfredonia bis zu den duftumschleierten Gestaden von Bari, Monopoli und Brindisi, liegt vor dem Beschauer da. Am Meeresufer sieht er eine lange Reihe von zum Teil uralten und berühmten Städten, die Hafenstädte Apuliens oder die Landstädte des Innern von Lucera bis nach Canosa und Ruvo. Landwärts ragen die purpurnen Gebirge der Basilicata mit dem prachtvoll geformten ausgebrannten Vulcan Monte Vulture bei Melfi, und zur Rechten zieht sich die wild zerklüftete Kette der Murgie fort.

Vergebens suchte ich im Schlosse nach Inschriften hohenstaufischer Zeit. Nur an den Wänden des Hofes gibt es einige aus der Epoche der Balzo oder der Caraffa, doch, sind sie unlesbar geworden. Die Marmorbüste des Pier delle Vigne, welche daselbst früher gezeigt worden sein soll, habe ich nirgends mehr entdecken können. Ebenso wenig sah ich die Reste einer kleinen Statue in Relief, welche den Kaiser selbst vorgestellt haben soll, und von Demetrio Salazaro neuerdings als ein vorzügliches Werk beschrieben worden ist.[1] Hoch an einer Mauer im Hofe

[1] Notizie storiche dal Palazzo di Federico II. a Castel del Monte, Napoli 1875.

sieht man ein geschwärztes und verstümmeltes Relief, dessen Figuren zu unterscheiden mir nicht möglich war. Es soll ein Weib vorstellen, welches furchtsam vor einer Gruppe von Kriegern dasteht. Darunter befindet sich eine rätselhafte Inschrift, Siglen, die nicht zu entziffern sind.

Man behauptet, daß Castel del Monte schon vor der Zeit Friedrichs II. als eine Burg bestanden hat. Erst sollen die Langobarden auf der Spitze des Hügels eine Kriegswarte angelegt und dieselbe Guardia Lombarda genannt haben; dann sollen die normannischen Herzoge hier ein Schloß gebaut und ihm den Namen Bellomonte gegeben haben. Nach dieser durch nichts verbürgten Ansicht hätte der Kaiser Friedrich jenes Normannenschloß nur verschönert. Wie aber Castel del Monte heute vor uns steht, ist es in allem Wesentlichen das Werk eines und desselben Künstlers, einer und derselben Zeit, und so aus einem Gusse, daß sich, wenige Aeußerlichkeiten abgerechnet, verschiedene Bauepochen daran nicht nachweisen lassen. Als Zeit der Erbauung ergibt sich, wenigstens nach einem am 29. Januar 1240 aus Gubbio datirten Decrete Friedrichs zu schließen, eben dieses Jahr. Der Architekt des schönen Schlosses ist unbekannt geblieben; wüßten wir seinen Namen, so würde ihm dieser classische Bau die Unsterblichkeit gesichert haben.

Von Nebengebäuden fand ich keine Spur; daß aber solche dort standen, ist unzweifelhaft. Denn wie hätten die den Kaiser begleitende Dienerschaft, wie sein Jagdtroß und seine Pferde anders untergebracht werden können? Im Schlosse selbst gibt es keinen einzigen Raum dafür. Da nun die Spitze des Hügels keine hinreichende Fläche

darbietet um darauf noch andere Gebäude hinzustellen, was auch ohnehin den Zweck und die architektonische Wirkung des Schlosses würde beeinträchtigt haben, so muß man annehmen, daß solche tiefer unten am Berge lagen. In der Hohenstaufenzeit lag zu den Füßen des Berges in einem kleinen Orte Casale di Castro genannt, eine Benedictinerkirche, Santa Maria del Monte. Nach ihrem Namen wurde bisweilen schon zu Friedrichs Zeit, dann aber stets seit Karl von Anjou das Schloß selbst genannt; es hieß nicht mehr Castrum Montis, sondern Castrum Sanctæ Mariæ, mit und ohne Zusatz Montis.

Nach dem Tode Friedrichs erbte das Schloß als Krondomäne sein Sohn Konrad. Die Ueberlieferung in Andria behauptet sogar, daß er in demselben geboren und seine Mutter Jolanta hier gestorben war. Jedenfalls wird Konrad IV. von Barletta und Trani aus, wo er urkundlich im Winter des Jahres 1252 und im Mai des folgenden gewesen ist, sowol das Grab der Kaiserin in Andria als das Schloß seines Vaters besucht haben. Es ist freilich auffallend, daß sich von keinem der Hohenstaufenfürsten ein aus Andria oder aus Castel del Monte datirtes Schreiben findet; dies zeigt, daß ihr dortiger Aufenthalt entweder nie ein langer oder doch stets ein von Staatsgeschäften unbelästigter gewesen ist. Manfred hat nachher das von seinem Vater erbaute Schloß am Lago Pesole allen anderen Villen vorgezogen, aber deshalb ist an seiner Anwesenheit in Castel del Monte nicht zu zweifeln. Und hier sollten einst seine eigenen Kinder in Ketten schmachten!

II.

Ich will nun von dem Schicksal der unglücklichen Gemalin Manfreds und seiner Kinder reden, denn die Erzählung davon gehört zum Teil in dieses Schloß.[1]

Nachdem Manfred bei Benevent gefallen war, entwich seine Gemalin Helena mit ihren Kindern aus der Saracenenburg Lucera, wo sie zurückgeblieben war, nach der Meeresküste, um ein Schiff zu besteigen und sich zu ihren Verwandten nach Epirus zu retten. Da Widerwinde unglücklicherweise das Auslaufen der Galere aus dem Hafen Trani verhinderten, begab sich die Königin vertrauensvoll in den Schutz des Castellans der Burg dieser Stadt; hier aber lieferte sie der geängstigte Schloßvogt am 6. März 1266 den nachsetzenden Reitern Karls von Anjou aus.

---

[1] Die Auffindung der Urkunden im Staatsarchiv der Anjou, welche darüber ein freilich nicht vollkommen klares Licht verbreiten, ist das Verdienst neapolitanischer Gelehrten, namentlich des Forges Davanzati, des Del Giudice und des gegenwärtigen Directors des Großen Archivs in Neapel, Camillo Minieri Riccio.

Sie blieb zunächſt im Gewahrſam der Burg Trani, ſammt ihren Kindern. Dieſe waren Beatrice, damals ſechs Jahre alt, Enrico, vier Jahre alt, und die jüngſten, Federico und Anzolino (oder Enzius).

Einen Monat ſpäter ließ der König Karl Helena vor ſich bringen, nach Lago Peſole, wo er ſelbſt ſich damals befand; der deshalb am 5. April von dort an Pandolfo di Faſanella, den Juſtitiar der Terra di Bari, erlaſſene Befehl iſt uns noch erhalten. Daß die Gefangene auf dieſer peinvollen Fahrt zu dem Verderber ihres Glücks von ihren Kindern begleitet wurde, iſt nicht als wahrſcheinlich anzunehmen.

Die Witwe Manfreds erſchien vor dem herzloſen Sieger in demſelben Schloſſe, welches jahrelang ihr und ihres Gemals beliebteſter Luſtſitz geweſen war. Karl hatte ſie ſchwerlich aus Neugierde, oder nur um ſich am Anblick ihres Elends zu weiden, vor ſich bringen laſſen, ſondern er mußte dabei irgendeinen politiſchen Zweck im Auge haben. Da nun aus wenig ſpäteren Briefen des Papſtes Clemens IV. und des Königs hervorgeht, daß es ſich darum handelte den Infanten Don Arrigo von Caſtilien mit einer Tochter des Deſpoten Michael von Epirus zu vermälen, ſo liegt die Vermutung nahe, daß die Hinüberführung Helenas nach Lago Peſole mit dieſem Plan in Verbindung ſtand.

Don Arrigo, ein Bruder des erwählten römiſchen Königs Alfonſo des Weiſen, mit Karl von Anjou nahe verwandt, hatte dieſen zu ſeinem italieniſchen Eroberungszuge mit großen Summen ausgerüſtet, welche ihm nicht erſtattet waren. Der König Karl wollte ihn anderweitig

entschädigen und überhaupt den Gläubiger los werden, dessen baldiges Erscheinen von Tunis her in Italien er fürchtete. Er hinterging ihn mit Heiratsplanen und vorgespiegelten Aussichten einer großen Laufbahn im Orient. Die Verhandlungen wegen der Vermälung Don Arrigo's mit einer Tochter des Despoten Michael, des Vaters der Witwe Manfreds, sind unzweifelhaft; aber da diese Tochter in jenen Briefen nicht mit ihrem Taufnamen genannt wird, so ist die neuerdings mit Entschiedenheit aufgestellte Behauptung, daß unter ihr Helena selbst zu verstehen sei, doch nicht zweifellos.

Ein solcher Plan die junge Witwe Manfreds, welche die Insel Corfu und mehrere andere Landschaften in Griechenland als ihr Heiratsgut rechtlich beanspruchte, mit dem kühnen ruhelosen Don Arrigo zu vermälen, konnte wol aus manchen Gründen vom Papst gefaßt werden, aber mit der Staatskunst Karls von Anjou sich niemals vereinigen lassen. Denn gab er diese Verbindung zu, so mußte Helena, selbst wenn nur sie allein, ohne ihre Kinder, die Freiheit erhielt, ihren neuen Gemal unfehlbar zum Prätendenten Neapels machen, während Don Arrigo eines starken Rückhalts an Castilien, an noch anderen Mächten und an den Ghibellinen Italiens sicher war, welchen außerdem sein eigener Bruder Don Federigo, Manfreds Waffengefährte bei Benevent, angehörte. Der Vermälungsplan war kaum minder gefährlich, wenn etwa statt Helena's eine dritte Tochter Michaels die Gemalin des Infanten werden sollte. Eine solche aber ist nicht bekannt; wir wissen nur daß Helena eine Schwester Agnese hatte, welche mit Wilhelm Villehardouin vermält war.

Wir hören nichts weiter über jene rätselhafte Zusammenkunft der unglücklichen Gefangenen mit Karl, und wir kennen auch nicht den Gegenstand der dort ihr gemachten Anerbietungen oder Forderungen.[1] Wenn man glauben will, daß ihr selbst wirklich der Vorschlag gemacht wurde, Don Arrigo ihre Hand zu reichen, während ihr eigener geliebter Gemal Manfred kaum erst einen Monat lang unter dem Steinmal bei Benevent begraben lag, so kam doch diese neue Verbindung nicht zu Stande, entweder weil sie Helena entrüstet von sich wies, oder weil, wenn die Gefangene nicht die moralische Kraft dies zu thun besaß, der Plan durch Karl selbst vereitelt wurde. Der Anblick der Schönheit, der Jugend und des Unglücks seines Opfers rührte nicht das gefühllose Herz des Eroberers, welcher seinen Tron nur behaupten konnte, wenn alle Prätendenten vom Hause Schwaben unfähig blieben ihn jemals einzunehmen. Auch nahm er alsbald Besitz von Corfu und den anderen Ländern Helena's.

Wohin die Königin nach jener Zusammenkunft gebracht wurde, wissen wir nicht; nur die größeste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie von Lago Pesole sogleich in die Burg zu Nocera gesetzt ward, einer Stadt die zwischen Castellamare und Salerno liegt. Die erste Urkunde, welche

[1] Ich erhalte soeben die neueste Schrift des um die Erforschung der Geschichte Neapels jener Zeit hochverdienten Del Giudice: „Don Arrigo infante di Castiglia, Napoli 1875", und ersehe aus ihr, daß Giudice der Ansicht ist: Karl habe Helena bei dieser Zusammenkunft nichts von dem Heiratsproject gesagt, sondern nur den Verzicht auf Corfu u. s. w. von ihr, doch vergebens, gefordert.

von ihrer dortigen Anweſenheit redet, iſt ein Schreiben Karls, datirt aus Capua am 13. März 1267; er ernannte darin zum Burgvogt Noceras den Ritter Radulfo de Faiello, und übertrug ihm zugleich die Bewachung der dort eingeſchloſſenen Witwe Manfreds, ohne daß ihrer Kinder dabei Erwähnung geſchah.

Man hat behauptet, daß Helena ſofort von dieſen getrennt ward, daß Karl die Söhne Manfreds erſt in die Burg Canoſa, ſodann nach Caſtel del Monte bringen ließ, während die Prinzeſſin Beatrice zu Neapel eingekerkert wurde.[1] Eine ſo teufliſche Grauſamkeit, dieſe kleinen Kinder der Mutter zu entreißen, darf dem König Karl wol zugetraut werden, wenn auch die Thatſache ſelbſt, wenigſtens für das Jahr 1266, nicht ganz zweifellos erwieſen iſt. Es war auch keineswegs ein religiöſes oder menſchliches Gefühl was den Anjou bewog das Leben der jungen Erben Manfreds zu ſchonen, da er doch nur eines Winks bedurfte, um ihnen das Schickſal der Kinder Eduards zu bereiten. Er ließ ſie leben, weil ſie ihm anfangs wegen ihres zarten Alters unſchädlich, ſpäter aber aus Staatsgründen ſogar nützlich erſchienen.

Die Königin Helena erlebte in ihrem Kerker zu Nocera die ſchnellen Erfolge und dann den jähen Fall jenes Kon-

[1] So behauptet Minieri Riccio: „Alcuni fatti riguardanti Carlo I. di Angiò, Napoli 1874", S. 10. Und auch Del Giudice (Cod. diplom. degli Angiovini, I, 124) ſchließt aus einem königlichen Erlaſſe vom 2. Juli 1269, den Unterhalt Helena's betreffend, daß ſie damals von ihren Kindern ſchon getrennt war, weil dieſer in jenem Schreiben keine Erwähnung geſchieht.

radin, welchem ihr Gemal Manfred einst die Krone seines Vaters, Konrads IV., genommen hatte, um sie selbst zu tragen. Wenn der Schloßvogt die Kunde von dem siegreichen Heereszuge Konradins und seines Verbündeten Don Arrigo von Castilien zu ihr dringen ließ, so mußte ihr Herz von Hoffnung und Furcht zugleich bestürmt werden. Denn beim Annahen des jungen Hohenstaufen erhoben sich viele Städte Apuliens für ihn, und auch das getreue Andria zog die Fahne des Hauses Schwaben auf und vertrieb die Besatzung Karls, welche sich nach Castel del Monte flüchten mußte. Wenn nun statt Konradins Karl von Anjou auf dem Schlachtfelde bei Tagliacozzo erlegen wäre, so würden Helena und ihre Kinder entweder die Freiheit erlangt oder durch einen schnellen Blutbefehl den Tod gefunden haben, ehe die Retter vor den Toren des Kerkers erscheinen konnten. Doch das Haupt Konradins fiel in Neapel, und der blutgesättigte Sieger ließ den Kindern Manfreds das Leben, die er nicht mehr fürchtete.

Nur noch ein paar Jahre schmachtete Helena im Kerker zu Nocera. Sie wurde hier mit Kargheit ernährt, doch sind die Vorstellungen derer übertrieben, welche behaupteten: daß Karl von Anjou sie einer Bettlerin gleich behandeln ließ. Die Summe von 40 Unzen Goldes die für den Unterhalt der Königin und ihrer Dienerschaft jährlich ausgeworfen war, konnte freilich nur zur Bestreitung des Nötigsten ausreichen, doch war der Witwe Manfreds wenigstens eine Dienerschaft und der Gebrauch eines Teils ihrer Habe aus früheren Tagen gelassen worden.

Ueber die Zeit, wo die Unglückliche durch den Tod von ihren Qualen erlöst wurde, klärt uns endlich ein Re-

script Karls I. auf. Es ist aus Sutri im römischen Etrurien am 11. März des Jahres 1271 an den Burgvogt Noceras gerichtet, welchem befohlen wird: „Wir gebieten dir, daß du alsbald nach Empfang dieses die dienenden Frauen (domicellas) und die ganze Familie der weiland Helena, der Schwester des Despoten, mit ihren Sachen frei aus dem Schloß Nocera abziehen lässest, ohne daß ihnen eine Kränkung oder Belästigung von irgendwem widerfahren darf. Du sollst ihre Namen und Zunamen dem Magister Nicolaus Buczellus aufschreiben, damit er jene mit einem sichern Geleit dorthin versehen kann wohin sie zu gehen wünschen."[1]

Dieser Erlaß macht es gewiß, daß Helena im Jahre 1271 in ihrem Gefängniß allein lebte, von ihren Kindern durch die barbarische Grausamkeit Karls von Anjou getrennt; denn unter der „Familie", von welcher dort gesprochen wird, ist selbstverständlich, und nach altem italienischen Sprachgebrauch, nur die Dienerschaft zu verstehen. Da nun dieser insgesammt der freie Abzug aus dem Schlosse gestattet wurde, so geschah das in Folge des Todes der gefangenen Königin. Die Witwe Manfreds starb, 29 Jahre alt, in den letzten Tagen des Februar oder den ersten des März 1271, und in irgendeiner Kirche Noceras wird man sie begraben haben. Ich suchte in

[1] Das Reskript ist von Del Giudice (Apologia al Cod. dipl.) und neuerdings von C. Minieri Riccio (Il Regno di Carlo I. di Angiò negli anni 1271 e 1272. Napoli 1875) mitgeteilt worden. Helena wird darin Schwester des Despoten genannt, d. h. ihres seit Ende 1267 in Epirus regierenden Bruders, da ihr Vater Michael gestorben war (Del Giudice).

dieſer Stadt vergebens nach einer Kunde ihrer Gruft. Niemand weiß dort etwas davon zu ſagen, und auch die Burg auf dem Berge über Nocera, worin Helena gefangen ſaß, iſt längſt zerfallen und jetzt eine der ſchönſten Schloßruinen Italiens.

Vom 18. Juli 1271 iſt das Inventar der Nachlaſſenſchaft der Verſtorbenen datirt, welches der Burgvogt Noceras, Enrico di Porta, auf königlichen Befehl aufgenommen hat. Dieſes Schriftſtück verzeichnet den Beſtand alles deſſen was die Königin mit ſich in den Kerker hatte nehmen dürfen: Schmuckſachen, Perlen und Edelſteine, ſilbernes Tafelſervice, Bronzen, einen Schrank von Elfenbein, die Garderobe, deren meiſte Stücke mit dem Zuſatz vetus et consumptum, alt und abgenutzt, bezeichnet ſind, Teppiche, Mäntel, Kleider von Goldbrocat, fadenſcheinige Reſte vergangener Herrlichkeit.[1]

Der Tod ihrer Mutter konnte nur der Wendepunkt zu ſchlimmerem Elend für die unſeligen Kinder Manfreds ſein, von denen die älteſten jetzt groß genug geworden waren um ihr Schickſal ganz zu begreifen. Und Worte fehlen uns deſſen Furchtbarkeit auszuſprechen. Wir wiſſen nicht wo ſich die drei jungen Prinzen damals befanden. Selbſt ihre Schweſter Beatrice war der Mutter entriſſen worden, denn auch von ihrer Anweſenheit in Nocera verlautet kein Wort. Erſt am 5. März 1272, alſo ein Jahr nach dem Tode Helena's, wird ſie erwähnt als Gefangene im Schloſſe San Salvator a Mare zu Neapel, welches heute dell'Ovo heißt.

[1] Siehe das Inventar im Anhange.

Beatrice ſcheint dort mit einiger Schonung oder Rückſicht behandelt worden zu ſein; ſie empfing zu ihrem Unterhalt täglich zwei Goldtari, und zu ihrer Aufwartung hatte ſie eine Dienerin (donzella). Neben ihr ſaß in derſelben Burg gefangen die Tochter des Oheims Manfreds, des Grafen Jordanus Lancia. Dieſer einſt mächtige und glänzende Mann war bei Benevent gefangen worden, dann aus einem ſcheußlichen Kerker in Frankreich entronnen und wieder aufgegriffen, worauf man ihm auf Befehl des Königs die Augen ausgeſtochen und Hand und Fuß abgehauen hatte, ſodaß er ſeiner Qual durch Erhungern ein Ende machte.

Das Caſtel dell'Ovo war damals ſowol ein Staatsgefängniß als auch wegen ſeiner entzückenden Lage im Meer ein beliebtes Luſtſchloß der Anjou. Zur Zeit als Beatrice darin gefangen ſaß, wohnten daſelbſt junge Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes. Und ſeltſamerweiſe ſaß in einem Verließ desſelben Caſtells zugleich ein Mann, welcher ſich für den König Manfred ausgegeben hatte und im Jahre 1273 ergriffen worden war. Dieſer falſche Manfred wurde ſpäter im Caſtel del Monte eingeſperrt.

Nichts verlautet unterdeß von den Brüdern Beatrice's. In den Regiſtern des Hauſes Anjou findet ſich während der ganzen Regierung Karls I. keine Erwähnung von ihnen. Offenbar wollte der König den Glauben verbreiten, daß ſie geſtorben ſeien. Und ſelbſt unter der Regierung ſeines Sohnes und Nachfolgers Karl II. datirt die erſte Spur ihres Daſeins vom Jahre 1291, wo ſich die drei Prinzen nachweislich im Caſtel del Monte befanden.

Doch wo ſonſt ſie während dieſer langen Jahre ge-

wesen waren, wissen wir nicht. Actenstücke des Jahres 1284, welche das Castel del Monte und seine Staatsgefangenen betreffen, erwähnen ihrer mit keinem Wort; weil aber dieses Stillschweigen seine Gründe hatte, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß die Söhne Manfreds sich damals noch nicht in diesem Lustschloß ihrer Ahnen befunden haben. Vielmehr würde nichts der Annahme entgegentreten, daß sie schon seit langen Jahren gerade in diesem festen Schloß gefangen saßen.

Unterdeß brach die große Katastrophe herein, welche plötzlich als rächende Nemesis über den Tyrannen Karl von Anjou das Gericht hielt: die sicilianische Vesper. Die heldenmütigen Sicilianer erhoben sich im Jahre 1282: sie gaben die Krone ihres Landes Don Pedro von Aragon, dem Gemal Constanza's, der Tochter Manfreds aus seiner ersten Ehe mit Beatrice von Savoyen. So erschienen die Hohenstaufen wieder in Sicilien als ein aragonisches Königshaus. Der Erbprinz und Sohn Karls I. wurde zwei Jahre später, am 5. Juni 1284, in der Seeschlacht im Golf Neapels geschlagen und selbst gefangen. Der siegreiche Admiral der Sicilianer, Ruggieri Loria, erschien sofort vor dem Castel dell'Ovo, und er erzwang hier die Auslieferung der Tochter Manfreds. So wurde die Prinzessin Beatrice nach einer achtzehn Jahre langen Gefangenschaft erlöst, im Triumph nach Messina gebracht und dort von ihrer Schwester, der Königin Constanza, in Empfang genommen. Diese vermälte sie bald darauf mit Manfred, dem Sohne des Markgrafen von Saluzzo.

Von den Kindern des Königs Manfred erlangte sie allein die Befreiung. Daß aber die drei Prinzen damals

im Juni des Jahres 1284 sich nicht mit ihr im Castel dell'Ovo befanden, ist klar; denn waren sie dort, so würde wol Beatrice ohne ihre unglücklichen Brüder die Burg nicht verlassen, eher die Fortsetzung ihrer eigenen Gefangenschaft vorgezogen haben. Und gerade hier hätte auch der Admiral die Befreiung der Prinzen fordern müssen, trotz der aragonischen Staatsgründe, welche später deren Erlösung verhinderten.

Die Söhne Manfreds waren nach dem Tode Konradins die einzigen legitimen Erben der staufischen Rechte; deshalb forderte weder Loria ihre Auslieferung aus der uns nicht bekannten von Neapel entfernten Burg, wo sie damals gefangen gehalten wurden, noch that dies Don Pedro, obwol Leben und Tod des Erbprinzen Karl in seiner Gewalt lagen. Aber wenigstens wurde ihr eignes Leben durch die Gefangenschaft dieses Prinzen gerettet, denn sein Vater Karl I. durfte es jetzt nicht wagen, die Kinder Manfreds umzubringen. Der grausame Despot starb, in Wut und Verzweiflung, zu Foggia am 7. Januar 1285.

Erst im November 1288 erlangte sein Nachfolger Karl II., hauptsächlich durch die Vermittelung des Königs von England, seine Befreiung aus dem Gefängniß in Catalonien; aber unter den Bedingungen, welche ihm dabei auferlegt wurden, befand sich keine die das Schicksal der Söhne Manfreds betraf. Don Giacomo, der Sohn des im Jahre 1285 verstorbenen Königs Pedro und Constanza's, wurde als Herr Siciliens anerkannt: die Kinder Manfreds blieben in ihrer Kerkernacht.

Es ist ein unauslöschlicher Schimpf für diese ersten Aragonen Siciliens, daß sie ihre unglücklichen Verwandten

hülflos verschmachten ließen. Selbst ihre Schwester, die Königin Constanza, that nichts für sie. Sie kam im Jahre 1297 nach Rom, und hier schlossen die feindlichen Häuser Anjou und Aragon Frieden und Familienverschwisterung. Die Tochter Manfreds vermälte ihre eigene Tochter Violanta mit Robert von Neapel. Unter dem Lärm jener Versöhnungsfeste ward der verhungernden Söhne Manfreds nicht oder nur mit Kälte und wahrscheinlich nur so weit gedacht, daß man die Stimme des Gewissens mit einigen Bitten um Erleichterung ihrer Haft beschwichtigte. Und doch war die Königin Constanza, welche der Papst absolvirt hatte, zur bigoten Betschwester geworden: als solche starb sie im Jahre 1302 zu Barcelona.

Zu ihrer Entschuldigung wollen wir annehmen, daß sie den Forderungen gegenüber, welche ihr der Papst, Neapel und Aragon entgegenstellten, machtlos blieb, und außerdem: die Religion der Großen reicht nur bis dorthin wo die Staatsgründe anfangen, denn weiter hinaus wird Religion zur Torheit!

Um alle Hoffnungen getäuscht, welche die Ereignisse seit der sicilischen Vesper in ihnen erweckt haben mußten, hatten jetzt die drei Söhne Manfreds keine andere Zukunft vor sich, als ewige Gefangenschaft, wie einst ihr edler Oheim Enzius.

Im Castel del Monte saßen zu jener Zeit andere erlauchte Gefangene, alte Ghibellinen, Freunde und Verwandte des staufischen Hauses. Das waren der berühmte Infant Don Arrigo von Castilien, Exsenator Roms, seit dem Jahre 1267 der erbitterte Feind Karls von Anjou, und ferner Corrado, der Sohn des Grafen Richard von

Caſerta und Violante's, einer natürlichen Tochter des Kaiſers Friedrich II. Beide edle Herren, die Waffenbrüder Konradins, waren nach der Schlacht bei Tagliacozzo als Gefangene in die Burg zu Canoſa geſetzt worden (dieſe durch den Normannenhelden Boemund berühmte Stadt liegt nur zwei Stunden von Andria entfernt und iſt von Caſtel del Monte her ſichtbar), und dort waren ſie bis zum Anfange des April 1277 geblieben; denn am 28. März dieſes Jahres erließ der König Karl I. einen von Bari datirten Befehl, jene Gefangenen nach Caſtel del Monte hinüberzuführen.

Der Infant war durch Donna Blanca, die Mutter Karls, deſſen naher Verwandter, und nur dieſes Verhältniß, wie die Verwandtſchaft mit anderen mächtigen Königen, hatte ihn vor dem Tode geſchützt: aber keine noch ſo dringende Verwendung der Monarchen Spaniens, Frankreichs und Englands vermochte den König ſeinem Vetter die Freiheit zu ſchenken.

Wir beſitzen noch Antworten Karls auf ſolche Bittgeſuche und einige Reſcripte, welche unter Anwendung größeſter Vorſicht den Beſuch des Gefangenen durch Perſonen geſtatteten, die namentlich vom aragoniſchen und engliſchen Hof abgeſchickt worden waren, um ſich von dem Zuſtand des Infanten zu überzeugen.

Don Arrigo bezog, wie der Graf von Caſerta, zu ſeinem täglichen Unterhalt drei Goldtari; auch hatte er zwei Diener zu ſeiner Aufwartung. Dagegen war für jeden der Prinzen nur die kärgliche Summe von 54 Gran täglich ausgeſetzt, und von Dienern für ſie iſt keine Rede.

Endlich gelang es doch den Bemühungen des Königs

Eduard von England die Befreiung des Infanten zu erwirken, welcher der leibliche Bruder seiner Gemalin Donna Eleonore von Castilien war. Am 5. Juli 1291 befahl Karl II. seinem Stellvertreter, dem Grafen von Artois, Don Arrigo aus Castel del Monte zu entlassen.

Der unglückliche Infant konnte endlich in sein Vaterland Castilien zurückkehren, und dort starb er, von seinen Leiden und Schicksalen nicht gebeugt, hochangesehen, im Jahre 1304.

Im Castel del Monte blieb zurück sein Unglücksgenosse Corrado, der letzte vom alten Grafenhause Caserta, nebst seinem Weibe Catarina di Gebenna, bis auch diese beiden im Jahre 1304 die Freiheit erlangten.

Nur der Söhne Manfreds erbarmte sich niemand. Wie bemerkt worden ist, wird ihrer in königlichen Erlassen erst des Jahres 1291 Erwähnung gethan, und zwar als Gefangener im Castel del Monte.

Sollen wir uns in diesem Schlosse irgendeinen der Säle des Ober- oder Untergeschosses als das Gefängniß der armen Prinzen denken? Ein menschlich fühlender Schloßvogt mochte das den Enkeln eines Kaisers, den Kindern eines Königs gönnen; aber ich glaube, daß selbst Karl II. diese Räume für die Söhne Manfreds zu groß und schön gefunden hat, und daß er sie in den kleinen Turmgemächern einsperren ließ. Denn auch dieser König, welcher doch selbst die Bitterkeit der Gefangenschaft, obwol in anständigem Gewahrsam, erfahren und alle Mächte Europas um seine Befreiung angefleht hatte, war so gefühllos, daß er diese Prinzen, die schuldlosesten unter allen seinen Staatsgefangenen, fortdauernd in Ketten hielt. In

Ketten waren sie groß geworden; aus Kindern Jünglinge, aus Jünglingen Männer werdend, hatten sie an dem veränderten und zunehmenden Gewicht der Eisenlast das Wachstum ihres Leibes und Leidens ermessen können. Wie Bettler waren sie gekleidet und genährt, und sicherlich ließ man sie absichtlich in Unwissenheit und Elend zu Idioten werden. Spätere Berichte wollen sogar wissen, daß man sie geblendet und verstümmelt hatte; doch die Wahrheit dieser Angaben entzieht sich unserm Urteil, auch machen sie einige Rescripte des Königs nicht glaubwürdig.

Am 18. Juni 1295 befahl Karl II. von Anagni aus seinem Reichsvicar und Sohne Karl ihm unverzüglich die Kinder Manfreds zu schicken. Dieses Rescript lautet: „Gewisse Gründe machen es im Augenblick rätlich, daß Heinrich, Friedrich und Enzius, die Söhne Manfreds, weiland Fürsten von Tarent, welche in unserem Castel Santa Maria del Monte eingekerkert sind, aus diesem Gefängniß befreit werden. Wir befehlen Dir daher den genannten Heinrich und seine Brüder ohne Verzug und wolbehalten aus dem vorgenannten Schloß zu uns zu schaffen, sie aus dem Kerker zu befreien und sofort unter sicherer und curialer Bedeckung zu uns zu befördern. Wir aber befehlen gleichzeitig durch andere Briefe dem Ritter Stormito de Guagnonville, dem Vogt des genannten Schlosses, alle Gefangenen unserem Boten zu übergeben."

Um diesen überraschenden Befehl zu erklären, muß man wissen, daß zu jener Zeit der Papst Bonifacius VIII., zu welchem sich der König Neapels begeben hatte, den Frieden zwischen diesem und Jakob von Aragon, dem Sohne Constanza's, vermittelte. In Folge dieser Uebereinkunft ver-

zichtete der damals hart bedrängte aragonische König auf den Besitz Siciliens, was freilich die Sicilianer sich nicht gefallen ließen. Demnach war jener Befehl Karls II. auf Grund einer ihm vom aragonischen Hof auferlegten Bedingung erlassen worden, denn nach dem Verzicht auf Sicilien mußten für diesen Aragonen die Ansprüche der legitimen Erben Manfreds bedeutungslos sein.

Wir wissen nicht, ob und in welcher Weise dem Rescript des Königs Karl Folge gegeben wurde. An Freilassung der drei Prinzen war nicht zu denken; denn wurden sie auch ihrem Kerker augenblicklich entnommen, so behielt sie doch Karl II. noch als Pfänder in Gewahrsam bis die Friedensartikel thatsächlich ausgeführt waren. Sie kamen aber nicht zur Ausführung, denn Don Federigo, der Bruder Jakobs von Aragon, sagte sich alsbald von diesem und seiner furchtsamen Politik los, und schon am 25. März 1296 ließ er sich in Palermo krönen.

Die Söhne Manfreds blieben daher, um ihre Hoffnungen betrogen, in Castel del Monte, oder sie kehrten dorthin, nach einer kurzen Veränderung ihres Orts, zurück.

Hier finden wir sie wiederum im April des Jahres 1297; denn am 25. dieses Monats erließ Karl II. an den Schloßvogt folgendes aus Neapel datirte Rescript: „Wir befehlen Euch durch dieses, daß Ihr Heinrich, Friedrich und Azolin, die Söhne des ehemaligen Fürsten Manfred, welche in dem genannten Schloß in Ketten gehalten werden, augenblicklich von diesen Ketten befreiet und sie ehrenvoll behandelt, wie es sich geziemt. Und weil es heißt, daß einer derselben krank ist, so sollt ihr irgendeiner Person zu seiner Pflege in angemessener Weise den Zutritt er-

lauben. Wir geſtatten auch, daß Fra Matteo von Matera vom Orden der Minoren zu den vorgenannten Brüdern ungehindert Eingang habe. Doch ſollt Ihr nichtsdeſtoweniger ſie unter ſorgſamer Wache halten."

Auch dieſer Befehl war die Wirkung von Friedensverhandlungen zwiſchen Neapel und Aragon und des Congreſſes der betreffenden Fürſten in Rom. Denn dorthin hatte ſich der König Jakob ſchon am Ende des März 1297 begeben, und ihm war Donna Conſtanza mit ihrer Tochter gefolgt, welche ſie in Rom dem Prinzen Robert von Calabrien zuführte. Auch ſollte Don Federigo, von dem ſich die Mutter abgewendet hatte während er den Krieg wider ſeinen Bruder Jakob mannhaft fortſetzte, bewogen werden Sicilien in friedlichem Vertrag an Neapel abzutreten. Man erkennt demnach, daß die geringe Milderung des Schickſals der gefangenen Prinzen alles war, was ihre Schweſter Conſtanze damals für ſie zu erreichen wagte — und dieſer Tropfen des Erbarmens mußte centnerſchwer auf ihrer Seele wiegen. Wie tief beſchämte ſie nicht der Gedanke an Eleonore von Caſtilien, welche die Befreiung ihres Bruders Don Arrigo mutig durchgeſetzt hatte, während ihre eigenen Brüder in Ketten verſchmachteten.

Die Prinzen blieben im Kerker, denn Federigo behauptete Sicilien. Warum aber wurden die Unglücklichen nicht befreit, nachdem derſelbe König im Jahre 1302 mit Neapel Frieden gemacht hatte? Wir wiſſen es nicht, oder vielmehr wir wiſſen es. Staatsgründe! was mehr?

Da ſind noch ein paar Reſcripte, jene Unglücklichen betreffend. Am 5. Mai 1298, wo die Prinzen bereits

zweiunddreißig lange Jahre im Kerker zugebracht hatten, erinnerte sich Karl II. plötzlich, daß es seiner königlichen Majestät keine Ehre bringe, wenn die Kinder Manfreds vor Hunger sterben. Er befahl dem Schloßvogt sie besser zu nähren. Man kann sich nicht eines Wutanfalls erwehren, wenn man dieses königliche Schreiben liest, dessen Anfang lautet: „Es gereicht nicht zur Ehre des Königs, was die Söhne Manfreds, weiland Fürsten von Tarent, und Konrads, ehemals Grafen von Caserta betrifft, welche im Castel Santa Maria del Monte eingekerkert gehalten werden, nämlich wenn sie aus Mangel des Unterhalts, den sie nach Mandat der Curie durch Dich erhalten sollen, vor Hunger umkommen (fame peribunt), da ihnen die Einsperrung im Kerker und das Schmachten (maceratio), welches sie so lange Zeit erduldet haben, genug ist."

Ein Jahr später erfolgte das letzte uns erhaltene Reskript desselben Königs, die Gefangenen betreffend. Am 25. Juni 1299 erließ er an den Ritter Guillaume de Ponciac folgenden Befehl: „Wir haben in anderen Schreiben dem Ritter Giovanni Picicco, unserem Burgvogt zu Santa Maria del Monte, befohlen, daß er auf Deine Requisition die Söhne Manfreds, weiland Fürsten von Tarent, welche im vorgenannten Schlosse eingekerkert sind, ohne weiteres befreie und also frei dieselben Dir überweise. Deshalb befehlen wir Dir, daß Du im Angesicht dieses den genannten Castellan aufforderst jene zu entlassen. Jedem von ihnen sollst Du eine passende Kleidung machen lassen, und sollst sie dann unter der Führung eines Ritters oder einer anderen geeigneten Person zu uns schicken, nachdem Du ihnen Pferde gegeben hast, auf denen sie reiten, und

die man am Riemen führen soll, und so viel Geld als nötig für sie ist bis zu ihrer Ankunft bei uns in Neapel."

Der weite Ritt von Castel del Monte nach Neapel, durch das schöne Land ihrer Väter, ihr eigenes rechtmäßiges Erbe, im heißen Sonnenbrande, mußte für diese armen Gefangenen höchst qualvoll sein, obwol ihnen hier zum ersten mal während eines hinter Kerkermauern hingebrachten Menschenalters der längere Genuß von Luft und Licht gewährt wurde. Wenn sie sich mit der Hoffnung trösteten, daß endlich die Stunde der Befreiung geschlagen habe, und daß der König sie ihren aragonischen Verwandten ausliefern werde, so wurde dieselbe alsbald bitter getäuscht. Denn Karl II. ließ die Gefangenen in das Castel dell'-Ovo setzen, dasselbe, in welchem ihre Schwester Beatrice lange Zeit eingekerkert gewesen war.

Die letzten legitimen Erben Friedrichs II. hatten in der von neuen Machtverhältnissen geregelten und von neuen Dynastien in Besitz genommenen Welt keinen anderen Platz mehr als den Kerker, worin sie sterben sollten. Es forderte sie niemand aus den Händen ihres Quälers, weder Aragon noch der deutsche Kaiser vom Hause Habsburg, welcher die Majestät des Reiches dem Machtgebot der Kirche schmachvoll unterworfen hatte. Schon Rudolf von Habsburg hatte feierlich geloben müssen, niemals an dem König von Neapel wegen der Hohenstaufen Rache zu nehmen, und zur Verleugnung jeder praktischen Erinnerung an diese wurde auch Albrecht gezwungen. Kein Papst erhob je seine Stimme zu Gunsten der Unglücklichen; denn erbarmungslos und mit jener kalten hochmütigen Genugthuung, mit welcher Priester auf die zufällige Erfüllung

ihrer Flüche blicken, ließ die Kirche das erbfähige Geschlecht Friedrichs II. bis auf den letzten männlichen Sprossen umkommen, weil sie selbst dieses ganze Geschlecht als „die giftgeschwollene Vipernbrut" verflucht hatte.

Die Söhne Manfreds waren im vollsten Sinne von der Welt verlassen und vergessen. Ihr Ende ist unbekannt. Es gibt darüber nur Sagen oder Vermuthungen, die sich auf nichts Thatsächliches gründen. Federigo und Enzio sollen zuerst gestorben sein; nach einer Volkssage in Canosa bezeichnete man sogar im Dom dieser Stadt, nicht weit von der Gruftcapelle des Fürsten Boemund, zwei Steine als die Gräber jener Söhne Manfreds. Andere Sagen berichten, daß Federigo glücklich noch Aegypten entronnen sei. Der älteste der Prinzen endlich, Henrico, soll noch im Jahre 1309 im Castel dell'Ovo gelebt haben, und dann, erblindet und alt geworden, unter der Regierung des Königs Robert gestorben sein.

Dies war das Loos der Söhne Manfreds. Das an ihnen verübte Verbrechen schändet die Anjou, jene grausamen Söldlinge des Pfaffentums mit frommen Heuchlermienen, mehr als die Hinrichtung Konradins.

*

Ich habe schon bemerkt, daß Castel del Monte seit den Anjou mit der Grafschaft Andria vereinigt blieb. Schon Karl I. hatte das Schloß stärker befestigen lassen, und mit einer Wache von dreißig Mann versehen. Diese Befestigungen werden in Mauern und Wällen bestanden haben, von denen heute keine Spur übrig geblieben ist. Das Schloß dauerte sodann als Besitztum der Balzo, der Aragonen und der Caraffa fort. Es blieb im wohn-

lichen Zuſtande noch lange Zeit. Wir leſen, daß der König Ferdinand I. von Aragon im Jahre 1459 einen Monat lang im Caſtel del Monte wohnte, als er ſich in Barletta krönen ließ.

Erſt nach der Verwüſtung Andrias durch Lautrec ſoll das Schloß nicht mehr bewohnt worden ſein; die erſte Zerſtörung, die es erlitt, mögen ihm damals die Franzoſen zugefügt haben. Wenn dies wirklich der Fall geweſen iſt, ſo wird das Verbrechen des Vandalismus, mit dem ſich dieſelben in Heidelberg gebrandmarkt haben, noch durch Caſtel del Monte vermehrt. Doch müſſen es die Caraffa wiederhergeſtellt und noch als Villa oder Jagdſchloß benutzt haben, denn im Jahre 1656 flüchtete die geſammte herzogliche Familie vor der Peſt, die in Andria wütete, nach Caſtel del Monte, wo ſie ein halbes Jahr verblieb.

Die Zeit der gänzlichen Verödung dieſes ſchönen Schloſſes iſt nicht mit Beſtimmtheit anzugeben. Es wurde endlich dem Verfall ſchonungslos preisgegeben. Kein Wächter ſchützte mehr die prachtvollen Säle vor mutwilliger Zerſtörung durch Ackerbauer und Hirten; man durchwühlte die Gemächer, den Hof und die Ciſterne nach Schätzen; man brach den koſtbaren Marmor aus den Wänden; ſelbſt Räuber benutzten das Schloß-Friedrichs zu ihrem Verſteck. Nur der Umſtand, daß es kein herrenloſes Gut, ſondern das Eigentum des Herzogs von Andria war, verhinderte die vollkommene Zerſtörung. Denn die Caraffa führten fortdauernd den Titel Principe di Caſtel del Monte. Er iſt dem Zweig ihres Geſchlechts von Andria noch heute geblieben. Sie haben alle ihre dortigen Güter verkauft, nur dieſes Schloß nicht, entweder des Titels wegen der

an ihm haftet, oder weil sich kein Käufer für eine nutzlose Ruine fand. Mit ihr selbst ist keine Scholle Ackers mehr verbunden: der Prinz von Castel del Monte besitzt hier nichts mehr als die nackten Mauern des Schlosses.

Der Syndicus Andrias sagte mir, daß man dieses einzigartige Denkmal der Hohenstaufen um einige tausend Francs erstehen könne, und daß Hoffnung vorhanden sei, die Gemeinde Andrias zum Ankauf desselben zu bewegen. Ich beschwor ihn und andere einflußreiche Herren der Stadt, auf diesem Wege und durch Beteiligung des Provincialrates von Bari für die Erhaltung des Monuments zu sorgen. Sein Verfall ist noch keineswegs so weit vorgeschritten, daß der Aufwand von Kosten und Mühen dafür ein unverhältnißmäßiger sein würde. Selbst die Wiederherstellung des Schlosses würde keine zu große Schwierigkeit darbieten, denn noch steht es in seinem Grundbau und mit allen seinen Räumen aufrecht da.

Es wäre Schimpf und Schande zunächst für Apulien, wenn Castel del Monte, ein Denkmal, welches, wie kein anderes mehr, so rein und unverfälscht und unmittelbar eine große Epoche dieses Landes darstellt, aus Geiz oder Stumpfsinnigkeit, um des Lumpengeldes von einigen tausend Lire willen, der Zerstörung überlassen bliebe. Denn mit ihm ginge nicht allein eine monumentale Erinnerung an den größten Herrscher des Mittelalters zu Grunde, sondern auch dasjenige Bauwerk, in welchem die profane Architektur ihre letzte classische Höhe vor Bramante erreicht hat. Denn nach der schwäbischen Zeit sinkt sie in Verfall.

Die Erhaltung der geschichtlichen Monumente kann heute praktischerweise nur das Werk der Gemeinden und

der Provinzen sein, in deren Gebiet solche liegen, und sie ist auch ihre nächste Pflicht. Dies haben vor kurzem Ferrara und die dortige Provinz begriffen, denn sie erstanden das berühmte Schloß der Este, welches der Fiscus an den Meistbietenden losschlug. Der Reichtum an historischen Monumenten ist in keinem Lande der Welt so groß wie in Italien; daraus folgt, daß die Regierung sich außer Stande sieht, sie alle als Nationaleigentum zu behandeln und ihre eigenen ausgetrockneten Finanzen mit ihrer Erhaltung zu belasten. Der Fiscus verkauft sie, denn was kümmern ihn die Denkmäler der Geschichte? Als das Schloß Astura, wo der letzte königliche Hohenstaufe, Konradin, auf seiner Flucht von den Frangipani gefangen und an Karl von Anjou ausgeliefert worden war, um die Vorschlagssumme von 5000 Frs. vom Fiscus ausgeboten werden sollte, verwendete ich mich in Rom für die Zurückziehung dieser fiscalischen Maßregel, und ich erhielt die tröstlichste und liberalste Zusicherung. Astura ist später unter den Hammer gebracht worden; der Fürst Borghese hat das Schloß gekauft, doch sind ihm dabei gewisse Bedingungen auferlegt worden, dort nicht zu bauen und nicht zu graben, ohne Genehmigung der Regierung.[1]

Unser Ritt nach Castel del Monte schloß zu Palese mit einem ländlichen apulischen Gastmal von wahrhaft phäakenartiger Fülle. Hier ward das Köstlichste aufgetischt,

[1] Zu meiner großen Freude und Ueberraschung wurde Castel del Monte am Ende des Jahres 1875 von der italienischen Regierung doch angekauft, für die Summe von 25000 Lire, und so wird das Schloß Friedrichs II. der Mit- und Nachwelt erhalten bleiben.

was dieſes üppige Land darbietet: Fiſche des nahen Meeres in verſchiedener Zubereitung, homeriſch aufgehäufte Fleiſchmaſſen, Schüſſeln voll dampfender Maccaroni, zahlloſe Leckerbiſſen von Latticini der Murgie, das heißt von Gerichten, welche aus Milch bereitet werden, Oliven und andere Früchte und die feurigen Weine des Landes in hohen gläſernen Gefäßen. Unſere liebenswürdigen Wirte verſicherten, daß ſie nicht übermäßige Anſtrengungen gemacht hätten, dieſes Mal auszurüſten, denn ſo ungefähr ſei ihr täglicher Tiſch beſtellt. Die Apulier eſſen nur eine Malzeit am Tage. Ich nahm mir zu der Bemerkung Gelegenheit: daß wir Deutſchen nicht ganz mit Recht bei den Italienern im Rufe der Vielfreſſer ſtehen (i Tedeschi lurchi, ſagt Dante), denn wir eſſen zwar mehrmals am Tag, aber alle täglichen Malzeiten einer bürgerlichen Familie Deutſchlands zuſammengenommen machen noch nicht die Menge deſſen aus, was eine apuliſche Familie zu ihrem einmaligen Tiſch gebraucht.

Am Abend geleitete uns Herr Marchio nach Andria zurück, wo uns wiederum Herr Lionetti, der Syndicus der Stadt, empfing, um uns am folgenden Morgen bis nach Trani das Geleite zu geben. So ſchieden wir aus dieſem ſchönen Lande mit der freundlichſten Erinnerung an eine wahrhaft glänzende Gaſtfreundſchaft.

Anhang.

Inventar der Hinterlaſſenſchaft der Königin Helena, an die königliche Kammer in Neapel abgeliefert durch Enrico della Porta, Burgvoigt in Nocera.

Unum vetus segium de panno ad aurum consumptum et vetustum.

Item mantellum unum de biuncto infodratum de minuto vairo.

Item tunicam unam de eodem panno.

Item supertunicale unum de eodem panno infodratum de minuto vairo.

Item carrafiam unam argenteam sine coperculo.

Item cbifum unum argenti deaurati cum pede, ponderis unius marce et quinque unciarum.

Item VI. scutelle de argento planas sine signo, ponderis undecim marcarum.

Item duo barrilia de argento quorum unum est fractum, ponderis VII. marcarum, et sex unciarum.

Item unum caldarium de brunzo.

Item candelabrum unum de argento sine signo ponderis II. marcarum.

Item pottum unum de brunzo.

Item tappetum unum de Romania vetus et consumptum.
Item concam unam de bruuzo depictam.
Item bacile unum de argento cum anulo argenti, ponderis V. marcarum, VI. unciarum, XIV. sterlingorum et demidii.
Item cafariam unam de argento fructam ponderis VI. marcarum et unius uncie.
Item carpitam unam vergatam veterem et consumptam.
Item duas bunettas magnas da burello.
Item capam unam ad manicas infodratam cendato celesti.
Item duo scrinea rubea.
Item duo aurifrisia.
Item scrineum unum de ebore.
Item cappulas duas ad aurum.
Item corrigatam unam ad argentum ponderis unius marce.
Item cippum unum virgatum ad duo capita orenczatum cum seta rubea.
Item zippas quinque ad aurum cum seta alba.
Item garlandam unam cum XX petiis de auro cum smaragdis et pernis.
Item peciam unam que vocatur supercendatum rubeum munitum pernis et aquilis de auro cum smaragdis, pernis et esmaltis de auro.
Item octo pecias cum pernis et esmaltis in quibus consistunt triginta tres saffiri.
Item origentales tam parvi quam magni et XX. balesii.
Item XL. granatas et VIII. safiri de pondio, et CXXIII. grossi perni.

Item duo scrinea nigra.

Item sambucam unam de samito rubeo infodratam cendato ialino dependentem a sella coloperta argentea et munita pernis in quam erant pectoralia de argento et streugue in cujus pectorale deficiunt campanelle VIII.

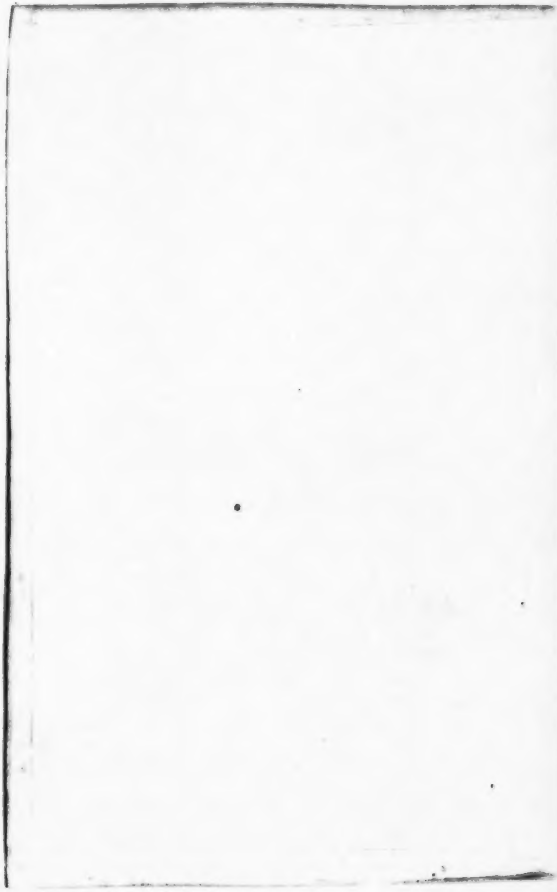
Item duo bocaria di ere.

Item sedile unum.

Item duos urceolos argenti quorum unum ponderat VIII. marcas et alium VII. marcas et dimidie.

Lecce.

1875.



Lecce ist die Hauptstadt der Provinz Terra d'Otranto; und diese ist ein durch das Alter seiner Cultur und seine Geschichte höchst merkwürdiges Land. Es umfaßt die südliche Halbinsel Süditaliens am jonischen Meer. Noch heutigentags liegt es wie am Ende der Welt und wird nicht häufig von Reisenden besucht.

In der alten Geographie trug diese Halbinsel verschiedene Namen: Japygia, Peucetia, Messapia, Calabria, auch Salentina, von einem kretischen Volksstamm, welcher das südliche Ende der Halbinsel bis zum Japygium Promontorium bewohnte. Der Name der Salentiner hat sich seltsamerweise noch heute als Gesammtbegriff für die Provinz behauptet, deren Geschichte und Literatur fortdauernd als salentinische bezeichnet werden. Nur für die Sprache der vorgriechischen Urbevölkerung des Landes hat man den Namen der messapischen beibehalten.

Die im Altertum für diese Halbinsel gewöhnlich gebrauchte Bezeichnung war „Calabria"; sie erhielt sich bis gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung; denn erst infolge des Eindringens der Lango-

barden, welche unter dem Herzog Romuald von Benevent im Jahre 668 Brindisi und selbst Tarent eroberten, übertrugen die Byzantiner den Titel des Thema Calabrien auf die südwestliche oder bruttische Halbinsel, deren Hauptstadt Rhegium (Reggio) wurde. So erhielt dieser Teil Großgriechenlands, das berühmte Vaterland großer Philosophen und Staatsmänner, den Namen Calabria, während er dort verschwand. Er ging dort, wie es scheint, schon in der Zeit der Langobarden im Gesammtnamen Apulia unter, welcher sich auf den größten Teil der östlichen Hälfte Süditaliens überhaupt ausgedehnt hat. Weil aber unter der byzantinischen Herrschaft die Stadt Hydruntum, das heutige Otranto, der Haupthandelsplatz und der Sitz der kaiserlichen Verwaltungsbehörden geworden war, so entstand für das alte ehemalige Calabrien schon frühe der provinzielle Begriff der Terra d'Otranto.

Wenn man von oberhalb Brindisi bis zum Golf von Tarent eine Linie herabzieht, sodaß diese Stadt noch von ihr umfaßt wird, so begrenzt dieselbe nach Apulien hin jene Halbinsel. Ihre äußerste Spitze ist das Promontorium Iapygium, das heutige Cap Santa Maria di Leuca. Dieses außerordentlich fruchtbare, fast ganz flache Land zählt heute etwa 500000 Einwohner, und zerfällt in die vier Districte: Lecce, Brindisi, Gallipoli und Tarent.

Ich werde kaum irren, wenn ich voraussetze, daß die allermeisten Leser dieser Blätter kaum eine dunkle geographische oder geschichtliche Vorstellung von Lecce haben, und daß sie in einige Verlegenheit geraten, wenn ich ihnen andere uralte Städte dieses Landes nenne: wie Ostuni, Galatone, Nardo, Gallipoli, Oria, Manduria, Francavilla.

Denn ſind ſie aufrichtig, ſo werden ſie bekennen, daß ſie davon gerade ſo viel wiſſen, wie von irgendwelchen Orten in einer Provinz Kleinaſiens.

Das alte Calabrien hat ſich ſeit vier Jahrhunderten gleichſam aus der Geſchichte der Welt verloren und mit einem mythiſchen Dunkel bedeckt, aus dem höchſtens nur zwei Geſtalten ſichtbar hervorragten, Brindiſi, das alte Brundusium, welches die größeſten Namen der römiſchen Geſchichte niemals haben ſterben laſſen, und Tarent, auf welchem der unzerſtörliche Zauber der helleniſchen Welt ruht. Alles Uebrige, ſelbſt die Normannenſtadt Lecce nicht ausgenommen, iſt in ſo tiefe Vergeſſenheit gefallen, daß noch in den dreißiger Jahren unſers Jahrhunderts der unermüdliche Wanderer, der treffliche Heinrich Wilhelm Schulz, für uns Deutſche faſt den Ruhm eines Entdeckers beanſpruchen konnte, als er dies Halbinſelland durchforſchte, und dort die verſchollenen Denkmäler der Kunſt des Mittelalters gleichſam für uns auffand.

Das Land ſelbſt hat dies Dunkel nicht verſchuldet. Es iſt keineswegs wild und innerlich verſchloſſen, wie das heutige, von hohen Gebirgen und tiefen Schluchten durchzogene Calabrien, ſondern ein blühendes Gartenland, welches nach vielen Richtungen hin treffliche Straßen durchſchneiden. Es hat zahlreiche Städte, und ſeine uralten Häfen Brindiſi, Tarent, Otranto und Gallipoli haben, wenn auch ſehr herabgekommen, doch niemals aufgehört, Ueberfahrtsorte nach Griechenland und dem Orient zu ſein, oder am Mittelmeerhandel ſich zu beteiligen.

Noch weniger hat das dortige Volk das Bewußtſein ſeiner im Altertum großen, im Mittelalter nicht geringen

Bedeutung verloren. Man wird kaum eine seiner Städte finden, welche nicht ihre gedruckte Chronik oder antiquarische Beschreibung besäße. Diese einheimische Literatur füllt heute einige Schränke der Bibliothek in Lecce aus. Sie begann bereits am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, wo ein berühmter Humanist aus Galatone, Antonius de Ferrariis oder Galateus, der Freund des Sannazar und Pontanus, sein Vaterland in einer classischen Schrift beschrieben hat, welche „De Situ Japygiae" heißt. Aber die gesammte Literatur des Landes ist kaum über ihre provinziellen Grenzen gedrungen. Auch der größeste neuere Dichter, welchen die messapische Halbinsel, die Heimat des Ennius, hervorgebracht hat, ist im übrigen Italien unbekannt geblieben. Das war Ascanio Grandi, Verfasser des epischen Gedichtes Tancred, womit er dem Ruhme Tasso's nacheifern wollte. Er starb zu Lecce im Jahre 1634.

Lecce also, nicht Hydruntum, ist die bürgerliche Hauptstadt dieses Landes. Obwol heute keine Ruinen des Altertums mehr von ihrer antiken Geschichte Kunde geben, so ist sie doch unzweifelhaft uralten Ursprungs. Sogenannte pelasgische Einwanderer, die über Meer gekommen waren, gründeten sie, gleich vielen andern Städten Apuliens und Calabriens. Ihr fabelhafter Erbauer wird Malennius genannt.

Der ursprüngliche Name der Stadt war Syrbar oder Sybaris, wie jener der berühmten Stadt am Golf von Tarent. Sie vertauschte denselben später mit Lupia oder Lupiä, unter welchem sie zur Römerzeit bestand. In Lupiä war es, wo der junge Octavian von Apollonia her landete, nachdem er die Ermordung Cäsars erfahren hatte.

Noch heute ſchreibt ſich von dieſem Namen das Stadtwappen Lecces her: ein Wolf, der unter einer Steineiche ſteht. Der Name Lupia verwandelte ſich ſodann in Lycium, wie die Stadt zur Normannenzeit hieß, und endlich in Lecce.

Geſchichtliche Berühmtheit erlangte dieſer Ort erſt durch die Normannen, nachdem der große Robert Guiscard Apulien und Calabrien der noch fortdauernden Herrſchaft des griechiſchen Kaiſers entriſſen hatte. Im Jahre 1063 eroberte er Tarent, fünf Jahre ſpäter Otranto. Seinem tapfern Bruder Goffred übergab er die Stadt Lecce als Grafſchaft, und von dieſem erſten dortigen Herrn aus dem normanniſchen Hauſe Hauteville ſtammte die Dynaſtie der Grafen von Lecce, welche bis auf den hohenſtaufiſchen Kaiſer Heinrich VI. dort regiert hat.

Der Untergang dieſes alten Grafenhauſes iſt mit demjenigen des normanniſchen Königreichs in Sicilien enge verknüpft, und zwar durch die bekannte romantiſche Liebſchaft zwiſchen der ſchönen Sibilla, der Tochter des Grafen Robert von Lecce, mit Roger, dem Sohne des Königs Roger II. von Sicilien. Der Sprößling dieſes heimlichen Liebebundes war der letzte Normannenkönig, jener Tancred, Graf von Lecce, welchem ſeine Landsleute im Jahre 1189 die Krone Siciliens gaben. Der tapfere Baſtard ſtarb nach nicht immer unglücklichen Kämpfen mit Heinrich VI., dem Erben Siciliens durch ſeine Gemalin Conſtanza, im Jahre 1194. Seinen Sohn Roger, welchen er im Jahre 1191 mit Irene der Tochter des griechiſchen Kaiſers Iſaak Angelus vermält und in Brindiſi hatte krönen laſſen, hatte er ſterben ſehen und der Kummer um dieſen Verluſt raubte ihm ſelbſt das Leben.

Seine Ansprüche auf das Reich beider Sicilien hinterließ er seinem zweitgeborenen Sohne Wilhelm unter der Vormundschaft seiner Mutter Sibilla, vom Haus der Grafen von Acerra. Diese Königin Witwe ergab sich im Schloß zu Palermo dem Kaiser Heinrich VI. unter der Bedingung, daß ihr Sohn Wilhelm die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent zum erblichen Lehn erhielt. Aber der Kaiser brach sein Wort, als er in der schrecklichen Weihnachtszeit des Jahres 1194 unter dem Vorwand einer angezettelten Rebellion die normannischen Barone umbringen ließ; er schickte Sibilla mit ihrem Sohne und drei Töchtern in die Kerker der Festung Hohenems.

Glücklicher als die Witwe des letzten Normannenkönigs Tancred war jene seines Sohnes Roger: denn Irene vermälte sich im Beginn des Jahres 1195 mit Heinrichs Bruder Philipp, dem spätern König der Römer. Der letzte Erbprinz des Normannenhauses, Wilhelm, ging in Deutschland kläglich zu Grunde; aber die Ansprüche seines Hauses auf Lecce vererbte seine von dort nach Frankreich entlassene Mutter Sibilla an ihren Schwiegersohn Gauthier (Walther) von Brienne, den Gemal ihrer Tochter Albiria.

So geschah es, daß jenes französische Geschlecht Brienne, nach dem Falle der Hohenstaufen, unter den Anjou die Grafschaft Lecce wirklich in Besitz nahm, und sie bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts behauptete. Durch Erbschaft kam Lecce sodann an das französische Haus Enghien, durch dieses an die Balzo Orsini, und endlich im Jahre 1463 an das aragonische Königshaus Neapel.

So bildet die Geſchichte der Stadt Lecce einen weſentlichen Teil der Feudalgeſchichte des Königsreichs Neapel überhaupt, und in Beziehung auf das geſamnte alte Calabrien, d. h. die Provinz Otranto, das wichtigſte Glied neben dem Fürſtentum Tarent. Sie ſelbſt hat als bürgerliche Gemeinde keine eigene Bedeutung gehabt. Wenn noch in den barbariſchen Zeiten des Verfalls jeder politiſchen Selbſtändigkeit dieſer äußerſten Landſchaften Großgriechenlands Städte wie Brindiſi, Gallipoli und Tarent durch ihre Häfen ſich immerhin eine gewiſſe bevorzugte Stellung ſichern konnten, ſo vermochte das Lecce dadurch nicht. Denn dieſe Stadt liegt nicht, wie jene am Meer, ſondern mehrere Meilen von ihm entfernt. Ihr alter Hafen, welchen der Kaiſer Hadrian erbaut hatte, und der noch im fünfzehnten Jahrhundert brauchbar war, iſt ſchon ſeit lange gänzlich verlaſſen und zu einer kleinen Doganaſtation herabgeſunken. Und trotzdem iſt Lecce heute geradezu eine der ſchönſten und dem Anſchein nach wohlhabendſten Städte des ehemaligen Königreichs Neapel. Sie muß alſo dieſe auffallende Bevorzugung entweder zufälligen Verhältniſſen, oder dem großen wirtſchaftlichen Reichtum des Gartenlandes verdanken, in deſſen Mitte ſie liegt. In Wahrheit verſchwindet ſelbſt Tarent, trotz ſeiner ausgezeichneten Lage an zwei Meeren, trotz ſeines Hafens ohne gleichen, trotz der Fruchtbarkeit ſeiner Gefilde, und der Bedeutung, welche es lange Zeit im Mittelalter als Sitz eines ſehr mächtigen und ausgedehnten Feudalfürſtentums gehabt hat, hinter der Stadt Lecce; während die beiden andern berühmten Städte des Landes, Otranto und Brindiſi, nur noch dürftige Schattenbilder ihrer Vergangenheit ſind.

Ich war ganz erstaunt, als ich Lecce betrat. Ich hatte von ihr sagen gehört, daß sie die sauberste Stadt des Königreichs Neapel sei, nächst der großen Hauptstadt selbst, und dies Urteil, welches übrigens schon im Jahre 1767 ein Reisender in jenem Lande, Baron Riedesel, ausgesprochen hat, bestätige ich.

Lecce liegt in einer üppigen, von allen Fruchtbäumen dieser milden Zone erfüllten Landschaft. Sie mag über 23000 Einwohner zählen; da sie nun zur Zeit jenes Reisenden deren 15000 zählte, so hat sie in mehr als hundert Jahren nur den geringen Zuwachs von 8000 Menschen erlangt, und diese Ziffern lehren mehr denn jedes andere Verhältniß den langen Stillstand des Lebens in diesem Lande, welches die Natur zu einem Paradies des Wolstandes erschaffen zu haben scheint.

Die Villen, Baumgänge und Anlagen um die wolgefügten Stadtmauern her, die schönen Straßen und Plätze, herrlich gepflastert, mit vielen geschmückten Palästen und Gebäuden besetzt, durch Kirchen und Klöster eines an Ornamenten überreichen Stils ausgezeichnet, verleihen Lecce ein Ansehen von stattlichem Reichtum und von einer heitern Grazie, welche durchaus italienisch ist, aber orientalisch erscheint, weil sie mit Prunk überladen ist.

Die Architektur der Stadt hat ihre wesentliche moderne Blüte in und nach der Epoche Karls V. entfaltet. Die meisten Klöster und Paläste Leccos sind Bauten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Ihr Material ist ein Kalkstein von schöner goldgelber Farbe. Dieser leicht zu bearbeitende Stein bot sich zugleich dem Bildner als ein vorzüglicher Stoff zur Decoration von Außen-

flächen der Gebäude dar. Ich sah nirgendwo einen gleichen Reichtum solchen Schmucks an Façaden wie hier. Obwol nun hier die Kunst fast durchweg in Manier und Ueberfülle geraten ist, und das Spiel südlicher Phantasie oft ins Barocke fällt, so hat dies doch der Stadt das gleichmäßige Wesen einer Epoche aufgedrückt, und so ist hier ein harmonisches Ganze hervorgebracht worden. Lecce ist das Florenz der Roccocozeit. In ganz Italien ist in dieser Kunstrichtung ihres gleichen nicht zu finden. Dies barocke Wesen hat sich hier, durch den Anhauch des nie verlöschten antiken Formgefühls und unter dem Einfluß des schönen lachenden Himmels dieser glücklichen Zone, doch zu einer gewissen Idealität verklärt.

Schon der erste Anblick Lecces zeigt, daß diese Stadt unter besonders günstigen Verhältnissen mehr als eine Kunstblüte erlebt hat. Nach den Angaben einheimischer Kenner entfaltete sich dieselbe zuerst unter den normannischen Grafen. Ihre Periode, so sagt ein Autor der Gegenwart (Herr Francesco Casotti) war die Zeit, wo Lecce und die gesammte Grafschaft, sowol in Bezug auf die Künste als in jeder anderen Hinsicht die höchste Blüte erreichte, während das französische Haus der Brienne, welches auf jene Grafen in der Herrschaft Lecces folgte, wegen beständiger Kriege und namentlich wegen seiner Thätigkeit in Griechenland und dem Orient, nichts Nennenswertes geschaffen hat.

Ohne Zweifel wetteiferten die normannischen Grafen mit ihren königlichen Vettern in Sicilien an Prachtliebe, aber leider sind ihre Bauten in Lecce wie außerhalb der Stadt bis auf wenige Reste untergegangen. Die Kirchen,

welche ſie gegründet hatten, wurden zerſtört oder umgebaut, wie der Dom der Stadt, welchen ſchon der erſte Graf Goffred begonnen hatte, und wie die Kirche der Trinità, in welcher ſich die Grüfte einiger der letzten Mitglieder des Grafenhauſes befunden haben.

Die zweite Kunſtblüte Leccés begann etwa zwei Jahrhunderte ſpäter unter der Herrſchaft des Hauſes Enghien und der prachtliebenden, mächtigen Orſini del Balzo, deren Monumente in der ganzen Provinz Otranto noch zahlreich ſind. Die dritte endlich, welche der Stadt ihr weſentliches Gepräge gab, gehört dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert an. Dies beſteht, wie ich ſchon bemerkt habe, in der Entfaltung eines ungewöhnlichen Reichtums architektoniſchen Schmuckes, der oft die Grenze des Schönen überſchreitet, und bunt, ſchwerfällig und überladen wird.

Der architektoniſche Mittelpunkt der Stadt iſt ihr Dom, oder die Kathedrale der Aſſunta, deren erſte Anlage in das Jahr 1114 fällt. Nach mehrmaligem Umbau wurde ſie mit dem hohen Glockenturm zur Seite im Jahre 1659 aus den Fundamenten vollſtändig neu erbaut, unter der Leitung des namhaften Bildhauers Zimbalo von Lecce. Die Kathedrale hat eine mächtige, aber nicht gerade ſchöne Façade im Roccocoſtil. Der prächtige, weit ſichtbare Turm neben ihr, von vier Aufſätzen, iſt mehr als fünfzig Meter hoch. Eine Inſchrift beſagt, daß der Biſchof Aloyſius Pappacoda im Jahre 1659 den Grundſtein des Neubaues gelegt hat.

Zur linken Seite des Doms ſteht eine künſtliche Grotte mit hölzernen Heiligenfiguren in ihr (Chriſtus von Engeln umgeben), deren ich nur erwähne, weil ihre

dörfliche Plumpheit den Eindruck ſtört, welchen der von ſchönen Bauwerken umgebene Domplatz macht. Die Götter der chriſtlichen Religion gehören nicht auf die Straße, ſondern in die Kapellen oder Kirchen, ſchon deshalb, weil ſie häßlich ſind.

Mit dem Dom ſteht die Wohnung des Biſchofs in Verbindung, ein mit einem Porticus aus Halbſäulen geſchmücktes Gebäude. An dieſes ſchließt ſich das Seminar, ein prächtiges Bauwerk aus gelbem Kalkſtein, mit reichgeſchmückter Façade, einem großen Hof, welchen Arkaden bilden und einer mit Büſten geſchmückten Eingangshalle. Die Erbauer dieſes ſchönen Palaſts waren die Biſchöfe Michele und Fabrizio Pignatelli am Ende des ſiebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Man ſieht ihre Wappen auf den kunſtvoll gearbeiteten Thüren im Porticus. Heute dient das Seminar zum Teil als Kaſerne.

Das Bistum Lecce iſt Suffragan des Erzbistums Otranto. Seine Stiftung wird auf Sanct Oronzius zurückgeführt, den erſten legendären Chriſten und Märtyrer der Stadt, deren Schutzheiliger er iſt. Der größte Platz Leccos iſt dieſem Heiligen geweiht. Wie in Rom die Figuren der Apoſtel Petrus und Paulus auf den beiden großen Säulen römiſcher Cäſaren ſtehen, ſo hat man dort die Statue des Oronzius auf einer alten höchſt merkwürdigen Säule aufgeſtellt. Sie ſtammt aus dem Hafen Brindiſi.

Dort nämlich ſteht, gegenüber dem Eingang des Hafens, auf einer kleinen Anhöhe, eine antike Marmorſäule unbekannten Urſprungs, auf deren Poſtament die bekannte

Inſchrift des Protoſpatarius Lupus zu leſen iſt, des Wiederherſtellers der Stadt Brundiſi im neunten Jahrhundert. Neben ihr befindet ſich noch die Baſis einer zweiten ähnlichen Säule. Dieſe ſtand auf ihr bis zum Jahre 1528, wo ſie niederſtürzte und lange Zeit am Boden liegen blieb. Im Jahre 1683 ſchenkte die Stadt Brindiſi der Gemeinde von Lecce dieſe Säule, um das eherne Standbild des Sanct Oronzius daraufzuſtellen, was dann geſchah. Eine pomphafte und ſchwulſtige Inſchrift vom Jahre 1684 auf dem Fußgeſtell ſagt, daß der göttliche Oronzius dem alten Hercules der Brundiſiner ſich unterworfen habe:

Columnam hanc, quam Brundusina civitas suam ab Hercule ostentans originem profano olim ritu in sua erexerat insignia, religioso tandem cultu divo subjecit Orontio, ut lapides illi, qui ferarum domitorem expresserant, novo coelamine voto aereque Lupiensium exculto truculentioris pestilentiae monstri triumphatorem posteris consignarent.

Auf demſelben Platz ſteht das ehemalige Gebäude des Municipium Lecces, welches Sebile heißt, eine Halle mit Bogen gothiſchen Stils und einem reichgeſchmückten Portal. Daneben ſieht man eine Kapelle, über welcher ſich das tönerne Bild des venetianiſchen Löwen erhebt. Sie gehörte nämlich der Republik Venedig, die in Lecce eine Handelsniederlaſſung beſaß.

Unter allen dreißig Kirchen der Stadt iſt die merkwürdigſte die alte der Benedictiner, San Nicola e Cataldo. Sie liegt eine kleine Strecke von der Stadt entfernt. Graf Tancred baute ſie im Jahre 1180, und dies war der Sohn jenes obengenannten Erbprinzen Sici-

liens, Roger und der ſchönen Sibilla. Sein erzürnter Großvater hatte ihn und ſeinen Bruder Wilhelm in Palermo einſperren laſſen, aber Tancred war aus ſeinem Gefängniſſe nach Athen entwichen, von wo ihn ſpäter der König Wilhelm II. zurückrief, um ihn mit der Grafſchaft Lecce zu belehnen. Tancred baute hier die ſchöne Kirche San Nicolo und Cataldo, neun Jahre bevor er von den Normannen zum Könige erwählt wurde. Sie iſt demnach das letzte Denkmal des letzten Normannenkönigs überhaupt, und ſchon deshalb von geſchichtlicher Merkwürdigkeit.

Auf zwei Portalen, dem des Einganges und einem andern des Ausganges in den Kloſterhof haben ſich die auf den Bau bezüglichen Inſchriften erhalten:

Hac In Carne Sita Quia Labitur Ita Vita
Conſule Dives Ita Ne Sit Pro Carne Sopita
Vite Tancredus Comes Eternum Sibi Fedus
Firmat In His Donis Ditans Hec Templa Colonis.

*

Anno Milleno Centeno Bis Quadrageno
Quo Patuit Mundo Chriſtus Sub Rege Secundo
Guillelmo Magnus Comito Tancredus Et Agnus
Nomine Quem Legit Nicolai Templa Peregit.

Die Kirche hat ihres Gleichen nicht im ganzen Lande, mit alleiniger Ausnahme der berühmten Franciscanerkirche Santa Catarina zu San Pietro in Galatina, und dieſe wurde erſt zwei Jahrhunderte ſpäter erbaut. Sie iſt geradezu eins der herrlichſten und eigenartigſten Denkmäler der normanniſchen Kunſtepoche, und vielleicht dasjenige,

welches den vollkommensten Eindruck classischer Einfachheit und Symmetrie macht. In ihr, so sagt Heinrich Wilhelm Schulz, hat sich jener in diesen Gegenden seit den Zeiten des griechischen Altertums heimische feine Sinn und Geschmack am glänzendsten offenbart.

Die Kirche ist ein dreischiffiger Pfeilerbau von nur mäßigen Raumverhältnissen, mit einer kleinen Kuppel über der Kreuzung, ruhend auf Spitzbogen. Das Mittelschiff ist erhöht und hat ein Tonnengewölbe. Die Pfeiler haben Halbsäulen mit korinthisirenden Capitälen; in gothischer Weise setzen sie sich zum Deckengewölbe fort. Die rohe und grelle Malerei, mit welcher im siebzehnten Jahrhundert das ganze Innere der Kirche überzogen worden ist, hat auch die Pfeiler nicht verschont; später hat man diese Gemälde meist mit Tünche zugedeckt.

Ueberhaupt hat die Kirche, im Innern wie an den Außenflächen im Lauf der Zeit manche gewaltsame Veränderung erlitten. Das Ganze jedoch, und die schönsten Teile der decorativen Bildnerei in Stein geben noch immer den Eindruck der ursprünglichen Schöpfung wieder. Der Bau ist aus Quadern eines gelblichen Kalksteins aufgeführt, von der saubersten und zierlichsten Zusammenfügung. Die Außenseiten sind durch Wandpfeiler gegliedert, zwischen denen sich halbgothische Bogen spannen.

Der herrlichste Schmuck dieser Kirche besteht in der Verzierung der beiden glücklicherweise noch vollkommen erhaltenen Portale. Der Stein, aus dem diese Ornamente gemeißelt sind, hat eine goldgelbe Farbe angenommen, welche an die der Tempel Siciliens und Griechenlands erinnert, und die Zierlichkeit und Feinheit, die Durchsichtigkeit der

in ihm dargeſtellten arabesken Formen iſt ſo überraſchend, daß dieſe ſelbſt wie aus Wachs gebildet erſcheinen, und die Leichtigkeit und Anmut von Malereien oder Stickereien haben.

Das Hauptportal iſt ein Bogen mit doppeltem Umfaſſungsgurt von der reichſten Blätterdecoration. Eine geradlinige Thüre führt in die Kirche; auf dem Architrav über ihr ſteht die erſte Inſchrift Tancreds; und über dieſer ſieht man ein ausgemeißeltes Geſims, welches zwiſchen Blättern ſechs Frauenköpfe enthält, deren ſymboliſche Bedeutung unklar iſt.

Ein zweites ähnliches, mit nicht minderer Kunſt behandeltes Portal führt in den Kloſterhof; es enthält die zweite der bemerkten Inſchriften. Die Thüre iſt von zwei kleinen Säulen eingefaßt, welche ehemals auf Löwen ruhten. Der Kloſterhof ſelbſt iſt erneuert worden und zeigt nichts mehr von ſeinem urſprünglichen Stil.

Das Kloſter gehörte den Benedictinern; am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kam es an die Olivetaner. Seit der napoleoniſchen Umwälzung Süditaliens iſt es eingegangen.

An Grabdenkmälern findet ſich nichts Nennenswertes in dieſer Kirche, außer dem Mauſoleum des Dichters Aſcanio Grandi.

Man wird kaum irren, wenn man behauptet, daß die in jenem Tempel Sanct Nicolaus zu ſolcher Vollendung gebrachte Decoration in Stein die weſentliche Schule und das ideale Vorbild geweſen iſt, wonach ſich der bildneriſche Geſchmack in Lecce geformt hat. Denn in allen ſpätern Epochen kam daſſelbe Princip mit mehr oder weniger

Glück in Anwendung, bis es sich in den Zeiten des Verfalls durch Ueberladung zu Grunde richtete. Um so mehr ist es zu beklagen, daß die Bauwerke der ältern Periode in Lecce bis auf wenige Reste untergegangen sind.

Von den Denkmälern aus der Zeit der Brienne scheint Santa Croce das bedeutendste gewesen zu sein. Diese Kirche war im Jahre 1353 von jenem Walter von Brienne gegründet worden, welcher als Herzog von Athen und Herr von Florenz in der Geschichte eine flüchtige Berühmtheit erlangt hat. Im Jahre 1549 fand ihr Umbau und der des Klosters statt, und dieser dauerte (nach der Angabe De Simone's in seinem neuesten Werk „Lecce und ihre Monumente") 146 Jahre. Im Jahre 1807 wurde das großartige neue Kloster der Cölestiner aufgehoben, und später machte man es zum Sitz der Intendantur und des Präfecten von Lecce. Die Façade dieses Gebäudes wurde erst am Anfange unsers Jahrhunderts vollendet. Sie ist das Barockeste, was Lecce aufzuweisen hat; gleichwol bringt die Ueberfülle der Decoration einen Eindruck von Pracht und Reichtum hervor, den man der armseligen Nüchternheit modernster Bauten vorziehen muß.

Beim Umbau der alten Kirche gingen leider manche historische Denkmäler zu Grunde, so das marmorne Grabmal der berühmten Gräfin von Lecce und Königin Neapels, Maria von Enghien, der Gemalin des Königs Ladislaus. Das gleiche Schicksal der Zerstörung haben auch die Grabmäler der Normannengrafen erfahren.

Unter andern Kirchen der Stadt ist auch die von San Domenico bemerkenswert; in ihr befindet sich das Grabmal des Humanisten Galateus, welcher der Stolz Lecces

ist. Ihr gegenüber steht das schöne Gebäude des Hospitals, ein Prachtbau des sechzehnten Jahrhunderts, ausgeführt nach den Plänen des Giovan Giacomo dell' Acaya.

Von hier gelangt man zu der Porta Rusce, so genannt von einem unweit Lecce liegenden Ort, der alten messapischen Stadt Rudiä, wo der Dichter Ennius geboren war. Dies vor wenigen Jahren erneuerte Tor ist mit Figuren geschmückt, welche die mythischen Heroen des Landes vorstellen, Malennius, Daunus und Idomeneus. Nach der Sage soll nämlich Malennius Lecce gegründet haben, und sein Sohn Daunus König Apuliens gewesen sein, welches im Altertum auch den Namen Daunia führte.

Ich will es rühmen, daß die Bürgerschaft Lecces mit Pietät die geschichtlichen Erinnerungen ihrer Stadt festhält; das zeigen die Namen der Straßen; denn obwol es auch hier solche gibt, welche nach Victor Emanuel, Garibaldi und andern Hauptcharakteren der Gegenwart benannt worden sind, so bietet doch die Liste der Straßennamen, wie sie De Simone in seiner bemerkten Beschreibung Lecces zusammenstellt, gleichsam den Auszug der Geschichte dieser Stadt dar, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Solche bis in die Mythenzeit hinaufreichende Namengebung ist freilich nur eine Spielerei gelehrter Antiquare. Der gewöhnliche und unstudirte Bürger Lecces hat ein mythographisches und historisches Lexicon nötig, um den Sinn der ganz unpopulären Namen seiner Vaterstadt zu verstehen. Jedoch sie erwecken wenigstens bei denen, die etwas von der Sagengeschichte dieses Landes wissen, immerhin Vorstellungen localgeschichtlicher Natur.

Es gibt also in Lecce Plätze und Straßen mit den

fabelhaften Namen Malennius, Dasumnus und Idomeneus. Eine Straße iſt von „Meſſapiſchen Gräbern" genannt, welche man daſelbſt entdeckt hat. Die römiſchen Zeiten ſind durch Ennius, Auguſtus, Hadrian, Marcus Aurelius, Antonius, Verus und Lucius Epulo vertreten. Das Mittelalter prangt mit zahlreichen Namen von Königen und Feudalgeſchlechtern, wie Graf Gaufried, Boemund, König Tancred, Manfred (welchem ſein Vater Friedrich II. die Grafſchaft Lecce und das Fürſtentum Tarent verliehen hatte); Gräfin Albiria, Walther von Brienne, der Duca d'Atene, Raimondello Orſini, die Königin Maria, Ferdinand von Aragon u. ſ. w. Endlich ſind auch die in Wiſſenſchaften und Künſten berühmten Leccefen nicht vergeſſen worden; wie Antonio Galateo, Aſcanio Grandi, Acaya, der Chroniſt Antonello Coniger, der Geſchichtſchreiber Ammirati, der Syndicus Marangio und viele andere.

Der Bürger von Lecce kann alſo in ſeiner ſchönen Stadt mit patriotiſchem Stolz umhergehen, und die Chronik ſeiner Vorfahren von Malennius abwärts an den Straßenecken ableſen.

Ich hätte nun aber beinahe Karl V. vergeſſen. Und doch veranlaßte dieſer Kaiſer teilweiſe einen Umbau der Stadt, als er das Caſtell Lecce's baute und die Stadtmauern erneuerte. Dieſe Burg beſteht in einem großen Quadrat ohne Türme, welches einige Höfe umſchließt. Sie iſt mehrfach umgewandelt worden. Im Innern liegt der Schloßpalaſt, ein mächtiges Gebäude im Renaiſſanceſtil, aus gelben Steinquadern, deſſen Urſprung viel älter iſt als die Zeit Karls V., wie das der ſtumpfe Turm mit

gothiſchem Bauſyſtem beweiſt. Ich nehme an, daß auf derſelben Stelle bereits zur Zeit der Grafen von Lecce eine Burg ſtand. Dieſe beſaßen übrigens ihren Palaſt in der Stadt, von dem noch Ueberreſte in der Via Nuova erhalten ſind.

Die Bürgerſchaft Leccos weihte dem Kaiſer Karl V. im Jahre 1548 einen Triumphbogen, welcher zugleich als Stadttor diente. Es iſt ein prächtiger, 60 Fuß hoher Bau mit korinthiſchen Säulen, und geſchmückt mit dem Wappen des Kaiſers. Die pomphafte Inſchrift lautet:

Imperatori Caesari Carolo V Triumphatori Semper Augusto Primo Indico Secundo Gallico Tertio Africano Christianorum Rebellantium Domitori Turcarum Pavori Fugatrique Reipublicae Christianae Toto Orbe Factis Consiliisque Amplificatori Arcum Ex Auctoritate Fernandi Loffredi Turcis Et Caeteris Caroli Hostibus Omni Salentinorum Japigiumque Litore Propulsandis Praefecti Ordo Populusque Lyciensis Devotus Numini Majestatique Ejus Dedicavit.

Aus dieſem Tore, welches nach Neapel führt, gelangt man zu den ſchönen Spaziergängen rings um die Stadtmauern. Zwei liebenswürdige Bürger Leccos, der Baron Francesco Caſotti und Herr Romano führten uns dort umher, und ihnen verdankten wir bei unſerem viel zu kurzen Aufenthalt in dieſer Stadt die Kenntniß des Sehenswürdigſten.

Lecce verdient in der That einen langen Beſuch. Denn wie Tarent (welches ich viel beſſer kenne, da ich zweimal, im Jahre 1871 und 1875 mich dorthin begab), iſt ſie ein Mittelpunkt für geſchichtliche und culturgeſchichtliche Studien über das alte Calabrien.

Ich verdankte Herrn Casotti und den Schriften des Herzogs von Castromediano und De Simone's in der Folge die Anregung zu einer eingehenderen Beschäftigung mit der salentinischen Literatur, namentlich in Beziehung auf die Geschichte des Landes, und darüber will ich einen kurzen Bericht geben. Er wird den Lesern, wie ich denke, willkommen sein, da es sich hier um ein uraltes und berühmtes Land handelt, welches noch mehr durch politische als geographische Ursachen seit langen Zeiten für uns gleichsam eine terra incognita geblieben ist.

*

Die culturgeschichtliche Bedeutung des alten Calabrien ist zunächst diese, daß es auf Grund seiner nach dem Orient hingewendeten Lage eine der ersten italischen Landschaften war, wohin sich die überseeische Einwanderung kretischer, illyrischer und pelasgischer Stämme, und dann der Griechen gerichtet hat. In diesem äußersten Winkel Italiens entstand vielleicht die früheste, vorhellenische Cultur. Hier berührten sich auch und wirkten aufeinander die Sprachen der Osker, der Latiner und Griechen. Der Dichter Ennius rühmte sich aller drei Idiome mächtig zu sein, und gleich ihm waren Calabresen auch Livius Andronicus und Pacuvius: alle drei merkwürdigerweise wenn nicht geradezu die Schöpfer der römischen Dichtersprache, so doch von wesentlichem Einfluß auf ihre Entwickelung. In gleicher Art hat dann wol in der Zeit der Blüte großgriechischer Städte die wissenschaftliche und die künstlerische Cultur von dieser Halbinsel aus ihre Einwirkung auf Rom ausgeübt.

Die drei Epochen des alten Calabrien, die meſſapiſche, die griechiſche und die römiſche, kann man paſſend durch drei Städte bezeichnen, durch Oria, die uralte Königsburg der Meſſapier, durch Tarent und durch Brundusium.

Wir beſitzen von der uns völlig dunkeln meſſapiſchen Urzeit keine andern Urkunden mehr als die unentzifferten Reſte der Sprache der Autochthonen des Landes. Die Entdeckung des meſſapiſchen Dialekts in Inſchriften gehört ſchon dem ſechzehnten Jahrhundert an, denn die beiden namhaften calabriſchen Humaniſten, Antonius Galateus und Quintus Marius Corradus haben davon Kenntniß gehabt. Aber erſt ſeit den Veröffentlichungen des Giambattiſta Tommaſi aus Lecce (1830) ſind dieſe fremdartigen Sprachreſte zum Gegenſtande wiſſenſchaftlicher Behandlung gemacht worden.

Der Sprachſchatz von einigen fünfzig meſſapiſchen Inſchriften, welchen ſodann Mommſen in ſeinem Werk über die unteritaliſchen Dialekte (im Jahre 1850) zu ſammeln vermochte, iſt ſeither durch die fortgeſetzten Nachforſchungen der Antiquare Calabriens auf 122 Nummern angewachſen. Denn ſo viele enthält die im Jahre 1871 zu Lecce gedruckte Schrift „Le Iscrizioni Messapiche raccolte dai Cav. Luigi Maggiulli e Duca Sigismondo Castromediano.“

Die griechiſche Sprache verdrängte die meſſapiſche und ſie ſelbſt ſtarb im alten Calabrien niemals ganz aus. Sie erhielt ſich auch nach dem Untergange der römiſchen Herrſchaft in Schulen, in der Kirche und ſelbſt im bürgerlichen Gebrauch. Sie belebte ſich dort wieder, als dieſe Provinz mit dem byzantiniſchen Reiche verbunden wurde.

Seit Leo dem Iſaurier wurde der Ritus der Kirche dort zum großen Teile griechiſch. Das Bistum Hydruntum wurde unter den Patriarchen von Konſtantinopel geſtellt. Die älteſten calabriſchen Klöſter gehörten dem Orden der Baſilianer an, und dieſer ſtiftete im neunten Jahrhundert zu Nardò ein griechiſches Gymnaſium. Als eine der älteſten Kloſterbibliotheken des Abendlandes, älter vielleicht als die von Caſſiodorus im Coenobium Vivarienſe errichtete, galt die von Sanct Nicolaus bei Otranto. Sie war reich an griechiſchen Handſchriften. Der Cardinal Beſſarion hatte ſich davon einen Teil angeeignet und dieſer verunglückte mit ſeiner Bibliothek in Venedig. Was noch in jenem Kloſter von Manuſcripten geblieben war, vernichteten die Türken, als ſie im Jahre 1480 Otranto eroberten. Galateus ſpricht davon in ſeiner Schrift „De Situ Japygiae". Er ſelbſt hatte einen griechiſchen Codex gerettet, welchen er dem Papſte Julius II. verehrte, aber unglücklicherweiſe enthielt dieſe Handſchrift nicht Wichtigeres als die Schenkung Conſtantins.

Die griechiſchen Schulen in Otranto, in Galatina und Nardò überdauerten ſelbſt den Untergang der byzantiniſchen Herrſchaft in jenem Lande. In ſeiner Schrift „Scritti inediti e rari di diversi autori trovati nella Provincia d'Otranto" (Neapel 1865) hat Francesco Caſotti dies durch griechiſche Documente der Bibliothek Nardò nachgewieſen, welche dem zwölften Jahrhundert angehören, alſo der Zeit, wo die Normannen Calabrien beherrſchten und wieder mit der römiſchen Kirche in Verbindung geſetzt hatten. Aus dem erzbiſchöflichen Archiv derſelben Stadt Nardò ſtammt auch eine Reihe griechiſcher Urkunden,

welche in dem von Francesco Trinchiera im Jahre 1865 herausgegebenen „Syllabus Graecarum membranarum" u. ſ. w. veröffentlicht worden ſind. In den Prolegomenen dieſes Werkes iſt nachgewieſen, daß die griechiſche Sprache weder unter den Normannen und Hohenſtaufen, noch ſelbſt unter den Anjou in beiden Calabrien ausgeſtorben war. Dieſe Provinzen teilten ſogar noch im Beginne der Renaiſſance die Kenntniß des Griechiſchen wiederum, wie in alten Zeiten, dem übrigen Italien mit; denn Barlaam, der Lehrer Petrarca's, und Pilatus, der Lehrer Boccaccio's, waren Calabreſen.

Nachdem unter der byzantiniſchen Herrſchaft lange Zeit Hydruntum der Mittelpunkt des Landes geweſen war, trat, wie ich ſchon bemerkt habe, ſeit der Eroberung Apuliens und Calabriens durch die Normannen geſchichtlich hervor die Stadt Lecce. Mit der Stiftung der dortigen Grafſchaft begann die romaniſche Feudalepoche Calabriens, welche ſich unter den Hohenſtaufen, den Anjou, den Brienne, den Enghien und Balzo Orſini bis zu den Aragonen fortgeſetzt hat.

Was nun die einheimiſchen Chroniſten und Geſchichtſchreiber betrifft, aus welchen während jener ſehr dunkeln Periode, und überhaupt während des Mittelalters die Kenntniß der Zuſtände des alten Calabrien geſchöpft werden kann, ſo ſind ſie leider außerordentlich gering an Zahl, und auch an Wert. Neuere Sammelwerke ſalentiniſcher Autoren haben zwar die Annalen des Lupus Protoſpata von Bari, den Wilhelm von Apulien, und das Cronicon des Anonymus Caſſinenſis in ſich aufgenommen, aber dieſe Schriften und ihre Autoren, deren Lebensumſtände

wir nicht kennen, gehören nicht durchaus zur messapischen Halbinsel.

Die Ursachen dieses Mangels liegen auf der Hand: sie waren die Jahrhunderte lange Verkommenheit der Städte des Landes, welche kein selbständiges, politisch wichtiges Gemeindeleben entwickelten, die wiederholten Kriege und Plünderungen, und endlich der schnelle Wechsel der Feudalherrschaften bis auf das dreizehnte Jahrhundert. Die bedeutendste Epoche des Landes gehört dem Altertum an; aber schon zur Zeit des Strabo, des Pomponius Mela und Plinius waren die dortigen Städte fast alle bis auf Brindisi und Tarent zerstört, und nie mehr sind sie zu neuer Blüte emporgekommen.

Seit dem Falle des römischen Reichs, von den Gothenkriegen und den Eroberungen der Langobarden bis zu den furchtbaren Raubzügen der Saracenen, und weiter zu den Normannen herab, war dies offene, von allen Seiten zugängliche, im Innern von keinen Gebirgszügen gedeckte Land dem fortgesetzten Ueberfall von Feinden preisgegeben, unter deren Verheerungen die antiken Bauwerke und auch die historischen Urkunden zu Grunde gingen. Zu seiner Zeit verglich Erchempert die Verödung Calabriens mit der Wüste, welche die Erde nach der Sündflut darbot. In der späteren feudalen Epoche gewannen auch die dortigen Lehnsherrschaften keine geschichtliche und politische Festigkeit, welche stark genug gewesen wäre, um das Bedürfniß heimischer Geschichtschreibung wach zu rufen. Es gibt daher nur genealogische Arbeiten späterer Zeit über die calabrischen Geschlechter, aber keine locale Geschichte weder des Fürstentums Tarent, noch der Grafschaft Lecce;

und dieſe beiden feudalen Hälften des Landes ſind es, welche bald getrennt, bald vereinigt ſeit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts bis zum Ende des fünfzehnten die ganze Geſchichte jener Halbinſel umfaſſen.

Als im fünfzehnten Jahrhundert die Renaiſſance der Wiſſenſchaften unter den Aragonen das Königreich Neapel ergriff, begann auch im alten Calabrien ein wiſſenſchaftliches Leben wieder wach zu werden. Es nahm ſeinen Ausgang von der Philologie ſchon deshalb, weil ſich dort neben der lateiniſchen Sprache auch die griechiſche in den Schulen behauptet hatte, und von dieſen war um jene Zeit die von Nardò ſehr beſucht und berühmt. Im folgenden Jahrhundert konnte ſich Oria eines Latiniſten erſten Ranges rühmen, des O. Marius Corradus, welcher dem Kreiſe des Sadoleto, Bembo, Contarini, Aldus und Jovius angehörte, und zu Oria im Jahre 1575 ſtarb.

Der größeſte Ruhm der calabriſchen Halbinſel war und iſt noch heute Antonius de Ferrariis, welcher im Jahre 1444 in Galatone bei Nardò geboren wurde, und deshalb den Namen Galateus annahm. Dieſer Latiniſt, Philoſoph, Arzt, Rhetor, Kosmograph und Antiquar, der Freund des Pontanus, Sannazar und Summonte, des Valla und Platina, zierte als gelehrter Humaniſt ſein Vaterland bis zum Jahre 1517, wo er in Lecce ſtarb. Galateus hat kein Geſchichtswerk verfaßt außer der von Muratori herausgegebenen Schrift: „Ueber die Eroberung Otrantos durch die Türken im Jahre 1480", welche er urſprünglich lateiniſch unter dem Titel: „De Bello Hydruntino" geſchrieben hat. Unter ſeinen zahlreichen Schriften und Abhandlungen iſt die beſte ſein kleines Buch: „De Situ Japygiae", welches

zuerſt in Baſel im Jahre 1558 im Druck erſchien, eine in elegantem Latein verfaßte Beſchreibung des alten Calabrien. Dieſe Schrift macht keine Anſprüche auf den Wert antiquariſcher oder hiſtoriſcher Forſchungen, aber ſie iſt ein claſſiſch zu nennendes Büchlein, und die wahrhaft nationale und grundlegende Arbeit dieſer Gattung. Denn mit ihr begann das geſchichtliche und nationale Bewußtſein dieſes Landes.

Sie wirkte auf Nachfolger, welche entweder Monographien über einzelne Städte der calabriſchen Halbinſel geſchrieben, oder eine allgemeine Darſtellung desſelben Landes verſucht haben. Dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts gehört die fleißige Arbeit des Tarentiners Johannes Juvenis „De antiquitate et varia fortuna Tarentinorum"; Grävius hat dieſelbe nebſt jener Schrift des Galateus im neunten Bande ſeines „Thesaurus" abgedruckt. Mit ihr begann auch die antiquariſche und hiſtoriſche Erinnerung an Tarent wieder wach zu werden, und kaum iſt eine andere berühmte Stadt des Altertums von der Wiſſenſchaft ſo ſtiefmütterlich behandelt worden, als die Vaterſtadt des Archytas, des Freundes Platons, des Lyſis, Lehrers des Epaminondas, und ſo vieler anderer Pythagoräer von Ruf. Dieſelbe Vernachläſſigung hat freilich das geſammte Großgriechenland erfahren, deſſen Geſchichte noch keine umfaſſende Darſtellung gefunden hat.

Das Werk des Juvenis iſt, mit allen Mängeln ſeiner Zeit, die einzige nennenswerte Arbeit über Tarent. Später ſchrieb Ambroſio Merodio eine „Historia Tarentina raccolta da molti scrittori antichi e moderni, e fedelissimi

manoscritti", welche abſchriftlich in der Nationalbibliothek zu Neapel, und anderswo vorhanden iſt.

Nach Galateus hat ſich erſt im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts ein calabriſcher Arzt an ein Werk über die ganze Halbinſel gewagt. Dies iſt im Jahre 1855 zu Neapel gedruckt worden als „Descrizione, Origini e Successi della Provincia d'Otranto del Filosofo e Medico Girolamo Marciano di Leverano con aggiunte del filosofo e medico Domenico Tommaso Albanese di Oria, prima edizione del manoscritto". Marciano's brauchbare Arbeit iſt die umfaſſendſte über jene Provinz, die es gibt; ſie führt den Galateus aus und gibt eine überſichtliche Darſtellung der geographiſchen, ethnographiſchen und geſchichtlichen Verhältniſſe des Landes nach den einzelnen Städten, aber ſie iſt eine unwiſſenſchaftliche und unkritiſche Compilation.

Ein eigentliches Geſchichtswerk iſt im alten Calabrien nicht entſtanden. Zwar brachte Lecce im ſechzehnten Jahrhundert einen namhaften italieniſchen Geſchichtſchreiber hervor, Scipione Ammirato, welcher dort im Jahre 1531 geboren wurde, aber dieſer Mann eines durch ganz Italien ruhelos bewegten Lebens blieb ſeinem engeren Vaterlande fern, und er ſchrieb im Auftrage des Großherzogs Coſimo in Florenz die „Istorie Fiorentine".

Das biographiſch-literariſche Werk des Domenico de Angelis „Le Vite de' Letterati Salentini" (gedruckt zu Florenz 1710) führt keine Geſchichtſchreiber auf. Doch verdient für das ſiebzehnte Jahrhundert eine ehrenvolle Erwähnung Giulio Ceſare Infantino wegen ſeines im Jahre 1636 zu Lecce gedruckten Werkes „Lecce Sacra",

worin er die kirchlichen Verhältniſſe dieſer Stadt behandelt hat. Dieſelben ſind freilich vielfach dunkel geblieben, weil die Urkunden des dortigen biſchöflichen Archivs faſt ſämmtlich untergegangen ſind.

Im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert entſtand eine maſſenhafte Production von Monographien über Städte der Halbinſel, welche man jetzt zu ſammeln und herauszugeben begonnen hat, nachdem im achtzehnten Jahrhundert Francesco Antonio Piccinni damit in Bezug auf Lecce den Anfang gemacht hatte. Es gibt eine Reihe von Stadtbeſchreibungen und Stadtgeſchichten, wie von Brindiſi, Lecce, Otranto, Oria, Gallipoli, Oſtuni, Galatina, Nardò, Francavilla, Manduria u. a. m. So ſchätzbar dieſe Schriften auch für die Kenntniß des Landes ſein müſſen, ſo iſt doch dabei zu bemerken, daß ſie nicht einen communalen und officiellen Urſprung haben, ſondern eben nur monographiſche Arbeiten einzelner Antiquare ſind, bei denen die Tradition und der Localpatriotismus in der Regel an die Stelle der Kritik getreten ſind. Zugleich erklärt das unermeßliche Alter der Städte und ihre antike Bedeutung das Vorherrſchen der antiquariſchen Betrachtung und Forſchung über die geſchichtliche bis zum heutigen Tage. Selbſt der erfreuliche Aufſchwung der literariſchen Studien in der Terra d'Otranto ſeit drei Decennien ſcheint durch die Entdeckung jener meſſapiſchen Inſchriften mit veranlaßt worden zu ſein; denn ſie haben die Aufmerkſamkeit auch des Auslandes wieder auf dieſes altberühmte, ſeit lange geſchichtlos gewordene Land hingelenkt.

Der Aufſchwung wiſſenſchaftlicher Studien dort iſt in der That bemerkenswert; und ſchon die oben bemerkten

Namen von Straßen Leccos haben gezeigt, daß hier der Sinn für die geſchichtliche Erinnerung beſonders lebhaft ſein muß. Mit jener Begeiſterung des municipalen und provinziellen Patriotismus, welcher eine beſondere Eigenſchaft der Italiener iſt, hat man ſich der Erforſchung der Altertümer und der Sammlung der literariſchen Erzeugniſſe des Landes zugewendet, und dieſer Eifer hat ſich mit dem Augenblicke verdoppelt, wo die tiefe geiſtige Finſterniß, in welcher die bourboniſche Dynaſtie aus Regierungsprincip das ganze Königreich Neapel gehalten hatte, von dieſem endlich genommen wurde.

Lecce iſt ſeither der Mittelpunkt neuer literariſcher Thätigkeit geworden. Dort machte man ſich ſeit den fünfziger Jahren an die Herausgabe einheimiſcher Autoren. So entſtand erſt die „Biblioteca Salentina“ in fünf Bänden 1855—59, dann ſeit dem Jahre 1867 das nationale Sammelwerk, die „Collana di opere scelte edite et inedite di scrittori di terra d' Otranto“, beſorgt vom Profeſſor Salvatore Grande. Bisher ſind davon neunzehn Bände erſchienen. Dieſe Sammlung vereinigt alle bedeutenden oder im Lande als bedeutend geltenden Schriften vom frühen Mittelalter abwärts, gedruckte wie noch ungedruckte jeder Gattung.

Was beſonders die Geſchichtsforſchung betrifft, ſo ſind auch darin neuerdings Verſuche von mehr wiſſenſchaftlichem Charakter gemacht worden. Ich habe bemerkt, daß die Geſchichte der Terra d'Otranto während des ſpäteren Mittelalters in zwei Hauptgruppen ſich darſtellt, in dem Fürſtentum Tarent und in der Grafſchaft Lecce. Eine Geſchichte jener Provinz würde ſich deshalb weſentlich auf

die dort einander gefolgten Feudalherrſchaften beziehen. Ueber die Anjou Tarents hat Luigi Giuſeppe de Simone im Jahre 1881 eine Diſſertation verfaßt, „Degli Angioini principi di Taranto“ (1292—1373), welche als ein Wegweiſer zu umfaſſenderen, namentlich archivaliſchen Studien zu betrachten iſt. De Simone iſt ein ſehr thätiger Sammler wiſſenſchaftlichen Materials, welches er ſeit zwanzig Jahren herbeizuſchaffen bemüht iſt, um eine ſalentiniſche Geſchichte herzuſtellen. Seine Kenntniſſe auf dieſem Gebiete ſind zweifellos; ſie zu beglaubigen reicht ſchon der erſte Band ſeines vor kurzem begonnenen Werkes: „Lecce e i suoi Monumenti descritti ed illustrati“ hin, welcher eine Fülle von Gelehrſamkeit enthält, wenn auch in etwas formloſer Weiſe.

Ueber die Grafen von Lecce aus dem Hauſe Brienne beſitzen wir ſeit kurzem das von einem Franzoſen, dem Grafen Fernand de Saſſenay geſchriebene Buch: „Les Brienne de Lecce et d'Athènes“ (Paris 1869). Dieſe Schrift iſt mit Benutzung des Staatsarchivs in Neapel aus fleißigen literariſchen Studien entſtanden, aber die Verhältniſſe Leccos und des Landes überhaupt ſind in ihr faſt gar nicht berührt worden. Die Brienne, deren Epoche von 1200—1356 reicht, haben dort nur ſelten ihren Sitz gehabt.

Die Geſchichte dieſer tapferen franzöſiſchen Abenteurer, welche alle nacheinander von Gauthier III. an, dem Gemal der Albiria d'Hauteville und erſtem Grafen von Lecce ſeines Hauſes, bis zum letzten ihres Namens Gauthier VI., dem bekannten Herzog von Athen und Signor von Florenz, ein blutiges Ende gefunden haben, gehört wegen ihrer

Verbindung mit Cypern, Jerusalem und Athen faſt mehr dorthin als nach Calabrien.

Gauthier III. war der Sohn Erards aus dem alten Grafenhauſe der Brienne in der Champagne, und der Agnes von Mömpelgard. Er vermälte ſich mit Tancreds Tochter Albiria, im Jahre 1200, und vom Papſt Innocenz III. unterſtützt und in den Rechten ſeiner Gemalin auf Lecce anerkannt, warf er ſich zum Rächer der Normannen und zum Prätendenten der Krone Siciliens auf, welche Heinrich VI. ſeinem jungen Sohne Friedrich vererbt hatte. Er fiel jedoch ſchon im Jahre 1205 in Campanien in einer unglücklichen Schlacht, wo er zum Tode verwundet in die Gewalt des Grafen Diepold geraten war.

Sein Sohn Gauthier IV., Neffe jenes Königs von Jerusalem, Johann von Brienne, deſſen Tochter Jolantha die Gemalin Friedrichs II. wurde, konnte ſeine Rechte auf Lecce nicht mehr geltend machen. Er ging nach Jerusalem, wo er mit heldenmütiger Tapferkeit gegen die Saracenen kämpfte. In einer Schlacht gefangen genommen und nach Kairo fortgeführt, ward er dort ermordet, im Jahre 1246. Er hatte ſich mit Maria von Luſignan vermält, einer Schweſter des Königs Heinrich I. von Cypern. So wurde durch ihn die Verbindung des Hauſes Brienne mit den Angelegenheiten des Orients fortgeſetzt.

Sein Sohn Hugo machte auch die Rechte ſeiner Mutter auf Cypern geltend, und beanſpruchte ſogar die Krone Jerusalems. Doch kehrte er, da ſeine Hoffnungen fehlſchlugen, nach Italien zurück, und hier gab ihm Karl I. Anjou nach der Beſiegung Konradins die Grafſchaft Lecce zum Lehn, die ſein Großvater beſeſſen hatte. Er diente

seither als Vasall der Krone in den Kriegen Karls, ging aber von Lecce nach Griechenland, wo er die Witwe Guillaume's de la Roche heiratete, des Herzogs von Athen. Hugo von Brienne fiel im Jahre 1296 vor den Mauern Leccés, welche Stadt der sicilianische Admiral Roger Loria bestürmte.

Sein Sohn Gauthier V., Graf von Lecce, wurde im Jahre 1308 Herzog von Athen, nach dem Tode des jungen Sohnes jenes Guillaume de la Roche, in welchem diese Linie der Herzoge Athens endigte. Dort fiel auch dieser Brienne im Jahre 1311 in einer mörderischen Schlacht gegen die catalonischen Banden.

Seine Witwe Jeanne de Châtillon flüchtete aus Griechenland mit ihren beiden Kindern Gauthier und Isabella an den Hof Neapels. Ihr Sohn aber war nachmals jener Duca d'Atene, welchem die Florentiner, geängstigt durch die Wut der Parteien und durch ihr Unglück im Kriege wider Pisa, auf unerhörte, ja unbegreifliche Weise die lebenslängliche Signorie ihrer Republik übertrugen. Dies geschah am 8. September 1342. Der Titularherzog von Athen setzte jetzt alle seine Künste in Bewegung, um Tyrann der reichen Republik zu werden; er wälzte die florentinische Verfassung um, und nahm dem Volk seine Freiheiten, bis ihn dieses in dem berühmten Aufstand des 3. August 1343 aus der Stadt verjagte.

Der verbannte Herzog von Athen kehrte in seine Grafschaft Lecce zurück; später ging er nach Frankreich, ward dort Connetable, und fand endlich einen ruhmvollen Tod in der Schlacht bei Poitiers. Mit ihm erlosch das Haus Brienne.

Er war vermält mit Margarete von Anjou, einer Tochter Philipps I. des Fürsten von Tarent, hinterließ aber keine Kinder. So fiel die Grafschaft Lecce an die Nachkommen seiner Schwester Isabella, welche sich im Jahre 1320 mit Gauthier von Enghien vermält hatte. Dessen Sohn war Jean d'Enghien-Bourbon, nachmals Vater der Königin Maria di Enghenio, welche unter den geschichtlichen Persönlichkeiten Lecces noch heute vielleicht die volkstümlichste ist.

Diese schöne und kluge Frau war im Jahre 1367 geboren; eine Tochter der Sueva del Balzo. Sie folgte ihrem Bruder Pirro, dem letzten des Hauses Enghien zu Lecce, in der Regierung im Jahre 1384, und vermälte sich mit Ramondello Balzo Orsini, dem berühmten Fürsten von Tarent und mächtigsten Feudalherrn Neapels. Nach dem Tode ihres Gemals im Jahre 1405 regierte sie als Vormünderin ihrer Kinder auch das Fürstentum Tarent, dessen Gebiet sich damals fast über die ganze calabrische Halbinsel erstreckte. Vom König Ladislaus im Jahre 1406 belagert, verteidigte sie Tarent erst mit kühnem Mut, dann übergab sie die Stadt und sich selbst dem König, welcher sie als seine Gemalin nach Neapel führte. Nach dessen Tode im Jahre 1414 wurde sie von der Königin Johanna II. mit ihren Kindern in Neapel gefangen gehalten, aber sie entkam nach Lecce und regierte ihre Länder unter vielen Kriegen und Umwälzungen bis an ihren Tod, im Jahre 1446. Mit ihrem Sohn Gianantonio erlosch im Jahre 1463 die feudale Dynastie von Lecce und Tarent.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen in jenem Lande haben endlich dadurch einen festen Mittelpunkt gefunden,

daß im Jahre 1869 zu Lecce eine Commission der Archäologie und der vaterländischen Geschichte der Terra d'Otranto eingesetzt worden ist. Ihr ist die Aufgabe gestellt, alles die Altertümer und die Geschichte der Provinz betreffende Material zu ordnen, Ausgrabungen zu veranstalten, Vasen, Münzen, Inschriften, Bücher und Manuscripte zu sammeln und in einem Provinzialmuseum zu Lecce niederzulegen.

Dies Museum ist eingerichtet worden und beginnt sich zu füllen sowol durch Schenkungen aus dem ganzen Lande, als durch den Erfolg von Ausgrabungen, mit denen in Rugge, der Vaterstadt des Ennius, unter der Leitung De Simone's der Anfang gemacht worden ist. Ob die Ausgrabungen in der Terra d'Otranto noch sehr lohnend sein werden, ist zweifelhaft; denn seit vielen Jahrhunderten sind dort die Altertümer geplündert, verschleudert und zerstört worden, wie das der Vorstand jener Commission, der Herzog Sigismondo von Castromediano, ein verdienter Patriot und Förderer der Wissenschaft und Kunst, in seinem ersten Sitzungsbericht, namentlich von Rugge, Oria, Brindisi und Tarent beklagt hat. Vielleicht ist überhaupt zu wünschen, daß die einseitig vorherrschende Richtung auf archäologische oft ganz unfruchtbare und sehr kostspielige Forschungen gemäßigt werde, und daß durch einsichtige Arbeitsteilung auch die historischen Studien zu größerer Cultur kommen. Dies würde geschehen durch Ueberweisung des geschichtlichen Gebietes an eine Abteilung der Commission, und durch Gründung von Bibliotheken und Archiven.

Die mit dem Museum in Lecce vereinigte Sammlung salentinischer Autoren und Manuscripte umfaßt gegenwärtig

mehr als 320 Nummern. Die Manuscripte bestehen größtenteils in ungedruckten Chroniken und Stadtbeschreibungen.

Die neu gegründete öffentliche Bibliothek in Lecce zählt erst 16000 Bände. Im allgemeinen ist es um die Büchersammlungen des Landes schlecht genug bestellt. Tarent, einst ein Athenäum der Wissenschaften, besitzt heute weder ein Museum von Altertümern, noch selbst die kleinste Bibliothek. Nardò hat die Biblioteca Sanfelice, die der Bischof dieses Namens am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts stiftete; Brindisi besitzt die reichhaltigste des Landes, welche vom dortigen Erzbischof Leo am Anfange dieses Jahrhunderts dem öffentlichen Gebrauch übergeben wurde. Auch Gallipoli, Ostuni und Oria haben Communalbibliotheken. Es gibt sodann einige Privatbibliotheken, wie in Lecce die des Hauses Romano, in Galatina die der Familie Papadia, in Gallipoli die der Fonto und Ravenna.

Solche Büchersammlungen stammen noch aus Stiftungen her, welche einzelne einheimische Gelehrte und Bibliophilen seit dem sechzehnten Jahrhundert gemacht, und dann ihren Familien hinterlassen haben. Andere waren feudalen und geistlichen Ursprungs; die Barone des Landes gründeten nämlich Klöster zu dem Zweck, die Sorge für ihre Familiengrüfte Mönchen dauernd zu übergeben, und zugleich legten sie dort Büchersammlungen an. Die erste und auch berühmteste Stiftung dieser Art ist die Franciscanerkirche der heil. Catarina zu San Pietro in Galatina, zugleich ein schönes Baudenkmal, welches Heinr. Wilh. Schulz, („Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien", I, 276) für das bedeutendste in der Terra d'Otranto

erklärt hat. Dieses Kloster gründete um das Jahr 1384 jener aus der Zeit des Papstes Urban VI. und Karls III. von Neapel bekannte Ramondello del Balzo Orsini, Graf von Soleto.

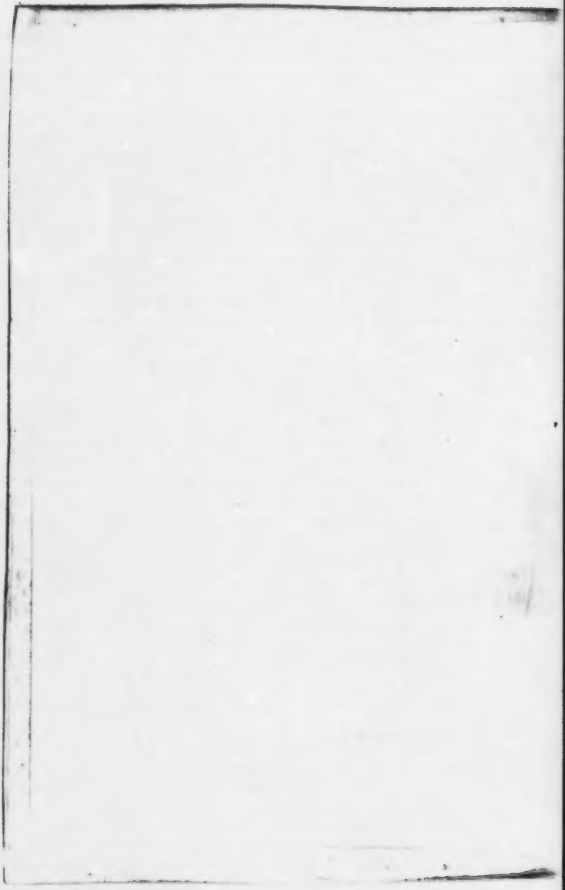
Die Klosterbibliotheken erhielten sich bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts. Als damals, unter dem französischen Regiment Neapels die Klöster überhaupt aufgehoben wurden, wanderten deren Bücherschätze teils in die Nationalbibliothek zu Neapel, teils in die Generalordenshäuser in Rom, teils in Privatbesitz. Soviel sich endlich nach der letzten Aufhebung der Klöster in unserer Zeit an Büchern vorgefunden hat, soll nun der Anlage öffentlicher Gemeindebibliotheken zugute kommen.

Was den Bestand des archivalen Materials betrifft, so liegen die Quellen dieser Natur für die Geschichte der Terra d'Otranto heute wesentlich im großen Staatsarchiv zu Neapel. In Folge des Gesetzes vom 12. Nov. 1818, welches jenes Archiv zu einer centralen Reichsanstalt machte, wurden die Urkunden der Provinzial- und Gemeindearchive dorthin übertragen. So sind auch die calabrischen Archive ausgeleert worden, bis auf wenige Reste in einzelnen Communen. Das Museum zu Lecce besitzt nur dreizehn Urkunden, von denen die älteste ein Diplom der Königin Johanna I. vom 7. August 1362 ist. Reichhaltiger ist der Bestand einiger Archive der Kathedralkirchen. Nach einem mir von Herrn Casotti übergebenen Bericht besitzt zum Beispiel das Domarchiv Brindisi noch heute an Urkunden 58 Bullen der Päpste, ein griechisches Diplom des Kaisers Basilius, 10 normannische, 6 der Hohenstaufen, 16 der Anjou, 1 der Grafen von Lecce, 24 der Fürsten von

Tarent, 4 der Könige vom Haus Aragon und 2 der Republik Venedig. Die Archive der Feudalgeschlechter sollen durchweg verschleudert und vernichtet worden sein.

Das Gesagte mag hinreichen, dem Leser einen Begriff von den geschichtlichen Verhältnissen und den historischen Studien in jenem merkwürdigen Lande zu geben, wo ehemals die feinste hellenische Cultur auf dem Grunde des sogenannten messapischen Barbarentums sich ausgebildet hatte, und dann jählings verschwand, ohne, wie es in manchen Teilen Siciliens der Fall gewesen ist, durch eine andere bedeutende Cultur ersetzt zu werden.

Es ist aber wol möglich, daß jenes alte Calabrien noch einer schönen Zukunft entgegengeht, und daß Brindisi von neuem eine internationale Wichtigkeit gewinnt, nämlich als die europäische Mittelstation der neuen Via Appia des Weltverkehrs, die sich heute von England bis nach Indien und China forterstreckt.



Tarent.

1874. 1875.

I.

Noch vor einigen Jahren war eine Reise nach Tarent ein so schwieriges Unternehmen, daß nur wenige Ausländer, Gelehrte und Altertumsforscher diese berühmte Stadt gesehen haben. Heute ist sie in das Eisenbahnsystem aufgenommen, wie fast schon das gesammte Großgriechenland, und ohne Mühe und Gefahr können fortan alle die Stätten durchforscht werden, auf denen einst um den Golf von Tarent her die großgriechischen Colonien geblüht haben.

Die adriatische Bahn teilt sich in Bari in zwei Linien; die eine geht längs des Meeres über Brindisi fort und endet im Hafen Otranto; die andere führt quer durch das Land geradezu nach Tarent. Die Fahrt auf dieser Linie ist kurz, aber wenig anziehend. Wenn man mehr vom Lande kennen lernen will, muß man bis Brindisi oder bis Lecce fahren, um entweder von jener Stadt über Oria, oder von dieser über Manduria Tarent zu erreichen, und das ist so hier wie dort eine bequeme Tagereise im Mietwagen. Man durchschneidet dabei die ganze messapische Halbinsel an ihrer Basis.

Im Jahre 1874 war ich von Bari nach Tarent gefahren; diesmal wählten wir die andere Straße von Lecce aus. Es ist eine Reise von zwölf Stunden auf einer vorzüglichen Fahrstraße.

Nahe vor dem Tor Leccos, aus welchem man auf diese gelangt, steht ein moderner Obelisk mit den Symbolen der vier Districte der Terra d'Otranto. Das Wappen Otrantos ist ein Delphin, welcher einen Halbmond im Maule trägt. Er wurde der Stadt zur Erinnerung an ihre Befreiung aus der Gewalt der Türken verliehen, welche sie im Jahre 1480 unter unsagbaren Greueln erobert hatten.

Das Land ist durchaus eben, ein fortgesetzter Olivengarten, und deshalb ermüdend und eintönig. Die wolgeordnete Cultur desselben würde auf Wolstand des Landvolkes schließen lassen, wenn man nicht wüßte, daß sich die meisten Güter in den Händen großer Barone befinden. Trotzdem macht die Bevölkerung in den Ortschaften, durch welche man fährt, nicht den Eindruck der Armut, wie in anderen vom Weltverkehr minder entfernten Gegenden Süditaliens. Sehr sauber erschienen die Fuhrwerke der Bauern; die weißen Ochsen, welche sie ziehen, sind stets mit einem roten Stirnbande geschmückt.

Daß man sich hier in einem Lande uralter bis zur Mythenzeit hinaufreichender Völker befindet, lehren hie und da antike Namen, so der eines Ortes „Campi Salentini".

Wir erreichten um die Mittagszeit Manduria, einen alten Ort, welcher erst vor kurzem seinen neueren Namen Casal nuovo wieder abgelegt hat. Manduria wird mehrmals in der Geschichte genannt. Vor ihren Mauern fiel

Archidamus von Sparta, der Sohn des Königs Ageſilaos, im Kampfe mit den Meſſapiern als General der Tarentiner. Hannibal eroberte die Stadt, Fabius Maximus entriß ſie den Karthagern; ſo wurde ſie römiſch. Sie muß im Altertum ein anſehnlicher Ort geweſen ſein; das zeigen noch Reſte der antiken Stadtmauern, welche man draußen auf dem Felde, wie neben dem Marktplatze wolerhalten ſieht, Bauwerke aus koloſſalen Quaderſteinen, hie und da noch in der urſprünglichen Höhe aufrechtſtehend. Man trifft auch antike Ciſternen und eine berühmte Quelle in einer Grotte, von deren immer gleich bleibender Fülle ſchon Plinius geredet hat.

Die Stadt ſoll erſt von den Gothen unter Totila zerſtört worden ſein; dann bauten ſie die Byzantiner wieder auf, aber im zehnten Jahrhundert erlitt ſie wiederholte Verwüſtungen durch die Saracenen. Dieſe von Afrika und Sicilien herübergekommenen Horden waren die eigentlichen Verderber beider Calabrien und Apuliens. Sie zerſtörten die Städte dieſer geſegneten Länder und ſchleppten deren Bewohner in die Sklaverei. Italieniſche Geſchichtſchreiber gefallen ſich heute in einer gewiſſen Vorliebe für die arabiſche Epoche Siciliens; hat ſich aber die Herrſchaft der Araber dort im Grunde wirklich viel über den Charakter afrikaniſcher Raubſtaaten erhoben? Wenigſtens waren ſie gerade ſo unmächtig, eine neue für das Abendland bedeutende Cultur in Sicilien und Calabrien zu erſchaffen, wie die Türken in Kleinaſien und Griechenland. Sie zerſtörten dort (und das iſt tief zu beklagen) die Reſte der antiken Welt; mit den Klöſtern, welche ſie verbrannten, gingen auch viele literariſche Schätze des Altertums zu Grunde.

Die Normannen retteten endlich Süditalien und Sicilien aus der Gewalt dieſer Afrikaner, und mit ihrer ewig denkwürdigen Herrſchaft ſtellte ſich die lateiniſche Cultur in Sicilien wieder her, und belebte ſich auch das ganz wüſt gewordene Calabrien wieder.

Manduria wurde von Roger, dem Sohne Robert Guiscards, im Jahre 1070 aus dem Material der alten Stadt kümmerlich aufgebaut, und fortan Caſal-Nuovo genannt. Mit der Zeit ward ſie ein Lehen der Marcheſi von Oria und Prinzen von Francavilla. Der ſchöne, doch nicht alte Palaſt dieſer Feudalherren iſt noch das anſehnlichſte Gebäude des kleinen Orts. Man ſagte mir, daß der Prinz von Francavilla ihn an irgend einen reich gewordenen Bürger verkauft habe; und ſolches Schickſal erleiden ſeit der letzten Umwälzung Italiens zahlloſe Baronalſchlöſſer in allen Provinzen des Südens.

Manduria hat heute gegen 9000 Einwohner. Es iſt eine Stadt von orientaliſchem Anſehen: die Häuſer ſind würfelförmig, mit platten Dächern; die Straßen enge und entſetzlich unſauber. Da es Sonntag war, ſtrömte das Volk nach den Kirchen oder tummelte ſich auf den Plätzen umher. Es trägt keine Nationaltracht. Die Bildung und dunkle Farbe des Geſichts und die ſchwer verſtändliche Sprache erinnerten mich daran, daß ich auf der ſüdlichſten Halbinſel des Feſtlandes uralter Japygen und Meſſapier mich befand. Der Eindruck des Orientaliſchen, welchen Land, Volk und Bauart der Stadt machen, wurde durch die kaum erträgliche Sonnenglut und deren heftigen Reflex von den weißen Wänden der Häuſer verſtärkt. Wenn die Hitze in Manduria ſchon in der Mitte des Monats Mai

so gewaltig ist, wie furchtbar muß sie erst im Juli und August wirken.

Wir verbrachten die Mittagsstunden in dem unheimlichen Gasthause des Orts, oder vielmehr in dessen kellerartiger Schenke, wo wir trotz des Festtages mit dem dürftigsten Mittagsmal abgefertigt wurden. Und doch erscheint das Land rings umher in Meilenweite als ein großer Garten, aus welchem sich die Fülle aller Producte erwarten läßt. Es wird aber hier meist nur Oel und Saffran gebaut.

Als wir Manduria verließen, um die Reise nach Tarent fortzusetzen, und kaum ins Freie gelangt waren, hielt unser Fuhrwerk an, und ein großer starkbeleibter Bürger des Orts pflanzte sich ohne Umstände neben den Kutscher hin. Da der kleine Wagen verschlossen war, so wurde uns durch ihn die Aussicht aus dem vordern Fenster zugedeckt. Wir bedeuteten dem ungebetenen Gaste wieder abzusteigen, und, wenn er nun einmal der Fahrgelegenheit sich bedienen wolle, nachzusehen, ob er hinterwärts einen Platz sich einrichten könne. Der Eindringling protestirte mit einer Entschiedenheit, als sei er der wahre Inhaber des Wagens, und da wir auf unserm Willen bestanden, entfernte er sich ungehalten, aber doch mit guter Art. Als wir hierauf von unserm Fuhrmann Aufklärung über diesen Vorfall verlangten, antwortete er uns: „Dieser Mann ist ein wolhabender Bürger Manduras; er hat nach Tarent mit fahren wollen, woran ich ihn nicht hindern durfte; denn wisset, meine Herren, er ist ein Haupt der Camorra!“ Also breitet auch in diesem stillen Halbinsellande jene furchtbare Genossenschaft des Betrugs und der Erpressung ihr unzerreißbares Gewebe aus.

Die Landschaft bleibt immer ein einförmiges Flachland und von derselben reichen Cultur unabsehbarer Olivenwälder bedeckt, welche mit Weizenfeldern abwechseln. Nur nordwärts ragt ein Höhenzug auf, und über diesem wird eine große weiße Stadt sichtbar, deren Mittelpunkt ein mächtiges Castell einnimmt. Das ist das uralte Oria oder Uria, die Königsburg und Metropolis der Messapier, eine der berühmtesten Städte des alten Calabrien. Mit Verlangen blickte ich auf diese monumentale Stadt eines unermeßlichen Alters, deren emporgetürmte Massen über dem blauen Gebirg im Sonnenlicht einen herrlichen Anblick gewährten, während von ihrer Burg ein fremder Mythenhauch vorhellenischer Zeiten herabzudringen schien. Jetzt bedauerten wir es lebhaft, daß wir nicht die Straße von Brindisi nach Tarent gewählt hatten, denn sie würde uns nach Oria geführt haben.

Nach der Mythe war Oria (Herodot nennt die Stadt Hyria) eine Gründung des Japyx, eines Sohnes des Dädalus, also kretischen Ursprungs; ohne Zweifel war es dies meerbeherrschende Inselvolk, welches das nahe Calabrien mit Colonien erfüllt hat. Die Japygen vereinigten sich mit Messapiern, welche sie in jenem Lande bereits vorfanden, und Oria wurde der messapische Königssitz. Die mächtige Stadt führte Krieg mit dem benachbarten Tarent; Hannibal eroberte sie, und nach dessen Besiegung wurde sie römisch. Sie dauerte unter dem Wechsel der Zeiten fort, doch ihre alten Monumente gingen unter. Der König Manfred, welchem sein Vater Tarent als Fürstentum verliehen hatte, soll die Burg neu aufgebaut haben.

Oria gehörte lange zu diesem großen tarentiner Lehen, bis es der König von Spanien im Jahre 1572 dem genuesischen Geschlecht Imperiali als Marchesat verlieh. Man behauptet, daß die berühmte Familie Doria, die schon am Anfange des zwölften Jahrhunderts in der Geschichte Genuas erscheint, aus eben dieser calabrischen Stadt hergekommen sei; doch gibt es keine genealogischen Beweise dafür.

Die Höhen von Oria bilden die Wasserscheide zwischen dem Golf von Tarent und dem östlichen Meer; sie sind eine Aufschwellung des Bodens um den Nordostrand jenes großen Golfs. Wir fuhren nun diesem entgegen über ein wellenförmiges, überaus reich bebautes Land, und kamen durch die Orte Sava, Fracagnano, Monteparano und San Giorgio. Wenn diese nicht irgend eine Kuppelkirche aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert und ein altes Baronalschloß besäßen, so würde man sie ihrer Bauart nach für Städte einer afrikanischen oder syrischen Küste halten können.

Fracagnano ist vor allen andern ganz und gar orientalischen Ansehens; die Straßen bestehen hier aus einstöckigen und gesonderten Häusern in Würfelform, und in der Regel ohne Fenster nach außen.

Der letzte Ort vor Tarent, San Giorgio, ist eine albanesische Colonie aus der Zeit Skanderbegs, wie es deren noch mehre in der Terra d'Otranto gibt. Die Einwohner haben einen Rest ihrer heimischen Sprache und Gebräuche bewahrt, aber sonst unterscheiden sie sich nicht von den anderen Bewohnern des Landes.

Von dort aus öffnet sich der Blick auf den Golf von

Tarent. Die Höhe, welche man hier erreicht hat, fällt in meilenweiten Abhängen nieder, die gleich dem unermeßlichen Halbrund eines Theaters eine duftige Tiefe umschließen, und aus dieser blitzt ein purpurblaues Wasserbecken hervor: es ist das kleine Meer von Tarent!

Der Anblick ist eher befremdend, als überwältigend schön zu nennen. Es sind nicht die herrlichen Gebirgsformen der Gestade Neapels, die sich hier wiederholen; es sind vielmehr leise und sanft geschwungene, nach dem inneren Lande zu allmälig aufsteigende, endlos weite Ufer, welche in vorgeschichtlichen Zeiten das Meer bespülte, und worauf jetzt Ackerfluren und Olivenhaine sich hinziehen — eine meilenlange Einöde, nicht starr und zerrissen, wie jene steinerne um Syrakus, sondern grünend von Pflanzenwuchs, aber doch von dem unsagbaren Zauber geschichtlicher Verlassenheit erfüllt. Denn nur selten gewahrt der überraschte Blick in jenen blauen Tiefen und auf jenen sanften Höhen einen Ort. Alles ist weit und still und menschenleer.

Wir stiegen leise abwärts zum Golf durch herrliche Olivenhaine und zwischen Weizenfeldern von solcher Ueppigkeit, daß sie das Herz jedes Landmannes entzückt haben würden, und je näher wir Tarent kamen, desto mächtiger und reicher wurde diese Korncultur. Nun zeigte sich auch die Stadt selbst mit Mauern und Türmen inselartig zwischen den beiden stralenden Meeren hingelagert.

Durch eine Vorstadt von einfachen Landhäusern auf einer staubigen Straße gelangten wir endlich in das Tor von Tarent, und so betraten wir diese gefeierte Hauptstadt

Großgriechenlands, einſt die im Purpur prangende Königin der Meere, von deren Herrlichkeit wie von jener ihrer ſiciliſchen Schweſter Syrakus nichts übrig blieb, als der unſterbliche Name, und dieſer ergreift noch mit Macht die Phantaſie deſſen, der ihn nennen hört.

II.

Die insularische Lage Tarents zwischen zweien großen Häfen und Meeren, in deren blauen Fluten sich ihre Türme spiegeln, in der tiefsten sagenvollen Stille verlassener Küsten, rief mir beständig Syrakus in Erinnerung, so daß ich anfing die Namen beider Städte mit einander zu verwechseln. Nur sind die Meereswelten um Tarent her größere, denn was vergliche sich in der Mittelmeerwelt diesem prachtvollen Golf, dem Sinus Tarentinus? In einem weiten Halbkreise, dessen Linien und Endpunkte der Blick nicht umfassen kann, spannt sich diese Meeresbucht zwischen den beiden Vorgebirgen aus, dem Promontorium Salentinum oder Japygium (heute Capo di Santa Maria di Leuca) und dem Lacinium, dem heutigen Capo delle Colonne. In dem ersten endet die messapische Halbinsel, das alte Calabrien; an seinen Ufern gründeten die Griechen nur eine ansehnliche Hafenstadt, das noch dauernde Gallipolis. In dem andern Cap endet die längere Linie des Halbkreises, und an diesen glücklichen Küsten des alten Lucanien entstand und blühte die reichste Pflanzung der Griechen in einem Kranz weltberühmter

Städte: Metapontum, Heraklea, Siris, Sybaris, Thurii und Kroton.

Tarent ſelbſt liegt auf der günſtigſten Stelle am Golf, in deſſen Mittelpunkt, auf einer zur Inſel gemachten Landzunge, zwiſchen dem kleinen Meer (mare piccolo), wie die innerſte Einbuchtung des Meerbuſens genannt wird, und dem großen Meer (mare grande), das heißt dem Golf ſelbſt. Dieſer herrliche große Hafen hat einen ſichtbaren natürlichen Abſchluß durch das Capo San Vito auf der meſſapiſchen Küſte und durch das Capo San Colliciio auf der anderen Seite, während zwiſchen beiden Vorgebirgen zwei kleine flache Inſeln liegen, San Pietro und San Paolo, im Altertum Choerades genannt.

Den erſten umfaſſenden Anblick Tarents gewinnt man nicht auf der Straße von Lecce, ſondern nordwärts auf der von Maſſafra, der letzten Station der Bahn, die von Bari herabführt, und einem Ort von ganz orientaliſchem Charakter. Von dieſem Ufer her überſieht man beide Meere und die von der Stadt bedeckte erhöhte Landzunge. An der Spitze derſelben ſteht ein mächtiger crenelirter Turm des Mittelalters. Er ſchützt den Eingang in die Stadt an der langen Brücke, welche die Landzunge mit dem Feſtlande verbindet. Unter ihren Bogen ſtrömt die Flut des Golfs in das Mare piccolo ein.

Da nun dieſe Landzunge hinterwärts durch einen Waſſerkanal durchſchnitten iſt, welcher auch dort das große und kleine Meer in Verbindung ſetzt, ſo wird Tarent zur Inſel. Auf ihr ſteht die Stadt zuſammengedrängt mit hohen weißen Häuſern, mit großen ſchwärzlichen Klöſtern und wenigen nicht großen Türmen, ſcheinbar terraſſen-

förmig ſich erhebend, da auf der einen Seite, nach dem Golf zu, der Boden etwa achtzig Fuß hoch über der Flut aufſteigt. Dies heutige Tarent nimmt nur die Stelle ein, wo im Altertume die Akropolis gelegen war, denn die alte Stadt breitete ſich weit über die Hochfläche des Iſthmus landwärts nach Oſten aus.

Ich will von den geſchichtlichen Schickſalen Tarents in kurzen Zügen eine Anſchauung geben, denn das wird doch immer die Hauptſache für denjenigen ſein, welcher dies Schattenbild vergangener Größe jetzt vor Augen hat. Aber ſelbſt die alte Geſchichte Tarents iſt nur ein Schatten für uns; ſie beſteht nur in Fragmenten, wie diejenige des geſammten Großgriechenlands, das heißt der helleniſchen Colonien in Italien. Keine einzige von ihnen ſteht deutlich vor uns als eine hiſtoriſche Perſönlichkeit, deren Leben ſich in einer Folge von bürgerlichen und politiſchen Entwicklungen faßbar darſtellte, wie dasjenige von Athen, Sparta, Korinth, Theben und ſelbſt kleineren helleniſchen Orten.

Die griechiſchen Pflanzſtädte an den Küſten Italiens erſcheinen noch in viel höherem Maße als es mit den ſiciliſchen der Fall war, aus dem Mittelpunkt der helleniſchen Handlung weit weſtwärts vorgerückte, halbverlorene Poſten unter italiſchen Barbaren, den uns räthſelhaft gebliebenen Meſſapiern und Japygen, den wilden Lucanern und Bruttiern, mit denen ſie fortdauernd in heißen Kämpfen lagen.

Sie übten trotzdem einen nicht geringen Cultureinfluß auf dieſe einheimiſchen Stämme aus; ſie machten aus den ſüdlichen Landſchaften ein zweites Hellas, worin Handel

und Künſte, Gewerbe und Wiſſenſchaften ein paar Jahrhunderte lang in Blüte ſtanden, und wo Philoſophen und Staatsmänner weltberühmte Schulen ſtifteten. Eine große Culturbewegung, deren Mächtigkeit wir nicht mehr im Zuſammenhange mit anderen Strömungen des griechiſchen und italiotiſchen Geiſtes ganz zu erkennen vermögen, pulſirte den Küſten des joniſchen Meeres entlang, in Städten die vereinzelt blieben, die es nie zu einer Eidgenoſſenſchaft brachten, welche ſich einander heftig befehdeten und ſelbſt zerſtörten, und endlich in dieſer Vereinzelung zu Grunde gingen.

Der Urſprung Tarents iſt in Götterſagen verhüllt. Taras, ein Sohn des Neptun und einer Nymphe des Landes, ein Bruder des Meſſapus, gründete die Stadt, tauſend Jahre vor Rom. Man ſieht dieſen Halbgott auf den ſchönen tarentiner Münzen abgebildet, wie Arion reitend auf einem Delphin, eine Krone auf dem Haupt, einen Dreizack in der Hand, in der anderen einen Schild, oder eine Traube, oder eine Victoria, einen Polyp, eine Schnecke, ein Seepferd. Auf dem Delphin reitend iſt er auch auf den Münzen der Brunduſier abgebildet.

Neptun war der Hauptgott der alten Tarentiner, und neben ihm der weltumwandernde libyſche Hercules, von welchem die Legende erzählt, daß er die Stadt beherrſcht habe. Sie nannte ſich deshalb die herakleiſche, und ſo hieß auch der Golf ſelbſt. Eins der berühmteſten Kunſtwerke Tarents war der eherne Koloß des Hercules, ein angebliches Werk des Lyſippus.

So verhüllt die Sage die Gründung der Stadt durch vorhelleniſche, wahrſcheinlich kretiſche Einwanderer, bis ihre

geſchichtliche Epoche mit der ſpartaniſchen Colonie beginnt, welche ſich im erſten Jahrhundert dort niederließ. Auch ſie iſt in Mythen gehüllt. Phalantus, ſo ſagt man, führte die lakoniſchen Parthenier nach Tarent, und wurde der zweite Gründer dieſer Stadt.

Ihr Wachsthum, ihre Verfaſſung und Geſchichte bedeckt für Jahrhunderte ein undurchdringliches Dunkel. Es ſcheint, daß aus einem Königthum, nach dem Muſter Spartas und den Einrichtungen Lykurgs, unter heftigen Kämpfen ſich ein demokratiſcher Staat ausbildete.

Die Tarentiner wurden mächtig zur See, und ihre Kraft entwickelte ſich in Kriegen mit den benachbarten italiſchen Völkern, wie mit den andern großgriechiſchen Pflanzſtätten, zumal mit Metapontum und Sybaris, achäiſchen Städten. Ihre eigene Colonie war Herakleia.

Im ſechsten Jahrhundert trat die Stadt in den pythagoräiſchen Bund ein; die Schule des großen Philoſophen von Samos und Kroton reformirte auch ſie; die Einrichtung ihres Staates wurde ariſtokratiſch. Die pythagoräiſche Weisheit blühte in Tarent in zahlreichen Schulen fort, und erzeugte eine Reihe von Staatsmännern und Talenten in jeder Wiſſenſchaft und Kunſt, namentlich berühmte Aerzte und Mathematiker. Unter ihnen glänzte als der größeſte der Tarentiner der Pythagoräer Architas, der Freund des Platon, ein von den Alten hoch bewunderter Mann, der weiſeſte Führer der Republik Tarent, der genialſte Mathematiker, und zugleich ein kriegsgewaltiger Feldherr. Nach ihm machten ſich berühmt der Tarentiner Lyſis, Lehrer des Epaminondas, die Philoſophen Ariſtoxenus, Philolaus und Eurytus, der Mathematiker Niko-

machus, der Feldherr Dinon, die Dichter Kleanthes und Leonidas, Rinthon, der Erfinder der Tragikomödie, der Komiker Skiras, die Muſiker Nikokles und Eumenus.

Die glücklichſte Entfaltung Tarents fällt in die perikleiſche Epoche, und ſie dauerte bis zum verhängnißvollen Zuſammenſtoß mit den Römern fort. Die Stadt ſchmückte ſich mit ſchönen Tempeln, Thermen, Gymnaſien und Muſeen, und mit den edelſten Werken helleniſcher Kunſt. Ihr Reichtum gab dem von Syrakus nichts nach. Ihr Handel an allen Küſten des Mittelmeeres, ihre Fabriken, namentlich die Purpurfärbereien, der Fiſchfang in dem von Muſcheln wimmelnden Golf, und die Fülle der Landesproducte auf den von der Natur überſchwenglich geſegneten Fluren erzeugten einen ſolchen Lebensüberfluß, daß die Ueppigkeit der Tarentiner ſprichwörtlich wurde, wie die der Sybariten. Sie brachte dann naturgemäß den Verfall der pythagoräiſchen Einrichtungen und der ſtaatlichen Kraft hervor.

Strabo ſagt davon (c. 280): „Einſtmals waren die Tarentiner gar gewaltig, da ſie ſich demokratiſch regierten. Sie beſaßen die ſtärkſte Flotte, ein Landheer von 30000 Mann, 3000 Reiter, 1000 Reiteroberſten. Sie hatten die Grundſätze der pythagoräiſchen Philoſophie angenommen; in ihr aber ragte ganz beſonders Architas hervor, welcher lange Zeit das Haupt der Stadt war. Später wurde ihre Schwelgerei wegen des Ueberfluſſes ſo groß, daß ihr Jahr mehr Feſttage als Arbeitstage zählte. In Folge deſſen verfiel ihr Staatsweſen. Ein Zeichen davon war ſchon dies, daß ſie Fremde zu ihren Heerführern machten. Denn gegen die Meſſapier und Lucaner ſandten

sie den König der Molosser Alexandros aus; sodann bedienten sie sich des Archidamos, eines Sohnes des Agesilaos, später des Kleonymos und Agathokles, endlich des Pyrrhus, zur Zeit als sie mit den Römern in Krieg geriethen."

Die Kämpfe Roms mit den Samniten brachten diese erobernde Macht den Städten Großgriechenlands immer näher und näher. Der Uebermut der verweichlichten Tarentiner zog endlich das Strafgericht herbei. Der Pöbel mishandelte einen römischen Abgesandten öffentlich im Theater: der Krieg ward erklärt, und der herbeigerufene König von Epirus kam nach Tarent, im Jahre 280. In diesem Heldenkampf des Pyrrhus mit den ihm ebenbürtigen Römern Fabricius und Curius Dentatus endete die Selbständigkeit Tarents, im Jahre 272. Die prächtige Stadt wurde den Römern untertan. Im Triumph führte man in Rom die ersten Spolien Tarents auf.

Sechzig Jahre später, im zweiten punischen Kriege, suchten die Tarentiner das römische Joch abzuwerfen. Denn Hannibal bemächtigte sich mit ihrem Einverständniß der Stadt, aber die römische Besatzung behauptete mannhaft die Akropolis zwei Jahre lang, bis sie Fabius Maximus im Jahre 209 entsetzte. Der Eroberer Tarents überließ die Stadt seinem Heer zur Plünderung. Dreißigtausend Einwohner wurden in die Sklaverei verkauft, und der nach Rom entführte Raub an Gold und Purpur, an Statuen und Gemälden jeder Art konnte der Beute aus Syrakus an Wert gleich geschätzt werden. Von Bildsäulen, welche damals nach Rom geführt wurden, erregte das größte Aufsehen der bronzene Koloß des Hercules; man

stellte ihn später auf dem Capitol neben der Reiterfigur des Fabius Maximus auf. Ein zweiter Koloß, der des Zeus, der größeste der Welt nach dem von Rhodus, konnte nicht fortgeschafft werden und blieb in Tarent zurück.

Fabius Maximus betrachtete die Kunstwerke der Stadt nur mit Gleichgültigkeit, und schwerlich hatte er den Blick des Kenners dafür; als man ihn fragte, was mit den Götterbildern geschehen solle, sagte dieser rauhe Held, laßt sie den Tarentinern, denn sie zürnen ihnen, weil sie von ihnen beleidigt sind. Viele Statuen blieben in Tarent zurück, eine der berühmtesten stellte erst Cäsar in seiner Curie über dem Altar auf. Es war jene geflügelte Victoria von Erz auf der Weltkugel, mit dem Lorberkranz in der Hand, welche das Sinnbild des römischen Staates wurde, und noch in der Zeit des Falls des Römertums, am Ende des vierten Jahrhunderts nach Christus, in den Tagen des edeln Symmachus und seines Gegners Ambrosius war sie der berühmte Gegenstand des erbitterten Kampfs der heidnischen Aristokratie im römischen Senat mit der christlichen Partei.

Seit jenem Jahre 209 hörte das politische Leben Tarents auf, welches eine römische Colonie wurde. Aber während der langen Römerschaft behauptete die Stadt ihre griechische Sprache und Cultur, und diese wirkte auf die Römer selbst bildend ein. Schon bei der ersten Eroberung im Jahre 272 war ein Tarentiner Andronicus als Kriegssklave nach Rom gekommen, wo er die Odyssee ins Lateinische übersetzte, griechische Komödien in derselben Sprache nachahmte, und den Geschmack an der griechischen Bildung unter den Römern verbreitete. Diese Bemühungen

ſetzte nach ihm der Calabreſe Ennius fort, der Freund der Scipionen, und auch deſſen Neffe Pacuvius aus Brunduſium, der im Jahre 130 in Tarent ſtarb, glänzte als lateiniſcher Dramatiker.

Die römiſchen Dichter, zumal Virgil und Horaz, liebten den Aufenthalt in der ſchönen griechiſch gebildeten Stadt, an den ſanften Ufern des Golfs und der Flüſſe Galeſus und Taras. Sie alle gaben ihr den Zunamen die „weichliche", oder die „bekränzte" oder „unkriegeriſche". In der ſiebenten Epiſtel an Mäcenas ſagt Horaz:

mihi jam non regia Roma,
Sed vacuum Tibur placet, aut imbelle Tarentum.

Juvenal nennt ſie in der ſechsten Satire ſogar:

atque coronatum, et petulans, madidumque Tarentum.

Die Stadt teilte die Schickſale der anderen Städte Süditaliens während des Beſtandes des römiſchen Reiches und nach deſſen Fall. Sie dauerte, in immer geringeren Verhältniſſen, als ein Hafen- und Handelsplatz, wie Brunduſium fort. Ihre antike Pracht verfiel in ſich ſelbſt, und noch ehe neue Kriegsſtürme ſie ganz zerſtörten, wurden viele ihrer Tempel durch den Fanatismus der Anhänger der chriſtlichen Religion zertrümmert. In den letzten Zeiten des Reichs war Tarent nur noch ein Haufen von Ruinen, und die Bevölkerung bereits auf das Gebiet der Akropolis beſchränkt.

Die Gothen unter Totila eroberten und befeſtigten die Stadt, dann fiel ſie in die Gewalt der Byzantiner zurück. Es wohnte in ihr ein griechiſcher Befehlshaber. Aus dem Dunkel, in welches ſie geſunken war, tauchte ſie im

Jahre 663 wieder auf, denn in ihrem Hafen landete der byzantinische Kaiser Constans, um von dort aus gegen Benevent zu ziehen und die Langobarden zu vertreiben, was ihm nicht glückte. Vielmehr eroberte ihr Herzog Romuald im Jahre 668 Tarent.

Die Byzantiner entrissen die Stadt den Langobarden wieder, aber neue Verwüstungen brachen über das unglückliche Calabrien herein. Zweimal hintereinander, in den Jahren 845 und 864 überfielen und zerstörten die Saracenen Tarent. Endlich baute der Kaiser Nicephorus im Jahre 961 die Stadt aus den Trümmern wieder auf, und von dieser Zeit etwa kann man die Entstehung des neuen Tarent rechnen. Zu seinem Aufbau wurden ohne Frage die Reste der antiken Monumente verbraucht, so viel sich deren noch erhalten hatten.

Bis zum Jahre 1080 blieb Tarent byzantinisch, wegen seiner ausgezeichneten Lage und Festigkeit noch immer einer der wichtigsten Kriegshäfen des griechischen Reichs in Unteritalien. Dann eroberte es der Normanne Robert Guiscard. Er machte Tarent zu einem Fürstentum, und dies erhielt sein Heldensohn Boemund. Hundert Jahre blieb darauf die Stadt im Besitze der normannischen Fürsten, bis sie durch deren Erben, den Kaiser Heinrich VI., an die Hohenstaufen kam.

Friedrich II. verlieh sie seinem Sohne Manfred. Dann kam sie an Karl von Anjou. Karl II. verlieh im Jahre 1292 dies Fürstentum seinem Sohne Philipp, welcher durch seine dritte Gemalin Catarina, die Tochter des Kaisers Balduin, den Kaisertitel von Constantinopel erhielt. Schon in dessen Enkel Philipp II., der im Jahre

1368 ſtarb, endete der Mannesſtamm der Herzoge von Tarent aus dem Hauſe Anjou.

Seine Erbin und Schweſter Margareta, Witwe des Königs Eduard von Schottland, vermälte ſich mit Francesco del Balzo, dem Herzoge von Andria. Durch ſie kam auch das Fürſtentum Tarent an jenes Haus der Balzi, und zunächſt an Giacomo del Balzo, ihren und Francesco's Sohn. Dieſer ſtarb im Jahre 1383 zu Tarent, wo ihm ſein Vater im Dom S. Cataldo das noch dauernde Mauſoleum errichtete.

In den Verwirrungen jener Zeit, als das Königreich Neapel durch feudale und dynaſtiſche Revolutionen erſchüttert wurde, ging das Fürſtentum Tarent von den Balzi auf die Orſini über. Ramondello Orſini, Sohn Roberts und der Maria del Balzo, gewann daſſelbe am Ende des vierzehnten Jahrhunderts; ſein Haus nannte ſich Balzo-Orſini. Er vermälte ſich mit der Erbin der Grafſchaft Lecce, der ſchönen Maria von Enghien, und vereinigte durch dieſe Ehe den größten Teil der Terra d'Otranto; ſo wurde er der mächtigſte Feudalherr des Königreichs. Als er im Jahre 1405 zu Lecce geſtorben war, ſuchte der König Ladislaus von Neapel dies große Lehen an ſich zu ziehen. Er ſchloß mit Maria einen Vertrag: ſie übergab ihm Tarent und ſich ſelbſt. So wurde ſie Königin Neapels. Ihr und Ramondello's Sohn Giangiordano Balzo-Orſini, war der letzte Fürſt Tarents aus dieſem berühmten Hauſe. Er ſtarb ohne legitime Erben zu Altamura im Jahre 1463, worauf ſeine Länder und unermeßlichen Schätze vom Könige Neapels Ferdinand von Aragon, ſeinem nahen Verwandten, zur Krone eingezogen wurden.

Seither blieb Tarent beim Hause Aragon, bis es mit dem gesammten Königreich in die Gewalt Spaniens kam. Consalvo belagerte im Jahre 1501 die feste Stadt und in ihr den letzten Aragonen, den jungen Don Ferdinando, den Sohn des unglücklichen Federigo II., und nachdem der Prinz unter der Bedingung freien Abzuges sich ergeben hatte, nahm ihn der berühmte Feldherr verrätherisch gefangen, und schickte ihn nach Spanien. So erlosch in Tarent die Herrschaft des Hauses Aragon.

III.

Während von den griechischen Städten in Sicilien entweder noch herrliche Ueberreste von Tempeln und anderen Monumenten erhalten sind, wie in Syrakus, in Agrigent und Segesta, oder staunenswürdige Trümmermassen ihre ehemalige Größe und Schönheit kundgeben, wie in Selinunt, hat ein misgünstiges Schicksal die Städte Großgriechenlands, bis auf das eine Pästum, fast spurlos hinweggetilgt. Aus der Wildniß Metapontums ragen nur noch fünfzehn Säulenstumpfe melancholisch auf; von der Pracht Krotons spricht nur noch eine einzige dorische Säule einsam am Meer; in Tarent erinnert nichts mehr an das Altertum, außer ein paar geringen Ueberbleibseln der Stadtmauern, eines Theaters, und einiger im Mare piccolo versunkener Fundamente von Villen.

Ich will daher nicht den Untersuchungen der tarentiner Archäologen folgen, um mit ihrer Hülfe den Umfang der alten Stadt herzustellen, die Lage ihrer zwei Hauptstraßen und ihrer beiden Tore, der Temenides und der Rhinopyle zu bestimmen, und diejenige des Forum, des großen Museum oder der Akademie, des Prytaneum,

worin das schöne Weihgeschenk des jüngeren Dionys stand, ein Candelaber mit so viel Lampen, als Tage im Jahr, oder der Bäder des Hercules, der Tempel des Neptun, des Mercur und anderer Götter; denn dies sind nur noch Namen ohne Anhalt an der Wirklichkeit, zumal für denjenigen, welcher das Local gar nicht kennt.

Schon zur Zeit Strabo's war Tarent so zusammengeschwunden, daß sich die Stadt auf ein kleines Gebiet um die Akropolis beschränkte. Er bemerkte dort namentlich das schöne Gymnasium und den großen Platz, worauf der Koloß des Zeus stand. Von der Akropolis zwischen diesem Platz und der Mündung des Hafens sagte er, daß sie nur noch wenige Ueberreste der vielen Weihgeschenke enthalte, welche sie im Altertum zierten; „denn die meisten zerstörten die Karthager, als sie die Stadt eroberten, die anderen raubten sodann die Römer, unter ihnen den ehernen Koloß des Hercules, welchen Fabius Maximus nach Rom brachte".

Die alte Akropolis hatte den Umfang einer ansehnlichen Stadt. Sie erhob sich zwischen beiden Meeren auf Tuffelsen, und war eine kaum einnehmbare Festung. Auf ihrem Local steht das heutige Tarent.

Dieses beschreibt ein Dreieck, dessen Spitze an jener langen Brücke liegt, welche den Isthmus mit dem festen Lande verbindet. Diese Brücke von sechs Bogen dient zugleich als Kanal der byzantinischen Wasserleitung, welche zwölf Millien weit herkommt und die Stadt versorgt. Dort stehend überblickt man rechts den großen Golf, links das Mare piccolo mit den Fischerbarken und zahllosen aus dem Wasser ragenden schwarzen Pfählen, deren Zweck

uns bald deutlich werden wird. Man hat also hier die Ansicht der Häfen Tarents und des Lebens in ihnen, und dieses ist auf die dürftigsten Verhältnisse herabgesunken. Ich sah kaum zehn Handelsschiffe in diesem herrlichen Golf ankern, und zwei oder drei Fahrzeuge der italienischen Marine. Sie schienen nur da zu sein, um als Staffage in diesem hinreißend schönen, großen und erhabenen Seegemälde zu dienen.

Nach der Stadt zu sperrt die Brücke ein viereckiger Turmkoloß, der sich an Mauern und Bastionen über dem Wasser anlehnt. Dies ist die Citadelle, welche Ramondello Orsini erbaut hat, den nördlichen Eingang zu decken. Sie umschließt zugleich nach der Meeresseite den einzigen großen Platz Tarents, Piazza di Fontana genannt, von dem Wasserbrunnen in ihrer Mitte, einer Anlage Karls V.

Dieser Platz ist der Mittelpunkt des ärmlichen Volkslebens. Die Hauptstraßen der Stadt münden hier. Weißübertünchte Häuser mit platten Dächern und Balkonen umschließen ihn, darunter einige schmuzige, dürftige Gasthäuser, Kaffeeschenken und Läden. Landvolk tummelt sich umher, Früchte und Gemüse verkaufend, halbnackte Menschen, wie die Lazzaroni Neapels. Da der Blick auf das Meer hier nicht frei ist, möchte man glauben, sich in irgend einer kleinen Landstadt des Südens zu befinden, wenn man nicht hin und her rennende Fischer sähe, welche in Körben Austern und Muscheln darbieten, und wenn nicht die Luft vom scharfen Geruch des Meeres ganz und gar durchdrungen wäre. Und nur mit wenigen Schritten gelangt man links vom Platz durch eine kleine

Halle unmittelbar an den Rand des Mare piccolo, wo etwa zwölf Fischbänke stehen, ähnlich denen auf Santa Lucia in Neapel. Auch dieser kleine, schmuzige Fischmarkt ist ein Bild der Verkommenheit.

Drei Hauptstraßen führen vom Platz in die Stadt; die untere, die ehemalige Marina, jetzt sinnloser Weise Garibaldi genannt, ist das unsaubere Fischerquartier am Mare piccolo, von welchem sie jedoch durch eine häßliche Mauer getrennt wird, und diese hat Ausgangspforten nach dem Wasser hin. Schmale, schmuzige Quergassen münden in diesen Kai; er endet an den Stadtmauern, welche landwärts Tarent umgeben und sich an das große Castell schließen.

Diese Festung ist byzantinischen Ursprungs; die Hohenstaufen und die Anjou erneuerten sie; die Aragonen, Karl V. und die Könige Spaniens bauten an ihr, wie das die Wappenschilder auf ihren Mauern lehren. Sie gleicht den Meercastellen, die man sonst in Apulien sieht: ein Fünfeck mit fünf mächtigen Rundtürmen, zwischen beiden Meeren, welche ein kurzer, schiffbarer Wasserkanal verbindet, so daß dadurch Tarent zur Insel wird.

Die Hauptstraße ist die mittlere, Strada Maggiore genannt. Sie führt ins Innere der Stadt, und ist ihr Corso. Der enge Raum erlaubte hier keine breiten Straßenanlagen, und nur hie und da einen kleinen Platz. Die Häuser, alle weiß übertüncht, oder aus gelblichen Quadern aufgebaut, sind hoch und schmal, und zusammengedrängt. Ein Gewirr von Gassen, oft so eng und so still, wie die venetianischen, und sehr unreinlich, durchzieht diesen soliden Kern Tarents, die alte Akropolis. Das

Pflaster ist durchweg sehr gut. Mächtige Klostergebäude ragen hie und da schloßartig hervor, nur durch die Masse, nicht durch Schönheit der Architektur auffallend, und dasselbe gilt von den Kirchen. Doch zeigen einige Paläste aus der guten Epoche der Renaissance, daß auch hier ein reicher städtischer Adel sich entwickelt hatte; so die Häuser Carfogli und Carducci. Die Carducci gelten als die älteste Familie Tarents; sonst ist der Adel hier meist spanischen Ursprungs. Ueberhaupt macht dieser Hauptteil der Stadt den Eindruck patricischer Wolhabenheit, obwol ein Blick auf die Läden, welche die Untergeschosse der Häuser einnehmen, darthut, daß sich die Bedürfnisse der Einwohner nicht über diejenigen einer sehr mäßigen Provinzialstadt erheben.

Die Bevölkerung selbst schien mir regungslos und hoffnungslos verkommen, wie eingeschlafen auf der Jahrtausende alten kleinen Scholle zwischen den Meeren, wo sie sammt ihrer Geschichte von der Welt vergessen ist, und sich selbst vergaß. Syrakus hat heute ein stärkeres Bewußtsein von sich, als Tarent. Denn dort lebt das Altertum noch in unverwüstlichen monumentalen Spuren fort, während es hier ganz verschwunden ist.

Nicht einmal das Mittelalter ist in Tarent durch außerordentliche Bauwerke vertreten. Aus den fünf Jahrhunderten der byzantinischen Herrschaft hat sich kein Denkmal, nicht einmal eine griechische Inschrift erhalten, und selbst an die Normannen und Hohenstaufen erinnert hier nichts mehr. Einige Kirchen sind alt, aber mehrfach erneuert, wie S. Domenico und der Dom.

Die Kathedrale ist Sanct Cataldus geweiht, dem

modernen Hauptgott und Schutzpatron der Tarentiner, eine sehr alte Basilica, welche im Jahre 1070 unter dem Erzbischof Drogo begonnen, und später im Jahre 1588 unter dem Papst Sixtus V. neu ausgebaut worden ist. Sie ist dreischiffig. Vierundzwanzig antike Säulen mit korinthischen Capitälen, die schönen Reste irgend eines Tempels der alten Stadt, tragen die Rundbogen. Der Fußboden besteht aus weißem und schwarzem Marmor, die Decke aus vergoldetem Holzgetäfel. Ueber dem Hochaltar erhebt sich ein schönes Tabernakel aus rotem Marmor.

Der größte Stolz der Tarentiner ist die Sanct Cataldus geweihte Capelle dieses Doms, ein Kuppelbau des siebzehnten Jahrhunderts mit prachtvollem buntem Marmorschmuck überladen, und mit Heiligenfiguren in den Nischen geschmückt, zwar barock, aber in überreicher, das Auge blendender Fülle. Sie erinnert an die Capellen in Santa Maria Maggiore zu Rom. Hier liegt Giacomo del Balzo begraben. Die Grabschrift sagt:

Hoc tuus Andriae Dux Franciscus Baucia proles
Exstruxit templum Jacobi tegit ossa Tarenti
Principis. Huic mater Caroli de stirpe secundi
Imperii titulis et Bauci sanguine claro.
Hic Romaniae et Despotus Achaius urbes
Subiecit bello.

Von außen stellt sich der Dom weder als ein schönes, noch erhabenes Bauwerk dar; er ist weiß übertüncht, wie der stumpfe Glockenturm neben ihm, und wie der erzbischöfliche Palast zu seiner Seite. An dies mächtige, aber nicht durch seinen Stil ausgezeichnete Gebäude führt

ein schönes Portal, durch welches man in einen großen Hof tritt. Dort sagt eine Inschrift, daß der Erzbischof Josephus Capycius Latro (Capocelatro) den Palast im Jahre 1786 von Grund aus erneuert hat.

Mit wenigen Schritten erreicht man von hier die neue Straße Vittorio Emanuele, welche die höchste Stelle der alten Akropolis bezeichnen mag. Sie besteht aus einer Reihe von Häusern hoch über dem Golf oder dem Mare grande. Eine Balustrade schließt sie gegen das steil niederfallende Felsenufer ab. Dies ist der schönste Spaziergang der Tarentiner in der Abendkühle. Wenn der stralende Mond über dem Golfe schwebt, ist es ein hinreißendes Schauspiel, diese unvergleichliche von sanften Ufern umfaßte Meeresbucht zu betrachten. Auf ihren äußersten niedrigen Vorgebirgen, und auf den kleinen Inseln leuchten Fanale. Im Hintergrunde weit landwärts stehen im Duft verschleiert die Gipfel der Gebirge Calabriens.

Dieser schönen Straßenanlage, dem Belvedere Tarents, hat man durch Abreißen alter Häuser über den Stadtmauern Raum geschaffen. Sie ist die einzige Neuerung im Innern der Stadt; in ihrer Nähe ist auch der neue Municipalpalast aufgeführt worden.

Die Einwohnerzahl Tarents, welche heute mehr als 30000 beträgt, hat schon die Anlage eines neuen Viertels nötig gemacht. Dasselbe liegt jenseits der Brücke des Castells. Eine Inschrift sagt dort, daß es am 12. April 1869 begonnen wurde. Man baut Straßen aus weißen Kalksteinquadern. Das Local ist eine Hochfläche zwischen beiden Meeren, mit der schönsten Aussicht

namentlich auf das Mare piccolo, deſſen liebliche Ufer zum Bau von Villen ganz beſonders einladen. Es gibt deren hier einige, wie die Villa Santa Lucia, welche im Beſitz des Generals Guglielmo Pepe geweſen iſt. Hie und da erheben ſich ſchlanke Palmen auf den Uferhöhen, und blühende Gärten ſteigen bis zum Saum des kleinen Meeres nieder, in märchenhafter Verlaſſenheit, daß ſie Sehnſucht erwecken, dort zu wohnen, im beſeligenden Hauch dieſer joniſchen Lüfte, fern vom Treiben der Welt und ihren häßlichen Leidenſchaften.

Wandernd und dichtend an den Ufern dieſes Mare piccolo, in welchen ſich der kleine Fluß Galeſus (auch Eurotas genannt) ergießt, ſchrieb Horaz die bekannte Ode an Septimius nieder, worin er dieſen glückſeligen Winkel der Erde vor allen andern preiſt und ſich zum Aſyle wünſcht, wenn ihm die misgünſtigen Parzen ſein geliebtes Tibur verweigern:

Unde si Parcae prohibent iniquae,
Dulce pellitis ovibus Galesi
Flumen et regnata petam Laconi
Rura Phalanto.

Ille te mecum locus, et beatae
Postulant arces: ibi tu calentem
Debita sparges lachryma favillam
Vatis amici.

Das kleine Meer hat ſechzehn Millien im Umfang. Es gleicht einem jener ſchönen Landſeen, woran Italien noch reich iſt. Wenn nicht ſeine immergrünen Ufer in langgedehnten, ſanft aufſchwellenden Linien ſich hinzögen, hätte ich glauben können, an den See von Bracciano ver-

setzt zu sein. Sein entzückender Spiegel leuchtet im Hochsommer oft so purpurn, wie die Farbe, welche die Alten aus der Muschel zogen, die in seinen Tiefen ruht. Jetzt, im Mai, glänzte er von einem sanften Schmelz, einem durchsichtigen, unbeschreiblichen Blau, gleich dem Golf draußen. Es sind Farbentöne von so idealer Schönheit, daß sie bald Ströme eines zerflossenen Himmels zu sein scheinen, bald Ströme von Musik, welche tönend dahinschweben, und die Seele dessen, der vom Ufer niederblickt, berauschen und durchglühen. Wie natürlich erscheint hier die wundervolle Sage vom Arion auf dem Delphin, oder von Taras, dem Gründer Tarents; das lichtausatmende melodische Meer hat diese Dichtungen erzeugt.

Im Altertum war das kleine Meer von marmornen Landsitzen und von üppigen Bädern umkränzt; Fabriken der Purpurfärberei standen an ihm, sodann Arsenale der Flotte. Denn in diesem ruhigen Seebecken ankerten die Kriegsschiffe der Tarentiner. Als Hannibal die tapfere römische Besatzung der Akropolis unter M. Livius, vom Fluß Galesus aus, wo er lagerte, vergebens bedrängte, ließ er Kriegsschiffe aus dem Mare piccolo über Land nach dem Golf schaffen, was mit ungeheurer Mühe durch Maschinen und Walzen bewerkstelligt wurde.

Ein Blick auf diesen alten Hafen Tarents genügt, um zu erkennen, daß er die vorzüglichsten Eigenschaften einer Marinestation besitzt, noch mehr als jener Brindisis. Die italienische Regierung hat auch den Plan gefaßt, ihn zum Kriegshafen wieder einzurichten und dort Arsenale zu bauen.

Wir stiegen unterhalb der Villa Pepe in eine Barke. Ihr Führer war ein alter prächtiger Mann, einst Matrose

der Marine, der ſich in allen Weltteilen umhergetrieben hatte, und jetzt ſeine Tage auf dieſem Golf in Frieden beſchloß. Die Barcarolen Tarents ſind nicht jene lärmenden, fieberhaft aufgeregten, moskitoartig ihre Beute umſchwärmenden Zudringlinge Neapels; ſie ſind die artigſten und beſcheidenſten Menſchen, wie überhaupt das geſammte tarentiner Volk von ausgeſprochener Sanftmut zu ſein ſcheint.

Wir fuhren an den ſtillen Geſtaden entlang, über Trümmer antiker Bauten, welche unter der kryſtallhellen Woge deutlich ſichtbar ſind, wie jene der verſunkenen Römervillen an den lieblichen Ufern des alten Antium. Man zieht hier aus der Flut noch oft Scherben antiker Vaſen herauf; und Tarent war wie andere großgriechiſche Städte durch ſeine Vaſenkunſt berühmt. Das Ufer iſt mit Staub von Korallen, und mit zerbröckelten Muſcheln fußhoch überſchüttet. Der Barkenführer bot uns Hände voll von Stücken jener Purpurſchnecken dar, die man murex nannte. Die Bereitung des Purpurs aus ihrem Saft hat das alte Tarent reich gemacht. Mit der in Purpur getränkten feinen Wolle der weißen Schafe, die am Galeſus weideten, verſorgte es einſt Rom und Griechenland.

Der große Golf und namentlich das kleine Meer ſind noch heute wegen des Reichtums an Fiſchen, und namentlich an Schalthieren berühmt. Muſchelthiere jeder Gattung werden hier gefangen; aber beſonders ſind es die cozze nere, und die Auſtern, welche in erſtaunlichen Maſſen erzeugt werden. Cozze nere nennt man längliche, ſchwarze Schalthiere, etwa von der Größe eines kleinen Fingers. Sie ſind eine Lieblingsſpeiſe des Volks, und werden nach

allen Hafenstädten bis nach Bari und Neapel hinauf verschifft. Ich kann nicht sagen, ob sie wolschmeckend sind; denn ein so leidenschaftlicher Fischesser ich auch bin, so unüberwindlichen Abscheu habe ich vor dem Genuß jeglichen Muschelthieres, und nur einmal in meinem Leben versuchte ich eine Auster zu essen, oder vielmehr mit Schaudern hinunterzuwürgen.

Die Wasserfläche des Mare piccolo ist an vielen Stellen mit Muschelfängen oder Muschelgehegen bedeckt, das heißt Gerüsten aus schwarzen Pfälen, welche mit Tauen überspannt sind. An diesen werden die cozze nere und die Austern auferzogen. Ihre Zucht betreibt man nur in dem ruhigen kleinen Meer. Sie hängen hier an Seilen in jeder Größe ihres Wachsthums, in dichten schwarzen Massen, ähnlich den Schnecken, welche Sommers die dürren Disteln überziehen. Von Zeit zu Zeit werden diese Klumpen aus dem Wasser gehoben, und für einige Stunden der Sonne ausgesetzt; die Fischer reinigen sie, indem sie kranke oder todte Thiere mit einem Messer loslösen.

Die Muschelgehege heißen hier Sciaje; sie sind in Districte oder Strecken abgeteilt, je nach ihren Eigentümern. Man sagte mir, daß sechsundfünfzig reiche Tarentiner diese Muschelcultur betreiben. Sonst ist die Fischerei im ganzen Golf freigegeben, gegen eine kleine Abgabe an die Dogane, welche am Eingange des Hafens auf dem Platz der Fontana ihren Sitz hat.

Ich sah auch die berühmte Perlmuschel, welche Pinna genannt wird. Sie trägt außer der Perle ein wolliges Gefaser, welches sie im Wasser ausbreitet, als ein Netz,

ſich Beute zu fangen. Aus ihm macht man noch heute allerlei Gewebe und Geſpinnſte, Handſchuhe, Tücher und dergleichen.

Um ſich eine Vorſtellung von der Schönheit und Mannichfaltigkeit der tarentiner Muſchelwelt zu machen, muß man das Muſeum Ceci aufſuchen. Dieſe merkwürdige Sammlung befindet ſich in einem alten wunderlichen Palaſt in der Stadt. Sie wurde vom Canonicus Giuſeppe Ceci angelegt, welcher vor einigen Jahren ſtarb. Dieſer Antiquar und Bildkünſtler verwendete ſein Leben darauf, nicht allein Conchylien zu ſammeln, ſondern auch ſie künſtleriſch zu behandeln. Die herrlichſten Muſcheln hat er zu phantaſtiſchen Gebilden zuſammengeſetzt, zu Blumen, Arabesken, Formen und Figuren von ſeltſamer, überraſchender, oft ſinnreicher Erfindung. Fiſcherſcenen und anderes Genre ſind vortrefflich ausgeführt; die Geſtalten darin ganz und gar mit kleinen Muſcheln und Korallenſtaub bekleidet. Kurz, es iſt eine Moſaikmalerei aus Conchylien, welche in der Welt nicht ihres Gleichen haben mag. Ohne Frage wurde dieſe Roccocokunſt ſchon im alten Tarent geübt; ſelbſt in Pompeji finden ſich dergleichen ſinnige Spielereien, in Niſchen für Waſſerquellen.

Man ſagte mir, daß die Erben Ceci's den Inhalt des Muſeums zu verſchleudern begonnen haben, und daß es ſchon auf kümmerliche Reſte herabgeſchwunden ſei. Mit dieſer Sammlung ſind auch antike tarentiner Vaſen, und einige Marmortrümmer vereinigt, Anſätze eines Muſeum, welche ſich leider nicht entwickelt haben.

Denn Tarent beſitzt, ſo unglaublich das ſcheinen mag, kein Nationalmuſeum. Die berühmten antiken Münzen

dieser Stadt sind über die Welt zerstreut; hier sucht man sie vergebens. Vergebens forscht man hier nach einem Ort, wo Reste alter Sculpturen vereinigt sind, wie solche fast jede Stadt Italiens besitzt, welche einmal in antiken Zeiten geblüht hat. Wo sind hier die Säulen, die Marmorgebilde all der schönen Tempel des Alterthums geblieben? Wo die zahllosen Statuen und ihre über Tarent hingestreuten Trümmer? Es ist als hätte sie der Sturm hinweggeweht. Vielleicht liegen noch große Schätze tief im Boden versteckt. Hier würden Ausgrabungen so gut lohnend sein wie in Olympia.

Das geistige Leben in Tarent ist todt. Die große Vaterstadt des Archytas, einst die Akademie aller Wissenschaften und schönen Künste, die Schule pythagoräischer Weisheit, welche selbst Philosophen, wie Platon, aufsuchten, ist heute so verarmt, daß auch nicht die kleinste Büchersammlung, nicht einmal eine solche in ihr zu finden ist, die für den Notbedarf einer Schule ausreichte. Als ich nach Tarent ging, hatte ich gehofft, hier eine municipale Bibliothek vorzufinden, und in ihr alle auf die Stadt bezüglichen Werke. Ich hatte mich in Bari, und an anderen Orten darnach und nach tarentiner Antiquaren erkundigt, aber Niemand konnte mir eine Auskunft oder nur eine Adresse geben, und selbst das Institut der archäologischen Correspondenz in Rom unterhält keine Beziehungen mit Tarent.

Ich will der dortigen Bürgerschaft nicht Unrecht thun, vielmehr glauben, daß auch unter ihr noch heutiges Tages patriotische Antiquare leben, aber sie blieben für mich so tief versteckt wie die Taranteln, sodaß ich ihrer keinen zu

Geſicht bekam. In unſerem Wiſſensdrange gingen wir in den Gemeindepalaſt, den tarentiner Stadtrat um Auskunft zu erſuchen. Dieſe Herren nahmen uns in ihren luftigen neu eingerichteten Zimmern, aus deren Fenſtern man den Golf überſehen kann, mit großer Freundlichkeit auf, aber ſie ſagten uns, daß im Stadthaus keine Bibliothek vorhanden ſei, außer wenigen älteren Büchern, und der Sammlung der ſalentiner Autoren, welche in Lecce gedruckt wird. Sie boten uns einige Broſchüren dar, und nannten uns als neueſte Arbeit über Tarent ein Compendium der Geſchichte dieſer Stadt von Francesco Sferra, gedruckt bei Salvator Latronico zu Tarent ſelber, im Jahre 1873. Sie bezeichneten uns endlich als gründlichen Antiquar und Kenner ſeiner Vaterſtadt einen Geiſtlichen.

Es koſtete uns viele Mühe, dieſen im Stadthaus berühmten Mann in einer verſteckten ſchmuzigen Gaſſe aufzufinden, wo ſein Daſein nicht einmal dem Briefträger bekannt war, und das bewies uns, daß der würdige Geiſtliche noch in dem beneidenswerten Zeitalter lebte, wo die Plage des Briefeſchreibens dem Menſchengeſchlecht unbekannt war. Von der dunkeln Treppe eines Hauſes herab kam uns endlich der Canonicus entgegen, mit allen Zeichen der Verwunderung, Gegenſtand ſtürmiſchen Begehrens von ſeiten zweier Fremdlinge zu ſein. Er gab ſich ſodann als das zu erkennen, was er wirklich war, indem er ſeine Unſchuld beteuerte, und verſicherte, daß der Verdacht des Stadtrats, er ſei ein verkappter Antiquar und Durchforſcher ſeiner Vaterſtadt, vollkommen grundlos ſei. Sodann wies er uns nach einer Apotheke, wo man uns über den

Verfaſſer jenes Compendium tarentiner Geſchichte Aufſchluß geben werde.

Zu dieſem Tempel des Aeskulapios führt eine Straße, deren melodiſcher Name uns wolthat. Sie heißt Paiſiello, und dort bezeichnet eine Inſchrift das Haus, wo der berühmte Amphion Tarents geboren wurde. Sie rief mir das Geburtshaus ſeines Zeitgenoſſen Mozart zu Salzburg in Erinnerung.

Giovanni Paiſiello iſt der letzte große Mann Tarents, und auch das einzige Talent von allgemeinem Ruf, welches dieſe Stadt ſeit dem Altertum hervorgebracht hat. Er war hier geboren am 9. Mai 1741 als Sohn eines Mannes, von deſſen Gewerbe die Muſen der Tonkunſt ſoweit wie möglich ſich entfernt halten mußten, denn er war ein Bieharzt. Der junge Mann erregte durch ſeine ſchöne Stimme die Aufmerkſamkeit eines Tenorſängers; er kam in die Schule des berühmten Durante zu Neapel, und bald wurde er durch ſeine erſten Compoſitionen, die Pupilla und den Mondo a Rovescio, berühmt. Die Grazie und Leichtigkeit ſeines melodiſch-dramatiſchen Genies riß die Welt zur Bewunderung hin. Er durchwanderte mit der Zeit die Länder Europas; ſelbſt nach Rußland rief ihn die Kaiſerin Katharina, wie ſpäter Napoleon nach Paris. Er ſchrieb komiſche Opern für die größten Theater ſeiner Zeit, 45 allein für Neapel, darunter die berühmte „Nina pazza per amore“. Dort ſtarb er am 23. Januar 1815. Heute iſt er ſchon eine verklingende Größe; Cimarosa begann ihn zu verdunkeln, und Roſſini übertönte ihn mit demſelben Opernſtoff des „Barbier von Seviglia“, welchen zuerſt Paiſiello für Petersburg bearbeitet hatte.

Nun traten wir in die Kapelle Aesculaps, und hier fanden wir Herodot als Pillendreher. Ein junger, leidend aussehender Mensch, den kranken Kopf von einem schwarzen Tuch umwunden, stand verdrossen am Tisch, und braute hölliſche Latwerge. Auf meine Frage, ob er mir Auskunft über Herrn Sferra geben könne, den im Stadthause berühmten Verfaſſer des Compendium der Geſchichte Tarents, entgegnete der Jünger des Hippokrates lächelnd, daß dieſer Geſuchte in ſeiner eigenen Perſon vor mir ſtehe. Er holte ſofort ſein in einen blauen Umſchlag gelegtes Büchlein hervor, froh einen Käufer für ſein Product zu finden — denn die Tarentiner kaufen ihm wol ſeine Schachteln und Gifte ab, aber nicht ſeine literariſchen Mixturen. Mit achtzehn Jahren hat dieſer junge Apothekergehülfe einen brauchbaren Leitfaden der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt verfaßt, und das iſt ſehr ehrenvoll für ſeine Jahre und ſeinen Beruf. Indem ich mir die pſychologiſchen Vorgänge darſtellte, welche den Jüngling in ſeinem kleinen Laden dazu trieben, ſich an ein für ihn ſehr kühnes Unternehmen zu wagen, erregte er meine lebhafteſte Teilnahme.

Mitten in ſeiner hülfloſen Einſamkeit, ohne Studien, ohne Zuſammenhang mit anregenden Geiſtern, iſt ſeine erregbare Phantaſie irgendwo beim Anblick Tarents und ſeiner Meere, oder bei der Nennung eines antiken Namens von dem Bewußtſein ergriffen worden, daß er der Sohn einer uralten weltberühmten Stadt ſei, und ſo entſtand in ihm erſt das ſchwache Bild von deren Geſchichte, dann der Trieb dieſe ſelbſt ſeinen Mitbürgern darzuſtellen.

„Wie haben Sie es gemacht, das für Ihre Arbeit nötige Material zu erhalten, da es hier keine Bibliothek

gibt?" Ich habe mir, so entgegnete er, die Bücher zusammengeborgt.

„Wollen Sie nicht Ihre Studien fortsetzen, da ein innerer Drang Ihnen die Richtung darauf zu geben scheint? Wollen Sie nicht eine Universität besuchen?" Der junge Autodidact erwiderte: ich wünsche das sehr; ich möchte reisen und die Welt sehen, statt an diesem Ladentisch zu stehen; aber wie soll ich wol das möglich machen?

Ich drückte meinem Collegen die Hand, und wünschte ihm den Schutz guter Genien, welche ja oft strebenden Menschen in ungeahnter Stunde erscheinen, wie das Paisiello's Leben darthut. Vielleicht taucht der jugendliche Apotheker noch einmal in seinem Vaterlande als namhafter Geschichtschreiber auf.

Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß man in Tarent diesem jungen Manne Aufmerksamkeit schenkt und ihm wol will. Es ist die schöne menschliche Art Italiens, daß hier jedes Zeichen einer tüchtigen Natur schnell begriffen wird, und daß man sich daran erfreut, ohne nach deren Herkunft und Berechtigung der Schulzeugnisse und abgelegten Examina zu fragen. In unserem Vaterlande würde ein so harmlos unberufen aufstrebender Jüngling wahrscheinlich vielem Hohn ausgesetzt sein; ich glaube, mancher Pedant würde ihn fragen, ob er von der Tarantel gestochen worden sei.

Die Tarantel zeigte mir Asklepios, aber nur in einem Glase. Lebend sah ich die berühmte Spinne nicht. Die bekannte Fabel von dem apulischen Tanz Tarantella, welcher als ein Veitstanz durch den Biß dieses Insectes entstanden sein soll, ist höchst sinnreich; vielleicht liegt in ihr wirklich

ein Reſt des antiken Cybeledienſtes verborgen. Die Tarentiner liebten von jeher mit raſender Leidenſchaft Muſik und Tanz. Von der Tarantel war ja auch ihr großer Paiſiello glücklich geſtochen worden.

Ich will noch zur Geſchichte Tarents zurückkehren. Ein gutes Werk darüber fehlt, wie über Großgriechenland überhaupt. Das einzige nennenswerte iſt die Arbeit des Tarentiners Giovan Giovine aus dem ſiebzehnten Jahrhundert: De antiquitate et varia Tarentinorum fortuna, welches heute nicht mehr den Forderungen der Wiſſenſchaft genügt.

Der Katalog ausgezeichneter Tarentiner nach dem Altertum iſt überhaupt nicht groß, und für uns Ausländer beſteht er nur in Namen. Ich las das in Tarent berühmte Gedicht eines edlen Bürgers dieſer Stadt, des Tommaſo Nicolò d'Aquino, welcher im Jahre 1721 geſtorben iſt. Es iſt ein kleines Epos in lateiniſchen Hexametern unter dem Titel Delicine Tarentinae, ein phantaſtiſches Poem im Barockſtil damals üblicher beſchreibender und fabelnder Hirten- und Schäferdichtung. Der Verfaſſer war gerade ſo alt wie unſer Apotheker von drüben, als er dieſes Gedicht nach dem Vorbilde Virgils verfaßte. Er gibt zuerſt eine Beſchreibung der Herrlichkeit Tarents, ſeines milden Klimas, ſeiner entzückenden Lage, und darin iſt viel ſchön und gut Geſagtes. Sodann hat er das Glück, einer ſchönen Quellnymphe bekannt zu werden, welche ihm die Wunder des alten Tarent zeigt, nämlich in Bildern eines Prachtgewebes, und das wirkt und ſtickt ſie für Neptun, den Schutzgott dieſer irdiſchen Paradieſe. Der große Neptun nämlich iſt mit der Zeit barock ge-

worden: er bereitet wundervolle Feſte für Se. katholiſche Majeſtät den Kaiſer Leopold, den Beſieger der Türken. So verherrlicht das Gedicht auch den König von Polen, die Herzoge von Baiern und Lothringen u. ſ. w. Die folgenden Bücher ſchildern die Natur Tarents, den Reichthum ſeiner Meere und ſeiner Fluren.

Ein jüngerer Freund und Verwandter Aquino's vom alten Hauſe Carducci gab die Deliciae Tarentinae zuerſt heraus, und verſah ſie mit maſſenhaften gelehrten Zuthaten, welche ſich über die Alterthümer wie die Geſchichte der Stadt in abſchreckender Breite ergießen — ein mare piccolo von Noten, wie nur ein ſtockgelehrter Profeſſor in den ſchwülſten ſeiner attiſchen Nächte es ſich vorſpiegeln möchte: die Gelehrſamkeit hängt da herum, ganz wie die Auſtern und Cozze nere an den dicken Tauen. Dieſes ſo zugerichtete harmloſe Roccocogedicht dient jetzt zugleich als Brunnen antiquariſcher Weisheit. Man hält es im Lande hoch als ein Nationalwerk. Es iſt auch neuerdings zu Lecce mit einer italieniſchen Ueberſetzung wieder abgedruckt worden. In der Vorrede ſagt der Herausgeber, daß es patriotiſch ſei, die Deliciae Tarentinae wieder zu ediren, heute, wo es ſich darum handle, aus dem Mare piccolo einen Kriegshafen zu machen.

Ja, dieſer Kriegshafen und die verſprochenen Arſenale bekümmern und bewegen jetzt hier alle Welt. Wenn ſie erſt eingerichtet ſind, dann wird Tarent, ſo ſagen die Einwohner, wieder die Königin des joniſchen Meeres ſein. Wir wollen es wünſchen. Vielleicht, daß ſpäte Enkel dies Wunder erleben. Aber wenn man heute die berühmten Königinnen der Meere im Alterthum und im

Mittelalter ſieht, Venezia und Taranto, wie ſie, in verblichene Purpurfetzen gehüllt, ihr betrübtes Witwenantlitz, die eine in der Adria, die andere im joniſchen Golfe, abſpiegeln, ſo möchte man doch glauben, daß ihre Zeit für immer dahin iſt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.